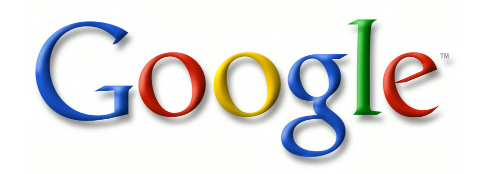


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

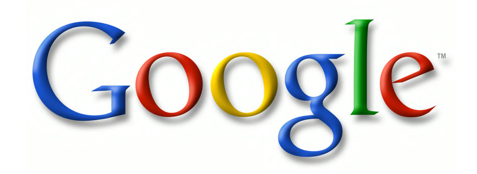
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1963

[redacted]

G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1854

Erster Band.

[redacted]

G. Phillips' und G. Görres'

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Jos. Edmund Jörg.

Dreiunddreißigster Band.



München, 1854.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
MAY - 9 1000

D1
H4
v.33

[redacted]

Inhaltsverzeichniß.

[redacted]

*

[redacted]

Seite

[redacted]

I.

Unsere Lage

zum neuen Jahre.

Als vor einigen Monaten ein Großmeister der kritisch-philosophischen Schule einen prüfenden Blick auf die Zeitläufte warf, da fand er in der ganzen Weltgeschichte für unsere Lage nur einmal ihres Gleichen, auf dem Punkte des römischen Cäsarenthums nämlich, wo die germanische Wildheit in die jungen christlichen Ideen einging, und diese Combination neue Formen des staatlichen Daseyns schuf. Und auf die Frage: was denn demnach aus unserer Zukunft werden solle? antwortet er mit ernstlicher Warnung vor vermessenen und voreiligen Constructionen über Dinge, von denen man unmöglich etwas wissen könne, weil sie tief im Schooße des „Fatums" verborgen seien. Der Glaube an das blinde Fatum allein ist dem Meister der Kritik als rettender Strohhalm — denn der Mensch kann ja nicht anders, etwas glauben muß er! — übrig geblieben, nachdem er seinen Abgott, den allmächtigen Staat, mit hippokratischem Gesicht und den letzten Zügen nahe, darniederliegen sieht, und da er weiß, daß dieser Staat unfruchtbar und impotent zur Fortpflanzung war. Allerdings, was lebensfähig für die Zukunft

Platz zu machen, das man füglich Rechtsstaat nennt; in ihm leistet der Staat das Höchste, was er leisten kann, die — „Sicherheit“. Je kräftiger aber die Arbeit des gottmenschlichen Worts sich jetzt schon hebt, desto weniger schmerzlich wird die Geburt durch jene Uebergänge stattfinden, und hiermit findet der Christ zum geraden Gegentheile der rath- und thatlosen fatalistischen Resignation sich wachgerufen, mit der Herr Bruno Bauer — denn kein anderer, als er selbst, ist unser desperater Kritikus! *) — einer allerdings finsterblickenden Zukunft entgegenharrt.

Graf Montalembert hat jüngst an den berüchtigten Speichellecker vor jedem herrschenden Fait accompli, den Parlaments-Expräsidenten Dupin, eine Strafepistel gerichtet, in der er äußert: ihm seien in der Welt nur noch zwei Klassen bekannt: die der Männer von Herz, Geist und Ehre, welche das Unrecht empört, die an das Gewissen, an die Freiheit, an die Würde des redlichen Mannes glauben, und die der Höflinge der Gewalt. Letztere sind überall die Satelliten der modernen Staatsomnipotenz; man nennt sie vielfach „Conservative“ katexochen, und schilt jene ersteren aus demselben Grunde revolutionär. Am meisten unterliegen die aufrichtigen Katholiken solcher unglaublichen Verwechslung, selbst von den Höhen der Throne herab. Das ist aber ein starker Beweis für die einer bessern Zukunft vorbehaltene Sieghaftigkeit ihrer Sache, daß man sie immer gleich herausfindet als diejenigen, welche etwas Höheres kennen, als die Raison des modernen Staats, und selbst über dessen Trümmern noch fortleben zu können hoffen würden, sogar menschenwürdiger als vorher; welche, mit Einem Worte, am allerwenigsten Aussicht bieten, in dem Gedanken aufzugehen, daß die ewige christliche Kirche nichts Anderes sei, als eine

*) Rußland und das Germanenthum. Von Bruno Bauer. Charlottenburg 1853.

Abtheilung des Staats-Polizei-Departements. Einen solchen „Patriotismus" kennen sie freilich nicht, und solche „conservativen" Vereine sind auf katholischem Boden, Gott sei gedankt! nirgends erwachsen, wie der kurhessische „Treubund", der im vorigen Jahre durch Giftmord und Diebstahl wieder drei seiner Coryphäen verloren, ohne daß man wüßte, wie viele ähnlichen Fälle aus seiner Mitte nur nicht zur Oeffentlichkeit gelangt sind. Darum wird ihnen jetzt, aus Anlaß der glorreichen Erhebung des modernen Staats zum riesenhaften Musterzuchthaus am Oberrhein, mehr als je das Glück zu Theil, daß hoch-„conservative" Personen und Journale sie „revolutionärer Gelüste" zeihen. Man legt aber damit nur ein Zeugniß von doppelt froher Bedeutung ab: für die Katholiken, daß sie, weit entfernt von der stummen Resignation vieler Andern, welche man auch für „Männer von Herz, Geist und Ehre" halten muß, erstaunlich rüstig für die staatliche Zukunft arbeiten; über den omnipotenten Staat aber, daß er tiefer und tiefer in die Verblendung seines Hochmuths versinkend an eine Zukunft gar nicht mehr zu denken im Stande ist, und den letzten Nagel aus der Wand verkauft, morgen kommt ja die Gant.

Bereits ist es zur ständigen Phrase geworden: die katholische Kirche allein habe die Bewegung von 1848 auszubeuten verstanden, indem sie damals die klare Erkenntniß geltend gemacht, daß ihr nichts förderlicher sei, „als ihre Befreiung von der gefährlichen Freundschaft der Constabler und Gensdarmen"*); und dabei denkt man sich in der Regel: das hat sie gethan zum Nachtheil des Staates. So inveterirt ist das Mißverständniß über Staat und Staat, daß man höchstens mit dem unverstandenen Schlagwort: „der christliche Staat" schönthut, die Idee des „Rechtsstaats"

*) wie W. H. Riehl in seinem neuesten Werke: „Land und Leute" sagt.

[redacted]

aber gar nicht zu fassen vermag. Ein solcher hätte der Kirche, selbst wider ihren Willen, die Rechte aufbringen müssen, welche sie nun vom omnipotenten Staat reclamiren, um die sie noch vielfach mit ihm geradezu ringen muß. Dieß ist auch ungefähr der Grundgedanke eines neulichen den Krieg mit der badischen Bureaukratie beurtheilenden Artikels der officiösen „Oesterreichischen Correspondenz," welcher gerade um dieses Grundgedankens willen bedeutendes Aufsehen gemacht zu haben scheint. Die Kirche ist eben das einst staatenbildend in das Chaos der alten Welt gesenkte gottmenschliche Wort, und nach langen Trübsalen war sie erst selbst im J. 1848 von dem Druck menschlicher Willkür nach Innen und Außen wieder so weit frei, daß sie den Völkern ankündigen konnte: Gott hat in Gnaden gewollt, daß ihr endlich frei werdet von dem widerchristlichen Gebilde des omnipotenten Staats. Bei dieser Prophetie ist sie stehen geblieben bis zur Stunde, und damit war Alles ausgesprochen auch in Betreff ihrer eigenen Rechte im Staat. Hätte die Kirche damals nicht also gesprochen, ja, wäre nur denkbar, daß sie vermocht hätte, nicht also zu thun — dann wäre allerdings die fatalistische Resignation unseres Meisters der kritischen Schule am Platz. Aber — „die Freiheit vom Staat existirt bereits!"

Nur die Kirche hat seit jener schweren Zeit ohne Wanken überall bezeugt, die Gnadenzeit für die Träger der omnipotenten und absoluten Staatsraison sei um, während man sich sonst noch fast allgemein mit merklicher Zuversicht für sie trug. Erst nachdem Rußland's schwere Hand an die östliche Pforte geklopft, war es plötzlich keine Auszeichnung mehr, gewaltige politischen Veränderungen für die nächste Zeit zu prophezeien; Victor Hugo auf Jersey gibt sich nicht eifriger damit ab, als die würtembergischen Mucker, die allmorgentlich irgend einen apokalyptischen Schrecken hinter dem Gartenzaune suchen. Sonderbar! wie damals in der ahnungsvollen Erregtheit aller Gemüther zur Reformationszeit, so reden auch jetzt

wieder die Organe der Schwärmer von der Sammlung der Kinder Gottes an bestimmten Stätten, von ihrem Auszug nach Jerusalem und anderlei Sicherung vor den Strafgerichten Gottes; und damit in der auffallenden Parallele keine Lücke sei, scheint der Glaube an den Teufel vor dem an Gott wiederkehren zu wollen. Wie z. B. die Schriften Luther's voll von Hinweisen auf zuvor nie erhörte dämonischen Bezeugungen aller Art sind, der Teufel zum Hausgesinde der Reformatoren zählte, auch namentlich zu Rottweil und anderer Orten am hellen Tage herumspazierte, und sofort die Gräuel des Zauber- und Hexenwesens erst zur eigentlichen Blüthe gediehen; so muß jetzt ein Bischof nach dem andern seine warnende Stimme gegen die „Wunder" der klopfenden, lautirenden, schreibenden Tische erheben, die aus Nordamerika's und England's Paradiesen der „freien Forschung" zur Aufklärung für die „Superstition" Rom's herübergeschickt sind.

Aber auch abgesehen von allen Erektionen auf dem dunkeln Gebiete der Mystik, hat der eiskalte Verstand unseres kritischen Philosophen aus Berlin in den Hörsälen der Universität und auf dem Markte des öffentlichen Lebens Feuerzeichen des „allgemeinen Ruins und Zerfalls im westlichen Europa" gefunden, die allerdings höchst bemerkenswerth, aber an sich vielmehr Glück- als Unglück weissagend für Jedermann sind, nur nicht für die absolute Staatsraison. Die Philosophie, sagt er, ist einer unleugbaren Katastrophe verfallen: nachdem ihr die Deutschen achtzig Jahre lang die besten Kräfte geopfert, habe sie seit zwölf Jahren keinen einzigen neuen Gedanken hervorgebracht, auf den die Welt noch hätte achten mögen, auch wenn die Völker nicht völlig in ihre praktischen Aufgaben versunken wären, und bloß mehr Ingenieure für ihre industriellen Anstalten brauchten. Die zweite Erscheinung am europäischen Völkerleben aber, deren Umfang und reißend schnelle Reife fast ohne Parallele bleibt,

[redacted]

ſei die Thatſache: daß Fragen über Grundprincipien des politiſchen Lebens, die früher ganze Generationen und Völker bewegten, jetzt abgeſchloſſen ſind, und von keinem Volke mehr eines ernſtlichen Opfers werth gehalten werden, z. B. die Frage über das — conſtitutionelle Syſtem.

Ja wohl! Und was die Hauptſache iſt, es war eben die volle Ausgeburt des omnipotenten Staats, dieſer ſelbſt, wogegen hiemit der richtige Inſtinkt der Völker ſich gewendet hat; was ſie wollen iſt der Rechtsſtaat, und ihn will auch die chriſtliche Idee. Was aber die Uebergänge zur großen politiſchen Veränderung angeht, ſo mag ſie die Zukunft wie immer geſtalten, wir ſtehen zweifelsohne ſchon an ihrem Rande. Sie werden gewaltig in die Weite und in die Tiefe gehen, das erfährt bereits Niemand mehr als der Publiciſt und zwar an ſich ſelber. Wohin ſoll er zuerſt ſeine Augen wenden, es kniſtert und kracht ja an allen Ecken und Enden zugleich im alten Hauſe? Noch vor wenigen Jahren konnten dieſe Blätter leicht ein Jahr hindurch ihrer Pflicht nachkommen, ohne einmal die Leſer über den Ocean weſtwärts oder über die Grenzen der Civiliſation oſtwärts führen zu müſſen. Jetzt dagegen wirft Nordamerika ſeine langen Schatten auf die europäiſchen und ſelbſt die vorderaſiatiſchen Verhältniſſe, ſo daß jüngſt ganz England Schrecken ergriff, als die Sage aufkam, der auf Schuldenmachen ausgeſchickte türkiſche Geſandte werde von den Freiſtaaten gegen Verpfändung eines wohlſituirten Inſelchens die Summe bekommen, die er bei den Engländern und Franzoſen vergebens ſucht, und Entſetzen, als es noch dazu hieß, Nordamerika werde dafür auch gleich ſeine Flotte gegen Rußland zu Hilfe ſchicken; ihre Bürgerrechts-Theorie haben ſie ganz Europa zum Hohne bis zur Exemtion von allen Geſetzen in der Fremde principiell interpretirt, und zu allem Uebermuthe kommt nun noch, daß ſie ihre Flibuſtier als Geſandte den betreffenden Staaten zuſchicken. Kaum wendet man ſich aber wieder gegen Oſten, die

unberechenbaren Folgen der chinesischen Revolution, die Pläne der Nordamerikaner auf Japan und die Stellung der Russen an den nördlichen Grenzen beider zu betrachten, so kommt ein Nothruf aus Ostindien über die Fortschritte der Letztern und ihren neuen Bund mit Persien. Ein Blick auf England selbst, das jetzt bereits vielbedrängte, und schon ruft ein neuer Sieg der Russen am Kaukasus nach dem schwarzen Meere ab; Aufruhrgerüchte aus Paris, entscheidende Nachrichten aus Konstantinopel, Jammer aus Rom, dunkle Sagen aus Neapel, tolle Mette in Piemont, desgleichen in der Schweiz, treuliches Nacheifern im freimaurerischen Portugal, Wechselfieber zwischen Rathlosigkeit und Feigheit im liberalen Spanien, der ewige Jude in Dänemark, revolutionäre Auftritte und Russenangst in Schweden, nicht zu reden von Holland, Belgien, u. s. w., sämmtliche überragend an den Grenzen von Oesterreich und Preußen der plötzlich nach allen Seiten hin in Bewegung gerathene russische Coloß, und andererseits der enggeschlossene Cordon der sechsten Großmacht Kossuth-Mazzini von London bis Smyrna — kurz, ein Ruhepunkt nirgends, als etwa ein erzwungener in dem Lande, wo der Publicist gerade sitzt, Dank der hohen Polizei, die ihre Pflicht kennt, das Hochgefühl neuerwachter Staatskraft vor jeder Alteration zu behüten. Selbst die religiöse Entwicklung außer der Kirche wird nur dem Blicke faßbar, der stets von der Mitte nach dem äußersten Westen hin und wieder läuft, während hier wie dort die Verwirrung seit fünf Jahren um das Fünfzigfache gestiegen ist. Und für alle diese Riesenaufgaben der geistigen Physiologie ist unter den deutschen Katholiken kein Görres, für alle die Probleme der religiös-politischen Anatomie kein Jarcke mehr erschienen.

Die „Glossen zur Tagesgeschichte" haben im verflossenen Jahre wiederholt auf die Symptome einer politischen Weltstellung der Zukunft hingewiesen, in der Mitteleuropa, als der alte Herd der christlichen Civilisation sein moralisches

[redacted]

Uebergewicht behauptend, zwischen den beiden nach dem Westen und dem Osten dienenden oder herrschenden europäischen Mächten stehe, und auf den Grundlagen der christlich-germanischen Lebensanschauung den Rechtsstaat realisire. Und in der That sind jene Symptome täglich mehr hervorgetreten, und zwar, wenn wir die Entwicklung der Dinge in Amerika einerseits, in Asien andererseits weiter unberührt lassen wollen, in vier großen Erscheinungen, welche die Tagesgeschichte zum Theil schon unzweifelhaft an's Licht gestellt hat. Diese vier Erscheinungen sind die Kategorien, unter welche eingeordnet das Wirrsal unserer Zeitläufte einen deutlichen Blick in die Zukunft gewährt; selbst die orientalische Frage bildet dazu nur ein untergeordnetes Moment. Hier genügt immerhin mit einigen Andeutungen über die vier Punkte, nach denen die Ausbeute ihrer Zeitungen zu subsummiren wir den Lesern selbst überlassen; wir meinen aber: 1) den augenscheinlichen Niedergang England's von seiner privilegirten Stellung, 2) die unverkennbare Wendung Rußland's nach seiner Mission in Asien, 3) die Enthebung der großen Nation von ihrer für das eigene Hauswesen noch verhängnißvoller, als für das fremde gewordenen „universellen Aufgabe," dem politischen „Erlösungswerk," für die Entscheidung der Tagesfragen von ganz Europa zu sorgen, endlich 4) unter den deutschen Großmächten, wenigstens bei Oesterreich, das Hervortreten der Fähigkeit, die natürlichen Fundamente für den Rechtsstaat der Zukunft zu bieten.

Was England betrifft, so ist Alles mit dem Einen Satze gesagt: sein inneres politisches Leben geht einer durchgreifenden Veränderung entgegen, denn seine Aristokratie hat ihre herrschende Stellung verloren. Es kann sich nicht mehr als aristokratische Republik behaupten, und seine Königthum wird bald einer demokratischen Menge gegenüberstehen, die es zwingen wird, nach den Mitteln zu greifen, die das continentale Königthum zu seiner Behauptung angewandt hat. Im Mit-

telalter hat die geistliche Gewalt der weltlichen Schranken gesetzt, also das gebildet, was man heute constitutionelles Gegengewicht nennt; als der Protestantismus die Fürsten von dieser Schranke befreite, und im ganzen gesellschaftlichen Systeme Europa's eine Lücke zurückließ, besaß England bereits einen Ersatz an seiner Aristokratie, die das Königthum sich unterworfen hatte. Seitdem stritten sich ihre Glieder um die weitern oder engern Schranken des unterjochten Königthums; jetzt aber will auch das Volk an dem Kampfe Theil nehmen, und die alte Whig-Opposition ist von den Massen umringt, zu Maßregeln gezwungen, welche die alte Verfassung, d. h. das ständische und aristokratische Grundelement derselben, zerstören. Man sieht die Milizbill falsch an, wenn man ihren einzigen und wahren Zweck nur in der Sicherstellung gegen Frankreich sieht; sie ist vielmehr eine Stärkung des Königthums gegen die fortschreitende Demokratisirung England's und einer der bedeutendsten Schritte zur Annäherung der englischen Verhältnisse an die continentalen. Der Whig, der einst den Schild der Volksrechte gegen die Krone vorhielt, verschwindet jetzt, auf rein negative Politik reducirt, in dem großen Gegensatz zwischen Volk und Königthum; der Tory sinkt darin zum Regierungsbeamten des inmitten einer demokratisirten Volksmasse isolirten Königthums herab.

Wer etwa wähnte, diese Sätze blickten zu finster oder seien gar aus dem Vorurtheil ultramontaner Antipathien erwachsen, dem sei im Vertrauen zu wissen gethan, daß sie gar nicht uns angehören, sondern gleichfalls unserm Meister der kritischen Schule, demselben Bruno Bauer, welcher mit bitterm Schmerze also fortfährt: „Die Wünsche der politischen Utopisten, die eine gleichförmige Constitution für die ganze Welt als das höchste Ideal betrachten, gehen ihrer Erfüllung entgegen, und der Gegensatz, der bis jetzt zwischen dem Continent und dem insularen Monopol England's bestand, wird, wenigstens in Bezug auf die Verfassung, sich immer mehr ver-

ringern und endlich ganz auflösen." So weit ist es mit der Generationen hindurch von ganz Europa bewunderten und schlecht copirten Verfassung Englands bereits gekommen, und zwar nach eines Bruno Bauer Zeugniß, daß die englischen Parteien selbst keinen Unterschied mehr zwischen ihr und dem heimgegangenen continentalen Repräsentativ-System kennen. Jeder Schritt in der immer wiederkehrenden Reformfrage führt der wirklichen Verwandlung näher; nicht auf das Landvolk der Grafschaften, das ächt conservativ ist, sollen die den „verrotteten Burgflecken" abzunehmenden Wahlrechte übergehen, sondern auf eine Reihe von politisch und religiös gründlich radikalisirten Fabrik- und Bade-Städten, die schnell volkreich geworden, zu immer niedrigerm Census. Und was ist dem jetzigen England nicht an politischer Thorheit Alles zuzutrauen! Geht es ja offenbar endlich denselben Weg, den der Continent vor 60 Jahren betreten. Während sonst seine religiöse Pietät sprüchwörtlich war, lehren jetzt an hochkirchlichen Collegien socinianische Professoren, und als der schottische Klerus jüngst die Erlaubniß zu einem Bußtag wegen der Cholera nachsuchte, durfte Palmerston, der „conservative" Gegner der innern Politik Russel's, ohne Besinnen antworten: ein Waschtag für Stadt und Land sei zuträglicher als ein Bettag. Die Staatskirche ist ein einbalsamirter Leichnam, und damit ja Alles zusammenkomme, was in England einst unerhört war, erzählen die Blätter gerade jetzt von dem ungemeinen Zorn der Nation, sonst weltbekannt als die geborne Loyalität selber, über die deutsche „Camarilla" ihrer Königin, welche die Ehre England's aus dynastischen Interessen an Rußland und den lieben Frieden der Koburg-Gothaer verrathe, wozu allerdings die freimaurerische Geschäftigkeit des Prinz-Gemahls nicht wenig Anlaß gegeben haben mag. Zu solchen Anfängen der treu- und glaubenslosen continentalen Schablone denke man sich nun noch die unglaubliche Demoralisation der Massen und die Unnatur des dortigen Ver-

hältnisses zwischen Capital und Arbeit, um zu begreifen, wie viel leichter, als irgendwo sonst, die Revolution in England aufräumen wird. Seit sechzehn Wochen läuft wie ein rother Faden die Schaar von 70,000 Arbeitern durch die Journale, welche, dießmal von socialistischen Agitatoren berathen, auf dem heiligen Berg ihres „Strike" sitzen, mit täglich furchtbarer drohenden Mienen den selbst ruinirten Arbeitgebern eine Erhöhung von 10 Proc. abzutrotzen, wie ihnen Aehnliches seit zehn Jahren wiederholt mit viel geringerem Kraftaufwand gelungen. Und unverdächtige Beobachter finden principiell das Recht der Nothwehr des Leibeigenen gegen den unumschränkten Herrn auf Seite dieser Vorläufer einer vielleicht noch unerreichten socialen Revolution, denen auch bereits ein förmliches Arbeiter-Parlament zur Seite steht und ein geordnetes Kriegsbudget zur Erhaltung der Strike-Mannschaft!

Dazu nun ein allgemeiner Krieg? Man sagt, nicht ohne Grund, daß Napoleon III. sich viel weniger um den Frieden kümmere, als das alliirte England. Ist auch nicht zu verwundern! Seit Monaten betreffen die interessantesten politischen Nachrichten aus Frankreich, abgesehen von den befohlenen neuen Eintags-Hofmänteln mit kostbaren Schleppen und der prächtigen Hofhaltung in Fontainebleau, gegen die Windsor sich nur wie ein Gasthaus ausnehme — nichts anderes als die Aufgabe des „Kaisers der Leidenden", Paris zu bauen und zu füttern, d. h. neuerdings ganze Straßen niederreißen, und zur Erhaltung des Brodpreises auf 40 C. die tägliche Uebertheuerung von 120,000 Fr., mit der nächsten Aussicht auf 250,000 Fr. oder 6½ Mill. monatlich, aus Stadt-, resp. Staatsmitteln ausbezahlen zu lassen. Die Sorge beschränkt sich auf Paris und ein besonderer Cordon hindert die Verschleppung des wohlfeilern Brodes, das dort der Millionair wie der Bettler genießt, nach dem platten Lande, wo die baare Verzweiflung des Hungers reißend Platz greift. Während aber so der Cerberus mit dem Rachen Paris die begütigen-

[redacted]

den Brocken hinunterwürgt, die über kurz oder lang auch zu Ende gehen müssen, ragen die andern Köpfe um so blutrother empor, namentlich der von Lyon; die Präfekten zittern, und, trotz aller socialistischen Experimente der Regierung, hat jüngst Troplong vor dem Cassationshofe im düstersten Wahrsager-Ton von besorglicher Arbeit des Socialismus auf allen Punkten Frankreichs gesprochen. Er hat im Legitimistenproceß damit für die „große Nation“ ein neues Recht erobert, das unbeschränkte Recht der Polizei auf die Geheimnisse des brieflichen Verkehrs. Um so mehr glauben die Kenner, daß der völlig confiscirten Glorie des Individuums nach altgewohnt französischer Weise ein Ersatz in la gloire de la nation geboten werden müsse, wobei auch gleich Beschäftigung für die ruhenden und hungernden Kräfte zu gewinnen wäre, auf Kosten des Auslandes. So hielten diese Blätter von Anfang an dafür — vom demokratischen Kaiserthum.

Dem, der nicht viel zu verlieren haben wird und um so leichter mit dem blanken Säbel spielt, ist England allirt; was es einst verabscheut, verachtet, mit Füßen getreten, das liebt, preist und schmeichelt es nun, als den glückseligen „aufgeklärten Despotismus“, der die Civilisation errette. So nicht nur die Minister, sondern die Herolde der allmächtigen opinion publique selber. Wenn man keinen Beweis sonst für den tiefen Fall Englands hätte, dieser wäre genug; es ist bereits nicht nur Partei wie die Anderen und des insularen Monopols verlustig, sondern selbst Sklave der Fremde, wenn es nicht seine Existenz in die Schanze schlagen will; um so leichter wird es sich einst dem schmutzig-unverschämten Bruder Jonathan fügen. Frankreich aber als solches stellt sich selbst jetzt, unter einem zweiten Napoleon, so linkisch zur la gloire und zur Weltdirection, ist so ganz auf das undankbare Geschäft der Pädagogik im Westen angewiesen, daß bloß wer seit vierzig Jahren geschlafen hat, noch von der „naturgemäßen“ Allianz zwischen Oesterreich, Preußen und England reden kann. Der euro-

päische Schwerpunkt liegt nicht mehr weder jenseits noch diesseits des Kanals; dort hat man gar nicht mehr die freie Wahl, und hier? Nun, die „Fusion", d. i. die unbedingte Unterwerfung der Orleans unter Heinrich V., etwa mit Ausnahme einer herrschsüchtigen, von der Propaganda berathenen Dame, scheint ja wirklich geschlossen, die Blutschuld des verbrecherischen Ehrgeizes und der rechtsverhöhnenden Gewaltthat, soweit an den Menschen liegt, gesühnt, und man dürfte seiner Zeit Frankreich fähig finden, in sich einzukehren, zu einem reichen Stillleben, das Mitteleuropa endlich naturgemäß zusammenschlöße, und zwar auf die Dauer, sobald man anstatt abermals mit einer Constitutions-, dießmal mit einer Decentralisations-Urkunde wiederkehrt, und also der absolute oder parlamentäre Bureaukraten-Staat dem Rechtsstaat weicht.

Aber: Krieg oder Frieden? Die große Frage scheint jetzt ihrem Austrag nahe, nicht etwa wegen des russischen Seesiegs bei Sinope, der den Czaren höher hebt, als zwanzig gewonnene Hauptschlachten zu Land, sondern weil plötzlich unser zweiter Punkt, alles Andere in den Schatten stellend, hervortritt: die Wendung Rußlands nach seiner Mission in Asien. Der Czar kriegt nicht mehr gegen den Sultan allein; was dort am persischen Hofe geschehen, und seit Jahren unter den Horden der Mongolen, Kirgisen, Tartaren und selbst der sunnitischen Afghanen mit dem Chan Dost Mohamed zu Kabul, bis der brittische Gesandte verzweifelnd aus Teheran flieht, der schiitische Schah mit Heeresmacht für den Czar gegen den Padischah zieht, und die Stadt des Chans von Chiwa, tief unter dem südlichen Auslauf des Aralsees, den schon russische Dampfer befahren, vor den Kanonen Moskow's fällt — das ist direkt gegen England geschehen. Die grünen Röcke zu Land an Englands Grenzen unmittelbar hinter den tapfern Schaaren der feindlichen Afghanen, im Norden des schmählich geknechteten, von Krämerseelen bis in's innerste Mark ausgesaugten brittisch Indiens, Persien hilfreich

zur Seite — nie war St. James in solcher Noth, so an der Schwelle des Kampfes um die Existenz vom Sund bis zum Himalaya, wie durch den „Meisterstreich machiavellistischer Politik“, den jetzt die „Times“, der alten Prahlereien vergessend, rathlos bejammert. Rußlands Mission in Asien vom Kaucasus bis zu den japanischen Inseln, ein ostindisches Nordamerika! — Palmerston kennt das, und wenn es wahr wird, daß er seinen jüngsten Rücktritt zurücknimmt*), so ist erwiesen, daß auch Aberdeen zur Einsicht gelangt ist. Es steht nicht alle Tage die französische Allianz bereit, wie heute, für einen specifisch englisch-russischen Kampf auf Leben und Tod; bei der zweiten englischen Lebensfrage wegen Aegyptens ist freilich Frankreich auch betheiligt, aber vorerst scheint es mit der Ehre zufrieden und mit der speciellen Sympathie Lord Feuerbrand's. Er ist jetzt der Repräsentant Altenglands: Whig und Tory in Einer Person; ob man sein Cabinet mit dem Namen einer neuen Coalition oder dem der Tory belege, jedenfalls wird es vor nichts zurückschrecken, wie in diesen Blättern für solchen Fall schon vor einem Monat prophezeit war**), und am wenigsten vor der von uns oft angedeuteten eventuellen Allianz mit der sechsten Großmacht, dem Zwillingspaar der englisch-protestantischen und der rothen Propaganda. Die Assassinen der Revolution haben seit Monaten auffallend wenig von sich reden gemacht, denn ihre Schaaren von allen Nationen stehen schon auf der Vorhut, unter dem Halbmond gegen die Russen; aber England und Frankreich haben die Führer bei der Hand, sie sind geradezu die ultima spes beider, und die Stille wird, wenn nicht das neue Jahr Wunder thut, nicht lange mehr dauern. Soweit war Altengland gekommen, daß als sein

---

*) Ist bereits geschehen! Daß Aberdeen sich dem wiederversöhnten Achilles Palmerston „vollkommen untergeordnet“ — die Mühe, dieß eigens zu berichten, hätte die Pariser-Presse sich ersparen können.

**) Band XXXII, S. 64 ff.

erster Repräsentant im Parlament ein Jude stand; nimmt sich nun aber auch Palmerston der Tory an, so wird doch der Ausspruch der Allg. Ztg. vom 29. November nicht zu Schanden werden: „In der That, man kennt das sonst so christliche England gar nicht mehr!"

Heute spricht man von Neigung zum Frieden am Bosporus, bevorwortet durch die neueste Note der vier Mächte, ja, vom Westen her dem verrathenen Sultan fast aufgedrungen; morgen kommt die bestimmte Nachricht von der Expedition der vereinigten Flotte in's schwarze Meer, um die siegreichen Moskow-Schiffe in ihren Häfen zu incarceriren. Die Dinge scheinen überhaupt bereits stärker zu seyn, als die Personen. Kein Zweifel, daß der Divan in der Wahl zwischen dem jähen Tod am „Schutz" der im Wort und auf Papier gar treuen Alliirten, und dem langsamern Hinsiechen an russischem Protektorat, wenig angestanden wäre, nachdem Niederlagen zu Land und See den in unverhoffter Glut wie ein Strohfeuer wiedererwachten Fanatismus abgekühlt, während ein paar Siegesnachrichten gewiß das Signal zu allgemeiner Christenmetzelei gegeben hätten. Er wäre wohl um so weniger angestanden, als England selbst, wenigstens zum Scheine, nun viel mehr verlangt, als der Czar je gethan, nämlich eine den Koran stürzende Gleichstellung der Christen mit den Kindern des Propheten, die unmöglich ist, so lange die Türkei Türkei bleiben will, während andererseits die neue Note erklärt: daß Rußland zufrieden sei mit Aufrechthaltung des status quo der Orthodoxen, d. i. ihrer „vollständigen Gleichheit" an Rechten und Freiheiten mit den der übrigen Confessionen, und zwar „unter der Aegide des Sultans", so daß also jetzt nicht nur von „Vorrechten", selbst in der „Kreuzzeitung", keine Rede mehr ist, sondern sogar das von Nesselrode einst so grimmig angefallene „par la porte" der sultanischen Correktur zur ersten Wienernote officiell acceptirlich erscheint. Kein Zweifel, daß Rußland jetzt mit einem

[redacted]

Billigen sich begnügte; wir waren immer der Meinung, daß es die Sache in Europa nur höchst ungerne zu weit kommen ließe; es hat mit der Türkei stets nach diesem Princip gehandelt, selbst gegen die Westmächte, und die schwache Besetzung der Donaufürstenthümer nebst ihrem Resultat, den anfänglichen Fortschritten der Türken, lieferte noch jüngst dafür den bündigsten Beweis. Was Mentschikoff, der eifersüchtige Pendant Leiningen's, intendirte, ist nun doch erreicht: die Türkei wird sich von den Fieberschauern der letzten zehn Monate nie wieder erholen, und wenn bei ihrer gallopirenden Schwindsucht ihre slavisch-griechischen Stämme sich noch so kräftig und selbstständig, wäre es selbst unter europäischer Garantie gewesen, erholt hätten, so würde doch der englische Einfluß für immer abgewiesen seyn. Kein Zweifel, daß auch die Westmächte, als nach dem jüngsten Aufraffen der letzten türkischen Mittel der Rausch verflog und ihre nackte Erbärmlichkeit erst recht hervortrat, namentlich die drohende Haltung des serbischen Vasallenstaats an der Spitze der türkischen Slaven, noch bis zum 10. Dezember gerne, selbst im heimlichen Einverständniß mit Rußland, den Streit kurz abgeschnitten hätten, und nur noch Flottendemonstrationen machten, um den Großsprechereien ihrer Völker gegenüber ein Mäntelchen für die compromittirte Ehre zu schaffen, nachdem man bei ihnen daheim noch kurz zuvor den Verzicht Rußlands auf alle Verträge von dem zu Kutschuk-Kainardschi an als die conditio sine qua non eines möglichen Friedens mit der Türkei erklärt hatte! Aber nun — Sinope und was noch ärger ist, das Feuer am Aralsee, Rußlands Fortschritte in Asien überhaupt! Wird es sich hier auch nur so leicht begnügen können oder wollen, nach mehr als fünfzehnjähriger schweren Arbeit, und was könnte dort, noch während man vielleicht in Stambul über den Frieden verhandelte, nicht Alles geschehen und England den Rückzug unmöglich machen?

Aber, wie gesagt, die würdige Festigkeit der westlichen

Großmächte liegt neuerdings zu Tage; gestern süße Friedens-Lieder, heute Kriegslärm in den Hofburgen und ihren Moniteuren zu London und Paris, dort in der opinion publique Mordio über Aberdeen's „Landesverrath," das non plus ultra der Schimpferei und Prahlhanserei überall, hier aber noch besonderer Stolz auf den vermeintlichen Sieg der Ansicht Napoleons III. So wäre denn für Palmerston die Stunde gekommen, seine Kunst zu zeigen, denn man weiß wohl, wie ein Krieg Rußland's gegen England möglich wäre ohne einen allgemeinen Krieg, aber nicht umgekehrt. Entweder ist Rußland für die Britten unzugänglich, oder es bahnt sich mit Frankreich durch Deutschland den Weg, wir haben gesagt, mit welchen Gehülfen sonst noch. Ja, hätte jenes Albion nicht mit aller Gewalt der beispiellosesten Perfidie seinen „ältesten Alliirten" von sich gestoßen, dann wäre es vor feindlichen Attentaten Rußland's in Asien wie Europa in guter Ruhe: das hat es durch seine auch von der Allg. Ztg. „unermeßlich" genannten Anstrengungen, Oesterreich gänzlich von Rußland zu trennen, noch bei Gelegenheit der letzten Friedens-Note selber tausendfältig verkündet. Kaum war diese von den vier Mächten genehmigt, so ging durch die englische Journalwelt, die sich eben noch in blutigen Drohungen mit der rothen Meute und selbst mit Napoleon III. gegen die „Neutralität" des Kaiserstaats erschöpft hatte, ein Jubelsturm über die neue „Quadrupel-Allianz" gegen Rußland: jetzt endlich sei Oesterreich aus der unglückseligen Neutralität herausgerissen, habe eine „bindende Uebereinkunft" mit dem Westen getroffen, einer förmlichen „Coalition gegen Rußland" zugestimmt. Und als schließlich die wahre Tragweite der vermittelnden Wiener-Convention nicht mehr zu verläugnen war, hieß es in London: Oesterreich müsse dennoch zum Westen stehen, denn sonst gäbe es endlich „nur Eine Macht ersten Rangs in der Welt, und namentlich wären Preußen und Oesterreich zu den Füßen dieses Kolosses ungefähr, was Belgien neben Frankreich ist."

[redacted]

Hätte England nur jene „Eine Macht“ vor und nach 1848 für die eigene Zukunft im Auge behalten! Nun aber ist es zu spät. Die alten Machtstellungen sind unwiederbringlich dahin; wie in vielen Dingen hat jetzt auch in der hohen Politik die einfache Natur die künstliche Unnatur überwunden; der Kern der mitteleuropäischen Weltstellung ist constituirt und fühlt sich; was das dirigirende England so sehr gefürchtet, ist da: Europa hat sich „in Separat-Allianzen“ zersplittert, und nur England wird schließlich allein stehen, zur Gesellschaft mit den Yankee's! Rußland aber — verkennen wir die wunderbaren Wege der Vorsehung in dem mit so viel trotzigem Uebermuth und unwahrer Hinterhaltigkeit hervorgerufenen Türken-Handel nicht! — es erscheint wie von unsichtbarer Hand seiner Mission in Asien entgegengetragen, nachdem Oesterreich's gemessene Würde in Europa den Riegel geschoben, und diese Wendung ist ein Glück für alle Welt, für Europa und Asien, nur für — England nicht!

Schwere Zeiten werden, wenn nicht morgen so übermorgen, zu den großen Veränderungen führen, aber wir haben keinen Grund, mit unserm Berliner-Philosophen entsetzt die Augen zu schließen und uns blind dem blinden „Fatum“ in den Schooß zu legen. Wir sehen lebendigen Trost in den Thatsachen, welche unter die vierte und wichtigste Kategorie unserer Symptome einer bessern Zukunft gehören, und die Haltung der deutschen Großmächte betreffen — Niemand lieber, als wir, würde den Beisatz unterlassen: „wenigstens Oesterreich's“, wenn Preußen seit unserm letzten Kriege mit dem Russen-Fanatismus der „Kreuzzeitung“ nur durch Ein Wörtlein, nur durch Eine Correktur der alten Politik angedeutet hätte, daß es für Deutschland auch ein Herz, nicht bloß einen Magen habe. Die Kaiser-Conferenz im Herbstlager zu Olmütz wird ewig denkwürdig bleiben, wo der Czar, wie berichtet wird, persönlich versuchte, Oesterreich zu seiner Politik mit fortzureißen, statt dessen aber die offene Neutra-

nicht, als Zweck dieser schreienden Rechtsverweigerung, offen die Absicht anzugeben, den Katholiken eine rechtmäßige moralische Waffe gegen die badische Bureaukratie zu entziehen. Das wäre aber ein sehr schlimmes Zeichen für die Fähigkeit Preußens zum Rechtsstaat der Zukunft, und ein handgreiflicher Beweis, wie gern man den Katholiken dort ihr Recht überhaupt gönnt. Schon die gesunde auswärtige Politik forderte von ihm nicht weniger, als von Oesterreich, eine kräftige Intercession wider Baden's Vorgehen; denn wie groß die Aufregung darüber in Frankreich ist, weiß Jedermann, und es wäre nicht das erstemal, daß man dort von höchster Stelle herab die heilige Sache der Kirche zu politischen Parteimanövern benützte, wie sonst, oder dießmal vielleicht gleichzeitig, die kaiserlich protegirte Freimaurerei. Wollen sich aber die deutschen Großmächte einer solchen moralischen Niederlage aussetzen, einer diplomatischen Intervention Frankreichs für tyrannisirte deutsche Katholiken? Und wie konnten sie überhaupt nur so lange, zu diesen unsern Zeiten und gerade in jenem wichtigen Gränzlande, ruhig einem über alle Schranken unserer möglichst pessimistischen Vorstellung vom badischen Regierungsverstand hinausgetriebenen Gebahren zusehen, dem die Strafe des qualificirten Landfriedensbruches, oder das Tollhaus gehört? Wenn man in Preußen gegen Lippe wegen einer, nach den eigenen preußischen Vorgängen, dort gar nicht existirenden „Rechtsunsicherheit" die „höchste Behörde in Deutschland" anrufen kann, „recht bald" einzuschreiten, warum gegen dieses verrottete Baden nicht, wo eine tausendfache „Rechtsunsicherheit", oder vielmehr ein Schreiber-Willkür-Regiment, eine officielle Rechtsverhöhnung wirklich existirt, die, zur Schande Deutschlands, das Tagesgespräch von ganz Europa bildet? Und wenn auch der preußische Aufruf gegen Lippe nicht wäre, so ist doch, sollte man meinen, vom positiven Recht des alten Reichs so viel in Gültigkeit geblieben, daß die Nachbarn Spritzen zu bestellen vermögen, wenn Ei-

[redacted]

ner die Caprice hat, sich das eigene Haus über dem Kopf anzuzünden, weil die gemeinsame Kleinstaats-Idee Anstand findet, aus Kirche, Protestantismus und Staat eine Liebesjünger-Loge unter dem eigenen Vorsitz zusammenzuschmelzen, zur Einführung des Johanneischen Zeitalters, wie sie es ansehen. Den Anachronismus merken sie nicht; das göttliche Wort in der Weltgeschichte hat ihn nur den großen Mächten endlich zu verstehen gegeben, leicht zu errathen warum? aber ganz Deutschland hat Anspruch auf ihre Einsicht von Gottes Gnade!

II.

Literatur.

Die gegenseitige Gemeinschaft in Kulthandlungen zwischen Katholiken und Akatholiken mit besonderer Berücksichtigung der jetzigen Zustände in Deutschland. Ein Beitrag zur Ausgleichung differenter Ansichten der Theologen in dieser Materie. Von Dr. Fr. Schöttl, Prof. der Theol. am k. Lyceum in Eichstädt. Regensburg 1853. Verlag von G. J. Manz. 8. S. 165.

Die Stellung der katholischen Kirche den andern Confessionen gegenüber und die Gemeinschaft ihrer Angehörigen mit Andersgläubigen in Sachen des Cultus gehört zu den schwierigsten praktischen Fragen des heutigen Kirchenrechts, besonders in Anbetracht der modernen Gesetzgebung und der älteren Observanzen, die sich aus dem Zusammenleben von Katholiken und Protestanten seit dem westphälischen Frieden herausgebildet haben. Angeregt durch die Aeußerungen des

1848 in Würzburg versammelten deutschen Episkopats und der in Freising 1850 abgehaltenen Conferenz der Bischöfe Bayerns, sowie durch den jüngsten, die kirchlichen Trauerfeierlichkeiten betreffenden Conflikt in Baden, hat der Verfasser der vorliegenden Abhandlung die katholischen Grundsätze über die Cultus-Gemeinschaft zwischen Katholiken und Akatholiken vollständig darzustellen und mehrere streitigen Punkte zu beleuchten versucht. Jeder Kenner des Gegenstandes muß ihm das Zeugniß geben, daß seine verdienstvolle Arbeit Vieles dazu beiträgt, über diese so wichtige Seite der Kirchendisciplin richtige Begriffe und Ansichten an die Stelle so mancher schwankenden und inconsequenten Theorien zu setzen und unklare Auffassungen der hieher gehörigen Fragen zu beseitigen. Der ächt katholische Geist des Verfassers und die gründliche Behandlung so tief in das Leben eingreifender Probleme, wie wir sie hier finden, lassen manche Härten und Unebenheiten des Styls um so mehr vergessen, als der Autor selbst dieses fühlend die Nachsicht der Leser in Anspruch nimmt, und diese Mängel weder so zahlreich noch so störend hervortreten, daß darüber die Lektüre der interessanten Schrift verleidet werden könnte; ja in manchen Theilen derselben macht die kräftige, männliche Sprache, die ganz der Wichtigkeit der Sache entspricht, wiederum einen desto tieferen Eindruck.

Herr Professor Schöttl entwickelt zuerst das Allgemeine seines Gegenstandes und bespricht sodann in den zwei Hauptabschnitten die Fragen: 1) Ob und in wieweit der Katholik Antheil nehmen dürfe am Cultus der Akatholiken (aktive Gemeinschaft); 2) ob und in wieferne er den Akatholiken Antheil nehmen lassen könne am Cultus der katholischen Kirche (passive Gemeinschaft). Zwar dürfte diese an sich richtige Gliederung des Stoffes insoferne minder zweckmäßig erscheinen, als bei der Durchführung und Behandlung beide Theile sich nicht leicht trennen lassen, wovon die Arbeit des Verfassers an vielen Stellen selbst Zeugniß ablegt; indessen sind die hieraus

sich ergebenden Nachtheile doch von minderem Belang und die gewählte Eintheilung bietet auf der anderen Seite wieder so manche Vortheile, weßhalb wir daraus dem Verfasser keinen Vorwurf machen wollen. Es werden nun an der Hand der Geschichte die kirchlichen Principien bezüglich der activa communicatio in sacris vorgetragen und erklärt, dabei die gegenwärtigen Verhältnisse in dem modernen, aus dem christlichen in den unchristlichen oder indifferenten mehr und mehr übergehenden Staate gewürdigt, und nach einer ausführlichen Besprechung der berühmten Bulle Martin's V. Ad evitanda scandala die vorzüglichsten Fälle dieser aktiven Gemeinschaft aufgezählt und erläutert. Ebenso verfährt der Verfasser im zweiten Haupttheil; nach der Darlegung der allgemeinen kirchlichen Grundsätze bespricht er einen aus der Zulassung und Einsegnung der gemischten Ehen entnommenen Einwurf, und geht dann auf die bedeutenderen Einzelfälle der communicatio passiva über, worunter auch das kirchliche Begräbniß behandelt wird.

Mit anerkennenswerther Bescheidenheit erklärt der Verfasser wiederholt, daß er, weit entfernt, seine Theorien Anderen als die allein richtigen und maßgebenden aufdringen zu wollen, vielmehr nur einen Anlaß zur allseitigen Besprechung der von ihm angeregten Fragen geben wollte, gerne bereit, sich eines Besseren belehren und abweichenden Ansichten, die gründlicher motivirt seyn sollten, ihr Recht widerfahren zu lassen. Wir wollen daher um so weniger jene Punkte verschweigen, in denen wir nicht mit ihm einverstanden sind, wozu uns schon die Wichtigkeit der Sache auffordert. Diese sind aber: 1) die Lösung der Schwierigkeit bezüglich der gemischten Ehen, welche Lösung uns keineswegs durch das S. 120—125 Bemerkte befriedigend gegeben scheint; 2) die Interpretation der Bulle Martin's V., die von der ziemlich allgemein recipirten bedeutend divergirt. Da wir aber für die Ausführung unserer Bedenken nicht zu viel Raum in die-

sen Blättern beanspruchen wollen und der erstere Punkt nicht die praktische Bedeutung hat, wie der letztere, indem es sich dort lediglich um eine Rechtfertigung in der Theorie handelt, so beschränken wir uns auf die Frage nach der richtigen Auslegung des Dekrets von Martin V., das von großer Wichtigkeit ist und über viele anderen Punkte entscheidet. Hierüber möge es uns gestattet seyn, auch unser Votum in ebenso unmaßgeblicher und einer höheren Entscheidung nicht vorgreifender Weise abzugeben, als es vom Verfasser geschehen ist.

Die Excommunikation beraubt der kirchlichen Gemeinschaft und der an sie geknüpften Güter. Es unterscheiden aber die Kanonisten eine dreifache Klasse solcher Güter und demnach eine dreifache Gemeinschaft. Die rein innere (pure interna) besteht in der Vereinigung der Kirchenglieder mit Christus und unter sich durch Glaube, Hoffnung und Liebe; die rein äußere (pure externa) in dem commercium et colloquium des täglichen Lebens sowohl vor Gericht als außerhalb desselben; die communio mixta s. in sacris, die an den Eigenschaften der beiden vorigen participirt, besteht in der Vereinigung im äußeren Gottesdienste, in dem Gebrauch und der Ertheilung der Sakramente, der Ablässe u. s. f. Die rein innere Gemeinschaft nun, deren Güter nicht dem äußeren kirchlichen Forum unterworfen sind, kann die Kirche durch ihre Excommunikation nicht entziehen, wohl aber die äußere und gemischte Gemeinschaft, deren Güter jenem Forum unterstehen. Geschieht dieses vollständig, so findet die größere, geschieht es nur in Bezug auf den passiven Gebrauch der Sakramente, die kleinere Excommunikation statt. Der größere Bann nun beraubte insbesondere nach dem bis zur Synode von Constanz geltenden Rechte 1) der Befugniß, die Sakramente zu spenden und zu empfangen, 2) der Theilnahme an den gemeinsamen Suffragien der Kirche und am öffentlichen Gottesdienste (mit Ausnahme der Predigt), 3) des kirchlichen Begräbnisses, 4) der Fähigkeit, kirchliche Aemter und Bene-

[redacted]

ficien, sowie besondere Gnaden vom apostolischen Stuhle zu erlangen, 5) des Gebrauchs und der Ausübung aller kirchlichen Jurisdiktion im innern wie im äußeren Forum, 6) des Verkehrs mit den Gläubigen auch in civilibus et forensibus. Die Gemeinschaft mit Gebannten war nur unter bestimmten Voraussetzungen (Nothwendigkeit, persönliche und gesetzliche Abhängigkeit, Unwissenheit u. s. f.) gestattet; jede ungerechtfertigte Communikation mit Gebannten zog den Bann, in der Regel den kleineren, nach sich. So mußten also alle Gebannten ohne Unterschied von den Gläubigen gemieden werden, und also stand es bis zu Martin V., wie der Verfasser ganz richtig (S. 39—45) erörtert hat.

Das Dekret Martin's V. nun enthält das Indult, daß Niemand von der Gemeinschaft in divinis vel extra eines wie immer Censurirten sich enthalten oder diesen meiden müsse, wenn er nicht entweder 1) expresse et specialiter denuntiatus, 2) notorius percussor Clerici sei. Darin finden nun die Kanonisten und Theologen die auch in die Praxis übergegangene Unterscheidung des excommunicatus vitandus vom toleratus begründet; jeder Censurirte ist ihnen tolerirt, wenn er nicht unter die zwei von Martin V. ausdrücklich angegebenen Kategorien fällt; nach ihrer Lehre bleiben nur dem vitandus alle oben angeführten Rechte entzogen, während dem toleratus weder der Verkehr und der Umgang mit den Gläubigen, noch auch alle und jede kirchliche Jurisdiktion entzogen ist. Hr. Prof. Schöttl behauptet nun Folgendes: 1) Martin's V. Dekret bezieht sich, wie die Geschichte seines Entstehens und die Veranlassung zeigt, nur auf ungewisse, zweifelhafte Schismatiker, mit denen zur Beruhigung der Gewissen den Gläubigen der Verkehr gestattet wird (S. 52); 2) Häretiker sind nicht darunter begriffen, wenigstens nur implicite, die Hussiten scheinen insbesondere nicht berücksichtigt zu seyn (S. 48—49); 3) doch hat die Bulle immerhin noch ihre zum mindesten doktrinelle Anwendung auf die Jetztzeit,

[redacted]

besonders da, wo massenhaft solche Häretiker sich vorfinden, die mehr materiell als formell von der Kirche getrennt und schon auf dem Rückwege zur Kirche befindlich sind. (S. 50 —53 ff.) Dagegen haben wir nun Folgendes zu erinnern.

Mag auch Martin V. bei Ertheilung dieses Indultes die Hussiten noch nicht als festgegliederte Sekte vor sich gehabt haben, was wir dahin gestellt seyn lassen, mag auch der nächste Anlaß zu demselben in den aus dem voraus gegangenen Schisma entstandenen Verhältnissen liegen: so folgt daraus noch nicht, daß dasselbe nur die Berührung mit Schismatikern im Auge hatte; denn aus Anlaß eines vorgekommenen Falles oder einer Reihe von Fällen derselben Art kann der Gesetzgeber auch Vorsorge treffen für analoge, ähnliche Fälle, und es kann bei Bestimmung des Inhalts und Umfangs des Dekrets die historische Veranlassung nimmermehr für sich allein entscheidend seyn. Es kommt vor Allem auf die Worte und den Zweck der Bulle selbst an. Nun aber besagt ihr Wortlaut das keineswegs, was Prof. Schöttl behauptet; von Schismatikern lesen wir ebenso wenig eine Sylbe als von hussitischen Häretikern, was doch unter jener Voraussetzung nöthig gewesen wäre, um einem naheliegenden Mißbrauch des Dekrets durch weitere Ausdehnung vorzubeugen. Vielmehr ist nur ganz allgemein die Rede von den wie immer a jure oder ab homine mit kirchlichen Censuren Belegten; die Bulle distinguirt nicht weiter. Was aber den Zweck der Bulle angeht, so war dieser, wie sie selbst sagt: 1) Vermeidung von Aergernissen und Gefahren, 2) Beruhigung ängstlicher, gewissenhafter Seelen. Dieser Zweck hat seine Geltung nicht bloß bei zweifelhaften Schismatikern, sondern ebenso, und oft viel stärker, in vielen anderen Fällen. Die Bulle war aber ferner nicht blos für die damalige Zeit berechnet, kein bloßes Provisorium, sondern sie sollte für die ganze Kirche und für die ganze Zukunft gelten. Der Bischof Andreas von Posen bat 1423 zu Siena den Papst Martin

[redacted]

selbst, er möge jenes Dekret prorogiren; aber der Cardinal Jul. Cesarini antwortete, das Gesuch sei unnöthig, da der Papst es für immer erlassen. So berichtet der heilige Antoninus, Erzbischof von Florenz, der uns das Dekret Martin's V. selbst mittheilt (Summa theol. tit. 25 c. 3 parte 3). Sowohl der Wortlaut der Bulle als auch ihr Zweck und ihre Bedeutung rechtfertigen jene Beschränkung des Herrn Verfassers nicht, und die entschiedene Mehrzahl der Kanonisten und Theologen ist derselben geradezu entgegen. Insbesondere lehren die Meisten, ganz dem Wortlaute conform, daß das Indult sich auch auf den Verkehr mit Häretikern erstreckt; so Engel (in lib. V. Decretal. tit. 39. §. 2 n. 53), so Liguori (theol. moral. lib. VII. c. 2 n. 136) und Devoti (Instit. canon. l. IV. tit. 18 §. 10 nota 2, §. 11 nota 1).

Wir stellen die Sache einfach so dar. Martin V. hat nur die Censuren im Auge, aber ganz allgemein, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf den Grund, der solche den Einzelnen zugezogen, sei es Häresie, Schisma oder ein anderes Verbrechen. Insoweit nun die Häretiker unserer Zeit nicht unter die von ihm bezeichneten vitandi gehören, sind sie ratione censurae als tolerati zu betrachten, was aber nicht hindert, daß aus anderen Rücksichten oder kraft anderer Gesetze der Umgang mit ihnen, zumal in sacris, zu vermeiden ist. Das sagt Benedikt XIV. (de Syn. Dioec. lib. VI. c. 5 n. 2) sehr deutlich: „Obschon aber durch den Canon Ad evitanda, der immer in seiner Kraft und Geltung verblieb, trotz der entgegenstehenden späteren Constitutionen des Baseler und des fünften Lateran-Concils, die Disciplin in Bezug auf den Umgang und selbst auf die Gemeinschaft in divinis mit solchen Häretikern, die tolerati und nicht ausdrücklich als vitandi denuncirt sind, einigermaßen gemildert ward," wie Cabassutius ausführlich nachweist: so dürfen deßwegen die Katholiken nicht glauben, sie hätten das Recht, ohne Unterschied mit nicht denuncirten Häretikern in rebus sacris et divinis

Gemeinschaft zu pflegen, da Paul V. nach reiflicher Erwägung der Sache erklärte, es sei den englischen Katholiken nicht gestattet, die Kirchen der Häretiker zu besuchen und ihren gottesdienstlichen Gebräuchen anzuwohnen. Sodann führt Benedikt mehrere Theologen an, die auch die communicatio in divinis mit nicht namentlich denuncirten Häretikern und Schismatikern für erlaubt erklären, unter bestimmten Voraussetzungen, und nachdem er dagegen viele Gründe angeführt, schließt er damit, es werde kaum je der Fall seyn, daß die Gemeinschaft mit Häretikern in divinis ganz unschuldig sei. Bezüglich des bürgerlichen Verkehrs bemerkt der Kanonist Devoti (l. c. §. 11): „Daher (weil nur der Umgang mit den vitandis durch Martin's Dekret verboten ist) ist die Gemeinschaft mit Häretikern, Schismatikern und Anderen, die nicht expresse ac specialim excommunicirt sind, in re civili nicht verboten. Man muß sie meiden wegen der Gefahr der Verführung durch ihren Umgang, nicht aber wegen der Excommunication, in die im Allgemeinen Häretiker und Schismatiker verstrickt sind. Man muß sich gegen sie klug und vorsichtig benehmen; aber wenn Jemand aus einer gerechten Ursache mit ihnen spricht oder auch ihre Kirchen aus Neugier besucht, so verfällt er keineswegs der Excommunication, die gegen jene festgesetzt ist, die mit einem excommunicatus vitandus Gemeinschaft halten *).“ Ferner lehrt derselbe (ib. nota 1 in fine): „Die Constitution Ad evitanda hat den Zweck, daß die Katholiken, die mit nicht namentlich denuncirten Excommunicirten Gemeinschaft halten, alle Furcht ablegen, sie möchten dadurch sich selber den Kirchenbann zuziehen.“ Hierin findet er auch die Lösung des Einwandes, warum denn doch den Häretikern das kirchliche Begräbniß

*) non nihil relaxata. Auch Prof. Schöttl erkennt (S. 138) eine solche Milderung an, aber ohne zu bestimmen, worin sie besteht.

[redacted]

verweigert werde, das sonst den toleratis zugestanden sei. Denn die den Katholiken gestattete Gemeinschaft mit Häretikern dient zur Beruhigung der Ersteren, nicht zum Vortheil der Letzteren; das kirchliche Begräbniß aber würde zum Vortheile der Häretiker und zur Unehre für die Kirche seyn; es hat mit jener aktiven Gemeinschaft nichts gemein. Nebstdem aber verweigern ausdrückliche kirchlichen Vorschriften den Häretikern das kirchliche Begräbniß, wie sie auch die gemischten Ehen verbieten. Ueberhaupt ist durch positive Gesetze im Einzelnen der Umkreis der erlaubten Cultus-Gemeinschaft sehr beschränkt, und dabei besteht immer das natürliche Gesetz für alle Fälle, wo Gefahr des Aergernisses oder der Verführung oder der Protestation einer falschen Religion eintritt, auch bezüglich des bürgerlichen Verkehrs. Nicht die Excommunication als solche ist daher der Grund, wenn die Kirche uns verpflichtet, die Gemeinschaft mit nicht speziell denuncirten Häretikern zu meiden, und das ist es, was sich ebenfalls mit Sicherheit aus Martin's V. Constitution entnehmen läßt. Was endlich die Applikation derselben auf die jetzigen Verhältnisse nach der Auffassung unseres Verfassers betrifft, so müssen wir trotz mancher erfreulichen Anzeichen dennoch sehr bezweifeln, ob sich wirklich unter unseren Protestanten eine so massenhafte Annäherung an die Kirche wahrnehmen läßt, wie er sie fordert und fast als einzig gültigen Grund eines erlaubten Verkehrs in sacris mit ihnen anzusehen scheint. Unter diesem Gesichtspunkte könnte man — die Interpretation des Verfassers vorausgesetzt — die Anwendbarkeit der Bulle auf unsere Zustände geradezu bestreiten. Es möge daher uns gestattet bleiben, die nicht namentlich excommunicirten Häretiker unserer Zeit nicht bloß als politisch, sondern auch als kirchlich „Tolerirte" zu betrachten, und insoweit sie darnach zu behandeln, als weder das natürlich göttliche Gebot, noch ein besonderes Gesetz der kirchlichen Autorität es verbietet (auf welche zwei Punkte alles Andere sich reduciren läßt), und das im Sinne

der Constitution Martin's V. und der seither im Zusammenflusse mit den politischen Verhältnissen darauf basirten Praxis, und nach der Ansicht der meisten Theologen und Kanonisten, die, bereits im Leben verwirklicht, keine neue auctoritative Regelung dieser Verhältnisse von Seiten der Kirche nothwendig zu erheischen scheint.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes wird der Leser unsere Ausführlichkeit in der Behandlung dieser Frage entschuldigen. Uebrigens zollen wir dem Herrn Prof. Schöttl unsere volle Anerkennung für das von ihm Geleistete, worunter namentlich die treffenden Bemerkungen über die Bedeutung und Gültigkeit des Index (S. 56 — 62), sowie die Regeln für das Verhalten der Gläubigen in Mittheilung kirchlicher Mittel an Akatholiken (S. 94 — 96), und die gelungene Lösung verschiedener speciellen, praktischen Fragen hervorgehoben zu werden verdienen, und nehmen von seinem Buche mit dem Wunsche Abschied, es möge andere Theologen noch zu weiteren Erörterungen über das dort Vorgetragene veranlassen, und eine allseitige Berücksichtigung, die es in vollem Maße verdient, ihm zu Theil werden.

[redacted]

III.

Die religiösen und politischen Zustände Sardiniens.

Erster Artikel.

Der Kampf gegen die Kirche. — Die Opposition gegen die römische Curie im vorigen Jahrhundert. — Die neuesten Verletzungen der Concordate und das Benehmen gegen den heiligen Stuhl. — Die Civilehe. — Das Kirchengut und die geistlichen Orden. — Die Unterrichtsfrage. — „Via il Papato"!

Nur mit entschiedenem Widerwillen richtet sich der Blick des katholischen Beobachters heutzutage auf Sardinien, dessen politische und religiöse Zustände so unerquicklich und verworren und in jeder Beziehung tief zu beklagen sind. Die zahllosen Absurditäten der constitutionellen Komödie mit ihrem anwidernden Parteigetriebe und ihrem steten Ministerwechsel, mit dem vorherrschenden Einflusse der an England verkauften heuchlerischen „Moderati" und der namenlosen Verblendung und Beschränktheit ihrer gedankenlosen Anhänger — der fortgesetzte Kampf gegen die Kirche und ihre Institute mit völliger Preisgebung der heiligsten Rechte des Volks, mit aller Willkür und Vergewaltigung des Klerus, mit offenkundiger Verletzung der feierlichsten Verträge — die völlig freie und ungehinderte Entfaltung der protestantischen Propaganda, die mit

der Knechtung der „Kirche des Staats“ im stärksten Contraste steht und ebenso von den Gewalthabern wie von den Ultraradikalen begünstigt wird — die wachsende Verarmung und Entsittlichung der Massen, die in furchtbaren Progressionen sich mehrenden Verbrechen und der durch eine zügellose Presse bis in die ärmsten Hütten verbreitete Geist des Unglaubens und der Anarchie — das Alles sind Erscheinungen, die sich nach den Vorgängen von 1847 bis 1850 nicht anders erwarten ließen, die mit nothwendiger Consequenz aus den im glorreichen Jahre der italienischen „Erhebung“ zur Geltung gebrachten Principien sich entwickelten, die aber auch auf das augenscheinlichste den Abgrund des Verderbens enthüllen, in den der einmal heraufbeschworene Geist der Revolution ein sonst glückliches und gesegnetes Land gestürzt hat. Sardinien bildet vollkommen ein Seitenstück zu den Früchten der radikalen Herrschaft in der Schweiz, und liefert damit einen beachtenswerthen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des revolutionären Princips in seinen verschiedenen Formen und Phasen. Die Mazzinisten und Radikalen wissen sehr wohl, welchen Schatz sie an Sardinien besitzen; „dieses Bischen von constitutionellem Italien ist wahrhaftig ein großer Segen“ — so schreibt der aus Toskana entflohene Montanelli (Memorie sull' Italia. Torino 1853. p. X.) — „denn ich kann mich nicht überzeugen, daß es besser wäre, gar keine Augen haben, als nur Eines, besser keine Arme haben, als einen einzigen.“ Und in der That, Sardinien leiht der Revolution seinen Arm, es gibt ihr ein Auge, es gibt ihr Alles, was sie vorerst noch wünschen kann.

Willkommener als alles Andere ist den italienischen Patrioten die Stellung der sardinischen Regierung zur Kirche, insbesondere zum heiligen Stuhl; diese Aussaat verspricht die reichlichste Erndte. Die Opposition gegen Rom ist aber in Sardinien nicht so neu, als man gemeinhin glaubt; schon Vieles ward dazu bereits im vorigen Jahrhundert vorbereitet

[redacted]

und vollbracht. Viktor Amedeus II. brachte von Sicilien, dessen Krone er kurze Zeit trug, mehrere Beförderer unkirchlicher Grundsätze, sogenannte Ultraregalisten, mit nach Sardinien hinüber, darunter den Jansenisten Daguirre, einen Pensabene und Andere, die gegen den päpstlichen Stuhl mit allem Eifer zu kämpfen, und den Monarchen in diesen Kampf hineinzuziehen unternahmen. Sehr oft lag den Fürsten Sardiniens die Versuchung nahe, die Rolle Ludwigs XIV. gegen Rom zu übernehmen; die gallikanischen Lehrsätze wurden in Turin sehr begierig aufgegriffen, und Viktor Amedeus ließ sich zu dem besonders 1711 und 1712 mit großer Heftigkeit geführten Streite mit Clemens XI. fortreißen. Die Günstlinge des Königs, bemüht, ihren Anhang möglichst zu vergrößern, beriefen gleichgesinnte Professoren an die Universität Turin und an die übrigen Lehranstalten; besonders zogen sie Geistliche mit oberflächlicher Bildung in ihre Netze, die durch ihren Eifer gegen die römische Curie sich wohlfeile Lorbeeren zu verdienen gerne bereit waren, wie einen Campiani, dem der so wichtige Lehrstuhl des Kirchenrechts übertragen ward. Wohl sah später der König seine Mißgriffe ein und entließ manche dieser Ausländer, die im österreichischen Italien Aufnahme fanden; aber der ausgestreute Same wucherte fort, und die zurückgebliebenen Hoftheologen erhielten immer neue Verstärkung. Wurden auch die Conflikte mit Rom über die Beneficien und die kirchlichen Lehensgüter, über die Lokal-Immunität und die geistliche Jurisdiction, nach fünfunddreißigjährigem Schwanken und langen Unterhandlungen mit den Päpsten Clemens XI., Benedikt XIII. und Clemens XII., durch die Vereinbarung zwischen Benedikt XIV. und Karl Emmanuel III. im Jahre 1741 dem größten Theile nach beseitigt: so gab es immer noch Stoff genug zu Invektiven wider die Curie und die Hierarchie überhaupt, und es gibt sich deutlich zu erkennen, daß der Josephinismus Oesterreichs in Turin seine Vorläufer und seine eifrigsten Vertreter fast wäh-

rend des ganzen 18ten Jahrhunderts gehabt hat. Karl Emmanuel III. (1736 — 1773) schwächte in der letzten Zeit seiner Regierung den kirchlichen Einfluß auf den Unterricht und hob, ohne es zu wissen und zu wollen, das liberale Advokaten- und Professorenthum; man sprach auch unter diesem im Ganzen wohlwollenden Fürsten sehr gerne von sardinischen National-Maximen und Kirchenfreiheiten; der Graf Joh. Bapt. Galli machte seinen Antipathien gegen Rom Luft durch die Beleidigung und Vertreibung des Nuntius. Sehr verderblich wirkte der Professor Bon, der endlich 1797 von seinem Lehrstuhle, auf dem er dem vortrefflichen Berardi gefolgt war, entfernt wurde; er eiferte nachher ebenso sehr für die Republik gegen die Könige, als vorher für die Könige gegen den Papst; er war ganz das Vorbild seines späteren Collegen Nuyts, der in unseren Tagen (1851) von dem verdammenden Urtheile des apostolischen Stuhles an das seiner „Mitbürger" und der öffentlichen Meinung appellirte. Viele Theologen der Lombardei und von Toskana, wie die 1786 auf der Synode zu Pistoja vereinten, hatten ihre jansenistischen und gallikanischen Theoreme dem Einflusse der damaligen sardinischen Professoren zu verdanken; doch hatten diese im Lande selbst weniger Anhang, es standen ihnen zu viele gründlich gebildeten, kirchlichen Theologen gegenüber. Aber die einmal in das Land verpflanzte unkirchliche Richtung verlor sich niemals ganz; sie fand immer ihre Adepten, und die Literatur des Auslandes führte ihr reiche Nahrung zu. Auch unter Karl Albert wußte sie sich zu behaupten trotz der entgegenwirkenden Einflüsse der freilich vielfach angefeindeten Jesuiten, denen aber die Erziehung mehrerer trefflichen Männer aus dem katholischen Adel zu danken ist, die jetzt noch in den vordersten Reihen für die Sache der Kirche kämpfen. Die Bureaukratie bildete auch hier sich aus, liberale Professoren gab es in Menge, und selbst der Klerus blieb nicht ganz unberührt, besonders durch den Anklang, den die Schrif-

[redacted]

ten des talentvollen, aber ehrgeizigen und durch die Philosophie des Auslands der Kirche entfremdeten V. Gioberti bei einem Theile desselben gefunden. Die liberale Partei war natürlich höchst ungehalten über das Benehmen des regierenden Papstes in der italienischen Sache, die er treulos, wie sie wähnten, im Stiche ließ; noch größer war ihr Haß gegen die Kirche selber, die überall als das größte der Hindernisse ihnen gegenüberstand.

So kam es denn in dem durch Karl Albert mit einer Constitution beglückten Piemont zu einem ernstlichen Kampfe mit der Kirche, dessen zwei erste Opfer die hervorragendsten Prälaten des Landes geworden sind. Die Concordate mit dem heiligen Stuhle wurden unter nichtigen Vorwänden gebrochen. Aber die Siccardi'schen Gesetze, von denen bereits früher in diesen Blättern ausführlich gehandelt ward, waren nur der Anfang einer Reihe von Maßregeln und Verfügungen, welche den Staat immer mehr seines katholischen Charakters entkleideten und neue Vertragsverletzungen involvirten, so daß zu den früheren Kränkungen des päpstlichen Stuhles nur neue hinzutraten. Das Concordat von 1741 setzte unter Anderem fest, der König von Sardinien solle als Vikarius der römischen Kirche über die streitigen Feudalgüter das dominium directum ausüben, eidlich die päpstlichen Rechte anerkennen, und jedes Jahr dem apostolischen Stuhle einen goldenen Kelch, im Werthe von zweitausend römischen Thalern, überreichen lassen. Bis zur französischen Revolution ward dieses regelmäßig erfüllt; seit 1817 unterzog sich Viktor Emmanuel I. wieder dieser Obliegenheit, und so geschah es fort bis zum Jahre 1850 incl. Allein seit 1851 ward diese vertragsmäßige Bestimmung nicht mehr eingehalten, zunächst um Repressalien an Pius IX. zu üben, der den „vom Fortschritt der Zeit gebotenen“ Neuerungen seine Anerkennung versagte. Die officiellen Blätter machten im Angesichte des päpstlichen Protestes das Recht des Stärkern geltend, dasselbe Recht,

das sie auf's tiefste verabscheuen, so oft es sich von Oesterreich handelt. Eine Leistung, die noch an den alten Lehensverband einigermaßen erinnerte, mußte natürlich schon als Anachronismus im neunzehnten Jahrhundert aufgehoben werden; sie war noch dazu eine Beeinträchtigung der sardinischen Souverainetät und eine Erniedrigung für die Nation — Alles Gründe, welche die Verletzung dieser alten Stipulation vollkommen zu rechtfertigen schienen.

Einflußreicher und wichtiger war eine andere Verfügung, die ebenfalls ein direkter Bruch des Concordats war: es ist die erst kürzlich veröffentlichte Verordnung bezüglich des sogenannten kirchlichen Oekonomats. Nach langen und ermüdenden Unterhandlungen war endlich im Jahre 1727 durch Viktor Amedeus II., im Einverständnisse mit Papst Benedikt XIII., unter dem Namen Economato Generale Regio Apostolico eine Behörde eingesetzt worden, welche die Intercalarfrüchte der Beneficien zum Besten der Kirche und der Beneficiaten unter königlichem Schutze administriren sollte. Mit dem Amte des Generalökonomen ward nach dem Concordate von 1741 stets ein Geistlicher betraut, und im Wesentlichen wurden bei dieser Verwaltung die kirchlichen Gesetze genau beobachtet. (S. Galli Pratica legale vol. 9. p. 812.) Durch königliches Dekret vom 21. August 1853 (Gazzetta Piemontese 6. Sept.) wurde nun der Geistliche, der bisher als Oeconomus generalis fungirte, aller frühern Rechte beraubt und auf ein votum consultativum beschränkt; dagegen ward die Administration der Kirchengüter, die das inzwischen vielfach expilirte Vermögen des Oekonomats bildeten, einer weltlichen Commission anvertraut. Durch ein weiteres Dekret vom 31. Aug. d. Js. wurde dieser Verwaltungsrath des Oekonomats ermächtigt, dem Großsiegelbewahrer die Art der Repartition des „asse ecclesiastico“ in einer den Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechenden Weise vorzuschlagen. Man begnügte sich also nicht mehr mit den früheren

[redacted]

Maßregeln, durch die man anfangs die Rechte des Staates hinlänglich gewahrt glaubte, namentlich mit der am 11. Mai 1852 getroffenen Verfügung, daß der Generalökonom dem Minister-Großsiegelbewahrer ein specificirtes Verzeichniß aller vom Oekonomate administrirten Güter einreichen, den jährlichen Etat der Aktiva und Passiva zur Genehmigung vorlegen, über den Kassabestand aber alle vier Monate Bericht erstatten solle. Durch jenes letztere Dekret sollte, wie damals der Minister Buoncompagni sich ausdrückte, „eine höhere Garantie gegeben, die Uniformität in den administrativen Normen hergestellt, größere Unparteilichkeit in der Vertheilung der betreffenden Summen erzielt, manches früher für minder nützliche Dinge verausgabte Geld erspart, das Ersprießlichere besser berücksichtigt, und zugleich für die Erleichterung der Gemeinden und des Staats (!) Sorge getragen werden." Allein alle diese großen Vortheile scheint man damit noch nicht hinlänglich erreicht zu haben; es wurden daher jene zwei neuesten Dekrete erlassen, die augenscheinlich die Artikel 2 und 3 des Concordates von 1727 und den Artikel 1 des andern von 1741 verletzen. Das hat jetzt in Piemont nicht mehr viel zu bedeuten; die ministeriellen und liberalen Blätter sagen es offen: solche Verträge hören mit dem Tage auf, an dem man den Willen und die Macht hat, über sie hinwegzuschreiten. Nur da mögen Concordate fortbestehen, wo sie der klerikalen Partei Beschränkungen auferlegen und die Gränzen der Staatsgewalt erweitern, die ohnehin jetzt erst sich ihre volle Unabhängigkeit erringen muß. Bei diesem Verfahren mit dem geistlichen Oekonomat ist der Kirche nur das Zusehen überlassen; der bisherige Economo Generale, Abate Bachetta, hat darum auch seine Entlassung eingereicht, aber noch nicht erhalten. So hat wenigstens der gut unterrichtete Correspondent der „Civiltà cattolica" berichtet.

So scheint denn in Sardinien Alles darauf berechnet, den Bruch mit Rom immer offenkundiger, immer unheilbarer

zu machen. Das Ministerium sucht dem Papste das Land in einer möglichst feindseligen Stimmung zu zeigen, um zuletzt von ihm ein Concordat zu ertrotzen, das nach seinem Geschmacke ist; um nicht Alles für den Katholicismus zu verlieren, denkt man, werde der Papst sich zuletzt bequemen, alles bisher wider ihn Unternommene anzuerkennen und zu sanktioniren. Man will ihm nicht nur keine Genugthuung geben für die bisher ihm zugefügten Beleidigungen, sondern ihm auch noch neue Concessionen abnöthigen, und wo das nicht gelingt, ihn, wie es zum größten Theile bereits geschieht, völlig ignoriren. Der Papst als „Potenza straniera" — sagen die ministeriellen und liberalen Blätter — hat nichts in unsere inneren Angelegenheiten zu reden; das Land macht Alles durch sich selber. Das ist ganz das berühmte „l'Italia farà da se" von 1848. Die Trennung von Kirche und Staat, heißt es weiter, ist dringendes Bedürfniß des nationalen Fortschritts; der Papst und seine Satelliten verhöhnen unsere Nation, verachten ihre Gesetze und erlauben sich freche Uebergriffe in die Rechte des Staates; warum also noch ferner mit der Curie unterhandeln? Man soll nur Episkopat und Klerus gehörig einschüchtern und um Rom sich nicht kümmern, dann geht Alles vortrefflich. Es ist eine pfäffische Anmaßung, zu verlangen, daß unsere Gesetzgebung sich nach den römischen Maximen richten soll; der Staat ist nicht Theolog. Dieses „Lo stato non è teologo" hat offenbar keinen andern Sinn, als: der Staat ist nicht katholisch; in dieser Bedeutung wird es stets gebraucht. Zwar steht der fatale erste Artikel der Constitution Karl Albert's entgegen, wo es heißt: „die katholische, apostolische, römische Religion ist die einzige Religion des Staates. Die anderen zur Zeit bestehenden Culte sind den Gesetzen gemäß geduldet." Aber die Sophistik der Turiner-Advokaten und Journalisten weiß sich auch hier durch gewandte Interpretation jenes retrograden und pfäffischen Artikels zu helfen. „Staatsreligion", sagen

sie, das bedeutet die Religion der regierenden Familie; Andere erklären: „die katholische apostolische römische Religion“ ist die nationale Religion ohne den Papst; wieder Andere: die tolerirten Culte sind als die freien und herrschenden zu verstehen. Glaubt nun auch Niemand an die Richtigkeit dieser doktrinellen Auslegung, wie deren Erfinder selbst nicht, so ist doch soviel damit gewonnen, daß ein lästiger Einwand seine Abfertigung findet, und das „Via il Papato!“ ist ja bereits der Wunsch des Volkes, wenigstens des aufgeklärten und darum allein stimmfähigen Theiles der Nation, der Mehrzahl der Kammerglieder, welche das Volk repräsentiren.

In der That sind derlei Expektorationen der Presse ganz der Widerhall dessen, was in dem Parlamente über die religiösen Fragen von der Majorität ausgesprochen wird. Sehr instruktiv ist hierüber, sowie auch in anderen Beziehungen, die Thronrede, mit der König Viktor Emmanuel II. am 4. März 1852 die Kammern eröffnet hat, und die daran sich knüpfenden Debatten im Parlamente. Nach einer Ankündigung des Gesetzentwurfs über die Civilehe gibt die genannte Thronrede, das Elaborat des Ministers Azeglio, die von der radikalen Presse stark persiflirte Ermahnung, es mögen die gesetzgebenden Kammern eingedenk bleiben des alten Glaubens ihrer Väter, auf daß dieses ehrwürdige Erbe unangetastet und unversehrt bewahrt werde. Was aber die Differenzen mit dem „römischen Hofe“ angehe, so sei alle Hoffnung vorhanden, daß die Rechte des Staates mit den wahren Interessen der Religion und der Kirche in volle Harmonie gebracht würden; man führe die Unterhandlungen „mit aller Aufrichtigkeit und Ehrerbietung“ — den Sinn dieser Worte: „sinceri e riverenti“, bemerkt eine Correspondenz der „Civiltà cattolica“ vom 16. März 1852, erklärte am 12. März der Minister C. Galvagno im Senate auf die Reden des Senators Collegno und des Marschalls della Torre: es ist eben dieselbe Sincerität und Ehrerbietung, „die man

seither immer an den Tag gelegt hat. „Dabei konnte sich die über jenen Ausdruck etwas in Unruhe versetzte liberale Presse vollkommen beruhigen. Man habe geäußert, sagte der genannte Minister weiter, es sei bezüglich der kirchlichen Verhältnisse ein ganz anomaler Zustand eingetreten; das sei nicht richtig; Alles sei in bester Ordnung und die mit Rom angeknüpften Unterhandlungen hätten nicht das bereits Geschehene, sondern das Zukünftige im Auge. Diese Enthüllung war wichtig, jetzt konnten sich die aufrichtigen Katholiken, die es sonst nicht wußten, sehr wohl erklären, warum alle Negociationen mit Rom erfolglos geblieben waren; es war klar ausgesprochen, daß man von der durch Siccardi betretenen Bahn nicht abweichen, und anstatt dem heiligen Stuhle für die Verletzung feierlicher Verträge und das im Jahre 1850 einseitig ohne ihn und gegen ihn Festgestellte auch nur einige Satisfaktion zu verschaffen, vielmehr, wo möglich, ihn zu noch größerer Condescendenz drängen wolle. Freilich befriedigte eine solche Erklärung weder die kirchliche noch die ultraradikale Partei; erstere sah darin ein Beharren auf den bisher ausgesprochenen kirchenfeindlichen Gesinnungen und Grundsätzen, das nur alle Uebelstände verschlimmern und jede Hoffnung einer Ausgleichung vollends rauben müsse; letztere machte sich lustig über die banale Hypokrisie der jenen Worten der Thronrede vorangehenden und vom Minister abermals aufgewärmten pseudoascetischen Paränese. So sehr auch das Ministerium in ein frömmelndes Gewand sich kleidet und seine Rechtsverletzungen mit einem religiösen Nimbus verdeckt, so schaut doch die Wolfsnatur auch aus dem in der Hast umgeworfenen Schafspelze da und dort hervor; bisweilen gibt sich die Tendenz, den Einfluß der Kirche möglichst zu paralysiren, sie auf das rein innerliche Gebiet der Gewissen zu beschränken, als ob sie in der concreten Aeußerlichkeit gar nichts zu suchen hätte, sie zu einer unsichtbaren, körperlosen Gemeinde von Geistern ohne alle materielle Substanz zu ver-

[redacted]

flüchtigen, ganz unverholen zu erkennen; bisweilen wird auch dieselbe geradezu als Feindin des menschlichen Fortschritts bezeichnet, die deßhalb auf das innere Gebiet der Gewissen concentrirt werden müsse, daher man ihr auch alle äußere Jurisdiktion entzieht*). Offener und energischer als die Minister tritt natürlich die parlamentarische Linke in die Schranken gegen die katholische Kirche. Der Deputirte Brofferio sprach am 28. Dez. 1852 unumwunden die Wünsche und Forderungen seiner Partei aus: Beschränkung des Einflusses der Geistlichen, welcher die Unabhängigkeit der Nation gefährde, Säkularisation der Ehe, Einziehung des Kirchenvermögens, Abschaffung der Klöster, Verminderung der Bisthümer, neue Eintheilung der Diöcesen u. s. f., überhaupt die Vollendung des durch die Unterdrückung der geistlichen Gerichtsbarkeit ruhmreich begonnenen Werkes, damit man nur nicht auf halbem Wege stehen bleibe. Ein anderes Glied derselben Fraktion forderte Temporaliensperre gegen die Bischöfe und meinte, man müsse unter ihnen Zwietracht zu säen suchen. Letzteres hielt der Premierminister Cavour wegen des Charakters der sardinischen Bischöfe für unausführbar, schmeichelte aber auch da noch der Linken, indem er nicht undeutlich zu verstehen gab, er sei gerne zu Allem bereit, wenn man nur Vorsicht anwende und der Sache die nöthige Zeit lasse.

Am lautesten war aber die Agitation zu Gunsten der Civilehe. Es gehört natürlich zu den Seligkeiten des liberalen Kammerregiments, eine Ehe einzuführen, die, ganz seine Schöpfung, dem von ihm projektirten Ideale des Staates entspricht und auf die häusliche Gesellschaft dieselben Grundsätze überträgt, die es in der großen politischen verwirklicht. Der Klerus erkannte mit Recht in dem Gesetzentwurf über

*) Am 7. Juli 1852 sagte der Minister Buoncompagni vor dem Senate: La giurisdizione della Chiesa deve essere concentrata nell' interno delle coscienze, sicchè non impedisca verun perfezionamento delle istituzioni e delle leggi umane.

die Einführung der Civilehe einen neuen Angriff auf die katholische Kirche, deren Dogma und Disciplin, sowie einen Versuch das Concubinat zu legalisiren; er veranlaßte eine Masse von Petitionen gegen das Projekt, was sogar ein gewaltthätiges Einschreiten der Behörden und die Einkerkerung vieler eifrigen Priester zur Folge hatte, während die Journale fortwährend gegen diese unbefugten Einmischungen und „klerikalen Umtriebe," wie sie auch der Correspondent der Augsburger Allg. Ztg. vom 12. Aug. 1852 (Nr. 225) bezeichnet, ihre volle Entrüstung an den Tag legten. Die Thronrede vom 4. März hatte es als einen Gegenstand angekündigt, der an sich blos dem bürgerlichen Rechte angehöre, aber doch mit den religiösen und moralischen Interessen in enger Verbindung stehe, die zu wahren Sache des Parlamentes sei. Die zweite Kammer, welche durch die Annahme der Siccardi'schen Gesetze und durch so viele anderen Thaten und Reden ihr Interesse für die Religion hinlänglich bethätigt hat und den „wahren Nutzen" der Kirche besser kennt als diese selbst, war natürlich auch hocherfreut über die willkommene Gelegenheit, in die katholische Ehegesetzgebung einen bedeutenden Riß machen zu können, und nahm, wie vorauszusehen war, das neue Civilehegesetz an. Aber der Senat verwarf es in seiner Sitzung vom 21. Dez. 1852 mit 39 gegen 38 Stimmen, also nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme, worauf das Ministerium sein Projekt zurückzog und einen neuen Vorschlag für die nächste Session in Aussicht stellte.

Die Entscheidung des Senates, die diesem die heftigsten Ausfälle der liberalen Presse zuzog, der sie ganz unerwartet kam, war hauptsächlich dem Widerstande des Klerus und den Adressen des katholischen Volkes zu verdanken, noch mehr aber dem tiefen Eindruck, den das Schreiben des Papstes an den König über diesen Gegenstand auf die Senatoren hervorgebracht. Der König hatte am 25. Juli den heiligen Vater um seine Ansicht bezüglich der Einführung der Civilehe be-

[redacted]

fragt und zugleich die früheren Maßregeln von 1850 zu vertheidigen gesucht, zu welchem Behufe er Sr. Heiligkeit mehrere Schriften über diese Gesetze zustellen ließ. Pius IX. entwickelte in seiner Antwort vom 19. Sept. die kirchlichen Grundsätze über die Ehe in der bündigsten Weise, verwahrte sich feierlich gegen die unkirchliche Trennung des Ehecontrakts vom Ehesakrament, verwarf das projektirte Gesetz als unkatholisch, und nahm die wegen ihrer Opposition gegen dasselbe als Feinde der Regierung verdächtigten Geistlichen in Schutz, während er die seit den letzten Jahren dem Klerus überhaupt zugefügten Unbilden, Schmähungen und Verläumdungen tief beklagte. Das vom „Univers" im Dez. 1852 veröffentlichte päpstliche Schreiben ward zwar vom „Risorgimento" und der „Opinione" für apokryph erklärt, aber die offizielle „Gazzetta Piemontese" schwieg, und bald ward die Authenticität allgemein anerkannt, aber das Schreiben selbst mit den gemeinsten Schmähungen angegriffen und commentirt. Ganz dasselbe Verfahren hatte vorher stattgefunden mit dem Schreiben des Cardinal-Staatssekretärs Antonelli (Risorgimento vom 10. Sept. 1852), das man zuerst ignorirte, dann aber mit aller Wuth bekämpfte. Man war indignirt, daß für Sardinien das nicht zugestanden werden wollte, was das revolutionäre Frankreich schon lange genießt, und daß die Trennung des Staates von der Kirche, diese nothwendige Forderung des Zeitgeistes, an dem Widerstand der Hierarchie zu scheitern im Begriffe war. Die Bischöfe der Turiner Kirchenprovinz aber erließen einen gemeinsamen Hirtenbrief, worin sie über alle Diöcesanen, welche die Einführung der Civilehe beabsichtigten, den Trienter-Dekreten entgegenstehende Lehren vertheidigen oder eine kirchlich verworfene Ehe eingehen würden, die Excommunikation verkündigten. Gleiches geschah von Seite der übrigen Bischöfe; da sprachen nun die ausgezeichnetsten Senatoren gegen das Gesetz, dem auch die königliche Familie nicht sehr geneigt war, unbekümmert um den Lärm des radi-

kalen Pöbels, der mehrere derselben, wie namentlich den Erzbischof von Vercelli, beim Nachhausegehen mit Zischen verfolgte — ein Loos, das auch der Botanik-Professor Moris bei seinem Auditorium erfahren hat. Während die liberalen Schmutzblätter über die Verwerfung des Gesetzes wütheten, suchten die ministeriellen Organe die Männer des Fortschritts mit der Zukunft zu trösten. Es sei ja leicht, 8 bis 10 neue Senatoren zu ernennen und so für die nächste Versammlung des Parlaments dem Projekte seinen Sieg zu sichern. In der Deputirtenkammer ward das Ministerium interpellirt, warum man nicht gegen die Hirtenbriefe der Bischöfe bezüglich des Ehegesetzes eingeschritten sei, worauf der Minister Buoncompagni nicht ohne einige Verlegenheit entgegnete, man habe in diesen Erlassen keinen Grund zu gerichtlicher Verfolgung gefunden. Uebrigens wurden die meisten der wegen ihrer gegen das Gesetzprojekt gerichteten Petitionen verhafteten Geistlichen von den Gerichten freigesprochen, und von ihren Gemeinden wie im Triumphe feierlich empfangen. Die Frage über die Civilehe wurde, wie in Frankreich, so auch in Sardinien, fortwährend in mehreren Schriften erörtert; das Beste, was die katholische Presse darüber bietet, ist eine Schrift des durch seinen „Saggio intorno al Socialismo" bereits rühmlich bekannten Grafen Avogadro della Motta (Teorica dell' istituzione del matrimonio e della guerra, a cui soggiace), sowie das dem Minister Cavour dedicirte Buch des Franzosen Saucet.

Während aber die Beförderer der Adressen gegen die Civilehe gerichtlich verfolgt wurden, konnten ohne die geringste Belästigung und troß des früheren ministeriellen Verbotes von den Demagogen neue Petitionen für die Einziehung der Kirchengüter vorbereitet und betrieben werden; sie gingen meistens von den aus Radikalen zum größten Theile bestehenden Municipalitäts-Räthen aus. Dieses „incameramento" ist ein Lieblingsthema der Presse geworden; das Mi-

[redacted]

nisterium geht aber noch nicht darauf ein, nicht sowohl aus Rechtsgefühl, als in der Besorgniß, es dürfte der Gewinn nicht zu groß ausfallen, ja der Erlös der säkularisirten Güter kaum den Betrag einer anständigen Besoldung für den ganzen Klerus decken, am wenigsten, solange die sieben Erzbisthümer und vierunddreißig Bisthümer fortbestehen. Das halbamtliche Parlamento vom 18. Nov. 1853 deutet in einem Artikel voll bitterer Klagen über die Hartnäckigkeit der römischen Curie an, man gedenke bald auch ohne sie vorwärts zu schreiten; nach seinen Expektorationen arbeitet man darauf hin, die Bisthümer allmählig bis auf sieben zu reduciren, und alle bischöflichen und pfarrlichen Güter dem neugestalteten Oekonomat zu unterstellen Schon früher äußerte Graf Cavour, der „illustre economista“, sich dahin, es sei besser, eine neue Repartition des Kirchenvermögens vorzunehmen, die Einkünfte der Bischöfe und Canoniker herabzusetzen, und die der Pfarrer zu erhöhen, wobei die Communen und der Staat von allen Lasten bezüglich der Pfarreien befreit, und die Curaten leichter für die Regierung gewonnen würden. Nur das Vermögen der klösterlichen Vereine wird zunächst schon angegriffen, wie überhaupt gegen alle Orden seit der Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1848 der förmliche Krieg eröffnet ist. Mehrere religiösen Congregationen, wie die Gesellschaft von S. Paolo und die della misericordia und die dame della compassione, wurden bereits aufgelöst; anderen, wie den Schulbrüdern und Schulschwestern, wurden die bisher geleisteten Subsidien entzogen, die freilich für die lombardischen Emigranten besser verwendet sind; die meisten wurden in ihren Rechten bedeutend verkümmert und willkürlich ihrer Häuser beraubt; auch die Befreiung der Klostergeistlichen vom Militärdienste hört auf. Der Artikel 98 des Gesetzentwurfs über die Militär-Conscription sagt: „befreit sind vom Kriegsdienste nach der den Bedürfnissen des Cultus proportionirten Anzahl, die jedes Jahr festzustellen ist, und

für jede Diöcese durch königliches Dekret auf den Vorschlag des Ministers der Gnaden und der Justiz kund gegeben wird: 1) die dem katholischen Säkularklerus angehörigen Alumnen, 2) die Adspiranten zum Predigtamte bei anderen, vom Staate geduldeten Confessionen." Die Befreiung vom Militärdienste wird demnach eine specielle, nach dem Gutbefinden des Ministers zu verleihende Gnade, wobei die Regierung in letzter Instanz die Zahl der nöthigen Geistlichen bestimmt; der Regularklerus ist aber gar nicht erwähnt, und wird hierin den Waldensern und Juden nachgesetzt. Die durch Dekrete Karl Albert's von 1839 und 1842 vom Militärdienste befreiten „Brüder der christlichen Lehre", denen jetzt ihre Ausbildung möglichst erschwert und die Fortführung des Jugendunterrichtes verleidet werden soll, sind bereits durch Rescript der Kriegsministers vom 30. Juli 1853 in Kenntniß gesetzt, daß die ihnen früher hierin gemachten besonderen Concessionen jetzt als zurückgenommen zu betrachten sind. Ein Vorbote eines neuen Sturmes gegen die Klöster ist der am 27. Okt. 1853 erlassene Befehl des Ministers des Innern an die Vorstände aller religiösen Genossenschaften, worin von diesen ein detaillirtes und genaues Verzeichniß aller in ihren Klöstern befindlichen Ausländer abverlangt, und für den Fall eines ungenauen Berichtes mit Arrestation und Ausweisung aller, die nicht Inländer sind, gedroht wird. Die radikale Presse treibt das Ministerium immer vorwärts; man spricht von der Abschaffung aller Orden, die zunächst nicht mehr als Corporationen vom Staate anerkannt werden sollen, und von einer solchen Repartition der Kirchengüter, welche Katholiken und Protestanten gleichstelle. Alle religiösen Institute sehen sich in ihrem Fortbestande bedroht. Viktor Amedeus II. hatte in Folge eines bei seinem Siege im Sept. 1716 gemachten Gelübdes eine Kirche gebaut, für deren Dienst er zwölf besonders zum Studium der Dogmatik, der Moral und des Kirchenrechts verpflichtete Canoniker bestellte. Im Einverständnisse mit Gre-

[redacted]

gor XVI. hatte Karl Albert 1833 dieses Institut in eine aus Theologen aller Diöcesen des Reiches bestehende geistliche Akademie umgestaltet. Dieser Anstalt wurden bereits die meisten Revenuen entzogen, und man scheint sie sogar aus ihrem Gebäude vertreiben zu wollen, da man den Religiosen von Collegno zum Ersatz für ihr zu einer Fabrik bestimmtes Kloster, außer anderen Häusern, auch dieses angeboten hat. Nachdem man bereits die Güter der Jesuiten, der Serviten, sowie der Frauen vom heiligen Herzen geplündert, können solche Vorgänge kein Staunen mehr erregen; nach und nach gehen die Klöster unter, dann erst wird die constitutionelle Freiheit zur vollen Wirklichkeit, wenn die ganze Jugend den „mönchischen Einflüssen" entzogen ist.

Mit diesen Maßregeln gegen die Klöster hängt aber die Frage über den Unterricht in allen seinen Zweigen enge zusammen. Wie man bei dem Kronprinzen bereits für freisinnige Erzieher gesorgt hat, so soll auch im ganzen Lande die Erziehung säkularisirt werden. Zwar begünstigt das Gesetz vom 4. Okt. 1848, ein Werk des Ministers Buoncompagni, die Lehrfreiheit, aber zunächst nur zu Gunsten der Irreligiosität und mit offenbarer Benachtheiligung des kirchlichen Einflusses. Während man aber auf der einen Seite inconsequent genug gegen jene Lehrer einschritt, die der ihnen gestatteten Freiheit zur Verbreitung revolutionärer Theorien sich bedienten, wollte man auf der andern doch den gerechten Forderungen des Episcopates nicht nachgeben, das in wiederholten Eingaben die wirksamsten Mittel anzeigte, wie dem immer mehr um sich greifenden Geiste der Anarchie und Zügellosigkeit gesteuert werden könnte; das roch Alles zu sehr nach der Sakristei, wie man in Turin sich ausdrückte, das beförderte das Pfaffenthum (il chierichismo). Das Monopol des Staates als des alleinigen Inhabers alles Wissens, und des ausschließlichen Spenders und Vermittlers jeder Art von Unterricht ward, trotz aller in Frankreich an communistischen

Professoren und Volkslehrern gemachten Erfahrungen, ganz wie dort unter Napoleon I. und Louis Philippe, mit Verkennung jedes Rechtes der Eltern auf ihre Kinder und der Kirche auf ihre Angehörigen, nach dem System der modernen Doktrinärs festgestellt; die Staatsuniversität, die Normal-Schulen und General-Seminarien der französischen Monopolisten und des Josephinismus wurden die Ideale der Liberalen in Piemont; „die Universität ist der Staat, insofern er lehrt", hieß es, „gäbe es außer ihm noch eine andere Potenz, die zum Lehren autorisiren könnte, so fehlte der Nation die Einheit und dem Unterrichte die Solidität." Ganz in demselben Sinne verlautete schon: „die Kirche ist der Staat, in wiefern er predigt und segnet"; die Sekten mögen lehren, was sie wollen; die Kirche als bevorzugte Anstalt im Staate richtet sich nach seinen Grundsätzen. Der infallible „Dio-Stato" ärndtet bereits seine Früchte; die Einheit der Religion ward auf das Spiel gesetzt, und die Einheit in den übrigen Dingen um so weniger erreicht, als die verschiedenen Individualitäten in's Unendliche auseinandergehen, und durch papierene Gesetze höchstens nur eine äußerliche und scheinbare Gleichförmigkeit der Bildung erzielt wird, die sich mit allen möglichen inneren Widersprüchen noch verträgt. Die Deputirten Asproni, Borella, Mellara und andere Radikalen nahmen das ministerielle Geschenk mit lautem Jubel auf, sie sahen in ihm das beste Mittel, gründlich die annoch beim Volke herrschenden Vorurtheile zu vertilgen, und eine neue „Erhebung" auf solideren Grundlagen anzubahnen; nur müssen, wo es thunlich, nicht nur Geistliche, sondern auch alle streng-katholischen Laien als Gesuitanti ferne gehalten werden, besonders aber die nach Entfernung der Jesuiten noch zurückgebliebenen religiösen Congregationen, die sich mit Jugend-Unterricht beschäftigen. Um letztere zu demüthigen und zu verdächtigen, ward gegen sie, wie gegen den Klerus überhaupt, der Vorwurf des Obskurantismus und der Unwissenheit geschleu-

[redacted]

dert, obschon die radikale „Gazzetta del popolo“ (28. Mai 1851) selbst gestand: es könnten die bischöflichen Anstalten weit besserer Frequenz und größerer Erfolge sich rühmen, als jedwedes collegio nazionale. Die Turiner „Armonia“ hat bereits eine Reihe von Dokumenten über die in diesen Nationalkollegien herrschende Immoralität veröffentlicht, was allen vernünftigen Eltern zur Warnung dient. Auch hat der hierin durchaus erfahrene Abbé Peyron in einer besondern Schrift (Della istruzione secondaria in Piemonte. Torino 1851) treffend gezeigt, wie schlimm es jetzt mit dem Unterrichtswesen dieses Landes steht, namentlich in den gelehrten Schulen, die vor der Universität besucht werden müssen.

Auch in die theologischen Studien und in die Einrichtung der Seminarien griff die Regierung ein, was besonders im Jahre 1851 eine sehr lebhafte Correspondenz zwischen dem damaligen Cultus-Minister Gioja und dem sardinischen Episkopate hervorrief. Auf sein drängendes Schreiben vom 13. Mai erhielt derselbe von den Bischöfen der Kirchenprovinz Savoyen eine sehr kategorische Antwort vom 1. Juni. Ein zweites Schreiben des Ministers vom 9. Juni an den Erzbischof Alexis von Chambery suchte nun nachzuweisen, die angeblich neuen Anordnungen bezüglich des höheren Unterrichts seien wesentlich schon in älteren Verfügungen seit 1770 enthalten, und fügte dann höhnisch bei, da in jenen eminent religiösen Zeiten schon so gedacht ward, so könne man unmöglich wissen, ob seitdem neue Lehren und neue Dogmen in der Kirche an das Tageslicht getreten seien. Dieser Brief ward in einer Gesammteingabe des Metropoliten und seiner vier Suffragane, der Bischöfe von Aosta, Tarantasia, Maurienne und Annecy, d. d. 15. Juni („Univers“ vom 5. Juli 1851) ausführlich beantwortet. Nachdem sich die Bischöfe nachdrücklich gegen eine neben der bischöflichen stehende Universitätstheologie erklärt, und sich das ausschließliche Recht der Leitung des theologischen Unterrichts vindicirt

hatten, bemerken sie bezüglich der Stellung der Universitäten zur Kirche Folgendes: „Ehedem waren die Universitäten theilweise und mitunter gänzlich abhängig vom heiligen Stuhle, wenigstens stets rücksichtlich des Unterrichts in der Theologie und im kanonischen Rechte. Sie hatten zum Kanzler einen vom Papste delegirten Bischof, der ihn bei den Prüfungen und der Verleihung der akademischen Grade repräsentirte, und selbst die Diplome wurden in seinem Namen ausgefertigt. Heutzutage ist die kanonische Delegation supprimirt; die Universität hat nur noch von Laien ihre Mission, und der Eintritt in ihr Gremium ist durch unsere Gesetze, den Ungläubigen, den Protestanten und Juden gleichmäßig eröffnet. Es ist wahr, bisher gab es in allen Diöcesen der Staaten Sr. Maj. theologische Professoren, die von der Universität ernannt und besoldet waren; allein 1) in Gemäßheit des Patents vom 23. Juli 1822 wurden sie nur auf den Vorschlag, oder mit der Zustimmung des Diöcesanbischofs ernannt; 2) in Savoyen wenigstens haben die Bischöfe stets die Leitung des theologischen Unterrichts behalten; sie bezeichneten Lehrbücher und Lehrstoffe, sie entschieden über die anzunehmenden oder zu verwerfenden Ansichten; obschon die Universität seit langer Zeit ein Streben, sich von der kirchlichen Autorität loszureißen, eine Tendenz zum Widerstand gegen dieselbe an den Tag legte, so war nichts destoweniger doch der Faden der kanonischen Mission nicht unterbrochen, der Unterricht war fortwährend ein katholischer. Allein heutzutage scheint die Universität bedeutende Neuerungen durchführen zu wollen. Sie legt sich erstlich das ausschließliche Recht bei, die theologischen Professoren zu ernennen, ohne sich um den Vorschlag oder die Zustimmung des Bischofs zu bekümmern, was man selbst in Frankreich nicht thut, noch gethan hat, weder vor 1815, noch seit dieser Zeit. Sie sucht zweitens den theologischen Unterricht ganz zu dirigiren, jedes Jahr die Programme der Professoren abzuverlangen, und nach Belieben neue anfertigen zu lassen durch

[redacted]

Männer ihrer Wahl. Offenbar können Professoren, die auf solche Weise instituirt und einer solchen Direktion unterworfen sind, keine kanonische Mission mehr haben, sie sind wie vom Weinstock getrennte Schößlinge." Darum forderten die Bischöfe das Recht des Vorschlags und der Ueberwachung, wie sie es seither geübt, mit aller Entschiedenheit zurück. Das Ministerium ging nicht darauf ein, es drohte, den Professoren die Besoldung (es sind nur 23,000 Fr. für das ganze Land) zu entziehen; die Bischöfe organisiren ihre Seminarien und lassen dort allein ihre Kleriker unterrichten, so daß an der Turiner-Universität bereits mehrere theologischen Professoren wegen gänzlichen Mangels an Zuhörern in den Ruhestand versetzt worden sind. Das Ministerium fand es noch nicht für gerathen, seine projektirten Maßregeln an den Seminarien zu verwirklichen, und harrt noch auf eine günstige Gelegenheit, um sich in deren innere Einrichtung mischen zu können.

Das also sind die Früchte der neuen constitutionellen Freiheit für die Kirche: Vernichtung der geistlichen Gerichtsbarkeit, Plünderung des Kirchenvermögens, Beschränkung und theilweise Beseitigung des kirchlichen Einflusses auf den Unterricht, Unterdrückung und Bevormundung der Kirchengewalt, Entfernung der katholischen Elemente aus der ganzen Gesetzgebung, Herabsetzung und fortwährende Kränkung der päpstlichen und der bischöflichen Autorität. Bereits ward der heilige Stuhl wiederholt angegangen, einen Administrator für die verwaiste Diöcese Turin zu ernennen; nachdrücklich wies er aber auch dieses Ansinnen von sich, besonders in dem Schreiben des Papstes an den König vom 19. Sept. 1852. Jeder auch noch so kleinliche Vorwand, jeder auch noch so unbedeutende Anlaß ist den sardinischen Gewalthabern willkommen, ihre Animosität gegen die päpstliche Regierung zur Schau zu tragen; die dem Professor Nuyts, dessen Doktrinen Pius IX. als unkatholisch verworfen, mit Genehmigung der Behörden bereiteten Ovationen, die diesem, wie dem in Piemont naturalisirten früheren päpstlichen Minister

Mamiani schmachvollen Andenkens, von Seite der Regierung widerfahrenen Auszeichnungen, die Verringerung der Auslagen für den Gesandtschaftsposten zu Rom im Staatsbudget, die Ausweisung des Generals Kalbermatten, der für die päpstlichen Schweizerregimenter warb, die heftige und beleidigende Sprache der officiellen und semiofficiellen Blätter, besonders des „Risorgimento“ (seit 1. Jan. 1853 „Parlamento“) — das und noch vieles Andere bekundet sattsam, wie man offen seine Mißachtung gegen den Papst an den Tag zu legen bemüht ist. Die fanatischen Feinde des Katholicismus sind dem Oberhaupte der Kirche gegenüber ebenso trotzig und hochfahrend, als sie sich gegen Russel und Palmerston unterwürfig und servil erwiesen. Charakteristisch ist dafür ein in Sardinien gedrucktes Gedicht: Babilonia. Poema dramatico di Emmanuele Fiamma. Italia 1852, auf dessen Titelvignette ein Engländer und ein Italiener die päpstliche Tiara mit Füßen treten, und dessen Inhalt alle Lästerungen der alten Häretiker gegen den römischen Stuhl zu einem Ganzen poetisch zu verbinden sucht. In der zugleich englisch und italienisch abgefaßten Dedikation an die englische Gesellschaft der „Freunde Italiens“ wird in schwülstiger, pomphafter Sprache den beiden Nationen, die den gemeinsamen Feind in dem Babel an der Tiber zu bekämpfen haben, die erhabene Aufgabe zugedacht, die gequälte Menschheit nach langem, fürchterlichen Druck von der Tyrannei zu erlösen. Das jetzt den sardinischen Fortschrittsmännern so geläufige „Via il Papato!“, das bei ihnen nur eine einstweilige Substitution für das „Weg mit der Religion“ ist, findet in diesem und in ähnlichen poetischen Ergüssen einen Ausdruck, der zugleich auf das tiefste jedes sittliche Gefühl empört. Hier ist aber noch ein anderer Faktor zu besprechen, der Sardiniens moralischen und religiösen Ruin vor allem Andern fördert, und den revolutionären Tendenzen den Weg nicht minder bahnt: es ist die protestantische Propaganda. Wir werden davon in einem folgenden Artikel handeln.

IV.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit anderthalb Jahren.

I.

Die „deutsche evangelische Kirche", der „Kirchentag" und die „Innere Mission".

Mit Bezug auf die im letzten Hefte dieser Blätter gegebene Einleitung können wir unsern Gegenstand unmittelbar im Centrum selber anfassen. Noch vor einigen Jahren war unter den Katholiken der Ausdruck stereotyp: der Protestantismus gehe mit reißender Eile seiner Selbstauflösung entgegen. Seitdem hat er aber seine letzten und besten Kräfte zusammengerafft, und im Ganzen ein so thatkräftiges Leben an den Tag gelegt, ganz unerwartet Vielen, ja vielleicht den Meisten selbst in den eigenen Reihen, daß sie schon die Behauptung wagen zu dürfen glauben: jene stereotype Phrase sei ein- für allemal beschämt und widerlegt durch diesen neuen „Aufschwung". Das neue Leben, so weit es existirt, verdankt aber sein Daseyn und ruht auf der sogenannten „Innern Mission", einer Vereinigung, zu der unläugbar fast Alles sich zusammengethan, was noch grünes Holz am Baume des

deutschen Protestantismus ist, eine höchst achtungswerthe Schaar von dem edelsten christlichen Streben in ihrer Art, sobald wir nur von den vielen Schmarotzerpflanzen absehen, die um zeitlicher Ehre und Gewinnes willen sich angesetzt, oder überhaupt, weil es nun einmal Mode geworden war, innere Mission zu machen. Nur aus dieser „Innern Mission“ und ihrer Geschichte ist ein richtiges Verständniß möglich wie von der protestantischen Reaction überhaupt, so insbesondere von ihren großen Emanationen, den vielbesprochenen „Kirchentagen“ und der „deutschen evangelischen Kirche“, welche der jüngste derselben zu Berlin proclamirt hat, und die auch diese Blätter schon wiederholt genannt haben, ohne vorerst den Lesern genauere Rechenschaft über die neue Erscheinung zu geben.

Die „Innere Mission“ bildet seit fünf Jahren den Kern der ganzen Geschichte des deutschen Protestantismus; sie ist zur Macht herangewachsen, und hat offenbar schon Selbstvertrauen genug, lieber heut als morgen zu diktiren: „der deutsche Protestantismus — das bin Ich!“ Dennoch hat man von ihr katholischerseits bisher nur wenig Notiz genommen, weil man vom ersten Anscheine her zu sehr gewohnt war, sie einfach in Parallele zu stellen mit allem Dem, was innerhalb der katholischen Kirche durch die außerordentliche Missionspredigt und die freie Vereinsthätigkeit zur Erweckung und Verbreitung des Glaubens und der christlichen Sitte in erhöhtem Maße geschah und geschieht, seitdem das Jahr 1848 den Abgrund religiösen und moralischen, socialen und politischen Verderbens bloßgelegt hat, an dem ganz Europa taumelt, und zu welcher Zeit eben auch die „Innere Mission“ den ersten Ansatz zu ihrer Ausdehnung und Blüthe gewonnen. Und allerdings hat das Rettungswerk der „Innern Mission“ gleichfalls eine solche rein praktisch-religiöse Seite; himmelweit verschieden aber von den katholischen Mustern und Beispielen ist sie durch ihre andere, die religiös-

politische oder kirchliche Seite, vermöge deren sie denn auch nicht in und unter ihrer Kirche oder ihren Kirchen, sondern neben, gegen und über denselben steht.

Mit dieser ihrer zweiten oder kirchlichen, so zu sagen kirchenbildenden, Seite allein haben wir es vorderhand zu thun; die Erfolge ihrer praktischen oder missionirenden Thätigkeit sollen erst dann geprüft werden, wenn ihre Schicksale im Geschäft der Schöpfung einer neuen deutsch-evangelischen Gesammtkirche dargestellt seyn werden. Das erste große Resultat ihres Himmel und Erde bewegenden Strebens in dieser Beziehung liegt seit der Sitzung des Berliner-Kirchentags vom 20. Sept. vor — der Bau der „deutschen evangelischen Kirche“ ist fertig zum Beziehen. Als die kirchentäglichen Journale damals ihr entzücktes Jubelgeschrei aufschlugen, als sie, die „Kreuzzeitung“ voran, den „neuen Heilstag“ aller Welt verkündeten, der nun für das Evangelium in Deutschland angebrochen sei, der bald zu niegesehener Blüthe und Glorie treiben werde — da sprachen diese Blätter noch am 1. October Worte dazwischen, die damals in ihrer Isolirtheit gewagt erscheinen konnten, aber seitdem, namentlich von strenglutherischer Seite, die vollständigste Rechtfertigung erlangt haben. Wenn übrigens die wahre Bedeutung jener That vom 20. Sept. katholischerseits fast gar nicht erkannt wurde, so ist das um so weniger zu verwundern, als auch vor protestantischen Augen die verhüllenden Schleier erst allmählig fielen, und die völlige Entblößung des Berliner-Kirchentags noch allerneuesten Datums ist.

Wer das Unglück hat, die Ideen der protestantischen Reactionsparteien über Kirche, Bekenntniß 2c. aus den ersten Quellen eruiren zu müssen, der weiß, wie schwer es ist, unter dem Wust verschwommener, vieldeutiger, widerspruchsvoller Phrasen, den lebendigen Zeugen der innern und äußern Unsicherheit und Zerrissenheit, festen Boden zu finden, die flüchtigen, wie scheues Wild über das Papier irrenden Redensarten in

das Gehege bestimmt- und scharfausgeprägter Sätze zu bannen. Nachdem es aber jetzt möglich geworden, zu bestimmten Festsetzungen zu schreiten über die kirchliche oder kirchenbildende Seite der „Innern Mission" und ihr Verhältniß zum „Kirchentag", sowie beider zur „deutschen evangelischen Kirche" — so gibt die Betrachtung derselben ein so düsteres und geradezu verzweifeltes Bild der protestantisch-kirchlichen Zustände überhaupt, daß wir behaupten, ein solcher Gräuel der Zersplitterung und trostlosen Verwüstung sei an ihnen denn doch noch nie kund und offenbar geworden, wie gerade durch die Geschichte der neuen „deutschen evangelischen Kirche"; schon um dessenwillen nicht, weil sich noch nie die wahre und ächte Blüthe protestantischer Ritterschaft so ausnahmslos, so enge verbunden, so opferfähig, unermüdet, begeisterungsvoll zur Herbeiführung dessen erhoben, wovon nur das pure und platte Gegentheil erreicht ist. Einheit, kirchliche Einheit wollten sie haben! Wenn wir aber annehmen, daß vorher zwanzigerlei Sekten und kirchliche Richtungen gewesen, so sind deren durch die neue „deutsche evangelische Kirche" nun gerade vierzigerlei geworden; denn — die Rechnung ist einfach! — jede einzelne jener Sonderrichtungen ist jetzt in zwei auseinandergegangen, in sofern je der eine Theil zur neudeutschen evangelischen Gesammt-Kirche gehört, der andere nicht. Und dieß ist erst noch nicht das größte Unglück! Als solches ist vielmehr der vernichtende Rückschlag selbst anzusehen, der auf die letzte Hoffnung protestantisch-kirchlicher Auferstehung, wie man sich dieselbe vorgespiegelt, auf die „Innere Mission" als solche gefallen ist.

Lassen wir nur die kirchenbildende Idee der „Innern Mission" selber reden; indem sie sich bemühte, definitiv vergeblich, wie nun der Verlauf gezeigt, die unergründliche Tiefe kirchlicher Hülf- und Rathlosigkeit aufzufüllen, hat sie dieselbe erst recht aufgedeckt. Bei der ächtprotestantischen Lehre von der unsichtbaren Kirche Christi weiß die „Innere Mis-

[redacted]

sion" sich nicht zu begnügen, sie will allerdings auch eine sichtbare; aber sei es nun, daß der Heiland ursprünglich eine solche nicht zu Stande gebracht, oder daß die von ihm gestiftete sichtbare Kirche früher oder später wieder zerfallen, jedenfalls findet die „Innere Mission" sich berufen, diese wahre sichtbare Kirche Christi erst von Neuem herzustellen. Die bisher bestandenen protestantischen Landeskirchen und ihre officiellen Kirchenregimente sind nur schwache Ueberbleibsel oder Surrogate derselben, und bestimmt, in ihr zu verschwinden, sobald sie einmal selbst in die Erscheinung tritt. Daher hat der Candidat Wichern in Hamburg, der Gründer der „Innern Mission", in dem Maße, als sie seit 1833 allmählig erstarkte, und im J. 1848 auch das große Publikum mit sich fortriß, das Hauptgewicht darauf gelegt, daß sie, als durchaus freier Verein auf dem Boden des „allgemeinen Priesterthums" stehend, aller und jeder Vermischung mit den Landeskirchen fern bleibe. Die „Innere Mission" erklärte sich zwar selbst für den „Lebensberuf der Kirche", und setzte sich zur Aufgabe „die Rettung des evangelischen Volkes aus seiner geistlichen und leiblichen Noth durch die Verkündigung des Evangeliums und die brüderliche Handreichung der Liebe" und dennoch sollen die officiellen Kirchenregimente gar nicht in das Rettungswerk einzureden haben. Selbst im Prediger unterschied Wichern „das gesetzlich zu gewissen Funktionen verbundene Pfarramt" und das allgemeine Priesterthum; vermöge des letztern soll er, was er von jenem an Kräften erübrigt, frei und nichtamtlich der „Innern Mission" widmen, und ihrem Werk, „Christum unter den Massen wieder zur Anerkennung zu bringen." Da man nun meinen sollte, daß gerade dieß, wenn irgend etwas, die Sache des „geordneten Amtes" seyn müsse, so ist natürlich, daß die Frage von dem Verhältniß der „Innern Mission" zum kirchlichen Amte von Anfang an die Hauptschwierigkeit war; allen den tauchte die Besorgniß auf, sie würde den Pfarrer

Kanzel und Beichtstuhl entsetzen, und die landeskirchlichen Autoritäten fingen zum Theile an, die Sache selbst als ihr eigenes Werk zu Handen zu nehmen, zum Entsetzen der Erfinder, die darin das gewisse Verderben ihrer rettenden Idee erblickten.

Da kamen die Schrecken von 1848, und alle Bedenken mußten verstummen. Im Sept. trat eine Versammlung protestantischer Notabilitäten zu Wittenberg zusammen, und erklärte, daß „das Jahr 1848 dastehen werde entweder als der Anfang einer neuen Kräftigung unseres Volkes durch den Geist der Gnade und des Gebets, oder als der Anbruch zermalmender Strafgerichte unseres Gottes." Man proclamirte sich als den ersten „Kirchentag", und bildete, auf Wichern's Andringen, den „Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche", mit dem Sitz in Berlin, und anfangs bloß bestehend aus den Präsidenten des Wittenberger Tags: Bethmann-Hollweg, Stahl und Mühler; man bestimmte, daß jener „Kirchentag" und die in Verbindung mit ihm durch diesen „Centralausschuß" abzuhaltenden Conferenzen für „Innere Mission" die beiden Organe des „deutschen evangelischen Kirchenbundes", jener „Conföderation" der „Innern Mission" seyn sollten, welcher jeder angehören könne, der seine Hülfe anbiete „auf dem Grunde des Evangeliums von Christo, wie es in dem Bekenntnisse der einen oder der andern Kirche bezeugt ist."

Seitdem vertritt der „Kirchentag" die religiös-politische oder kirchliche Seite der „Innern Mission", jener „Central-Ausschuß" mit seinen Conferenzen die andere: religiös-praktische oder missionirende Seite derselben. Die wichtigste Frage, die um das Verhältniß des Ganzen zu Kirche und Amt, ward damals in Wittenberg flüchtig übersprungen, wenn auch viel geredet vom anzustrebenden „volksverklärenden Charakter des Reichs Christi" als der „Kirche der Zu-

[redacted]

kunft“ mit der jetzt noch „idealen“ Verfassung der „Innern Mission“. Das Werk wuchs indeß rasch empor, unter besonderer Förderung der preußischen Regierung, die dem Central-Ausschuß bald das Privilegium der Portofreiheit in ihren Staaten und der „Innern Mission“ Corporationsrecht verlieh. Nur wenige Landeskirchen zeigten vorerst Mißtrauen, da die Hand des Jahres 1848 noch zu schwer auf ihnen lag; als jedoch im Nov. 1851 zur Versendung der Kapff'schen Denkschrift, „die innere Mission unter den Geistlichen“ betreffend, an alle deutschen Pastorate der Central-Ausschuß den officiellen Weg durch die Landeskirchen-Regimente selbst einschlug, verweigerten Baden, Sachsen und das dießseitige Bayern den Verschleiß, wie es scheint, wegen unberufener Einmischung in ihr Amt. Um so mehr hatten sich aber vom ersten Beginn die unionistischen Parteien, welche von „Kirche“ überhaupt nichts wissen wollen, und das Heil in der geistlichen Verfassungsfrage suchen, angestrengt, die von der „Innern Mission“ drohende Gefahr in's Klare zu setzen. Sie sei, sagten sie, der frevelnde Versuch einer Minorität, sich selbst als die Kirche an die Stelle der Kirche zu setzen, sie spalte die Kirche erst recht, und sei ein großes Uebel für diese und den Staat; so rede — klagen die Männer der „Innern Mission“ — auch der Theil des Klerus, „welcher durch die auf Grund des allgemeinen Priesterthums sich erhebende Thätigkeit der Laien in der alten wohlverbrieften und bepfründeten Pfarrherrlichkeit gestört werde, und welcher alle Innerlichkeit und Lebendigkeit in den Formalismus der Kirchenverfassung ableiten möchte.“ Vergebens hatte die „Innere Mission“ im Anfange, offenbar im Widerspruch mit ihrer legalen Grundlage, dem „allgemeinen Priesterthum“, erklärt, daß „sie nur diejenigen Lebensgebiete umfasse, welche die geordneten Aemter der evangelischen Kirche mit ihrer Wirksamkeit ausreichend zu bedienen nicht im Stande seien, so daß sie diesen in die Hände arbeite, und in demselben

Maße ihre Aufgabe als gelöst ansehe, als die Wirksamkeit des kirchlichen Amtes sich erweitere." Gegen die Zweideutigkeit dieser Worte stritt die unzweideutige Tragweite der Idee. Allerdings offenbarte sich diese, selbstverständlich, mehr in den Thatsachen, als in statutarischen Sätzen; aber es ist nun doch klar genug, was diese meinen, wenn sie von dem „unbeschadet der Integrität der besondern Confessionskirchen wie der Landeskirche" unter den Evangelischen Deutschlands geknüpften Bande des Glaubens reden und ihm den Namen: „deutsche evangelische Kirche" geben *). Dieß ist die Kirche der „Innern Mission", oder vielmehr sie selbst, und auf dem Berliner-Tage hat sie ihre Confession bekommen.

Uns Katholiken ist die ganze der neuen „deutschen evangelischen Kirche" zu Grund liegende Anschauung ebenso fremd, als sie für die protestantischen Zustände absolut bezeichnend ist. Wir müssen daher jede Erläuterung in klaren Sätzen, wo sich etwa eine solche findet, sorgsam und dankbar ad acta nehmen; und in sofern haben wir einen wahren Schatz entdeckt in einem aus Holland kommenden Aufsatz in der Berliner „Evang. K.-Z." vom 12. Nov., in welchem die Ergebnisse gründlichen Studiums der deutschen „Innern Mission" niedergelegt sind. Als das Grundaxiom, auf dem sie ruht, stellt sich der Satz heraus: Unsere deutsch-protestantischen Kirchen sind völlig zerfallen, Beweis: die Existenz der innern Mission selber **). Und dieser „Zerfall" ist nicht

---

*) S. den „ersten Bericht des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche". Hamburg 1854 S. 29. — Vgl. desselben „Berichts" S. 7 ff.; 82, und die Abhandlung des Pastor Merz von Schwäbisch-Hall: „die innere Mission in ihrem Verhältniß zu den wissenschaftlichen und kirchlichen Richtungen der Gegenwart" in Ullmann's und Umbreit's theol. Studien und Kritiken. 1854. I. S. 159 ff.

**) „Daß die christliche Welt", sagt jener Aufsatz, „lieber mit der in-

[redacted]

etwa in Parallele zu setzen mit jenem Zustande der alten Kirche, der vor vierhundert Jahren in der ganzen Christenheit den Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern erweckte; man erkannte damals in dieser, durch menschliche Schwachheit arg verunzierten sichtbaren Kirche immerhin noch die göttliche Stiftung, das wahre Reich Christi auf Erden. Jetzt dagegen spricht die „Innere Mission" jenen protestantischen „Kirchen" selbst die Berechtigung zu ihrem Namen ab; sie sind bloß von der Welt, nichts Göttliches; die wahre sichtbare Kirche muß erst kommen. Es ergeben sich daher folgende Gegensätze: „Christenthum" und „christliche Welt", „Innere Mission" und die bestehenden „Kirchen", „Einheit des Geistes" und äußere „Einheit der Lehre", „christliche Interessen" und „kirchliche Interessen", „evangelisiren" und „kirchlich reformiren" — alles Letztere muß je im Ersteren untergehen, indem die „Innere Mission" das „Christenthum" aus der „christlichen Welt" der protestantischen „Kirchen" zur wahren Kirche ansammelt, und in sofern ist die „Innere Mission" allerdings „antikirchlich" und bringt „die Kirche in Gefahr." Die völlige Ausscheidung des „Christenthums" oder der wahren Kirche Gottes aus dem Pfuhl religiöser Versunkenheit in der „christlichen Welt" wird freilich erst am Tage des Gerichts stattfinden; dießseits aber ist sie

---

nern Mission, als mit der Kirche zu thun hat, ist darin begründet, daß keine Kirche ohne feste Lehre, Ordnung oder Regel, und ohne Zucht zu denken ist; die christliche Welt hat mit diesen drei Dingen ungern zu thun." „Die innere Mission wird nur da volle Anerkennung finden, wo die Kirche gänzlich zerfallen ist." Unter diesen Umständen, und da an dem allgemeinen Verfall dieser protestantischen Kirche kein Zweifel ist, muß der Verfasser noch um Verzeihung bitten, wenn die niederländisch-reformirte Kirche, als eine von denen, „welche die Vervielfältigung der Aemter und Dienste in sich am besten ertragen kann", das Geschäft der „innern Mission" selbst übernehmen will.

anzubahnen, und „verzweifelt man an der Kirche, so ist die innere Mission das von Gott bestimmte Mittel, diese Scheidung vorzubereiten, wodurch sich wiederum eine Kirche des Geistes und der Wahrheit entwickeln kann.“ Man soll dabei immerhin die „Kirche“, welche sich mit der ganzen Cloake der „christlichen Welt“ trägt, vorderhand noch ruhig nebenher gehen lassen, während man selbst das „Christenthum“ zur Auslese bringt, und zwar eben aus dieser selben „christlichen Welt“. Daher heißt es: „Wenn die innere Mission freiwillig und ohne Beschwer die christliche Welt an ihren Busen nimmt, so sei der Christ doch nicht zu streng gegen die Kirche, wenn diese eben dasselbe innerhalb ihrer Mauern so lange thut, bis die wahre Kirche der Kinder Gottes kommt.“ Daraus ergibt sich, um es vorerst nur nebenbei anzudeuten, zugleich, daß das Werk der „Innern Mission“ mit einem Fuße bereits das Gebiet der Schwarmgeister betreten hat, und warum man in ihren verschiedenartigsten Organen so häufig auf die höchst bedenklichen Termini: „Ecclesiola in ecclesia“, „neue Ausgießung des heiligen Geistes“, „Kirche der Zukunft“ — stößt.

So wäre denn, kurz gesagt, die Aufgabe der „Innern Mission“: das Werk der Erlösung und der Sendung des heiligen Geistes hier auf Erden endlich zur Vollendung zu bringen; sie will der unsichtbaren Kirche der officiellen protestantischen Doctrin zur Sichtbarkeit verhelfen. In der That ist es entsetzlich zu betrachten, wie die dreihundertjährige grasse Irrlehre vom Wesen der Kirche sich rächt, und eine große Zahl der wohlmeinendsten, durch Kopf und Herz ausgezeichnetsten Männer mitten in religiösen Wahnsinn hineintreibt. Es blieb nur Wenigen noch so viel Besonnenheit übrig, vor Ueberstürzung zu warnen; nach ihnen sollte erst die praktisch-religiöse Seite der „Innern Mission“ ihre volle Wirksamkeit entfalten, und reichlichen Stoff zum Aufbau der sichtbaren Kirche beischaffen, bevor ihre kirchenbildende Seite durch das

[redacted]

constituirende Parlament des „Kirchentags“ hervortrete, um über Verfassungsfragen und gemeinsames Bekenntniß zu bestimmen. Wir stoßen in demselben Organ des Dr. Hengstenberg, eines Hauptstimmführers der „Innern Mission“, auf einen Brief an den holländischen Verfasser des genannten Aufsatzes (S. 909 ff.), welcher diese Ansicht vertritt, indem seine Sätze auch ihrerseits wieder neues Licht über die ganze Anschauung verbreiten:

„Unsere Kirchenform“, heißt es da, „(d. i. der Bau der protestantischen Landeskirchen) ist vom Katholicismus entlehnt, hat ihre Zeit gehabt, und muß etwas Neuem Platz machen, das wir noch nicht haben, wozu aber möglicher Weise die innere Mission eine Vorbereitung ist.“ „Diese Kirchenform entspricht eben so wenig dem Zustande der ersten apostolischen, relativ normalen Gemeinden, als die R. K. Kirche dieß thut.“ „Da war gewiß eine Einheit, ja auch der Lehre, aber nicht der Lehre als eines Surrogats von Geist und Wahrheit.“ „Wäre nun der Protestantismus entstanden, wie das Christenthum, durch individuelle Bekehrungen, dann müßte man wenigstens zeitweilig eine gleiche Erscheinung gesehen haben, wie damals, nämlich das Entstehen christlicher Gemeinen inmitten der Welt.“ „Aber wir wissen, wie das Evangelisiren der Länder zu Stande gekommen ist: regis ad exemplar und auf andere ähnliche Art. Wohl war es eine Ausgießung des Geistes, doch nicht in dem Maße und in der Reinheit, wie die erste; die christliche Welt wurde zugleich mit protestantisch.“ „Nun suchte man im Katholicismus die Einheit in der Hierarchie, bei uns in der Lehre, in der intellectuellen Auffassung der Wahrheit, ohne sich um die geistige Einheit zu bekümmern, die man ja auch nicht realisiren konnte.“ „Daher der Verfall der protestantischen Kirchen, erst in die todte Orthodoxie, später in die Reaction derselben, den Rationalismus.“ „Wir sehen täglich das Christenthum wieder aufleben; aber kein Wunder, daß es wieder auflebt in der Form der alten Orthodoxie.“ „Dennoch meine ich, daß dieß erwachende christliche Leben verkehrt geleitet wird, ja droht erstickt zu werden, wenn man es in die alte Form zurückzwängt.“ „Ja wir sehen bereits

bei der streng kirchlichen Partei das kirchliche Interesse über das christliche völlig dominiren, so daß man nicht evangelisirt, sondern kirchlich reformirt, und die Reinheit des Bekenntnisses weit über die Bekehrung des Herzens stellt." „Ich glaube, daß wir diesen Weg verlassen müssen: Einheit der Kirche ist undenkbar ohne Einheit der Lehre, aber Einheit der Lehre ohne Einheit des Geistes ist gefährlicher, als eine Verirrung, die jedenfalls redlich ist." „Ich schließe daraus, daß die innere Mission — ausgehend von der Wahrheit, daß die in die Kirche aufgenommene Welt darum noch nicht bekehrt ist, und daß man noch keinen Theil hat an Christo durch die Kirche, sondern allein durch den Glauben, der aus der Bekehrung entsteht, und daß man erst durch den Glauben oder durch die Bekehrung in Wahrheit Glied der Gemeine Christi ist — die vollkommene Realisirung des protestantischen Princips der Rechtfertigung durch den Glauben ist." „Und weil der Protestantismus von diesem Princip abgefallen war, oder lieber es noch nicht vollkommen nach allen Seiten hin in Anwendung gebracht hatte, mag sie ein Vorangehen genannt werden auf den Weg, der uns zu dem Eph. 4, 13 beschriebenen Ziele führt." „Richtig begreifen die Kirchlichen, daß die innere Mission die Kirche in Gefahr bringt." „Unsere protestantischen Kirchengemeinschaften werden an der innern Mission geprüft, ob sie noch lebenskräftig sind." „Bestehen sie die Probe, so werden sie daraus belebt und gereinigt hervorgehen; bekämpfen sie aber die innere Mission als antikirchlich, eifern sie für ihre äußere Einheit, so werden sie endlich unterliegen." „Ich meine also, daß man gegenwärtig, ohne die gränzenlose Verwirrung in unserer Kirche durch eigene Ungebundenheit zu vermehren, dennoch diese lassen solle, und nicht kirchenbauend und reformirend, sondern missionirend und evangelisirend wirken muß, woraus die Kirche sich von selbst herstellen, oder, wenn sie verurtheilt ist unterzugehen, eine neue Kirchenform entstehen wird."

Die „Innere Mission" wurde aber in ihrem constituirenden „Kirchentag" durch die Gewalt der Umstände auf einen andern Weg gedrängt; von einer Verfassung der „deut-

schen evangelischen Kirche", über ihre freien Conferenzen hinaus, braucht zwar noch lange nicht die Rede zu seyn, wohl aber hat sie zu Berlin am 20. Sept. ihre Confession erhalten. Damit ist sie plötzlich in die gefährlichste Krisis gerathen, aber das Wagniß war nun einmal kaum zu umgehen. Die protestantische Reaction im Ganzen und Großen trägt den Charakter der Rückkehr zum Confessionalismus, wie sollten daher die „Innere Mission", und mit ihr der „Kirchen-Tag" länger ohne Symbol seyn? Sogar der Stadt Berlin selbst rühmte die letzte Eröffnungsrede des Präsidenten diesen Drang nach: wer daselbst noch vor vierzig Jahren den Schatz im Acker gefunden, der habe ihn vor Freuden verborgen, und Ein Freund habe es dem andern in's Ohr gesagt, „auf so wenigen Kanzeln ward damals das Evangelium gepredigt, dagegen wird jetzt von den Dächern gepredigt, was man sich damals in's Ohr sagte"; und bei derselben Gelegenheit war nur Eine Stimme: wie in Baden, Nassau und beiden Hessen, sogar in Oldenburg und Braunschweig, wo man seit vielen Jahren das Bekenntniß kaum gekannt, überall sich dasselbe hebe, in noch andern Ländern, z. B. im dießseitigen Bayern, in Hannover, Pommern, königlich Sachsen aber im Gegentheile eher die Besorgniß sich geltend mache, man wolle dasselbe unevangelisch überschätzen und zur Quelle und Norm des Glaubens erheben *). Diesem Zuge gegenüber konnte dem „Kirchentag" die ursprüngliche, ganz allgemeine Verweisung auf das „reformatorische Bekenntniß der einen oder der andern Kirche" nicht mehr genügen, am wenigsten das ganz undefinirbare der auch mit ihm „conföderirten" Union; es galt, nach Außen sich bestimmt abzugränzen, und nach Innen eine Einheit der Lehre wenigstens zu simuliren und zu anticipiren **), und so kam der Berliner-Be-

*) Darmstädter K.-Z. vom 29. Oct.

**) Pastor Thiel zu Weigwitz in Schlesien ruft in seiner „am 20.

schluß vom 20. Sept. zu Stande, welcher die Augustana invariata, mit den bekannten Clauseln, zum Symbol des „Kirchentags" erhob. Damit setzte die „Innere Mission" ihre „deutsche evangelische Kirche" in Wirklichkeit. Diese hat unter Anderm die ausgesprochene Aufgabe, den „Römern" zu imponiren, und wir acceptiren sie als solche, weit entfernt behaupten zu wollen, daß sie realiter nicht existire. Sollen wir sie aber beurtheilen, so werden wir es thun nach ihrem — Bekenntnisse, und zwar gebrauchen wir dabei nicht unsere eigenen Aussprüche, sondern stellen uns ganz auf protestantischen Boden, um zu hören, was die verschiedenen protestantischen Stimmen, die der „deutschen evangelischen Kirche" nicht angehören, über diese und ihr „Bekenntniß" aussagen.

Nach allem Bisherigen können wir nicht anders annehmen, als daß die sichtbare „Kirche der Zukunft" mit dem „volksverklärenden Charakter des Reiches Christi" in der von der „Innern Mission" nach ihrer kirchenbildenden Seite durch den constituirenden „Kirchentag" geschaffenen „deutschen evangelischen Kirche" nun seine Wurzeln schlagen soll; daher der donnernde Jubelsturm der „Fliegenden Blätter" Wichern's, der „Kreuzzeitung" und ihres ganzen Schweifes über den neuen glorreichen „Heilstag," der nun im deutschen Zion eingezogen sei. Dabei hat Wichern aus gerechter Vorsicht nicht vergessen, sich die Mäkelei „argwöhnischer, übellauniger Kritik"

Sept. nicht gehaltenen Ansprache" den Versammelten zu: „Es bitten Sie um Annahme der Proposition die Seelen in den Gemeinden, denen das Wort der Katholiken: Ihr habt keinen einigen Glauben! Schmerz bereitet. Als ich hieher reisen wollte, sagte mir ein schlichter Landmann meiner Gemeinde, der aber den Schmerz hat, daß einer seiner Söhne katholischer Geistlicher geworden ist, weil ihn die Zerrissenheit unserer Kirche heraustrieb: o, daß der Herr es geben möchte, daß ein Band der Einigkeit uns wieder verknüpfte." Berliner „Ev. K.-Z." 1853. S. 808.

für den „einstimmigen Fahnenschwur" der 2000 Kirchentagsmänner, worunter nicht weniger als 1600 Prediger, gemessenst zu verbitten. An der Wiege der Zukunftskirche stehen nämlich außer den übelwollenden Massen der Rationalisten und den Horden der Schwärmer noch zwei sehr gefährliche Gegner: die Sonderconfessionen und die Landeskirchen-Regimente, letztere jedoch vorerst mit Ausnahme des preußischen, was der Sache noch ein besonderes politisches Odium anhängt. Wir werden die Urtheile beider hören: die confessionellen für sich jedoch erst später, weil sie bloß den Beschluß vom 20. September bis jetzt zum Vorwurf sich genommen, während wenigstens Eines von dem doppelten Standpunkt der Sonderconfession und der Landeskirche vorliegt, das die ganze Situation in Anschlag bringt: wie nämlich die neue „deutsche evangelische Kirche" mit ihrem neuen „Bekenntniß" neben, gegen und über den bestehenden „Kirchen" sich constituirt hat.

Dieses Urtheil gehört auch nicht etwa einer jener Richtungen an, welche in ihrer Confession die wahre sichtbare Kirche zu haben glauben, und daher, wie unter Anderm die höchst interessante Erklärung „zweier Altlutheraner:" „Die Augsburgische Confession auf dem Kirchentage zu Berlin" im Halle'schen Volksblatt vom 23. Nov. *) zeigt, principielle Gegner der Zukunftskirchen-Fabrik seyn müssen**). Es steht

*) Der Herausgeber hat sie nicht zum Zeichen seiner Uebereinstimmung, sondern um des „historischen Interesses" willen aufgenommen, und weil sie ihm „mit dem Bemerken zugesandt worden, daß das Volksblatt der einzige Ort sei, wo die Verfasser mit denjenigen Gläubigen in der Landeskirche, von denen sie sich ungern geschieden sähen, in Berührung kommen könnten."

**) Sie würden, sagen diese Lutheraner, den Berliner-Tag auch gerne mitgemacht haben, wenn nur nicht die Einladung ergangen wäre an Alle, „welche die Conföderation der lutherischen, reformirten, unirten

vielmehr mit der „Innern Mission“ auf demselben Boden der unsichtbaren Kirche, und hat den Plan der „deutschen evangelischen Kirche“ nichts weniger als a limine abgewiesen; vielmehr legten die blendenden Aussichten desselben dem Autor die Frage nahe: ob es so vielleicht der Wille Gottes sei? Erst der augenscheinliche Mangel aller Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungstreue in dem zu Berlin statuirten „Bekenntniß“ der „deutschen evangelischen Kirche“ motivirte die Antwort: ein entschiedenes Nein! Wir erhalten, wenn auch von andern Gesichtspunkte aus, zugleich ein Resumé der ganzen bisherigen Auseinandersetzung, indem wir diesem Urtheile folgen, das dem Organe der Landeskirchen-Lutheraner im diesseitigen Bayern*) angehört.

Das Raisonement fängt schon gleich an mit „sogenanntem Bekenntniß des sogenannten Kirchentags;“ denn zu einem wahren „Bekenntniß“ fehle sowohl die Einfalt als die Eintracht, „dieser schlügen die künstlichen Wendungen und Clauseln, jener die nach allen Seiten und Vortheilen schielende Absichtlichkeit in's Angesicht.“ „So gewiß es ist, daß der Berliner-Beschluß ein öffentliches normgebendes Zeugniß nicht ist, ebenso gewiß ist es, daß er gerne so nahe als möglich an die Bedeutung eines solchen hinanreichen möchte;“ „als der Meinungsausdruck einer zufälligen willkürlich versammelten

---

Kirche auf dem Herzen tragen“, welche „Conföderation“ ausgesprochener Maßen „die Einheit der evangelischen Kirche Deutschlands“ darstellen soll. Denn „wir wissen uns nicht zu finden in diejenige Anschauung von der Kirche, wonach die verschiedenen Confessionen etwa wie verschieblich reicher oder dürftiger meublirte Zimmer eines Hauses, oder gar die einander ergänzenden Glieder eines Leibes seyn sollen; sondern wir erblicken vielmehr in der auf Erden lutherisch heißenden Kirche die einzig legitime Fortsetzung der sichtbaren Kirche Christi auf Erden von der Apostel-Zeit her.“

*) Dr. Wiener's zu Nürnberg erscheinende „Evangelisch-lutherische Kirchen-Zeitung in Bayern.“ Num. 16.

[redacted]

Menge möchte er doch das Gewicht einer Entscheidung über die ganze kirchliche Lage haben.“ Ganz richtig sieht aber das bayerische Organ in dem monströsen Beschluß nur einen natürlichen Ausfluß der falschen Stellung des „sogenannten Kirchentags.“ Dieser im J. 1848 angenommene Name habe von Anfang an etwas Bedenkliches gehabt, und nur jener anarchischen Zeit sei es zu verdanken, daß eine freie Versammlung diesen Namen ergriffen, mit dem erklärten Zweck, „einen Kirchenbund, eine Conföderation der amtlichen lutherischen, reformirten und unirten Kirchen“ herbeizuführen; daß man sich unbedenklich glauben machte, „die geordneten Aemter würden durch den Einfluß freier Versammlungen und deren kräftig ausgedrückte Beschlüsse bestimmt und mit fortgezogen.“ Seit jener ersten Versammlung zu Wittenberg sei zwar dieser Zweck allmählig zurückgetreten, und der Kirchentag habe sich mehr auf den erlaubten Boden der „freien Conferenz“ zu Besprechung allgemeiner offener Gegenstände und gegenseitiger Erbauung gestellt. „Aber ein solcher Name rächt sich; und entschiedener wie je ist der Plan der Conföderation plötzlich wieder zu Tage gekommen, doch nicht in derselben, nein in weit ausgebildeterer Gestalt wie früher. Dieser Umschwung ist der Stadt Berlin zu danken; er trägt auch die Farbe Berlins. Nicht nur ist der letzte Bekenntniß-Beschluß unverkennbar auf preußische Zustände gebaut und will ihnen dienen, sondern es scheint fast, als wäre eben nur die preußische Hauptstadt der Ort gewesen, wo man sich ein Herz dazu fassen, wo man auf eine Art überwältigenden Eindrucks damit hoffen mochte.“

Es ist auch in der That nicht zu verwundern, wenn die Kirchentags-Manöver selbst in protestantischen Augen den Anschein specifisch-preußischer Strebungen gewannen, nach Analogie der unvergessenen Bemühungen um Verwandlung des Staatenbundes in den Bundesstaat auf dem politischen Gebiete; man durfte nur die Bedeutung betrach-

ten, welche dieser zum weitaus größten Theile aus preußischen Elementen zusammengesetzte Kirchentag sich selber gab. Das bayerische lutherisch-landeskirchliche Organ erfaßt diese nicht einmal in ihrer wahren Tiefe, weil nicht aus der „Innern Mission" heraus; doch ist seine Anschauung auch in ihrer Art sehr belehrend: „Der Kirchentag hat einen neuen Ansatz gemacht, das wirklich seyn zu wollen, was sein Name besagt, ein Repräsentant der Kirchen oder der Kirche, wie man will; unumwunden nimmt er für sich die Bedeutung in Anspruch, die Elemente zu umschließen und die Ergebnisse zu Tage zu fördern, welche in Deutschland die Zukunft für sich haben." In dem Einen Gesammtzweck, heißt es weiter, fließen alle seine einzelnen Zwecke zusammen, daß er eine Conföderation der Kirchen von verschiedenem Bekenntniß sei; war dieses Verbündniß anfänglich mehr als äußerliches aufgefaßt zum Behuf gegenseitiger Friedhaltung und Hülfeleistung, und bloß einfach auf die „reformatorischen Bekenntnisse" gestellt, so rückte man doch damit nicht von der Stelle. Die confessionellen Bewegungen sind in Deutschland immer lebendiger geworden, und somit bedrohlich für die kirchentägliche Conföderation, wie für die preußische Union; da ist nun die Ueberzeugung Vieler, daß sich alle confessionellen Stellungen in Union auflösen, Alles, was den Namen evangelisch in Deutschland trägt, in Union aufgehen müsse; namentlich ist dieß die Ueberzeugung der hervorragendsten Männer des Kirchentags, und nicht umsonst ist der erste Antrag zum Berliner-Bekenntniß von dem Unionisten Dr. Nitzsch ausgegangen; die Conföderation sollte eine Formel erhalten, welche zugleich der Union zu gut käme, und damit die große unirte Kirche fertig seyn. „Was dann ferner noch Leben haben wollte in deutschen Landen, frisches evangelisches Leben, das müßte dazu fallen, es würde ja sonst nicht zu der „„ganzen Kirche der Reformation"" gehören. Zu den beiden Seiten ab lägen nur die, welche entweder in bekennt-

[redacted]

nißflüchtiger Ungebundenheit oder in bekenntnißübertreibender starrer Exclusivität sich von dem neuen Aufschwung selbst ausschlößen; denen wäre natürlich kein anderes Loos beschieden, als überflügelt zu werden und zu verkümmern. Die „„Eine deutsche evangelische Gesammtkirche““ aber, welcher der „„sechste deutsche evangelische Kirchentag““ die Formel ihres Zusammentritts vorgesagt hat, würde in fröhlichem, alle Feinde überwindenden Wachsthum stehen.“

Wir aber haben somit die Bedeutung des Beschlusses vom 20. Sept. als bekenntnißgebend für die „deutsche evangelische Kirche“ nach allen Seiten hin unzweifelhaft festgestellt, sowie die erstaunliche Erscheinung dieser Kirche selber. Wir werden nun daran gehen, die Qualität und Geschichte ihres „Bekenntnisses“ genau zu prüfen, denn je nachdem das Urtheil darüber ausfällt, scheint es nicht nur um die neue Gesammtkirche gethan zu seyn, sondern ihre Mutter selbst, die „Innere Mission“, auch in ihrer zweiten, der praktisch-religiösen oder missionirenden Eigenschaft gänzlicher Zerreißung und allmähliger Vernichtung entgegen zu gehen. Nun aber hat der deutsche Protestantismus, nach Aussage seiner besten und ergebensten Kämpen, keine Hoffnung mehr — außer ihr!

V.

Briefliche Mittheilungen.

Aus Baden.

I.

Zum Monatsbericht aus Baden.

Die Ausweisung der Jesuiten, über welche so lauter Jubel im Lager der Demo- und Bureaukraten erhoben ward, verursachte einige Schwierigkeiten, die sich nicht ganz beseitigen ließen. Als man ihnen keine Gründe für die Ausweisung angeben konnte, verlangten sie vom Stadtamt ein Zeugniß über ihr Wohlverhalten während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes. Mit dem Zeugniß, „daß ihr Verhalten den Gesetzen angemessen war", stellten sie sich als preußische Unterthanen unter den Schutz des betreffenden Gesandten. Zugleich kehrte Pater Zeil in ihre Wohnung nach Freiburg zurück und erklärte, unter Berufung auf die Bundesgesetzgebung, gemäß welcher er als Standesherr aus keinem deutschen Bundesstaat ausgewiesen werden darf, sein Bleiben. Und so kam denn ein Rescript des Ministeriums an den Superior, worin es heißt: „den ehrwürdigen Vätern Jesuiten sei gestattet, bis auf Weiteres in Freiburg zu verbleiben *)." Uebrigens wird auf alle Schwarzröcke ein wach-

*) ward aber bald zurückgenommen!

[redacted]

sames Auge gehalten, und haben sich dieselben sehr zu hüten, daß sie nicht ohne Pässe reisen, in denen aber als besonderes Kennzeichen ausdrücklich enthalten seyn muß, daß sie keine Jesuiten sind. Vor einigen Tagen wäre beinahe der Hr. Bischof Arnoldi von Trier in Mannheim polizeilich vorgeführt worden, was in der That einem Geistlichen aus seinem Gefolge, der ohne Paß war, begegnete. Bei Nennung der Würde des Hrn. Bischofs jedoch trat der Gensdarm ehrerbietig zurück, und verschonte den Bischof mit dem Gange vom Bahnhofe zum Polizeiamt.

Auch die Buchhändler haben ihre liebe Noth wegen der vermehrten Nachfrage nach katholischen Schriften. Es ist vorgekommen, daß die heilige Schrift arretirt wurde. Ein Mann, der als gläubiger Protestant es nicht verschmäht, seines Broderwerbs wegen die Bibel von Allioli zu colportiren, wurde in Mannheim der Stadt verwiesen, obgleich er badischer Staatsbürger und auf's Beste beleumundet ist. Er mußte nach Heidelberg übersiedeln, um in der Verbreitung der heiligen Schrift und anderer guten katholischen Bücher nicht ferner durch Gendarmerie und Polizei incommodirt zu werden. Würde er andersgefärbte Tractätlein und lutherische Bibeln mit betrüglichem Titel, wie dieß in den letzten Jahren im ganzen Lande überall geschehen ist, verbreiten, so würde er wohl ungeschoren bleiben.

Die Presse, welche bisher den Conflict gar mit keinem Worte besprechen durfte, ist jetzt frei- oder vielmehr losgelassen, und darf nun Alles, was von der badischen Presse erwartet werden kann, in den Conflict reden. Jeder nur halbwegs Unterrichtete weiß, daß dieses nichts anderes heißt, als daß von jetzt an die Regierung ihre Maßregeln durch die Presse vor dem Volke zu rechtfertigen suchen will. Denn in Baden gibt es kein Blatt, welches, selbst bei noch vorhandenem guten Willen, es wagen würde, zu vergessen, wie einst Hr. Prof. Weiß, als Redakteur der Freiburger-Zeitung, die Aufnahme eines Artikels zur Vertheidigung des Erzbischofs im Trauerconflict büßen mußte. Der erste Artikel, mit welchem die Freiburger-Zeitung von der erhaltenen Freiheit Gebrauch machte, war ein aus dem Schwäbischen Mercur entlehnter über das geharnischte Verfahren des weiland Reichs-

Kammergerichts wegen einer gegen das Hofgericht zu Bonn in Sachen der Abtei Siegburg ergangenen Excommunikation. Das Reichs-Kammergericht hatte aber viel zu gute Juristen, um in einer rein kirchlichen Sache, wie der Kirchenbann ist, solche Widersinnigkeiten zu begehen. Es wird daher wohl an dieser Darstellung des Schwäb. Mercur Manches zu berichtigen seyn. Noch unverzeihlicher aber war die Aufnahme eines zweiten Artikels von wahrscheinlich oberkirchenräthlicher Feder aus der Frankfurter Postzeitung. An diesem ist erstens unwahr, daß der Erzbischof die Oberkirchenräthe zu einem Bruch ihres Diensteides aufgefordert; zweitens daß der Oberkirchen-Rath nur die jura circa sacra gewahrt habe, da er bekanntlich den größten Theil der bischöflichen Gewalt an sich gerissen; drittens unwahr, daß er diese anmaßlichen Rechte mit ausdrücklicher Zustimmung des Erzbischofs ausgeübt, der diesen Zustand nur als Nothstand, und gegen ihn protestirend, geduldet hat; viertens unwahr, daß die Gewalt des Specialcommissärs nur der Ertheilung des Placets gelte; fünftens gehört großer Muthwille dazu, dem Erzbischof vorzurücken, er habe im Hirtenbriefe sich auch auf das Gebiet der weltlichen Politik gewagt, und zwar „in einem Geiste, wie man ihm vor wenigen Jahren unter uns nur bei einer bekannten Partei zu begegnen gewohnt war." Unwahr ist ferners, daß der Bischof in seinem Hirtenbriefe die Sache zur Entscheidung dem päpstlichen Stuhl vorgelegt; denn dieser hat hierin längst entschieden, und der Erzbischof hat vielmehr nur dessen kirchenverfassungsmäßiges Schutzrecht angerufen. Ganz irrig ist dann endlich auch die Voraussetzung, der Erzbischof müsse, um der Regierung den Beginn von Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl möglich zu machen, vorerst den status quo ante wieder herstellen. Diese Proben der Besprechung des Conflicts durch die badische Presse mögen genügen, und ich erwähne nur noch, daß eine bekannte Partei jetzt ein Schriftchen sehr emsig verbreitet: „Der kirchliche Streit im Großherzogthum Baden und der erzbischöfliche Hirtenbrief. Preis 4 kr."

Dazu kommt, daß die ausländische katholisch-conservative Presse mit der äußersten Strenge behandelt wird. Das Deutsche Volksblatt ist seit drei Wochen in manchen Gegenden beständig, das Mainzer-Journal und die Deutsche Volkshalle sehr oft mit Be-

[redacted]

schlag belegt, ihre Redakteurs sind wegen Störung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, ja, der des Volksblatts auch wegen Majestätsbeleidigung vor die badischen Gerichte geladen, und auch bereits zu mehrmonatlicher Gefängniß- und hohen Geldstrafen verurtheilt worden, der Redakteur der Volkshalle sogar, ohne die Vorladung anders, als aus Zeitungsinseraten zu kennen. Den Redakteur der protestantischen Pfälzer-Zeitung, Dr. Jäger, gedachte man sogar neulich in Mannheim, gelegentlich seiner Reise zum bayerischen Landtag, verhaften zu können, und holte sich deßhalb sein Signalement — sehr naiv — in seinem Wohnort Ludwigshafen. Er reiste aber sofort über Mainz nach München.

Der „galante" Bürgermeister, Freimaurer-Bruder Wagner zu Freiburg, hatte das Glück, am 6. Dez. ein Anerkennungsschreiben aus Karlsruhe an den Gemeinderath wegen dessen neutraler Haltung zu verlesen. Dieß ist binnen weniger Jahre schon das zweitemal, daß der Stadt Freiburg die Anerkennung wegen ihrer Haltung zu Theil wird. 1848 war es Hecker, von dem sie eine Anerkennung wegen ihrer Neutralitäts-Erklärung empfing. Mit höchster Entschließung vom 18. Nov. hat S. K. H. den Herrn Wechmar beauftragt, durch ein Schreiben an Herrn Preslinari auch dem Oberkirchenrath für seine treue und feste Haltung in dem gegenwärtigen Conflict seine besondere Anerkennung und zugleich die Versicherung auszusprechen, daß der Excommunikation keine staatliche Wirkung zugestanden werde. Aber mit dieser festen Haltung wird es wohl gehen, wie mit der allzu sehr voraus gepriesenen des Ministeriums, das bereits mit seinem unnachsichtlichen höchsten Strafmaß zu Schanden geworden ist. Denn der Oberkirchenrath kann nicht ermangeln, mit der schwankenden Haltung des Ministeriums auch in's Schwanken zu gerathen. Es gehört aber eine starke Einbildung und Verblendung dazu, wenn etwa das Ministerium meint, durch seine Verlegenheiten die Lösung des Conflicts näher rücken zu können, oder durch Zugeständnisse, wie in dem Artikel der Frankfurter Postzeitung, der bezüglich der Ministerialverfügung vom 7. Nov. „die Bemerkung nicht unterdrücken" kann, „daß sie wohl besser hätte abgefaßt seyn können", aber übrigens keinen andern Sinn habe, als daß die Regierung nur von dem Placet in vollster Ausdehnung habe Ge-

brauch machen wollen. Daß auch die Rückkehr des Erzbischofs auf den status quo und die Zurücknahme der Excommunikation eitle Hoffnungen sind, hat die Antwort des päpstlichen Nuntius, Cardinal Viale Prela, bewiesen, dessen vor dem Ausbruch der offenen Gewaltmaßregeln angebotene, aber abgelehnte Vermittlung die Regierung in ihrer Klemme jetzt selber nachgesucht hat. Herr Viale Prela hat sie jetzt, als zu spät, abgelehnt und verlangt: „Ehe von einer Vermittlung und Anwendung der guten Dienste die Rede seyn könne, müsse das Ministerium seine Verordnung vom 7. Nov. zurücknehmen."

Die friedliche Lösung des Conflicts wird nur durch einen entschieden guten Willen, der Kirche gerecht zu werden, und das bereits geschehene Unrecht zu bekennen, näher gerückt. Will das Ministerium ernstlich den Frieden, so muß es jeden Gedanken an das Aufsuchen eines Mittelwegs zwischen Recht und Unrecht aufgeben. Kann es sich dazu nicht entschließen, so können wir ihm voraussagen, daß jeder neue Schritt seine Verlegenheiten nur vergrößern und die Verachtung gegen „die hölzernste Büreaukratie", wie sie Hr. Leo nennt, nur noch steigern kann. Denn jeder neue Mißbrauch der Intelligenz im Dienste des Unrechts wird von Gott mit neuer Verfinsterung der Intelligenz bestraft. Wir erinnern das Ministerium in der geometrischen Progression seiner Verlegenheits-Maßregeln und Maßregelungs-Verlegenheiten nur an den ungeheuern Sprung, den es mit seiner neuen Instruction vom 21. Nov. weiter gegen den Abgrund zu gemacht. Hätte es einfach die Strenge seiner Strafmaßregeln aufgegeben, so würde es in der öffentlichen Meinung keinen weitern Schaden gelitten haben; aber durch die Clausel, daß das Strafmaß sich nach der Persönlichkeit der Geistlichen zu richten habe, hat es seine innerste Gesinnung verrathen und mehr eingebüßt, als durch seine bisherige Strenge. Auf diesem Wege hat es nicht mehr weit bis zu seinem Fall und bis zur Unmöglichkeit in perpetuum. Umsonst sucht es bei dem katholischen Volke Vertrauen zu gewinnen, wenn es in ministeriellen Zeitungsartikeln gegenüber dem von Gott bestellten Hüter des katholischen Glaubens, der diesen Glauben für gefährdet erklärt, behaupten will, Niemand glaube an das Märchen von Beeinträchtigung des katholischen Glaubens durch die

[redacted]

Regierung, am allerwenigsten diejenigen, die sich das Ansehen gäben, es zu glauben. Denn dieser Glaube an heimliche und öffentliche Verfolgung der katholischen Kirche ist unter den badischen Katholiken wahrhaftig sehr verbreitet, und nicht bloß als Meinung, sondern als auf massenhafte Thatsachen gegründete Ueberzeugung. Und wo diese Ueberzeugung auch fehlt, gilt, mit Ausnahme der Bureaukratie und des sonstigen Aufkläricht-Auskehrichts, das Wort des Erzbischofs unendlich viel mehr, als das der ministeriellen Schreiber. Freilich ging man bis auf den 7. November noch nicht so mit uns um, wie mit dem kleinen Häuflein Lutheraner, deren Pfarrer Eichhorn schon oft in's Gefängniß geworfen wurde, und wirklich wieder auf einige Wochen eingesteckt ist. Die Menge muß es machen, daß man so lange gezögert hat, uns auf gleichem Fuß zu behandeln, da wir doch mit ihnen Das gemein haben, uns auf den im „modernen Staate“ ungültigen Westphälischen Frieden zu berufen. Allein, da die kostbare Gabe der Winter'schen Staatsweisheit in Karlsruhe nicht ausgegangen, sondern durch die Nebenius und Bekk erblich bis auf die Marschälle und Stenzel 2c. herab übergegangen ist, so könnte auch diese Herren noch der Kitzel des Herrn Winter anwandeln, der da in seiner bürgerfreundlichen Machtvollkommenheit sich erforderlichen Falls für erbötig erklärte, die Priesterweihe, deren Verweigerung der Erzbischof angedroht hatte, mit höchst eigenen protestantischen Händen zu ertheilen, während die würtembergische, noch nicht zu solcher Höhe verstiegene, nicht so fein die langfingerige „Hand am Puls der Zeit“ (Worte Winter's) anlegende Staatsweisheit doch anerkannte, daß man hiezu einen „Salber“ brauche. Wir wollen auch nicht in Abrede stellen, daß Baden noch nicht das Land ist, wo in Schulen mit lauter katholischen Kindern kein Bild des Gekreuzigten geduldet wird, oder wo man den Bischof des Verbrechens der Erpressung anklagt und vor's Kriminalgericht stellt — denn bekanntlich ist Nassau dieser weit vorgeschrittene Staat. Aber eben von dorther sind die Trauer-Marschälle in unser Land gekommen, deren Erbschaft das jetzige Ministerium angetreten hat.

Welche Vermittlung jetzt die Staatsregierung noch suchen wird, nachdem Viale Prela abgelehnt, kann den Katholiken gleichgültig seyn; die Kirche leidet auch in diesem unregelmäßigen Zu-

stande nicht, jedenfalls nicht so sehr, wie in dem bisherigen; sie ist gewinnt, weil jetzt viele schlummernden Gewissen geweckt und Conversionen sowohl von getauften Katholiken, als von Akatholiken veranlaßt werden. In dieser Hinsicht halten wir, da es keinen andern Weg zur Wiedervereinigung der Getrennten gibt, und auf keinem andern das Wort, daß Ein Hirt und Eine Heerde seyn soll, in Erfüllung gehen kann, diese neuesten Verfolgungen für erfreulich, damit das Volk sehen kann, auf welcher Seite die Hirten sind, die nicht mit Schenkel und Lederhose kämpfen, sondern ihr Leben für die Heerde aufopfern. Bereits hat der Rücktritt Gfrörer's, der mit großer Feierlichkeit in der St. Martinspfarrkirche zu Freiburg, unmittelbar nach dem Hochamte, in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen wurde, dazu beigetragen, den Eindruck des an demselben Tage verkündeten Hirtenbriefes bei der zahlreich vorhandenen Menge zu verstärken. Der berühmte Geschichtschreiber beantwortete die an ihn gestellten Fragen, und las das tridentinische Glaubensbekenntniß, und widerrief Alles, was er jemals gegen die katholische Kirche geschrieben, und mit einer durch die ganze Kirche schallenden Stimme, mit einem Ausdruck, der die innigste Ueberzeugung kund gab und den Zuhörern Freudenthränen entlockte. Mehrere weiteren Anmeldungen von Protestanten sind seitdem erfolgt. Zum Ersatz für diese Verluste, und da die vielen durch's Frankfurter Journal in Aussicht gestellten Uebertritte ganzer Gemeinden sich noch verzögern, läßt das Justiz-Ministerium einstweilen in der Zuchthausgemeinde Freiburg eine Art protestantischen Gottesdienstes halten. Da nämlich der Zuchthauspfarrer Escher eingekerkert ist, so soll der Zuchthaus-Verwalter dafür sorgen, daß aus katholischen Gebet- und Gesangbüchern die im Zuchthaus befindlichen Katholiken (nach Art der pietistischen Conventikel) beten und singen sollen. Auch über die Entbehrlichkeit der katholischen Geistlichen wird also zuerst experimentum in corpore vili vorgenommen, und überdieß hat der Oberkirchenrath den Schullehrern den Besuch der Andachten für die bedrängte Kirche untersagt.

[redacted]

II.

Den 26. Dezember 1853.

Seit meinem letzten Schreiben haben die Dinge bei uns eine weitere und tiefgreifende Entwicklung genommen, ohne daß etwas anzudeuten scheint, man gelange in den betreffenden Kreisen zu einer klarern Anschauung oder erkenne, daß der eingeschlagene Weg zu stets dunklern Irrgängen leite. Man wiegt sich in gewissen Coterien, unterstützt von ganz und halb offiziellen Blättern, wie der schwäbische Mercur und das Frankfurter Journal z. B., in den süßen Wahn ein, mit Consequenz und Festigkeit werde in kurzer Zeit die Sache vergessen, mithin das Spiel gewonnen seyn, wenn nur erst die allerdings unerwartet starke Strömung der ersten Wochen glücklich verlaufen sei. Zu diesem Zwecke verhüllte man sein eigenes Haupt, verstopfte sich die Ohren, ließ, so weit man wehren konnte, nichts Verdächtiges in das Land, hieß die eigene Presse schweigen, und vermeinte damit die Quelle vieler Leiden und Sorgen abgeleitet zu haben. Man schritt mit „Energie" gegen die Priester ein und wähnte das Volk theilnamslos. Hatte doch weit mehr als ein Menschenalter Alles aufgeboten, um solche Theilnamslosigkeit zu erzeugen. Es ist nun einmal, wie bekannt, zudem ein unabänderliches Gesetz der kath. Kirche, Empörung der Ihrigen nicht zu dulden, und eigene Duldung vorzuziehen. Also geschahen keine Schritte zum unerlaubten Widerstand von Seite der Katholiken, wohl aber benützte man vor Gott und den Menschen erlaubte, wenn schon durch die Gesetze ungerechter Unterdrückung verpönte Waffen. Da erschien z. B. plötzlich eine kleine Schrift: „Katholiken paßt auf" überschrieben, welche die Rechte der Kirche geistreich, populär und würdig zugleich darlegt, und durch Petitionen an den Regenten zu wahren empfahl. Eine Schrift ohne genannten Druckort und Verleger ist unter dem Regimente einer freien! Presse ein scharfes Vergehen; man hatte aber übersehen, daß alle Pressen des Landes nicht frei waren, sondern bei hoher polizeilicher Ahndung schweigen mußten. Wollte man die Katholiken nicht schutzlos gegen alle denkbaren Angriffe und Verdäch-

tigungen lassen, so blieb kein anderer Weg, als die Verbreitung belehrender Broschüren, welcher Weg mit obiger Schrift so glücklich wie möglich betreten war. Die unerhörte That war kaum begangen, so fuhren die Beamten überall, oft selbst persönlich fahndend nach der verbotenen Waare, in ihren Bezirken herum, Polizei-Agenten und Diener stöberten nach ihr. Wie aber eine nicht erlaubte Frucht am besten schmeckt, ging eben diese Schrift von Hand zu Hand, und fand ungeheuren Anklang. Nun wurde die badische Presse theils ermächtigt, theils ihr befohlen, Gegentheiliges zu vertheidigen. Gratisexemplare von Broschüren und Zeitungen wurden halbamtlich aufgedrungen und auch in den Dörfern herumgeboten; es half nichts. Das „Paßt auf“ war nicht mehr auszutreiben. Also fanden Arretirungen, Durchsuchungen auf der Straße und Untersuchungen vor den Aemtern statt, Alles dieser unangenehmen Schrift wegen. Die Polizei drang z. B. mit Brecheisen in erzbischöfliche Kanzleistuben, man fand in einem Kasten ein Paar Exemplare dieser Schrift, worauf der Direktor der Kanzlei Hr. Binkert in's Gefängniß abgeführt wurde. Man spricht davon, daß der Fall criminell behandelt werden solle. Sogar in die Kasernen drang ohne eigene Füße das geheimnißvolle Ungethüm. Hierauf ungeheurer Lärm, viel Pathos, um den in Reih und Glied gerufenen Soldaten die identischen Bewegungen der Rothen von 1849 und der Schwarzen von 1853 aus loyal militärischem Gesichtspunkt darzuthun. In Folge dessen viele lächerliche Scenen und Mystificationen, welche weder der Macht noch der Autorität im Allgemeinen nutzen. — Wenige Tage nach der stattgefundenen, sehr ausgedehnten Verbreitung der genannten Schrift fiel neuerdings wie aus heiterm (?) Himmel eine neue Schrift: „Petition an den Regenten“, zur Unterschrift ganzer Gemeinden schon ganz zubereitet. Diese Unterschriften erfolgten auch, und würden mit reißender Schnelligkeit das ganze Land umfassen, wenn der entbrannte Zorn der Gewaltigen nicht mit allen Mitteln sich dagegen erhöbe. Ueberall werden Hausuntersuchungen vorgenommen (eine solche war auch dem Frhrn. v. Andlaw auf seinem Landsitze zugedacht), Arretirungen finden in größerer Menge statt, unter Andern wurde der würdige Lector Singer an der Universität, als Uebersetzer mehrerer katholischen Werke bekannt, und allen katholischen Strebungen mit Opferwilligkeit zugethan,

[redacted]

festgesetzt. Kurz, was man sieht und hört, erinnert, aber fast schonungsloser und roher, an die Zeiten von 1849. Es gilt auch heute wie damals treuen Unterthanen und guten Katholiken. Die Einschüchterung soll in Freiburg z. B. groß seyn, wo Commissär Burger ziemlich absolut regiert. Doch gibt es dort und besonders auf dem Lande viele Beweise von entschlossener Gesinnung und Muth, auf welche meistens Kerker oft mit Hungerkost und Geldbußen folgen, mit der weiteren Zugabe eines manchmal sehr barschen rücksichtslosen Terrorismus von Seiten oft untergeordneter Beamten, die als treue Fürstendiener im J. 1853 an den Katholiken wieder gut machen wollen, was sie 1849 gegen die Rothen versäumten. Als Beweis solcher Loyalität soll die Wahl Burger's als Präsident des Museums, eines geselligen Vereins zu Freiburg, durchgesetzt werden, was zu einem Bruche in der Gesellschaft führen dürfte.

Die Jesuiten haben sich gestern den 24. nach allen Seiten zerstreut. Der Superior Rothenflue ist, sicherm Vernehmen nach, einer Einladung des Frhrn. v. Andlaw nach Hugstetten gefolgt, Pater Roh begibt sich nach Straßburg. Heute bin ich kurz, denn möglicher Weise erwischt noch vor dem Abgang diesen Wisch die Polizei.

Im Augenblick zu schließen, fällt mir noch ein Exemplar der Petition an den Regenten in die Hände; ich schließe sie bei, um zu wissen, ob deutsche Juristen darin ein Vergehen des Hochverraths erkennen, dessen ihre Unterzeichner und Verbreiter von einzelnen Machthabern beschuldigt werden*)? Das neue Jahr bessere es! Doch frage ich: können solche Zustände anders als unheilvoll für die Regierung und die nächsten Interessen des Landes enden?

*) Den 27. Dez. wurde der edle Freiherr Heinrich von Andlaw auf Hugstetten, weil er in seiner Nähe die Unterschreibung jener Petition „veranlaßte", zu 150 Gulden Strafe — von wegen des „Märtyrthums" unabsitzbar — verurtheilt. Anm. d. Red.

III.

Das confiscirte Petitions-Formular der badischen Katholiken.

Die treu gehorsamst Unterzeichneten würden nicht so kühn seyn, eine ehrerbietige Bitte an Eure Königliche Hoheit gelangen zu lassen, wenn es sich nicht um einen hochwichtigen Gegenstand handelte, wobei das Heil unserer Seelen, wie auch unser leibliches Wohl auf das innigste betheiligt ist.

Wir hören in unsern Häusern und Hütten von einem Kampfe, der zwischen den uns von Gott bestellten zwei Obrigkeiten, der geistlichen und weltlichen, ausgebrochen sei.

Die große Mehrzahl der treu gehorsamst Unterzeichneten sind schlichte Landleute, welchen natürlich die letzten Ursachen eines so unglücklichen Zwiespaltes nicht bekannt seyn können, auch sind wir nicht berufen, eine Entscheidung darüber auszusprechen. Was wir aber sehen und hören, läßt uns Alle nicht verkennen, daß ein Verhältniß, wie es sich auf eine so traurige Weise geltend macht, am Ende die letzten Ueberreste unseres Wohlstandes und sogar unseres Familienglückes zerstören müßte.

Wir sind es, das Volk, welche die unseligen Folgen der Revolution von 1849 beinahe ausschließlich zur Stunde noch tragen müssen. Unsere Lage ist dadurch schon traurig genug geworden; wir wollen das landesväterliche Herz Eurer Königlichen Hoheit nicht durch deren Schilderung mit neuer und bitterer Sorge erfüllen.

Daß wir uns aber immer unglücklicher fühlen, daß etwas geschehen müsse, um dem bald allgemein werdenden Verderben zu steuern, dieß ist uns Allen klar.

Es kann jedoch nicht unsere Sache seyn, die Mittel zu kennen und zu bezeichnen, wodurch unser Zustand besser werden soll.

Da hat in unserer steigenden Noth die Stimme unseres von Gott gesetzten Oberhirten sich erhoben und hat uns wieder an das Gebet hingewiesen, sie hat uns den Gehorsam eingeschärft gegen die auch von Gott bestellte Obrigkeit des Landesherren.

Der Oberhirt hat seit Jahren unser Vertrauen auf Gott gelenkt, der selbst werthlosen Sperlingen ein Beschützer ist, der die Blumen des Feldes, die heute blühen und morgen schon verdorren, herrlicher als Salomon kleidet, der die Brode wunderbar vermehrt, damit das von allen Seiten herbeigeströmte hungernde Volk nicht verschmachte, wenn der Erlöser aller Menschen zu ihm spricht: „Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles Andere wird euch beigegeben werden.“ Der im Namen Christi über uns gesetzte Hirte, der Nachfolger der Apostel, unser ehrwürdigster Erzbischof Hermann, hat auch uns das Streben nach Gerechtigkeit empfohlen und geboten, den Geist der Lüge zu

[redacted]

fliehen, der da Treue dem Taufgelübde und der heil. Kirche und eidlichen Gehorsam der weltlichen Obrigkeit verspricht und — beide Gelöbnisse schnöde bricht. Hören wir die Worte unseres Oberhirten, so finden wir sie überall in Uebereinstimmung mit dem katholischen heil. Glauben, welchen unsere Väter von jeher bekannten und den, mit der Gnade Gottes, auch wir unerschütterlich bewahren und auf Kinder und Kindeskinder treu und unverfälscht vererben wollen. Hierin liegt unsere Kraft und unsere Hoffnung! Denn blicken wir überall um uns her, so umgeben uns Uebel der verschiedensten Art. Wir wollen deren hier ganz kurz nur zwei erwähnen:

Das eine gefährdet unser Seelenheil, das andere unsern leiblichen Nahrungsstand. Der Geist der Lüge findet in den ganz unglaublich, selbst für durchaus unbedeutende Dinge vermehrten Eidesleistungen eine solche entsetzliche Nahrung, daß damit jede Achtung vor allem Heiligen untergraben, der Redliche das Opfer des Betrugs, der Schlechte und Gewissenlose der Meister des Ehrlichen und Aufrichtigen wird, daß die Brandfackel der Zwietracht das Glück von Gemeinden und Familien verwüstet.

Trotz so langer Friedensjahre und der für das gemeine Beste vielfach getroffenen Vorkehrungen, vermehrt sich sodann die Anzahl der verdienstlosen Armen in den meisten Orten des Landes auf eine gar nicht zu beschreibende Weise.

Wir flehen zu Gott, nicht, daß Er wunderbar das Brod vermehre, nur daß Er das reiche Brod, das Er alljährlich auf unsern reichen Feldern wachsen läßt, segnen wolle! Die Kirche spendet alljährlich ihren Segen über unsere Fluren, nur sie heißt uns das Brod als Gottes Gabe schätzen.

Wir vernehmen, daß überall im Lande fromme Geistliche in Gefangenschaft gehalten und zur Strafe verurtheilt werden, nicht eines Vergehens wegen, sondern weil sie ihrem von Gott gesetzten Obern Eid und Treue halten.

Wir vernehmen, daß unser Hochwürdigster Erzbischof, dessen Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Freundlichkeit und Liebe das Haus des Reichen wie die Hütte der Armuth im ganzen Lande kennt, heute der Gegenstand heftiger Angriffe ist, ja, daß man ihn als einen Aufwiegler darzustellen sucht.

Der Mann, welcher in den Stürmen von 1848 und 1849 bei seiner Heerde mit Gefahr seines eigenen Lebens ausharrte, um mit dem Hirtenstab sie gegen einbrechende Wölfe, soviel als möglich, durch sein heiliges Beispiel, Wohlthun und Gebet zu schirmen — der Mann, welcher sich nicht scheute, allen entzügelten Leidenschaften des Tages, den Männern der Revolution zum Trotz, unter Verhöhnungen jeder Art, das ewige Gottesgebot zu verkünden: „Gehorsam und Ehrfurcht den Königen," obgleich

deren mehrere, durch bösen Rath verführt, vor dem Angesichte ihrer Völker von „Gottes Gnaden" nichts mehr wissen wollten — der Mann, der dessen ungeachtet die Unterwerfung unter die Obrigkeit um Gotteswillen, als eine heilige Pflicht den katholischen Christen an das Herz legte, indem er in seinem Hirtenbriefe vom 29. Juli 1849 zu seinen Diöcesanen sprach: „Kraft dieser vom heil. Geiste in uns ausgegossenen Liebe soll — so sehr wir immerhin die Verbrechen des Hochverraths und der Empörung verabscheuen und verdammen — doch jeder Groll und jede Feindschaft aus unserm Herzen weichen wider die, die zunächst die Trübsale über uns gebracht. Ueberlassen wir ihre Bestrafung der Obrigkeit, denn nicht umsonst trägt sie das Schwert: sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut, wir alle aber müssen als Christen beseelt seyn von dem Geist Dessen, der am Kreuzesstamme blutend, in das bittere Meer der Schmerzen versenkt, Seinen Mund öffnet mit dem Gebote der Liebe: „„Vater verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun"" —

dieser Mann, der als seine vielleicht letzte Bitte, seiner Heerde mit dem Ernste eines Vaters auferlegt, die Treue dem Landesherrn zu bewahren und zu beten — der die ganze Last des großen Kampfes allein auf seine alten Schultern nehmen will — dieser Mann und Greis — hier waltet ein schwerer Irrthum vor — kann selbst unmöglich ein Empörer seyn!

Eure Königliche Hoheit! Die Waffen des katholischen Christen sind das Gebet und das Recht ehrerbietiger Vorstellung. Von diesem heiligen Rechte erlauben wir uns heute in tiefster Ergebenheit Gebrauch zu machen.

Wir beschwören Höchstdieselben keinem so schlimmen Rathe zu folgen, möge ihn ertheilen, wer da immer wolle, und die kath. Kirche nicht zum Gegenstand der Verfolgung zu machen.

Wir beschwören Höchstdieselben gegen gewissenhafte Eidestreue und Pflichterfüllung nicht die Strafe des Verbrechens zu verhängen.

Dem jugendlichen Herzen eines Sohnes des milden Leopold muß solche Strenge selbst empfindlich seyn.

Wir beschwören Höchstdieselben, das Begehren, welches unser frommer Erzbischof mit der ganzen katholischen Welt*) im Namen Gottes an die Regierung Eurer Königlichen Hoheit stellt, in vollem Maße zu gewähren, und die Verordnungen vom 7. Nov. gegen unsere heilige Kirche mit allen ihren Folgen aufzuheben.

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigst treugehorsamste

---

*) Ist mit der eben eingetroffenen Allokution Pius' IX. buchstäblich wahr geworden. Anm. d. Red.

[redacted]

VI.

Des heil. Franz von Assisi Weihnachtsfeier in protestantischem Gewande.

Wer kennt nicht die rührend sinnige Weihnachtsfeier, welche der Arme von Assisi einst unter den Hirten in einer Höhle bei Rom gefeiert hat, die seitdem sich weit über die katholische Welt verbreitete, und von Clemens Brentano eben so schön im Liede, als von Overbeck durch den Grabstichel verherrlicht wurde. Wohlan, während sie an katholischen Orten vielfach sich verloren hat, feiern sie Protestanten noch, wenn auch in anderer Gestalt, in Schweina.

In der Gegend dieses Marktfleckens liegt ein Berg, der wahrscheinlich früher eine Kapelle des heil. Antonius, des großen Schülers des heil. Franziskus, trug, und der davon Antoniusberg, im Volksmunde Tungelsberg heißt. Dahin gehen, wie wir durch den „Menschenfreund" erfahren, am Christheiligabend die Schulknaben und auch erwachsene Jünglinge des Ortes, und richten aus dort befindlichen Feldsteinen einen rohen Obelisk, die alte Höhle, so hoch sie können, auf. Schon während des Baues singen sie ein geistliches Lied, z. B. „vom Himmel hoch, da komm ich her"; oder „Jesu, rufe mich" u. A. Wenn der Steinhaufen fertig ist, singen sie: „Nun danket alle Gott", und gehen wieder ruhig nach Hause. Dort werden einstweilen die Fackeln vollends in Stand gesetzt. Diese bestehen aus vier bis fünf Ellen langen Schleißen von Fichten- oder Birkenholz, die an ihrem obern Ende auseinander gespalten werden. In den Zwischenraum kommt eine ziemliche Menge Hobelspäne, Werg u. dgl., auch wird

Pech dazwischen gegossen und das Ganze von daran befestigten Reifchen zusammen gehalten. Die Bereitung dieser ungeheuern Fackeln, die oben eine sehr beträchtliche Dicke haben, beschäftigt die jungen Leute gewöhnlich schon vier Wochen vor Weihnachten, und sie werden während dieser Zeit beständig in die Nähe des Ofens gesetzt, um recht auszutrocknen. Wenn es nun dunkel geworden, so ziehen alle Knaben und Jünglinge, auch viele Männer mit Gesangbüchern, den Fackeln und einer Laterne auf den Antoniusberg; droben werden die Fackeln angezündet, deren oft 40 bis 50 sind, treten in eine Reihe, und nun singen sie beim Schein der hochlodernden Flammen schöne Weihnachtslieder, bis die Fackeln fast zu Ende gebrannt sind. Diese werden dann auf einen Haufen geworfen, und alle Versammelten gehen wieder in den Ort herunter, wo sie auf dem Marktplatz oder Plan zusammenbleiben. Dort hat sich mittlerweile Jung und Alt, beiderlei Geschlechts, eingefunden, man schließt einen Kreis, es werden Grubenlichter angezündet und bei deren Schein abermals Christlieder, von der Musik der Ortsmusikanten begleitet, gesungen. Ist dieß zu Ende, so verläuft sich die Menge, die Männer aber und die jungen Burschen bleiben gewöhnlich zusammen, bis die zwölfte Stunde herannaht. Um 12 Uhr wird mit allen Glocken geläutet, hierauf vom Cantor und dem Chor ein Lied gesungen, und so mit Läuten und Singen dreimal abgewechselt. Dann begibt sich Alles zur Ruhe, um 5 Uhr Morgens geht die „Christmesse" an.

Das ist Alles noch altkatholisch, nur mit dem Unterschiede, daß der Kern der Feier, die heil. Krippe, wegfiel, vor der die Fackelträger ehedem auf dem Berg des heil. Antonius ihre frommen Lieder anstimmten, während wohl gleich darauf in der Kapelle St. Antonii die heil. Messe folgte. Das Wachbleiben bis zwölf Uhr ist der Rest jener Sitte, die noch an vielen Orten lebt, die Nacht nicht zu schlafen, um die um Mitternacht beginnende erste heilige Messe nicht zu versäumen, und daß der schöne, leider seiner ergreifendsten Momente beraubte Gebrauch von einem Heiligen herrührt, weiß das Volk noch ganz gut, nur nennt es als dessen Stifter nicht mehr St. Franziskus, sondern St. Bonifazius, den unvergänglich in der Sage lebenden. Es diene dieß als neuer Beweis, wie tief und fest die „römische", als undeutsch geschmähte katholische Kirche mit dem Volksleben verwachsen ist.

[redacted]

VII.

J. W. Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie.

I.

Zur Orientirung.

Indem wir unsern Lesern den nachfolgenden, durch J. W. Wolf's gediegene Forschungen veranlaßten Aufsatz über „Deutsche Mythologie" mittheilen, finden wir uns bewogen, demselben noch einige Bemerkungen voranzustellen. Es geschieht dieß nicht, weil wir etwa glaubten, hierüber noch irgend Neues sagen zu können, sondern vielmehr, weil es uns darauf ankommt, der in dieser Zeitschrift stets eingehaltenen Gewohnheit gemäß, den Standpunkt genau und scharf zu bezeichnen, den wir bei der immer mehr in den Vordergrund tretenden Frage über die eigentliche Bedeutung der heidnischen Götterlehre einzunehmen gedenken. Schon ist in gleicher Weise wie die Sprachwissenschaft (— von welcher wir die sogenannte Philologie eben so sehr wie das praktische Erlernen der Sprachen unterscheiden —), diese jüngere Schwester, die Mythologie zu einer früher nicht einmal geahnte-

Wichtigkeit emporgestiegen; schon greift sie tief in die Geschichte des menschlichen Geistes ein und dient zuletzt — was sie uns um so willkommener macht — doch wiederum nur, wie alle wahre Wissenschaft, dazu, um der göttlichen Wahrheit der katholischen Kirche einen lange vorenthaltenen, nun aber um so voller wiegenden Tribut darzubringen. Ist es vergönnt, nächst den eigenen auch fremde, vorzugsweise auf das germanische Heidenthum bezüglichen Worte zu gebrauchen, so mögen folgende hier ihre Stelle finden: „Wunderbar ist es in diesen noch so wenig durchforschten Katakomben der Religionswissenschaft. Nirgendwo tritt uns die Hand des Herrn in ihren allweisen und mächtigen Führungen des Menschengeschlechts so klar und groß, so anbetungswürdig entgegen. Wer da nicht bloß an dem Aeußern der Erscheinungen festhält und auch nur einigermaßen auf ihren Kern, ihr tieferes Verständniß zustrebt, dem muß es hell vor den Augen werden, und wenn er nicht in der Kirche steht, ist er doch auf geradem Wege zu ihr. Darum darf man so große Hoffnungen, so großes Gewicht auf diese Studien legen, sie müssen weitergeführt das leuchtendste aller Zeugnisse, welche die Wissenschaft je aufgewiesen, für die Wahrheit der Kirche abgeben.“

Ein ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der Geschichte des Heidenthums, Adolf Wuttke, sagt in der Vorrede zu seinem, diesem Gegenstande gewidmeten Werke: „Das Heidenthum steht in seiner reichen Entwicklung nicht als etwas Gleichgiltiges außer dem Christenthum, sondern ist dessen Gegensatz und weltgeschichtliche Voraussetzung; und ohne die Erkenntniß des innern Lebens des Heidenthums ist die christliche Geistesmacht in der Weltgeschichte noch unbegriffen.“ Indem wir dem ersten Theile dieses Ausspruches beistimmen, erlauben wir uns, den zweiten in der Weise umzukehren, daß wir sagen: ohne die Erkenntniß der christlichen Wahrheit, wie die katholische Kirche sie lehrt, bleibt

[redacted]

die geistige Bedeutung, ja die ganze Erscheinung des Heidenthums völlig unverständlich.

Damit befinden wir uns nun auf unserm vorhin angedeuteten Standpunkte, von welchem aus wir eine kleine Umschau halten wollen.

Wer in einer nicht fernen Vergangenheit mit Lasaulx's unvergleichlich schönen Abhandlungen über die Prometheus-Sage, die Linosklage, das Orakel des pelasgischen Zeus zu Dodona, über Sühnopfer, Eid und Gebet, Fluch und Segen bei Griechen und Römern nähere Bekanntschaft machte, dem konnte es wohl nicht entgehen, daß das Heidenthum der classischen Welt noch ganz andere und tiefere Dinge in sich barg, als jene fade Mythologie, welche die Aufklärung der neuern Zeit, außerhalb allen Zusammenhanges mit irgend einem religiösen Gedanken, in Schule und Haus als die Glaubenslehre jener hochbegabten Völker dargeboten hat. Es trat hiebei immer ein ganz unversöhnlicher Gegensatz in der Frage hervor: wie es denn möglich war, daß gerade diejenigen Völker, welche als die gebildetsten und erleuchtetsten, und daher gleichsam als die nachahmungswürdigsten gepriesen und vorgestellt wurden, durch den allerabgeschmacktesten Priestertrug viele Jahrhunderte hindurch sich fesseln ließen?

Glücklicher als seine Vorgänger, die mit ihm das gleiche Gebiet betraten, hat Lasaulx das eigentlich Wahre getroffen, wie dieß schon der Titel einer jener Abhandlungen: „die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgatha" deutlich bezeichnet. Gerade durch eine solche Behandlung der Mythologie kommt erst Sinn und Verstand in dieselbe; nur auf diesem Wege wird der eigentliche Charakter des Heidenthums in Beziehung auf die damals zukünftige Kirche erkannt. Unläugbar ist das Heidenthum, oder vielmehr es liegt in ihm, eine Vorbereitung für die Kirche, aber nicht in dem Sinne, daß es eine Entwicklungsperiode des menschlichen Geistes wäre, aus welcher sich als schönste

III.

Das confiscirte Petitions-Formular der badischen Katholiken.

Die treu gehorsamst Unterzeichneten würden nicht so kühn seyn, eine ehrerbietige Bitte an Eure Königliche Hoheit gelangen zu lassen, wenn es sich nicht um einen hochwichtigen Gegenstand handelte, wobei das Heil unserer Seelen, wie auch unser leibliches Wohl auf das innigste betheiligt ist.

Wir hören in unsern Häusern und Hütten von einem Kampfe, der zwischen den uns von Gott bestellten zwei Obrigkeiten, der geistlichen und weltlichen, ausgebrochen sei.

Die große Mehrzahl der treu gehorsamst Unterzeichneten sind schlichte Landleute, welchen natürlich die letzten Ursachen eines so unglücklichen Zwiespaltes nicht bekannt seyn können, auch sind wir nicht berufen, eine Entscheidung darüber auszusprechen. Was wir aber sehen und hören, läßt uns Alle nicht verkennen, daß ein Verhältniß, wie es sich auf eine so traurige Weise geltend macht, am Ende die letzten Ueberreste unseres Wohlstandes und sogar unseres Familienglückes zerstören müßte.

Wir sind es, das Volk, welche die unseligen Folgen der Revolution von 1849 beinahe ausschließlich zur Stunde noch tragen müssen. Unsere Lage ist dadurch schon traurig genug geworden; wir wollen das landesväterliche Herz Eurer Königlichen Hoheit nicht durch deren Schilderung mit neuer und bitterer Sorge erfüllen.

Daß wir uns aber immer unglücklicher fühlen, daß etwas geschehen müsse, um dem bald allgemein werdenden Verderben zu steuern, dieß ist uns Allen klar.

Es kann jedoch nicht unsere Sache seyn, die Mittel zu kennen und zu bezeichnen, wodurch unser Zustand besser werden soll.

Da hat in unserer steigenden Noth die Stimme unseres von Gott gesetzten Oberhirten sich erhoben und hat uns wieder an das Gebet hingewiesen, sie hat uns den Gehorsam eingeschärft gegen die auch von Gott bestellte Obrigkeit des Landesherren.

Der Oberhirt hat seit Jahren unser Vertrauen auf Gott gelenkt, der selbst werthlosen Sperlingen ein Beschützer ist, der die Blumen des Feldes, die heute blühen und morgen schon verdorren, herrlicher als Salomon kleidet, der die Brode wunderbar vermehrt, damit das von allen Seiten herbeigeströmte hungernde Volk nicht verschmachte, wenn der Erlöser aller Menschen zu ihm spricht: „Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles Andere wird euch beigegeben werden.“ Der im Namen Christi über uns gesetzte Hirte, der Nachfolger der Apostel, unser ehrwürdigster Erzbischof Hermann, hat auch uns das Streben nach Gerechtigkeit empfohlen und geboten, den Geist der Lüge zu

[redacted]

fliehen, der da Treue dem Taufgelübde und der heil. Kirche und ehrlichen Gehorsam der weltlichen Obrigkeit verspricht und — beide Gelöbnisse schnöde bricht. Hören wir die Worte unseres Oberhirten, so finden wir sie überall in Uebereinstimmung mit dem katholischen heil. Glauben, welchen unsere Väter von jeher bekannten und den, mit der Gnade Gottes, auch wir unerschütterlich bewahren und auf Kinder und Kindeskinder treu und unverfälscht vererben wollen. Hierin liegt unsere Kraft und unsere Hoffnung! Denn blicken wir überall um uns her, so umgeben uns Uebel der verschiedensten Art. Wir wollen deren hier ganz kurz nur zwei erwähnen:

Das eine gefährdet unser Seelenheil, das andere unsern leiblichen Nahrungsstand. Der Geist der Lüge findet in den ganz unglaublich, selbst für durchaus unbedeutende Dinge vermehrten Eidesleistungen eine solche entsetzliche Nahrung, daß damit jede Achtung vor allem Heiligen untergraben, der Redliche das Opfer des Betrugs, der Schlechte und Gewissenlose der Meister des Ehrlichen und Aufrichtigen wird, daß die Brandfackel der Zwietracht das Glück von Gemeinden und Familien verwüstet.

Trotz so langer Friedensjahre und der für das gemeine Beste vielfach getroffenen Vorkehrungen, vermehrt sich sodann die Anzahl der verdienstlosen Armen in den meisten Orten des Landes auf eine gar nicht zu beschreibende Weise.

Wir flehen zu Gott, nicht, daß Er wunderbar das Brod vermehre, nur daß Er das reiche Brod, das Er alljährlich auf unsern reichen Feldern wachsen läßt, segnen wolle! Die Kirche spendet alljährlich ihren Segen über unsere Fluren, nur sie heißt uns das Brod als Gottes Gabe schätzen.

Wir vernehmen, daß überall im Lande fromme Geistliche in Gefangenschaft gehalten und zur Strafe verurtheilt werden, nicht eines Vergehens wegen, sondern weil sie ihrem von Gott gesetzten Obern Eid und Treue halten.

Wir vernehmen, daß unser Hochwürdigster Erzbischof, dessen Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Freundlichkeit und Liebe das Haus des Reichen wie die Hütte der Armuth im ganzen Lande kennt, heute der Gegenstand heftiger Angriffe ist, ja, daß man ihn als einen Aufwiegler darzustellen sucht.

Der Mann, welcher in den Stürmen von 1848 und 1849 bei seiner Heerde mit Gefahr seines eigenen Lebens ausharrte, um mit dem Hirtenstab sie gegen einbrechende Wölfe, soviel als möglich, durch sein heiliges Beispiel, Wohlthun und Gebet zu schirmen — der Mann, welcher sich nicht scheute, allen entzügelten Leidenschaften des Tages, den Männern der Revolution zum Trotz, unter Verhöhnungen jeder Art, das ewige Gottesgebot zu verkünden: „Gehorsam und Ehrfurcht den Königen," obgleich

deren mehrere, durch bösen Rath verführt, vor dem Angesichte ihrer Völker von „Gottes Gnaden" nichts mehr wissen wollten — der Mann, der dessen ungeachtet die Unterwerfung unter die Obrigkeit um Gotteswillen, als eine heilige Pflicht den katholischen Christen an das Herz legte, indem er in seinem Hirtenbriefe vom 29. Juli 1849 zu seinen Diöcesanen sprach: „Kraft dieser vom heil. Geiste in uns ausgegossenen Liebe soll — so sehr wir immerhin die Verbrechen des Hochverraths und der Empörung verabscheuen und verdammen — doch jeder Groll und jede Feindschaft aus unserm Herzen weichen wider die, die zunächst die Trübsale über uns gebracht. Ueberlassen wir ihre Bestrafung der Obrigkeit, denn nicht umsonst trägt sie das Schwert: sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut, wir alle aber müssen als Christen beseelt seyn von dem Geist Dessen, der am Kreuzesstamme blutend, in das bittere Meer der Schmerzen versenkt, Seinen Mund öffnet mit dem Gebote der Liebe: „„Vater verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun"" —

dieser Mann, der als seine vielleicht letzte Bitte, seiner Heerde mit dem Ernste eines Vaters auferlegt, die Treue dem Landesherrn zu bewahren und zu beten — der die ganze Last des großen Kampfes allein auf seine alten Schultern nehmen will — dieser Mann und Greis — hier waltet ein schwerer Irrthum vor — kann selbst unmöglich ein Empörer seyn!

Eure Königliche Hoheit! Die Waffen des katholischen Christen sind das Gebet und das Recht ehrerbietiger Vorstellung. Von diesem heiligen Rechte erlauben wir uns heute in tiefster Ergebenheit Gebrauch zu machen.

Wir beschwören Höchstdieselben keinem so schlimmen Rathe zu folgen, möge ihn ertheilen, wer da immer wolle, und die kath. Kirche nicht zum Gegenstand der Verfolgung zu machen.

Wir beschwören Höchstdieselben gegen gewissenhafte Eidestreue und Pflichterfüllung nicht die Strafe des Verbrechens zu verhängen.

Dem jugendlichen Herzen eines Sohnes des milden Leopold muß solche Strenge selbst empfindlich seyn.

Wir beschwören Höchstdieselben, das Begehren, welches unser frommer Erzbischof mit der ganzen katholischen Welt*) im Namen Gottes an die Regierung Eurer Königlichen Hoheit stellt, in vollem Maße zu gewähren, und die Verordnungen vom 7. Nov. gegen unsere heilige Kirche mit allen ihren Folgen aufzuheben.

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigst treugehorsamste

---

*) Ist mit der eben eingetroffenen Allokution Pius' IX. buchstäblich wahr geworden. Anm. d. Red.

VI.

Des heil. Franz von Assisi Weihnachtsfeier in protestantischem Gewande.

Wer kennt nicht die rührend sinnige Weihnachtsfeier, welche der Arme von Assisi einst unter den Hirten in einer Höhle bei Rom gefeiert hat, die seitdem sich weit über die katholische Welt verbreitete, und von Clemens Brentano eben so schön im Liede, als von Overbeck durch den Grabstichel verherrlicht wurde. Wohlan, während sie an katholischen Orten vielfach sich verloren hat, feiern sie Protestanten noch, wenn auch in anderer Gestalt, in Schweina.

In der Gegend dieses Marktfleckens liegt ein Berg, der wahrscheinlich früher eine Kapelle des heil. Antonius, des großen Schülers des heil. Franziskus, trug, und der davon Antoniusberg, im Volksmunde Tungelsberg heißt. Dahin gehen, wie wir durch den „Menschenfreund" erfahren, am Christheiligabend die Schulknaben und auch erwachsene Jünglinge des Ortes, und richten aus dort befindlichen Feldsteinen einen rohen Obelisk, die alte Höhle, so hoch sie können, auf. Schon während des Baues singen sie ein geistliches Lied, z. B. „vom Himmel hoch, da komm ich her"; oder „Jesu, rufe mich" u. A. Wenn der Steinhaufen fertig ist, singen sie: „Nun danket alle Gott", und gehen wieder ruhig nach Hause. Dort werden einstweilen die Fackeln vollends in Stand gesetzt. Diese bestehen aus vier bis fünf Ellen langen Schleißen von Fichten- oder Birkenholz, die an ihrem obern Ende auseinander gespalten werden. In den Zwischenraum kommt eine ziemliche Menge Hobelspäne, Werg u. dgl., auch wird

Pech dazwischen gegossen und das Ganze von daran befestigten Reifchen zusammen gehalten. Die Bereitung dieser ungeheuern Fackeln, die oben eine sehr beträchtliche Dicke haben, beschäftigt die jungen Leute gewöhnlich schon vier Wochen vor Weihnachten, und sie werden während dieser Zeit beständig in die Nähe des Ofens gesetzt, um recht auszutrocknen. Wenn es nun dunkel geworden, so ziehen alle Knaben und Jünglinge, auch viele Männer mit Gesangbüchern, den Fackeln und einer Laterne auf den Antoniusberg; droben werden die Fackeln angezündet, deren oft 40 bis 50 sind, treten in eine Reihe, und nun singen sie beim Schein der hochlodernden Flammen schöne Weihnachtslieder, bis die Fackeln fast zu Ende gebrannt sind. Diese werden dann auf einen Haufen geworfen, und alle Versammelten gehen wieder in den Ort herunter, wo sie auf dem Marktplatz oder Plan zusammenbleiben. Dort hat sich mittlerweile Jung und Alt, beiderlei Geschlechts, eingefunden, man schließt einen Kreis, es werden Grubenlichter angezündet und bei deren Schein abermals Christlieder, von der Musik der Ortsmusikanten begleitet, gesungen. Ist dieß zu Ende, so verläuft sich die Menge, die Männer aber und die jungen Burschen bleiben gewöhnlich zusammen, bis die zwölfte Stunde herannaht. Um 12 Uhr wird mit allen Glocken geläutet, hierauf vom Cantor und dem Chor ein Lied gesungen, und so mit Läuten und Singen dreimal abgewechselt. Dann begibt sich Alles zur Ruhe, um 5 Uhr Morgens geht die „Christmesse" an.

Das ist Alles noch altkatholisch, nur mit dem Unterschiede, daß der Kern der Feier, die heil. Krippe, wegfiel, vor der die Fackelträger ehedem auf dem Berg des heil. Antonius ihre frommen Lieder anstimmten, während wohl gleich darauf in der Kapelle St. Antonii die heil. Messe folgte. Das Wachbleiben bis zwölf Uhr ist der Rest jener Sitte, die noch an vielen Orten lebt, die Nacht nicht zu schlafen, um die um Mitternacht beginnende erste heilige Messe nicht zu versäumen, und daß der schöne, leider seiner ergreifendsten Momente beraubte Gebrauch von einem Heiligen herrührt, weiß das Volk noch ganz gut, nur nennt es als dessen Stifter nicht mehr St. Franziskus, sondern St. Bonifazius, den unvergänglich in der Sage lebenden. Es diene dieß als neuer Beweis, wie tief und fest die „römische", als undeutsch geschmähte katholische Kirche mit dem Volksleben verwachsen ist.

VII.

J. W. Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie.

I.

Zur Orientirung.

Indem wir unsern Lesern den nachfolgenden, durch J. W. Wolf's gediegene Forschungen veranlaßten Aufsatz über „Deutsche Mythologie“ mittheilen, finden wir uns bewogen, demselben noch einige Bemerkungen voranzustellen. Es geschieht dieß nicht, weil wir etwa glaubten, hierüber noch irgend Neues sagen zu können, sondern vielmehr, weil es uns darauf ankommt, der in dieser Zeitschrift stets eingehaltenen Gewohnheit gemäß, den Standpunkt genau und scharf zu bezeichnen, den wir bei der immer mehr in den Vordergrund tretenden Frage über die eigentliche Bedeutung der heidnischen Götterlehre einzunehmen gedenken. Schon ist in gleicher Weise wie die Sprachwissenschaft (— von welcher wir die sogenannte Philologie eben so sehr wie das praktische Erlernen der Sprachen unterscheiden —), diese jüngere Schwester, die Mythologie zu einer früher nicht einmal geahnten

Wichtigkeit emporgestiegen; schon greift sie tief in die Geschichte des menschlichen Geistes ein und dient zuletzt — was sie uns um so willkommener macht — doch wiederum nur, wie alle wahre Wissenschaft, dazu, um der göttlichen Wahrheit der katholischen Kirche einen lange vorenthaltenen, nun aber um so voller wiegenden Tribut darzubringen. Ist es vergönnt, nächst den eigenen auch fremde, vorzugsweise auf das germanische Heidenthum bezüglichen Worte zu gebrauchen, so mögen folgende hier ihre Stelle finden: „Wunderbar ist es in diesen noch so wenig durchforschten Katakomben der Religionswissenschaft. Nirgendwo tritt uns die Hand des Herrn in ihren allweisen und mächtigen Führungen des Menschengeschlechts so klar und groß, so anbetungswürdig entgegen. Wer da nicht bloß an dem Aeußern der Erscheinungen festhält und auch nur einigermaßen auf ihren Kern, ihr tieferes Verständniß zustrebt, dem muß es hell vor den Augen werden, und wenn er nicht in der Kirche steht, ist er doch auf geradem Wege zu ihr. Darum darf man so große Hoffnungen, so großes Gewicht auf diese Studien legen, sie müssen weitergeführt das leuchtendste aller Zeugnisse, welche die Wissenschaft je aufgewiesen, für die Wahrheit der Kirche abgeben."

Ein ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der Geschichte des Heidenthums, Adolf Wuttke, sagt in der Vorrede zu seinem, diesem Gegenstande gewidmeten Werke: „Das Heidenthum steht in seiner reichen Entwicklung nicht als etwas Gleichgiltiges außer dem Christenthum, sondern ist dessen Gegensatz und weltgeschichtliche Voraussetzung; und ohne die Erkenntniß des innern Lebens des Heidenthums ist die christliche Geistesmacht in der Weltgeschichte noch unbegriffen." Indem wir dem ersten Theile dieses Ausspruches beistimmen, erlauben wir uns, den zweiten in der Weise umzukehren, daß wir sagen: ohne die Erkenntniß der christlichen Wahrheit, wie die katholische Kirche sie lehrt, bleibt

[redacted]

die geistige Bedeutung, ja die ganze Erscheinung des Heidenthums völlig unverständlich.

Damit befinden wir uns nun auf unserm vorhin angedeuteten Standpunkte, von welchem aus wir eine kleine Umschau halten wollen.

Wer in einer nicht fernen Vergangenheit mit Lasaulx's unvergleichlich schönen Abhandlungen über die Prometheus-Sage, die Linosklage, das Orakel des pelasgischen Zeus zu Dodona, über Sühnopfer, Eid und Gebet, Fluch und Segen bei Griechen und Römern nähere Bekanntschaft machte, dem konnte es wohl nicht entgehen, daß das Heidenthum der classischen Welt noch ganz andere und tiefere Dinge in sich barg, als jene fade Mythologie, welche die Aufklärung der neuern Zeit, außerhalb allen Zusammenhanges mit irgend einem religiösen Gedanken, in Schule und Haus als die Glaubenslehre jener hochbegabten Völker dargeboten hat. Es trat hiebei immer ein ganz unversöhnlicher Gegensatz in der Frage hervor: wie es denn möglich war, daß gerade diejenigen Völker, welche als die gebildetsten und erleuchtetsten, und daher gleichsam als die nachahmungswürdigsten gepriesen und vorgestellt wurden, durch den allerabgeschmacktesten Priestertrug viele Jahrhunderte hindurch sich fesseln ließen?

Glücklicher als seine Vorgänger, die mit ihm das gleiche Gebiet betraten, hat Lasaulx das eigentlich Wahre getroffen, wie dieß schon der Titel einer jener Abhandlungen: „die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgatha" deutlich bezeichnet. Gerade durch eine solche Behandlung der Mythologie kommt erst Sinn und Verstand in dieselbe; nur auf diesem Wege wird der eigentliche Charakter des Heidenthums in Beziehung auf die damals zukünftige Kirche erkannt. Unläugbar ist das Heidenthum, oder vielmehr es liegt in ihm, eine Vorbereitung für die Kirche, aber nicht in dem Sinne, daß es eine Entwicklungsperiode des menschlichen Geistes wäre, aus welcher sich als schönste

und herrlichste Blüthe das Christenthum entfaltet hätte, sondern es ist eine verdunkelte Prophetie der Ankunft Christi, von welcher die Prophetie des Judenthums, wie von den Heiden das auserwählte Volk Gottes, rings umgeben wird. Die Prophetie des Heidenthums verhält sich zu der des Judenthums wie die Mondnacht zur Tageshelle, aber sie hat es mit diesem gemein, daß der, auf welchen sie sich bezieht, der im Jahre 3984 nach Erschaffung der Welt geborne Messias, zugleich aber auch „das Wort" ist, welches „am Anfang war." Gerade bei den Opfern tritt dieß auf das deutlichste hervor, will man aber es sich an einem anderen Gegenstande veranschaulichen, so dürfte dazu die von Gott zu Anfang der Zeiten eingesetzte Ehe dienen. Alle Völker haben die göttliche Ordnung der Ehe empfangen und alle Völker haben sie auch stets als ein durchaus religiöses Institut behandelt, bis sie durch die moderne Aufklärung zu einem bürgerlichen Contract erniedrigt worden ist. Auch die Ehe der Ungetauften hat, selbst in ihren verzerrten Gestaltungen, darum ihre Heiligkeit, weil sie von ihrem Ursprunge an das Zeichen, das Bild, die Darstellung der Vereinigung Christi mit der Kirche ist; aber der, welcher nach Erfüllung der Zeiten zur Erde hinabstieg, hat auch vor allen Zeiten bereits jene Verbindung mit der Kirche gedacht und für sie das Zeichen, das auch den Heiden nicht verloren ging, gewählt.

Doch wir müssen die Fragen: was ist das Heidenthum? und: was ist sein Ursprung? noch etwas näher in's Auge fassen. Ist es eine göttliche Schöpfung, gleich der Kirche? ist es ein von Gott, wie mit den Juden, aufgerichteter Bund? enthalten seine Lehren die Fülle göttlich geoffenbarter Wahrheiten? Nein! es ist der Abfall von Gott, es ist der Inbegriff der Religionen der von Gott nicht auserwählten, ihn nicht erkennenden Völker, sein Ursprung ist Betrug, sein Fortgang ist Verfall! Und dennoch enthält das Heidenthum, insbesondere das germanische, so viel Erhabenes und Schö-

[redacted]

nes, so viel Liebliches und Anmuthiges, so viel Trauliches und Rührendes, ja so viel Wahrheit! Die Lösung dieser Widersprüche läßt sich kurz dahin zusammenfassen: die Macht des Fürsten der Finsterniß, welcher die Menschen zum Abfalle von Gott verleitet hatte, reichte nicht so weit, um das Licht der göttlichen Uroffenbarungen ganz auszulöschen, und als das Werk ihm fast gelungen schien, als die Völker beinahe der Verzweiflung zu erliegen drohten, da hatte die göttliche Liebe in ihnen die Schmerzen der Sehnsucht nach der aufgehenden Sonne, Christus, auf den alle Offenbarungen sich bezogen, im Ebenmaß zu jener Noth gesteigert.

Sehr schön spricht sich hierüber der heilige Augustinus in seinem Buche über die christliche Lehre *) aus: „Alle Mythologien der Heiden", sagt er, „enthalten nicht ausschließlich falsche und abergläubische Erfindungen und eine drückende Last ganz unnützer Mühe — was freilich jeder von uns, der auf Christi Ruf aus der Gemeinschaft der Heiden ausscheidet, verabscheuen und vermeiden muß — sondern auch schöne und für die Wahrheit brauchbare Lehren, sowie auch manche nützliche Sittenvorschrift, ja selbst über die Verehrung Eines Gottes wird einiges Wahre bei ihnen angetroffen. Dieses ihr Gold und Silber, welches sie freilich nicht selbst gefunden, sondern gleichsam aus dem Metallflusse der göttlichen Vorsehung, der sich überall hineinergossen hat, erhalten haben, und welches sie auf eine verkehrte und verabscheuungswerthe Weise zum Dienste der Dämonen mißbrauchen, darf der Christ, welcher sich im Gemüthe von ihrer trübseligen Gemeinschaft scheidet, ihnen zum rechten Gebrauch bei der Verkündigung des Evangeliums hinwegnehmen." In dieser Stelle bei Augustin, welcher wir alsbald noch eine andere anreihen wollen, ist offenbar die richtigste Auffassung des Heidenthums niedergelegt. Zunächst weist er auf die durch

*) *Augustin.* de doctrin. christ. II. 40.

III.

Das confiscirte Petitions-Formular der badischen Katholiken.

Die treu gehorsamst Unterzeichneten würden nicht so kühn seyn, eine ehrerbietige Bitte an Eure Königliche Hoheit gelangen zu lassen, wenn es sich nicht um einen hochwichtigen Gegenstand handelte, wobei das Heil unserer Seelen, wie auch unser leibliches Wohl auf das innigste betheiligt ist.

Wir hören in unsern Häusern und Hütten von einem Kampfe, der zwischen den uns von Gott bestellten zwei Obrigkeiten, der geistlichen und weltlichen, ausgebrochen sei.

Die große Mehrzahl der treu gehorsamst Unterzeichneten sind schlichte Landleute, welchen natürlich die letzten Ursachen eines so unglücklichen Zwiespaltes nicht bekannt seyn können, auch sind wir nicht berufen, eine Entscheidung darüber auszusprechen. Was wir aber sehen und hören, läßt uns Alle nicht verkennen, daß ein Verhältniß, wie es sich auf eine so traurige Weise geltend macht, am Ende die letzten Ueberreste unseres Wohlstandes und sogar unseres Familienglückes zerstören müßte.

Wir sind es, das Volk, welche die unseligen Folgen der Revolution von 1849 beinahe ausschließlich zur Stunde noch tragen müssen. Unsere Lage ist dadurch schon traurig genug geworden; wir wollen das landesväterliche Herz Eurer Königlichen Hoheit nicht durch deren Schilderung mit neuer und bitterer Sorge erfüllen.

Daß wir uns aber immer unglücklicher fühlen, daß etwas geschehen müsse, um dem bald allgemein werdenden Verderben zu steuern, dieß ist uns Allen klar.

Es kann jedoch nicht unsere Sache seyn, die Mittel zu kennen und zu bezeichnen, wodurch unser Zustand besser werden soll.

Da hat in unserer steigenden Noth die Stimme unseres von Gott gesetzten Oberhirten sich erhoben und hat uns wieder an das Gebet hingewiesen, sie hat uns den Gehorsam eingeschärft gegen die auch von Gott bestellte Obrigkeit des Landesherren.

Der Oberhirt hat seit Jahren unser Vertrauen auf Gott gelenkt, der selbst werthlosen Sperlingen ein Beschützer ist, der die Blumen des Feldes, die heute blühen und morgen schon verdorren, herrlicher als Salomon kleidet, der die Brode wunderbar vermehrt, damit das von allen Seiten herbeigeströmte hungernde Volk nicht verschmachte, wenn der Erlöser aller Menschen zu ihm spricht: „Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles Andere wird euch beigegeben werden." Der im Namen Christi über uns gesetzte Hirte, der Nachfolger der Apostel, unser ehrwürdigster Erzbischof Hermann, hat auch uns das Streben nach Gerechtigkeit empfohlen und geboten, den Geist der Lüge zu

[redacted]

fliehen, der da Treue dem Taufgelübde [illegible] eidlichen Gehorsam der weltlichen Obrigkeit [illegible] Gelöbnisse schnöde bricht. Hören wir die [illegible] hirten, so finden wir sie überall in Uebereinstimmung [illegible] tholischen heil. Glauben, welchen unsere Väter von jeher [illegible] und den, mit der Gnade Gottes, auch wir unerschütterlich [illegible] ren und auf Kinder und Kindeskinder treu und unverfälscht [illegible] ben wollen. Hierin liegt unsere Kraft und unsere Hoffnung! Denn blicken wir überall um uns her, so umgeben uns Uebel der verschiedensten Art. Wir wollen deren hier ganz kurz nur zwei erwähnen:

Das eine gefährdet unser Seelenheil, das andere unsern leiblichen Nahrungsstand. Der Geist der Lüge findet in den ganz unglaublich, selbst für durchaus unbedeutende Dinge vermehrten Eidesleistungen eine solche entsetzliche Nahrung, daß damit jede Achtung vor allem Heiligen untergraben, der Redliche das Opfer des Betrugs, der Schlechte und Gewissenlose der Meister des Ehrlichen und Aufrichtigen wird, daß die Brandfackel der Zwietracht das Glück von Gemeinden und Familien verwüstet.

Trotz so langer Friedensjahre und der für das gemeine Beste vielfach getroffenen Vorkehrungen, vermehrt sich sodann die Anzahl der verdienstlosen Armen in den meisten Orten des Landes auf eine gar nicht zu beschreibende Weise.

Wir flehen zu Gott, nicht, daß Er wunderbar das Brod vermehre, nur daß Er das reiche Brod, das Er alljährlich auf unsern reichen Feldern wachsen läßt, segnen wolle! Die Kirche spendet alljährlich ihren Segen über unsere Fluren, nur sie heißt uns das Brod als Gottes Gabe schätzen.

Wir vernehmen, daß überall im Lande fromme Geistliche in Gefangenschaft gehalten und zur Strafe verurtheilt werden, nicht eines Vergehens wegen, sondern weil sie ihrem von Gott gesetzten Obern Eid und Treue halten.

Wir vernehmen, daß unser Hochwürdigster Erzbischof, dessen Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Freundlichkeit und Liebe das Haus des Reichen wie die Hütte der Armuth im ganzen Lande kennt, heute der Gegenstand heftiger Angriffe ist, ja, daß man ihn als einen Aufwiegler darzustellen sucht.

Der Mann, welcher in den Stürmen von 1848 und 1849 bei seiner Heerde mit Gefahr seines eigenen Lebens ausharrte, um mit dem Hirtenstab sie gegen einbrechende Wölfe, soviel als möglich, durch sein heiliges Beispiel, Wohlthun und Gebet zu schirmen — der Mann, welcher sich nicht scheute, allen entzügelten Leidenschaften des Tages, den Männern der Revolution zum Trotz, unter Verhöhnungen jeder Art, das ewige Gottesgebot zu verkünden: „Gehorsam und Ehrfurcht den Königen," obgleich

III.

Das confiscirte Petitions-Formular der badischen Katholiken.

Die treu gehorsamst Unterzeichneten würden nicht so kühn seyn, eine ehrerbietige Bitte an Eure Königliche Hoheit gelangen zu lassen, wenn es sich nicht um einen hochwichtigen Gegenstand handelte, wobei das Heil unserer Seelen, wie auch unser leibliches Wohl auf das innigste betheiligt ist.

Wir hören in unsern Häusern und Hütten von einem Kampfe, der zwischen den uns von Gott bestellten zwei Obrigkeiten, der geistlichen und weltlichen, ausgebrochen sei.

Die große Mehrzahl der treu gehorsamst Unterzeichneten sind schlichte Landleute, welchen natürlich die letzten Ursachen eines so unglücklichen Zwiespaltes nicht bekannt seyn können, auch sind wir nicht berufen, eine Entscheidung darüber auszusprechen. Was wir aber sehen und hören, läßt uns Alle nicht verkennen, daß ein Verhältniß, wie es sich auf eine so traurige Weise geltend macht, am Ende die letzten Ueberreste unseres Wohlstandes und sogar unseres Familienglückes zerstören müßte.

Wir sind es, das Volk, welche die unseligen Folgen der Revolution von 1849 beinahe ausschließlich zur Stunde noch tragen müssen. Unsere Lage ist dadurch schon traurig genug geworden; wir wollen das landesväterliche Herz Eurer Königlichen Hoheit nicht durch deren Schilderung mit neuer und bitterer Sorge erfüllen.

Daß wir uns aber immer unglücklicher fühlen, daß etwas geschehen müsse, um dem bald allgemein werdenden Verderben zu steuern, dieß ist uns Allen klar.

Es kann jedoch nicht unsere Sache seyn, die Mittel zu kennen und zu bezeichnen, wodurch unser Zustand besser werden soll.

Da hat in unserer steigenden Noth die Stimme unseres von Gott gesetzten Oberhirten sich erhoben und hat uns wieder an das Gebet hingewiesen, sie hat uns den Gehorsam eingeschärft gegen die auch von Gott bestellte Obrigkeit des Landesherren.

Der Oberhirt hat seit Jahren unser Vertrauen auf Gott gelenkt, der selbst werthlosen Sperlingen ein Beschützer ist, der die Blumen des Feldes, die heute blühen und morgen schon verdorren, herrlicher als Salomon kleidet, der die Brode wunderbar vermehrt, damit das von allen Seiten herbeigeströmte hungernde Volk nicht verschmachte, wenn der Erlöser aller Menschen zu ihm spricht: „Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; alles Andere wird euch beigegeben werden.“ Der im Namen Christi über uns gesetzte Hirte, der Nachfolger der Apostel, unser ehrwürdigster Erzbischof Hermann, hat auch uns das Streben nach Gerechtigkeit empfohlen und geboten, den Geist der Lüge zu

VI.

Des heil. Franz von Assisi Weihnachtsfeier in protestantischem Gewande.

Wer kennt nicht die rührend sinnige Weihnachtsfeier, welche der Arme von Assisi einst unter den Hirten in einer Höhle bei Rom gefeiert hat, die seitdem sich weit über die katholische Welt verbreitete, und von Clemens Brentano eben so schön im Liede, als von Overbeck durch den Grabstichel verherrlicht wurde. Wohlan, während sie an katholischen Orten vielfach sich verloren hat, feiern sie Protestanten noch, wenn auch in anderer Gestalt, in Schweina.

In der Gegend dieses Marktfleckens liegt ein Berg, der wahrscheinlich früher eine Kapelle des heil. Antonius, des großen Schülers des heil. Franziskus, trug, und der davon Antoniusberg, im Volksmunde Tungelsberg heißt. Dahin gehen, wie wir durch den „Menschenfreund" erfahren, am Christheiligabend die Schulknaben und auch erwachsene Jünglinge des Ortes, und richten aus dort befindlichen Feldsteinen einen rohen Obelisk, die alte Höhle, so hoch sie können, auf. Schon während des Baues singen sie ein geistliches Lied, z. B. „vom Himmel hoch, da komm ich her"; oder „Jesu, rufe mich" u. A. Wenn der Steinhaufen fertig ist, singen sie: „Nun danket alle Gott", und gehen wieder ruhig nach Hause. Dort werden einstweilen die Fackeln vollends in Stand gesetzt. Diese bestehen aus vier bis fünf Ellen langen Schleißen von Fichten- oder Birkenholz, die an ihrem obern Ende auseinander gespalten werden. In den Zwischenraum kommt eine ziemliche Menge Hobelspäne, Werg u. dgl., auch wird

Pech dazwischen gegossen und das Ganze von daran befestigten Reifchen zusammen gehalten. Die Bereitung dieser ungeheuern Fackeln, die oben eine sehr beträchtliche Dicke haben, beschäftigt die jungen Leute gewöhnlich schon vier Wochen vor Weihnachten, und sie werden während dieser Zeit beständig in die Nähe des Ofens gesetzt, um recht auszutrocknen. Wenn es nun dunkel geworden, so ziehen alle Knaben und Jünglinge, auch viele Männer mit Gesangbüchern, den Fackeln und einer Laterne auf den Antoniusberg; droben werden die Fackeln angezündet, deren oft 40 bis 50 sind, treten in eine Reihe, und nun singen sie beim Schein der hochlodernden Flammen schöne Weihnachtslieder, bis die Fackeln fast zu Ende gebrannt sind. Diese werden dann auf einen Haufen geworfen, und alle Versammelten gehen wieder in den Ort herunter, wo sie auf dem Marktplatz oder Plan zusammenbleiben. Dort hat sich mittlerweile Jung und Alt, beiderlei Geschlechts, eingefunden, man schließt einen Kreis, es werden Grubenlichter angezündet und bei deren Schein abermals Christlieder, von der Musik der Ortsmusikanten begleitet, gesungen. Ist dieß zu Ende, so verläuft sich die Menge, die Männer aber und die jungen Burschen bleiben gewöhnlich zusammen, bis die zwölfte Stunde herannaht. Um 12 Uhr wird mit allen Glocken geläutet, hierauf vom Cantor und dem Chor ein Lied gesungen, und so mit Läuten und Singen dreimal abgewechselt. Dann begibt sich Alles zur Ruhe, um 5 Uhr Morgens geht die „Christmesse“ an.

Das ist Alles noch altkatholisch, nur mit dem Unterschiede, daß der Kern der Feier, die heil. Krippe, wegfiel, vor der die Fackelträger ehedem auf dem Berg des heil. Antonius ihre frommen Lieder anstimmten, während wohl gleich darauf in der Kapelle St. Antonii die heil. Messe folgte. Das Wachbleiben bis zwölf Uhr ist der Rest jener Sitte, die noch an vielen Orten lebt, die Nacht nicht zu schlafen, um die um Mitternacht beginnende erste heilige Messe nicht zu versäumen, und daß der schöne, leider seiner ergreifendsten Momente beraubte Gebrauch von einem Heiligen herrührt, weiß das Volk noch ganz gut, nur nennt es als dessen Stifter nicht mehr St. Franziskus, sondern St. Bonifazius, den unvergänglich in der Sage lebenden. Es diene dieß als neuer Beweis, wie tief und fest die „römische“, als undeutsch geschmähte katholische Kirche mit dem Volksleben verwachsen ist.

[redacted]

VII.

J. W. Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie.

I.

Zur Orientirung.

Indem wir unsern Lesern den nachfolgenden, durch J. W. Wolf's gediegene Forschungen veranlaßten Aufsatz über „Deutsche Mythologie“ mittheilen, finden wir uns bewogen, demselben noch einige Bemerkungen voranzustellen. Es geschieht dieß nicht, weil wir etwa glaubten, hierüber noch irgend Neues sagen zu können, sondern vielmehr, weil es uns darauf ankommt, der in dieser Zeitschrift stets eingehaltenen Gewohnheit gemäß, den Standpunkt genau und scharf zu bezeichnen, den wir bei der immer mehr in den Vordergrund tretenden Frage über die eigentliche Bedeutung der heidnischen Götterlehre einzunehmen gedenken. Schon ist in gleicher Weise wie die Sprachwissenschaft (— von welcher wir die sogenannte Philologie eben so sehr wie das praktische Erlernen der Sprachen unterscheiden —), diese jüngere Schwester, die Mythologie zu einer früher nicht einmal geahnten

Wichtigkeit emporgestiegen; schon greift sie tief in die Geschichte des menschlichen Geistes ein und dient zuletzt — was sie uns um so willkommener macht — doch wiederum nur, wie alle wahre Wissenschaft, dazu, um der göttlichen Wahrheit der katholischen Kirche einen lange vorenthaltenen, nun aber um so voller wiegenden Tribut darzubringen. Ist es vergönnt, nächst den eigenen auch fremde, vorzugsweise auf das germanische Heidenthum bezüglichen Worte zu gebrauchen, so mögen folgende hier ihre Stelle finden: „Wunderbar ist es in diesen noch so wenig durchforschten Katakomben der Religionswissenschaft. Nirgendwo tritt uns die Hand des Herrn in ihren allweisen und mächtigen Führungen des Menschengeschlechts so klar und groß, so anbetungswürdig entgegen. Wer da nicht bloß an dem Aeußern der Erscheinungen festhält und auch nur einigermaßen auf ihren Kern, ihr tieferes Verständniß zustrebt, dem muß es hell vor den Augen werden, und wenn er nicht in der Kirche steht, ist er doch auf geradem Wege zu ihr. Darum darf man so große Hoffnungen, so großes Gewicht auf diese Studien legen, sie müssen weitergeführt das leuchtendste aller Zeugnisse, welche die Wissenschaft je aufgewiesen, für die Wahrheit der Kirche abgeben."

Ein ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der Geschichte des Heidenthums, Adolf Wuttke, sagt in der Vorrede zu seinem, diesem Gegenstande gewidmeten Werke: „Das Heidenthum steht in seiner reichen Entwicklung nicht als etwas Gleichgiltiges außer dem Christenthum, sondern ist dessen Gegensatz und weltgeschichtliche Voraussetzung; und ohne die Erkenntniß des innern Lebens des Heidenthums ist die christliche Geistesmacht in der Weltgeschichte noch unbegriffen." Indem wir dem ersten Theile dieses Ausspruches beistimmen, erlauben wir uns, den zweiten in der Weise umzukehren, daß wir sagen: ohne die Erkenntniß der christlichen Wahrheit, wie die katholische Kirche sie lehrt, bleibt

[redacted]

die geistige Bedeutung, ja die ganze Erscheinung des Heidenthums völlig unverständlich.

Damit befinden wir uns nun auf unserm vorhin angedeuteten Standpunkte, von welchem aus wir eine kleine Umschau halten wollen.

Wer in einer nicht fernen Vergangenheit mit Lasaulx's unvergleichlich schönen Abhandlungen über die Prometheus-Sage, die Linosklage, das Orakel des pelasgischen Zeus zu Dodona, über Sühnopfer, Eid und Gebet, Fluch und Segen bei Griechen und Römern nähere Bekanntschaft machte, dem konnte es wohl nicht entgehen, daß das Heidenthum der classischen Welt noch ganz andere und tiefere Dinge in sich barg, als jene fade Mythologie, welche die Aufklärung der neuern Zeit, außerhalb allen Zusammenhanges mit irgend einem religiösen Gedanken, in Schule und Haus als die Glaubenslehre jener hochbegabten Völker dargeboten hat. Es trat hiebei immer ein ganz unversöhnlicher Gegensatz in der Frage hervor: wie es denn möglich war, daß gerade diejenigen Völker, welche als die gebildetsten und erleuchtetsten, und daher gleichsam als die nachahmungswürdigsten gepriesen und vorgestellt wurden, durch den allerabgeschmacktesten Priestertrug viele Jahrhunderte hindurch sich fesseln ließen?

Glücklicher als seine Vorgänger, die mit ihm das gleiche Gebiet betraten, hat Lasaulx das eigentlich Wahre getroffen, wie dieß schon der Titel einer jener Abhandlungen: „die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgatha" deutlich bezeichnet. Gerade durch eine solche Behandlung der Mythologie kommt erst Sinn und Verstand in dieselbe; nur auf diesem Wege wird der eigentliche Charakter des Heidenthums in Beziehung auf die damals zukünftige Kirche erkannt. Unläugbar ist das Heidenthum, oder vielmehr es liegt in ihm, eine Vorbereitung für die Kirche, aber nicht in dem Sinne, daß es eine Entwicklungsperiode des menschlichen Geistes wäre, aus welcher sich als schönste

und herrlichste Blüthe das Christenthum entfaltet hätte, sondern es ist eine verdunkelte Prophetie der Ankunft Christi, von welcher die Prophetie des Judenthums, wie von den Heiden das auserwählte Volk Gottes, rings umgeben wird. Die Prophetie des Heidenthums verhält sich zu der des Judenthums wie die Mondnacht zur Tageshelle, aber sie hat es mit diesem gemein, daß der, auf welchen sie sich bezieht, der im Jahre 3984 nach Erschaffung der Welt geborne Messias, zugleich aber auch „das Wort" ist, welches „am Anfang war." Gerade bei den Opfern tritt dieß auf das deutlichste hervor, will man aber es sich an einem anderen Gegenstande veranschaulichen, so dürfte dazu die von Gott zu Anfang der Zeiten eingesetzte Ehe dienen. Alle Völker haben die göttliche Ordnung der Ehe empfangen und alle Völker haben sie auch stets als ein durchaus religiöses Institut behandelt, bis sie durch die moderne Aufklärung zu einem bürgerlichen Contract erniedrigt worden ist. Auch die Ehe der Ungetauften hat, selbst in ihren verzerrten Gestaltungen, darum ihre Heiligkeit, weil sie von ihrem Ursprunge an das Zeichen, das Bild, die Darstellung der Vereinigung Christi mit der Kirche ist; aber der, welcher nach Erfüllung der Zeiten zur Erde hinabstieg, hat auch vor allen Zeiten bereits jene Verbindung mit der Kirche gedacht und für sie das Zeichen, das auch den Heiden nicht verloren ging, gewählt.

Doch wir müssen die Fragen: was ist das Heidenthum? und: was ist sein Ursprung? noch etwas näher in's Auge fassen. Ist es eine göttliche Schöpfung, gleich der Kirche? ist es ein von Gott, wie mit den Juden, aufgerichteter Bund? enthalten seine Lehren die Fülle göttlich geoffenbarter Wahrheiten? Nein! es ist der Abfall von Gott, es ist der Inbegriff der Religionen der von Gott nicht auserwählten, ihn nicht erkennenden Völker, sein Ursprung ist Betrug, sein Fortgang ist Verfall! Und dennoch enthält das Heidenthum, insbesondere das germanische, so viel Erhabenes und Schö-

[redacted]

nes, so viel Liebliches und Anmuthiges, so viel Trauliches und Rührendes, ja so viel Wahrheit! Die Lösung dieser Widersprüche läßt sich kurz dahin zusammenfassen: die Macht des Fürsten der Finsterniß, welcher die Menschen zum Abfalle von Gott verleitet hatte, reichte nicht so weit, um das Licht der göttlichen Uroffenbarungen ganz auszulöschen, und als das Werk ihm fast gelungen schien, als die Völker beinahe der Verzweiflung zu erliegen drohten, da hatte die göttliche Liebe in ihnen die Schmerzen der Sehnsucht nach der aufgehenden Sonne, Christus, auf den alle Offenbarungen sich bezogen, im Ebenmaß zu jener Noth gesteigert.

Sehr schön spricht sich hierüber der heilige Augustinus in seinem Buche über die christliche Lehre *) aus: „Alle Mythologien der Heiden", sagt er, „enthalten nicht ausschließlich falsche und abergläubische Erfindungen und eine drückende Last ganz unnützer Mühe — was freilich jeder von uns, der auf Christi Ruf aus der Gemeinschaft der Heiden ausscheidet, verabscheuen und vermeiden muß — sondern auch schöne und für die Wahrheit brauchbare Lehren, sowie auch manche nützliche Sittenvorschrift, ja selbst über die Verehrung Eines Gottes wird einiges Wahre bei ihnen angetroffen. Dieses ihr Gold und Silber, welches sie freilich nicht selbst gefunden, sondern gleichsam aus dem Metallflusse der göttlichen Vorsehung, der sich überall hineinergossen hat, erhalten haben, und welches sie auf eine verkehrte und verabscheuungswerthe Weise zum Dienste der Dämonen mißbrauchen, darf der Christ, welcher sich im Gemüthe von ihrer trübseligen Gemeinschaft scheidet, ihnen zum rechten Gebrauch bei der Verkündigung des Evangeliums hinwegnehmen." In dieser Stelle bei Augustin, welcher wir alsbald noch eine andere anreihen wollen, ist offenbar die richtigste Auffassung des Heidenthums niedergelegt. Zunächst weist er auf die durch

*) *Augustin.* de doctrin. christ. II. 40.

dasselbe gleich goldenen Fäden hindurchziehenden göttlichen Wahrheiten hin. Bei aller Anerkennung jedoch, daß das Heidenthum selbst zur Bestätigung des Evangeliums dienliche Wahrheiten enthalte, bezeichnet es Augustinus dennoch als einen Cultus der Dämonen, und spricht damit dasselbe aus, was der Psalmist *) mit den Worten sagt: „Alle Götter der Heiden sind Dämonen.“ Eben dieß findet man auch in jenem unsterblichen Werke des großen Kirchenvaters von der Stadt Gottes wieder, wo er von dem Christenthum sagt **): „Nur durch diese Eine und wahre Religion konnte es aufgedeckt werden, daß die Götter der Heiden die unreinsten Dämonen sind, welche unter der Larve verstorbener Seelen und unter der Gestalt geschaffener Wesen für Götter gehalten zu werden wünschen, und sich in stolzer Unreinheit an dem gleichsam göttlichen Cultus, der ihnen dargebracht wird, und an den verbrecherischen und schändlichen Dingen, die ihnen zu Ehren geschehen, erfreuen, indem sie zugleich den menschlichen Seelen die Bekehrung zum wahren Gotte mißgönnen.“

Der heilige Augustinus hat demnach an eine Realität der heidnischen Götter geglaubt, und es dürfte vielleicht dieser so sehr bestrittene Punkt sich auf folgende Weise erfassen lassen. Zunächst ist es keinem Zweifel zu unterziehen, daß der Vater der Lüge auch der Vater des Heidenthums ist; er hat die Menschen, nicht ohne deren Mitschuld, über das Wesen Gottes dadurch getäuscht, daß er Ihn gleichsam als unerreichbar und unzugänglich darstellte, und jene zur Verehrung der geschaffenen Dinge herabzog. War aber einmal dieses erste Stadium des Abfalles eingetreten, so war auch jeder weiteren Täuschung Raum gegeben, und da das ganze Streben jenes gefallenen Engels und aller mit ihm aus dem Himmel Verstoßenen, aus Neid gegen die Menschen, dahin

*) *Psalm.* XCV. 5.
**) *Augustin.* de civit. Dei. VII. 33.

[redacted]

gerichtet war, sie immer mehr von Gott zu trennen, so war es für ihn und seine Genossen wie von selbst gegeben, auch die Maske der Göttlichkeit anzunehmen. Die teuflische Bosheit lag eben darin, daß dem unauslöschlichen Drange des menschlichen Herzens den Schöpfer anzubeten, und ihn durch Buße und Opfer zu sühnen, die ganz falsche Richtung auf den Cultus der Creatur gegeben wurde. Wer diese Creatur war, ob ein Engel des Lichts oder der Finsterniß, Mensch oder Thier, Sonne oder Mond, Holz oder Stein, konnte dem Feinde des Menschengeschlechts völlig gleichgültig seyn, wenn es nur nicht Gott war, der angebetet wurde. Es ist daher eine ganz falsche Auffassung des Heidenthums, wenn man darin lauter Priestertrug erkennen will; selbst wenn Priester, was in späterer Zeit häufiger der Fall gewesen seyn mag als früher, willentlich als Mithelfer am Betruge erscheinen, so waren sie doch unter allen Umständen die Mitbetrogenen. Demgemäß ist es auch der Sache nach völlig Einerlei, ob man sich Zeus und Pallas Athene, Mars und Venus, Wuotan und Donar als bestimmte einzelne Dämonen, oder als Gebilde der menschlichen Phantasie denkt; die Dämonen waren es, welche den Menschen den Wahn des Heidenthums gegeben hatten, und durch fortwährende Täuschung, gleichviel durch welche Mittel, sie immer tiefer in denselben hineinzogen.

Eben hiermit ist nunmehr eine andere Seite des Heidenthums abermals berührt worden, welche noch näher in's Auge gefaßt werden muß; es ist dieß sein allmähliger, gleichsam nach dem Gesetze der Schwere sich beschleunigender Verfall. Gerade diesen Verfall in seinen allmähligen Abstufungen bezeichnet das antike Alterthum selbst so sinnig durch die Reihenfolge der Zeitalter nach dem Metallwerthe des Goldes, Silbers u. s. w. Ja, betrachtet man die Zustände völliger religiösen Versunkenheit andrer Völker, wie der Wilden Amerika's, Afrika's und Australien's, deren Väter doch auch alle

dermaleinst aus dem Thale Sennaar ausgewandert sind, so wäre man versucht, noch viel unedlere Stoffe als Metalle zur Charakteristik derselben zu wählen. Ueber diese überall wiederkehrende Erscheinung des zunehmenden Verfalles des Heidenthums darf man sich keinen Augenblick täuschen; das Prinzip der Trennung war in dasselbe vom Anfang an durch die Trennung von dem wahren Gott hineingelegt, und da der Polytheismus aus dem Kreise der Götter einen solchen, der allmächtig gewesen wäre, nothwendig völlig ausschloß, so war auch die weitere Auflösung von selbst gegeben. Es bedarf z. B. nur eines oberflächlichen Blickes in das Buch des Arnobius „wider die Heiden," um sich sofort ein unauslöschliches Bild von dem Stadium der völligen Zerrissenheit zu machen, in welches die Religion der Griechen und Römer eingetreten war. Wir erlauben uns, eine bereits an einem andern Orte*) gegebene Schilderung dieser Zustände, die zum Theile auf jenem Schriftsteller beruht, hier aufzunehmen: „Eben darin, daß die Heiden ihre Götter für Alles hatten, liegt auch zugleich die Schwäche und Ohnmacht des Polytheismus. Keiner der Götter war selbst in der Vorstellung allmächtig, denn derjenige, welcher es gewesen wäre, hätte alle andern überflüssig gemacht. So aber konnte man von dem Einen nicht dieß, von dem Andern nicht Jenes, von Keinem aber das Seelenheil erbitten. Wenn nun diese Götter gar oft als einander feindliche Wesen, wenn sie geschlechtlich gedacht wurden, wenn sie daher mit einander neue Götter zeugten, und den Himmel gleichsam mit Göttern bevölkerten, wenn sie erkrankten und sich selbst nicht helfen konnten, wenn sie überhaupt an aller menschlichen Gebrechlichkeit litten, wenn sie allen Leidenschaften unterworfen waren, wenn diese selbst zu Göttern personificirt wurden, während man verstorbenen,

*) Kirchenrecht Bd. 2, S. 355 u. f.

fliehen, der da Treue dem Taufgelübde und der heil. Kirche und ehrlichen Gehorsam der weltlichen Obrigkeit verspricht und — beide Gelöbnisse schnöde bricht. Hören wir die Worte unseres Oberhirten, so finden wir sie überall in Uebereinstimmung mit dem katholischen heil. Glauben, welchen unsere Väter von jeher bekannten und den, mit der Gnade Gottes, auch wir unerschütterlich bewahren und auf Kinder und Kindeskinder treu und unverfälscht vererben wollen. Hierin liegt unsere Kraft und unsere Hoffnung! Denn blicken wir überall um uns her, so umgeben uns Uebel der verschiedensten Art. Wir wollen deren hier ganz kurz nur zwei erwähnen:

Das eine gefährdet unser Seelenheil, das andere unsern leiblichen Nahrungsstand. Der Geist der Lüge findet in den ganz unglaublich, selbst für durchaus unbedeutende Dinge vermehrten Eidesleistungen eine solche entsetzliche Nahrung, daß damit jede Achtung vor allem Heiligen untergraben, der Redliche das Opfer des Betrugs, der Schlechte und Gewissenlose der Meister des Ehrlichen und Aufrichtigen wird, daß die Brandfackel der Zwietracht das Glück von Gemeinden und Familien verwüstet.

Trotz so langer Friedensjahre und der für das gemeine Beste vielfach getroffenen Vorkehrungen, vermehrt sich sodann die Anzahl der verdienstlosen Armen in den meisten Orten des Landes auf eine gar nicht zu beschreibende Weise.

Wir flehen zu Gott, nicht, daß Er wunderbar das Brod vermehre, nur daß Er das reiche Brod, das Er alljährlich auf unsern reichen Feldern wachsen läßt, segnen wolle! Die Kirche spendet alljährlich ihren Segen über unsere Fluren, nur sie heißt uns das Brod als Gottes Gabe schätzen.

Wir vernehmen, daß überall im Lande fromme Geistliche in Gefangenschaft gehalten und zur Strafe verurtheilt werden, nicht eines Vergehens wegen, sondern weil sie ihrem von Gott gesetzten Obern Eid und Treue halten.

Wir vernehmen, daß unser Hochwürdigster Erzbischof, dessen Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Freundlichkeit und Liebe das Haus des Reichen wie die Hütte der Armuth im ganzen Lande kennt, heute der Gegenstand heftiger Angriffe ist, ja, daß man ihn als einen Aufwiegler darzustellen sucht.

Der Mann, welcher in den Stürmen von 1848 und 1849 bei seiner Heerde mit Gefahr seines eigenen Lebens ausharrte, um mit dem Hirtenstab sie gegen einbrechende Wölfe, soviel als möglich, durch sein heiliges Beispiel, Wohlthun und Gebet zu schirmen — der Mann, welcher sich nicht scheute, allen entzügelten Leidenschaften des Tages, den Männern der Revolution zum Trotz, unter Verhöhnungen jeder Art, das ewige Gottesgebot zu verkünden: „Gehorsam und Ehrfurcht den Königen," obgleich

deren mehrere, durch bösen Rath verführt, vor dem Angesichte ihrer Völker von „Gottes Gnaden" nichts mehr wissen wollten — der Mann, der dessen ungeachtet die Unterwerfung unter die Obrigkeit um Gotteswillen, als eine heilige Pflicht den katholischen Christen an das Herz legte, indem er in seinem Hirtenbriefe vom 29. Juli 1849 zu seinen Diöcesanen sprach: „Kraft dieser vom heil. Geiste in uns ausgegossenen Liebe soll — so sehr wir immerhin die Verbrechen des Hochverraths und der Empörung verabscheuen und verdammen — doch jeder Groll und jede Feindschaft aus unserm Herzen weichen wider die, die zunächst die Trübsale über uns gebracht. Ueberlassen wir ihre Bestrafung der Obrigkeit, denn nicht umsonst trägt sie das Schwert: sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut, wir alle aber müssen als Christen beseelt seyn von dem Geist Dessen, der am Kreuzesstamme blutend, in das bittere Meer der Schmerzen versenkt, Seinen Mund öffnet mit dem Gebote der Liebe: „„Vater verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun"" —

dieser Mann, der als seine vielleicht letzte Bitte, seiner Herde mit dem Ernste eines Vaters auferlegt, die Treue dem Landesherrn zu bewahren und zu beten — der die ganze Last des großen Kampfes allein auf seine alten Schultern nehmen will — dieser Mann und Greis — hier waltet ein schwerer Irrthum vor — kann selbst unmöglich ein Empörer seyn!

Eure Königliche Hoheit! Die Waffen des katholischen Christen sind das Gebet und das Recht ehrerbietiger Vorstellung. Von diesem heiligen Rechte erlauben wir uns heute in tiefster Ergebenheit Gebrauch zu machen.

Wir beschwören Höchstdieselben keinem so schlimmen Rathe zu folgen, möge ihn ertheilen, wer da immer wolle, und die kath. Kirche nicht zum Gegenstand der Verfolgung zu machen.

Wir beschwören Höchstdieselben gegen gewissenhafte Eidestreue und Pflichterfüllung nicht die Strafe des Verbrechens zu verhängen.

Dem jugendlichen Herzen eines Sohnes des milden Leopold muß solche Strenge selbst empfindlich seyn.

Wir beschwören Höchstdieselben, das Begehren, welches unser frommer Erzbischof mit der ganzen katholischen Welt*) im Namen Gottes an die Regierung Eurer Königlichen Hoheit stellt, in vollem Maße zu gewähren, und die Verordnungen vom 7. Nov. gegen unsere heilige Kirche mit allen ihren Folgen aufzuheben.

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigst treugehorsamste

---

*) Ist mit der eben eingetroffenen Allokution Pius' IX. buchstäblich wahr geworden. Anm. d. Red.

[redacted]

bei den einzelnen Völkern würde man sich noch viel deutlicher, als es bisher möglich ist — wo eben noch Alles neben einander liegt — davon überzeugen, welch eine Fülle von Trübsal und Zerrissenheit auch über die Germanen in Folge des Abfalles ihrer Vorfahren von dem wahren Gotte gekommen war.

Als wir eben diese Worte niedergeschrieben hatten, kam uns der erste Theil eines neuerlich erschienenen Buches zur Hand; wir schlugen es mit großem Interesse auf und, durch die Lectüre gefesselt, haben wir es nicht eher wieder zugemacht, als bis wir es ganz durchlesen hatten. Es ist dieß das gründliche und mit vielem Geist geschriebene Buch von Heinrich Rückert (Prof. zu Breslau): „Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum." Der Verfasser hat den kühnen Versuch gemacht, mehrere verschiedenen Stadien des germanischen Heidenthums zu unterscheiden, und in seiner Darstellung von einander zu halten. Wenn wir nun auch gegen manche seiner Ansichten Erhebliches einzuwenden haben, und in der Schrift die richtige Auffassung der Kirche, da der Verfasser Protestant ist, ohnehin nicht erwarten durften, daher auch eine klare Vorstellung vom Heidenthum in seinem Princip vermissen, so verdient doch diese Arbeit alle Anerkennung. Indem wir darauf verzichten müssen, uns auf Einzelnes in derselben einzulassen, können wir es uns nicht versagen, Einiges aus dem Buche Rückert's hervorzuheben, um daran zu zeigen, wie sehr diese neuen Forschungen unsere oben ausgesprochene Ansicht von dem Verfalle des germanischen Heidenthums bestätigen. Der Verfasser legt mit Recht ein sehr großes Gewicht auf jene eigenthümliche Eschatologie der Germanen, in welcher der Weltbrand sogar die Götter vernichtet. Er sagt hierüber (S. 152): „Unsere deutsche religiöse Vorstellung hat mit besonderer Vorliebe diese Seite entwickelt. Die Dämonen der höhern Ordnung werden einst, und

nicht in unendlich ferner Zeit, einen Kampf auf Leben und Tod mit der bestehenden Weltordnung und den höhern Göttern beginnen, während sie jetzt, so lange diese Weltordnung noch zu dauern hat, durch ihre Kraft gebändigt sind. Wäre dieß nicht, so würden sie augenblicklich zur Vernichtung hereinstürmen. Die Kraft der Götter wird in diesem Kampfe erliegen, und darnach auch Nichts mehr ein vollständiges Verderben dieser Weltordnung aufhalten. Niemals ist die Idee der Endlichkeit dieser Weltordnung und der sie beherrschenden Götter mit einer solchen schreckhaften Rückhaltlosigkeit ausgesprochen, wie hier; aber gewiß ist diese Vorstellung zu ihrer concreten Lebhaftigkeit (? Leibhaftigkeit) erst allmählig emporgestiegen. Vor Allem ist das Feuer, als das eigentlich verzehrende Element, nun auch bei dieser Schlußkatastrophe, und die mächtigsten der dabei persönlich wirksamen Dämonen — sind recht eigentlich Elementargeister des Feuers. Aber auch alle möglichen anderen Spukgestalten — tauchen dabei auf, und in ihrer Ausmalung hat die Phantasie des Volkes sich selbst überboten, wie die düstere Wildheit der Aeußerungen des Volksgeistes auch Alles überbot, was in dem gewöhnlichen Laufe der Geschichte in Kampf und Sieg zu geschehen pflegt. Wenn sich der Volksgeist mit grausigem Behagen gerade diesen Moment seiner religiösen und kosmischen Vorstellung mit einer sonst gar nicht in diesem Maße vorkommenden Plastik vergegenwärtigte, wenn die Flammen des Weltbrandes mit solcher leibhaftigen Gegenständlichkeit schon in die jetzige Welt hineinleuchteten, und alle die ungeheuerlichen Gebilde einer wahnwitzigen Phantasie fortwährend an ihren Ketten rasseln durften, als wenn dieselben im nächsten Momente fallen sollten, so konnte der Volksgeist nur in der Aufregung der Gegenwart selbst, die alle seine Nerven in der derbsten Sinnlichkeit eines Momentes, sei es des Kampfes, sei es der Gewalt gefangen hielt, ein Gegengewicht gegen die Verzweiflung vor diesen Aussichten ringsum finden, aber

[redacted]

natürlich keines, das für immer und für jeden Moment, in dem es überhaupt noch wirksam war, gleich stark und schützend hervortrat. — Diesem furchtbaren Endziel gegenüber stand der Einzelne und die Welt im vollständigsten Sinne des Wortes rettungslos und schutzlos da. — Einer solchen Katastrophe gegenüber, mit ihrem grellen Feuerschein, erblich der Glanz der Menschengötter, selbst wenn sich der Einzelne mit noch so viel Andacht und Inbrunst hätte an sie klammern wollen. Alle ihre gewaltige Macht, die die ganze Weltordnung durchdringen und beherrschen sollte, vermochte doch weder für sich selbst, noch für die Welt den Untergang aufzuhalten. Auch sie waren der Vernichtung bestimmt, gerade so wie das, was sie beherrschten. Begreiflich konnte eine solche Vorstellung weder zur Erhöhung der Ehrfurcht vor ihrer Macht, noch auch zu ihrer innerlichen, das ganze Gemüth befriedigenden Vermittlung nach den weicheren Seiten des menschlichen Herzens hin beitragen. So gränzenlos sich der Germane die Kraft seines Wuotan, die Stärke seines Donar, den Ungestüm des Eoe oder Sachsnot zu denken bemühte, so lange sie sich selbst und ihm nicht Bürgschaft zu geben vermochten, daß sie jedem Feinde gewachsen wären, so lange konnten sie ihm nicht, wenn auch nur als relativ allmächtige Götter gelten, nach denen doch das Gemüth mit unabweisbarer Nothwendigkeit rang. Je mehr der Gedanke an den Zusammenbruch ihrer Herrlichkeit und der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt, die das menschliche Daseyn bedingt, in den Seelen um sich griff und festeres Gepräge gewann, desto leichter ward auch die Wagschale der innern Erhebung zu jenen Göttern, die auf dem Gefühl der eigenen hülfsbedürftigen Nichtigkeit und ihrer Allkraft beruhte. Nicht als wenn sie nicht noch innerhalb einer gewissen Sphäre ihre Kraft zu bewahren gewußt hätten. Noch war ja jene Katastrophe nicht eingetreten. — Aber eben dieser dürftige Gedanke des Einstweilen genügte schon, dem Gemüth die Befrie-

digung in dem Vertrauen auf seine Götter zu rauben, da ja Niemand dafür bürgen konnte, ob sich nicht doch in sehr naher Zukunft der große Kampf, wie es ja unabänderlich einstmals geschehen mußte, gegen die Götter und Menschen entschiede. Es waren somit die höheren Götter nicht bloß — ihrer milden und freundlichen Seite mehr und mehr entkleidet worden, so daß sie sich fast nur relativ von den eigentlich dämonischen Mächten unterschieden, ihr Wesen und ihre Wirkungen hatten sich nicht bloß verdüstert und verschlechtert, sondern auch ihre Kraft war — so gut wie gelähmt. Nach der Stimmung der Zeit läßt es sich herausfühlen, daß das deutsche Gemüth — niemals über diese Herabwürdigung gerade des Momentes in der Vorstellung von seinen Göttern hinweggelangen konnte, das ihm am meisten hätte imponiren — können. Jetzt war es auf dem Punkte angelangt, wo es sich selbst eingestehen mußte, daß seine Götter schwach und besiegbar wären, und dieß war gewiß das trostloseste Geständniß, zu dem es überhaupt genöthigt werden konnte."

Nicht minder interessant sind die Betrachtungen, welche Rückert über denselben Gegenstand an einer andern Stelle (S. 177) macht; der Raum gestattet nicht, noch mehr davon aufzunehmen, weßhalb wir uns mit einem Hinweis darauf beschränken müssen, wie deutlich er es zeigt, daß die Götter den Germanen völlig werthlos werden mußten, und wie das Volk, wenn auch Einzelne zu dem Indifferentismus, „nur an sich selbst zu glauben", gekommen seyn mögen, um so mehr in ein „gesteigertes Grausen" vor den „feindseligen Mächten" gerieth. Demgemäß unterschied sich also das germanische Heidenthum in jener Zeit des Uebergangs zum Christenthum von dem der Griechen und Römer in so fern gar nicht, als es den Menschen zur gleichen Verzweiflung hinführte, und damit das Bedürfniß der Erlösung durch den, der auch die irregegangene Hoffnung der Heiden erfüllen sollte, um so dringender herausstellte. Leider wurde den mei-

[redacted]

sten germanischen Stämmen damals nicht das Glück zu Theil, unmittelbar in den Schooß der wahren Kirche Christi aufgenommen zu werden, sondern sie fielen dem Arianismus anheim, den sie dann erst in späterer Zeit, nach vielen bitteren Erfahrungen, verlassen haben. Die Behauptung, daß eine besondere Wahlverwandtschaft zwischen dem Germanenthum und dem die Gottheit des Erlösers läugnenden Arianismus bestanden habe, welchen Gegensatz zu der Kirche man unsern Vorfahren noch obenein als eine besondere Ehre anrechnen möchte, ist wohl unstreitig das schlechteste Compliment, das man ihnen hat machen können.

Zum Schlusse möge aus diesen Betrachtungen noch eine Anwendung auf die verschiedenen Auffassungsweisen der Mythologie, wie sie in neuerer Zeit, mit Ueberschätzung des Heidenthums, hervorgetreten sind, gemacht werden. Eine derselben wurde schon oben berührt: sie stellt das Heidenthum als eine Entwicklungsperiode dar, aus welcher sich das Christenthum als die schönste Blüthe entfaltet habe. Allerdings liegt hierin in so fern eine große Wahrheit, als in der That durch die Kirche der menschliche Geist zu seiner höchsten Ausbildung emporgehoben worden ist, und als die Kirche in ihrer Erscheinung auf Erden historisch jünger als das Heidenthum ist. Allein darum ist das ohnehin in immer tiefern Verfall gerathende Heidenthum nicht der Quell, aus welchem die Kirche schöpft, und jene Anciennität ist eben nur eine vermeintliche. Es ist richtig und wahr, daß die Kirche, wie sie eine Menge Einrichtungen des Judenthums aufgenommen hat, so auch so manches heidnische Element christianisirte, aber darum hat die Kirche nicht die Principien, auf welchen sie beruht, und welche sie lehrt, aus Judenthum und Heidenthum entlehnt; dieß anzunehmen, ginge noch über die Behauptung hinaus, die Juden hätten einen Theil ihrer ihnen von Gott gegebenen Gesetzgebung von den Aegyptern entlehnt. Man vergißt dabei, daß der, welcher die Welt ge-

schaffen, auch schon im Voraus die Kirche gedacht, die zu erdenken über allen menschlichen Verstand geht, und es kommt jene Auffassung darauf hinaus, daß man den die Kirche leitenden heiligen Geist zu den Heiden in die Schule schickt. Diese Ansicht muß in ihrer Consequenz nothwendig dazu führen, auch den Rechtsstandpunkt, auf welchem nach göttlicher Ordnung die Kirche steht, zu verrücken. Es kann z. B. keinem Zweifel unterliegen, daß selbst die leblose Natur zum Dienste ihres Schöpfers bestimmt ist, und wenn sie der Mensch zum Dienste der Götzen entweiht hat, so ist es ein Recht der Kirche, jene ihrer wahren Bestimmung wiederzugeben.

Die mehr naive und trauliche Seite des germanischen Heidenthums hat wiederum einen andern Einfluß auf viele Gemüther gehabt. Daß von einer deutschen Mythologie, trotz sehr schätzbarer früheren Arbeiten, doch eigentlich erst seit Jakob Grimm die Rede seyn kann, bedarf kaum einer Erwähnung; es wäre der schnödeste Undank, wenn man diesen Ruhm dem Manne, welcher unter den Gelehrten Deutschlands obenan steht, schmälern oder gar streitig machen wollte. Um so mehr thut es uns leid, daß auch seine religiösen Ansichten dazu mitgewirkt haben, ihn an einer deutlichen Erkenntniß des Heidenthums zu behindern. Wir lassen es bei Seite liegen, wenn er, welcher den Gedanken jener Wahlverwandtschaft zwischen Germanenthum und Arianismus besonders liebgewonnen hat, auch „den vollen Keim des Protestantismus“ in dem ersteren findet, und dabei bemerkt (Deutsche Mythol. 2te Aufl. Vorrede S. XLIII.): „Es war nicht Zufall, sondern nothwendig, daß die Reformation in Deutschland aufging, das ihr längst ungespalten gehört hätte, wurde nicht auswärts dawider angeschürt.“ Wenn Grimm aber (ebendas. S. XLV) sagt: „Vielgötterei ist, bedünkt mich, fast überall in bewußtloser Unschuld entsprungen: sie hat etwas Weiches, dem Gemüth Zusagendes, sie wird aber, wo

[redacted]

wo der Geist sich sammelt, zum Monotheismus, von welchem sie ausging, zurückkehren", so ist dieß eine Auffassung, welche „in der Bibel", worauf Grimm ein ausschließliches Gewicht legt, „durch Nichts gerechtfertigt wird". In der Bibel finden wir die vollständigste Verwerfung des Heidenthums ausgesprochen, und seinen Ursprung aus Nichts weniger, als aus bewußtloser Unschuld hergeleitet; wo sollte auch die Sammlung des Geistes herkommen, die die Vielgötterei, die ja stets in der Progression begriffen war, zum Monotheismus zurückgeführt hätte? Diesen seinen Satz von der Unschuld des Heidenthums erläutert er dann in folgender Weise: „Niemand schilt die katholische Lehre vielgötterisch, und doch ließe sich angeben, von welcher Seite die Katholischen zu den Heiden sich verhalten, wie die Protestanten zu den Katholischen. Das Heidenthum unterlag der Gewalt des reinen Christenthums" (— ist damit für die Germanen der Arianismus gemeint? —), „im Verlaufe der Zeit brachen in der Kirche wieder heidnische Regungen hervor, und von diesen strebte die Reformation zu reinigen. Das polytheistische Princip in seiner Fortregung warf sich aber hauptsächlich auf zwei Punkte, die Verehrung der Heiligen und der Reliquien. Kirchen und Kapellen des Mittelalters durchdringt mit schwülem Grabgeruch ein Anbeten todter Knochen, deren Aechtheit und Wunderkraft selten beglaubigt, zuweilen ganz unmöglich scheint. Die wichtigsten Geschäfte des Lebens, Eidschwüre und Krankheiten, forderten Berührung dieser Heiligthümer, und alle geschichtlichen Denkmäler zeugen von ihrem weit eingerissenen, in der Bibel durch Nichts gerechtfertigten, dem frühesten Christenthum fremden Gebrauch. An Idololatrie und Heiligendienst fand aber die Herrschaft der Geistlichkeit ihre große Stütze." Diese Aeußerungen, abgesehen von den darin enthaltenen gehässigen Invectiven gegen die Kirche, verrathen zur Genüge, daß der wahre prophetische Zusammenhang des Heidenthums mit der Kirche dem großen Gelehrten unbekannt geblieben ist. Zum

Schlusse seiner Vorrede (S. XLVIII) legt derselbe aber noch folgendes Bekenntniß ab, welches seine Stellung näher bezeichnet: „Es ist im Ernst die Frage geschehen, ob die heidnischen Götter wirklich da gewesen seien? und mir graut, darauf zu antworten. Die einen leibhaften Teufel und eine Hölle glauben, die daran gingen, Hexen zu verbrennen, können geneigt seyn, es zu bejahen, weil sie wähnen, die Wunder der Kirche durch den Erweis des Wunders, das in Besiegung der falschen Götter als wirklicher Feinde und gefallener Engel enthalten wäre, zu festigen."

Wir lassen es dahingestellt, daß hier Diejenigen, welche an Hölle und Teufel glauben, gleichsam zu Mitschuldigen an jener Epidemie der Hexenprozesse des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts gemacht werden; was aber jenen Glauben anbetrifft, so ist es sehr bekannt, daß Luther an demselben mit großer Beharrlichkeit festgehalten hat, somit die Verwerfung desselben nicht bloß einen Gegensatz zur Lehre der katholischen Kirche bildet. Ohne uns zu den Hexenverbrennern zählen zu wollen, gestehen wir aber offen, so fest an den Teufel zu glauben, daß wir es für eines seiner größten Kunststücke halten, daß es ihm gelungen ist, gerade die gelehrtesten Männer glauben zu machen, er existire gar nicht. Eben so sind wir der Meinung, daß ohne den Glauben an den Teufel das Heidenthum in Wesen und Princip völlig unverstanden bleibt; da verschwindet der Sündenfall und die Nothwendigkeit der Erlösung, und es erscheint somit überflüssig, daß Christus in die Welt gekommen ist; das Heidenthum kommt aber ganz und gar um seine prophetische Bedeutung.

Doch kehren wir zu dem Gegenstande zurück, welcher die Veranlassung zu diesen Zeilen gab; es sind dieß die neuesten Forschungen J. W. Wolf's auf dem Gebiete der deutschen Mythologie, in denen wir gerade die ächt christliche Auffas-

[redacted]

fang auf's deutlichste hervortreten sehen. Indem wir aber schließen wollen, geht uns das zweite Heft seiner Zeitschrift „für deutsche Mythologie" *) zu. Wir freuen uns aufrichtig über den Fortschritt dieses schönen Unternehmens, insbesondere auch darüber, daß dasselbe in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes bewährte Mitarbeiter gefunden hat, von welchen wir hier zunächst nur Leo, Wilh. Grimm, Homeyer und Zingerle namhaft machen wollen. Was den Inhalt betrifft, so erstreckt sich derselbe natürlich nicht bloß auf streng mythologische Forschungen, sondern umfaßt auch, dem Titel der Zeitschrift gemäß, in Sagen, Mährchen, Aberglauben, Gebräuchen, Volksliedern und Volksräthseln eine Menge interessanter Beiträge zur deutschen Sittengeschichte; unter diesen verdient insbesondere der Aufsatz über „Haus- und Hofmarken", von dem vorhin genannten Germanisten, hervorgehoben zu werden. Von vielseitigem Interesse ist auch der von Leo angeregte Zusammenhang zwischen dem germanischen Heidenthum und dem der indischen Arier, welchen derselbe Schriftsteller nunmehr auch in dem neu erschienenen Hefte dahin weiter ausführt, daß er in einem eigenen Aufsatze auf die alt-arische Grundlage des Nibelungenliedes hinweist.

Wir wünschen, daß diese Zeitschrift eine recht weite Verbreitung finden möge, und zwar nicht etwa aus dem allgemeinen Grunde, daß wir ein verdienstliches wissenschaftliches Unternehmen gern gefördert sehen, sondern auch und vorzüglich deßhalb, weil wir hoffen, daß auf diesem Wege es Manchen, die gewiß im Stande wären, recht wichtige Beiträge für diese junge Wissenschaft zu liefern, erst recht klar werden wird, wie außerordentlich viel Beachtenswerthes das

*) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen bei Dietrich. Bis jetzt zwei Hefte.

Leben unsers deutschen Volkes gerade in dieser Beziehung noch darbietet. Haben wir zuvor auf die Wichtigkeit dieser Wissenschaft für die Religion überhaupt aufmerksam gemacht, so glauben wir um so mehr auch die Herren Geistlichen auf dem Lande, die so leicht im Stande sind, die alten Traditionen in Sitten und Gebräuchen des Volkes zu beobachten, auffordern zu dürfen, dieses Unternehmen nach allen Seiten hin zu unterstützen.

VIII.

Die religiösen und politischen Zustände Sardiniens.

Zweiter Artikel.

Die protestantische Propaganda und ihre Verbündeten. — Ihre Mittel und ihre Erfolge. -- Die Entsittlichung und Entchristlichung der Massen. — Die katholische und die radikale Presse. — Die zunehmende Zahl der Verbrechen. — Sardinien und Neapel.

Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß Mazzini und sämmtliche italienischen Rebellen sich alle Mühe geben, den ihrem Vaterlande ganz fremdartigen Protestantismus dort einzuführen, andrerseits aber die englischen Protestanten diese Rebellen mit allem Nachdruck beschützen und mit allen möglichen Mitteln ihr Streben befördern. Politische und religiöse Revolution sind unzertrennlich; das weiß Palmerston so gut als Mazzini. Je mehr die Principien der Reformation zur Geltung kommen, desto leichter wird das Werk der Republikanisirung Italiens; je größer für die Staaten der Halbinsel

[redacted]

die Gefahr ist, die von der protestantischen Propaganda droht, desto mehr muß man dieselben hindern, ihr energischen Widerstand zu leisten, und ihnen, hier durch direkten, dort durch indirekten Einfluß, die Mittel zu ihrer Selbstvertheidigung entziehen. Das sind vor Allem die Mittel, zu denen jetzt der durch „freie Forschung" starke Protestantismus greift, um sich in Italien Proselyten zu verschaffen: Geldspenden und verlockende Verheißungen für die Arbeiter und die ärmeren Classen überhaupt, und rohe Gewalt und Drohungen gegenüber den kleineren Staaten, denen die Macht fehlt, gegen die brittischen Anmaßungen ihre innere Selbstständigkeit erfolgreich zu wahren und ihre Gesetze an dem sie verhöhnenden Ausländer zum Vollzuge zu bringen. Das haben wir in den Affairen der Madiai und der Miß Cuningham gesehen; die Sprache der Times vom 2. Okt. 1853 ist die der brutalen Gewalt, die das kleine Toskana einschüchtert für den Fall, daß es sein Recht zu wahren versuchte. Solche Mittel für die Verbreitung des „reinen Wortes" offenbaren stärker, als alles Andere, den Zustand des Protestantismus, der mit seinen materiellen und äußeren Kräften nur seine innere Schwäche dokumentirt. Man weiß nicht, ob das Lächerliche oder das Empörende stärker vortritt, wenn protestantische Zeitschriften triumphirend die großen Erfolge ihrer Propaganda in Italien verkündigen; wollten sie diese „Erfolge" näher betrachten, sie müßten erröthen über eine schamlos betriebene, sonst von ihnen so stark an den Katholiken gerügte Proselytenmacherei, die sich zum Werkzeug der italienischen Empörer hingibt, und im Bunde mit Mazzini'schen Banditen mehr durch ihr Judasgold als durch ihre verfälschten Bibeln eine Masse dürftiger oder verkommener Subjekte födert, aus denen sie zuletzt nicht „evangelische Christen," sondern Ungläubige, Atheisten und Gegner aller und jeder Religion erzieht. Man müßte die Italiener nicht kennen, wollte man wähnen, daß bei ihnen der gläubige Protestantismus nur einige Aussicht auf größeren

Fortschritt hat; die Individuen, die er der kath. Kirche entzieht, wirft er dem völligen Unglauben in die Arme. Anglikanismus und Lutherthum haben nur soweit Eingang, als das Geld sie acceptabel macht und sie zur Larve dienen, unter der sich der Haß gegen religiöse und staatliche Ordnung, der Geist der Irreligiosität und Anarchie versteckt; das Bekenntniß irgend einer protestantischen Confession vermittelt hier nur den Uebergang zum völligen Bruche mit allem Glauben, mit aller Religion. Und wenn das nun zahllose Thatsachen erweisen, so ist die ruhmredige Geschäftigkeit der protestantischen Presse entweder durch eine namenlose Verblendung und selbstgewollte Unwissenheit zu erklären, oder aber durch eine nicht abzuläugnende Complicität an dem schmachvollen Beginnen der mit den Demagogen alliirten Emissäre der englischen und helvetischen Propaganda und einer durchaus unsittlichen und unchristlichen Politik.

Sardinien nun, das Land des Fortschritts, hat mit offenen Armen die Sendlinge der Bibelgesellschaften von Genf und London empfangen; das Bekehrungswerk ist hier ungehindert und in vollem Gang. Und welche Früchte hat es hier getragen, welche Erfolge hat es hier erzielt? Es dient in der That zur näheren Charakteristik sowohl der heutigen Zustände dieses Landes, als auch der protestantischen Propaganda selbst, wenn wir einen Blick auf die Thätigkeit und Fortschritte der letzteren richten und die Resultate derselben, die in der Wirklichkeit ganz andere sind, als die intendirten, mit den in Anwendung gebrachten Mitteln vergleichen.

Einen Anknüpfungspunkt fand der Protestantismus in Sardinien an den Resten der alten Waldenser in den armen Thälern von Savoyen; aber diese sind in den reicheren Städten ziemlich verachtet und im Ganzen hielt man den im Cultus und in der hierarchischen Einrichtung dem Katholicismus etwas näher stehenden Anglikanismus für geeigneter, auf das Volk Eindruck zu machen. Das englische Geld wirkt

[redacted]

auch die meisten „Bekehrungen“ und organisirt Gemeinden in kürzester Frist. Man sucht eine Anzahl von Namen für die Gemeindelisten zu gewinnen, was nicht besonders schwer ist; viele Arbeiter der größeren Städte nehmen gerne ein Paar Thaler in Empfang und geben dafür großmüthig die Erlaubniß, sie in die Register der neuen Gemeinden einzutragen. Hat man nun eine hübsche Anzahl von solchen wie immer „Erweckten,“ so darf man sie nur den Behörden einreichen und das Bestehen der neuen Genossenschaft ist als fait accompli vollkommen gesichert, da trotz älterer hemmenden Gesetze das Ministerium dem Grundsatz folgt: „So oft eine tolerirte Religions-Gemeinschaft eine zureichende Zahl von Mitgliedern aufweisen kann: soll ihr volles Recht auf die öffentliche Ausübung ihres Cultus, auf Errichtung der nöthigen Gebäude u. s. f. gewährt seyn.“ Das Uebrige macht sich dann von selbst. So werden bald mehrere „evangelische Gotteshäuser“ errichtet seyn, wie solche bereits in Turin und Genua zum großen Jubel der Mazzinischen „Gazzetta del Popolo“ erbaut worden sind. Daß das Geld der Hauptfaktor bei der Bekehrung ist, darüber haben die katholischen Zeitschriften von Turin, die „Armonia“ und die „Campana,“ eine Masse von Zeugnissen gesammelt, und als der protestantische Prediger A. Bert deren Behauptungen als Verläumdung bezeichnete, machte das letztere Blatt sich anheischig, dem Herrn Pastor auf seinem Redaktionsbureau die Dokumente selbst vorzulegen, wenn er sich in Begleitung von ehrenwerthen Männern als Zeugen dahin begeben wolle; es verlautete aber nicht, daß dieser der Einladung entsprochen hat. Die „Sentinella cattolica“ von Nizza erzählt, daß in dieser von Engländern stark besuchten und ebenso stark corrumpirten Seestadt die Anhörung einer Predigt mit 10 bis 20 Sous und die Erklärung des Uebertritts mit 50 bis 100 Franken bezahlt wird, daß aber die Uebergetretenen sorglich ihre Namen geheimhalten, während die zur katholischen Kirche Convertirten gerne

Namen, Stand und auch ihre Motive veröffentlichen. Daß dabei auch die Verführungskünste aller Art nicht gespart werden, versteht sich von selber. Ein sardinischer Correspondent berichtete der „Civiltà cattolica“ unter Anderem Folgendes. Ein armer Familienvater erhielt in seiner äußerst bedrängten Lage von einem Bekannten ein Empfehlungsschreiben an einen ihm unbekannten fremden Herrn, der ihn freundlich aufnahm und ihm eine Unterstützung von 50 Franken reichte, weitere Gaben in Aussicht stellend. Hochbeglückt über diese edle Nächstenliebe kehrte der Mann zu den Seinen zurück, die alle den Wohlthäter priesen. Als er nun den Menschenfreund nach mehreren Wochen wieder um eine Unterstützung bat, begehrte dieser seine Unterschrift auf ein bereitliegendes Blatt Papier, und um dessen Inhalt befragt, erklärt er, es sei eine Erklärung des Uebertritts in die Kirche der Waldenser. Der arme Mann zittert und widerstrebt; er will lieber mit seiner Familie darben, und Weib und Kinder vor seinen Augen sterben sehen, als seinen Glauben verläugnen, und den Rest seiner Habe verkaufen, um die 50 Franken zu restituiren. Jetzt stößt ihn der edle Wohlthäter von sich; der brave Katholik bringt ihm wirklich seine Unterstützung zurück. Wie viele Andere erliegen aber in solchen Fällen der Versuchung! Nicht selten kommt es vor, daß Personen aus den unteren Ständen ihre Geistlichen fragen, ob es ihnen in Anbetracht ihrer harten Lage nicht erlaubt sei, das von den englischen Missionären dargebotene Geld zu verdienen und nur zum Scheine ihren Predigten anzuwohnen, die sie sicher nicht an ihrem Glauben irremachen würden; es geschehe ja nur, um sich aus der Noth zu helfen, nicht um abzufallen vom wahren Glauben.

In Savoyen ist es vor Allem der eifrige Graf Gasparin, der mit allen möglichen Mitteln den Protestantismus zu verbreiten sucht; überall werden Traktätlein und Bibeln ausgestreut und Prädikanten in die entlegensten Dörfer entsendet,

[redacted]

die zwar oft mit Steinwürfen bewillkommt werden, dann aber doch vermöge ihrer „bona mano“ sich einige Gönner und Beschützer erwerben. Ein Heer von Colporteurs steht der Propaganda zu Gebote, nach dem „Echo du Montblanc“ unterhält die verhältnißmäßig kleine „evangelische Gesellschaft“ von Genf allein 21 Prädikanten und Colporteurs in Savoyen. Die ausgestreuten Traktätchen haben meistens apostasirte Geistliche der katholischen Kirche zu Verfassern; sie sind voll von Invektiven gegen die katholischen Institute, wie Beicht und Meßopfer, ohne einem bestimmten Lehrbegriff zu folgen; sie suchen nur die vorhandene religiöse Ueberzeugung aus den Herzen zu reißen, unbekümmert um das, was an deren Stelle treten soll; dafür erhält jeder eine Bibel, die er nicht liest, die er zerfetzt und als Makulatur gebraucht. Ebenso wirken die protestantischen Zeitschriften, die „Buona Novella“ in Turin, die sich schwesterlich zu der von einem Hebräer redigirten „Opinione“ hält, und das Journal von Chambery, das durch die Subsidien der Genfer Bibelgesellschaft in ganz Savoyen unentgeltlich vertheilt wird. In Turin predigt neben dem Pastor A. Bert der Apostat De Sanctis, der in einem berichtigenden Schreiben an die „Armonia“ von sich selbst aussagt: er habe seit seinem Austritt aus der katholischen Kirche ein paar Jahre lang gar keiner Kirche angehört, sei aber 1852 zu den Waldensern übergetreten. Bei der Besetzung der Predigerstelle an dem neuen protestantischen „Tempel“ gab es zwar wegen der Rivalität zwischen diesen zwei Turiner „Evangelisten“ unter den Anglikanern und Waldensern einen kleinen Conflikt; Einige waren für Bert, Andere für De Sanctis, Andere verlangten zwei verschiedene Kirchen, für jeden derselben Eine. Um jedoch nicht gleich ab initio den schadenfrohen Gegnern der jungen Kirche durch innere Entzweiung einen Triumph zu bereiten, hat man sich für den De Sanctis geeinigt, der unter dem italienischen Publikum leichter Eroberungen machen könnte, und so ward das Aergerniß eines

Zwistes für die schwankenden Neophyten beseitigt. In Nizza ist ein apostasirter Mönch aus Neapel der Apostel der neuen Lehre, von der englischen Bibelgesellschaft mit 6000 Franks besoldet. Der Ex-Triumvir Aurelio Saffi macht sich ein besonderes Verdienst durch die Versendung von Bibeln, Traktätlein und Zeitungen; l'Italia protestante ist sein Ideal, weil sie ihm identisch ist mit der Italia libera. Wie die protestantischen Broschüren protegirt er auch die socialistischen, und sehr oft sind die Colporteure der einen auch die der andern. Es läßt sich mit allem Rechte behaupten, daß der Krieg gegen die katholische Kirche mit denselben Mitteln und durch dieselben Individuen geführt wird, die auch den Frieden der Staaten und die politische Ordnung untergraben.

Das Netz der Propaganda sucht sich aber von Sardinien aus über ganz Italien zu verbreiten. Bereits bestehen in verschiedenen Städten geheime Comité's für die Verbreitung der „reinen" Lehre, von protestantischen Ausländern und einheimischen Apostaten gebildet, welche Geld und Bücher vertheilen, die ihnen zusagenden Zeitschriften unterstützen und die öffentliche Meinung zu dirigiren suchen, mit beständigem Anpreisen der individuellen Freiheit sowie der Nothwendigkeit der völligen Trennung des Staates und der Schule von der Kirche, und mit fortwährenden Angriffen auf die katholische Religion. Auch bis in die Lombardei erstrecken sich diese Vereine; die „Civiltà cattolica" veröffentlichte im Jahre 1852 ein lateinisches Sendschreiben von sechs anglikanischen Geistlichen an die Freunde der Reform und die „clerici puriori doctrinae studentes," voll Jubel und Lob für deren eifrige Bemühungen. In Sardinien hat die „evangelische Allianz" und ihre Filialgesellschaften eine gesicherte Stellung und den vollsten obrigkeitlichen Schutz; zwar ward wegen unbefugter Proselytenmacherei der Chirurg Mazzinghi von den Genuesischen Gerichten verurtheilt, aber seine schnell erfolgte Begnadigung verhinderte natürlich jede Besorgniß vor einem neuen Skandal

[redacted]

wie bei den Madiai; allmählig schwinden auch die letzten Reste der alten Gesetzgebung, die noch der Propaganda Hemmnisse in den Weg legen könnten, und das Ministerium, das allen Beleidigungen der katholischen Kirche freien Spielraum gestattet, hält mit mütterlicher Zärtlichkeit Alles fern, was die Angehörigen der „tolerirten" Religionsgesellschaften irgendwie zu kränken vermöchte. Als der General-Intendant von Chambery die Einführung der vom Erzbischofe verbotenen protestantischen Bibeln nach älteren Verordnungen untersagte, cassirte der Minister des Innern schnell das Verbot, wie ja auch in Turin selbst alle Arten von Bibeln und „evangelischen Schriften" öffentlich ausgeboten werden. Das protestantische Geld fördert ja Verkehr und Handel, warum sollte man der neuen Handelsspekulation auf religiösem Gebiete engere Grenzen ziehen! Der Betrag der von der englischen Bibelgesellschaft und anderen Vereinen für die „Bekehrung" Sardiniens jährlich verwendeten Summen soll, wie das „Echo du Montblanc" meldet, vierzig Millionen Franken übersteigen.

So groß aber auf der einen Seite die Anstrengungen der Propaganda sind: so gering sind auf der andern alle ihre bisherigen Erfolge. Trotz der ministeriellen Protektion, trotz des brittischen Schutzes, trotz der enormen Geldzuschüsse und der zahlreichen Emissäre und der Fluth der Bücher, womit sie das Land überschwemmen, steht die Zahl der Convertiten in gar keinem entsprechenden Verhältnisse zu den aufgewendeten Mitteln. Wenige nur lassen sich gewinnen, und davon sind die Meisten Heuchler und unsittliche Personen; und selbst diese magere Beute entschlüpft dem sie umstrickenden Netze oft eben so schnell wieder, als sie gewonnen ward, namentlich wenn für sie die pecuniären Subsidien versiegen. Ferner protegiren die Anglikaner vor Allem die Apostaten aus dem einheimischen Klerus, weil diese die Sprache [illegible] die Volkssitten besser kennen: aber vor diesen Hir

gemeine Mann nicht die geringste Achtung, und dadurch wird ihre Wirksamkeit auf ein Minimum reducirt. Wohl gibt es unter den höher stehenden und vermöglichen Classen manche „aufgeklärten“ Katholiken, die sich nicht ungern der neuen Lehre anschließen würden, wenn auch nur um der lästigen Ohrenbeichte sich zu entziehen; allein diese wagen es am wenigsten, ihren Uebertritt zu erklären, aus Rücksicht auf ihren guten Ruf, der bei der vorherrschenden Art der Bekehrung nur zu leicht gefährdet werden könnte. So steht sich hier die Propaganda mit ihrem Mammon selber im Wege. Dazu kommt, daß mehrere apostasirten Priester nach einiger Zeit zur Mutterkirche zurückkehren und reumüthige Geständnisse über die Motive ihres Abfalls veröffentlichen, welche Enthüllungen darbieten, die für den Charakter der „Erweckenden,“ wie der „Erweckten“ nicht gerade die ehrenvollsten sind. Eine solche ganz unumwundene Erklärung hat der Priester Cassiano de Col, ein Koryphäe der italienischen Apostaten, veröffentlicht. Endlich ist aber auch die katholische Presse sehr wachsam und der Klerus eifrig; die Bischöfe ordnen nicht nur von Zeit zu Zeit Gebete für die Erhaltung des katholischen Glaubens im Lande an und suchen durch belehrende Hirtenbriefe die Gläubigen zu bestärken, sondern sie unterstützen auch die Verbreitung von guten Volksschriften und Zeitungen, sowie von kirchlich approbirten Uebersetzungen des neuen Testaments, wozu sich mehrere Vereine gebildet haben. Zu den neuesten Unternehmungen dieser Art gehören die von den Bischöfen protegirte „Parola cattolica“ und die „Revista e Biblioteca contemporanea.“ In Turin werden bereits in vier Kirchen dogmatische Conferenzen nach dem Muster der französischen gehalten. Obschon Sardinien in kurzer Zeit mehrere seiner trefflichsten Männer verloren hat, wie den Grafen Saluzzo und den gefeierten Cesare Balbo: so sind immer noch mehrere ausgezeichneten Katholiken, besonders unter dem Adel, zu finden, deren Eifer für die Kirche dem eines de Maistre und Mont-

[redacted]

alembert nicht viel nachgibt. Bereits sind größere Associationen für wohlthätige Zwecke entstanden, die gegen die protestantische Geld-Propaganda ein heilsames Gegengewicht bilden können. Der Geifer der radikalen Presse hindert keine dieser Unternehmungen; die conservativen Kräfte fühlen endlich, freilich ziemlich spät, das Bedürfniß einer festeren Einigung und des engsten Anschlusses an die um den heiligen Vater geschaarten Bischöfe. Die Versuche, die katholischen Organe mit dem Episcopate zu entzweien, sind gänzlich mißlungen; die Turiner „Armonia“ sowie der „Cattolico“ von Genua unterwerfen sich der erzbischöflichen Censur, was ihr Ansehen bei allen aufrichtigen Katholiken noch um Vieles erhöht hat. Viele Gläubige liefern die ausgestreuten protestantischen Broschüren getreulich an ihre Pfarrer ab, und lassen sich katholische Bücher dafür geben. Der Index hat noch seinen Einfluß bei dem Volke, weßwegen die „Bona Novella“ und die „Opinione“ gegen ihn eifrig zu Felde ziehen und wohlmeinend der katholischen Kirche rathen, aller Büchercensur für immer zu entsagen.

Sind aber schon äußerlich die Erfolge der Propaganda verhältnißmäßig sehr geringe, so sind sie noch von der inneren Seite betrachtet um so verächtlicher und verwerflicher. Die Anhänger der neuen Lehre sind größtentheils nur verkommene, unsittliche und irreligiöse Subjekte, und in geradem Verhältnisse mit dem Umsichgreifen dieser „evangelischen Arbeiten“ nimmt auch die Immoralität und Irreligiosität überhand. Schon die von jenen neuen Aposteln angewendeten Mittel müssen die Unsittlichkeit bei dem Volke, zumal bei der steigenden Verarmung, vermehren; der durch sie gepflegte Unglaube aber, ihr hauptsächlichstes Ergebniß, leistet dafür noch weit mehr, und nehmen wir noch die anderen mitwirkenden Faktoren hinzu, so öffnet sich uns ein Abgrund hereinbrechenden moralischen Verderbens, vor dem man wahrhaft erschaudern muß. Der Voltairianismus und Materialis-

und die ganze Advokatensophistik der Parlamentsmitglieder dringt bereits auch in die niederen Schichten des Volkes ein. Nachdem die Regierung das Eigenthumsrecht der Kirche und ihrer Institute vielfach verletzt, die feierlichsten Verträge mit dem Oberhaupte der Kirche gebrochen und dem Unglauben direkt und indirekt allen Vorschub geleistet hat, so wäre es sehr zu verwundern, wenn bei der Corruption der menschlichen Natur die niederen Classen nicht auch allmählig solche Grundsätze sich aneignen, und von dem in den höheren Regionen herrschenden Geiste ganz unberührt bleiben sollten. Ungestraft werden die obscönsten Bilder ausgestellt und feilgeboten; die Presse scheint alles moralische Gefühl in der Nation vernichten zu wollen; die Theater prunken mit den schamlosesten und ekelhaftesten Produktionen. Auf der Bühne von Nizza ward die Leidensgeschichte Christi in einer höchst scandalösen und höhnischen Weise dargestellt, und in Turin werden so unsittliche Comödien aufgeführt, daß selbst der Deputirte Brofferio in seiner „Voce della libertà" dieses Treiben rügte, während die halbamtlichen Blätter die Theaterscandale in Schutz nahmen. Der Minister des Innern erklärte auf eine darüber vorgebrachte Interpellation: „es liege in der Natur freier Regierungen, die Theater bis zur äußersten Grenze fortgehen zu lassen, über die hinaus die Gefahr eines öffentlichen Tumultes liege." Alles ist erlaubt, nur nicht ein Aufruhr gegen die Gewalthaber, Alles ist frei, auch das Laster, nur die Kirche nicht. Zu Genua fand im Februar 1853 eine empörende Maskerade statt, die zunächst den Erzbischof Charvaz verhöhnte, dann aber wahrscheinlich auch anderweitige Demonstrationen bezweckte. So lange man nur den Erzbischof insultirt glaubte, hatte die Polizei keine Augen; als man aber später Anzeichen einer wirklichen Kundgebung der Mazzinisten dabei erkannte, und sich beunruhigt fühlte durch die Vorgänge an den Grenzen des Cantons Tessin und in der Lombardei, griff man zu Vorsichtsmaßregeln gegen weitere Excesse.

[redacted]

Sonst läßt man Alles ungehindert gehen; die Carnevalsbelustigungen hat man im vorigen Jahre (1853) gegen die älteren Verordnungen über die Fastenzeit ausgedehnt und bis zur heiligen Woche verlängert. Das Ministerium, das von der Hand in den Mund lebt, freute sich über diesen neuen Fortschritt.

So wird die Bourgeoisie in den größeren Städten ähnlich der früheren französischen corrumpirt, und die Arbeiter huldigen in großer Anzahl dem Unglauben und dem Communismus. In Genua kam nach einer Correspondenz der „Civiltà cattolica" vom 30. Sept. 1852 bereits der Fall vor, daß ein Arbeiter vom Syndikus begehrte, er solle sein neugeborenes Kind in seine Register eintragen, und als er die Antwort erhielt, bis jetzt sei das noch Sache des Pfarrers, unumwunden erklärte, er wolle nun eben seinen Sohn nicht taufen lassen, und ihm volle Freiheit in der Wahl einer ihm zusagenden Religion gestatten. Der Syndikus erwiderte, kaum könne die Taufe für die freie Religionswahl seines Söhnchens ein Hinderniß werden, da sie doch den Vater nicht gehindert, sich als Ungläubigen zu bekennen. Aehnliche Thatsachen ließen sich in großer Zahl anführen. Der s. g. Carl-Albertismo ist noch in Vielen rege, die fanatische Kriegspartei hat auch außerhalb der ultrademokratischen Klubs ihre Stütze, welche die Ideen vom heiligen Krieg, von der Nationaleinheit, von der Freiheit und Unabhängigkeit und der Souverainetät des Volkes in allen möglichen Formen verbreiten, und sich trotzig wider die im östlichen Nachbarlande herrschenden Barbaren bezeugen, ohne jedoch ihre geheime Furcht mit Glück verbergen zu können. Der Haß gegen Oesterreich hält mit dem Hasse gegen die Kirche gleichen Schritt, wie der finanzielle Ruin mit dem moralischen Verderben. Der Anschluß an die Politik Englands, dessen Colonie zu werden das Land vortrefflich sich eignet, ist ganz in Harmonie mit der Protektion, welche die seit 1849 hier thätige Londoner-Bibelgesellschaft

erfährt (Vgl. Allg. Ztg. 1849 Nr. 328.) Die Mazzinisten klatschen jubelnd in die Hände, besonders über die Arbeiter-Bankette in Genua, die ganz an die französischen Zustände von 1793 erinnern, über die Demonstrationen bei der Todtenfeier für Mazzini's Mutter in Genua und für den in kirchlichen Censuren gestorbenen Priester Gioberti, über die Monumente, die durch oft erpreßte Subscriptionen den „Helden der Freiheit" errichtet werden. Nicht genug, daß für Karl Albert, der das Land mit einer Constitution beglückte, dann für Siccardi und Pinelli, sowie für Gioberti kolossale Denkmäler projektirt sind; auch ein gewisser Bocheri, den Karl Albert als Hochverräther zu Alessandria im Jahre 1833 hatte erschießen lassen, wird mit einem kostbaren Monumente bedacht, und für ein Fest zu Ehren der in Mantua hingerichteten Rebellen wurden Sammlungen veranstaltet. Der Stadtrath von Genua, der kaum 3000 Liren für den feierlichen Empfang des Erzbischofs hatte bewilligen wollen, hat für solche Unternehmungen Geld genug und fördert sie im Vereine mit dem General-Intendanten Buffa, dem warmen Freunde der dortigen Demokraten.

Mit offenbarer Geringschätzung, ja mit dem bittersten Hohne äußern sich die Aufgeklärten des glückseligen Landes über den kirchlichen Gottesdienst und tragen ihre Verachtung desselben bei jeder Gelegenheit vor dem Volke zur Schau; in Genua wurden öfter die Predigten durch den Lärm der Radikalen gestört, in Turin die Prozessionen unterbrochen und verhöhnt: ohnehin werden sie des frühern Glanzes beraubt. Sogar der von den Bewohnern der Hauptstadt sonst so hochfeierlich begangene Umzug am 8. Sept., zum Andenken an den 1706 erlangten Sieg, den die frommen Voraltern der Fürbitte der heil. Jungfrau zuschrieben, und bei dem die Behörden erschienen und das Militär ausrückte, entbehrt des früheren Schmuckes; die guardia nationale nimmt keinen Antheil mehr, die Beamten bleiben meistens zurück; gegen Störungen des Fest-

[redacted]

zugs und Verhöhnung der theilnehmenden Bürger findet sich keine Abhilfe mehr. Das ganze religiöse Gepränge soll den Einen verächtlich gemacht, den Anderen wenigstens verleidet werden, denn die Ruhestörer bleiben ungestraft. Alles Erhabene wird in den Staub gezogen; das ist der Fortschritt, den das Land gemacht.

Die Vortheile, welche die freie Presse gewährt, sind größtentheils auf Seite der Radikalen, und werden zur Entsittlichung des Volkes gebraucht. Während die „Maga" dem Mörder Libenyi ihre volle Bewunderung zollt, Mazzini's Staatszeitung „Italia e Popolo" ungehindert dessen Zwecke befördert, der obscöne „Fischietto" auf die schamloseste Weise die Sakramente der katholischen Kirche verhöhnt, die jüdische „Opinione" frei ihrem Groll wider alles Christliche Luft macht, und selbst das „Risorgimento" oder „Parlamento" das Oberhaupt der katholischen Welt begeifert — Alles ohne Ahndung und irgend eine Belästigung: werden die kirchlichen Organe mit endlosen offiziellen und außeroffiziellen Vexationen heimgesucht und auf das empfindlichste über jedes mißliebige Wörtlein zur Rechenschaft gezogen und bestraft, am meisten die strenge von der Polizei überwachte „Armonia" (vgl. Allg. Ztg. 1852 Nr. 215), die unter der Direktion des Marchese Birago di Vische die kirchlich conservativen Interessen vertritt. Der Graf Camburzano hatte in diesem Journal einige Stellen aus seiner historischen Abhandlung über König Heinrich VIII. von England abdrucken lassen, worin ohne alle direkte Beziehung auf die Gegenwart das Leben des Thomas Morus und die Bedeutung dieses Mannes besprochen ward, die Redaktion setzte das Motto: Nil sub sole novum. Der Artikel ward der strengsten Untersuchung unterzogen, und harte Strafen verhängt. Noch schlimmer erging es dem ausgezeichneten Grafen Costa, der wegen einer gegen die neueren Gesetze gerichteten Schrift mit Verlust seiner Aemter, mit Kerker und einer hohen Geldbuße bestraft und als Verächter

der Gesetze gebrandmarkt wurde. Die mit der „Armonia“ wetteifernde „Campana“ ließ ein Sonett drucken, worin der Dichter von der zukünftigen moralischen und religiösen Restauration Piemonts träumt; sogleich ward nach dem Blatte gefahndet. Zwar werden, um den Schein der Unparteilichkeit zu retten, bisweilen bei einem Uebermaß des Excesses auch radikale Zeitungen und Schriften gerichtlich verfolgt; aber die Processe enden hier natürlich mit Freisprechungen, während kirchliche Schriften und Autoren mit seltenen Ausnahmen den härtesten Strafen unterliegen. Selbst die Unsittlichkeit passirt frei, die Schriften von Ferrari und Bianchi-Giovini, der im Sinne eines Strauß, aber mit weniger Erudition sich an die Kritik der Evangelien machte, circuliren unter höherm Schutze; die auswärtigen Souveraine, besonders die von Frankreich und Oesterreich, werden mit den gemeinsten Schmähungen in den Zeitungsblättern überhäuft, so daß erst kürzlich der französische Gesandte deßhalb gegen die rohen Ausfälle der „Voce della libertà“ reclamirte, da die Behörden nur auf gestellte Klage einschreiten; würde aber die Diplomatie alle Schandartikel der Turiner Presse verfolgen wollen, sie käme nie an ein Ende. Alle gegen die Zügellosigkeit der Journalisten bisher angewendeten Mittel sind nur leere Palliative, wie das ganze Gebahren gegen die Revolution überhaupt.

Mit diesen kolossalen Fortschritten haben nun auch die Verbrechen in unglaublicher Weise zugenommen; die Criminalstatistik Piemonts ist in jeder Beziehung äußerst lehrreich. Furchtbar hat sich das Raubwesen entwickelt, und wenn man früher so gerne gegen die Banditen des Kirchenstaats declamirt hat, so kann man sich jetzt in Turin nicht mehr verbergen, daß Sardinien hierin jenem wenig nachgibt, vielleicht bald ihm vorangeht. Anfangs sahen die Regierung und die offizielle Presse davon nicht das Mindeste und stellten sogar derartige Vorkommnisse hartnäckig in Abrede. Allein die Unsicherheit mehrte sich, die Angst aller Besitzenden stieg; es

[redacted]

half keine Tergiversation mehr. Nun mußte, um das bestürzte Publikum nur einigermaßen zu beruhigen, die offizielle Zeitung in Turin selbst Tag für Tag die Arrestationen von Räubern und Dieben zur Anzeige bringen, oft 9 oder 10 auf einmal, wovon Viele selbst mitten in der Hauptstadt eingefangen worden waren. Eine Masse ganz jugendlicher Verbrecher fand sich in vielen Städten; in wenigen Monaten des Jahres 1853 hatten die Behörden von Nizza 71 minderjährige Individuen zwischen 9 und 10 Jahren zu verurtheilen. Bald waren die Gefängnisse überfüllt; und sogar die liberalen Blätter rügten die geringe Sorgfalt, die das Ministerium für die öffentliche Sicherheit an den Tag lege. Am häufigsten ist Raub und Plünderung auf der überhaupt sehr vernachläßigten Insel Sardinien, wo oft an 20 bis 30 bewaffnete Individuen in den Dörfern und Weilern Beute suchend umherstreifen, so daß die Journale der Insel erst Klagen, dann aber auch die bittersten Vorwürfe gegen die Regierung erhoben. Die Bewohner der Insel sagen bereits, zur einen Hälfte sauge die Regierung sie aus, zur anderen die Räuber. Vom 14. bis 19. August 1853 fanden auf dem unglücklichen Eilande 37 Brandlegungen und 27 Mordattentate durch Feuerwaffen statt, die „gazzetta popolare“ von Cagliari berichtete 6 Mordthaten, die in 13 Tagen dort vorfielen. Nach der auf genaue Angaben gestützten Berechnung der Civiltà catt. (vom 1. Okt. 1853) haben sich überhaupt die Verbrechen seit 1847 mindestens verdreifacht. In wenigen Wochen sind mehr als 100 Diebstähle und Mordanfälle in Turin allein von den Zeitungen registrirt worden, der sich häufenden Selbstmorde und Duelle nicht zu gedenken. Während aber an einigen Orten, wie in Nizza, die Gerichte mit der äußersten Strenge gegen die Duellanten verfuhren, läßt man an anderen, wie in Turin selbst, notorische Duellanten ungestraft umhergehen; ja der Redakteur des „Bon Sens“ von Annecy ward wegen eines das Militär be-

leidigenden Artikels in seiner Nummer vom 29. Sept. 1853 von zwei Offizieren „im Namen des Kriegsministers und des Commandanten“ förmlich herausgefordert. Kein Wunder ist es, wenn der Kirchenraub immer ausgedehnter betrieben wird; in Turin z. B. ward aus der Kirche der heil. Maria vom Troste die silberne Statue der Madonna, die einen Werth von 70,000 Fr. haben soll, entwendet. Was die politischen Verbrechen angeht, so ist es kaum nöthig zu erwähnen, daß die Prozesse hier meistens zu Gunsten der Angeschuldigten und mit deren vollem Triumphe schließen. Von den muthmaßlichen Anstiftern und Mitschuldigen des am 24. Febr. 1852 zu Sassari ausgebrochenen Tumultes wurden nach 17monatlichem Gefängniß alle Angeklagten bis auf vier zu leichten Strafen Verurtheilte freigesprochen; natürlich ward auch (am 1. August 1853) den „Unschuldigen“ zu Ehren ein feierliches Bankett gehalten, dem viele königlichen Beamten anwohnten. Einer der Freigesprochenen, Antonio Sanna, für den der Fiskus 20jährige Galeerenstrafe beantragt hatte, ward zu Sassari in den Stadtrath gewählt.

Wir halten es für überflüssig, weiter auf Einzelheiten einzugehen; es genügt in den allgemeinsten Umrissen die ganze moralische und religiöse Verkommenheit des revolutionirten Landes sich zu vergegenwärtigen, wenn man die Früchte des seit sechs Jahren ausgestreuten Saamens kennen lernen will. Die Revolution hat es in Sardinien zur Permanenz gebracht, und alle „Italianissimi“ hoffen von hier aus ihre neue Erlösung; der Rationalismus und Skepticismus der deutschen und französischen Philosopheme ist in die gelehrten Schulen eingedrungen, der pantheistische Allstaat in die Repräsentanten der höchsten Gewalt; und im Bunde mit Mazzini und Saffi sorgt die Invasion der protestantischen Propaganda für den Umsturz der Altäre, so viel sie vermag. Friedlich hausen Protestantismus und Voltairianismus, Indifferentismus und Atheismus nebeneinander; für jetzt streben ja alle zum glei-

[redacted]

chen Ziel. Mit stolzem Selbstvertrauen sehen die Turiner Staatsmänner ihre herrliche Schöpfung an; Alles zeigt sich im rosigen Lichte und von dem, was etwa das Auge stört, wendet man rasch den Blick hinweg; mit Mitleid blickt man auf die anderen „geknechteten" Länder der Halbinsel, namentlich auf das südliche Reich, das so ganz einen anderen Weg geht und so wenig von sich reden macht, während Piemonts Ruhm in der ganzen liberalen Welt unter dem Beifallruf aller Männer des Fortschritts und besonders der freien Schweiz weithin verkündigt wird.

In der That, Sardinien und Neapel sind die zwei entgegengesetzten Pole der italienischen Halbinsel, in politischer und religiöser, wie in geographischer Beziehung. Hier hat der moderne Constitutionalismus nach einem durch fremde Einflüsse vermittelten, vorübergehenden Bestehen, das sich nach Monaten zählen läßt, bald wieder dem alten „väterlichen" Regiment den Platz geräumt; dort hat er bereits einen festeren Boden gewonnen und scheint noch mehrere Stadien durchlaufen zu wollen, um das von Italien's Patrioten erstrebte Ziel zuletzt noch zu erreichen. Dort hält man mit aller Zähigkeit fest an den alten Maximen, hier bringt jeder Tag einen Wechsel, eine Neuerung. Das Königreich beider Sicilien ist es, das man zu Turin, mit dem gewaltigen Gladstone*) in die Posaune stoßend, als den Hauptsitz des schroffesten Absolutismus, als „das hesperische Rußland" verabscheut, dessen „Bombenkönig" (Re bomba) freiheitsmörderisch alles Große unterdrückt, während das überglückliche Piemont sich

*) Wir machen hier in Bezug auf diese bereits in diesen Blättern gründlich besprochene Affaire, die auch von Julius Gondon im „Univers" und von Mac Farlane in der „Patrie" mehrfach erörtert ward, auf die zwei halbofficiellen Schriften aufmerksam: 1) Rassegna degli errori e delle fallacie del Sig. Gladstone. Napoli 1851. — 2) Saggio storico-critico sulla nuova publicazione dell' onorevole G. E. Gladstone relativa al governo delle due Sicilie. Lugano 1852.

aller Segnungen einer freisinnigen und populären Verfassung und einer weise geregelten, zeitgemäßen Verwaltung erfreue. Dort hat aber König Ferdinand seit dem Verweilen des Papstes in Gaeta, sowie nachher durch seine wohlwollende Fürsorge, die er den 1851 und 1852 durch Erdbeben und anderes Unglück hart betroffenen Provinzen erwies, die Liebe und das Vertrauen seines Volkes noch in höherem Maße gewonnen. Seine durch und durch monarchisch gesinnten Lazzaroni, in denen trotz aller Abnormitäten doch ein sehr gesunder Kern von wahrem Volkssinn lebt, ließen sich zwar verführen, die ihnen unbekannte „costituzione' hochleben zu lassen, aber nur bis sie sich von deren Bedeutung eine Vorstellung gemacht hatten; als sie das Geheimniß entdeckt, da war auch ihr Enthusiasmus verschwunden und ihr Losungswort war: „Nieder mit der Constitution! Es lebe der König!" — das auch den Sieg errang. Freilich ist auch im unteritalischen Reiche nicht Alles golden; aber es hat in neuester Zeit einen vortheilhaften Aufschwung gewonnen und hat Sardinien in keiner Beziehung zu beneiden; es steht seit der letzten Erschütterung ziemlich fester als zuvor.

Aber was wird mit Sardinien werden? Wird es fortschreiten auf der bisherigen Bahn oder ist ein baldiger Umschlag zu erwarten? Wir werden bezüglich dieser Fragen im folgenden Artikel Mehreres anzudeuten haben; so viel steht für jetzt fest: nur eine gründliche, baldige Umkehr kann noch den vollen Ruin des Landes abwehren, nur das aufrichtige Geständniß, daß die bisherige Weisheit Thorheit war, nur die Wiederherstellung des Friedens mit der Kirche, nur der völlige Bruch mit der zahmen, wie mit der rohen und gewaltthätigen Revolution, kurz, nur die gänzliche und allseitige Bekehrung, nicht die partielle und unvollständige, macht die Rettung des dem Verderben zueilenden Landes noch möglich. Daß sie erfolgt, und zwar zur rechten Stunde, ist äußerst zweifelhaft: doch sind immer noch tröstlichere Aussichten vorhanden.

[redacted]

IX.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit anderthalb Jahren.

II.

Der Berliner-Kirchentag: „Richtschnurliches" und „Bruderhände."

Nachdem die „deutsche evangelische Kirche" nach Geschichte und Bedeutung so gut als möglich in's Licht gesetzt worden, ist jetzt das merkwürdige Ereigniß zu prüfen, durch welches sie in Berlin am 20. Sept. zu ihrem Symbole gelangte. Daß der „Kirchentag" befugt war, in ihrem Namen darüber zu beschließen, kann wohl nicht in Zweifel gezogen werden; denn er hat sein Mandat von der „Innern Mission", welche hinwiederum im „allgemeinen Priesterthum" ihre unanfechtbare Berechtigung hat, in der Eigenschaft als constituirendes Element der „evangelisch-katholischen Kirche, der allumfassenden", wie Sander aus Elberfeld sich auszudrücken beliebte, aufzutreten. Katholiken, welchen etwa schwer werden möchte, sich in diese Verhältnisse hineinzudenken, mögen nur das Frankfurter-Parlament als Beispiel vornehmen; dieses hat ja in gleicher Weise, beauftragt durch das in den Wahlkörpern vereinigte souveraine Volk, die reale Existenz des deutschen Reichs anbefohlen, und ihm eine über

alle particularen Staaten und deren Grundgesetze mächtige Verfassung gegeben. Die Arbeit des „Kirchentags" liegt nur noch nicht so vollendet vor, wie die des Parlaments; sonst bietet der Berliner-Beschluß vom 20. Sept. gar manche Analogie mit den schönsten Stunden der Paulskirche.

„Die Augsburgische Confession (von 1530) als Grund-Symbol der gesammten evangelischen Kirche-Deutschlands nach allen ihren Abtheilungen" — so wurde vom Ausschusse die Idee des zu fassenden Beschlusses, dessen Clauseln wir als bekannt voraussetzen *), proponirt, und als Zweck angegeben: „damit Irrthümern und Spaltungen gewehrt, und die Widersacher zu Schanden gemacht werden." Seine Erörterung eröffnete das Präsidium schon in den ersten zehn Worten mit einer schreienden historischen Unwahrheit, indem es jene Confession nicht nur als „national-deutsches", sondern auch ausdrücklich als „ältestes gemeinsames Bekenntniß in der Geschichte der gesegneten Reformation" erklärt, als wenn die historische Existenz der schweizerischen Tetrapolitana und ihres sehr ernstlich verfolgten Zweckes unter die Altweiber-Mährchen gehörte. Der Widerspruch in der Präsidialrede selbst bleibt auch nicht aus, denn gleich darauf nennt sie die Augustana „das Fundament der großen Mehrzahl der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen in Deutschland"; sie hat damit auch den rechten Grund getroffen, warum Calvin „seine Uebereinstimmung mit der Augsburgischen Confession von 1530 zu bezeugen keinen Anstand gefunden", und wenn der ketzerverbrennende Reformator selbst, unbeschadet seiner Dogmen, zu Zeiten dem Majoritäts-Princip sich anzubequemen wußte, warum nicht jetzt auch die anwesenden Reformirten? Als freilich einige Tage darauf (am 26. und 27. Sept.) die Jahres-Conferenz des „lutherischen Kirchenvereins in Preußen" zu Wittenberg versammelt war, und die Mit-

*) Band XXXII, S. 549.

[redacted]

glieder in den Straßen der Luther-Stadt herumspazierten, predigten ihnen „auch die Häuser in der Stadt Glaubensmuth und Zuversicht“, namentlich eines, „an dem man hell verzeichnet las:

Gottes Wort und Luthers Schrift
Ist des Papsts und Calvini Gift!“ *)

In Wahrheit hatte auch jene „Uebereinstimmung“ Calvin's mit der „Uebereinstimmung“ des Kirchentags vom 20. Sept. den gleichen Werth, mit dem einzigen Unterschiede, daß die ehrlichen, nichtpolitischen Christen der beiden neugläubigen Parteien damals solche Doppelzüngigkeit verabscheuten, während man jetzt, mit wenigen Ausnahmen, in ihr das einzige Mittel zum Zweck ergriff. So ist denn jene erste Heuchelei von dem „gemeinsamen ältesten Bekenntniß“ nur der Ausgangspunkt einer Reihe von Widersprüchen und Unwahrheiten. „Die Augsburgische Confession“ — sagt der Kirchentags-Ausschuß weiter — „erschöpft nicht die Summe der in der evangelischen Kirche deutscher Nation zum Bewußtseyn gekommenen und zur symbolischen Geltung erhobenen Glaubenslehren, sondern die evangelisch-lutherische und die evangelisch-reformirte Kirche in Deutschland haben jede einen gesonderten Entwicklungsgang genommen, und jede ihre ferneren besonderen Symbole hervorgebracht.“ Nun sollte man wenigstens glauben, daß doch von diesem Minimum, von dem „nicht erschöpfenden“, angeblich „gemeinsamen“ Extract aus der ganzen Summe nicht noch einmal Etwas abgezogen würde. Aber weit entfernt! Wenn die Proposition fortfährt, und sagt: die Augustana „enthalte die Summe derjenigen evangelischen Heilswahrheiten, welche alle Evangelischen in Deutschland von Anfang an gemeinsam bekannt haben und noch bekennen“ — so ist es nur mit dem Hintergedanken: abgesehen natürlich von den Dogmen der Au-

*) Bericht im Halle'schen „Volksblatt“ vom 28. Nov.

gustana, welche nie und noch jetzt nicht „gemeinsam" bekannt werden.

Allerdings wäre, um aufrichtig zu sprechen, kaum das Minimum der Evangelical Alliance als „gemeinsam" übrig geblieben, und wirklich stellte der französisch-reformirte Prediger Henry aus Berlin den guten Deutschen in der Garnisonskirche den Antrag, sich nur ohne Umstände auch unter das Reichspanier der englischen Alliance zu versammeln, sammt ihrer „deutschen evangelischen Kirche". „Gott hat", rief er, der bekannte Lebensbeschreiber Calvin's, aus, „den Gegensatz gewollt; als man die Augustana in Frankreich einführen wollte, hat sich Calvin dagegen ausgesprochen; aber in drei Punkten stimmen wir dennoch überein: in der alleinigen Grundlegung der Schrift, in der Rechtfertigung durch den Glauben und in der wesentlichen Gegenwart im Abendmahle, denn die bekennen wir auch"*), er meinte dabei nämlich das an dogmatischer Commodität unübertreffliche symbolische Artikelchen der Alliance: „wesentlich gegenwärtig im Sakrament — ohne über das Wie zu disputiren", und zum Ueberflusse erinnerte er noch daran: „daß ja Calvin Luthern seinen ehrwürdigen Vater genannt, und ihn selbst einst höher als die Apostel gestellt"**). Trotzdem blieben die treuen Söhne Luthers außerhalb des Kirchentags nach wie vor überzeugt: „Was von christlicher Einigkeit unter den in Berlin versammelten (Lutheranern, Calvinisten, Unirten) wirklich vorhanden wäre, das hätte ohne Augsburgi-

*) Halle'sches „Volksblatt" vom 8. Okt.

**) So meldet der amtliche stenographische Bericht vom Kirchentage (erschienen bei Hertz in Berlin), dessen oft sehr dürftige Auszüge aus einzelnen Reden übrigens anderweitige Ergänzungen als erwünscht erscheinen lassen. Da die ihm entnommenen Belegstellen nach den Namen der Redner sehr leicht aufzufinden sind, glauben wir bei ihm das Citiren nach Seitenzahlen der Raumersparniß wegen füglich unterlassen zu können.

[redacted]

sche Confession sich darstellen lassen, wenn etwa der Spruch: „„Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid““, als der Kirchentags-Grundton erklungen wäre, ein deutlicher Posaunenton“ *).

Wirklich schien der erste Referent, ein landeskirchlicher Lutheraner, Dr. Sartorius, Superintendent von Königsberg, diesen Weg zu gehen, indem er auseinandersetzte: obwohl Augustin den Pelagianismus niedergekämpft, und die Lehren des Wortes Gottes von dem gänzlichen Verderbniß der menschlichen Natur durch die Erbsünde und von der Rechtfertigung sola fide in siegende Klarheit gesetzt, so sei es dennoch „im Alterthum noch nicht zu einer festen symbolischen Bezeugung jener großen Heilswahrheiten in der Kirche gekommen“; eben in Bezug auf diese „anthropologische und soteriologische Seite der christlichen Wahrheit sei es die Augustana, welche zuerst die nothwendige Ergänzung der öcumenischen Bekenntnisse biete.“ Warum ward also nicht die Augustana nur in sofern und als solches „die öcumenischen ergänzendes Symbol“ empfohlen? — nicht zum „Zankapfel, sondern als Reichsapfel der evangelischen Kirche, als ein gemeinsames Reichspanier gegen das divide et impera des römischen Imperiums.“

Offenbar stand nur das Eine Bedenken entgegen: daß jene Einschränkung die Augustana auch um den letzten Schein eines Fundaments der „deutschen evangelischen Kirche“ gebracht hätte, und eine solche sollte der 20. Sept. zu Berlin eben gründen. Der Kirchentags-Ausschuß machte also zu dem „gemeinsamen“ Bekenntniß der Haupt-Heilswahrheiten bloß folgende drei Exceptionen: 1) Den Lutheranern wird nicht angesonnen, daß sie den Sätzen der Augustana, namentlich dem 10. Art., einen andern, als den ursprüngli-

*) Die bereits früher angezogenen „zwei Altlutheraner“ im Halle'schen „Volksblatt“ vom 23. Nov.

-chen Sinn beimessen, oder „innerhalb der lutherischen Kirche als gleichberechtigt" annehmen. 2) Den Reformirten wird nicht angesonnen, einzugestehen, daß jene Sätze der Augustana nach ihrer „ursprünglichen Fassung" einen andern Sinn haben, als den „später" von ihnen hineingelegten. 3) Den Unionisten wird nicht angesonnen, „der Lehrweise der einen oder der andern Confession zu folgen", sondern sie mögen deren Vereinigung „in dem ihnen eigenen Geiste weiter vollziehen." Und das nannte der Kirchentag eine — „mit vollster Offenheit und Wahrhaftigkeit" vollzogene „positive Darlegung der in ganz Deutschland gemeingültigen evangelischen Lehre, und der Grundlage des kirchlichen und rechtlichen Bestandes der evangelischen Kirche in Deutschland."

Wenn wir nun erst den Sinn und Verstand, den dogmatischen und historischen Takt betrachten, in dem die einzelnen Größen des Kirchentags die „gemeingültige Grundlage" zu Grunde legten! Um der Rarität willen mag uns eine gedrängte Skizzirung der Debatte nachgesehen werden. Oberkirchenrath Dr. Stahl als Referent erhebt sich; auch er zieht an der Augustana hervor, daß sie mit ihrer Lehre von der Rechtfertigung das „wahrhaftige Zeugniß von der christlichen Heilsordnung" sei, „wie die Kirche es seit der apostolischen Zeit nicht mehr besessen"; übrigens bekennt er sich zu ihr „in dem Sinne und nur in dem Sinne der lutherischen Kirche", welche „Kirche" er „überall, auch in einer geeinigten evangelischen Landeskirche und unbeschadet ihrer Einigung" (!) aufrecht erhalten wissen will. — Der Chorführer der Reformirten oder k. preuß. Hofprediger Dr. Krummacher als Referent donnert wie ein Hochgewitter, vermöge seines „Organs für deutsch-christliche Volksthümlichkeit", zu Gunsten der Augustana: „ja, wer ist ein Deutscher, und die Augustana mit ihren ehrlichen und tapfern Artikeln heimelt ihn nicht an, wie Mutterlaut" (also

[redacted]

ist für das Erste Niemand ein Deutscher, der sich nicht zur Augustana bekennt!); als Reformirter aber bekennt sich der Redner um so unbedenklicher zu ihr: da ja „die deutsch-reformirte Kirche von vorne herein sich melanchthonisch gestaltet“, und Melanchthon (als ihr Verfasser) die Augustana auch nicht anders, denn deutsch-reformirt verstanden wissen wollte. — Um einige Mann später tritt Appellationsrath Dr. Elvers aus Kassel auf, und bevorwortet die Einigungs-Thesis gleichfalls aus zwei Gesichtspunkten: einem nationalen und einem religiösen; denn ad 1. habe — wer einen historischen Verstand hat, wahre sich, daß er ihm nicht stille stehe! — „die Augustana einst den die deutsche Nation knechtenden Bann, jenen trübseligen mönchischen Geist gebrochen, und die Zuversicht zu Kaiser und Reich wieder hergestellt“; ad 2. sei sie „das Zeugniß der Einen apostolischen Kirche aller Jahrhunderte“, und es sei hauptsächlich Schuld der Theologen, wenn „diese Wahrheit noch nicht allen Brüdern in und außerhalb Deutschlands zum klaren Bewußtseyn gekommen.“ — Als Referent erscheint noch Ober-Kirchenrath Dr. Nitzsch; er unterscheidet sich ausdrücklich von den „Anhängern der evangelischen Union“, welche „den Bekenntnißschriften überhaupt abhold bleiben“, die „zumal von einem einzelnen bestimmten Symbole Abbruch an Lehrfreiheit fürchten“, ja es „wie Zurücknahme der Union und der protestantischen allgemeinen Principien ansehen“; er bekennt sich, „das richtschnurliche Ansehen der heiligen Schrift“ als selbstverständlich vorausgesetzt, „zur Augustana“, aber nach der Melanchthon'schen Fassung und Auffassung der Lehre vom Geheimniß des heiligen Abendmahls, „die sich ganz und ausschließlich auf die Paulinische apostolische Auslegung desselben zurückziehe.“ Die Unirten sprachen sich somit durch ihren Hauptmann für die Calvinisten aus. — Da dämmelt aber wie ein seichtes Wiesen-Wässerlein Prälat Kapff daher, und declarirt die „weitherzige Liebe“ seiner im Uebrigen

„entschieden lutherischen" Würtemberger: die Stuttgarter Pastoren-Conferenz habe sich dahin ausgesprochen, wenn nur über die Rechtfertigungslehre kein Streit sei, so wollten sie sonst „nicht meinen, die lutherische Lehre, z. B. vom heiligen Abendmahle, sei die alleinseligmachende, wollen auch nicht vergessen, daß manche Reformirte zwar äußerlich in einer andern Kirche sind, als wir, aber innerlich denken, wie wir." — Dagegen kommt ein Anderer, voll schwerer Sorgen: Pastor Tretzel aus Bayern; er stimmt „von Herzen für allgemeines Bekenntniß zur Augustana"; aber ihm scheint Unheil zu schwanen, denn „in seinem Lande ist zur Bekenntnißfrage leider auch viel fremdes Feuer mit hinzugekommen", „ist die Symbolfrage zu vielem Drängen und zu vieler Zerrissenheit, über die man weinen möchte, Ursache geworden." — Unmittelbar auf die Referenten folgt der rheinische Advokat Thesmar, und verlangt: als alleiniges Grundsymbol die heilige Schrift; er entlarvt manche der vorgebrachten historischen Täuschungen, und beweist insbesondere, so oft Deutsch-Reformirte sich zur Augustana bekannt, sei es immer die variata gewesen; er warnt prophetischen Geistes: wenn der Versuch mißlinge, sei das Uebel ärger als zuvor. — Prof. Heppe aus Marburg spielt gleichfalls den Vernünftigen, und beantragt: da ja doch jede Confession die Augustana in anderem Sinne auffasse, so möge die Thesis „lediglich auf das in ihr ausgesprochene protestantische Princip beschränkt werden." Auf Thesmar's Vorwurf aber, daß die Thesis im Grunde bloß besage: „sie stimmen in Allem überein, nur in dem nicht, worin sie nicht übereinstimmen" — wußte Nitzsch in der Schlußrede nichts Anderes zu erwidern, als daß er, unter Berufung auf die specifisch-protestantische Logik, erklärte: „Das ist kein Tadel; denn ich bekenne mich zu dem Hauptsatze, daß das der Ruhm der evangelischen Deutschen ist, daß in die große Grundeinheit Verschiedenes gefaßt werden kann, ohne daß dadurch ein Wi-

[redacted]

derspruch, eine Negation, ein absolutes Ja und Nein gegründet worden wäre."

Aber das sprechendste Bild der ganzen Situation der „deutschen evangelischen Kirche" und ihrer „Grundeinheit" war der Vortrag des schweizerisch-reformirten Dr. Schenkel von Heidelberg, ein Musterbild jener eigenthümlichen Mischung bramarbasirenden Hochmuths und kriecherischen Sklavensinns, das selbst in Berlin Einzelne angewidert. Es war ein betäubendes Durcheinander von „Standarten," „Fahnen," „todten Buchstaben," „Symbolen, die immer wieder hineinzutauchen seien in die Schrift," „Bruderhänden" ꝛc. mit dem ungeheuerlichsten Pathos vorgetragen, und das machte ihn „bei einem großen Theil des Publikums zum Löwen des Tages," wie das „Volksblatt" des H. Rathusius „mit einiger Beschämung" eingesteht*). Dieser Schenkel nun, nebenbei gesagt ein Hauptagitator gegen die Katholiken in Baden, sprach seine immense Begierigkeit aus, um die Augustana als eine Fahne sich zu

*) Einen noch schlimmern Eindruck brachte bei diesem Organ die Rede hervor, in der Herr Schenkel später die Erfolge der „Professoren-Predigten" schilderte, mit denen er und Hundeshagen missionirend einige Gesellschaftssäle am Rhein und Main besucht hatten. In der That ist dem natürlichen Gefühl unmöglich, jene Rede zu lesen, ohne den bedenklichsten Erektionen der Zungenwurzel sich auszusetzen. „Etwas so Kolossales von falschem Pathos", äußert daher das „Volksblatt vom 5. Nov., „hatte ich noch nie Gelegenheit kennen zu lernen, und einen seltsamen Contrast damit machte es, wenn er selbst ausrief: „„Ach, der Pathos auf euern Kanzeln hat uns schon so viele Herzen entfremdet."" Am unangenehmsten aber berührten die zwanzigfach und immer wieder von neuem wiederholten Proteste des Redners auf seine Demuth und Bescheidenheit", die wirklich jedesmal wieder „in ein komisches quid pro quo umschlug", und den eiteln Bombastus Pantalon zuletzt noch piquirte, vor mehr als 2000 Menschen von seiner gewissensräthlichen Correspondenz mit einem hohen Herrn auszuplaudern, den er „dem Evangelium näher geführt" zu haben hofft.

sammeln, „aber im freien Geiste, in der Kraft Gottes, und nicht so, daß wir sie wieder zu einem todten und tödtenden Buchstaben machen;" „denn Ertödtung der Mannigfaltigkeit" (im Dogma) „um einer todten, eisernen Einheit willen wäre die Pest für die evangelische Kirche." „Wenn ich," erklärt er, „verpflichtet werden sollte, auf jeden einzelnen Buchstaben, auf jeden einzelnen Satz der Augustana in der Fassung, wie wir sie vor uns haben, dann allerdings hätte ich hier und da Bedenken, Erwägungen, Einwendungen dieser und jener Art, exegetische und dogmatische, zu machen; allein ich glaube nicht, daß es sich um ein Buchstabenbekenntniß handelt; es handelt sich in diesem Augenblicke um etwas Größeres." „Symbol" ist nämlich Herrn Schenkel = Fahne, Standarte, Panier, und das „Größere" ist für ihn nicht die vorgebliche Einheit der um das Panier der Augustana sich Schaarenden, sondern gerade die thatsächliche Verschiedenheit ihrer dogmatischen Ansichten. Man konnte im Grunde keinen kälteren Hohn über die Einigungs-Thesis des Kirchentags aussprechen, als die liebselige Sophistik dieser badischen Celebrität wider Willen ausgeschüttet. Indem wir uns, sagt er, gemeinschaftlich unter jenes Panier stellen, legen wir das Bekenntniß ab, „daß wir verschiedene Richtungen, gleichsam verschiedene Quellen, die aus Einem Born sich ergossen haben, anerkennen;" und eben das ist für das große Kirchenlicht aus Baden die Hauptsache, denn „darin liegt ein ferneres großes wichtiges Bekenntniß, nämlich, daß wir uns nicht trennen lassen durch die theologischen Formen, daß wir Brüder seyn und bleiben wollen." Solche „Grundeinheit" nun soll gut seyn nicht nur gegen die „Römer," sondern auch gegen die bekenntnißlosen Unionisten und die Rationalisten, und was dabei noch das Erstaunlichste ist — Herr Schenkel ruft in allem Ernste aus: „wir müssen bekennen, daß wir Eine Kirche sind und Einen Leib haben!"

Indeß wäre schließlich bald noch das Haupt aufrichtiger

[redacted]

Zwietracht über den heuchlerischen Phrasenwust aufgetaucht. Als nämlich der bekannte Unionist Professor Müller aus Halle die ebenso berechtigte als folgerichtige Voraussetzung aussprach: „daß die Zustimmung zur Augustana, so fern sie eine den ganzen Kirchentag umfassende sei, natürlich auf die invariata in ihrem Gegensatz zur *variata* kein Gewicht legen könne", und daß der Antrag nicht die „Gewissen binde," denn überhaupt „können wir Symbole nur als Zeugnisse auffassen, wie die Reformatoren das Wort Gottes verstanden haben" *) — da drohte Sturm. Es gab außer der Garnisonskirche protestantische Stimmen, welchen bis heute noch unbegreiflich ist, warum der Kirchentag denn nicht den Namen der Augustana ohne Jahrzahl gesetzt und es jedem überlassen, sich darunter die variata oder die invariata zu denken, da auf diese Weise die intendirte Conföderation ja auch, und zwar „ohne Verletzung der geschichtlichen und symbolischen Wahrheit möglich gewesen **) ?" Aber darein hatten eben die Lutheraner ihren Ehrenpunkt gestellt, daß die specifisch-lutherische Variata durchgesetzt werde. Stahl protestirte darum auch gegen jene Zumuthungen auf das schärfste: nur die Augustana von 1530 sei als gemeinsames Glaubensbekenntniß gemeint, die Variata sei den Reformirten und resp. Unirten bloß als ihr besonderes Glaubensbekenntniß vorbehalten, „zu einer Augustana sich zu bekennen, wobei es Jedem überlassen bliebe, ob er darunter die Variata oder die Invariata verstehe" (wie auch Nitzsch gewollt) — habe den Lutheranern nicht einfallen können. Wie jedoch Herr Nathusius berichtet, und ohne daß dieser

*) Vgl. Halle'sches „Volksblatt" vom 8. Okt.

**) Nürnberger evangelisch-lutherische Kirchen-Zeitung Num. 15. — Sie wundert sich um so mehr darüber, als gerade hier die Verhandlungen „ein offenes Hervortreten der sonst sorgsam verhüllten Schwierigkeiten zeigten, den einzigen dort zu Tage gekommenen, aber auch ungelöst gebliebenen Mißklang."

etwas Auffälliges daran bemerkte*), hätte Stahl auch gleich, zur Beruhigung, beigefügt: „was er unter den Worten dieser unveränderten Augustana versteht, mag Jeder mit seinem Gewissen abmachen.“ Und hat Stahl das nicht gesagt, so versteht es sich doch von selbst! Ihr Ruhm wurde den Kirchentags-Lutheranern daher auch von der ganzen Garnisons-kirche unbeneidet gelassen, von Außenstehenden aber also taxirt: „die Reformirten erklärten, ihre besonderen, in der wirklichen Augustana verworfenen, Lehren standhaft festhalten zu wollen; die Unirten erklärten, die Gegenlehren je der Lutheraner und Reformirten nicht verwerfen zu wollen; die Lutheraner konnten nicht umhin, dieß beides als antiaugsburgisch zu erkennen, aber sie lasen thatsächlich anstatt: et improbant secus docentes, so: et foederati sunt cum secus docentibus**).“

Nicht einmal im Wort „Bekenntniß“ waren die Gründer der neuen Gesammtkirche einig; die verschiedenen Redner bedienten sich, mit greifbarer Absichtlichkeit, die einen des Ausdrucks „bezeugen“, die anderen des Wortes „bekennen“ zur Augustana. „Das mag ein Jeder mit seinem Gewissen ausmachen, wie er dazu steht“ — entschied Stahl zum Schlusse. Kaum war aber die „Grundeinheit“ endgültig proclamirt, und eine specielle Frage der kirchlichen Praxis auf die Tagesordnung gebracht, so manifestirte sie sich alsbald wieder in wahrhaft ergötzlichem Widerstreit principiell verschiedener Anschauungen. Es handelte sich um Bestimmungen über das Verhalten der nun festgeschlossenen „deutschen evangelischen Kirche“ gegen Separatismus und Sektirerei. Consistorialrath Kundler aus Stettin klagte über Irvingianer, Baptisten, apostolische Taufgesinnte, Gichtelianer, Swedenborgianer im „lieben Pommerland“, und fragt: was man denn

*) „Volksblatt“ vom 8. Okt.

**) Die „zwei Altlutheraner“ im Halle'schen Volksblatt vom 23. Nov.

[redacted]

den Baptisten z. B. sagen könne, wenn nicht mit fester Zuversicht zur Tauflehre der Kirche sich bekennen? oder „was sollen wir denen, die die Abendmahlslehre besonders in den Vordergrund stellen, antworten, wenn wir nicht mit der unveränderten Augustana die wahrhaftige Gegenwart rc. bekennen können?" Unmittelbar darauf aber fordert der Consistorialrath Sack: „daß die Baptistenpartei, die man trotz ihrer von uns für irrig gehaltenen Verwerfung der Kindertaufe eine sektirerische nicht nennen könne, daher auch von des Herrn Tisch in unsern Gemeinden nicht ohne Weiteres ausgeschlossen werden dürfe." Und auf ihn folgt Prof. Lange aus Zürich, und muthet den Lutheranern gar noch unumwunden, auf Grund des — „allgemeinen Bekenntnisses", zu: sie sollten die calvinische Lehre vom „Erbsegen" der Kinder doch auch annehmen, und damit den Streit über deren Taufe kurz abthun.. „Diesen Erbsegen", sagt er, „hat besonders die reformirte Kirche in der Gestalt der Erwählungslehre verkündet: es gibt einmal auserwählte Menschen, unbeschadet der freien Gnade; o, laßt uns die Edelgeburt für die Kirche in der Lehre pflegen, dann werden wir das Wesen dieser Edelgeburt erst recht für den Staat zu begründen und in seiner Reinheit darzustellen wissen." Nach Herrn Lange ist also Jeder bei der Geburt schon vorherbestimmt, wie zur Seligkeit oder zur Hölle, so zum Republik-Präsidenten oder zum Züricher Bettelvogt, und nach ihm ist man erst mit dieser Lehre recht — „conservativ"; aber auch Herr Lange bekannte sich zur — Augustana invariata!

So macht denn der große Act, durch den die neue „deutsche evangelische Kirche" zu ihrem gemeinsamen Symbol gelangte, den Eindruck eines auf die Aeußerlichkeit berechneten, mittelmäßig einstudirten Bühnenstücks, bei dem die innere Unwahrheit jeden Augenblick das dünne Gewebe der intendirten Illusion durchbricht. Sogar die Gebete vor und nach den Sitzungen trugen den Stempel theatralischer Kunst

und rein menschlicher Willkür. Der treuherzige Referent des Halle'schen „Volksblattes" läßt darüber vielsagende Aeußerungen verlauten. Zunächst fiel es ihm auf, „ein wie äußerst kleiner Kreis von immer wieder denselben Betern auf allen Kirchentagen wiederkehrt", solche nämlich, die sich als Virtuosen in der Salbung bei jeder Gelegenheit zu produciren suchen; dann aber: daß sie in ihren vorgesprochenen Gebeten „förmliche Predigtdispositionen oder kleine Geschichtscompendien" anbringen. Allein schon der Umstand, daß dieses Beten überhaupt wieder in die Mode gekommen, ist für ihn eine Quelle hohen Trostes. Auch bei den vom Cultusminister dem Kirchentag gegebenen Abendcirkeln sprach man ein Gebet, was in dem guten Manne zwei besondere Erwägungen erweckte. Für's Erste: „wenn unter unsern gläubigen Pastoren immer noch etliche sind, denen das Wagniß, im Pfarrhaus vor drei Kindern und einer Magd einen Morgen- oder Abendsegen zu sprechen, zu ungeheuerlich vorkommt", so sollten sie an Herrn von Raumer ein Beispiel nehmen; für's Zweite: „noch sind's keine zwanzig Jahre, daß, wenn gute Leute auf einem Dorf in Pommern oder Schlesien dasselbe thun wollten, Gensdarmen, von eben diesem Cultusministerio aus dirigirt, wegen „„Conventikelhaltens"" darüber kamen." Und als er nun gar hörte, daß bei der königlichen Tafel, zu der eine Anzahl Kirchentags-Mitglieder geladen waren, ein Tischgebet vorgefallen, verfehlte er nicht, mit der Hengstenberg'schen „Kirchen-Zeitung", das Beispiel „recht laut und leuchtend auch außerhalb Preußens zu segensvoller Nachahmung an unsern fürstlichen Tafeln zu empfehlen", mit der Bemerkung: „es soll das erste laute öffentliche Tischgebet bei einem Hoffeste seit dem alten Fritz gewesen seyn."

Nachdem aber die Männer der Garnisonskirche einmal entschlossen waren, dem symbolischen Bedürfniß ihrer neuen Gesammtkirche um jeden Preis zu genügen, und dieß nur durch einen öffentlichen Act des kolossalsten Sichselbstbelügens

[redacted]

geschehen konnte, ist auch nichts natürlicher, als daß sie über die peinliche Scene so schnell wie möglich hinweg zu kommen trachteten. Sie mußte qualvoll seyn durch die unvermeidlichen, wenn auch stillen Regungen des bessern Wissens und Gewissens, und durch das bange Bewußtseyn, daß diese jeden Augenblick hervorbrechen, und die letzte Täuschung über die prätendirte „Grundeinheit“ zerstreuen konnten. Der Vorgang nahm daher einen sehr tumultuarischen Verlauf. „Noch eine bezeichnende Bemerkung drängte sich mir auf“, sagt Herr Nathusius im „Volksblatt“ vom 12. Nov., „nämlich wie still und auch äußerlich gesammelt heut“ (am letzten Tage, als die preußischen Majestäten die Sitzung besuchten) „die Versammlung in Gegenwart des irdischen Königs war, und um so unangenehmer berührte es mich, wie sie alsbald wieder in die unruhige Haltung, die mir so zuwider ist, überging, als nur noch der himmlische König unter uns anwesend war.“ Bei den conträrsten Reden, berichtet dasselbe Central-Ausschuß-Mitglied für die „Innere Mission“ als Augenzeuge, folgte gleichmäßig das „Amen“ der Mehrzahl, dessen man sich regelmäßig anstatt des verbotenen Bravorufens bediente, und daneben wurden die Schlußrufe immer ungestümer. Uebrigens weiß er sich über das Ganze mit dem bezeichnenden Troste zu beruhigen: „in der Beschlußfassung habe freilich viel Unklares bei der Mehrzahl mitgewirkt; bei den Gewissenhaften aber werde es wenigstens die gute Folge haben, daß sie, nach Hause gekommen, die Augustana, der sie beigestimmt — nun auch einmal läsen“ *).

Dem haben wir nichts mehr beizufügen!

---

*) Halle'sches „Volksblatt“ vom 8. Oct.

III.

Die Berliner-Augustana und der Subjektivismus; die Confessionslosen und allerlei Confessionelle; Lutheraner und Reformirte im Streit um die Ehre des Tages; der Beschluß vom 20. Sept. vor dem Richterstuhle der neu- und altlutherischen Kritik.

Wir wissen, daß diese constituirende Arbeit aus dem Lebermeere des „allgemeinen Priesterthums“ heraus von Vielen gut und christlich gemeint ist, und wir haben Grund, uns zu freuen, daß das Bedürfniß einer wahren sichtbaren Kirche Christi endlich so mächtig sich geltend macht, und zwar gerade unter dem protestantischen Klerus. Dennoch hat jene Arbeit sich unverkennbar als eine neue Auflage des babylonischen Thurmbaus charakterisirt, und je mehr sie nach Einheit streben, um so unwiderstehlicher drängt Alles nach neuer Scheidung der Völker. Mit jedem Tage, um den die protestantische Reaktion älter wird, steigt auch die Sprachverwirrung ihrer Organe, und muß das Grauen intensiver werden, mit dem wir deßhalb ihre Zeitschriften zur Hand nehmen. Was bei den rationalistischen Meinungs-Aeußerungen leicht ist, sich zu orientiren, ist bei diesen fast unmöglich, und hauptsächlich dieser Umstand hat die unter den Katholiken weitverbreitete Täuschung hervorgebracht, daß gerade von Seite der Partei der „Innern Mission“ eine massenhafte Rückkehr zur Mutterkirche bevorstehe.

Mögen allerdings Einzelne Hoffnung bieten, daß sie Autorität und Einheit wieder da suchen werden, wo allein jene nicht ein todter Buchstabe, diese lebendig und wirklich ist; im Ganzen aber finden wir dort ab- statt aufsteigende Sympathien. Die Partei nimmt zwar Eine Institution der katholischen Kirche nach der andern hinüber, um sie in ihrer Art auf eigenem Boden anzupflanzen, und zuletzt hat sie das auch

[redacted]

noch mit der kirchlichen Autorität und Einheit selbst versucht; sie thut es aber, indem sie den solche Institutionen belebenden Geist verdammt, und bloß weil sie jetzt, nach mehr als dreihundertjährigem blinden Schimpfieren, die praktische Christlichkeit und allgemein vernünftige Idee derselben anerkennen muß. Zwar ist schon dieß ein großer Gewinn, aber kein Zeichen katholischer Sympathien; vielmehr deutet Alles darauf hin, daß der „Innern Mission", inmitten der tobenden Wogen des Rationalismus und des Schwarmgeistes, kein anderer Haltpunkt sich dargeboten, als die kahle Sandbank des alten Symbol-Formalismus. Wenn sie, um auch nur zu diesem Ziele zu gelangen, noch einige streitigen Hauptpunkte der hergebrachten Orthodoxie, an jeder endgültigen Entscheidung verzweifelnd, der allgemeinen Willkür preisgegeben, sie geradezu für vogelfrei erklären mußte, so trägt der neue Symbol-Formalismus das Brandmal der Usurpation eben nur um so ausgeprägter an der Stirn.

Desto günstiger im Kampfe wird auch die Stellung des Subjektivismus seyn, der im Protestantismus bis auf diese neue Usurpation der Symbole allein und officiell berechtigt war, und den wir nicht mit dem Rationalismus zu verwechseln bitten, so sehr die beiden Richtungen auch oft ineinander fließen. Man gebraucht zum Unterschiede für die erstere am besten den in Preußen eingebornen Ausdruck: „die Confessionslosen." Diese sind die eigentlichen Ritter des Unionsprincips, die consequenten und, im Gegensatze zu den Rationalisten, die aufrichtigen Vertreter des ächt und ursprünglich protestantischen Fundamental-Satzes von der alleinigen Sufficienz der heiligen Schrift*). Das

*) Zur Erläuterung möge eine Collectiv-Aeußerung derselben dienen. Die „Confessionslosen" haben nämlich, bei Gelegenheit einer Conferenz in Eisenach zur Gründung einer „Zeitschrift für die unirte evangelische Kirche", den 10. Sept. ihr Bekenntniß aufgestellt, kurz

Feldgeschrei derselben ist bereits formulirt: „Hie Bibel, hie Symbol!“ und nicht umsonst hat ein Hauptführer der Confessionslosen, Hofprediger Dr. Dittenberger in Weimar, bei der Gründung einer Bibelgesellschaft zu Apolda scharf hervorgehoben: es gelte den Kampf gegen eine Richtung, „welche die Bekenntnißschriften über die Bibel setze,“ ihr gegenüber müsse man zur Verbreitung der Bibel beitragen *). Auf die alleinige Sufficienz der sich selbst auslegenden heiligen Schrift also stützt sich die große vom Kirchentag feierlich aus der „deutschen evangelischen Kirche“ excludirte Partei, excludirt um ihres rein reformatorischen Princips willen, dem zum Trotze jene Versammlung durch die That erklärte: es sei nicht wahr, daß die Bibel gemeinverständlich und sich selbst erklärend, daß sie zur endgültigen Reconstruktion der christlichen Lehre durch den Einzelnen an sich hinreichend sei, es bedürfe vielmehr einer äußerlich festgestellten Norm der Wahrheit,

---

und gut, wie folgt: „Wir wissen uns an Jesus Christus, wie ihn die Schrift bezeugt, als den einigen Grund schlechthin gebunden, und in dieser Gebundenheit schlechthin frei von aller Menschenautorität in Dingen des Heils; wir wollen nur die sich selbst auslegende Schrift, keine außerhalb der Schrift liegende authentische Norm ihrer Auslegung; wir sind gesonnen, dahin mitzuwirken, daß der evangelische Protestantismus sich immer mehr auf sein Wesen besinne; darum wollen wir die Union aller evangelischen Christen, eine Union, innerhalb welcher die Freiheit unterschiedener Glaubens- und Lehrweisen auf dem einigen Grunde berechtigt ist.“ Aber auch die Confessionslosen selbst, soweit sie in Eisenach zur Unions-Zeitung sich vereinigten, theils durch Berliner-Prediger, theils durch die Theologen der sächsischen Klein-Staaten vertreten, sind in sich wieder uneinig eben über das größere oder geringere Maß der Freiheit vom Symbol, und die Darmstädter K.-Z. (vom 15. October) meint: die auf diese Weise unirten theologischen Elemente seien so verschiedenartig, „daß aus der vorläufigen Union mit der Zeit eine nachträgliche confessionelle Sonderung hervorgehen könnte.“

*) Kreuzzeitung vom 22. Oct.

[redacted]

welche der Bibelleser dann erst nachträglich also aus der Schrift heraus zu finden habe. Und auf Grund dieser Anschauung wurde die Exclusion vollzogen von einer Versammlung, auf welche namentlich von den höchsten Regionen Preußens aus große Stücke gesetzt werden; was Wunder daher, wenn man ihre religiöse Reaktion in den odiosesten Zusammenhang mit der politischen bringt, die „evangelische Freiheit" im Sinne von 1517 wie von 1525 gefährdet steht, und selbst im Schooß einer Mehrheit der um Geldbewilligung angesprochenen Berliner Stadtverordneten stürmische Besorgnisse offenen Ausdruck fanden: der Kirchentag strebe nur dahin, die liebe Union durch Kryptokatholicismus und lutherisches Papstthum zu untergraben, und die politische Reaktion durch Behinderung der freien Forschung der Schrift maßlos zu stärken*).

Jenen Lehrsatz von der Sufficienz und Perspicuität der Bibel also hat der Kirchentag verdammen zu müssen geglaubt; das hat eine zu vier Fünfteln aus studierten Predigern bestehende Versammlung gethan, wie man sich denn überhaupt bei der „Innern Mission" durch den vorgeblichen Andrang der „Laien" nicht täuschen lassen darf, wenn auch ihr Gründer selbst, „der Luther des 19. Jahrhunderts," ein noch nicht einmal ordinirter Candidat ist. Und jenes Anathem erklärt zu haben, wird dem Beschluß vom 20. Sept. jedesmal als Hauptruhm angerechnet, wo man gerade nicht für zuträglich hält, seine Bedeutung als bekenntnißgebend für die „deutsche evangelische Kirche" zu betonen. Er sei, sagt man, endlich ein entscheidender Schritt gegen den Subjektivismus. Namentlich hat Stahl mit dürren Worten hauptsächlich darauf Gewicht gelegt: „Unser Zeugniß wäre ein Maßstab, was in der Kirche als öffentliche Lehre anerkannt, was bloß der persönlichen Forschung und der wissenschaftlichen Entfaltung, die doch auch ihr Recht hat, nachgelassen, was endlich völlig un-

*) Allg. Zeit. vom 22. Aug.

berechtigt in ihr ist.“ Stahl, als hervorragende preußische Kirchen-Autorität, hatte noch besondern Grund, den Spielraum der „freien Forschung“ möglichst einzuengen, und ihr höchstens den Hauptartikel vom Abendmahl preiszugeben; denn nur unter dieser Bedingung konnte die „deutsche evangelische Kirche“ auch der preußischen Union Raum in sich bieten, welche, wie er selber sagt, bisher auf den Consensus der beiderseitigen Bekenntnisse sich gegründet hatte, diesen aber sich zurecht zu legen, dem Belieben eines jeden Einzelnen überließ. „Es ist das,“ fährt er fort, „ähnlich, wie wenn man die Kirche bloß auf die heilige Schrift gründet, die dann ein Jeder nach seinem Belieben auslegt; deßwegen war bis jetzt die Union hauptsächlich der Deckmantel für den Unglauben und die Bekenntnißlosigkeit, und der auf's Haupt geschlagene Rationalismus suchte seine Zuflucht auf ihrem Terrain; dem wird nun ein Damm gesetzt.“ — Diesen Sieg des „entschieden confessionellen Sinns“ über den „Subjektivismus“ kehrten insbesondere auch die „Kreuzzeitung“ und die Berliner „Evangelische K.-Z.“ *) um so eifriger hervor, je schneller sie sonst aus dem Freudenrausch über den „neuen Heilstag“ unsanft aufgerüttelt wurden; und selbst die Darmstädter „K.-Z.“ glaubt: der Subjektivismus müsse sich ein Ziemliches gefallen lassen, um der „Einheit der evangelischen Kirche im Bekenntniß“ willen, dieser „mächtigen Schutzwaffe“ gegen Rom; denn „von der bloßen Subjektivität, der rationalistischen Zersplitterung und Vereinzelung fürchte die katholische Kirche gar wenig, geht sie mit den Einzelnen in den Kampf, so ist ihr der Sieg schon gewiß.“

---

*) Nunmehr könne ja, bemerkt letztere in ihrem Endurtheil vom 12. Oct., mit besonderer Beziehung auf die preußische Union, „der jeder Kirchengemeinschaft reservirte besondere Bekenntnißstand nicht etwa laxer und weiter, als der in der Augustana zum Ausdruck gekommene, sondern nur noch bestimmter und formulirter seyn.“

[redacted]

Es ist wahrhaft komisch zu sehen, wie jene beiden Organe nicht bemerken, daß auch sie graßem Subjektivismus huldigen, gerade während sie über seine Niederlage triumphiren*), noch interessanter aber die Untersuchung, in welchem Sinne die verschiedenen Parteien des Kirchentags selbst den Berliner-Sieg über den „Subjektivismus" verstehen. Auch die oft genannte unionistische Darmstädter „K.-Z." ist für den Beschluß vom 20. Sept. begeistert, und mit ihr stimmt eine große, namentlich über den Gustav-Adolfs-Verein mächtige Partei; sie aber weiß das Princip der „freien Forschung" in weiter Ausdehnung mit der Symbolgläubigkeit der „deutschen evangelischen Kirche" in einer Weise zu vereinigen, von der nur zu verwundern ist, daß sie nicht die „Confessionellen" augenblicklich aus dieser „Kirche" hinaustreibt. Noch am 27. Okt. streitet sie mit Macht für die Nothwendigkeit eines allgemeinen Symbols, jedoch unter dem bedeutsamen Motto: „Die Symbole schreiben nicht vor, was wir glauben sollen, sondern drücken aus, was wir wirklich glauben." Ihre Ansicht faßt sich in folgende Sätze zusammen. „Eine Kirche, eine einige Kirche kann nur diejenige seyn, welche, wenn auch nicht einerlei, doch Eins ist in ihrem Glauben. Eine Einheit im Glauben ist nur und nur allein vom Festhalten an den articulis fundamentalibus bedingt. Wer sich mit Ehrlichkeit, Wahrheitssinn und Gewissen bestrebt, den Inhalt der heiligen Schrift zu ermitteln, der weiß es, der muß es wissen, was in der heiligen Schrift

*) Die Darmstädter K.-Z. hat auch nicht vergessen, der „Kreuzzeitung", die mit dem Vorwurf des Rationalismus sehr freigebig thue, nachträglich vorzuwerfen, in gewissem Sinne sei sie selbst nicht „positiv-christlich": sie habe ja auch unmittelbar nach dem Kirchentagsbeschluß ihre Freude darüber ausgesprochen, daß der Confessionalismus (der engere und eigentlich so genannte nämlich) nicht gesiegt habe „über das gemeinsam evangelische Bekenntniß." Darmstädter K.-Z. vom 11. Dez.

Fundamental-Artikel sind. Die evangelische Kirche erklärt nicht dieses oder jenes Bekenntniß, sondern nur die heilige Schrift als regula und norma fidei. Sie hat das Recht und die Pflicht, das als irrig Erkannte nicht mehr zu bekennen, das Fehlerhafte zu corrigiren oder eventuell das ganze Bekenntniß als abrogirt zu erklären." Diese „Kirche" kann und darf also nie sagen: ich habe die Wahrheit, sondern höchstens: ich bin der Meinung, hierin die Wahrheit zu haben salva meliore. „Da nun aber die Glaubenswissenschaft und das Glaubensleben der evangelischen Kirche in keiner Weise den sichern Beweis geliefert, daß ein Widerspruch im Wesen und der Substanz zwischen der heiligen Schrift und dem Augsburgischen Bekenntniß vorhanden sei: also muß diese Kirche in und auf ihrem Bekenntniß feststehen, solange der erwähnte Beweis nicht geführt und die Evidenz desselben nicht von der Kirche anerkannt ist."

Zu einem solchen ewigen Provisorium in der Predigt der Kirche, welcher Christus doch den heiligen Geist versprochen bis an's Ende der Welt, haben die „positiven" Unionisten am 20. Sept. sich bekannt; sie haben demnach auch nicht umsonst sorgfältig den Ausdruck vermieden: „zur Augustana sich bekennen;" denn sie konnten und wollten bloß „bezeugen:" in so weit sich bis jetzt, seit mehr als dreihundert Jahren, die christliche Lehre provisorisch aus der Schrift hergestellt hat, sind wir zur Zeit darin einig, daß sie, von einigen unvereinbarlichen Punkten abgesehen, in der Augustana richtig eingetragen ist. Aber auch so schon glaubte man, einen Damm gegen den Subjektivismus aufgeworfen zu haben; die Darmstädterin kann sogar von diesem Standpunkte aus den Subjektivisten erklären: „es handle sich zuletzt um die einfache Frage: welche Auslegung der Schrift in der Kirche mehr Geltung habe, ob die ihrige oder die der Gemeinschaft, zu welcher auch die gehören, welche in der Kirche vor ihnen gelebt und ausgelegt haben?" Die christliche Wahrheit braucht

[redacted]

ja deßhalb doch noch nicht definitiv, durch die „freie Forschung“ unangreifbar und irreformabel festgesetzt zu seyn, und sobald die Confessionslosen zu spitzigen Reden greifen und etwa sagen: „Hat doch Keiner am Kirchentag selbst das Bekenntniß abgelegt wie der Andere, Keiner streng in dem Sinn, welchen der Wortlaut fordert“ *) — so kehrt die Partei der Darmstädterin, unter obligaten Seufzern über „anmaßliche Herzens- und Nierenprüferei“ und über „lächerlichen Buchstabengötzendienst,“ flugs den Stiel wieder um, und versichert: habe ja sogar die Concordienformel die Bekenntnißschriften in ihrem (man höre!) bloß zeugenschaftlichen Charakter anerkannt, und die Augustana selbst erkläre sich bereit, bessere Unterweisung nach der Schrift anzunehmen; nie habe die evangelische Kirche durch die Symbole die Schriftforschung hemmen lassen, nie die Augustana für ein „vollkommenes Werk“ erklärt; der Kirchentag habe sich also auch nicht zu einer die Gewissen belästigenden Abhängigkeit von ihr verpflichten können, nicht auf den Wortlaut in dem Sinne, „daß ihre Sätze auch im Widerspruche mit der gründlicher und tiefer erforschten h. Schrift festgehalten würden.“ Es fragt sich nun freilich, ob damit die „große Lüge“ kleiner wird, von der die Confessionslosen als einer Schöpfung des Kirchentags sprechen; jedenfalls aber haben sie legale Aussicht, daß über kurz oder lang eine Majorität von Bibellesern die Augustana ganz oder theilweise als falsch und schriftwidrig umstoße. Sie ist zwar jetzt gemeinsames Bekenntniß der

*) So äußerte sich z. B. ihr Hauptorgan, der Berliner „Protestant“. Er hat sich anfänglich über den Berliner-Kirchentag lustig gemacht, seit dem 20. Sept. aber wurde er nicht müde, zu beweisen, daß im Ganzen weder die Bevölkerung von Berlin, noch das evangelische Volk von ihm etwas wissen wolle, daß die öffentliche Meinung nicht nur keine Sympathie für, sondern alle mögliche Antipathie gegen den Kirchentag habe, und gegen die „große Lüge“, der er zum Daseyn geholfen.

„deutschen evangelischen Kirche," aber diese Kirche selbst hat jene Eventualität legitimirt, sie erklärt ihr Symbol bloß provisorisch und salva meliore für schriftgemäß. Nicht nur nach dem Sinne der Darmstädterin thut sie dieß, sondern z. B. auch der Gelzer'schen „Monatsblätter," zu denen sich die „Innere Mission" selber als ihrem officiellen Moniteur für die höheren Stände bekennt*). Diese beiden Organe haben aber so gut für den Beschluß vom 20. Sept. gestimmt, wie die Herren Stahl, Hengstenberg, Nathusius 2c. Ohne Unterschied gehören sie alle zur „deutschen evangelischen Kirche!"

Kein Unbefangener wird anders erkennen, als daß der Kirchentag umsonst gegen den Subjektivismus nach Außen die Verdammung des reformatorischen Fundamentalsatzes von der Sufficienz und Perspicuität der Bibel vorgekehrt; umsonst hat er den Cerberus des Subjektivismus in der eigenen Mitte abzuspeisen gesucht, indem er ihm die Abendmahlslehre in den Rachen schleuderte; er ist nicht nur überhaupt aus dem verhexten Kreis nicht herausgekommen, sondern hat noch insbesondere durch die letztere That, wie die strengen Lutheraner bitter beklagen, auch unter den Confessionellen selbst

*) Gelzer in seinen „Monatsblättern" (Oct. S. 273) meint: ein großer Theil der Hände hätte sich nicht erhoben, „wenn es sich gehandelt hätte um juristische Fesselung der Gewissen an jeden (?) Buchstaben eines menschlichen Bekenntnisses, um eine jüdisch-gesetzliche, unevangelische Unterjochung des gläubigen Herzens und des forschenden Geistes, um Erstickung aller der großen Lebenstriebe und Geisteskeime der christlichen Zukunft durch den harten Zwang eines Glaubensgesetzes der Vergangenheit"; aber es sei ja „jedem Einsichtigen von vornherein unzweifelhaft gewesen, daß hier nicht sowohl das kirchlich-theoretische, als das kirchlich-praktische Element in Betracht komme, daß man sich also nicht zu einem Acte der theologischen Schule, sondern des universal-kirchlichen Bewußtseyns vereinige." Der Antrag sei auch nicht umsonst von Nitzsch, dem glänzendsten unionistischen Namen, zuerst ausgegangen.

dem Subjektivismus Thür und Thor erst recht sperrangelweit aufgemacht. Freilich habe, sagen jene Lutheraner, die „Kreuzzeitung" verkündet: „Hauptsächlich ist dieser Beschluß eine gewaltige Remonstration gegen den Rationalismus in allen seinen Schattirungen und gegen die ganze moderne Theologie, soweit sie auf demselben ruht;" und der Rundschauer: „Abgesagt ist damit doch allem Rationalismus, allem Pantheismus und allem Subjektivismus, der in der evangelischen Kirche und selbst in der evang. gläubigen Theologie sich noch so breit macht" — „aber," fahren sie fort, „Gott hat es mitten in den Verhandlungen des Kirchentags so gefügt, daß es durchaus keiner abstrakten Consequenzmacherei bedarf, um den „„Subjektivismus,"" dem man in einen Artikel förmlich und feierlich Einlaß gewährt hat, sofort des Ganzen mit seinem nagenden Zahn sich bemächtigen zu sehen, und das Wort Luther's wieder einmal bestätigt zu finden: man kann Gott nicht in einem Artikel bekennen, und in einem andern verläugnen*)." Am schlimmsten kommen dabei die Badenser weg: „Die Heidelberger „„gläubigen Theologen"" machen auf uns Altlutheraner", sagen diese, „allerdings einen etwas seltsamen Eindruck, wenn sie in der Parüre „„bekenntnißtreuer Zeugen"" sich präsentiren, denn unwillkürlich wird uns durch sie der Name: Eichhorn, sammt diversen badischen Gefängnissen in's Gedächtniß gerufen." Der „Berliner-Ruhm" sei jetzt freilich dort zu Lande groß, daß man „für die Augustana auch einmal von seinem Sitze sich erhoben, und das mit halbstillen, halblauten Reservationen

*) Die folgenden Worte wagen wir nicht anders, als in einer Note versteckt, zu geben: „Das wird offenbar werden an jenem Tage, wo unter den Heiligen auch der Arme-Sünder-Heilige Martin Luther die Welt mitrichten wird, als treuer Diener und Dollmetsch des Alles richtenden Worts, und wo es nichts gelten wird zu sprechen: Haben wir nicht mit Luther gesungen: „„das Wort sie sollen lassen stahn?""

und einem Haufen von Dissensen gethan;" auch im dießjährigen Vorwort zu der bekanntlich früher nicht gerade confessionellen Bretschneider-Zimmermann'schen „Allg. Kirchen-Zeitung" (der Darmstädterin) habe Schenkel ausgerufen: „Wir, die Bekenntnißtreuen!" — aber dabei eine Art von „Bekenntnißtreue" bezeichnet, auf die einzugehen dem alten rationalistischen Leserkreis des Blattes leicht seyn werde. „Wenn man sich zur A. C. bekennen kann und hinzufügen: nur in der Lehre von der Rechtfertigung, von der Erbsünde, von der Dreieinigkeit, vom Gottmenschen, vom Abendmahl und in noch einigen Seitenpunkten weiche ich ab! dann darf sich die Sache des Confessionalismus den kühnsten Siegeshoffnungen hingeben." Und zudem — „wenn Prof. Schenkel durch sein Mitbekenntniß die Macht und Truppenzahl gegen Rom hat verstärken helfen wollen, so sollte man doch wissen, daß Rom solche Pfunde Fleisch nicht besonders fürchten wird*)."

Ein eigenthümlicher Beweis für die innere Wahrhaftigkeit und Objektivität des Berliner-Beschlusses ist allerdings namentlich noch die hiemit angedeutete Thatsache, daß Lutheraner und Reformirte, jede Partei für sich, mit dem stolzen Gefühle davongingen, die Eine die andere übervortheilt zu haben. Inzwischen lachten die Unirten sich still in's Fäustchen. Selbst Herr Nathusius war ernstlich der Meinung von einem „starken Fortschritt des lutherischen Wesens" im Kirchentag, obgleich derselbe sich im Ganzen, außer Würtemberg, nur aus den von der Union berührten und den kleinen reformirten Landeskirchen recrutire, was aber in den rein lutherischen Kirchen von Bayern, Hannover, Sachsen, Mecklenburg den Kern bilde, sich leider noch stets fern gehalten habe. Der erste Eindruck, den er mit sich fortnahm, war: der Beschluß zeige erstens, „daß es, wie schon seit

---

*) Die „zwei Altlutheraner" im Halle'schen Volksblatt vom 23. Nov.

einiger Zeit Niemand mehr Rationalist seyn wolle, jetzt auch schon zum schlechten Tone gehöre, bekenntnißlos zu seyn;" dann aber zeige er zweitens „eine Neigung unserer deutsch-reformirten Brüder von ihrer Abweichung zurückzukommen" *). Auch die „Kreuzzeitung" ließ sich ähnlich verlauten, und die „Freimüthige Sachsen-Zeitung" gesteht noch am 23. Dez., immer die Hoffnung im Herzen getragen zu haben, „es könne nicht fehlen, daß aus dieser Kirchenversammlung mit der Zeit der Grund zu der ächten freien lutherischen Kirche und zur Auflösung der Union gewonnen würde." Nun aber liegt das Gegentheil auf platter Hand; die Union hat selbst den Beschluß vom 20. Sept. betrieben, sie ist der „deutschen evangelischen Kirche" einverleibt, und der hohen und niedern Ungunst gegen sie ist jeder Grund genommen. Daher spötteln auch die Altlutheraner im „Volksblatt:" „Die Badenser haben wohl mit dem unbeschwertesten Herzen ihr Tedeum gesungen, denn, wie ein Brief aus Baden berichtet, Heidelberg ist des Jubels voll und von Mund zu Mund geht die Siegeskunde: die Union ist gerettet, denn (!) der Kirchentag hat sich mit Herz und Mund zur Augsburg. Confession bekannt." Die Interessen der Union aber sind identisch mit

*) Halle'sches „Volksblatt" vom 8. Oct. und 19. Nov. — Damit ist es unserm Autor völlig ernst, und die Meinung, daß der Kirchentag über die Calvinisten einen Vortheil davongetragen, scheint anfangs ziemlich verbreitet gewesen zu seyn; „mir ist es heute, wie es im Geschichtsbuche nach der Schlacht bei N. heißt: wir sangen mit schwerem Herzen ein Tedeum", hat ein „theurer reformirter Bruder" Herrn Nathusius gesagt. Um so leichtern Herzens sieht er über das „nothwendige Uebel" hinweg, vorerst „auch den Uebrigen ihre Auslegung von Artikel 10 freizulassen", und nennt es ein „natürlich sehr wohlgesinntes Unternehmen", daß ein Mitglied des Kirchentags-Ausschusses noch an den Thüren ein Büchlein vertheilen ließ, welches aus der Augustana, dem Heidelberger-Katechismus, dem Consensus der Generalsynode von 1846 und „eigenen Zusätzen" einen consensus Evangelicorum zusammenzuschmelzen suchte.

denen der Reformirten, und die heimliche Freude der letzteren konnte nicht lange verborgen bleiben*). Im Kirchentag selbst hatte man die Großsprechereien des französisch-schweizerischen Schwärmers Merle d'Aubigné ruhig hingenommen, wenn er ausrief: „Soll ich ein letztes Wort sagen? Ich fürchte, daß der Lutheranismus sich zu sehr von dem thätigen Leben zurückzieht; ich glaube, daß seine Passivität mit der Activität der Reformirten verschmolzen werden muß. Drei große Kolosse der Menschheit werden jetzt tief erschüttert: der Islam, Indien, China, und bei allen ist das reformirte Christenthum thätig"; auf die Macht des reformirten Elementes in England und Nordamerika deutend, fürchteten scharfblickende Katholiken schon den Untergang der „katholischen Civilisation", und es sei auch wirklich daran, die Welt zu erobern! — in diesem Tone ging es fort, und ohne Bedenken sagte der fanatische Genfer endlich gerade heraus: „Das Scepter der künftigen Entwicklung der Menschheit ist jetzt in der Hand des reformirten Bekenntnisses". Prälat Kapff aus Stuttgart aber ergriff gleich die dargebotene „Bruderhand" zur — „Eroberung der Welt" **). Vielleicht träumte man damals wirklich schon von einer erhabenen Stellung der „deutschen evangelischen Kirche" in der Weltpropaganda der Evangelical Al-

---

*) Die „Reformirte Kirchenzeitung" erklärte Anfangs, die Reformirten könnten nicht die Augustana durch Unterschrift zu ihrem Bekenntniß machen und so eine Union anbahnen, ohne Reciprocität, d. h. wenn nicht auch die Lutheraner und Unirten den Heidelberger-Katechismus unterschrieben; im Verlauf aber wuchs die Geneigtheit, und endlich gab sie zu verstehen, daß am 20. Sept. den Reformirten zwar nicht ihr volles Recht geschehen sei, daß sie aber nicht spröde thun und scheel sehen wollten, wenn Union und Lutherthum sich näher träten. — Nürnberger „evang.-luther. K.-Z." ed. Wiener. Num. 14.

**) Verhandlungen des Kirchentags. S. 49.

liance; bald aber erwachte die wohlbegründete Eifersucht, und die „Kreuzzeitung" sprach zuerst, mit besonderm Hinblick auf den Hauptcalvinisten Schenkel, ihre Entrüstung aus: daß mehrere Redner „nur darum für die Augustana gestimmt, um eigentlich gegen sie zu stimmen." Zornig erwiderte das Darmstädtische Organ Schenkel's vom 30. Oct.: es sei das nur der dießmal übel berechnete Kunstgriff einer am Kirchentage geschlagenen Partei, welche sich dadurch für die erlittene Niederlage zu rächen suche, daß sie den Gegner verläumde; „die ultra-confessionelle Partei schmollt und ärgert sich, weil der Beschluß des Kirchentags nicht in dem Sinn und Geiste ihrer Partei ausgefallen war; darum mußten die Reformirten und Unirten, welche ihn herbeizuführen mitgewirkt, als Heuchler und Täuscher erklärt werden." So macht sich nach Innen bereits die zu Berlin hergestellte „Grundeinheit" der deutschen evangelischen Kirche geltend!

Und nach Außen? „Noch kein Kirchentag ist so ohne Disharmonie verlaufen, wie dieser, und wenn nun erst wirklich die ganze deutsche evangelische Kirche vertreten wäre!" — ruft Herr Nathusius aus. Der „lutherische Kern" von Bayern, Hannover, Sachsen, Mecklenburg, meint er, hätte die Harmonie erst recht vollständig gemacht. Nun — der lutherische Kern aus den meisten dieser Länder hat sich nachträglich geäußert, und in der That sehr harmonisch, aber eben in — Verdammung der Kirchentags-Arbeit. Da kam z. B. eine Erklärung des „Kerns" in Mecklenburg, ohne Zweifel von dem bekannten Führer der dortigen lutherisch Gläubigen, Freiherrn von Maltzan, im „Norddeutschen Correspondenten" aus Schwerin:

„Es ist leider gewiß, daß an dem unirten Berliner-Kirchentage auch einige Mecklenburgischen Geistlichen Theil genommen haben. Welchen Beruf hatten diese Männer zu solcher Theilnahme? Bot ihnen denn unsere lutherische Landeskirche nicht geistliche Nahrung und Gemeinschaft genug, daß sie nach solcher gemischten

Speise trachten, und von derselben genießen möchten? Und wie mögen sie, nach solchen Hinüberzügen in das uns feindliche und gefahrdrohende Lager, wieder vor ihre Gemeinden treten, ihnen in Lehre und Beispiel lebendige Zeugen des einigen Bekenntnisses zu werden, auf welches sie verpflichtet sind? Daß sie auch zu dem Beschlusse über die Annahme der Augsburger-Confession zum Schein-Bekenntnisse der sogenannten deutschen evangelischen Kirche mitgestimmt haben sollten, können wir nicht glauben. Das würde einer offenen Verläugnung ihres lutherischen Bekenntnisses und einem Austritt aus unserer lutherischen Landeskirche gleich gewesen seyn!" *)

Unter dem 18. Okt. aber erließen die Professoren der Theologie und Kirchenrechtslehrer der Facultäten zu Erlangen, Leipzig und Rostock selbst ihren Protest gegen das „vermeintliche Bekenntniß zur augsburgischen Confession", welches der Kirchentag abgelegt **), und es ist nicht abzusehen, wie die Herren Stahl, Hengstenberg u. s. w. ihre Abstimmung gegen die zürnenden Bekenntnißgenossen rechtfertigen wollen.

„Dieß ist," sagen sie, „der geringere Schaden, daß durch die angehängte Erklärung das vorangegangene angeblich einmüthige Bekenntniß wieder aufgehoben und zu nichte gemacht ist, indem ... die Reformirten und die Unirten sich vorbehalten, zum Theil zu verwerfen, was die Augsburgische Confession bekennt, und zu bekennen oder für eben so wahr zu halten, was sie verwirft. So verschieden die Stellung, wie der Beschluß es nennt, der Lutherischen, Reformirten und Unirten nicht bloß zum 10. Art., welcher nicht einzeln genommen und aus dem Zusammenhang der einheitlichen evangelischen Lehre herausgerückt werden kann, sondern zum gesammten Lehrinhalte der A. C. ist, so verschieden ist auch das

*) S. Kreuzzeitung vom 16. Nov.

**) Das Bekenntniß der lutherischen Kirche gegen das Bekenntniß des Berliner-Kirchentags, gewahrt von etlichen Lehrern der Theologie und des Kirchenrechts. Erlangen 1853.

[redacted]

Bekenntniß des Kirchentags zu ihr, ein so in sich widersprechendes Bekenntniß, das also keines ist, hat er abgelegt."

„Aber nicht bloß etwas Ungeschicktes hat der Kirchentag gethan, was uns mit dem Spotte unserer mancherlei Feinde innerhalb und außerhalb unserer kirchlichen Grenzen bedroht, sondern sein Beschluß beeinträchtigt den Werth und gefährdet den Bestand unserer Kirche. Er entwerthet sie durch eigenen Mißbrauch der A. C. und er bedroht ihren Bestand, indem er einen noch schlimmern Mißbrauch derselben herbeizuführen geeignet ist." „Die Kirchengemeinschaft des zu Augsburg bekannten Evangeliums ist die lutherische Kirche und keine andere . . . Die lutherische Kirche ist also nicht eine Abtheilung innerhalb der auf das A. B. gegründeten Kirche, sondern eben diese Kirche selbst . . . Wenn dieß das Verhältniß der evangelisch-lutherischen Kirche zur A. C. ist, so hat sich der Berliner Kirchentag an beiden versündigt. Er hat die Confession der in sich einstimmigen evangelisch-lutherischen Lehre dazu gemißbraucht, seine verschiedenstimmigen und mancherleigläubigen Mitglieder ein scheinbar einmüthiges Bekenntniß ablegen zu lassen, welches doch kein Bekenntniß zu der Kirche dieser Confession ist, sondern ausdrücklich verneint, dieß seyn zu wollen. Und so . . . hat er unsere Kirche ihres wesentlichen Werths, die Kirche des schriftgemäßen Bekenntnisses zu seyn, verlustig und die Lauterkeit ihrer Lehre für zweifelhaft erklärt."

„Der Beschluß des Kirchentags . . . ist aber auch geeignet, den Bestand unserer Kirche zu gefährden." „Denn daß ein solches Scheinbekenntniß, welches die gottgesetzten Grenzen der Wahrheit und des Irrthums verwischt und den Gegensatz schriftgemäßer und schriftwidriger Lehre in den fließenden Unterschied gleichberechtigter Ueberzeugungen verwandelt, von viel hundert ernsten Christen und Dienern der Kirche mit solcher Oeffentlichkeit und solchem Aufsehen abgelegt worden ist, wird dazu dienen, inmitten unserer Kirche selbst die ihres Glaubens Unsichern vollends zu verwirren." „Ist diese innere Schädigung unserer Kirche gewiß, so liegt die Gefahr einer Beeinträchtigung von Außen" (durch die Unions-Politik) „wenigstens nahe genug."

In ganz gleicher Weise expektoriren sich die vor der

Unions-Corruption aus der preußischen Landeskirche ausgeschiedenen Söhne Luthers, von welchen wir schon mehrmals Notiz genommen*):

„Das betrübt lutherische Christenherzen, daß in den Verhandlungen des Kirchentags ein künstlich forcirter Confessionalismus als die alte, wieder jung gewordene Bekennertugend sich verkündigt, und mit dem geschmückten Schein der Einigkeit den Durst vieler Seelen nach deren gesegnetem Wesen zu stillen sich bemüht hat. Nicht die Augsburgische Confession ist es, zu welcher die lutherischen, reformirten und unirten Mitglieder des Kirchentags sich bekannt haben, sondern eine allerneueste Variata, eine erdichtete Confession, confessio conficta, und dieses Gedanken-Nebelbild nennt man Augsburgisch. Diese Berliner Augustana ist nicht der alte „Aug-Apfel," sondern ein Glasauge, nicht der alte „Stern Deutscher Nation," sondern eine Sternschnuppe." „Es ist fein und lieblich, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen, aber weder fein noch lieblich ist es, daß man das edle Schild: „Zur Eintracht" über die Wohnung setzt, in der man zwieträchtig bei einander wohnt." „Wer heute den Calvinisten förmlich, mit Handaufhebung und Handschlag, zugesteht, daß sie das Abendmahlsbekenntniß der A. C.

---

*) Die „zwei Altlutheraner" im Halle'schen „Volksblatt" vom 23. Nov. — Auch die Partei des „Volksblattes" rechnet sich zu den strengen Lutheranern, ohne daß sie aber zu den specifisch Luther'schen Symbolen sich verpflichtete. So berufen sich z. B. jene „Zwei" auf die anderen Bekenntnißschriften ihrer „Kirche", und fragen: ob „die schmalkaldischen Artikel der neuen Augsburger-Confessionsverwandtschaft nicht unverdaulich wie Kalk sind?" Darauf antwortet Herr Nathusius: „Ist von den ganzen schmalkaldischen Artikeln" (d. i. nicht nur von „objektiv-kirchlichen Lehren", sondern auch von den „subjectiven Herzensergüssen ihres Verfassers", z. B. seinen haarsträubenden Lästerungen gegen die alte Kirche) „die Rede, so müssen wir gestehen, daß uns auch kalkartige Unverdaulichkeiten darin vorkommen." Jedenfalls aber ist die Stellung beider Parteien zur Augustana an sich dieselbe, und von diesem Gesichtspunkte aus müssen die folgenden Urtheile aufgefaßt werden.

im Sinne ihrer Irrlehre deuten dürfen, der begeht, wenn er die Abendmahlslehre der lutherischen Kirche für die allein schriftgemäße hält, eine schwere Sünde." „Die seligen Bekenner, Luther voran, welche an die Erhaltung des lautern Abendmahlsbekenntnisses die beste Kraft ihres Lebens gesetzt haben, die würden das, was die theuerwerthe Augustana in Berlin erlitten hat, nicht anders empfunden haben, als die Mutter der Makkabäer die Martern der Söhne ihres Leibes vor ihren Augen." „Oder möge der Name: „Augsburg. Confessionsverwandte," der in den Verhandlungen so oft accentuirt wurde, in der Wage etwas, die geaicht ist, nicht von der gewandten Hand profaner Politik, sondern von dem heiligen Finger Gottes *)?"

Wir sehen: es ist zwischen der Anschauung jener neu- oder landeskirchlichen, und dieser alt- oder separirten Lutheraner vom Berliner-Beschluß nicht der leiseste Unterschied. Nur äußern Letztere sich viel freier über einen Punkt, dessen zu geschweigen auch die Landeskirchen-Lutheraner gute Gründe haben. Die ehrlichen Leute glauben nämlich, daß die „Innere Mission" und ihre „deutsche evangelische Kirche", der sie unter solchen Bedingungen keinenfalls angehören könnten **), seit dem 20. Sept. sonst eines Zuwachses fähig geworden sei, welcher der neuen

*) In der That ist nicht einzusehen, mit welchen Gründen gegen solche Vorwürfe Herr Nathusius und die Seinen „die Freude an dem Kirchentagsbeschluß" motiviren wollen, denn die bisherigen Versuche gehen so ziemlich darauf hinaus, daß es eine Freude sei um — Nichts. Eines von Beiden: entweder haben jene Vorwürfe Kraft, oder man muß die Tragweite des Beschlusses vom 20. Sept. so weit extenuiren, daß endlich davon nichts mehr übrig bleibt.

**) „Wäre es in der That so, daß dieß Kirchentags-Resultat" (das „Berlinische Interim") „eines der besten und bedeutendsten innerhalb der Geschichte des Protestantismus zu heißen verdiente, dann brauchten die Historisch-politischen Blätter in München um die Originale zu ihren Lieblingszeichnungen nicht weiter verlegen zu seyn, und wir wenigstens würden über unser Zugehören zum Protestantismus ernstlichste Anfechtung verspüren."

Conföderation das schlimmste Prognostikon stelle. Sie meinen damit den Eintritt der Gustav-Adolfianer in die neue Kirche. „Es steht", sagen sie, „gar nicht zu bezweifeln, daß der Gustav-Adolfs-Verein, wenn die von Herrn Prediger Orth beantragte Aufforderung an ihn erginge, „„mit dem Kirchentage unter jene Fahne sich zu stellen"", die bisher gehegten Bedenken niederschlagen würde, nachdem diese Fahne dreifarbig gefärbt, und von allerlei Wind bewegbar deklarirt ist. Ja . . Uhlich hat es seiner Zeit unverholen gesagt, durch welches „„Loch"" er sammt Consorten in die A. C. sich hineinzuschmuggeln verstehe; wer wollte es ihnen wehren, zu proclamiren: „„In Berlin habt ihr den 10. Art. freigegeben, und euer Etliche haben den Geist gebührend entbunden aus den Fesseln des Buchstabens; wohl, wir geben auch den ersten, zweiten, dritten und vierten Artikel u. s. w. frei, und stellen uns so mit euch unter die ehrwürdige Fahne der Augsburger-Confession."" — Nachdem aber also die Gustav-Adolfianer und die Uhlichianer ganz passend zusammenrangirt sind, verfehlen unsere „zwei Altlutheraner" auch nicht, auf die Pläne der englischen Evangelical Alliance mit der „deutschen evangelischen Kirche" anzuspielen: „Daß keine Vertreter der . . Baptisten-Congregation aus England und Amerika, dieser thätigsten Agenten der Evangelischen Allianz, auf dem Kirchentage zugegen waren, ist sehr zu bedauern; sie würden noch andere „„„evangelische"""" Ansprüche erhoben haben, als Dr. Merle d'Aubigné für sie, und es würde dann vielleicht den Bekennern der neuesten „„„Augsburgischen"""" Confession mit indifferenzirtem 10. Artikel die Schwierigkeit recht concret entgegengetreten seyn, mit kirchlicher Freudigkeit und festem Herzen noch den 9. Artikel zu behaupten." Was wohl antworten auf das Begehr der Wiedertäufer, 'die Kindertaufe „zwingender" aus der Schrift zu beweisen, als die mündliche Nießung? Der Kirchentag spricht in der Sekten-Debatte von solchen, so „die Kirche

[redacted]

verlassen haben," aber mit welchem Recht? „müssen nicht ihnen allen bescheidene Zweifel an der Aechtheit des hier gehandhabten Sektenprobirsteins und Sektenstempels erlaubt seyn?"

Genau so hallt es demnach aus dem ganzen Lager des „lutherischen Kernes" wieder, wie diese Blätter unmittelbar nach dem Berliner Kirchentag sich ausgesprochen haben — über die dortige Niederlage des „Subjektivismus" und den neuen Heilstag der nun mit einem gemeinsamen „Bekenntniß" versehenen „deutschen evangelischen Kirche." Indem aber „Bekenntniß" und „Kirche" unsere historische und die lutherisch-kritische Revue passirten, ist uns, von den übrigen merkwürdigen Geständnissen abgesehen, ein sehr wichtiger Punkt wiederholt vom protestantischen Boden selbst herüber angedeutet worden: daß nämlich die ganze deutsche evangelische Kirche nichts anderes sei, als die neuequipirte und reglementirte, zum Reichsheer erklärte und auf Einverleiben ausgeschickte potenzirte preußische Union. Eine nähere Betrachtung dieses Punktes wird uns in dem Folgenden die Berliner-Schöpfung der „Innern Mission" zugleich im Lichte der particularen Unions- und überhaupt landeskirchlichen Bewegungen zeigen! Das Urtheil ist dieser zwar schon gesprochen, aber es handelt sich denn doch auch noch darum, zu prüfen, was außer der verunglückten „Gesammtkirche" an hoffnungsvollen „Kirchen" sonst noch übrig ist!

X.

Briefliche Mittheilungen.

Aus Baden.

I.

Nachträgliches über badische Rechtspraxis

In der Ausführung der Strafmaßregeln ist vor Allem die schon anfänglich geübte, aber besonders seit dem 21. Nov. in Schwung gekommene Ungleichheit auffallend. In Karlsruhe und Freiburg wurden die Herren Höll, Finneisen, Escher, Kübel, Käßtle zu 8 Wochen Gefängniß verurtheilt; eine halbe Stunde von Karlsruhe der Pfarrer von Bulach zu 100 Gulden Geldstrafe; in Mannheim Hr. Lieber zu 6 Wochen Gefängniß; in Nekargemund der Pfarrer zu 8 Tagen; in Lahr der Pfarrverweser zuerst wegen einer ganz allgemein gehaltenen Predigt, daß die Leiden der Sieg der Kirche seien, und für die Verkündigung der Betstunde am folgenden Sonntag zu 10 Gulden, endlich am 27. wegen Verlesung des Hirtenbriefes zu 14 Tage Gefängniß und 50 Gulden verfällt. Am meisten zeichnete sich der Amtmann Speer zu Meersburg durch seinen Diensteifer, wie durch seinen Scharfsinn aus, mit welchem er jedem der Geistlichen zu M. seinen Antheil an der Strafe ausschied. Denn für das Verlesen des Hirtenbriefes strafte er den verlesenden Vicar mit 4 Wochen Gefängniß, und übertrug die andere Hälfte des un-

[redacted]

nachsichtlich höchsten Strafmaßes als Geldstrafe von 150 fl. auf den Pfarrer. Sofort aber verfällte er den zweiten Vicar Dahl für die Betstunde in 150 fl. — und für jede weitere in 150 fl., so daß die Strafen des Vicars bereits die des Generalvicars (1250 fl.) überstiegen. Wer wird es glauben, daß es in Baden Beamte geben könne, die den Rosenkranz so hoch schätzen? Freilich steht Hr. Speer fast oder ganz allein, und man hört nicht, daß auch anderwärts die Beamten sich jetzt mehr, als vor dem Conflict, um das Gebet interessiren, außer daß Pfarrer Bäder in Neusatz Amts Rastadt gar für ein Vaterunser 25 fl. bezahlen mußte. Sie legen viel größeren Werth auf die Predigt und lassen deßhalb gern nach derselben durch Gensdarmen die Pfarrkinder darüber abhören.

Am 21. beschloß das Ministerium, wegen der unerwartet großen Menge der Straffälligen, in einer stürmischen Sitzung, von der äußersten Strenge abzustehen, und erließ eine an demselben Tage lithographirte Instruktion an die Bezirks-Aemter, worin man „aus Rücksicht auf die Geistlichen“ eine Geldstrafe von mindestens 10 fl. an die Stelle der Gefängnißstrafe treten ließ. Auch die bereits erkannten Gefängnißstrafen sollten, so hieß es, umgewandelt werden können. Die Größe der Strafe richte sich „nach der Persönlichkeit des betreffenden Geistlichen“ d. h. in Baden wird vom Ministerium förmlich anempfohlen, nicht ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen. Sofort schlug auf dem Forum zu Konstanz die Strafe, welche für den am 20. lesenden Pfarrverweser Bauer noch 15 fl. betragen, um 5 fl. ab; auch der Beamte von Waldshut strafte, aber ganz ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit, seine Pfarrer nur um 10 fl., allein Reg.-Dir. Schaaff verwandelte nach Einsicht der Acten bei Hrn. Pfarrverweser Keßler in Kadelburg, der noch die Excommunikationsbulle dazu gelesen, in 300 fl., und wollte, da K. ein Würtemberger ist, noch die Ausweisung hinzufügen. Hingegen verfällte der Ob.-A. Leiber in Säckingen die beiden ersten Leser (vom 27.) zu 150 fl. und äußerte sich noch sehr ungehalten darüber, daß die Herrn nicht noch 8 Tage gewartet, worauf ihm Pfr. Zeller entgegnet haben soll: Sie haben mich auf heute Vormittag 10 Uhr vorgeladen und ich bin Schlag 10 Uhr da gewesen, denn Sie würden es übel vermerkt haben, wenn ich erst um 12 Uhr gekommen wäre; gerade so habe ich

meinem Erzbischof pünktlich Gehorsam geleistet, und den Hirtenbrief gelesen, sobald ich ihn hatte. Der protestantische Amtmann Winter zu Lörrach, in dessen Amtsbezirk nur ein halb Dutzend kath. Pfarreien liegen, ließ gar den Pfarrverweser Weiß, trotz der neuen Instruktion, schon einige Stunden nach Verlesung des Hirtenbriefes verhaften, und der dazu aufgestellte Gensdarm wollte ihm durchaus nicht gestatten, vor seiner Abführung noch ein Kind in der Filial-Kirche zu taufen. Die Taufe nemlich, meinte der Gensdarm, sei kein dringendes Geschäft, worauf Hr. Weiß entgegnete, auch das Einsperren sei kein dringendes. Das schien denn auch dem Gensdarm so weit einzuleuchten, doch setzte er sich, zur Verhütung weiterer Störungen der öffentlichen Sicherheit, gleich mit in die dem Hrn. Weiß geschickte Chaise, und transportirte alsdann von der Kirche aus denselben, in seiner geistlichen Kleidung mit dem Ritual unterm Arm und ohne Hut, unter den Augen zahlreicher Zuschauer aus der protestantischen Bevölkerung Lörrach's, in's Gefängniß. Das Urtheil lautete auf 4 Wochen, und wurde von dessen Bestätigung durch die Regierung sogleich vom Bezirks-Amte dem Decan mit der Bemerkung Nachricht gegeben, daß auch fernerhin nach diesem Maaßstabe verfahren werde. Nichtsdestoweniger wurde Hr. Weiß, den im Gefängniß auch Protestanten besucht und ihrer Hochschätzung versichert hatten, noch vor Ablauf der ersten Hälfte seiner Strafzeit, wieder entlassen und der strenge Winter wurde zuletzt so mild, daß er von einigen anderen Geistlichen sogar eine bloß schriftliche Antwort auf die Vorladung annahm, und sie nur zu 25 fl. verurtheilte. Dasselbe Strafmaß hatte auch der Beamte von Schopfheim, fügte aber für den Pfarrer von Maiseln noch wegen der einleitenden Worte zum Hirtenbrief weitere 150 fl. hinzu. Der Decan des Kapitels Wiesenthal wurde aber auch noch von dem Bezirks-Amte Schönau, in welchem sein Kapitelspedell festgenommen worden war, um 150 fl. und der Pedell um 10 fl. gestraft. Am strengsten verfuhr seit der neuen Instruktion der Amtmann Metzger in Staufen, der kürzlich zwei Geistliche, unter ihnen den Vicar von St. Trudpert, in's Kreisgefängniß nach Freiburg transportiren ließ, und den Pfarrer von St. Trudpert, weil er an demselben Sonntag Nachmittags noch einmal las, um 300 fl. strafte. Es ist dieses jener schon aus dem Trauerconflict bekannte

[redacted]

Amtmann, welcher damals, weil der Pfarrer zu Staufen die Trauerfeier in der vom Erzbischof angeordneten Weise hielt, mit seinen schwarzlehischen Trabanten *) auf ein naheliegendes Dorf, wo sie nach ministerieller Vorschrift abgehalten wurde, „ausgezogen" ist. Auch in Mannheim wurde Kaplan Liebler, nachdem schon die neue Instruktion bekannt seyn mußte, zu 6 Wochen Gefängniß verurtheilt, und zwar deßhalb in diesem Falle die alte Strenge aufrecht erhalten, weil Hr. Liebler das Verbrechen noch dadurch erhöht hatte, daß er gegen den Willen seines Pfarrherrn Pellisier zu lesen gewagt hatte. Sein Mitbruder in Mannheim, Kaplan Feig, fiel in Folge der Aufregung, ohne noch abgeurtheilt zu seyn, in eine hitzige Krankheit und entging somit der Verhaftung; Liebler aber wurde nach Mosbach ganz heimlich abgeführt, ohne Zweifel um zu verhüten, daß die zahlreichen Agenten, welche, nach der Kölner Zeitg., auf eigne Faust das Volk für Oesterreich bearbeiten, keine Gelegenheit zu Aufwieglungen fänden. In Freiburg gelang es bei der Verhaftung der Hrn. Escher und Kübel beinahe, einen Auflauf zu Stande zu bringen, der aber nach dem, was wir davon erfuhren, der Bekk'schen „Bewegung in Baden" nicht sehr ähnlich war. Die beiden Geistlichen feierten einen förmlichen Triumph. Das Volk stürzte massenhaft auf sie zu; Jeder wollte ihnen die Hand reichen; die Polizei konnte bis zum Gefängnißgebäude mit Mühe für sich und die Gefangenen Bahn brechen, und es fielen ernste Aeußerungen. So muß die kirchliche Angelegenheit in's Volk dringen und ihm begreiflich werden. Am meisten empörte die Härte gegen die eingekerkerten Priester; denn man läßt keine Besuche zu ihnen. Es ist fast unglaublich und doch wahr, daß man nicht nur Kößle's Beichtvater, sondern sogar den Hrn. Erzbischof abgewiesen. Und doch sitzen diese Priester nicht in Untersuchungshaft, wo solches zur Verhütung von Collusionen üblich, sondern in Strafhaft. Nun, Hr. Burger wird schon wissen, warum er diese Ehrenmänner nicht ganz wie Diebe und Mordbrenner behandelt, die man im Freiburger Zuchthause besuchen darf, sondern sich damit begnügt, Hrn. Escher z. B., der noch dazu kränklich ist, in das-

*) Es scheinen die Herren von Gänsekiel gemeint zu seyn!

selbe Gefängniß zu setzen, in welchem früher ein Mörder kurz vor seiner Enthauptung saß. Aber des gestrengen Herrn Strenge hat doch auch wieder ihre heitere und komische Seite. Oder wer müßte nicht lachen, wenn er hört, daß sogar drei Schulkinder verhaftet wurden, weil sie die bei der Einkerkerung beschäftigten Polizeidiener nicht Burgers Knechte, sondern „Henkersknechte" hießen? Oder daß die Polizeidiener in so großer Menge vor dem Amtsgefängniß aufgestellt sind, um die Schuljugend fern zu halten, daß für den Polizeidienst auf der Freiburger Messe städtische Wächter aufgestellt werden mußten? Oder daß sich Abends Niemand auf dem Gefängnißplatze sehen lassen und unter Tags nur Einzelne denselben überschreiten dürfen? Und all dieser ungeheure Machtaufwand dient doch nur dazu, Burger in Freiburg unmöglich zu machen. Von jedem guten Katholiken gemieden, geht er jetzt hauptsächlich mit jenem aus der Freischaarenzeit bekannten Advokaten Buch um, welcher über ein Jahr landesflüchtig war, bis er des Hochverraths verdachtlos erklärt wurde, und welcher nachher die Frechheit hatte, den Redacteur des „deutschen Volksblatts" auf mehr als 6000 fl. Schadenersatz zu belangen für die, angeblich durch einen Artikel dieses Blattes, ihm entzogene Advokatenpraxis. Die Excommunikation, welche man, sobald nur das Ministerium erkläre, ihr keine staatliche Wirksamkeit einzuräumen, für gar nichts halten zu dürfen vermeinte, scheint also doch einigermaßen ihre Wirkung zu thun; sogar eine Näherin, die viel in Burgers Hause beschäftigt war, entschuldigte sich bei Frau Burger, daß sie nicht mehr kommen könne, weil es ihr, seitdem Hr. Burger excommunicirt sei, dort so unheimlich dünke. Auf die neue Instruktion hin hatte die Einwohnerschaft von Freiburg in der Erwartung der Freilassung ihrer Geistlichen schon Vorbereitungen zu einem festlichen Empfang getroffen, aber die Erwartung wurde getäuscht. Denn die Geistlichen weigerten sich entschieden, die ihnen von Burger angesonnene Verwandlung in Geldstrafe anzunehmen; sie wollten keine Gnade, sondern ihr Recht. Anderwärts gaben die Festlichkeiten bei der Rückkehr der Geistlichen Anlaß zu neuen Bestrafungen und Mißhandlungen. So wurden die weißgekleideten Jungfrauen, welche dem als „Schübling" nach Mosbach gelieferten Pfarrer Dr. Rombach zu Tauberbischofsheim bei seiner Rückkehr entgegenzogen, jede um einen Reichsthaler gestraft, drei andere Personen verhaftet, und einer der Arm mit einem Gewehrkolben zerschmettert.

[redacted]

II.

Aus Baden vom 8. Jänner 1854.

Jeder neue Tag, der über unserm kleinen Lande aufgeht, führt neue Erscheinungen und neue Verwicklungen herbei, welche man am Abende zuvor oft nicht für möglich erachtet hätte; die Mittheilung mancher Einzelheiten ist geradezu unstatthaft, da sie durchaus nicht geglaubt werden könnten, so unbestritten wahr sie auch sind. Man darf mithin sagen, daß unsere dermaligen badischen Zustände in der Geschichte als etwas ganz Neues, nie Gewesenes dastehen. Gegen das Ende des nunmehr abgelaufenen Jahres hatte sich die Verfolgungssucht in einigen Landestheilen, z. B. in Freiburg, in den Seegegenden und im Unterrheinkreise, auf eine Weise gesteigert, daß selbst Frauen und angesehene Personen in ihren Häusern und auf der Straße nicht sicher waren, durchsucht und polizeilich auf unbestimmte Zeit, selbst bei Hungerkost, eingesteckt zu werden. Eine arme Wittwe z. B. wurde von vier kleinen Kindern weggerissen, und auf sechs Wochen Gefängniß verurtheilt, weil sie in dieser Fahndungswuth nach dem „Katholiken paßt auf" ihr Gewissen nicht mit einem Eide beschweren wollte. Von Rechtsformen oder Schutz für die Katholiken ist kaum irgendwo die Rede. Ein merkwürdiger Beleg hiefür liegt in dem über alles Lob erhabenen Benehmen des Rechtsanwalts Dr. Schulz vor dem Gerichtshofe in Bruchsal, worüber N. 4 der Allgemeinen Zeitung berichtet. Dahin wäre es also mit der gerade von Baden aus, in frühern Jahren revolutionären Rausches, neben andern Schlagwörtern so laut verkündeten Unabhängigkeit der Gerichte gekommen, daß sich dieselben zum willigen Werkzeug administrativer Willkür gebrauchen ließen? Wir können an eine solche Herabwürdigung noch nicht glauben. Ein juristisches Curiosum wird aber auch von anderer Seite gemeldet. Sie haben aus den Blättern ersehen, daß Frhr. v. Andlaw „wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit" !!, wie es, glaube ich, hieß, auf den Grund eines gegen die Freischärlerei gerichteten Gesetzes von 1852 in eine Geldstrafe von 150 fl. verfällt worden ist. Damit begnügte sich das Bureaukratenthum, welches mit dem Freiherrn bei diesem Anlasse vielleicht noch aus früheren Jahren Abrechnung halten möchte, nicht. Es wird mit Bestimmtheit versichert, der Staatsanwalt sei beauftragt, den Gegenstand neben der polizeilichen Untersuchung, noch weiter criminell zu verfolgen. Es wäre gar zu schön, den Freiherrn von Andlaw so auf ein Jährchen Arbeitshaus, oder wenigstens Kreisgefängniß durch die badischen Gerichte verurtheilt zu sehen!

Nachdem der dem Erzbischof zu leistende Priestereid zu Bruchsal von einem badischen Staatsanwalt öffentlich auf gleiche Linie mit dem Eide gestellt worden seyn soll, welchen die Mitglieder demo-

kratischer Vereine ihren Obern leisten, darf man sich nicht wundern, daß untergeordnete Beamte, ja sogar Rechtspracticanten, bei Gelegenheit der endlosen Inquisitionen wegen „aufrührerischer“! Schriften, die man nun einmal, aller Preßfreiheitsphrasen kaum entschwundener Zeiten ungeachtet, gar nicht verdauen kann, sich die bittersten Schmähungen gegen die ehrwürdige Person des Erzbischofs erlauben durften, daß lügenhaft bestimmte Aussagen eines Dritten zu dem Zwecke unterstellt wurden, um von Andern ein Geständniß zu erhalten, daß Drohungen aller Art unter den heftigsten Beschimpfungen ausgestoßen wurden. Alles — dieses „Katholiken paßt auf“ und der Petitionen an den Regenten wegen. Sonderbare Mittel, ein Capital von Liebe und Zuneigung sich anzusammeln! Eine Behandlung, wie sie 1849 nicht, oder kaum erhört war, haben manche Priester, und selbst Laien, Bürger und Bauern, von einzelnen Beamten erdulden müssen, wovon man sich unter Gebildeten keine Vorstellung machen kann. Der Gensdarmendienst wurde hiezu auf eine Weise mißbraucht, welche diese im Allgemeinen bisher so geachtete Waffe dem Hohne und dem Hasse bloßstellt. Ein Priester wurde z. B. zwei Nächte und einen Tag ununterbrochen von einem Gensdarm bewacht. Sie sind in einzelnen Bezirken mit dem Späheramte in den Predigten „verdächtiger“ Pfarrer beauftragt. Manche wackeren Männer unter ihnen verfluchen selbst dieses ihnen ganz fremde Schergenamt.

Mit den ersten Tagen dieses Jahres schien ein Wendepunkt einzutreten. Der Erzbischof hatte, treu den Uebungen seines milden, liebevollen Sinnes, an den Regenten auch dieses Jahr einen Brief mit den Wünschen bei Anlaß des Jahreswechsels übersendet. Der Regent schickte, wie verlautet, seinen ersten Adjutanten, Oberst Schuler, mit der schriftlichen Antwort ab, über deren Inhalt, wie natürlich, nichts Näheres bekannt wurde. Schon gab man sich der Hoffnung hin, es werde diese immer steigende Spannung in allen Kreisen weichen, irgend eine Art von Friedenspräliminarien eintreten, welche das Gefühl beseitigte, das man, wie im J. 1849, nur unbehaglicher empfindet, weil man hier nicht, wie dort, einen befriedigenden Ausweg sieht. Da tauchen gleichzeitig wieder Gerüchte neuer Gewaltthaten und Drohungen auf. Nun gelten die polizeilichen ängstlichsten Nachforschungen der päpstlichen Allocution, welche die Allgemeine Zeitung bringt und alle Blätter wohl bringen werden! Armes badisches Ministerium! arme badische Polizei! Aber auch armes badisches Land, in welchem nacheinander der Erzbischof, seine treuen Priester und Anhänger, die Redacteure vieler Blätter, und nun gar noch der Papst selbst bedroht sind, der Verbreitung „aufrührerischer Schriften“ wegen als Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit vor badische Gerichte geladen, und wirklich oder wenigstens in contumaciam verurtheilt zu werden.

[redacted]

XI.

Die religiösen und politischen Zustände Sardiniens.

Dritter Artikel.

Der Constitutionalismus in Piemont und der Sieg der radikalen Partei. — Ratazzi und die neuen Senatoren. — Die Thätigkeit der Kammern und die Theilnahmelosigkeit des Volkes. — Die zahlreichen Aufstände. — Der Oktobertumult in Turin. — Besorgnisse der herrschenden Partei. — Ihre Mittel zur Befestigung ihrer Herrschaft. — Neue ministerielle Erlasse gegen den Klerus.

Während der große Kampf gegen die Kirche in Sardinien aus allen Kräften fortgesetzt und erweitert wird, treten die herrlichen Früchte des constitutionellen Regiments und der „separazione dei poteri" immer glorreicher hervor. Bereits ist die piemontesische Regierung, wie vorauszusehen war, auf dem Punkte angekommen, daß sie nur durch die Allianz mit der ultrarevolutionären, mazzinistischen Partei sich am Ruder erhalten kann. Die sogenannte gemäßigtere constitutionelle Partei, wie sie Balbo, Revel, Azeglio u. A. vertraten, die constitutionell, aber conservativ und katholisch bleiben wollten, ist in den Kammern, wie in der Presse völlig geschlagen; sie hat jetzt ausgedient und ist nicht mehr weiter zu brau-

chen. Ihr Hauptblatt, die Turiner „Patria", mußte eingehen, da einer ihrer Hauptredakteure, mit Entlassung aus dem Senate bedroht, keine sonstigen Mittel mehr zu ihrer Weiterführung fand. So hatte man sich auch dieser unangenehmen Opposition von Seite der kurzsichtigen Halbliberalen entledigt, und ungehindert konnte es im Fortschritt weiter gehen. Sehr erbaulich waren die Lobsprüche über die herrliche, glückselige Eintracht zwischen den Kammern und dem Ministerium, die freilich unter den obwaltenden Umständen sehr natürlich ist. Das Alles ist auf Reciprocität gegründet; die beiderseitigen Wünsche kommen überein. Das Parlament bewilligt in seiner großen Majorität die beantragten neuen Auflagen und selbst manche, nicht Allen sehr angenehmen Präventivmaßregeln; das Ministerium bringt die gewünschten Reformprojekte ein; die Deputirten erlangen für sich und ihre Sippen einflußreiche Stellen und Aemter, und die Minister erlangen mit der Annahme ihrer Gesetzentwürfe eine immer steigende Befestigung ihrer Macht. Gibt es auch bisweilen einige Meinungsverschiedenheiten, man einigt sich bald wieder, weil man einander braucht, und selbst ein oder der andere Ministerwechsel thut dieser Harmonie keinen Eintrag. In der Theorie wankt man bisweilen; die Halbheit und Inconsequenz spiegelt sich getreu in der officiellen und semiofficiellen Presse ab; allein in der Praxis kommt man immer wieder zusammen. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art liefern zwei unmittelbar auf einander folgende Nummern des „Risorgimento" von 1852. Da, wo es sich um den berühmten Streit wegen der 60 Millionen Franken handelte, die das Ministerium Revel zurückgelassen, erklärte sich die Bevölkerung unter lauten Klagen über „dilapidazione, malversazione" entschieden gegen die jetzigen Minister, während das Parlament auf ihrer Seite stand. Hier bezeichnete das officielle „Risorgimento" vom Donnerstage 25. März 1852 als obersten Grundsatz des constitutionellen Staates: „Die

[redacted]

Volksrepräsentation ist die höchste Gewalt, über der keine andere stehen kann, und der auch das Volk selbst sich unterwerfen muß." Tags darauf (Freitag den 26.) machte aber dasselbe Blatt bei der Frage über die Fortifikationen von Casale, worin das Ministerium den größern Theil der Bevölkerung für sich zu haben glaubte, während das Parlament ihm widerstand, einen ganz andern Grundsatz geltend; jetzt hieß es: „Das Land selbst ist die höchste Richtschnur für das Parlament; die Volksrepräsentanten haben sich nach den Wünschen des Volkes zu richten." Wenn nur die Minister siegen, das Princip ist gleichgültig, und in der Wahl der Mittel ist man nicht eben skrupulös!

Der volle Sieg des radikalen Elementes ist jetzt in Piemont als constatirt zu betrachten. Durch den Eintritt des früheren Kammerpräsidenten Urban Ratazzi in das Ministerium mit dem Portefeuille der Justiz und der Gnaden, sowie durch die gleichzeitig (Oktober 1853) erfolgte Ernennung von neuen Senatoren, wovon Casati, Borromeo und Audifreddi lombardische Emigranten sind, hat sich der überwiegende Einfluß der revolutionären Partei, sowie nicht minder der fortlebende Haß gegen Oesterreich völlig kundgegeben. Man war nicht zufrieden mit energischen Protesten gegen das „vertragswidrige und ungerechte" Benehmen der österreichischen Regierung in der von ihr angeordneten Güter-Sequestration und mit der in sehr ostensibler Weise beschlossenen Bewilligung von Subsidien an die dadurch hart betroffenen Emigranten; man erhob noch drei der letzteren zu Mitgliedern der ersten Kammer und einen geschworenen Feind Oesterreichs, den Advokaten Ratazzi, zum Minister. Aber dahin mußte das Ministerium Cavour endlich kommen: die äußerste Linke muß seine versiegenden Lebenskräfte unterstützen und neu beseelen. Von dem neuen Minister versprach man sich, wie das „Parlamento" angedeutet, eine neue „epurazione" der Justizbeamten, sowie energische Maßregeln

gegen Rom *). Ein neues Zeichen von Vermehrung der radikalen Kräfte und von ihrem wachsenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten des Landes geben auch die zahlreichen neu entstandenen Blätter dieser Partei, die selbst in ganz kleinen Städtchen gedruckt werden, wie der „Nazionale", „la Tromba", „Il Veterano di Marengo", die „Unione" des Bianchi-Giovini, die „Vespa" von Oneglia u. s. f. Auch das Volk auf dem platten Lande wird allmählig durch die Lektüre solcher Zeitungen demoralisirt und radikalisirt.

Die große Masse der Bevölkerung bleibt freilich dem constitutionellen Leben fremd; von einer Begeisterung für dasselbe findet sich keine Spur, sondern eher von Indolenz und Lethargie. Bald war die Theilnahme der Turiner an der Kammerkomödie erschöpft; vergebens ordnete man bei der Wiedereröffnung des Parlaments im März 1852 und im November 1853 ein festliches Gepränge an; nur die „guardia nazionale" fand sich zahlreich ein, aber man hatte das Gerücht verbreitet, die Fehlenden würden mit außerordentlichem Dienst bestraft, was indessen nicht hinderte, daß die Parlaments-Journalistik nachher die freiwillige Betheiligung der Nationalmiliz in pomphaften Ausdrücken hervorhob, und das durch die liberalen Institutionen zum Bewußtseyn seiner Würde gereifte, und mit innigem Danke gegen seine weisen Gesetzgeber erfüllte Volk seligpries. Aber dieselbe Gleichgültigkeit gegen das segenvolle „Statuto" und die neuen Einrichtungen, gegen das freisinnige Regiment mit einem Könige, von dem es in der Theorie der Turiner-Advokaten heißt: „regna e non governa", offenbarte sich auch während der langen Kammerverhandlungen vom 4. März bis 14. Juli 1852, die,

*) „La sua nomina accenna ad efficaci risoluzioni, de la Corte Romana ha dovuto presentire. Gli inciampi, che potrebbero opporsi, non impedirebbero l'azione del potere civile" Parlamento 17. Nov. 1853.

[redacted]

nach einer viermonatlichen Unterbrechung, vom 19. Nov. 1852 bis zum 12. Juli 1853 fortgesetzt, und endlich im Nov. v. Js. abermals aufgenommen, aber mit Auflösung der Kammern und Anordnung einer Neuwahl für den 8. Dez. wiederum prorogirt wurden. Die unerquicklichen Debatten der zweiten Kammer, die in 255 Sitzungen 124 Gesetze angenommen und über 742 Petitionen berathen hatte, waren ganz geeignet, selbst den Befangensten die Augen über dieses mit leerem Gepränge aufgeputzte gleißnerische Spiel zu öffnen, das Piemont an den Abgrund des Verderbens gebracht hat. Das Volk weiß den großen Eifer seiner Abgeordneten nicht zu würdigen, den die Thronrede vom 4. März 1852 in so glänzender Weise belobte, womit freilich die am folgenden Tage von dem Präsidenten der Deputirtenkammer Pinelli vorgebrachte Klage über Saumseligkeit und Nachlässigkeit der würdigen Volksvertreter nicht völlig im Einklang stand.

Am allerwenigsten ist aber der Masse die Täuschung entgangen, die unter pomphaften Phrasen und ruhmredigen Ankündigungen neuer Handelsverträge und bevorstehender großartigen Unternehmungen die übergroße Finanznoth zu verdecken sucht, die dieses einst mit einem seltenen Wohlstand gesegnete Land, Dank den revolutionären Fortschritten, in ganz kurzer Zeit betroffen hat. Die Rede, welche das verantwortliche Ministerium dem nicht verantwortlichen Staatsoberhaupte in den Mund legte, appellirte an den opferwilligen Geist des subalpinischen Volkes, der gerne neuen, nothwendig gewordenen Auflagen zum allgemeinen Besten sich unterziehe, und in demselben Sinne suchte Graf Cavour chimärische Hoffnungen für eine glänzende Zukunft zu erregen, die mit den Opfern der Gegenwart errungen werden müsse, und das jährliche Deficit von mehr als 40 Millionen Liren bei einer Staatsschuld von 800 Millionen sophistisch wegzuräsoniren. Allein das Volk, in seinen fühlbarsten Interessen an-

gegriffen, seufzt unter dem Drucke der fast unerschwinglichen Abgaben, die fortwährend im Steigen begriffen sind; während englische Spekulanten das Land ausbeuten, verarmt die Nation, die noch dazu ihren Beglückern pflichtschuldigst lauten Dank votiren soll. Die Steuern für Häuser, Felder, Mobilien, für Dienstboten, Pferde, Carossen, Haushunde, kurz für jede Art des Besitzes und für jede Quelle des Einkommens, für fruchttragende und nicht fruchttragende Güter, drücken alle Klassen schwer; dazu hat an vielen Orten die Traubenkrankheit, an anderen Hagel und Ungewitter, nebst anderen Unglücksfällen, die Theurung erhöht; der Mangel an hinreichenden Capitalien im Inland, die vielen Fallimente bei größeren Fabrik- und Kaufherren, das dadurch hervorgerufene Mißtrauen greifen störend ein in den Verkehr. Wohl träumen die liberalen Kammerredner von den zukünftigen Seligkeiten des Landes; wohl sprechen die Minister mit hoher Selbstgefälligkeit von den großen Fortschritten in Industrie und Handel, von den neuen Eisenbahnen und ihren weitausgreifenden Verbesserungs-Projekten, um so die Schwächen des Staatshaushaltes zu umschleiern; wohl spreizt man sich mit den für die lombardische Emigration hochherzig votirten Subsidien, und mit den zahllosen Pensionen für Beamte, die dem jedesmaligen Ministerium nicht entsprechen; wohl verheißt man den Arbeitern die wohlthätigsten Maßnahmen zur Erleichterung ihres harten Looses, Erhöhung des Lohnes und Verminderung der Feiertage, obschon diese bereits unter Clemens XIV. reducirt worden. Aber mit allen diesen schönen Vorspiegelungen ist noch Niemand befriedigt, das Volk will den reellen, seit mehr als vier Jahren vergebens erwarteten Gewinn sehen; es will vor Allem Milderung seiner Lasten und fleht mit Erbitterung, wie sie fortwährend sich vermehren und die Noth immer weiter um sich greift. Mit der Verminderung der Festtage, die nun durch Pius IX. auch gewährt ward (Armonia, vom 27. Okt. 1853),

[redacted]

ist ihm wenig gedient; Verminderung der Abgaben war und ist sein lauter Ruf.

Das Alles hat denn auch bereits zu vielen Unordnungen und Aufständen geführt, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten. Den sehr bedeutenden Unruhen in Cagliari und Sassari folgten die Tumulte zu Genua und Arona, dann die zu Nizza und an andern Orten, endlich Ruhestörungen in der Hauptstadt selbst. Im Herbste des vorigen Jahres war durch die Theuerung ein ziemlich allgemeines Mißvergnügen mit den bestehenden Einrichtungen hervorgerufen worden; erst nach langem Bitten der Gemeinden ward durch Dekret vom 6. Okt. 1853 der Tarif für die Getreide-Einfuhr ermäßigt. Das stellte aber die Bevölkerung noch lange nicht zufrieden, und das um so weniger, als trotz aller Maßregeln die Brodpreise abermals stiegen. Die Massen des Volkes, besonders die Arbeiter, legten alle Schuld dem Finanzminister Cavour bei, der längst bei Vielen verhaßt war durch seine administrativen Neuerungen, durch die zahlreichen Absetzungen und Pensionirungen von Beamten, durch sein Liebäugeln mit England, durch die Manchen auffallende Vermehrung seines Privatbesitzes, vor Allem aber durch die neuen Steuern und seine drückenden Finanzoperationen. Am Anfange des Oktobers wurden drohende Aeußerungen gegen ihn laut; die Aufregung wuchs von Tag zu Tag, und man las bereits an den Straßenecken die Worte: „Rispettiamo il Re, abbasso Cavour!“ Am Abende des 18. Oktober zogen einige hundert Arbeiter durch die Hauptstraßen Turin's, sammelten um sich bedeutende Volkshaufen, und zogen so zur Wohnung des Premiers; Einige traten ein und wollten schon die Treppe hinansteigen, als die Polizei ihre Carabinieri sandte, die mehrere der Unruhestifter festnahmen. Die außen harrende Menge aber warf, unter Verwünschungen gegen den Minister, die Fenster ein; da rückten noch mehr Carabinieri und eine Schwa-

dron Cavallerie heran, die mit Gewalt den Haufen zerstreuten. An dreißig Individuen wurden eingezogen; die ganze Nacht zogen Patrouillen durch die Stadt; sorgfältig ward das Haus des Ministers bewacht. Als Cavour am folgenden Tage mit dem Kriegsminister über die Straßen ging, ward er ausgezischt; das Militär hinderte weitere Excesse. Manchen schien es nicht ohne Bedeutung, daß der Tumult in derselben Straße sich zutrug, in der 1850 der Erzbischof und die Serviten insultirt wurden.

Der letztgenannte Vorfall in Turin, obschon an sich nicht sehr erheblich, gewinnt an Bedeutung, wenn man die näheren Umstände, und besonders die vorangehenden, wie die nachfolgenden Ereignisse in's Auge faßt. Noch vor jener Demonstration hatte das liberale Blatt „l'Imparziale" einige Artikel über die schweren Lasten und Abgaben veröffentlicht, die stets zum Nachtheil der minder bemittelten Klassen ausschlügen, und die Minister darin aufgefordert, ihre Getreide-Magazine zu öffnen und den Hunger des Volkes mit den von ihnen auf den öffentlichen Märkten „immoralmente" aufgekauften Früchten zu stillen. In Folge dieses Artikels ward ein Preßprozeß gegen das Blatt eingeleitet „wegen Aufreizung zum Hasse und Beleidigung des Eigenthumsrechts." Es ist nicht unwahrscheinlich, daß jene Worte einigen Einfluß auf die kurz darauf stattgehabten Unordnungen hatten. Bei der Verhandlung am 17. Nov. vertheidigte der Advokat Brofferio das angeschuldigte Journal, und suchte zu beweisen, daß wirklich der Premierminister Handel mit Getreide treibe und bereits eine große Quantität aufgespeichert habe, mit offenbarer Verletzung des Gesetzes vom 3. Jan. 1816 und des Artikels 289 des Strafgesetzbuches. Unter anderen Dokumenten brachte er auch ein authentisches Aktenstück vor, aus dem sich ergab, daß Graf Camillo Cavour mit 90 Aktien sich an der „Società dei molini Anglo-Americani di Collegno" betheiligt hatte, und sogar Vorstand dieser Gesellschaft

[redacted]

in einer Zeit war, in der er bereits als Minister fungirte. Nach viertelstündiger Berathung erklärten die Geschwornen mit 9 gegen 3 Stimmen das angeklagte Blatt in Betreff beider Punkte für unschuldig. Die Sache erregte wegen der dabei gemachten Entdeckungen großes Aufsehen; der Dirigent jener Handelsgesellschaft Flandinet gab in den Zeitungen eine Erklärung ab, die jene durch Brofferio constatirten Thatsachen nicht in Abrede stellte, sondern nur bezeugte, daß der Minister seit 1851 das Direktorium der Gesellschaft niedergelegt, und die Quantität des in ihrem Besitze befindlichen Getreides nie über 12,000 Säcke betragen habe. Da nun der genannte Artikel des Strafcodex allen Administrativbeamten den Handel mit Getreide strengstens untersagt, so entstand zwischen der „Voce della libertà“ und dem „Parlamento“ ein Streit darüber, ob auch die Minister darunter begriffen seien — eine Debatte, bei der das moralische Ansehen des Cavour eben nicht viel gewonnen hat.

Auch zwei andere Preßprocesse sind geeignet, den Vorfall vom 18. Oktober noch mehr aufzuhellen und die darauf folgende Rührigkeit der ministeriellen Partei zu erklären. Die „Voce della libertà“ ward wegen eines die Regierung beleidigenden Artikels, der noch vor jenem Vorfall erschien, angeklagt; aber sie wurde, vom Dirigenten des Journals, dem genannten liberalen Brofferio, vertheidigt, von den Geschworenen freigesprochen. Einen Tag nach jenen Unruhen erregte ein anderer Aufsatz desselben Blattes neuen Anstoß, worin das in jener unseligen Nacht vergossene Bürgerblut tief beklagt ward. Bei der Verhandlung der Jury brachte der Vertheidiger eine Liste der bei jener Affaire Verwundeten ein und erklärte, weder in Paris, noch in Wien oder Mailand, noch in Rom oder Neapel habe die Soldateska das Volk eher angegriffen, als dieses durch Blutvergießen oder durch bewaffneten Widerstand gegen die Befehle der Regierung den Angriff provocirt; aber hier habe sich die bewaffnete Macht ohne

Weiteres auf den Volkshaufen gestürzt und Viele, selbst Unschuldige, verwundet. Dabei erzählt er noch von anderen, später beabsichtigten Demonstrationen, die vereitelt oder unterdrückt worden waren. Auch hier erfolgte ein Nichtschuldig. Diese Wahrsprüche versetzten die Minister in große Unruhe; es schienen ihre früheren Verbündeten gegen sie auftreten zu wollen. Desto größer war nun die Thätigkeit derselben, sich um jeden Preis am Ruder zu erhalten.

Kurz nach dem Turiner Straßenkrawall veröffentlichten der Quästor und der Syndikus zwei Proklamationen, wovon die eine den Unruhestiftern mit der ganzen Strenge der Gesetze droht, die andere Ermahnungen, Tröstungen und Versprechungen freigebig nach allen Seiten hin austheilt. Bei der Wachsamkeit der Behörden kamen keine weiteren Ruhestörungen mehr vor. Anfangs schrieb die Presse den ganzen Vorfall der Tollheit einiger „tristi" zu (Parlamento 20. Oktober); denn gegen Cavour konnte ja kein „guter Staatsbürger" sich erheben. Zum erstenmale brachte bei dieser Gelegenheit das ministerielle „Parlamento" einen kräftigen Artikel gegen das „vorgebliche Volk," gegen „das Geheul und Getöse der Straßenjungen" u. s. f., was bei anderen Anlässen die „feierliche Manifestation des Volkswillens," die „lautgewordene Stimme der Nation" war; natürlich, bemerkt die Correspondenz der „Civiltà cattolica" (5. Nov. 1853), die Steine, die man in das Haus eines Ministers wirft, sind etwas ganz Anderes, als die man gegen einen Erzbischof schleudert. Uebrigens sind die zur Erleichterung der Armen getroffenen Maßregeln ein deutliches Eingeständniß für das wirkliche Vorhandenseyn jener Ursachen, die zunächst die Unordnungen erzeugt. Man setzte die Brodpreise um einen Centesimo herab (bald darnach stiegen sie aber wieder um zwei Centimes), und ernannte für Turin ein Wohlthätigkeitscomité von zwölf Mitgliedern, worunter auch der Rabbiner und der Pastor der Waldenser, aber kein katholischer Priester sich befand, was die Bevölkerung

nicht sehr gut aufnahm. In Genua ward dagegen die Vorstandschaft des „comitato di beneficenza" dem Erzbischof übertragen, und für die Hauptstadt nahm die „Campana" milde Gaben in Empfang, die durch die Pfarrer vertheilt werden sollten. Die königliche Familie, das Metropolitankapitel, der katholische Adel, besonders der Graf Pillet-Will, zeichneten sich durch reichliche Spenden aus. Bald aber ward die Brod-Emeute von den Radikalen der klerikalen Partei zugeschrieben, die ja auch an früheren Unruhen betheiligt gewesen seyn soll; ja man wußte sogar, daß diese Volkserhebung von den Bischöfen auf einem Congreß zu Scarnafiggi beschlossen und von dem niederen Klerus durch Aufreizung der Arbeiter ausgeführt worden sei. Es half nichts, daß alle bei dem Tumulte Arretirte — Feinde des Klerus waren, darunter auch der Gerant des „Imparziale," der in denselben Spalten das Pfaffenthum mit seinem verderblichen Cölibat angreift und den Premierminister als „assasino del Piemonte" verwünscht; derselbe ward auch nicht wegen eines Preßvergehens eingezogen, sondern weil er mit Worten und Thaten den Pöbel aufgereizt. Nur die radikale „Maga" von Genua erklärte, obschon sie die Klerisei nicht weniger hasse, als der übrige größere Theil der sardinischen Presse, so wolle sie sich doch nicht gleich diesem lächerlich machen, indem sie das, was der Hunger angestiftet, der Geistlichkeit andichte. Allein da man die Suppression der Klöster (nach der neuesten Zählung bestehen im ganzen Königreich 331 Manns- und 163 Frauenconvente) in großartigem Maßstabe durchgeführt wissen will, und ebensowenig das Projekt der völligen Einziehung der Kirchengüter aufgibt: so muß in der radikalen Presse der Klerus noch immer herhalten; man geht nicht davon ab, daß „frati e preti" die Urheber jener Ruhestörungen waren. Ja, man sucht sogar die gegen Cavour laut gewordenen Beschuldigungen gegen die Bischöfe zu retorquiren; so sollte der Bischof von Acqui starke Getreid-Einkäufe zu seiner Bereicherung

auf Kosten des Volkes gemacht haben. Aber beschämt mußten die Feinde des Klerus schweigen, als sich zeigte, daß der würdige Prälat davon unentgeltlich Brod an die Armen vertheilen ließ.

Bei diesen Vorfällen ward die herrschende Faktion immer mehr von bangen und unheimlichen Gefühlen ergriffen, die sie vergebens zu verscheuchen oder wenigstens zu verbergen sich mühte. Vor Allem aber kam es ihr jetzt auf eine glänzende Demonstration an zu Gunsten des so hart angegriffenen Ministers, dessen Anhänger alle Mittel in Bewegung setzten. Es wurden daher zahlreiche Ergebenheits-Adressen von den in Turin anwesenden Deputirten, von den Municipalitätsräthen, von den Offizieren der „guardia nazionale," sowie von dem Comité der Emigrirten dem „großen Staatsmann" überreicht; Personen und Corporationen, denen gesetzmäßig das Recht abgesprochen ist, sich in Adressen über die ministerielle Verwaltung auszusprechen, brachten ihre von Lobsprüchen für die glorreichen Thaten des Ministeriums strotzenden Adressen ein, und da man nur zu sehr das Bedürfniß einer solchen massenhaften Demonstration fühlte, nahm man, über formelle Bedenken hinwegsehend, großmüthig alle derartigen Eingaben an, die man sonst als illegal zurückgewiesen. Es gibt Fälle, sagt die offiziöse Presse, „in cui la legalità uccide;" hier wäre die Legalität tödtlich. Freilich brachten ärgerlicherweise einige Municipalbehörden, wie die von Bobbio und San Remo, statt solcher Adhäsionsadressen neue Klagen vor das Ministerium, über die man schnell hinwegzugehen für gut fand. Das Land ist für Cavour, das ist jetzt glänzend bewiesen; wehe dem, der wieder widerspricht!

Aber auch andere, frühere Vorfälle hatten bereits große Besorgnisse bei den Turiner Gewalthabern erregt und ihren Organen manches nicht unwichtige Geständniß entlockt. Ein weitläufiger Artikel des „Parlamento" vom 18. Sept. v. J., welchen die „civiltà cattolica" (19. Nov.) trefflich analysirt

und commentirt hat, schildert die Stellung, die Aussichten und Pläne der herrschenden Richtung in höchst bezeichnender Weise. Noch ehe die oben dargestellten Unruhen in Turin zeigten, wie der Glanz des gegenwärtigen Regiments mehr und mehr zu erbleichen droht, haben mehrere ganz conservativ ausgefallenen Wahlen in den Provinzen und Communen, und zwar gerade in solchen, von denen man es am wenigsten erwartet hätte, namentlich die in Chambery, die hochgebietenden Liberalen beunruhigt. Es seien Namen aus den Urnen hervorgegangen, klagte das „Parlamento,“ die man nie, solange die freien Institutionen noch irgend einer Gefahr ausgesetzt seien, zur Handhabung öffentlicher Geschäfte vernünftigerweise habe berufen können; das sei eine Erscheinung, die alle Beachtung und besondere Wachsamkeit auf die retrograden Bewegungen erheische. Das sardinische Volk, bemerkt dazu das genannte römische Blatt, seufzt nach einem ruhigen und katholischen Regiment; man hat ihm Erleichterungen und Verbesserungen seiner Zustände verheißen und es sieht die Lasten täglich sich mehren; man hat blühenden Handel versprochen und es sieht diesen immer mehr herabkommen; es erwartete Frieden mit Rom und dieser kommt nie zum Abschluß; es fordert katholische Gesetze und sieht, daß man sie atheisirt. Kein Wunder also, wenn die so bitter getäuschte Menge sich jetzt nach jenen Männern zurücksehnt, von denen sie Heilung oder doch Linderung ihrer schweren Wunden erwarten kann.

Die Doktrinäre in Piemont, Leute ohne Erfahrung und ohne positives Wissen, kurzsichtig und geblendet von ihren falschen Idealen, sehen auf das deutlichste die Abneigung der Bevölkerung vor der sogenannten „Freiheit,“ die ihre Börsen geleert, ihre Söhne auf die Schlachtbank geführt, ihre Bischöfe und Seelsorger verfolgt, ihre heiligsten Interessen verrathen hat; aber sie müssen nun einmal ihr System durchführen und dem Volke, solange es nur einigermaßen thunlich ist, trotz seines Widerstrebens ihre Glückseligkeiten aufdringen.

„Die öffentliche Meinung," sagt das oben genannte ministerielle Blatt, „könnte durch den Einfluß der Reaktionäre verfälscht werden und dann jene Freiheit zurückweisen, die den Muth hatte, so viele schweren Opfer zu dekretiren. Die Freiheit aber, von der Mehrzahl zurückgewiesen, könnte zum Zwange werden und dann wäre sie unhaltbar und sie zu vertheidigen wäre Unsinn. Denken wir daran, solange es für uns noch Zeit ist! Mit gemüthlichem Vertrauen auf das Urtheil der ganz der freien Einwirkung der retrograden Partei überlassenen Massen jetzt der Ruhe sich hingeben — das ist ein Verbrechen, das keinem Freunde der Freiheit verziehen werden kann." Stimmt aber schon der noch sehr beschränkte klerikale und conservative Einfluß im Lande selbst die Orakel der Turiner Staatsweisheit zu ernsten, besorgnißvollen Betrachtungen, so daß sie sogar die sorglosen Kampfgenossen laut zu den Waffen rufen: so wird die Beklemmung noch bedeutend erhöht durch den Hinblick auf die „zweifelhafte Lage, in der die Freiheit eines Staates von zweitem Range mitten in dem reaktionären Europa sich heutzutage befindet." Man ahnt bereits, daß der Constitutionalismus Piemonts isolirt, von gefährlichen Nachbarn umgeben, und im Innern von vielen widerstrebenden Elementen bedroht ist, daß der hier festgehaltene, anderwärts so ziemlich überwundene Standpunkt und die in Bewegung gesetzten Hebel die Regierungsmaschine leicht zum Stocken bringen können, daß die Gewalthaber in ihrer kritischen Stellung alle Kunst und Macht aufbieten müssen, wollen sie sich für die Zukunft die Herrschaft nicht entreißen lassen. Aus dieser Erwägung des jetzigen Standes der Dinge leitet nun das „Parlamento" zwei Folgerungen von großer Bedeutung ab; erstens, daß keine Transaktion möglich ist zwischen der jetzt am Ruder befindlichen Partei und der stark um sich greifenden Reaktion; zweitens, daß es sich jetzt mehr um Personen, als um Principien handelt. „Die persönliche Frage, die in normalen Zeitläuften und

[redacted]

für ein mächtiges Volk kein so großes Gewicht hätte, ist jetzt eine Lebensfrage; die Personen sind Alles. Wir müssen am Steuerruder bleiben und um jeden Preis die vordringenden Reaktionäre zurückdrängen, sie bei den Massen, wo möglich, moralisch vernichten, sie unmöglich machen. Es wird die Zeit kommen, wo es für das Land ein Vortheil seyn kann, alle Meinungen repräsentirt zu sehen. Aber heutzutage sind wir davon noch weit entfernt; wir dürfen um der Selbsterhaltung willen noch nicht alle Meinungen freilassen." Man muß diesem Organe der dominirenden Partei das Verdienst der Offenheit in vollem Maße zuerkennen; auch wird dessen Rath praktisch in bester Weise befolgt; es hat durchaus gelehrige Schüler gefunden. Um die „Retrograden" von allen einflußreichen Stellen fern zu halten, werden sie der Verfassungsverletzung beschuldigt, natürlich am lautesten von ebendenjenigen, die es nicht verhehlen, daß sie um jeden Preis, durch legale oder durch illegale Mittel den ersten Artikel der Constitution umzustoßen bemüht sind, so daß Sardinien fürder nicht mehr ein katholisches Land seyn und heißen soll. Bei den Wahlen haben nun auch, wie mehrere neueren Beispiele zeigen, die ächten Constitutionellen sich mit den Mazzinisten geeinigt, um nur die Reaktionäre nicht emporkommen zu lassen — eine Allianz, die wir als ganz in der Ordnung und durchaus natürlich anerkennen müssen.

Statt vieler anderen Beispiele wollen wir nur einen einzigen dieser Wahlkämpfe hervorheben. Das „collegio" von Ivrea war früher den Vätern „der christlichen Lehre" anvertraut, die der Commune einen Census von jährlich 100 Fr. entrichteten und von derselben nicht das Geringste bezogen. Man enthob nun diese Religiosen der Leitung der Lehranstalt und assimilirte sie den Nationalcollegien. Seit dieser Zeit mußte die Stadt 6000 Fr. zu derselben beisteuern, und die Provinz 4000; die Zahl der Zöglinge verminderte sich aber um die Hälfte, vorzüglich weil die Immoralität darin stark

um sich griff und der Vortrag der Geschichte in die Hände eines durchaus irreligiösen Lehrers kam, der nach der „Storia dei Papi“ des Bianchi-Giovini das Mittelalter behandelte. Da sich nun in den Rechnungen der Provinz ein jährliches Deficit von 74,424 Liren vorfand, so beschloß die Commissione del Bilancio, jene 4000 Fr. für die genannte Anstalt um so mehr zu streichen, als sie für ein municipales, nicht aber für ein provinzielles Institut zu betrachten sei. Aber im Provinzialrath wußten die liberalen Mitglieder die Abstimmung zu verhindern, indem sie bei den Berathungen nicht erschienen, wobei die ganze Administration in Verwirrung kam. Es zeigt das recht deutlich die Mangelhaftigkeit und Verkehrtheit dieser liberalen Institutionen, bei denen das Wegbleiben einer nicht ganz unerheblichen Minorität den ganzen Geschäftsgang in's Stocken bringen kann; würde das vom Consiglio divisionale von Ivrea gegebene Beispiel allenthalben nachgeahmt, so wäre die ganze Administration im Lande aufgehalten und gehemmt. In dem gegebenen Falle wußte nun der Minister des Innern kein anderes Mittel, als dem Könige die Auflösung des Divisionalrathes und die Anordnung von Neuwahlen vorzuschlagen und eben das hatten die Radikalen intendirt, schon um den vorher gewählten Präsidenten, den trefflichen Marschall della Torre, auf die Seite zu schieben und sich die Majorität zu verschaffen. Bei der neuen Wahl haben nun auch dieselben durch die gegen die vorigen Räthe ausgestreuten Verläumdungen, durch die guten Dienste der „Gazzetta del popolo“ und durch Einschüchterung der Conservativen zwei Drittheile der Stimmen für ihre Candidaten, und damit einen völligen Sieg erlangt. Dieselben Mittel wurden, nur noch in viel größerer Ausdehnung bei den Parlamentswahlen in Anwendung gebracht, auf die wir ein anderesmal zurückkommen müssen. Die Reaktion ist noch lange nicht so erstarkt, als das böse Gewissen und die Furcht der Gewalthaber ihnen glauben machen; es sind vorerst nur einige hervorragenden Persönlichkeiten, besonders aus dem äl-

teren Adel, die sie vertreten; der große Haufe der sogenannten Gutgesinnten ist unthätig und gleichgültig. Daher können wir uns nicht überzeugen, daß sobald in Piemont ein Umschlag und ein Sieg der katholischen Fraktion zu erwarten stehe, falls nicht besondere außerordentlichen Ereignisse dazwischen treten.

Das Ministerium in Turin schreitet auf seiner bisherigen Bahn ungehindert und unbekümmert um alle Klagen fort; ja es schien sogar der Aussage der radikalen Presse, der Klerus habe die Unruhen vom 18. Oktober angestiftet, vollen Glauben beizumessen. Drei ministerielle Erlasse die auch der „Ami de la religion“ (6. Dez. 1853) nach den sardinischen Blättern mitgetheilt hat, deuten darauf hin. In dem Rescript vom 21. Oktober, worin den Vorständen der Klöster ein genaues Verzeichniß der in ihren Conventen lebenden Ausländer abgefordert wird, ist für den Fall ungenauer Berichterstattung sofortige Arrestation der betreffenden Individuen angedroht, da man „dann mit gutem Rechte den Verdacht hegen könnte, daß eine solche Thatsache selbst von minder guten Intentionen herrühre.“ Ein Circular vom 27. Oktober an die Quästoren und Intendanten, welches eine Lobrede auf die Handelsfreiheit und eine solemne Verdammung der antiquirten Theorien des „Protezionismo,“ sowie Strafandrohungen gegen die muthmaßlichen Beförderer der Theuerung enthält, macht unter Anderm auch die Beamten aufmerksam auf das Treiben der Seelsorger, denen die Ohren des Volkes viel leichter offen seien, und klagt darüber, daß sie den Einfluß, den ihr Amt ihnen verleihe, zu unklugen und schlecht verhüllten Anspielungen mißbrauchen, ja oft zu direkten und heftigen Angriffen gegen die bestehenden Institutionen, die Viele beunruhigen und großes Unheil hervorrufen könnten; es befiehlt, jene Geistlichen, die darin zu weit gehen sollten, sogleich zu verhaften; natürlich haben die Syndici zu beurtheilen, welche Allusionen zu weit gehen, und wo Angriffe

gegen die Regierung vorkommen. Die „Armonia" erklärte, da dieses Circular Thatsachen voraussetze, die nirgends bewiesen seien und von denen Niemand Kunde habe, sei sie begierig, einen Beweis dafür zu sehen; aber die officielle Presse schwieg. Endlich begann auch der neue Minister Ratazzi seine glorreiche Thätigkeit in Sachen der Kirche, und zwar zunächst damit, daß er am 3. Nov. ein Dekret seines Vorgängers vom 6. Sept. in's Leben einzuführen suchte, wornach jene Pfarrer, die über 1000 Fr. Einkünfte haben, den Ueberschuß verlieren und auf die congrua reducirt werden sollen. In der Voraussetzung, daß die meisten Curaten nicht mit dem Ministerium in Discussion sich einlassen würden, erklärt Ratazzi, daß das Stillschweigen derselben, wofern sie nicht gegen die ministerielle Taxation ihrer Revenuen reklamiren würden, als volle Zustimmung werde angesehen werden. Diese neue Maßregel, die ausdrücklich der in Sardinien als gültig anerkannten Bulle Leo's XII. vom 4. Mai 1828 entgegen ist*), ist nicht nur in sich eine schwere Rechtsverletzung, sondern sie wird auch noch in der Anwendung auf eine alle Billigkeit und alles Recht verhöhnende Weise verstanden. Der Minister will die Einkünfte mehrerer Pfarreien als die congrua überschreitend betrachtet wissen, die in den neuesten Zeiten diese gar nicht mehr erreichen; die freiwilligen Geschenke, die in den letzten Jahren äußerst gering ausfielen, werden nach den Erträgnissen früherer Jahre in Anschlag gebracht und wie „beni stabili" behandelt: die Revenuen des Pfarrers werden mit denen der Pfarrei confundirt und die besonderen Rechtsverhältnisse der einzelnen Provinzen dabei ganz übersehen.

---

*) Es heißt in der Bulle: Dotem parochiis sive a Regio aerario sive a Municipiis jam assignatam vel proxime assignandam nulli unquam imminutioni subjiciendam fore, etiamsi aut nova ipsis pia legata obveniant aut decimarum aliusve generis jura recuperentur.

[redacted]

Die projektirte Art der Verwirklichung dieser „gleichmäßigen Vertheilung',“ die dem Einen nimmt, um dem Andern zu geben, verschlechtert eine große Anzahl ärmerer Pfarreien wesentlich. Mehrere Pfarrer reklamirten bereits entschieden gegen diese communistischen Tendenzen und die offen vorliegende Rechtsverletzung, deren Unhaltbarkeit und Unanwendbarkeit in vielen Punkten sie klar nachweisen. Ein Curat in Savoyen hat sich bereits auch über den Erlaß in formeller Hinsicht beschwert, da der Minister sein Rescript in italienischer Sprache nach Savoyen gesendet habe, während das Gesetz jene Aktenstücke für nichtig erkläre, die nicht in französischer Sprache in diese Provinz abgingen; überhaupt habe sich die Unbekanntschaft des neuen Ministers mit den dortigen Verhältnissen augenfällig dargestellt (Civiltà catt. 13. Dez. 1853). Es gab dieser Erlaß zu vielem Gespött Anlaß, so daß das „Parlamento“ erklärte, die Circulare seien nicht vom Ministerium selbst ausgegangen; aber bei der Publikation der vom Minister selbst unterzeichneten Aktenstücke mußte es verstummen. Wie Hohn klang es aber, als dasselbe ministerielle Blatt (Nr. 266) der Geistlichkeit vordemonstrirte, sie müsse sehr wohl wissen, wie viele Beweise von Condescendenz die Regierung ihr bereits gegeben und wie sehr sich diese bemühe, zu einer ehrbaren und dauernden Harmonie und Vereinigung mit der Kirche zu gelangen. Es erinnert aber an die officielle Sprache gewisser anderen Regierungen, wenn es weiter heißt: die Regierung werde den Klerus bei jedem Vorkommniß schützen und unterstützen, auch, wo es nöthig seyn sollte, gegen die Excesse der bischöflichen Gewalt. Uebrigens wird der Klerus in Piemont mit wenigen Ausnahmen nicht so leicht in Versuchung kommen, sich diesem edelmüthigen Schutze vertrauensvoll hinzugeben. Weniger als je kann er jetzt im Unklaren seyn, was er von diesem Regimente zu erwarten hat; fast wöchentlich melden die Blätter den Widerruf solcher Geistlichen, die sich unvorsichtigerweise den revo-

lutionären Theorien hingegeben, wie kürzlich der Priester Andrea Bisso (22. Nov. 1853) seine socialistische Schrift „Dio, l'uomo e la società“ (Genova 1852) retraktirte; andere, die in geringerem Maße sich verirrt, und selbst einige Apostaten, wie jüngst der Kapuziner Corrado da Castelspina, der einen Monat lang der Waldensergemeinde angehörte, haben sich ebenso mit der Kirche wieder ausgesöhnt. Die entschiedene Mehrzahl des Klerus weiset mit gerechter Entrüstung die halbofficiellen Einladungen zum Schisma, wie sie das „Parlamento“ bringt, zurück. Ist auch für die nächste Zukunft noch kein Triumph der katholischen Sache zu erwarten, so bereitet er sich doch im Stillen vor; Einleitungen dazu sind bereits getroffen, und je mehr der Druck der Gewalthaber steigt, desto mehr eilt die Herrschaft ihrem Untergange zu. Die reinen und unreinen Elemente scheiden sich immer mehr, die frühere Gedankenlosigkeit macht ernsteren Erwägungen Platz, und seit die Halbliberalen verstummten, zeigt sich der wahre Feind der Wohlfahrt des Landes, der bereits seine Eingeweide zerfleischt, in seiner wahren Gestalt.

[redacted]

XII.

J. W. Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie.

II.

Zur Charakteristik der Forschungen des Herausgebers.

Die Form, unter der sich die größten und schönsten Reste altgermanischen Götterglaubens geborgen, sind die Märchen. Sie waren bisher bei der Forschung erst in zweiter Reihe, nach der Sage, berücksichtigt; man hielt sie gleich kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen bewachsenen Boden zerstreut liegen, Herr Wolf aber erkannte in ihnen die prächtigen Darstellungen eines kostbaren Mosaikbodens, die durch Gras, Moos und Blumen, welche die Zeit über ihnen wachsen ließ, lockend hervorblicken. Er sah in den einzelnen mythisch klingenden Zügen nicht zerstreute Bruchstücke, sondern Theile eines ungeschmälerten Ganzen, und in unseren Märchensammlungen nichts Geringeres, „als unsere deutsche Edda, den alten epheuumwachsenen Bau unserer Götterlehre, der sich um so vollständiger wieder herstellen lassen wird, je mehr Märchen ausgegraben werden."

Einer der treuesten Schüler des Brüderpaares der Grimm, hat der Herausgeber mit wohlgeübtem Auge eine kostbare Ausbeute an den Tag gefördert, erst in dem reichen Werke über die Niederländischen (1843), dann über die Deutschen Märchen und Sagen (1845), denen eine Sammlung deutscher Hausmärchen (Lpzg. 1851) folgte, von ihm gemeinschaftlich mit Wilhelm von Plönnies angelegt. Beide zogen von Darmstadt, das für ihren Anbau zu unfruchtbar schien, in den Odenwald, um dort in der noch weniger von „Aufklärung" und „Fortschritt" angesteckten Bevölkerung die frischen Blüthen zu lesen. Die Streifereien lohnten über alle Erwartung, eine Sammlung wuchs neben der andern auf und sie sahen sich bald reich genug, um an die Herausgabe zu denken. Dazu öffnete sich plötzlich eine neue, viel näher liegende und unendlich reiche Quelle, mitten aus dem Herzen des Volkes, die auch unserm Schmeller unschätzbare Kleinode zugeführt hatte: sie wendeten sich an die Soldaten, und von Plönnies, der Lieutenant in Großherzoglich-Hessischen Diensten, ließ die Compagnie Mann für Mann aufmarschiren, und sagen und singen, was sie wußten, Märchen, Sagen, Legenden, Beschwörungen, Aberglauben, Lieder. Da strömte der Segen so reichlich, daß an ein Ausarbeiten kaum mehr zu denken war. Die braven Soldaten brachten ihre Erzählungen theils frisch aus der Heimath mit, theils waren es auch solche, welche sich seit undenklichen Zeiten im Heere fortgepflanzt hatten, die an den Wachtfeuern früherer Campagnen bereits erzählt worden waren, also nicht allein aus Hessen, sondern aus allen Gegenden Deutschlands. Anfangs scheu, drängten sie sich bald zutraulich heran, Sänger und Erzähler meldeten sich von selbst, und es widerhallte hier von Liedern, indeß sich dort der goldene Faden der Erzählung immer reicher und reicher abspann. Die Revolution und die Feldzüge der letzten Jahre brachten einen Stillstand in diesen heitern Betrieb; Hr. Wolf selbst verließ

[redacted]

Darmstadt und zog auf's Land, an die Bergstraße. Da fanden sich nun keine Spinnstuben, in denen die Traditionen noch frisch blühten, wie im Odenwald, viel weniger kernhafte Gemüther, welche ihrer zu Hause pflegten; die Bauern liebten mehr schlechte Zoten und den Schnaps im Wirthshaus. Nur einige älteren Leute boten sich hier als Quellen dar: ein alter Müller, der zu Hause und auf Feldzügen einen Schatz von Ueberlieferungen gesammelt hatte; ein Meister Schmied, der weit in der Wanderschaft sich umgetrieben; auch ein Zigeuner, der die meisten Geschichten seiner Mutter verdankte, welche ihm ebenfalls stets dabei erzählte, bei was Gelegenheit sie in aller Herren Länder dieselben gelernt. Es ist höchst interessant, den beiden auf ihren Streifzügen zu folgen, wie sie bald, um das hochlodernde „Feuer in der vollen Scheune" geschaart, sich ruhig erzählen, während der Bauer, eine Feuersbrunst fürchtend, ihnen gern die Thür weisen möchte und es doch nicht wagt, aus Furcht vor ihrem Fluch; bald in ihren kleinen Karren, von mageren Thieren mühsam fortgezogen, Lieder singen, der aus dem Norden, jener aus dem Süden, der aus dem Osten, jener aus dem Westen; bald in Wirthshäuschen unheimlichen Aussehens, wohin sie durch Zeichen an Bäumen und Häusern eigene Wege geführt, sich zusammenfinden, und, ob auch einander unbekannt, doch als gute Freunde sich grüßen und mit Geschichten unterhalten.

Wir schließen uns Herrn Wolf's dringender Bitte an, daß Jeder, der das Glück und den Beruf hat, Märchen sammeln zu können, keine Gelegenheit dazu entgehen lasse. Bayern *), Oesterreich und Tyrol sind noch sehr wenig vertreten, oder haben eine unverhältnißmäßig kleine Anzahl zum großen Contingent gestellt. Der Ruf ist schon oftmals ergangen, und es ist hohe Zeit, zumal da diejenigen, welche

---

*) Von Schöppner's Sammelsurium nämlich kann hier kaum die Rede seyn.

die alten Mären bewahren sollen, immer seltener werden, da unter den Verkehrtheiten des Lebens die Phantasie immer mehr erstirbt. Glaube man nicht, daß nichts mehr zu sammeln sei; es liegt noch viel mehr da, als bereits eingeheimst worden, und auch jede Variante eines Märchens hat ihre hohe Bedeutung. „Forscht ja auch der Pflanzenkundige nach der Gestaltung jedes Blumenblattes, nach der Bildung jedes Kelches und der grünen Finger, welche den Kelch der Blumen halten, ihm ist jede Spielart wichtig, und er lernt an ihr die Familie mehr kennen, zu welcher die Blume gehört. Also ist es auch mit dem Märchen; auch es kennt ganze Familien, und kein Zug ist so gering, daß der Kundige aus ihm nicht Belehrung schöpfen könnte. Und wir haben da noch viel zu lernen! Die meisten Märchen sind uns noch Urkunden in Hieroglyphen, deren räthselhafte Züge zu erforschen wir kaum begonnen haben. Wenn irgendwo in der Wissenschaft, dann gilt hier das Wort: Noch viel Verdienst ist übrig, hab' es nur, die Welt wird's anerkennen."

Endlich erfolgten die jüngst erschienenen hessischen Sagen Hrn. Wolf's (Göttingen u. Lpzg. 1853). Sie üben einen merkwürdigen Zauber aus; wer ihren Geist in sich aufgenommen, den können, wie der Herausgeber mit Recht sagt, die raffinirten Romane der neufranzösischen Schule und ihrer deutschen Nachbeter nicht mehr befriedigen, denn arm und widerlich müssen diese Ausgeburten befleckter Phantasie und verdorbener Herzen erscheinen, sobald und wo unser Märchen die reinen bunten Schwingen seiner frischen duftigen Phantasie entfaltet, und im leichten Flug Sterne und Sonnen unter unsern Füßen erscheinen läßt, wenn die sinnige Sage ihre Aureolen um die Werke der Natur und der längst zum Staub zurückgekehrten Menschenhand spinnt, oder wenn der Schwank seinen kräftigen Tanz tritt und jubelnd die alte Festfreude des Volkes an unseren Augen vorüberzieht. „Diese ihre Macht aber wächst noch an Bedeutung, wenn wir sie

[redacted]

des Gewandes entkleiden, welches die Jahrhunderte schützend um sie gewoben haben, und sie in ihrem alten Kern schauen. Da wird aus jedem dieser buntfarbigen Bilder ein ehrfurchtgebietendes ernstes Denkmal alter Germanenherrlichkeit, vor dem die Väter vor mehr als einem Jahrtausend gläubig ihre Knie und die eisernen Nacken beugten; da blicken aus ihnen die verloren geglaubten Götter und Göttinnen mit der alten Kraft und dem alten Trotz und Zorn, wie mit der alten Liebe und Güte und Milde auf uns, wie auf jene nieder, da lernen wir uns stolz als das Volk wieder fühlen, dem auch in den Finsternissen des Heidenthums Gott der Herr vor allen nahe war, das er zum mächtigsten und glorreichsten Träger der erlösenden Lehre erkor, das vor allen anderen edel und rein und groß dastand, so daß mit Recht einer der besten Römer seinem von unseren Modernen so vergötterten Volk unsere Väter als ein Muster und Vorbild zur Nacheiferung vorhalten konnte."

Nachdem nun der neue Märchenschatz ausgegraben war, konnte man sich auch daran wagen, die grüne Hülle sorgsam abzulösen, die in das Gestein getriebenen Wurzeln vorsichtig auszubrechen, und also die alten Bildwerke an's Licht zu stellen. Das that Herr Wolf mit seinen ausgezeichneten Beiträgen zur deutschen Mythologie (Göttingen u. Lpz. 1852. I. B.: Götter und Göttinnen*). Das Volk nämlich steht in seinen Anschauungen stets auf dem Boden der frischen, lebendigen Gegenwart; aus ihr nimmt es seine Bilder, zu ihr wird ihm die entfernteste Vergangenheit, in sie löst sich ihm Alles auf. So erschien z. B. dem Dichter des

*) Hiebei verweisen wir auch zugleich auf die von demselben Verfasser herausgegebene deutsche Götterlehre. Göttingen u. Lpz. 1852. XVIII und 148 S. 8. Ein vortreffliches Hand- und Lesebuch für Schule und Haus.

Heliand — des schönsten und großartigsten Werkes der nachkarolingischen Zeit, das heute noch, gleich den alten Glasbildern, in unübertrefflichem Glanze und tiefer Farbengluth leuchtet — der Herr in der vollen Glorie eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, umgeben von seinen treuen Gauleuten und von unzählbaren Völkerschaaren begleitet, Matthäus als Schatzmeister edler Herren, Petrus aber als schneller Schwertdegen, der das Beil zieht und mit des Schwertes Schärfe Schlachtenblut zu vergießen im Stande wäre. Wie die Poeten des Mittelalters ihre Helden immer in die Tracht ihrer Gegenwart kleideten, und selbst den aus dem antiken Leben entnommenen Gestalten deutschen Sinn und Denkungsart in den Mund legten, wie dann die guten alten Maler und Bildhauer ebenfalls in treuherziger Einfalt ihre lieben Heiligen, gleichsam um sie für ihr armselig Leben in dieser Welt zu entschädigen, in prächtigen Gewanden abschilderten, mit spitzen Schuhen und in getheilter Watt, oder gleich reichen Kaufherren in kostbarem Pelzwerk und arabischen Phellen: auf gleiche Weise kleidete damals das Volk seine alten Götter in christliche Heilige um, es übertrug auf sie seine Märchen, in denen nur einzelne Züge und Gegenstände, wovon einige Beispiele folgen, zeitgemäß verändert wurden.

Diese Analogien aufzusuchen, diesen Codex rescriptus abzulösen, ist für Herrn Wolf ein Gegenstand sorgsamer Forschung geworden, wobei er mit der größten Vorsicht zu Werk gegangen. „Wie wir zum klaren Verständniß des Märchens trachten müssen, in den Geist des Volkes einzudringen, wie wir dadurch nur den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung seiner Entwicklung gewinnen können, so ist nur durch ein tiefes Hineinleben in die Kirche, nur an der Hand und auf dem Wege der Kirche eine richtige Beurtheilung der Legende möglich. Jakob Grimm sagt sehr schön: „„die Volkssage will aber mit keuscher Hand gelesen und gebrochen seyn; wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen

[redacted]

und ihren eigensten Duft vorenthalten.““ Das gilt auch vollkommen und fast mehr noch von der Legende; wer sie mit derber Faust packt, dem erschließt sie ihren Sinn nicht. Mit ganzer und tiefer Pietät will sie, wie Alles mit dem Christenthum Zusammenhängende behandelt seyn; wo das nicht geschieht, da hat es noch nie Segen gebracht. Wie, wer hier nicht mit dem Auge der Kirche sieht, nur tollen und närrischen Spuck aller Art schaut, das beweist u. A. Nork in seinem mythologischen Lexicon, wo tausend Dinge vorkommen, über die ihn jeder katholische Schulknabe eines Bessern belehren kann.“ (Vorwort S. XIV.)

Die Bedeutung jener Analogien für unsere Disciplin beruht darin, daß sie hauptsächlich Anlaß gaben, alte Göttersagen auf die Heiligen zu übertragen, welche an die Stelle der Götter traten; daß wir ferner, und das ist ein großer Gewinn des Herrn Verf., von den Heiligen, welchen die ältesten Kirchen geweiht sind, auf die Gottheiten schließen können, welche an diesen Orten verehrt wurden. Die Kirche trat den Germanen nicht gleich mit einer abgeschlossenen Reihe von Heiligen entgegen; jedes Jahrhundert sah und sieht noch die bestehende Zahl der Martyrer und Bekenner sich vermehren; nur die von den Bekehrern mitgebrachten Heiligen können an die Stelle der alten Götter getreten seyn, nur auf sie kann das Volk deren ganzes Wesen oder doch einen Theil ihres Wesens und ihrer Verehrung übertragen haben; zu ihnen gehören die Heiligen: Martinus, Michael, Petrus, Andreas ꝛc.; den späteren Heiligen flogen nur einzelne Fäden der Göttersage an.

Nur einige Bespiele, auf welche Weise Herr Wolf die Palimpseste der Mythologie abzulösen versteht *)! Wuotan's

*) Ein prachtvoller Beleg hiefür findet sich auch im 1sten Hefte der Zeitschrift; in einer von A. Fries mitgetheilten Sage aus Unter-

Verehrung, die zu tief im Volke wurzelte, als daß sie so leichter Hand ganz hätte vertilgt werden können, die mit allen Seiten des Lebens, mit Sage und Lied, mit Schlacht und Feldbau, mit dem öffentlichen und privaten Leben auf das Innigste verflochten und verbunden gewesen, mußte am häufigsten überall noch Reste zurückgelassen haben. Es galt nun, diese allmählig im Laufe der Jahrhunderte verblichenen und vergilbten Reste von ihren Zuthaten zu befreien und in ihrer frühern Form wieder herzustellen. Anknüpfend an Grimm's Untersuchungen über Wuotan, den „mit Wunschdingen begabenden," führt uns Hr. Wolf zu seinen eigenen Forschungen über. Wenn dem alten Gott der Mantel eigen war, wenn in ihn eingehüllt der Gott, sitzend auf seinem Roß, seinen Schützling durch die Luft trug, wenn er den Wunschmantel hatte, der den Eingehüllten durch innewohnende Kraft, wohin er begehrt, trägt: so finden wir denselben wieder in dem Berichte des Cäsarius von Heisterbach, gemäß welchem ein Ritter, Gerhard von Holenbach, vom Grabmal des hl. Thomas in Indien durch einen Dämon durch die Luft getragen wird; ebenso in dem Mythus von Heinrich von Ofterdingen, der nächtlicher Weile in einer ledernen Decke von Ungarn nach Thüringen geschafft wird; Heinrich der Löwe wird, von seinem Knechte in eine Ochsenhaut genäht, auf demselben Wege fortgebracht, und König Karl V. fährt mit seinen Gesellen auf dem vielfarbigen Mantel u. s. w. Dem Gotte eigen ist auch der Hut, mittelst dessen gar keine Entfernung mehr existirt, der allmählig zum unscheinbaren haarlosen Filz Fortunats abgegriffen wird; ferner der mit Runen beschriebene allmächtige Speer, der seinem Besitzer Sieg über die größten Heere verleiht; mit dem Untergehen dieser Waffe

franken „von dem Doktor mit den Böcken", hat sich, wie Herr Wolf scharfsinnig nachweist, die alte Thrymskvidha (die Heimholung von Thor's geraubtem Hammer) erhalten.

[redacted]

im Gebrauche, war er zum Stocke geworden, dem man nur den Knopf abschrauben darf, um hunderttausend Reiter in Reih und Glied vor sich zu haben, und der zuletzt in den Verwandlungen der Zeit zum armseligen „Knüppel aus dem Sack“ geworden. Des Gottes unwiderstehliches Schwert findet sich reichlich in den deutschen Märchen wieder; seine Brünne aber ist den Sterblichen zum „Rothhemd“ geworden, sein Hüfthorn und weißes Geister-Roß in die Hand des „wilden Jägers“ gekommen, und da alle Thiere im Besitz der Götter Geld geben, so gehören der Goldesel und die goldene Eier legende Henne hieher, die, erst ein lebendiger Wunschsäckel, allmählig zum armen Heckethaler und Pfenning herabgeschwunden; ja, der Gott kehrt nicht nur bei den Menschen ein, sondern läßt auch sein Pferd beschlagen, wie denn auch Jesus in gleicher Absicht zu dem damals noch hoch- und übermüthigen Goldschmied Eligius kömmt. Wuotan's Wesen war ein sehr umfassendes und bot sehr ferne sich liegende Seiten, alle höchsten Güter und Gaben hingen — wie Grimm sagt — von ihm ab; es konnte darum, als er von seinem Himmelsstuhl niederstieg, nicht auf einen christlichen Heiligen übertragen werden, es löste sich in seine verschiedenen Theile auf, die wieder ihre eigenen Schicksale hatten. Die mehr geistigen, milden Seiten, zu welchen man Analogien im Christenthum leicht fand, schmiegten sich christlichen Heiligen an, die anderen, in denen er noch wilder, materieller bestand, wurden dem Teufel angebunden. (Beiträge I. 32.)

Unter jenen Heiligen steht St. Michael oben an. War der Gott der Herr des Himmels, in welchen er die Seelen der gefallenen Helden aufnimmt, so stieg er bei seiner Entthronung nur um eine Stufe hernieder, indem er sich nämlich unter dem Gewand des mächtigsten der Engel, des gewaltigsten Bekämpfers der abgefallenen Geister, des Empfängers der Seelen, des hl. Erzengels Michael, barg. Dieser heißt in der Kirche praepositus paradisi; war Wuotan der Herr des Him-

melsstuhls, dann ist er summae sedis minister; er ist nebst Petrus der Höchste der Heiligen, princeps animarum, und ein Gott der himmlischen Heerschaaren, so heißt er coelestis militiae signifer; wenn der alte Gott der Helden Seelen im eigenen Pallast empfing, dann geleitet der Engel dieselben zur ewigen Herrlichkeit. Dazu kommt, daß die Heidenbekehrer, und vorerst der hl. Bonifacius, die meisten der von ihnen gestifteten Kirchen gemeiniglich zur Ehre der hl. Michael und Petrus einweihten; so die Kirchen in Frankenberg, Salzburg, Amöneburg. In Köln gab es vier Michaelskirchen, deren älteste um 310, an der Stelle eines Marstempels, dem Erzengel geweiht wurde; so steht auch die Michaelskirche zu Antwerpen der Sage nach an der Stelle eines Marstempels, ebenso die zu Löwen u. v. A. Diese Kirchen aber findet man meist auf Bergen, die sodann selbst nach dem Erzengel benannt sind. Nun haben wir aber ganz bestimmte Zeugnisse dafür, z. B. bei dem unerschöpflichen Cäsarius von Heisterbach, daß auf dem Wuotan geweihten Bergen später Michaelskapellen sich erhoben. So das Goseck in Thüringen, zu Fulda, Münstereifel, Dürkheim a. d. Hardt ꝛc.; an der Stelle der Münchner Frauenkirche stand vordem auch eine Michaelskapelle, und die Wallfahrt Berg am Laim ist urkundlich und volksthümlich Michelsberg benannt; zu Bamberg ist auf dem Michelsberge der hl. Otto begraben und das Volk kriecht fleißig unter seinem Sarkophage, einem Kunstwerk altdeutscher Bildhauerei, hindurch, was der Sage nach gegen Zahnweh ꝛc. helfen soll. Ueberhaupt war St. Michael in alter Zeit, was wieder sehr bezeichnend ist, ständiger Patron der Begräbniß-Kapellen. An solchen Stellen haben sich denn noch viele Bräuchlichkeiten eingenistet erhalten und es wäre höchst lohnend, dort den Sagen und Legenden nachzuforschen, zumal da wir an der von Herrn Wolf für Sagenkunde herausgegebenen Zeitschrift ein Archiv erhalten haben, wo neue Ergebnisse am besten niedergelegt werden können.

[redacted]

So erklärt sich auch die Feier des Michaelitages; ursprünglich hielt die Kirche zwei verschiedene Gedächtnißtage des hl. Erzengels, den ersten am 15. März, den zweiten am 8. Mai, denen im J. 813 das Concil von Mainz den dritten, 29. September, hinzufügte. Der erste der drei Tage erlosch im Deutschland bald in seiner Bedeutung; der zweite, Michaels Erscheinung, erhielt sich nur in den Calendarien; der letztere aber wurde oder blieb vielmehr Hauptfest, da das Concilium gewiß nicht ohne Grund das Andenken des hl. Erzengels in die altheilige Zeit der Gemeinwoche verlegte, wo die Sachsen einst ihr großes Opferfest begingen, in eine Zeit also, welche durch heidnische Feste schon ausgezeichnet war, denen christliche Beziehungen zu geben für wichtig, ja nothwendig gehalten werden mußte. Hätte ein außerdeutsches Concil diese Anordnung getroffen, dann würde sie weniger bedeutsam für uns seyn; daß sie aber gerade in Mainz, dem Bischofssitze des hl. Bonifacius, der so viele Michaelskirchen gegründet und aus Wuotanstempeln umgewandelt hatte, zu Tage kam, das verleiht ihr hohe Wichtigkeit.

Wenn Wuotans Walten in Walhalla an den hl. Erzengel angelehnt wurde, so übertrug man sein Walten auf Erden dem christlichen Ritter, dem hl. Martin, der bekanntlich dargestellt ist, wie er reitend seinen Kriegsmantel mit dem Schwerte theilt. Diese Darstellung schon mußte den Heiden an Wuotan erinnern, der auch reitend gedacht wurde, dessen Wahrzeichen der Mantel war, der des Schwertes mächtig seyn mußte. Den Bekehrern lag es offenbar sehr nahe, die hl. Orte Gott und dem hl. Martin zu weihen, da dieser gerade von jeher in der Kirche in hoher Verehrung durch seine ausgezeichneten Tugenden stand. Dazu kam, daß sein Gedächtnißtag in eine Zeit fiel, die von dem Heidenthum in seiner letzten Periode vorzugsweise dem Wuotan geweiht war. Das alte Kriegsleben hatte seine Blüthezeit hinter sich, das Volk war mehr an feste Sitze gewohnt und das Schwert wich

mehr und mehr dem Pfluge; hiemit trat die Verehrung Wuotans als des Schlachtengottes immer mehr zurück, sein Cultus als des Gottes der Erndte, des Spenders aller guten Gaben rückte mehr in den Vordergrund. Für diese Eigenschaft des alten Gottes gab es zwar keine Analogie im Wesen und Leben des Heiligen, er hatte wohl des Schwertes und des Kelches gepflegt, nie des Pfluges; aber trotzdem wurde, was in Festen und Bräuchen einst dem Wuotan galt, nun an ihn angeknüpft, nicht von der Kirche, sondern vom Volke. Die Kirche kennt ihn nicht als Patron des Feldes, der Erndte; kein Gebet, kein Hymnus spricht dafür; auch das Volk verehrt ihn nicht als solchen in der Kirche, sondern entlehnte gleichsam nur seinen Namen zu den Festen, welche außerhalb derselben stattfinden, und das ist der sicherste Beweis für ihre heidnische Abstammung. (ib. S. 39 ff.) Was nun die dem Heiligen geweihten Kirchen betrifft, so finden sich diese auffallend häufig in Deutschland und Belgien. Der hl. Bonifacius hat die meisten Kirchen in Franken dem hl. Martin geweiht; die übrigen, auch häufig auf Bergen gelegen, z. B. in Kirchbierlingen, Canstatt, Worms, Cöln, Löwen, Metz, datiren in's höchste Alter hinauf. Verschiedene Bräuche und Vorgänge aus den Tagen der Merovinger scheinen gleichfalls anzudeuten, daß der Heilige als Ritter den alten Kriegsgott vertreten. Vor dem Beginne eines Feldzuges beteten die merovingischen Könige am Grabe St. Martins, um durch seine Fürsprache Sieg zu gewinnen; seine cappa, sein Mantel wurde dem Heere vorausgetragen, und Chlodowig weihte dem Heiligen sein Pferd, und kaufte es ihm später wieder um hohen Preis ab.

Stärker aber tritt das heidnische Element in den an den Heiligen angelehnten, noch lebenden Volksgebräuchen hervor. An seinem Tage brennen noch alljährlich die Feuer, laufen die Kinder mit Papier- oder Kürbislaternen durch die Felder, und die dabei gesungenen Lieder sind in hohem Grade

charakteristisch. Dem Feuer aber ging ein Festmahl zur Seite, von dem uns nur mehr das Martinsvögelchen*) verblieben, aus dessen Beinern geweissagt wird, oder das Martinsschwein, das mit seinen Würsten, Speck und Schinken an die Stelle des alten Ebers gerückt. Die Mahlzeiten, bei denen auch eigenthümliche Lieder gesungen und des Gottes Minne, zum Dank für den Segen des Weinberges, aus dem Horne getrunken zu werden pflegte, wurden bereits auf der antisiodorischen Synode (590) unter dem Titel: pervigiliae quos in honorem domini Martini observant, verboten. In den Spielen und Liedern der Kinder haben sich wohl die meisten Anklänge fortgetragen. Sie tanzen noch um ihre Martinsfeuer, wozu sie das Holz selbst gelesen, sammeln Aepfel, Nüsse und Früchte vor den Thüren, erfreuen ihr Herz an der Erscheinung des heil. Bischofs, der guten Kindern süße Dinge spendet, indeß der Knecht Ruprecht, gefürchteten Andenkens, ihn begleitet, an dem Backwerk der „Martinshörner“, Kuchen und Bretzeln, und glauben, daß der Heilige ihnen zu Liebe Wasser in Wein wandle. So stellen (wie E. Sommer, in den Sagen und Gebräuchen aus Sachsen und Thüringen 1846, erzählt) die Kinder der Halloren Krüge mit Wasser in die Saline; die Aeltern gießen heimlich das Wasser aus und füllen die Krüge mit Most, legen auf jeden ein Martinshorn, verstecken sie, und heißen die Kinder den „lieben Martin“ bitten, daß er ihr Wasser in Wein verwandle; dann gehen die Kinder Abends in die Saline und suchen die Krüge, rufend: „Marteine, Marteine, Mach das Wasser zu Weine!“ Dazu kommt der „Martinsreiter“ und mancherlei andere Gebräuche.

---

*) Iß gens Martini, wurst in festo Nicolai,
Iß Blasii semper, häring oculi mei semper etc. — Wackernagel's Leseb. I, 1030, ib. II, 232. Wunderhorn II, 434.

Auf St. Georg, der wutende uffe sime rosse*) ausreitet und vom Pferde herab den Drachen erlegt, konnten mancherlei Züge übertragen werden. Dem nordischen Mythus zu Folge verlieh Odin die Brünne, an welche der Sieg geknüpft war; damit hängt unser Sieghemd, auch „sant Georgen hemd" genannt, zusammen. Georg wurde als siegspendender Heiliger angesehen, der zugleich den Kriegern gutes, schönes Wetter senden konnte, und das paßt ganz wohl auf Wuotan **). — An den Tag des heiligen Bartholomäus knüpften sich verschiedene Gebräuche und Aberglauben, die wohl auf Wuotan gehen könnten. Dieselbe Zeit scheint ihm heilig gewesen zu seyn, denn mit den Legenden vom heil. Apostel hat er gar nichts gemein. In dieser Nacht treibt der „wilde Jäger" sein Wesen, und tanzen die Hexen; Volksfeste mit Hahnentanz rc. wurden gehalten.

Der letzte Heilige, unter dessen Hülle Wuotan mitunter erscheint, ist der Apostelfürst Petrus; doch sind die Fälle selten, denn in der Regel ist Petrus = Donar. Bedeutsam ist der „Peterbült", der Büsch, welchen man bei der Roggenärndte stehen läßt, auch das nordfriesische Bükenbrennen am Tage Petri Stuhlfeier; letzteres war ein Frühlingsfest, dann verließen die Schiffer das Land und begaben sich wieder zur See; Wuotan war aber der Gott der Schiffer, denen er günstigen Wind sandte, und diese fanden allerdings leicht in Petrus, dem Schiffer und Fischer, ihren Patron. Der Hahn mag dem Wuotan heilig gewesen seyn, und bei der

---

*) Hermann von Fritzlar (Pfeiffer I. 120.)

**) In England ward gerade um Weihnachten St. Georgs Drachenkampf dargestellt. — Das an der böhmischen Gränze (im sogenannten bayerischen Wald) gelegene Städtchen Furth feierte seinen Drachenstich alljährlich am Sonntag nach Frohnleichnam; an das dabei fließende Drachenblut war mancher Aberglaube geknüpft. Vaterländ. Magazin. 1840. Num. 45.

Aerndte als Opfer geblutet haben; auf das Letztere deutet das Hahnengreifen hin und die Mahlzeit: „der Hahn", den die Herrschaften in der Umgegend von Fürstenwalde den Mähdern geben.

Durch die Apostel des Christenthums wurden die Bilder des Gottes beseitigt; an ihrer Stelle erhoben sich die der Heiligen. Ein einziges scheint erhalten zu seyn mit dem an der Kapelle zu Kuppingen in Württemberg eingemauerten Bildwerk. Es ist die Büste eines alten Mannes, Haupthaar und Bart dünn und schwach, mit erhobenem Arme, umgeben von zwei Hunden oder Wölfen, einem Pferde und fliegenden Vögeln. Wir glauben, daß bei größerer Aufmerksamkeit ihrer noch Viele gefunden werden könnten; von diesem Standpunkte aus wird auch noch manch „zentnerschwerer Steinmetzenwitz" in unseren alten Domen seine Lösung erhalten, die bis jetzt häufig versucht, aber lange noch nicht zu sicherem Ergebniß gebracht ist. Besonders ergiebig aber müßten Nachgrabungen an altdeutschen Cultusstätten, sowie genaue Untersuchungen der Mauern alter Kirchen ausfallen.

Wir haben damit angedeutet, wie Herr Wolf die Mythen behandelt, namentlich die des Donar, des Fro, der Göttinnen Nehalennia, Frau Holda u. s. w., stets mit tadellosestem Sammlerfleiß und in geistreichster Combination, dennoch aber mit einer weisen Vorsicht, die nie das rechte Maß vergißt: jedenfalls besser und sicherer, zu wenig, als zu viel zu thun. Den leitenden Geist zu charakterisiren, führen wir zum Ueberflusse noch die Worte der Vorrede zu seinen „Beiträgen" an: „Daß dieses Gebiet ein willkommener Tummelplatz für moderne Literaturjuden und deren Genossen ist, auf dem prächtige Sporen zu verdienen, und in den Augen urtheilloser Frauen und gutmüthiger Nachbeter glänzende Waffenthaten gegen alles Katholische zu vollbringen sind, versteht sich von selbst, ebenso aber, daß solche Helden dem berühmten Ritter de la Mancha in keiner Beziehung nach-

stehen.“ In gleicher Weise hat sich Herr Wolf auch in der Vorrede zu seiner Zeitschrift ausgesprochen, wo er die Richtung und den Plan des Ganzen darlegt, und zur Theilnahme an der Arbeit einladet, jedoch die von antichristlichem Geist erfüllten sinn- und zuchtlosen Phantasien nach Art derer Daumer's, Ghillany's, Nork's u. A. im voraus entrüstet zurückweist.

XIII.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit anderthalb Jahren.

IV.

Rückblick auf die neue Gesammtkirche; die neue Unionstendenz; die kirchenregimentlichen Conferenzen zu Eisenach; die Stellung der Parteien: das linke Centrum, die Fraktionen der Linken und der Rechten.

Als vor neun Jahren ein verehrter Freund dieser Blätter daranging, in denselben eine Schilderung der protestantischen Zustände, zunächst in Deutschland, zu entwerfen *), theilte er insbesondere Musterproben aus dem verwirrten Chaos der Stimmen Einzelner über die Frage mit: ob und wie der deutsche Protestantismus es zu einem allgemein anerkannten christlichen Lehrbegriff bringen werde? Die große Mehrheit antwortete entschieden verneinend: eine neue Symbolisirung wäre qualificirter Selbstmord, und reale Einheit bestehe unter

*) S. die Artikel: „Die Kirche und die Kirchen“ Bd. XIII, S. 44 ff.

den Theologen nichteinmal über das Dogma der heiligen Allianz, über die Trinität. Seitdem ist die Sachlage wesentlich verändert. Die Stürme von 1848 haben die zerstreuten Blätter vom Baume der „freien Forschung“ auf Haufen geblasen, und zwar die meisten auf den des Confessionalismus, was ganz natürlich ist, da mit demselben Moment, neben vielen andern Freiheiten, am allermeisten die Bekenntnißfreiheit in verdienten Mißcredit gerieth. Jetzt also, und solange, bis ein anderer Wind wieder andere Gebilde heranweht, streiten nicht mehr die Einzelnen, sondern compakte Massen um jene Frage, die Mehrheit antwortet Ja, und während die verschiedenen Richtungen zur Linken und zur Rechten alle denkbaren Modifikationen über das Wie aufstellten, machte das Hauptgebilde der Windstöße von 1848, die „Innere Mission“, kurzen Proceß, indem sie durch ihren Kirchentag decretirte: es gibt eine „deutsche evangelische Kirche“ und, den dissensus abgerechnet, ist die Augustana von 1530 ihr anerkannter christlicher Lehrbegriff.

Wir haben versucht, den Geist steigender Verwirrung abzuschildern, der dem Beschluß voranging, ihn begleitete und ihm folgt; ähnliche Unternehmungen in den einzelnen Landeskirchen waren dabei noch nicht einmal in Betracht gezogen, und doch würde aller Schwarzstoff der Berliner-Kamine nicht ausreichen, die unausbleiblichen Folgen bloß jener That confus und dunkel genug zu zeichnen. Schmerzlich bewegt ruft bereits das Organ des eigentlichen Vaters derselben, Dr. Nitzsch in Berlin, selber aus: „Jeder Versuch, die Bande der Gemeinschaft unter den gläubigen Gliedern der evangelischen Kirche Deutschlands fester anzuziehen, wie vorsichtig und besonnen er angestellt werden mag, führt sofort die Gefahr mit sich, neue Spaltungen hervorzurufen“ *).

---

*) Zeitschrift für chr. Wissenschaft u. chr. Leben vom 7. Jan. 1854.

Im Verfolge der geschichtlichen Entwicklung dieses letzten Versuchs aber müssen nun alle protestantischen Principien zur Debatte und zur Entscheidung kommen; zum Streite um die Schlagworte: Gotteswort und Menschenwort, Bibel und Symbol, Union und Confession sind die Reihen schon geordnet einander gegenübergestellt. Eine unheilvolle Mittelstellung hat dabei die „deutsche evangelische Kirche" selbst mit ihrem Bekenntniß eingenommen. Sie will im Grunde weder die Union, noch die ausschließende Confession, und doch möchte sie wieder beides in einem Dritten; sie gibt den Einen die Sufficienz der Bibel nach, den Andern die strengste Verbindlichkeit der Symbole, und doch verbietet sie wieder beides. Sie wollte vereinigen, und an ihr als dem gemeinschaftlichen Feinde werden sich die Gegensätze erst recht schärfen; sie wollte die schreienden kirchlichen Bedürfnisse des deutschen Protestantismus befriedigen, und das hülflose Elend ist ärger als zuvor. Eigene Ueberzeugungen hat sie, eine — „Kirche", zum Opfer gebracht, und Verachtung auf beiden Seiten geärndtet; rathlos seufzen ihre Organe: „wären die Apostel und Kirchenväter unter einander so eifersüchtig gewesen, so würde es nie zu einer — christlichen Kirche gekommen seyn" *). So sagen sie, und verdutzt stehen die Katholiken in sprachlosem Erstaunen über derartige Begriffe von der — „Kirche"!

So schwer findet man sich katholischerseits in eine solche Anschauung vom Wesen der Kirche, daß man dort geneigt war, den von der „Innern Mission" und dem „Kirchentag" angenommenen Titel der „deutschen evangelischen Kirche" für eitle Prahlerei zu halten. Wir verstehen nämlich wohl, wenn ein halb Dutzend Pfarrer in der ehemaligen Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth auftreten und sagen: die wahre sichtbare Kirche, die Braut Christi „der Leib Christi, soweit er in

---

*) Evang. K.-Z. vom 24. Dez. 1853.

[redacted]

diesen letzten Tagen sichtbar ist"*) — ist da, wo das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut des Evangelii gereicht werden; das geschieht aber nur bei uns, wo das Abendmahl nach Luthers Erklärung gereicht wird; also sind die wahre sichtbare Kirche wir, und mit uns Einer in Baden, zwei in Nassau, drei in Sachsen, einige in Preußen und Nordamerika ꝛc., jeder mit seiner Heerde; und wir lächeln, wenn der nächste beste Calvinist oder Unirte darüber kommt und einwendet: Luthers Erklärung ist eben als klarer Ausspruch Jesu erst noch zu erweisen. Oder wenn gleich daneben ein Erlanger-Theologe sagt: aus allen den grauenvoll zerrissenen und geschändeten äußeren Gemeinschaften der Landeskirchen diejenigen herausgehoben, welche „wahrhaft an Christum glauben", das wäre die wahre sichtbare Kirche. Oder wenn mitten aus den Bischöfen der anglikanischen Kirche heraus, die selber für die Eine heilige katholische und apostolische Kirche sich ausgibt, ein niederkirchlicher Lord-Bischof ruft: was man sichtbare Kirche nennt, ist Alles nur rein äußerliche und menschliche Anstalt, ich glaube zwar auch eine allgemeine, wenn man will, sichtbare Kirche, die aber nichts anderes ist, als das Convolut aller „Bibelleser" auf dem Erdboden. Oder wenn milden Sinnes und mit einem Herzen voll Sehnsucht, den Völkerstrom zum Gotteshausberge anbrechen zu sehen, Herr von Gerlach kommt, und**) Gott inbrünstig dankt für die Reformation sowohl, als für den Hirtenbrief des Erzbischofs von Freiburg, da dieses wie jenes „ein Triumph der Einheit der Kirche", der wahren und sichtbaren Einheit des Reiches Christi sei. Oder wenn die Männer der Evangelical Alliance den Begriff einer sichtbaren Kirche consequent als verdammlichen Glaubensdespo-

---

*) wie Dr. Besser auf der jüngsten Leipziger-Conferenz der Altlutheraner sich ausdrückte.

**) wie er in der Neujahrs-Rundschau 1854 wahrhaft rührend gethan.

tismus auffassen, und ihr chassez l'église! und „jedes Bekenntniß ist vom Teufel" in Theorie und Praxis predigen — Alles das vermögen wir uns zu erklären. Wir finden sogar nichts natürlicher, als diese Entwicklung des Begriffs von der Kirche durch alle Stadien von dem wackern Pfarrer Löhe in Neuendettelsau an, bis zu den Zahlmeistern der englischen Apostel in Piemont und Toskana; denn wenn die wahre sichtbare Kirche nothwendig nur da ist, wo Lehre und Heilsmittel wahr und schriftgemäß sind, das Kriterium für diese zwei Eigenschaften aber seit dreihundert Jahren unerfindbar blieb, so ist der Gedanke endlich verzeihlich, daß der leidige Satan selbst die armen Menschen mit dem Phantom einer wahren sichtbaren Kircheneinheit äffe. Allein — zugeben: neben der unsichtbaren Kirche, wozu alle Gläubigen und Auserwählten im Himmel und auf Erden, aller Zeiten und Länder, aller Confessionen gehören, müsse als göttliche Stiftung nothwendig auch eine sichtbare Kirche seyn; zugeben, daß diese wahre sichtbare Kirche nur da sei, wo die „einträchtige Lehre des reinen Worts und die schriftgemäße Verwaltung der Sacramente ist"; zugeben, daß dieses Kennzeichen zwischen ganz verschiedenen Parteien unvereinbar streitig ist; dennoch diese Parteien, Thesis wie Antithesis, zusammenfassen und als „deutsche evangelische Kirche", wenigstens als Grundlage der wahren sichtbaren Kirche, der noch „idealen" Kirche der Zukunft proclamiren — das ist neu und überraschend. Es ist aber, wie gezeigt (S. 62 ff.), geschehen und die ganze lutherische Seite der „Innern Mission" und des „Kirchentags" gefällt sich eben darin.

Mögen Andere in der neuen Gesammtkirche nur eine neue Union oder Conföderation in neuem Rock, gleich ähnlichen pur äußerlichen Combinationen der verschiedenen Landeskirchen, sehen, wie vielleicht der größere Theil der Anhänger der Kirchentagsschöpfung, die an Zahl gewiß viel stärker sind, als man auf den ersten Blick glaubt; so hat

doch jedenfalls gerade der edelste Kern des großen Bundes das Wesen jener „Kirche“ viel tiefer gefaßt. Ihre ganze Erscheinung nämlich ist das sonderbare Produkt einer eigenthümlichen, durch die Zeitverhältnisse herbeigeführten Amalgamirung zweier im Grunde sich abstoßenden Elemente. Wenn wir die „Innere Mission“ nicht, in dem weiteren Sinne des Ausdrucks, gemeinhin als Mission innerhalb des protestantischen Gebietes, im Gegensatz zur Gustav-Adolfs- und zur Heiden- und Juden-Mission auffassen, in welchem Sinne die würtembergischen Separatisten so gut, wie die bayerischen Altlutheraner ihrer pflegen, sondern als den bestimmten, weitverbreiteten, unter dem Berliner Central-Ausschuß und dem Kirchentag stehenden freien Verein des Namens — so treten die beiden Elemente schon bei oberflächlicher Betrachtung erkennbar an ihm hervor, als Pietismus und Confessionalismus.

Die glückliche Inconsequenz des Pietismus allein hat das Salz gebildet, das, in die stagnirenden Wasser der Orthodoxie geworfen, die Auflösung des Protestantismus bisher verhütet hat. Im Wesen des Pietismus, als einer Separation in kleineren Kreisen, lag es aber einerseits, christlich und kirchlich zu scheiden, die unsichtbare Kirche, bei der handgreiflichen Grundverderbniß seiner sichtbaren, für die einzig mögliche und vollkommen hinreichende Einheit zu halten, in demselben Maße die Confession geringer zu schätzen, und nur im Allgemeinen auf Gläubig-Seyn zu bringen. Andererseits wirkte seine praktische Tendenz zur Gottseligkeit eben dahin; mit Recht bemerken daher die bayerischen Altlutheraner jetzt, Angesichts seiner neuesten Entwicklung: „Der Pietismus ist der Großvater, wenn nicht gar der Vater des Rationalismus, denn im Pietismus haben sie angefangen, das ernste Halten auf lautere Lehre über die Achsel anzusehen, und haben den Hauptnachdruck auf die Heiligung, d. i. auf die Werke gelegt, und je länger je mehr auf die Werke

getrieben; da war's dann dem Unglauben leicht, unter dem Schein der Tugendliebe und des Edelsinns an der faulgewordenen Rechtgläubigkeit zu rütteln und sie zu stürzen" *). Gerade in der Reaction aber gegen die rationalistische Degeneration mußte sich der Pietismus den Resten des Confessionalismus wieder nähern, und von dem strengen zurückgestoßen, fand er sich doch freundlich angezogen von dem reformirten und dem ebenfalls in der Reaction gegen den Rationalismus mächtig heranwachsenden unirenden. Von jenem, der als ein Complex ganz ungleichartiger Theile nie ein gemeinsames Symbol gehabt, gingen die zahlreichen Unions-Versuche des 17ten und 18ten Jahrhunderts aus; die deutschen Reformirten insbesondere waren um so eifrigere Unionisten, als einerseits ihr Heidelberger-Katechismus ein eigentliches Symbol nicht ist, strenger Confessionalismus sie also nicht festhielt, andererseits ihre Stellung in Deutschland die eines fremden Gewächses und stets precär war. Schon zu Löscher's Zeit fürchtete man die Macht ihrer Unions-Pläne „wegen des Reichthums der Engländer und Holländer, und wegen des Einflusses, den diese beiden Staaten in die Welthändel hätten"; und „die meisten Unions-Vorschläge der Reformirten", sagt derselbe Theologe, „kommen von ihrem Indifferentismus und ihr gemeines Vorgeben, daß die Controversien, die wir mit ihnen haben, Logomachien oder Kleinigkeiten wären" **). Von einer organisirten, äußerlich sichtbaren „Kirche" mit scharfgezogenen Gränzen konnte bei ihnen so wenig die Rede seyn, als bei den Pietisten. Beide mußten aber in der gemeinsamen Noth vor dem Andringen des fressenden Unglaubens um so leichter sich die

*) S. das in seiner Art hochachtbare Organ der Löhe'schen oder bayerisch-altlutherischen Partei: „Correspondenzblatt der Gesellschaft für innere Mission nach dem Sinne der lutherischen Kirche." Nördlingen bei Beck. 1850. S. 23.

**) A. a. O. 1852. S. 4.

Hände bieten „zu einem Kirchenbau aus allerlei vermischten Bausteinen, aus Leuten von verschiedenem Bekenntniß, so daß Irrthum und Wahrheit gleiches Recht und gleiche Geltung haben — zur Union und Allerweltskirche."

So klagen die Strenglutherischen in Deutschland, ein kleines Häuflein, das sich erst jetzt recht zu sammeln und zu sondern beginnt, nachdem die unionistisch-pietistische Praxis, „sich mit solchen zu verbinden, von denen man aus Gottes-Wort überzeugt ist, daß sie in hochwichtigen Punkten der evangelischen Lehre irren, und ihren Irrthum lehrend weiter verbreiten, und daß man die Wahrheit (der Offenbarung) für minder wichtig hält, als die Werkthätigkeit" *) — auf's höchste gestiegen ist. Der mächtigen Unions-Tendenz ist nämlich auch das zähe Lutherthum nur zum kleinsten Theil widerstanden, was sich aus der Noth der Zeit leicht erklärt. Die Strömung ist in der allgemeinen confessionellen Verrottung so gewaltig über alle deutschen Landeskirchen dahingegangen, daß sie in der That sammt und sonders faktisch unirt geworden sind, selbst ohne Reformirte zu haben, so daß es Gegenden gibt, wo kein Reformirter existirt, und doch Union im Lande herrscht. Es ist dieß aber nicht die preußische, oder irgend eine andere staatlich octroyirte Union, sondern die allgemeine vom Pietismus nicht weniger, als andererseits vom rationalistischen Indifferentismus getragene Tendenz. Man legt sie gemeinhin ganz der listigen Tücke des Unglaubens zur Last, aber fälschlich; gerade die Gläubigen erwarteten von ihr in den Unionsjahren 1817 und 1818 einen neuen Aufschwung, und noch zur Stunde bemerkt man über ihre Herrschaft in der Pfalz z. B. mit Recht: „daß gerade die christlichen und gläubigen Leute entschieden und vom Herzen unirt gesinnt sind; sie sind durch und durch pieti-

*) K. a. D. 1850. S. 23.

stisch, und nicht im mindesten hochkirchlich gefärbt"*). Was freilich die endliche Frucht auch dieser Unionstendenz seyn wird, ist eine andere Frage; die Resultate der staatlichen, deren Hauptträger die ungläubigen Fraktionen waren, liegen vor Augen. Man könnte füglich jene die positive, diese die negative Union nennen; die strengen Confessionalisten aber erwarten auch von jener nichts anderes, als „völlige Auflösung der sichtbaren Kirche."

Indeß ging mit der positiven oder pietistischen Unions-Tendenz eine große Veränderung vor, dadurch daß sie aus ihren kleineren Kreisen heraustrat, und das zähe Lutherthum in sich aufnahm. Damit kam ein sehr bedeutendes confessionelles Ferment in sie hinein; fast die ganze Blüthe der Lutherkirche, namentlich der preußischen, wurde in ihr thätig, Männer wie Hengstenberg sogar; die Zeitläufte halfen mächtig bei, und so ist die „Innere Mission" als wunderliche Zwittergestalt von Pietismus und Confessionalismus entstanden, eine Art potenzirter Conventikel und pietistischer Sektirerei im Großen, mit ursprünglich unirender Tendenz, bei der jedoch die Sonderconfession vom lutherischen Bestandtheile aus sehr vorschlägt. Selbst in ihr noch regt sich der lutherische Stolz, die allein wahre Kirche und Lehre zu haben, auf den die fast durchweg von den Reformirten ausgegangenen Unions-Pläne durch zwei Jahrhunderte stießen, obgleich die meisten Lutheraner jetzt selbst gegen die „Anmaßung der alleinseligmachenden Kirche" protestiren**). Man hat auch für den Bund nicht den von ihrer negativen Erscheinung her höchst verdächtig gewordenen Namen „Union", sondern den der „Conföderation" gewählt; die Sache jedoch blieb sich gleich, und die in der unionistisch-pietistischen

---

*) Darmst. K.-Z. vom 3. Nov. 1853.

**) Lücke's Aufsätze in der „Zeitschrift für chr. Wissenschaft u. chr. Leben." 1853. Num. 6 ff.

Tendenz nicht befangenen Lutheraner sehen ganz consequent in der Conföderation nicht weniger Abfall vom Glauben und Sünde wider den heiligen Geist, als in dem „Teufelswerk“ der Union. Welche Macht aber das lutherisch-confessionelle Element in der „Conföderation“ behauptet, beweisen zwei merkwürdige Erscheinungen. Erstens, daß es dem Pietismus den schon sehr in den Hintergrund getretenen, theoretisch und praktisch überwundenen Artikel der stehenden und fallenden Kirche vom Sola-Glauben wieder aufgedrängt hat, so daß die ganze Conföderation auf diesen Satz gebaut erscheint, und nur die neue Predigt der alten Justifikations-Theorie seyn will. Zweitens, daß die „Innere Mission“ offenbar den Vorwurf nicht auf sich liegen lassen wollte: ihrer allgemein christlichen Richtung mangle „das nothwendige Gegengewicht, ein rechter einiger Mittelpunkt ihres Denkens und Strebens, der Gedanke der Kirche, d. h. der sich in der Zeit gestaltenden rechten sichtbaren Kirche“ *). Daher — die „deutsche evangelische Kirche“ und der Berliner-Beschluß vom 20. Sept. Wir berufen uns dafür, zur gegenseitigen Erklärung, auf Num. I. der „Streiflichter“.

Den ächten Lutheranern der unionistisch-pietistischen Conföderation, neben welchen dieselbe freilich auch viele „Allerweltslutheraner“ **) zählt, ist es gewiß sehr ernst mit dieser

---

*) Correspondenzblatt 1850. S. 59.

**) „Alle Parteien, die sich zwischen dem reformirten und römischen Bekenntniß bewegen, versichern gut lutherisch zu seyn, und wer seine bescheidenen Zweifel gegen dieses Allerweltslutherthum zu äußern wagt, der nehme sein wahr, man läßt es ihm gewiß nicht ungestraft hingehen. So wird man alle Tage an das Lutherthum jenes Pfarrers erinnert, welcher, obschon er die Gottheit des Herrn Christus und die Dreieinigkeit läugnete, doch einem ihn strafenden Pfarrkinde versicherte: Ich bin gewiß lutherisch, denn Luther würde, wenn er jetzt lebte, gerade so lehren, wie ich.“ A. a. O. 1852. S. 17.

ihrer „Kirche“. Zwar hat der antilutherische Unions-Häuptling Dr. Nitzsch den bezüglichen Antrag am „Kirchentag“ eingebracht; aber gerade dieses ist uns der sicherste Beweis, daß die Lutheraner durchaus eine wahre sichtbare Kirche in ihrer Conföderation grundgelegt haben wollten; um sie zu beschwichtigen, festzuhalten, hat man ihnen die größten, zur Zeit ohnehin noch durch andere Rücksichten angerathenen Concessionen gemacht, hat als „gemeinsames“ Bekenntniß sogar die Augustana von 1530, statt der von Melanchthon zu Gunsten der Calvinisten und der Union tückisch veränderten Augustana von 1540, vorgeschlagen. Die allgemein christliche, unionistisch-pietistische Tendenz hat ja von diesem augenblicklichen Vordringen des Confessionalismus für die Dauer nichts zu fürchten; sie kennt wohl die unwiderstehlich nivellirende Natur ihres Wesens. Die conföderirten Lutheraner aber setzen sich darüber hinweg, in der bestimmten Hoffnung, daß ihr Einfluß die ganze Conföderation allmählig lutheranisiren werde*). Sie halten die Hoffnung allerdings möglichst geheim, wie denn die streng Confessionellen überhaupt bitter klagen: „Will ja die gegenwärtige lutherische Kirche selbst die Worte: Bekehrung, Uebertritt, Bekenntniß, den Reformirten gegenüber kaum in den Mund nehmen; gewiß sträubt sich kaum der Reformirte selbst mehr gegen Bekehrung rc., als die meisten lutherischen Pfarrer, wenn sie aufgefordert werden, an ihre reformirten Bekannten und Pfleglinge diese Zumuthung zu stellen“ **). Unseres Wissens ist auch seit Menschenaltern der Fall eines solchen Uebertritts nicht dagewesen; soweit ist es mit der positiven und negativen Unions-Tendenz schon gekommen, aber die kirchentäglichen Lutheraner hoffen doch von ihrer Conföderations-Kirche, wie wir sie in Num. II und III der „Streiflichter“ abgeschildert haben.

---

*) S. Num. III der „Streiflichter“ S. 152 ff.

**) A. a. O. 1852. S. 5.

[redacted]

So unterscheiden wir, das Ziel dieser Kirche angesehen, in ihr selbst zwei grundverschiedene Parteien: die Eine will sie für ihren Confessionalismus fiskalisch machen, die andere will sie bis zur förmlichen Lehrunion fortbilden; dort schlägt das lutherisch-confessionelle, hier das unionistisch-pietistische Element des Amalgams vor. Vor den Gegnern, die über Verrath der heiligsten Interessen schreien, haben jene sehr schweren Stand, ihre Mahnungen: Geduld, Geduld! werden mit bittern Vorwürfen über kurzsichtige Verblendung erwidert; diese dagegen haben leichtes Spiel. Da ihnen an der Confession nichts liegt, sie im Gegentheil ihre Ecken principiell überall abzuschleifen trachten, so können sie den Beschluß vom 20. Sept. in seiner Tragweite extenuiren, soweit es nur immer die Rücksicht auf ihre lutherischen Conföderirten gestattet. Sie fördern ja gerade damit ihre pietistische Unions-Tendenz gegen das confessionelle Element. Betrachten wir nur, wie Dr. Müller die Vorwürfe der drei Fakultäten *) zurückweist! Für's Erste hält er den Herren Erlangern sehr treffend vor: sie seien ja selbst „nach dem Zeugniß ihrer bisherigen Werke weit entfernt, mit jeder dogmatischen Bestimmung der Augustana einverstanden zu seyn"; für's Zweite aber ist es ihm völlig ernst, wenn er sie tröstet: sie hätten ganz Recht, „wenn der Beschluß (vom 20. Sept.) kirchenstiftender oder unionsschließender Natur seyn, wenn er überhaupt eine rechtliche Bedeutung haben sollte", möchten sich aber nur „beruhigen über die von ihnen befürchteten Folgen"; die Union selbst habe nicht im geringsten die Absicht, „die Augustana von 1530 zur rechtlichen Grundlage des unirten Kirchenthums (zu ihrem consensus, dem es sonst noch an anerkannter Formulirung fehle) zu machen"; es habe sich bei dem Beschluß bloß um „moralischen Einfluß" gehandelt, „um ein lebendiges, praktisch-theoretisches Eingehen in einen Proceß religiöser Erkenntniß", „die leuchten-

*) S. oben S. 156 ff.

den Gedanken der Augustana dem Geist und Herzen der evangelischen Christen näher zu bringen“ *).

Das ist die ächt pietistische Unions-Tendenz! Auf's allerbescheidenste stellen die Wortführer dieser positiven Union ihre Forderungen an die Confessionellen, welche sich endlos mit ihrem maßgebenden, unveränderlichen, absolut verbindlichen Bekenntniß, ja zum Theil mit der seligmachenden sichtbaren Kirche, als dem Quell der Wahrheit, plagen. Ihre „Landeskirchen“ sollen nach wie vor lutherisch seyn, und nur ihre scharfen Waffen ablegen: den Neigungen zur Union nicht mit Verdammungssucht entgegentreten, in den rechtlich unirten Kirchen nicht die Separationsgelüste fördern, die unirten Brüder nicht für Separatisten und Irrgläubige halten, ihnen und den Reformirten das lutherische Abendmahl nicht weigern, überhaupt „nicht den oberrheinischen Bischöfen gleich, zur Beschönigung ihrer Hartnäckigkeit das Wort gebrauchen: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Unter dieser Voraussetzung mögen Hannover und Mecklenburg in Ruhe lutherisch seyn, obwohl man bei ihnen, die Sache näher besehen, die gerühmte Kirchenblüthe nicht finde; auch Sachsen, obwohl dort in der großen Mehrzahl von Predigern und Laien der Rationalismus noch so tief stecke, daß schon die reformirte Dogmatik als sehr orthodox, ja als zu orthodox gelten müßte; auch Würtemberg, wo „insbesondere die viel verbreiteten Stillen im Lande, die fortwährend ein gar heilsames Ferment für Glauben und Kirchlichkeit bil-

*) Im Uebrigen hat sich Müller schon so verinnerlicht, daß er trotz Diesem und Jenem „allen theologischen Hader der streitenden Kirche bereits verschlungen sieht von den ewigen Harmonien der triumphirenden.“ Sein einziger Trost ist, daß alle Gegner von Montalembert bis zu den Erlangern immer nur den „veräußerlichenden Maßstab“ anlegen. — Zeitschrift für chr. Wissenschaft u. chr. Leben 7. Jan. 1854.

[redacted]

den, nichts weniger als confessionell rigoristisch und exclusiv sind. *)" Kurz, wenn vorerst nur nicht die Abschließung der Gnesiolutheraner in Masse erfolgt — und dafür ist die Kirchentags-Arbeit gut! — dann wird der vollständige Zweck sicher erreicht werden — das glauben die positiven Unionisten so fest, wie die lutherischen Gegner der pietistischen Unions-Tendenz und ihres langen Schrittes vom 20. Sept.; den Schluß aber würde eine durchgängige Union der Lehre, wie des Lebens bilden!

Hier nun stoßen wir auf einen Punkt, der die Letzteren am gewaltigsten in Harnisch bringt, weil sie darin periculum in mora und ein flagrantes Attentat auf ihren Bekenntnißstand sehen. Wohl, erklären sie, eilt es euch nicht mit der Umwandlung euerer Conföderation in eine förmliche Lehr-Union; aber mit List und Trug habt ihr der negativen oder absorptiven, staatlichen oder Landeskirchen-Union ein positives Mäntelchen umgeworfen, und in dieser Gestalt wollt ihr zunächst sie uns auf den Hals schicken. Das ist der tiefste verborgene Zweck eueres Beschlusses! sagen z. B. die drei Fakultäten **). „Denn bisher ist die Confessionslosigkeit der Union ein nicht zu beseitigender Vorwurf gegen dieselbe gewesen; wird man nicht von jetzt an den Beschluß des Kirchentags dazu verwenden, die Möglichkeit einer nicht confessionslosen Union, ja das Daseyn eines reformatorischen Unions-Bekenntnisses zu erweisen, und den Widerstand, welcher lutherischerseits der Union entgegengesetzt wird, um so zuversichtlicher als bloß fleischlichen Eigensinn oder hartnäckigen Unverstand darstellen? Und doch müßte einer im Namen eines solchen Scheinbekenntnisses sich aufdrängenden Union nicht weniger widersprochen werden, als der offenkundig — bekenntnißlosen."

*) Darmst. K.-Z. vom 14. Jänner 1854.

**) S. ihren S. 158 angeführten Protest.

Damit ist speciell die preußische Union gemeint, denn die übrigen Landeskirchen-Unionen sind daran oder gar schon fertig damit, auf anderm Wege aus „bekenntnißlosen" in Unionen mit formulirtem Consensus oder positiver Lehreinheit sich zu verwandeln. Die preußische aber findet sich überhaupt in ganz eigener Lage sowohl im Innern, als durch die Ungunst, welche ihre bisherige Entwicklung seit 1848 von Oben her zu befahren hatte, „weil man unbegreiflicher Weise die Union, die seit 1817 bestand, darauf gestellt hat, als ob sie den Aufruhr begünstigt habe" *). Es ist hier nicht der Ort, auf die neueste Geschichte dieser Union näher einzugehen; aber in der That schien sie ihrer Auflösung entgegen zu wanken, und besteht faktisch fast nur mehr in der Einheit des Kirchenregiments. Ihr drohender Zerfall aber in drei Kirchen (denn drei sind in Wahrheit aus der Vereinigung der ursprünglichen zwei geworden: die unirt-lutherische, unirt-reformirte und unirt-unirte), in die lutherische, reformirte und unirte, wäre nicht nur ein schwerer Schlag für die unionistisch-pietistische Zeitströmung selbst, sondern eben deßhalb auch für die preußische Hegemonie im protestantischen Deutschland, also eine politische Niederlage gewesen. Es galt daher, ihr eine feste Stütze zu schaffen, und die Art, wie es durch den fast ganz preußischen Berliner Kirchentag geschah, hat diesem selbst den Vorwurf „profaner Politik" zugezogen **). Man hatte auch

*) Dr. Pischon: Die Augsburg. Confession und der Berliner-Kirchentag. Berlin 1853. S. 12.

**) Vergl. oben S. 71; 159. — Merle d'Aubigné erklärte nach seiner Rückkehr von Berlin in einer Versammlung zu Genf, unter einem Strom von Lobpreisungen über den König von Preußen, den „treuen Freund der evangelischen Interessen auf dem Throne", der den Kirchentag auch selbst besucht und den er (Merle) persönlich kennen gelernt, auf die Frage: ob der kirchentägliche Beschluß auch eine „politische Wichtigkeit" habe? Das sei allerdings der Fall, indem „der Entschluß der Erhaltung des Protestantismus auch

[redacted]

in öffentlichen Blättern ohne Hehl ausgesprochen, daß vom Kirchentag die „Rettung der preußischen Union" zu erwarten sei, und jubelte nachher, daß jener diese unter die Flügel genommen. Gemeinhin denkt man dabei, wie oben die drei Fakultäten, an das einfache Manöver, daß die bisher hinter dem undefinirbaren „Consensus" verschanzte Bekenntnißlosigkeit der eigentlichen Unions-Partei durch Annahme der Augustana vom 20. Sept. als formulirte Norm jenes „Consensus" allen Anklagen ein Ende mache, und wenn auch sogar der sehr positive Nitzsch, treu der unionistisch-pietistischen Indifferenz, dagegen protestirt, so werden wir doch an der Pfälzer-Union ein Beispiel sehen, was desfalls Noth und Drang von Oben nicht Alles vermögen. Es existiren aber in der That noch ganz andere Beziehungen der kirchentäglichen Conföderation und ihres oftgenannten Beschlusses zur officiellen preußischen Union, deren Untersuchung nach beiden Seiten hin zur Erläuterung dienen wird.

Unter allen deutschen Landeskirchen ist die preußische die einzige, auf welche die Conföderation der „Innern Mission" nach allen Richtungen hin paßt; auf dem Boden der ursprünglich rein negativen Unionen am Rhein z. B. hätte sie nie entstehen können. Man irrt nicht, wenn man sie geradezu als eine neue wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage der specifisch-preußischen Union betrachtet, als das höhere Dritte, in dem diese aufzugehen bestimmt ist. Sie ist gesteigert und erweitert in zwei Beziehungen. Denn erstens geht sie wieder, wie jene alten Unionsversuche in der Zeit der heftigsten theologischen Kämpfe im 17. Jahrh., auf Unirung der Gesammtheit aller protestantischen Kirchen in Europa, wenigstens in Deutschland, während die Unions-Idee später sich

---

Preußen mit der ihm von Gott gegebenen Entwicklung als nöthiges Gegengewicht gegen Oesterreich erhalten muß." Kreuzzeitung vom 17. Nov. 1853.

praktisch einschränkte und bloß mehr die einzelnen Landeskirchen behandelte. Zweitens steuert sie direct auf das leuchtende Ziel des auch allen diesen abgefallenen Kirchen noch innewohnenden Triebes nach Katholicität, auf die Lehrunion hin, fängt mit dem Bekenntniß, der Seele aller realen Union, schon gleich an, abgesehen natürlich davon, wie das „gemeinsame Bekenntniß in Natura aussieht, und zwar thut sie dieß in positiver Richtung. Das Leben läßt sie unberührt in seiner Trennung; sie gebietet keine Cultus- und Abendmahls-Gemeinschaft; es könnte deßhalb scheinen, sie wäre weniger Union, als selbst die preußische Union, der westdeutschen zu geschweigen; denn „Union am Altar ist Union über alle Union" *). In der That aber liegt darin nur die wesentliche Verbesserung der zweiten Auflage gegen jene erste, welche in diesem Punkte auf ein übelgerathenes quid pro quo verfallen war, denn aus Lehreinheit wird Lebenseinheit, nicht umgekehrt. Eine kurze Vergleichung wird die Sache klarer machen.

Die preußische Union hat wie die anderen Landeskirchen-Unionen ihren negativen oder gegen das Bekenntniß absorptiven Charakter im Laufe der Entwicklung hinreichend bewährt, aber er war bei ihr nicht anfänglich und principiell ausgesprochen, vielmehr sorgfältig verborgen. Allerdings lag ihr derselbe Gedanke zu Grunde, und die bestimmte Erwartung, daß bei einer praktischen Union die confessionellen Lehrdifferenzen sich mehr und mehr auf das confessionell Gemeinsame reduciren müßten, und so entsprang bald der „mittlere Proportionalglaube (Consensus) und das Versteckensspiel damit." Doch aber richtete man ein formulirtes Unions- oder Consensussymbol nicht auf; denn man hatte die Sonderconfessionen nicht nur nicht, wie in der Pfalz, in Baden, in Nassau, aufgehoben, sondern ihnen sogar ausdrücklich die Erlaubniß ertheilt, zu gelten, soviel sie könnten, auf dem doktrinellen

---

*) wie die Altlutheraner sagen.

[redacted]

Gebiete nämlich, nur dürften sie sich nicht mehr geltend machen als hinreichende Gründe der Trennung im kirchlichen Leben und in der Verfassung. „Die Aufgabe einer wirklichen Lehrform-Einheit betrachtete man als eine ideale, deren endliche Lösung zu ihrer von Gott vorhergesehenen Zeit und Stunde man dem Walten der göttlichen Gnade und Weisheit im Unionswerke vertrauensvoll anheimstellte“*). Die göttliche Gnade ließ aber das pure Gegentheil zu. Der „mittlere Proportionalglaube“ griff unter besonderm Beistand des reformirten Elements, das, ohne feste Glaubensregel, immer die „Matadoren der atomistischen Schriftauslegung und Geschichtsbetrachtung“ geliefert, mächtig um sich, und erklärte die Symbole als abgethan für immer und ewig, während die Gegenpartei natürlich nur um so schärfer deren absolute, unvergängliche, auf Begriff und Ausdruck sich erstreckende Autorität betonte, sich von Neuem in die orthodoxe Dogmatik vertiefte und die alten Bahnen des Symbol-Formalismus einschlug. Der berüchtigte Versuch der übereilten Unions-Agende, dafür die Einheit im kirchlichen Leben, im Cultus, um so straffer zu spannen, goß Oel in's Feuer; das Schlagwort erschallte immer intensiver: die beiden Confessionen dürften nicht aufgehen in dem Willkür-Bau einer uniformirten Kirche, und seit 1848 fand es fast rücksichtsloses Gehör. Man ließ sich die Union nur noch als Provisorium gefallen, das man möglichst bald abthun müsse, und die Früchte vierzigjähriger Bemühungen wären der Vernichtung nahe gestanden, wenn nicht — die „Innere Mission“ dazwischen getreten wäre mit dem Machtgebot: ja, Provisorium, aber zu Gunsten definitiver Union!

Aber klüger mußte dießmal die Sache angefangen werden. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß sie nicht vom praktischen Leben, bei noch differentem kirchlichen Lehrbegriff,

*) Lücke's Aufsätze a. a. O.

ausgehen könne; nur auf eine formulirte Bekenntniß-Einheit gegründet, habe sie Bestand, und sei einmal die Lehr- und Bekenntniß-Union da, so ergebe sich die Union im kirchlichen Leben von selbst. Um aus dem Provisorium in's Definitivum überzutreten, bedürfe es also nur der Erfindung einer festen Eintrachtsformel für die Glaubenseinheit zur Befriedigung Aller; diese brauche auch nicht gleich im Anfang allzu enge gesteckt zu seyn, z. B. nicht auch die durch keinen kecken Griff entwirrbare Verwicklung in der Lehre vom zarten Frohnleichnam zu lösen; im Leben könne doch allmählig auch desfalls Union werden. Wie viele Auskunftsmittel gibt es nicht? Gar nicht zu reden von dem umständlichen Vorschlage des Organs der „Innern Mission" für die höhern Stände*), wie bequem erweist sich nicht zu solchen Zwecken z. B. die alte und noch vielfach gebrauchte eigentlich unirte Distributions-Formel: „Christus spricht: das ist mein Leib 2c."? Schon die negativen Unionisten haben einst im pflichtmäßigen Streben, „den Wünschen aller Zuhörer ein Genüge thun," und doch weit entfernt von der „großen Kühnheit" der Rationalisten**), diese Formel warm empfohlen; denn, sagt der bayerische Agendarius Dr. Seiler, „Jesu Worte haben doch eine besondere Autorität

*) Herr Gelzer läßt sich aus „Ost-Rußland" unter großem Jammer über den neuausbrechenden „alten Hader" schreiben: „Glücklich sind wir in hiesiger Gegend, daß uns der Herr vor diesem Wesen behütet hat. Wir bedienen die Lutherischen lutherisch, und die Reformirten reformirt, d. h. wir predigen Allen das Eine Evangelium, und reichen den einen beim Abendmahl die Hostie und den Andern brechen wir das Brod; und das glauben wir als Diener Christi ohne Gewissensscrupel thun zu können." Protest. Monatsblätter, Dez. 1853. S. 417.

**) Eine ihrer angesehensten Paraphrasen lautete: „Genießen Sie dieß Brod; der Geist der Andacht ruhe auf Ihnen mit seinem vollen Segen. Genießen Sie ein wenig Wein; Tugendkraft liegt nicht in diesem Wein, sie liegt in Ihnen, in der Gotteslehre und in Gott." Nördlinger Correspondenzblatt. 1852. S. 25.

[redacted]

und einen vielumfassenden Sinn; die Freiheit der Christen wird durch sie nicht eingeschränkt; ein jeder Communikant kann dabei denken, was seiner subjektiven Ueberzeugung gemäß ist." Kurz — mit der Lehre war dießmal anzufangen, und nicht, wie doch noch manche Anhänger der einseitig pietistischen Unionstendenz von 1817 endlos versicherten, mit dem Leben. Vergebens stellten diese den confessionell-pietistischen Neo-Unionisten vor: anders lasse sich keine Union auch nur anfangen; bei ihr solle man ruhig ausharren, der Vater im Himmel werde dann sicher zum Ziele führen, zu einem allbefriedigenden Einheits-Bekenntniß mit der berechtigten Verschiedenheit des kirchlichen Lehrbegriffs. Diese zögernde Vorsehung glaubten die „Innere Mission" und ihr „Kirchentag" selbst spielen zu müssen; wir haben gesehen wie, und die nächste Zukunft wird lehren, mit welchem Erfolg?

Hier war es darum zu thun, den im Laufe der letzten Jahre erforderlich gewordenen neuen Grund zu ferneren Betrachtungen über die protestantische Entwicklung zu legen, durch genaue Orientirung über die neuerliche Erscheinung der „deutschen evangelischen Kirche." Wir haben sie erkannt als eine auf dem Grund und Boden der bis auf die Rudera abgebrochenen preußischen Union durch einen freien Verein aufgebaute großartige, so zu sagen, Sektirerei; charakterisirt durch ihre eigenthümliche Composition aus Pietismus und Confessionalismus; insofern christlich positiv in Leben und Lehre, aber doch wieder getragen als ächtes Kind der protestantischen Zeitläufte von einer weiten und breiten Unions-Tendenz, wie denn die Allg. Ztg. schon gleich im Anfange der „Innern Mission" damit herausplatzte, daß sie nicht weniger als eine wahre Union der verschiedenen protestantischen Fraktionen verspreche; also dazu bestimmt, einigend auch über die ausnahmslosen Verschiedenheiten der sämmtlichen Landeskirchen hinzugehen, alles Christliche, das allgemein pietistische und das specifisch confessionelle, aus diesen officiellen

äußern Umzäunungen emporzuheben in die eigene höhere Einheit, die Identität zwischen christlich und kirchlich wiederherzustellen in der zur wahren Kirche erhobenen Sekte der „Innern Mission“*). So thront dieß Produkt eines freien Vereins jetzt auf dem Präsidentenstuhl inmitten der deutsch-protestantischen Welt, höchstens in Preußen semiofficiell und hier nur unter Hand, sonst aber, wie die ebenso eigenthümliche als natürliche Entwicklung der neuesten Periode des Protestantismus erheischt, emancipirt von den Gränzen der Landeskirchen, emancipirt insbesondere von der alten Dictatur der theologischen Fakultäten, von der ganzen Schule, die Theorie jenen Landeskirchen und den Männern der Wissenschaft in ewiger Trennung von der Praxis, von dem kirchlichen Leben überlassend, das die neue Gesammtkirche als den bessern Theil für sich in Beschlag genommen.

Aber eben diese Landeskirchen, werden ihre Kirchenregimente denn die Anforderungen der deutsch-evang. Kirche katexochen gewähren? Die Antwort ist einfach: sie verlangt nichts von ihnen, als das Kleine, daß sie nicht in verdammlichem Partikularismus geradezu feindlich und abschließend gegen die höhere Einheit verfahren, wie leider die Pfälzer-Union schon gethan und das protestantische Bayern in anderer Weise zu thun gesonnen scheint**). Sonst könnten die diversen summi episcopi ruhig ihre „äußern Anstalten“ fortregieren; von einer Verfassung der wahren Geistes-Kirche ist ja auch noch gar nicht die Rede gewesen, wenn nicht etwa in Kurhessen, wo der treffliche Vilmar mit einem deutsch-protestantischen Papstthum umgehen soll. Jenes bescheidene Maß von Gemeinsinn aber sowohl unter sich, als gegen die höhere kirchliche Einheit vom 20. Sept. wäre freilich zu erwarten gewesen, und zwar insbesondere von den officiellen Eisenacher-

*) Vgl. der „Streiflichter“ S. 63 ff.
**) Vgl. der „Streiflichter“ S. 69 ff.

[redacted]

Conferenzen der deutschen Kirchen-Regimente. Mit dem „Kirchentag" in demselben Jahre 1848 zusammengetrommelt, ebenso, wie dieser, ganz allgemein „auf den Grund der reformatorischen Bekenntnisse" gestellt, und daher von unirten Prälaten wie von lutherischen, von reformirten aber nur deshalb nicht besucht, weil kein specifisch reformirtes Kirchenregiment in Deutschland existirt — sollten sie, nach dem Plane der 1848ger Gründer, die Kirchenregenten diverser Confessionen in der theologischen Ansicht sich näher bringen, die Ecken, Spitzen und Härten abschleifen, damit die Landeskirchen officiell Schritt hielten mit dem „Kirchentag," und nicht mit störendem Confessional-Partikularismus gegen dessen Gesammt-Kirche aufkämen. Aber ach! schon bei der letzten Conferenz (im Mai 1853) gestalteten sich die Dinge so, daß man es in Berlin bald für „sehr fraglich hielt, ob das ganze Institut überhaupt nicht schon im nächsten Jahre zu bestehen aufhöre," und als sie schließlich zu einem Beschluß gelangte, war es nur geschehen, „um den höhnenden Vorwurf, daß die protestantische Kirche gar keiner einheitlichen Bestrebungen und Thaten fähig sei, durch die That zurückzuweisen" *). Die Unmöglichkeit einer auch noch so geringen Einheit zwischen specifisch lutherischen Prälaten und den Prälaten z. B. von Baden und Nassau, welche die Lutheraner ihrer Gebiete mit Kerker und Exil tractiren, hatte sich an der Conferenz erwiesen, und auch jener auf die Oeffentlichkeit berechnete thatsächliche Gegenbeweis nahm ein lächerliches Ende. Der Beschluß hatte 150 Lieder sanktionirt, welche den Kern gemeinsamer deutschen Gesangbücher bilden sollten; aber kaum brachten die Abgeordneten ihn nach Hause, so lamentirten die lutherischen Landeskirchen überlaut, um ihre lutherischen, die unirten, um ihre unirten Lieder betrogen zu seyn,**) und die ersteren, Bayern

*) S. die Eisenacher Correspondenzen in der Allg.-Ztg. vom 6. und 15. Juni 1853.

**) Bei der jüngsten Mecklenburgischen Landtags-Versammlung

z. B., machten sich eilends an die Aenderung der beschlossenen Liederzahl in lutherischem Sinne. So ist die ganze Sache faktisch gefallen, und die Prophezeiung schon eingetroffen: „Das wäre im höchsten Grade zu bedauern und zu beklagen, ja, es müßte selbst für unsere Kirche beschämend, um nicht zu sagen, entehrend seyn, da ein deutlicher Beweis darin läge, daß sie nicht einmal in Betreff einer beziehungsweise so kleinen Zahl von Liedern zur Uebereinstimmung kommen könnte" *).

Dieser Ausgang der Eisenacher-Conferenzen ist für die projektirte höhere Einheit über den Landeskirchen begreiflich sehr fatal; er ist aber nur Eines der Zeichen, nicht selbst der Grund des ihr drohenden frühzeitigen Verderbens. Dieser liegt in der mächtigen Erhebung des Confessionalismus mit der ganzen alten Starrheit, die wir in dem Folgenden

---

erhob sich der bekannte Landrath Baron von Maltzan mit dem Antrag: Se. Hoheit zu bitten, daß Mecklenburg die von den deutschen Landeskirchen veranstalteten Eisenacher-Conferenzen nicht mehr beschicke, und zwar aus zwei Gründen. Denn erstens würden die Conferenzen auch von Nassau, Baden und Preußen beschickt, welche die Lutherischen in ihren Ländern verfolgten, indem man sie in Baden und Nassau mit Strafen und Gefängniß belege, in Preußen aber, wo man den Deutschkatholiken, nur nicht den Lutherischen die leerstehenden Kirchen geöffnet, den mühsam und durch Mecklenburgische Collecten miterbauten lutherischen Kirchen den Gebrauch der Glocken verweigere. Wenn aber zweitens auf der letzten Eisenacher-Conferenz „eine Sammlung sogenannter Kernlieder der Kirchen zu Stande gekommen ist, und zwar mit scheinbarer Zustimmung von Mecklenburg, so ist es den Nichtlutherischen gelungen, damit vor Deutschland zu erklären, die Lutherischen hätten nunmehr ihre wichtigsten Kirchenlehren aufgegeben; denn in allen unsern Kirchenliedern, selbst in denen von Luther, sind die wichtigsten Kirchenlehren entweder ausgelassen, oder durch reformirte Formen ersetzt." Kreuzzeitung vom 23. Nov. 1853.

*) Darmst. K.-Z. vom 10. Jan. 1854.

[redacted]

an einzelnen Landeskirchen betrachten werden. So mächtig hat sich diese Tendenz gegen die allgemein christliche Unions-Neigung des Pietismus aufgestellt, daß ein Stimmführer der letzteren, als er am Neujahr seine Umschau hielt, entsetzt darüber ausrief: „Dämmerung bricht herein, es wird Abend in der evangelischen Kirche!“ Denn abgesehen von dem hippokratischen Gesicht der Union in Preußen, was mußte er sogar in den unionistischen Hauptländern sehen! In Baden trotz Polizei und Justiz wachsende altlutherische Agitation; in Nassau gleichfalls, wenn auch nur sporadisch und im Stillen, bei Predigern und Laien, und zwar, erstaunlich! gerade in ursprünglich reformirten Gemeinden; in der Pfalz die Vorboten eines ähnlichen Sturmes; selbst in dem nicht unirten, aber sonst indifferentistischen Hessen bei jüngern Predigern das offene Streben, das Altlutherthum in Lehre und Leben nebst allen Consequenzen wieder durchzuführen; in Kurhessen aber eine Partei, die „dem biedern Volk weis zu machen hofft, es sei gar nicht reformirt, vielmehr vollkommen lutherisch, und mit mancherlei Mitteln direkt und indirekt darauf losgeht, eine Lutheranisirung im Großen zu bewirken;“ nicht zu reden von Bayern, wo man es officiell als einen großen Fortschritt preist, die Reformirten von der Generalsynode ausgeschlossen zu haben; und wie natürlich, „wird der lutherische abgegränzte und abgränzende Confessionalismus ähnliches Gebahren auf reformirter Seite hervorrufen; die Vorzeichen sind bereits da“*). Alles aber ist mit der Einen Thatsache gesagt: daß nicht nur aus den zwei ursprünglich zu unirenden „Kirchen“ eine dritte, die Unionskirche, als Profit der Einigung sich herausgearbeitet, sondern diese wesentlich negative Formation nun auch schon zum positiven Bekenntniß umgearbeitet wird, und in der Pfalz z. B. eine förmliche — Unions-Confession an's Licht gesetzt hat.

*) Darmst. K.-Z. vom 12. u. 14. Jan. 1854.

Also nicht mehr bloß unirte Confessionelle, sondern jetzt auch confessionelle Unirte!

Es ist unglaublich, mit welcher Wuth die pietistisch-unionistische Tendenz bereits die specifisch confessionelle, namentlich die tonangebende lutherische verfolgt. Der ganze Streit um Gotteswort und Menschenwort, Bibel und Symbol ist daran, zwischen beiden von Neuem sich abzuhaspeln, als Kampf zwischen Union und Confession. So donnert eine ganze Nummer eines namhaften Organs der erstern*) vom Anfang bis zum Ende über die Führer der letzteren, wie z. B.: Was euern Selbstruhm, ihr neulutherischen Sonderbündler! betrifft, daß ihr allein in der Christenheit die „reine Lehre" zu besitzen wähnt, so haben bekanntlich nur die Pharisäer sich dessen gerühmt; ja, ein neues Traditionsprincip habt ihr durch euere starre Fixirung der menschlichen Schriftauslegung in der ev. Kirche zur Geltung gebracht, wo möglich mit noch größerer Beschränktheit, Engherzigkeit und Unduldsamkeit, als das römisch-katholische; darum hat auch die Lutherkirche den Kelch des Rationalismus bis auf den letzten Hefen ausleeren müssen, während er in streng reformirte Länder gar nicht eindringen konnte oder sie nur obenhin berührte, und erst die geschmähte Unionstheologie wieder eine umfassende Wiedergeburt der Kirche in Wissenschaft und Leben herbeigeführt hat. Da stellt sich Prof. Kahnis in Leipzig bei der lutherischen Conferenz hin, um wie Herostratus durch ein recht unverschämtes Unternehmen seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und schreit der „Flegel": Anathema esto! nichts Union, nichts Kirchen, sondern — die Kirche! Die Anmaßung, die evangelische Gesammtkirche mit dem kirchlichen Bewußtseyn einiger Privaten des 19. Jahrh. zu verwechseln, die sich zufällig für die allein wahren Vertreter des Evangeliums halten, ist lächerlich; oder habt ihr für eure

*) Darmst. K.-Z. vom 22. Dez. 1853.

bornirte Auffassung etwa eine neue Offenbarung aufzuweisen, daß eure menschliche und traditionelle Auslegung der Schrift die absolut wahre und schriftgemäße sei? und wo macht denn nur die Augustana selbst die Zugehörigkeit zur wahren Kirche von der Verpflichtung auf ein größeres menschlich formulirtes Lehrbekenntniß abhängig? U. s. w. — So hallt es hin und her in allen Kirchenzeitungen wieder, und man sieht, der Streit wird interessant; er dreht sich ja um die Sufficienz und Perspicuität der Bibel und um die göttliche Stiftung der Kirche. Denn die Einen wollen unveränderliche Lehre, und weil ihnen dazu die Bibel in der Hand des Einzelnen nicht dient, bedürfen sie absolut verpflichtender kirchlich-autorisirten Symbole; die Andern berufen sich auf die Bibel und halten das kirchliche Bekenntniß für unmaßgeblich, weil sie an die Unveränderlichkeit der jeweiligen Lehre und an die Unfehlbarkeit der Kirche, ja an deren Existenz auf Erden selbst, nicht glauben. Im Sinne der Letzteren verlangten Einzelne schon vor zehn Jahren die Augustana zum „einstweiligen" allgemeinen Symbol, bis sich eine bessere Einheit aus der Bibel herstelle; Jene dagegen empfehlen ihren Kirchenvorstehern, einer Art von Volksvertretung zu Seiten der Pastoren, nicht etwa das Studium der Bibel, sondern „das lutherische Concordienbuch fleißig zu lesen, um rechten Unterschied zu lernen, was reine und was falsche Lehre ist"*).

Bibel oder formula concordiae von 1850 als Probirstein der rechten Lehre für den Einzelnen — so weit ist die Kluft zwischen den Parteien, und doch finden sich beide dem Wesen nach unter den Schöpfern und Gläubigen der neuen Gesammtkirche vertreten! Ihre Elemente existiren nämlich nur zum Theile in ihr; der Theil außer ihr aber bildet sich, wie in der Einen Richtung bis zur Todfeindschaft gegen alle Union, so in der andern bis zum entschiedensten Anti-

*) Nördlinger Correspondenzblatt 1851. S. 50.

Confessionalismus aus. Diese Entwicklung nach der Linken soll in dem Folgenden unberührt bleiben, nicht etwa weil sie eine absterbende Richtung repräsentirte, da sie vielmehr kräftiges Leben beweist, insbesondere der Schule, der theologischen Wissenschaft Herr ist, und daher mit der alten, ja innerlich namhaft gestärkten Uebermacht hervorbrechen wird, sobald einmal, über kurz oder lang, die „Innere Missions"-Mode an's Veralten kommt — sondern weil sie im Allgemeinen in ihren Stellungen nichts Neues über das längst Bekannte hinaus bietet. Doch verdient ihre Abzweigung aus der Mitte der Gesammtkirche hier eine kurze Skizzirung. Denn dieselbe Partei, welche obige Standreden an die Confessionellen formulirt, hat auch für den Beschluß vom 20. Sept. gestimmt, freilich mit einigen Reservationen *); sie würde es sehr übel nehmen, wollte man ihr den Ruhm der „Bekenntnißtreue" abstreiten, und sie spricht so gut, wie einst ihr Berliner Oberkirchenrath zum Cardinal von Breslau: „Unser Bekenntniß ist artikulirt, es ist positiv verzeichnet in den symbolischen Büchern." Ja, dasselbe Organ jener Standreden warnt ein paar Tage darauf den Gustav-Adolfs-Verein sehr ernstlich, im Interesse seiner ohnehin schon schwer gefährdeten Existenz, von einem förmlichen Aufgehen in die Reihen der „Bekenntnißlosen" ab. Nur wahrt die Partei „der Restauration des kirchlichen Lebens im Sinne positiver Union das Recht, was zugleich eine Pflicht ist, das Recht des selbstständigen, durch keine Tradition unbedingt gebundenen Urtheils" **). Mit andern Worten: die Augustana z. B. bleibt doch immer „Menschenwort", und wer wollte sagen, daß daran nichts zu bessern sei? „Das gläubige Gemüth wird es sich immer vorbehalten müssen, dem Worte Christi getreu, auch anders zu lehren und zu glau-

---

*) S. „Streiflichter" S. 147.

**) So erklärte Dr. Müller schon im Oct. 1852 sehr eindringlich in der „Zeitschrift für chr. Wissenschaft" rc.

[redacted]

ben, und muß es sich frei lassen, auch wo ein Lehrer unserer, oder einer andern Zeit eine Lehre den Aussprüchen Christi gemäßer aufzufassen scheint, diesem anzuhangen — wie das eigentlich auch Männer wie Nitzsch, Müller, Schenkel u. A. anerkennen" *). Nicht umsonst spürt daher der Hauptmann der unirten Confessionellen in der sonst gut kirchentäglichen „Zeitschrift" des Dr. Nitzsch bereits den Gottseibeiuns, wie er als „Subjectivität individueller Weisheiten" unter dem „einmüthigen" Bekenntniß zur Augustana laure **).

Dem Princip nach wenig weiter geht die nächste Abstufung der nur mehr oder weniger mit landläufigem Pietismus versetzten Schleiermacher'schen Richtung. Treu dem Grundsatz des Meisters vom „unbeschränkten Meinen und Denken über das, was jedem Einzelnen christlich dünke", verwerfen sie jede Conföderation als unevangelisch, deren „Grund und Ziel" nicht die Union von 1817 ist, d. h. die nicht das Bekenntniß bei Seite läßt. Sie nennen sich zwar noch immer „positive Unionisten", opponiren aber auf's heftigste gegen die neue Kirche, und namentlich, nicht ohne allgemeineres Interesse zu verdienen, gegen den Beschluß vom 20. September. Die Augustana, sagen sie, ist zu einem Symbol des 19ten Jahrhunderts schon absolut durchaus untauglich, denn sie ist gar nicht in der Lage gewesen, die Grundsätze einer freien protestantischen Kirche furchtlos auszusprechen, sondern hat, aus Angst vor einem Kriege und dem Vorwurf der Aufruhrstiftung möglichst leise auftretend, zu beweisen getrachtet, daß sie an der „alten ächten Kirche" nichts als die Mißbräuche verwerfe, ein Leisetreten, das jetzt von keinem protestantischen Geistlichen im Gewissen für Recht gehalten werden kann, z. B. im Artikel von der Bischofsgewalt, welchen heute

*) Dr. Pischon: die Augsburg.-Confession und der Berliner-Kirchentag. S. 12.

**) Berliner evang. K.-Z. vom 24. Dez. 1853.

noch zu bekennen, „die größte Schmach und unerhörteste Schwäche“ wäre; sie will auch gar nicht ein auf das Innere gerichtetes Bekenntniß seyn, und nur in dem Stücke von der Rechtfertigung aus dem Glauben „steht sie ewig als Vorbild da“; sonst aber, wenn diese Augustana nicht darauf ausginge, dem Papst zu schmeicheln, „müßte namentlich der freie Gebrauch der heiligen Schrift verfochten seyn, daß wir sie verstehen können, wie Sprache und Vernunft sie lehren.“ „Wir wissen“, erklären diese „positiven“ Unionisten weiter, „nichts vom Bekennen des *consensus*, sondern die unirte Kirche Preußens hat für ihre Lehre von Anfang an keine andere Quelle, als die im Glauben erfaßte Offenbarung, und keine andere Richtschnur, als das Wort Gottes in der Schrift, und stimmt darum mit allen reformatorischen Glaubensschriften überein, die desselben Ursprungs sich erfreuen“ *). Ihr Schmerz ist demnach gränzenlos, daß Dr. Nitzsch, den sie seit 1846 als „den rechten Hort ihrer Kirche“ betrachtet, zum — consensus abgefallen ist, und noch dazu zur Augustana.

Von dieser Fraktion der „Positiven“ die ganz „bekenntnißlosen“ Unionisten streng zu sondern, ist oft unmöglich, und hinwiederum zerfließt von den letzteren aus die Gränze zwischen den Schleiermacherianern und den bunten Horden auf den Steppen des Rationalismus völlig. Beide verdienen aber um so mehr Beachtung, als sie die eigentlichen Träger der thätlichen Propaganda gegen die katholische Kirche sind, z. B. sowohl im Allgemeinen der „*Evangelical Alliance*, als insbesondere des deutschen Gustav-Adolfs-Vereins. Jene „Positiven“ beschweren sich daher unter Anderm auch bitter über die Engherzigkeit der neuen Gesammtkirche, daß sie nicht nur die preußische Landeskirche reducire und sie in drei Kirchen, eine lutherische, reformirte

*) Pischon a. a. O. S. 28.

und unirte zerfälle, während es doch, „bei aller Schonung des einzelnen persönlichen Glaubens“, nur Eine, unirte, Kirche Preußens gebe, sondern auch die Gallicana, die Helvetica, die Heidelbergensis nicht „zu gleichen Rechten neben der Augustana stehen“ lasse *). Und gegen dieselbe kryptokatholische Exclusivität haben auch die „Bekenntnißlosen“ sich mit Macht erhoben, und in ihren Spitzen ein eigenes Organ gegründet, um die „Institutionen des freien Protestantismus gegen die reaktionären Geister“ zu vertheidigen **). Dem Programm vom 1. Jänner verdanken wir ein „Bekenntniß von Bekenntnißlosen“, wobei sie jedoch, im Gegensatz der „jüdischen Geister, welche die Menschen wieder einfangen wollen unter allerlei Gesetz, nimmermehr Willens sind, an irgend eine Formel dieses oder irgend eines andern Bekenntnisses sich binden zu lassen, sondern wie jedes menschliche Bekenntniß, so auch dieß ihr gegenwärtiges Bekenntniß und jedes ihrer künftigen Bekenntnisse in allen seinen Theilen bis in den Grund und Mittelpunkt stets von Neuem frei zu prüfen und zu bessern sich vorbehalten.“ Sie erblicken „die dunkeln Larven, über welchen Schleiermacher den Boden

---

*) Pischon. S. 23 ff.

**) Die „Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland“, Berlin red. Lic. Krause. Ihre Gründer sind unter Andern der hessische Professor Dr. Credner, bekannt durch seine Beweisführung, daß Philipp von Hessen auf den ächtevangelischen Satz seine Kirche gebaut, „jede religiöse Ueberzeugung, auf biblischem Grunde ruhend, sei zulässig“, Dittenberger in Weimar, Gieseler in Göttingen, Zittel in Baden, und eine große Zahl anderer Theologen aus ganz Deutschland: neben entschiedenen Vertretern der „positiven Union“ Männer vom allervulgärsten Rationalismus, ihrer Zeit als Herausgeber des „Lichtfreundes“ bekannt, neben unläugbaren Anhängern der Tübinger Schule die resolutesten Gegner derselben, sogenannte „biblischen Rationalisten“ — wie die Darmst. K.-Z. vom 15. Jan. die Coalition schildert. Vergl. der „Streiflichter“ S. 143.

sich heben sah, längst ausgekrochen, und in großen Schwärmen am Kirchenhimmel fliegend, mit dem eintönigen Ruf: Bekenntniß, Bekenntniß!“ Sie glauben an Jesum von Nazareth, nicht als simpeln Landrabbiner, oder mythologisches Nebelbild, sondern, „wie ihn die Schrift verkündet, als den Christ Gottes“, und bekennen sich „zum Christenthum der Union als der legitimen Fortsetzung der großen reformatorischen That“, der „Union, welche alle Elemente der ganzen christlichen Kirche allmählig zur Glaubensgemeinschaft zu gewinnen trachtet, im Bunde mit Vernunft und Freiheit.“ „Wäre aber wirklich das das Christenthum, daß man die Vernunft in die barbarische Knechtschaft kirchlich gegebener Satzungen zurückführen müßte, wäre der Christenhimmel so eng, daß die hervorragenden Geister unserer Nation unwiederbringlich draußen bleiben müßten, weil sie den Stempel der alleinseligmachenden Dogmatik nicht an sich tragen, und nur die kleinen Seelen Platz darin hätten, dann — möchten sie mit diesem Christenthum nichts zu schaffen haben, wollten nicht hinein in diesen Himmel.“ Sie fordern daher z. B. die Naturwissenschaften auf, daß sie fortfahren, „Sätze der herrschenden Dogmatik umzustoßen, und herkömmliche Vorurtheile aus den Gemüthern zu beseitigen; sie danken für jede Berichtigung einer Vorstellung und für jede Ausrottung eines Vorurtheils; mögen manche Dogmen und viele hergebrachten Vorstellungen dahin fallen, mit solchen Vorstellungen und schlechten Dogmen fällt nicht der lebendige Glaube“ *). Darum bewundert auch Prof. Credner an dem Atheisten Exreichsregenten Karl Vogt in der That einen sonderlichen — „Mitarbeiter am christlichen Gottesreiche.“

Ohne Zweifel müssen diese Predigten des „christlichen“ Perfektibilitäts-Princips uns Katholiken anheimeln wie alte Bekannte; sie sind ja ganz er selbst, jener Protestantismus,

*) Protest. Kirchenzeitung vom 1. Jan. 1854.

wie wir ihn seit zwei Generationen, und vor wenigen Jahren noch ausschließlich, kannten und verkehren sahen. Er ist noch mächtig, sehr mächtig; der ganze Gustav-Adolfs-Verein, die ganze englische (niederkirchliche) Propaganda gehören ihm. Er ist aber nur Eine und die ältere Seite der protestantischen Entwicklung unserer Tage, die nach der Linken hin; neu an ihr ist nur, daß sie mit ihrem Ausgangspunkte bei den „bekenntnißtreuen" Unionisten bis in den Schooß der neuen Gesammtkirche der „Innern Mission" hineinreicht. Nach der Rechten läuft aus demselben Schooß die entgegengesetzte Abzweigung, die des kirchlichen Stabilitäts-Princips, welche für die katholische Betrachtung noch interessanter, weil viel weniger beachtet, und ein noch specificirteres Urtheil über die Principien der Reformation ist. Kläglich hin und her gezerrt von Innen und von Außen stehen die Staats-Unionskirchen theils zur Linken theils zur Rechten der neuen freien Vereins-Kirche, und indem die confessionellen Elemente beider über zwei Welttheile hin nach rechts sich fortsetzen, und ihrerseits in den Hauptfragen: Gotteswort und Menschenwort, Bibel und Symbol, Union und Confession, unsichtbare und sichtbare Kirche sich ausbilden — berühren ihre äußersten Spitzen bereits, einerseits mit ihrer „Zukunftskirche," andererseits in dem neuen Streite vom „Amt der Kirche," in der Richtung der irvingianischen Gränze den unseligen Boden des Schwarmgeists. Dem Endpunkte der Abzweigung nach links im Vulgär-Rationalismus entspricht genau der Endpunkt der Abzweigung nach rechts im mormonischen Social-Theokratismus — dabei stets die Orientirung genommen von der in der neuesten richtigen Mitte präsidirenden „deutschen evangelischen Kirche" aus.

XIV.

Briefliche Mittheilungen.

I.

Aus Rheinhessen.

Katechismus-Lügen.

Was ist ein Katechismus? Doch wohl ein Handbuch der christlichen Wahrheiten in Fragen und Antworten. Er ist das Lehr- und Lesebuch der Kinder und der Alten, auf dessen Treue und Wahrhaftigkeit man baut, wie auf die der Bibel, darum auch in jedem Hause zu finden, wo nicht aller, ja der letzte Hauch von christlichem Sinne erstorben ist. Das ist er bei allen Confessionen, er sollte es wenigstens seyn, sollte die Eigenschaften haben, die wir eben nannten. Daß es die unsern sind, darüber wacht die Kirche mit der größten Strenge; ein anderes ist es im Protestantismus, wo Jeder sich seinen Katechismus selber macht, wo keine „Kirche" ein Wort für oder wider sprechen kann. Und wer sich keinen macht, der hängt wenigstens dem lutherischen einige Ergüsse eigener Fabrik an. Der lutherische ist nun allerwärts in unserm Ländchen wieder eingeführt, d. h. er wird gelesen und auswendig gelernt, aber darnach zu handeln, das fällt Keinem ein. So ermahnt Luther, dem Geistlichen die Sünden zu bekennen, „die wir wissen und fühlen im Herzen", aber wer thut das? So sagt Luther: „Des Morgens, wenn du aufstehest, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuze

[redacted]

und sagen: das walt Gott Vater, Sohn und h. Geist, Amen"; aber dann würde man ja ein „Kreuzkopf", und so gibt es der Dinge mehr, die man liest und nicht beachtet. Was man aber beachtet, das ist der saubere Anhang, den diese Bücher haben und der in einer sogenannten „Geschichte der christlichen Kirche" und den Controverslehren besteht. Dahinein ergießt sich denn all der Schmutz der Vorurtheile, Entstellungen und Lügen, der nur im Hirn eines Candidaten oder Pastors Platz findet, und dessen ist eine gute Ladung. Um Ihnen ein Beispiel davon zu geben, lasse ich einige dieser Controverslehren aus dem Katechismus Luthers folgen, welchen der sehr fromme, und von allen Stillen und Frommen im Volke, besonders Hessens und Badens, hochverehrte Pastor Haupt, in Darmstadt herausgab, und zwar im Verlag des sogenannten „evangelischen Bücherdepots".

Vergleichende Uebersicht der wichtigsten Bekenntnißlehren der beiden christlichen Hauptkirchen.

A. Evangelische Kirche.	B. Römisch-katholische Kirche.
Wie Vergebung meiner Sünden zu gewinnen sei, darüber belehrt uns die heilige Schrift,	das geoffenbarte Wort Gottes —
und zwar nur die kanonischen Bücher alten und neuen Testaments.	außer der heiligen Schrift in den kanonischen und apokryphischen Büchern, noch die Ueberlieferung (Tradition).
In dem Worte Gottes zu forschen ist für Alle Seligkeit und Pflicht; Bibelverbreitung heilsam und nothwendig.	Das Bibellesen ist den Nichtgeistlichen verboten, wird wenigstens nicht gerne gesehen, und kann nur mit Erlaubniß des Priesters geschehen; die Bibelgesellschaften sind ein Werk des Satans.
Christus hat Schuld und Strafe der Erbsünde, wie der wirklichen Sünde getilgt.	Für die zeitlichen Strafen der Sünden müssen die Menschen durch Leiden (Bußübungen, Kasteiungen) und verdienstliche Werke genug thun.

A. Evangelische Kirche.

Der Mensch wird vor Gott gerecht nur durch den Glauben an die stellvertretende Genugthuung Christi.

Doch wird der Sünder durch den Glauben nicht gerecht gemacht, sondern nur gerecht gesprochen. Auch der Wiedergeborne erfüllt das Gesetz hienieden nur annähernd, nimmer vollkommen. Wo dieser lebendige Glaube ist, da sind nothwendig auch die guten Werke. Derselbe vollendet sich in der Heiligung des ganzen Menschen, nach Leib und Seele.

Bloß der Dreieinige Gott ist anzubeten. Wir haben nur Einen Fürsprecher beim Vater, welcher ist Jesus Christus.

B. Römisch-katholische Kirche.

Der Glaube allein macht nicht selig. Der Mensch kann und soll durch gute Werke die Seligkeit mit verdienen. Dieser Glauben ist ein Fürwahrhalten der Kirchenlehre.

(Von Reue und Buße wissen also wir nichts.)

Durch die Rechtfertigung wird aus dem Sünder ein Heiliger; er wird nicht bloß ein Gerechtfertigter, sondern ein wirklich Gerechter. Der Wiedergeborne kann nicht nur alle Gebote halten, er kann auch noch darüber thun, durch Befolgung der evangelischen Rathschläge (Fasten, sich kasteien, Ehelosigkeit, freiwillige Armuth, Wallfahrten, Almosen, in's Kloster gehen rc.!) — kann folglich gerechter werden als gerecht. Die Kirche, im Besitz dieses überschüssigen Verdienstes der Heiligen und des unendlichen Verdienstes Jesu Christi kann Ablaß ertheilen, d. h. auch für Geld Vergebung der Sünden spenden.

Den Bildern der Heiligen soll man „gebührende Achtung und Verehrung," dem Bilde Christi aber „Anbetung" erweisen (durch Kuß, Hauptentblößung und Niederfallen). — Der Martyrer und andrer Heiligen Körper — durch

[redacted]

A. Evangelische Kirche.	B. Römisch-katholische Kirche.
	welche Reliquien den Menschen Wohlthaten, insbesondere Krankenheilungen erwiesen werden — sollen verehrt werden.
Christus ist der Herr, Regent und Eckstein seiner Kirche.	Das sichtbare Haupt der Kirche, der untrügliche Stellvertreter Christi auf Erden ist der „allerheiligste Vater," der Papst in Rom, der Nachfolger Petri.
Die Taufe tilgt Schuld und Strafe der Erbsünde.	Die Taufe tilgt die Erbsünde gänzlich.

U. s. w. u. s. w.

Also der Katechismus des frommen Pastors Haupt! Und diese Verdrehungen und offenkundigen Lügen nimmt Alt und Jung, Arm und Reich, Groß und Klein als christliche Wahrheit hin, und verdreht dabei die Augen und ruft: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie diese da!" Wie muß es um das Gewissen dieser Frommen stehen, die sich nicht vor Gott und der Welt schämen, so himmelschreiende Unwahrheiten in ihrem Buche der Wahrheit ihren Gläubigen aufzutischen, so deren Seelen mit Verachtung, mit Bitterkeit und Haß gegen die Katholiken zu erfüllen? Wenn das nicht heißt, alle Mittel sind gut zum Zweck, dann weiß ich nicht was sonst. Aber zugleich sagt das auch, daß hier der letzte Trumpf ausgespielt wird; denn zu solcher Niedertracht kann wohl nur der Sturm der Verzweiflung führen. Zu beklagen bleibt bloß das arme, mit Gespenstern geschreckte, verleitete Volk, das überall, wo es dem Katholicismus nur begegnet, auf eine erschütternde Weise zeigt, wie es ihm innerlich nahe steht, wie er innerlich sein eigen ist. Es gleicht dem Moses, der von der Höhe in das gelobte Land schaut und doch an seiner Schwelle stirbt, einem Gefangenen, vor dessen Fenstergitter sich weite Felder, mit fröhlichen Menschen bedeckt, ausbreiten, und dem in einzelnen Augenblicken die Sehnsucht das Herz fast bricht. Wie oft hörte ich schon das begeisterte: „Wie schön, wie schön! O, wie seid ihr glücklich, wir haben nichts davon! Ach, da geht einem doch wieder einmal das

Herz auf!" — unter anderen aus dem Munde schlichter Landleute, die zum Erstenmale etwas Katholisches sahen. Ich war in einem armen Bauernhause bei einer katholischen Taufe, mehrere protestantische Bauern hatten sich auch eingefunden. Sie drängten sich allen vor, horchten mit Spannung auf jedes Wort, und als der so einfache heilige Act zu Ende war, hatten sie alle Thränen in den Augen und einer rief schluchzend: „Laßt mich 'naus, ich halt's nicht aus hier, das greift einem zu sehr an das Herz." In einem benachbarten Städtchen war ein Todtenamt; auch ein Protestant, der den Verstorbenen gekannt, ging hinein. Als es zu Ende war und wir die Kirche verließen, sprach er: „Wenn ich noch einmal zu denen in die Kirche gehe, bin ich katholisch." Und ist das ein Wunder, wenn man z. B. ein Mädchen vom Lande beim Anblick des gekreuzigten Heilandes noch fragen hören kann: „Wer ist das?" Der Herr wird einst diesen armen Verführten gnaden, jener schamlosen Katechismuslügner und ihrer Consorten aber harret wahrlich das Gericht, denn eine fürchterliche Blutschuld lastet auf diesen „Frommen".

Wie diese Sippe die „Geschichte der christlichen Kirche" darstellt, können Sie aus dem Obigen abnehmen. Neben einzelnen charakteristischen Geständnissen erhebt sich der Bombast um so kräftiger. Luther war z. B. „die edelste Blüthe und Zier der deutschen Nation", und als er starb, „weinte fast ganz Deutschland, als ob es seinen Vater verloren hätte." Zwingli's Frau, die ihn drei Monate nach ihrer Verheirathung schon zum glücklichen Vater machte, heißt „die Edle". Knox hat „die vollkommenste Schule Jesu Christi gestiftet, die jemals, seit den Tagen der Apostel, auf Erden war", und trotz ihrer größern Schriftgemäßheit stehen ihr selbst die Lutheraner nach. Bartholomäusnacht, Alba, die die Hussiten in Böhmen grausam bedrückenden Jesuiten —! — Die folgende Zeit hat eine ziemlich wahre Färbung: „die Liebe und die Zucht waren aus der Kirche verschwunden, lieblose Streitsucht und Verketzerung nahm überhand", endlich wurde durch die letzte Zeit des vorigen Jahrhunderts und den Anfang des jetzigen Alles ruinirt, bis „der Gräuel der Verwüstung voll war." Aber ein neuer heiliger Eifer ist erwacht; Heidenmission (!), Bibelgesellschaft (!) und Gustavadolfs-Verein, innere Mission und selbst der arme, unglückselige Kirchentag sollen helfen, haben bereits „Bewunderungswür-

[redacted]

diges" vollbracht. „Siehe ich komme bald, spricht der Herr!" Er braucht nicht mehr zu kommen, Er ist schon da — mit Seinem Gericht.

Anderes aus diesem Musterbüchlein kann ich füglich übergehen; nur ein paar Proben dessen, z. B. die Anführung: „Allgemeine und Privatbeichte (nicht Ohrenbeichte!)", als ob man anders, als an den Ohren des Geistlichen beichte. Kindische Angst vor dem einfachen klaren Wort! S. 40: „von 1000,000,000 Menschen sind erst etwa 200,000,000 Christen, 160 Mill. sind Muhamedaner, 9 Mill. Juden, 631 Mill. Heiden. 5000 evangelische Missionäre auf 900 Stationen. Zahl der neubekehrten Heiden 400,000." Und wie viel Katholiken gegen die Zahl der Protestanten gibt es? Darüber schweigt der Prahler. S. 37: „Vortrefflichkeit der lutherischen Laienbibel", deren Reinigung von Luthers Fälschungen eben die offen ausgesprochene Forderung einer großen Zahl der besten Protestanten ist. Wie reimt sich damit die „unübertroffene Herrlichkeit der lutherischen Bibelübersetzung"?

II.

Aus Graubünden.

Die schweizerische Centralisations-Grundsuppe betreffend.

Es ist ein berühmter und bekannter Spruch, den einstens der General der Jesuiten ausgesprochen, als es sich um die Aufhebung, oder vielmehr Aenderung, des Ordens handelte: **aut sint, ut sunt; aut non sint!** Dasselbe Wort läßt sich auch auf die Republiken der Schweiz anwenden. Wir sagen Republiken; denn die Schweiz ist ihrem Entstehen und ihrer Geschichte nach ein Staatenbund, eine mehr oder minder engere Verbindung von in Sprache, Sitten und Gebräuchen verschiedenen Völkerschaften zu einer freien Eidgenossenschaft. Die Verfassung „von Anno 15," wohlbekannt noch im Herzen des Schweizervolks, hat dieses festgehalten; die europäischen Mächte haben sie garantirt. Doch nun wird es anders, ist schon anders geworden. „Centralisation" — ist das Lo-

sungswort der Träumer von einer „mächtigen und imponirenden Schweiz;“ dieser Traum ist der Talisman, mit dem die radikalen Heerführer das Volk zu ködern wissen. Im Jahre 47 brach der Sturm los; die katholischen Kantone werden mit Krieg überzogen, unter dem Schutze eidgenössischer Bajonette wird Landsgemeinde gehalten, die alten Kantons-Verfassungen müssen über den Haufen stürzen, neue werden ausgearbeitet und von den „Eidgenossen“ den Landsgemeinden dringend empfohlen, wie bei der Landsgemeinde im Kanton Schwyz, und nun geht es an's Centralisiren. Den Kantonen wird ein Recht nach dem andern abgenommen; die „Bundesverfassung“ steigt auf den Thron; die Glücks- und Glanzperiode der Schweiz hat begonnen. Der Revolutionssturm aber nimmt vom Gotthardt seinen Anlauf über die andern Länder Europa's. An den Thronen, die unsere Verfassung von Anno 15 garantirt, wird nun selbst gewaltig gerüttelt; sie, „die Monarchen,“ zumal „der Kaiser,“ wie in jenen schweren Tagen mancher biedere Schweizer hoffnungsvoll den Namen aussprach, hatten keine Zeit, sich um uns zu bekümmern, als wir der keimenden Revolution erlagen; die Radikalen konnten ruhig ihren Sieg verfolgen, und das katholische Volk knechten und mundtodt schlagen. So steht nun einmal das Centralisationswesen in voller Blüthe da; aber es ist eine Blüthe, die nie Frucht treiben wird. Die Schweiz — sit, ut fuit, aut non sit! Mehr und mehr fängt dieser Gedanke wieder an Raum zu gewinnen, und wir sprechen ihn aus, mögen wir auch bei dem bernerischen Hofblatte, dem „Bund,“ in tiefste Ungnade fallen; bissiger jedenfalls und erboster gegen Alles, was katholisch ist und heißt, kann dieses Blatt uns doch nicht werden. Kantonsregierungen, die sonst so gern und soviel mit Bern und mit der Centralisation liebäugelten, sehen die wahre Sachlage nun selbst ein und müssen sie hart büßen. So der Kanton Graubünden. Wie viel Jammer und Sorgen haben sie alle jetzt nicht auszustehen, bis sie einmal eine Kantonsverfassung von der Gunst und hohen Genehmigung des Bundesrathes sich erbeten. Um bei dem genannten Kanton zu verweilen! — Graubünden — der Name ist geblieben; aber Alles, wovon er den Namen hat, ist dahin; weder besteht der obere s. g. graue Bund mehr, noch auch die graue Kleidertracht seiner Bewohner, wovon er so benannt worden. Lange bildete das

[redacted]

unter dem Namen „Rhätien“ schon den Römern wohlbekannte Land, durch seine natürliche Lage und Beschaffenheit so vortrefflich dazu geeignet, einen eigenen und unabhängigen Freistaat. Die frühere Geschichte, wie Rhätien allmählig frei geworden, eine Gemeinde nach der andern von ihrer rechtmäßigen Herrschaft sich loskaufte, ist, im Einzelnen betrachtet, merkwürdig, und dürfte vielleicht ihres Gleichen in der Geschichte Europa's suchen. Was die Eidgenossenschaft im Großen, das war Bünden wieder im Kleinen, eine Vereinigung von verschiedenen, gegenseitig unabhängigen Bünden: dem obern oder grauen- (grawen), dem Gotteshaus- und Zehngerichten-Bund. Ja in jedem Bunde gab es wieder Gerichte oder Gemeinden, die in ihrer Verwaltung fast unabhängig dastanden, bis auf Leben und Tod aburtheilten. Das letzte Beispiel eines solchen Todesurtheils, das aber in Begnadigung überging, mag im Gerichte Ruis, erst noch vor etwa achtzehn Jahren, vorgekommen seyn. Wenn darum die fortschreitenden Radikalen seit dem letzten Dezennium über die „buntgeflickte Verfassung“ Bündens sich ausließen, haben sie zwar richtig gesprochen, aber nicht zum Frommen des Volkes. Dem wollten sie abhelfen und Alles über einen Leist schlagen. Erst fing das Centralisir.n im Kanton selbst an: ein Recht nach dem andern ward den Gemeinden entzogen, die Gerichte verschmolzen, Gemeinden, die sonst eine eigene Gerichtsbarkeit hatten, auf eine Competenz von Kleinigkeiten reducirt; selbst die dem Volke ehrwürdigen geschichtlichen Benennungen der Behörden und Beamten mußten über den Haufen geworfen werden. Statt Landrichter, wie das Haupt des grauen Bundes früher hieß, nennt man ihn jetzt Regierungrath, Alles nach modernem Schnitt und Uniform. Die Gemeinden verlieren ihre Rechte an den Kanton, der Kanton an die Eidgenossenschaft. Jetzt fängt man freilich an, einzusehen, wie roh der Radikalismus überall mit Geschichte und Vergangenheit bricht, da es zu spät ist, Klagen über „stiefmütterliche Behandlung“ Bündens nichts helfen. Gelder für Zölle und Posten wandern in die eidgenössische Kasse; bloß der materielle Verlust Bündens berechnet sich jährlich auf viele tausend Franken. Alles Dank diesem — Centralisationssystem, das einmal für die Schweiz noch viel weniger als für irgend ein anderes Land taugt. Welche Verschiedenheit an Sitten, Charakteren und Sprache allein nur in Bünden! Hält das

Band der Einheit so zusammen, daß das Individuelle nicht gewaltthätig unterdrückt und aufgehoben ist, dann ist die natürliche Entwicklung gesichert; beim Gegentheile muß Unzufriedenheit mit dem bestehenden Regimente täglich wachsen. Beweise dafür sind schon genug da. Unter Anderm fängt der Militär-Dienst an, immer drückender zu werden. Es ist nicht mehr genug, die Rekruten bloß nach Chur für eine sechswöchentliche Instruktion hinzuschicken, sondern jetzt heißt es: „in's eidgenössische Uebungslager nach Thun," oder sonst in eine entfernte Stadt. Das muß dazu noch in den besten Sommermonaten geschehen, wo dem Bauersmann der Verlust eines arbeitenden Sohnes um so empfindlicher ist, als man an gar vielen Orten „acht Monate Winter und vier kalt" hat. Graubünden vereinigt in sich Deutsche, Italiener und Romanische; alle drei Nationen, wenn man sich so ausdrücken dürfte, sind an Charakter und Sitten, so wie an politischen Sympathien gründlich verschieden. Die italienischen Theile Bündens, die Thäler Misox, Puschlav und Calanca, neigen sich nach der Seite ihrer Nachbarn, der famosen Herrn Tessiner. Schwerlich kann ihnen je ein System, das der alte Mutz in Bern für gut findet, gerecht seyn; und die Erfahrung zeigt, daß die Regierung in Chur mit diesen Landestheilen nicht am wenigsten zu schaffen hat. Was die Romanischen betrifft, für heute nur die Bemerkung, daß sie durchschnittlich von der schweizerischen „Intelligenz" noch nicht berührt sind, darum um so schwerer mit den radikalen Beglückungstheorien sich befreunden. Sie sind es auch, die die Quellen des Rheines bewohnen, während die Deutschen die nord-östlichen Landestheile, Chur, Zizers, Maienfeld, das Thal Prättigöw einnehmen und der Bearbeitung durch Aufklärung näher stehen. Als ein hochwichtiges Element für die Charakteristik des Bündnerischen Staatslebens kommt noch die Trennung in Katholiken und Reformirte in Betracht; und wie schlimm und unheilvoll wirkt nicht bereits der Centralisationsgeist durch Unterdrückung der Confessions-Schulen. Eben dieses Prinzip soll die Staatsökonomie retten und diese Rücksicht alle Gründe der Vernunft und Religion niederschlagen. Die Erfahrung macht aber alle Motive weiser Sparsamkeit zu Schanden; die paritätische Schule in Chur zeigt unverhältnißmäßigen Geldbedarf, sowohl für Besoldungen der Lehrer, als für Stipendien, um arme katholischen Studenten zu locken und den Besuch recht

[redacted]

zahlreich zu machen, während die katholische Anstalt in Dissentis, auf welche die Katholiken gewiß volles Recht haben, auch nicht einen Rappen von der gemeinsamen Regierung erhält. Was andere Kantone, ja auswärtige Regierungen vorgemacht, hat eben Bünden, wenn auch spät, nachgemacht, und mit die Drachensaat der letzten Jahre gesäet, deren Früchte nicht ausbleiben werden. Wenn wir erst die Resultate des unseligen Centralisations-Systems im Ganzen betrachten, wird unser Ausspruch nicht mehr paradox erscheinen: glücklich ist die Schweiz im Bewußtseyn ihrer politischen Schwäche, aber wohin soll ihr affektirter Hochmuth führen?

Seit dem 9. Jänner sitzen und tagen nun unsere eidgenössischen Räthe im Nationalrath zu Bern. Selbst der orientalische Handel, dem die freie Schweiz bisher mit ungetheiltem Interesse, aber widerstreitenden Stimmungen zugesehen, theils, wie billig in der Heimath eines Julian Schaller und der andern Hochmögenden in Freiburg, mit entschieden türkischen Sympathien, theils bescheidene Wünsche für Kaiser Nikolaus im stillen Herzen hegend — selbst er ist völlig in den Hintergrund getreten vor den großen Dingen, die nun in Bern werden sollen. Denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Krönung der neuen Centralisation mit einer — hohen eidgenössischen Universität Zürich. Schweres Verhängniß für die „freie Schweiz"! das man selbst dort unter den Mutzen zu fühlen scheint, daher herzlicher Willkomm, vielfaches Händedrücken von rechts und links. Daß es Noth thue und einmal an der Zeit sei, die Hochschule in's Leben zu rufen, wollte der Herr Präsident Pioda (aus Tessin) gleich faktisch beweisen durch Ablesung einer französischen Eröffnungsrede, auch dürfte, darnach zu urtheilen, ein Lehrstuhl für französische Sprache unter die ersten Bedürfnisse der neuen Universität gehören. Die Sache ist aber hoch ernst und wichtig. Nicht genug, den Kantonen ein Recht nach dem andern abzuringen, das Centralisationsnetz immer enger zu schlingen, die politische Freiheit und Selbstständigkeit der alten Schweizerkantone auf Null, und mit einem Minus dazu, bringen zu wollen: auch den Geistern soll noch eine Zwangsjacke angelegt werden, auch diese müssen uniform geschult und gebildet seyn. Dann erst ist die Centralisation fertig, und können die radikalen Fürsten ruhig ihre Sessel belegen, wenn sie anders nicht selbst wie-

der sich in die Haare gerathen. Wir sind überzeugt, es ist nicht der wissenschaftliche Zweck, den ihre Koryphäen bei der Central-Universität im Auge haben. Wo hat der Radikalismus je der Wissenschaft gedacht? Etwa da, wo man unsere Klöster stürmte, plünderte, ihre kostbaren Bibliotheken verschleppte und an Juden „veraarauerte“? Wozu die eidgenössische Universität, da man schon drei im Lande hat, zu Zürich, Bern und Basel? Aber man will eben ein bureaukratisches Geschlecht heranbilden, folgsam, geschmeidig, eingeweiht in die Principien und Theorien der Neuschweiz, wie sie im badischen Nachbarlande gedeihen; dazu ist freilich ein Mittelpunkt, ein einziges Organ, eine rechte Zwangs-Jacke des Geistes unumgänglich nöthig. Die Herren vom Sessel wissen gar gut, daß es sonst nicht geht, daß der alte und ächte Freiheitssinn immer von neuem wieder erwache, und eine aufgedrungene Regierung nach der andern wieder abstreife, wie der Vogel die abgestandenen Federn; das Sinken des Steiger'schen Regiments in Luzern und der von der Berner-Aristokratie zu Boden gestämpfelte Stämpfli sind Beweis genug. Hat man aber schon jetzt, durch die Verfassung, ein ganzes Heer von Schreibern und Lärmern unter die Hände bekommen, als gehorsamst dienstbeflissene Bureaukraten, so wird es natürlich dann noch besser gehen, wenn diese Praxis auch theoretisch illustrirt, und vom hohen Katheder herab den Söhnen Winkelrieds eingepredigt wird.

Bern wurde der Sitz der Bundesregierung; mit großem Aerger mußte Zürich, die alte Nebenbuhlerin, es geschehen lassen; ein Ersatz sollte ihr werden, indem man sich verpflichtete, die Zwinglistadt zum Sitze der eidgenössischen Universität zu machen. Zürich soll noch einmal berufen seyn, die Schweiz, wie einst mit den Keimen alles politischen, socialen und religiösen Elendes, so nun vollends mit dem Radikalismus zu durchsäuern, und alle volksthümlichen Elemente zu vernichten. Vor einem Strauß hat es vor etlichen Jahren der gesunde Sinn des Volkes noch bewahrt; jetzt bleibt dahingestellt, ob das durch alle Schandblätter bearbeitete und zerrüttete Volk nocheinmal so etwas vermögen oder wagen wird. Die um ihre Zoll- und Postgelder betrogenen Kantone sollen damit die Erhebung Zürichs bezahlen, und mit Kantonsrechten und Staatsschulden seinem Hauptagitator Escher den Weihrauch

[redacted]

ihrer Huldigung streuen. Dafür hat Bischof den neuen Zolltarif entworfen, und Herr Stämpfli hat es gesagt, die Bundesregierung habe Geld genug, um noch für eine Universität und polytechnische Schule 300,000 Franken jährlich auszugeben. Zürich will die Universität, und wir zweifeln nicht, daß sie in's Leben treten wird, aber nur um die Schweiz zu ruiniren. Bern sträubt sich, denn es fürchtet dabei die eigene zu verlieren; ebenso Basel und Genf; im Kanton Waadt hat der große Rath sogar protestirt, und was die Zeitungen betrifft, so könnten die Bundesräthe, wollten sie auf die allgemeine Stimmung sehen, darüber nicht im Zweifel seyn. Die katholischen Kantone aber haben am meisten Ursache, sich gegen eine solche Marterbank ihres Gewissens zu wehren, denn das würde die Universität werden, und nichts Anderes; während in den Nachbarstaaten gerade das Recht der Bildung des Klerus einen hervorragenden Streitpunkt bildet, werden die Bischöfe der Schweiz dieses Recht nicht ohneweiters an die Universität, an Zürich abtreten. Also wozu eine eidgenössische Universität? Ueber das Abentheuerliche einer solchen Universität, oder ihre dreifache Pythonissengestalt, wollen wir kein Wort verlieren. Welche Sprache soll da die Oberhand haben, die deutsche, französische, italienische? Das einzige Auskunftsmittel ist wohl, alle drei Nationen gleich zu berücksichtigen, oder dreifach alle Lehrstühle zu besetzen, und zwar, versteht sich, mit ein paar Dutzend deutscher Professoren, wie denn schon ein großes Licht aus dem Frankfurter-Parlamente (Venedey aus Köln) für die Geschichte sich gemeldet hat, ein Anderer (Dr. Wippermann aus Marburg) für die staatswissenschaftliche Fakultät. Wahrlich, solche Männer, die vom Katheder herab die Schweiz mit ihren Thälern, Bergen und Viehherden, mit ihrem Ackerbau, Handel und Industrie, mit ihren hundertfältigen Verhältnissen und Interessen kennen gelernt, die sind fähig und berufen, eine ächt nationale Bildung uns zu bringen*)!

*) Am 19. Jan. verkündeten die Telegraphen aus Bern: der Nationalrath habe das Universitäts-Gesetz mit 64 gegen 43 Stimmen angenommen, und der Ständerath werde sich nun wohl auch fügen. Anm. d. Red.

III.
Aus Baden.
I.
In der ersten Hälfte des Jänner.

Da die katholische Presse jetzt völlig confiscirt ist und man wochenlange kein Blatt mehr zu Gesicht bekommt, so erfährt man in Baden blutwenig von den badischen Zuständen, und es gibt, um nur ein merkwürdiges Beweisstück anzuführen, Geistliche genug, die nicht einmal wissen, daß der Hirtenbrief überall, und wie er da und dort gelesen worden ist, und die in einer Capitelsconferenz sich äußern können, nicht nur, daß der päpstliche Nuntius in Luzern das Verfahren des Erzbischofs mißbillige, sondern auch, daß dieser Nuntius — Burkart Leu heiße. Will man überhaupt noch etwas erfahren, so wird man sich bald entschließen müssen, bei der Badischen Landeszeitung und ihren übrigen Colleginen zur Kost zu gehen — was gewiß mehr als Alles für die Stärke und Gesundheit der Regierungs-Sache spricht. So lange die Welt steht, ist es noch nie dagewesen, daß eine Regierung in einem solchen Kampfe auch kein Wörtlein der Erwiderung ertragen kann. Daher aber sind es nur Bruchstücke, was ich Ihnen berichte, zu denen Sie ergänzende und berichtigende Bestandtheile in den ausländischen Blättern aufsuchen müssen. Hüten Sie sich jedoch, es mit der Wahrheit genau zu nehmen, denn die badische Polizei ist so vernarrt in die lautere und volle Wahrheit, daß sie dieselbe ganz nur für sich behält, und sogar der Historisch-politischen Blätter nicht schont, wenn sie dergleichen bei ihnen aufgestöbert hat. Oder sollten Sie nicht gelesen haben, daß neulich auch ein Heft der Histor.-polit. Blätter (das 10te des 32sten Bandes) confiscirt worden ist?

Statt der confiscirten Wahrheiten läßt die staatskirchliche Partei zahlreiche Exemplare verschiedener Flugschriften zur Belehrung des Volks verbreiten, von denen man sich nicht wundern darf, wenn sie bei der Unmöglichkeit aller und jeder Entgegnung mitunter Wirkung hervorbringen auf die Schwachen. Doch verliert damit die Kirche nicht an Boden, sondern es verschwindet bloß die Täuschung,

[redacted]

in welcher Manche sich für kirchlichgesinnt geltend machen konnten. Viele wollen zwar nicht einsehen, daß die Zeit gekommen ist, wo die Wölfe die Schaafspelze und die Esel die Löwenhäute unausweichlich ablegen müssen, und nicht mehr möglich ist, es mit beiden Parteien zu halten und mit keiner zu verderben. So hat Herr Haiz seiner Zeit die bekannte Adresse des Domkapitels an den Hochwürdigsten Erzbischof mit unterzeichnet, aber hintennach nun doch schon in wenigen Wochen „Gut und Blut" für denselben so völlig erschöpft, daß er dem Ordinariat mündlich und schriftlich erklärte, er könne die „Gewaltmaßregeln" nicht gutheißen, mit welchen gegenwärtig gegen die Anordnungen der Regierung vorgefahren werde, und müsse sich jeder weiteren Theilnahme entschlagen. Nun, Hr. Haiz und der Kühhirt von Ulm haben wenigstens das Verdienst gemein, daß sie noch zur rechten Zeit ihren Dienst aufkündeten; denn aus guten Gründen konnten sogar sie selber die Einsicht schöpfen, daß sie fortan unmöglich seien. Um uns nicht bei den Gründen des Kühhirten von Ulm aufzuhalten, so wurde in einer Ordinariatssitzung Hrn. Haiz der Vorwurf gemacht, ein Votum dem Specialcommissär Burger, noch ehe derselbe excommunicirt war, verrathen zu haben, was er zuerst, und sogar mit der Betheurung: „es möge ihn der Fluch der Kirche treffen!" läugnete, endlich aber doch zugestehen mußte; der Erzbischof hat ihn sofort, auf Antrag des Domkapitels, aus seinem Senat ausgeschieden, und von seinen andern Nebenämtern suspendirt. Es ist sehr betrübend, solche Vorgänge berichten zu müssen, aber wir sind mit dergleichen noch lange nicht am Ende. Die Kirche fährt fort, zu gleicher Zeit die Gläubigen zu belehren, zu stärken, und die Geistlichkeit zu — sichten. Diejenigen, die da meinten, es genüge, den Hirtenbrief nach Androhung der Suspension zu lesen, um ihren Gehorsam gegen den Oberhirten zu bewähren, haben sich gewaltig getäuscht, und diese verspätete Lesung hat nur bei der staatskirchlichen Partei Beifall gefunden, die freilich am Ende selber die Lesung wünschen mußte, weil sie mit suspendirten und von ihrem Oberhirten für meineidig erklärten Geistlichen auch nicht viel anzufangen gewußt hätte. Denn mit dem „Schisma" geht es nun einmal absolut nicht. Aber, wie Hr. Haiz, so werden auch alle andern unkirchlich Gesinnten, wenn ihnen Gott nicht die Gnade

gibt, sich wirklich zu bekehren, und entschieden auf Seite der Kirche zu stellen, immer näher zu jener unhaltbaren Stellung hinausgedrängt, „mündlich und schriftlich" zu erklären, daß sie die „Gewaltmaßregeln" rc. nicht gutheißen können, und „sich jeder weitern Theilnahme entschlagen müssen." Einen starken Ruck in dieser Richtung empfangen sie durch die ihnen gewordene, und mittelst Rundschreibens an die Decanate mitgetheilte Anordnung des Ordinariats vom 14. Dez. v. Js., an vier aufeinanderfolgenden Sonntagen über den Conflict, und zwar ganz im Sinne der bischöflichen Denkschrift zu predigen, wozu ihnen eine Frist von nur sechs Wochen eingeräumt worden ist. Die staatsklugen Herren unter der Geistlichkeit haben also dießmal kaum Gelegenheit, ehe sie selber mit den Predigten beginnen, abzuwarten, welche Strafe etwa einen zu eifrigen Vorreiter treffen werde, es sei denn, daß sie zu guter Letzt, mit Hülfe eines gleichgesinnten „erzbischöflichen" Decans, auch ungehaltene Predigten einliefern zu können hofften. Ungehalten werden jedenfalls auch die gehaltenen manchmal vorgetragen werden, zumal von solchen Geistlichen, welche jetzt erst anfangen müssen, den Hirtenbrief zu studieren; denn es gibt solche, denen er noch so unbekannt ist, daß sie in einer Capitelsconferenz behaupten konnten, es handle sich in dem Conflict nur um's Kirchenvermögen. Wie die Regierung sich gegen die Predigten verhalten wird, ist noch nicht abzusehen. Es wird sich zeigen, ob nicht auch das freie Lehrwort von der Kanzel gesperrt ist. Es wäre so nur consequent. Denn selbst die Amtsblätter verbreiten durch wörtlichen Abdruck der gedachten Flugschriften die abscheulichsten Lügen; sie behandeln den Erzbischof geradeaus als Rebellen. Dem Volke wird dieß in den Predigten nothwendig von vielen Kanzeln herunter gesagt werden. Verbietet oder verhindert man nun die Predigten, so steht es schlimm für die Regierung, denn dann müssen auch dem dümmsten Volke die Augen aufgehen. Läßt man aber die Predigten zu, so steht es schlimm mit allen Maßregeln gegen die Kirche.

Die specielle Angelegenheit des Hirtenbriefes ist endlich so weit zu Ende, daß die eingekerkerten Geistlichen aus den Kerkern entlassen sind, und die Geldstrafen bei denjenigen, welche nicht freiwillig bezahlen, durch Abzüge an den Einkünften, d. h. durch Be-

[redacted]

schlagnahme auf ein Achtel derselben, bis der letzte Heller bezahlt ist, eingezogen werden. Auch haben wir jetzt den genauen Maßstab kennen gelernt, nach welchem die Strafen, mit „Rücksicht auf die Persönlichkeit des Geistlichen“ und des Beamten, ausgemessen werden, indem z. B. im Bz.-A. S. die ersten Vorleser mit 150, die letzten mit 10 Gulden bestraft wurden. Es wird darüber erzählt, daß der Pfarrer von H. einem Pfarrkinde, das ihm einen Hirtenbrief zustellen wollte, erklärte, er werde ihn nicht lesen, bis er ihn auf dem rechtmäßigen Wege empfangen haben werde. Da nun einige Tage nachher ein Amtsbote und Gerichtsvollzieher irgendwo äußerte, er müsse dem Pfarrer den Hirtenbrief bringen, und der Herr Pfarrer ihn am folgenden Sonntag las, so muß man fast vermuthen, daß er ihn jetzt auf dem „rechtmäßigen“ Wege empfangen haben werde.

Dagegen füllt aber jetzt die Flugschrift: „Katholiken paßt auf“! die Kerker. Nach einem Artikel der Badischen Landeszeitung sollen viele Weibspersonen aus der Umgegend von Freiburg deßhalb im Gefängniß sitzen, und dieses Blatt lenkt dabei zugleich die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Vereine in der katholischen Kirche, als z. B. den vom heiligen Herzen Mariä ꝛc., indem es sich herausstelle, daß diejenigen Geistlichen, die am eifrigsten dem Erzbischofe zu gehorchen sich beeilten, auch hauptsächlich Beförderer solcher Vereine seien, die sich nun zum „Complottiren“ gebrauchen ließen. In manchen Gegenden wurden die Leute auf den Landstraßen angehalten und untersucht, und mehrere schon darum verhaftet, weil sie im Besitz von Bittschriften an den Regenten waren, worin Se. Königl. Hoheit um Zurücknahme der Verordnung vom 7. Nov., und um Freigebung der Kirche gebeten werden sollte. In Heidelberg ist sogar ein, als gutgesinnter Katholik bekannter, Polizeicommissär mit Haussuchung bedacht worden. In Urloffen wurde, wahrscheinlich weil am Weihnachtsfeste Morgens früh vier Exemplare der Flugschrift auf den Kirchenstühlen gefunden worden waren, am St. Johannistage das Pfarrhaus mit dem Besuche einer ganzen Rotte von Hochverrathsriechern überrascht, bestehend aus zwei Gensdarmen, einem Brigadier, zwei Polizeidienern und einer Ur- und Unkundsperson. Während zwei derselben den Spitalpfarrer Hengler in seinem Zimmer unterhielten, hatten

die andern die Gefälligkeit, dem Pfarrverweser Ginshofer seine Papiere aufzuräumen. Sofort kam die Reihe des Aufgeräumtwerdens an Herrn Henzler selbst, der wirklich sehr aufgeräumt wurde, als nach dem unerwartet großen Fang, bestehend aus einem Predigtexordium, aus einer Nr. des D. Volksblatts, einem Hirtenbrief, einer Nr. Stuttgarter Sonntagsbl. und einer Nr. der Wiener Kirchenzeitung, die Herren auch noch nach dem Proprium Friburgense tasteten, an welchem die Aufschrift: jussu etc. Hermanni 1853, dringend verdächtig schien, wobei er dann das Lachen nicht mehr halten konnte, daß ihm sogar die alten Heiligen confiscirt werden sollten. Derlei Auftritte wären dutzendweise herzuzählen.

Indeß versuchte ein Geisterspuk im Walde auf dem Wege nach St. Ottilien bei Freiburg eine grausige Demonstration, zu Gunsten des finsteren Mittelalters, gegen Schaf, Burger und Comp. zu machen, doch hat sich noch nicht herausgestellt, daß die Ultramontanen ihn angeordnet haben, oder daß die Geister Fleisch und Bein hatten und zur Haft gebracht werden konnten; man hat im Schnee keine andern Fußtritte auffinden können, als die derjenigen Personen, welche zur wiederholten Unterredung mit dem Geiste hinausgegangen waren, und die Fußtritte der dieselben als Zeugen und Häscher begleitenden Polizeimannschaft, die nicht das Gespenst, sondern nur das von einem Griff des Geistes etwas versengte Schnupftuch seines Bruders zur Haft zu bringen vermochten. Hingegen hat sich bei einer andern Demonstration, in welcher der ächte Freiburger-Geist spukte, herausgestellt, daß der Spuk wirklich von Fleisch und Bein ausging. Die Museumsgesellschaft hat nämlich, um der Gemeinschaft mit dem aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßenen Hrn. Burger so recht theilhaftig zu werden, und sich an jener Näherin zu rächen, die nicht mehr in seinem Hause nähen will, diesen mit großer Mehrheit zu ihrem Präsidenten für das Jahr des Heils 1854 erkoren; aber seine Ueberhäufung mit Specialcommissärs-Geschäften, die es ihm bisher schon unmöglich machten, überall ohne Brecheisen sein vidit hinzusetzen, hieß ihn diese Anerkennung ablehnen. Ungefähr zwanzig darauf hin sogleich ausgetretene Mitglieder waren alsbald durch dreißig neu aufgenommene, was die Zahl und das Zahlen anlangt, überflüssig ersetzt. Der Adel ist bei weitem nicht in Masse ausgetreten. Uebrigens haben nur ungefähr

[redacted]

ein Drittel der Mitglieder: Beamten, Officiere, Protestanten, an der Wahl theilgenommen. Ich überlasse Kundigern die Lösung der Frage, ob bei diesem Geisterspuk das „Stadtthier“ wirklich mit im Spiele sei? Doch wage ich zu versichern, daß jedenfalls besagtes Stadtthier keine solche Scheu vor Excommunicirten hat, als Hr. Hofrath Roßhirt in Heidelberg, der bei einer Kaufsangelegenheit der Universität, wo er hätte mit dem Oberkirchenrath in Geschäftsverkehr treten müssen, diesen Auftrag ablehnte *).

Nur Eine Stelle wissen die badischen Katholiken, von wo herab sie ein ernstes Wort gegen ihre himmelschreiende Behandlung vertrauensvoll erwarten durften, und auch diese Eine Hoffnung zu vernichten, bemühten sich die Journale von Berlin, Frankfurt und rings um uns in die Wette, seitdem die Nachricht durch's Land geflogen war, Kaiser Franz Joseph habe seinen Gesandten in Karlsruhe eilends zu sich nach München berufen. Unser Vertrauen wankte aber nicht, und mit Recht, wie Sie wahrscheinlich besser wissen werden, als wir in unserer Quarantaine. Daß sehr ernste und sehr dringende Vorstellungen an unsern Regenten gelangt sind, ist außer Zweifel; man klagt nicht umsonst, wie ich eben höre, vor den eröffneten Kammern über „Mißkennung außerhalb des

*) Der excommunicirte Oberkirchenrath sucht übrigens, wie folgende Verfügung zeigt, die Communikation mit ihm zu erzwingen: „Großh. kathol. Oberk.-R. Karlr. 18. XI. 53. Vorlage der Akten des Intercalarrechnungswesens der kathol. geistl. Pfründen betr. — Beschluß: An sämmtl. großh. B. Aemter zu erlassen: Nach §. 32. a der dießseitigen Dienstweisung für die Intercalarrechner kathol. geistl. Pfründen vom 30. Nov. 1848 sind die Gebühren der Pfarr- und Beneficiats-Verweser jedenfalls nur auf dießseitige Ermächtigung durch das großh. Bez.-Amt anzuweisen. Man sieht sich veranlaßt, hierauf mit dem Ansügen aufmerksam zu machen, daß man bei Prüfungen der Intercalarrechnungen jede ohne solche Ermächtigung an einen Pfarr- und Beneficiums-Verweser geleistete Zahlung als auf Kosten des Intercalarrechners geschehen behandeln werde, wovon sowohl die bereits aufgestellten Intercalarverrechner, als . . . . . letztere jeweils bei der Verpflichtung urkundlich in Kenntniß zu setzen sind. Prestinari.“

Großherzogthums." Se. apostol. Maj. soll sich insbesondere auch dahin geäußert haben: nicht zu dem Ende habe der Kaiserstaat an Baden österreichische Geistlichen zur Aushülfe in der Seelsorge überlassen, um dieselben für den ihrem Oberhirten bewiesenen Gehorsam mit Geld- und Gefängnißstrafen und Ausweisung belohnt zu sehen. Einer dieser trefflichen Priester, Pfarrverweser Wolf in Donaueschingen, der zu 150 fl. verdammt war, erhielt gleich darauf von dem k. k. Minister Grafen Buol eine Geldsumme, nach der einen Version als Unterstützung wegen der über ihn verhängten Temporaliensperre, nach der andern zur Bezahlung der Geldstrafe. Gewiß ist, daß Herr Wolf diese sofort abtrug, und ganz Freiburg sich erzählte, er habe dabei auf ausdrückliche Weisung erklärt: daß der Kaiser die Strafe für ihn zahle. Jedenfalls sind wir Aermste dem Kaiser zu viel größerm Danke verpflichtet, als wir nur wissen können oder dürfen, das fühlt jeder Katholik im Lande. Auch unsere Kinder und Kindeskinder sollen's nicht vergessen!

II.

Den 24. Januar 1854.

Die badische Regierung hat den Glockenschlag der eilften Stunde vorübergehen lassen, ohne die Frist zu benützen, welche ihr geboten war. Der Hochw. Bischof von Mainz wurde, wie die öffentlichen Blätter bereits gemeldet haben, von dem Hochw. Erzbischof von Freiburg ersucht, in unmittelbare Unterhandlungen zu Karlsruhe selbst einzutreten, nachdem höhern Orts der Wunsch zu mündlicher Verhandlung ausgesprochen worden war. Am 11. d. begab sich Frhr. von Ketteler von Freiburg nach Karlsruhe, kehrte aber schon am 13. unverrichteter Sache nach Freiburg zurück, um dem Erzbischof Bericht über seine Sendung zu erstatten und Vorschläge zu überbringen, worüber die Entscheidung natürlich nur dem Erzbischof zusteht. Mit der Erwiederung des letztern trat der Bischof von Mainz die Rückreise nach seinem Hirtensitze am 16. an,

[redacted]

verweilte jenen Tag zu Karlsruhe, ohne persönlich neuerliche Berathungen anzuknüpfen, und traf an dem folgenden Tage wieder in Mainz ein. Ueber die näheren Umstände der Verhandlungen verlautet begreiflicher Weise im größeren Publikum nichts. Der Ernst der Frage wird und muß allerdings auch in den Regierungskreisen gewürdigt werden; man hat sich indessen, augenscheinlich, dort so sehr verstrickt, daß man das Wort nicht findet, um den heraufbeschworenen Geist zu bannen. Ich gebe Ihnen, was im Allgemeinen über die Sendung des Bischofs von Mainz zur öffentlichen Kenntniß gelangte. Derselbe hatte eine längere Unterredung mit dem Regenten, und wurde von ihm an seine Minister gewiesen, was sich im Widerspruch mit der vermutheten Annahme fand, der Prinz werde, mit Umgehung bureaukratischen Verhandelns, selbst einen schnellen Entschluß fassen, der aus dem immer dichtern Dunkel unabsehbarer Verwirrung zu einem ehrenvollen Ausweg führen könnte. Ein solcher Ausweg war um so leichter, wenn man bedenkt, daß die gleiche Bahn, welche in Bezug auf die katholische Kirche Oesterreich und Preußen eingeschlagen haben, wohl auch von Baden hätte betreten werden können, ohne die Besorgniß, es möchte der Machtvollkommenheit eines weit kleinern Gebietes dadurch irgendwie ein Abbruch geschehen. Hierin liegt aber leider eine der vielen Schattenseiten der Kleinstaaterei. Einflüsse auf größere Verhältnisse stehen derselben glücklicher Weise nicht, höchstens in hemmender Art zu, und doch soll regiert und wichtig gethan werden. Zu dem Tummelplatze solcher Regierungsphantasien eignet sich aber die katholische Kirche ganz vortrefflich, die, Dank den auch praktisch übermäßig ausgedehnten Begriffen von ihrem fügsamen Gehorsam, seit fünfzig Jahren zu einer großherzoglich badischen Landeskirche sich allmählig bei uns so vollkommen ausgebildet hatte, daß es wohl nur noch einer einzigen Erneuerung des erzbischöflichen Sitzes in dem Sinne eines solchen willfährigen Gehorsams gegen die Menschen mehr, als gegen Gott bedurft hätte, um das vorgesetzte Ziel endlich glücklich zu erreichen. Wie weit Alles dazu vorbereitet war, beweist die Zähigkeit, mit welcher man an diesen „Hoffnungen“ jetzt noch festhält, nachdem sie vor den Augen der ganzen Welt zerronnen sind, wie Wasser. Welchen Täuschungen man sich überläßt, beweist, daß fortan eine eiserne Stirne Allem

entgegengesetzt wird, was außerhalb des Zauberkreises sich begibt, daß man gegen die Stimme der ganzen katholischen Welt sich verhärtet, deren Einmüthigkeit sich wohl selten in allen Epochen der Geschichte entschiedener, glanzvoller und erhabener als eben jetzt ausgesprochen hat; daß man das Ohr abschließt gegen das, was im Innern des Landes selbst vorgeht, und in Folge dessen von öffentlicher Stelle Dinge in die Welt hinaus verkünden läßt, worüber die zahlreichsten Berichtigungen in jedem katholischen Dorfe, selbst von Kindern, beizubringen wären.

Die Conferenzen, welche der Hochw. Bischof von Mainz also mit den Hrn. Rüdt und Wechmar hatte, führten zu keinem Resultat, wie es scheint wohl deßhalb, weil die Frage unentschieden blieb, wer denn darüber, was zum Bestehen der katholischen Kirche gehöre, wie Verträge und Verfassung derselben nun einmal das Recht zu bestehen einräumen, in letzter Ordnung zu urtheilen habe? Wenn eine protestantische Regierung dieses Recht nicht den Katholiken, nicht dem Papste nach den bestehenden Ordnungen der Kirche zugestehen will, so kann von anderer Seite doch wohl mit Billigkeit der katholischen Kirche auch nicht zugemuthet werden, dieses Urtheil in letzter Instanz jenen Begriffen unterzuordnen, die sich in der protestantischen Kirche ausgebildet, und welche mißbräuchlich, in den Zeiten anarchischer Bewegung, als das deutsche Reich in Trümmer ging, auf katholische Verhältnisse übertragen worden waren. — Die ganze Frage ist mithin nicht nur ihrer Lösung nicht näher gerückt, sondern die Kluft hat sich sogar erweitert. Die Vorschläge des Erzbischofs werden schwerlich eine günstigere Aufnahme finden, als der Mann seines Vertrauens fand. Der Erzbischof dürfte sich auch nicht berufen fühlen, Besprechungen wieder aufzunehmen, welche einer der durch Frömmigkeit, Hingebung und persönliche Würde ausgezeichnetsten Prälaten der katholischen Kirche nicht zum Abschlusse bringen konnte. Es wird dieß Niemanden einem protestantischen Minister gegenüber gelingen, welcher in einem Lande, dessen Bevölkerung zu zwei Dritteln sich zu der katholischen Kirche bekennt, es nicht einmal der Mühe werth hält, sich mit dem katholischen Kirchenrecht bekannt zu machen, seine Unwissenheit hinter abgelebte Phrasen von Hoheitsrecht u. dgl. verbirgt, und der Welt zumuthet, zu glauben, das Recht und der Glaube der katholischen

[redacted]

Kirche sei ihm „heilig", während er beide durch Polizeisoldaten eben so gut, als das Recht und den Glauben des katholischen Volkes mit Füßen treten läßt. Man hat auch davon gesprochen, die Regierung werde einen Bevollmächtigten nach Rom absenden, um mit dem hl. Stuhle direkt zu unterhandeln. Rom hat sich in dieser Sache bereits ausgesprochen. Ein Mann, welcher in Rom Vertrauen fände, wird sich in gegebener Lage wohl schwerlich eines solchen in Karlsruhe erfreuen; und wer sich damit schmeichelt, dürfte in Rom sicher keine für seine Regierung günstigen Erfolge erzielen. Einstweilen sollten sich die Dinge im Lande aber ändern; es thut dringend Noth, aus einem Zustande herauszutreten, der bei dem geringsten Anstoße von außen für ganz Deutschland verderblich werden kann.

Mit den Maßregeln roher Gewalt will die Regierung einstweilen, dem Anscheine nach, einhalten, nachdem nunmehr alle Gefangenen freigegeben seyn sollen. Den Schluß dieser Maßregeln bildeten einige wahrhaft barbarischen Züge: Kanzleidirektor Binkert, bei welchem man bekanntlich einige Exemplare des „Paßt auf, Katholiken!" auf einem Pulte fand, ohne daß er selbst wußte, wie sie dahin gekommen waren, und die leicht hätten entfernt werden können, indem die drohende Kanzleidurchsuchung längst vorher bekannt war, wurde vier Wochen lang eingesperrt, und als sein langjähriges Leberleiden eine beinahe unerträgliche Höhe erreichte, blieb er, der Anzeige ungeachtet, mehrere Tage ohne ärztliche Hülfe, und wurde erst entlassen, als sich die deutlichsten Symptome der Lebensgefahr zeigten. Die jüngst genannte Wittwe hielt man auch vier Wochen im Gefängniß, getrennt von ihren unmündigen Kindern, weil sie einen Eid verweigerte, indem sie nicht erfahren konnte, was sie zu beschwören habe. Nicht einmal den Gebrauch eines Lichtes gestattete man der armen Frau in diesen langen Winter-Nächten. - – Die Regierung mochte selbst fühlen, wie sehr sich jede menschliche Empfindung gegen solche Maßnahmen empören muß. Man greift daher, wie es heißt, mit doppeltem Eifer zu den Geld-Strafen und noch zu einem andern Mittel, wozu namentlich die den Pfarrern von dem Erzbischof vorgeschriebenen Predigten Veranlassung gaben. Vor Allem wird die Schaar der „regierungstreuen" Geistlichkeit ermuntert, sich, wenn schon manchmal mit aller Vorsicht und Betheurung der Ergebenheit und des Gehorsams, gegen

diese Predigten salbungsvoll auszusprechen. Wo dieß in offizieller Weise nicht angeht, werden Ortsvorgesetzte oder andere Bürger, manchmal selbst Protestanten und Juden, zu Schritten bei den oft stillschweigend einverstandenen Geistlichen bestimmt. Pforzheim und Donaueschingen gingen mit dem Beispiele voraus, und sogleich posaunten die Organe der Regierung (auch die Allg. Ztg.) diese „Reaction des Volkes" gegen den Erzbischof aus, und erwarteten von dieser Bewegung die folgenreichsten Dinge. Aber siehe da! auch diese „Hoffnung" zerrann und verfällt, aller Organe der Presse und der Geldstrafen ungeachtet, dem Spott des Volkes. Man kennt und verachtet nämlich die Schleichwege, auf welchen diese Adressen und Gesuche meistens erhalten werden. Die öffentlichen Blätter haben z. B. auch der Gemeinde Sinsheim Erwähnung gethan, wo sich ein solcher Oppositionsgeist gegen den Erzbischof kundgegeben habe. Das Ordinariat erhält nun ein Schreiben des Stiftungsvorstandes von Sinsheim, welches den Hergang auf folgende Weise schildert. Der im Rufe guter katholischen Gesinnung stehende (?) Amtmann des Bezirkes hatte durch persönliche Besuche mehrere der angesehenern Bürger, auch ein Mitglied des Kirchenvorstandes zur Unterzeichnung der Bittschrift bestimmt. Ein Polizeidiener sei hierauf in den Häusern herumgeschickt worden, um weitere Unterschriften mit den Worten zu sammeln: „Ein schönes Compliment vom Hrn. Amtmann N., und da ist eine Schrift an den Hrn. Erzbischof, daß die Pfarrer auf der Kanzel wieder predigen dürfen, wie früher auch." Der Inhalt dieser Schrift, erklären die Kirchenvorstände, sei gegen ihr Wissen und Wollen zu Stande gekommen, und „wenn sie von der andern Seite auch bittere Schmähungen erfahren müssen, seien sie bereit, zur Ehre unseres Heilandes und seiner heiligen Kirche Alles zu ertragen, es mag kommen, was da immer wolle." — Sogar auf dem so gut katholischen Hauenstein hat man gesucht, bei mehreren im Rufe ziemlicher Lauheit stehenden Geistlichen in angedeutetem Sinne einwirken zu lassen, was nicht so schwer seyn mochte, als Werkzeuge zu dieser Einwirkung zu gewinnen. Der Versuch scheiterte kläglich, und versetzt die ohnehin nicht sehr geachteten Priester in schlimme Lage. Wo man den amtlichen Eifer weiter trieb, nachdem das Ministerium doch „großmüthig" nichts gegen die vorgeschriebenen Predigten zu erinnern hatte, wurden Gensdarmen beauf-

tragt, den Gemeindevorständen Militär-Executionen in Aussicht zu stellen, wenn sie ihrem Pfarrer nicht Vorstellungen gegen die Abhaltung dieser Predigten machen würden. Die armen Leute klagten dem Pfarrer ihre Noth, der ihre Entschuldigung und die Schrift annahm und bei gefülltem Gotteshause, in Gegenwart der Aufsichtführenden Gensdarmen predigte. Inmitten aller Hetzereien, Geld- und Gefängnißstrafen, wodurch der christliche Muth gestählt wird, bricht sich der Volkswitz Bahn. In einer kleinen Gemeinde z. B. hatten drei beurlaubte Soldaten, vermöge ihrer staatlichen Stellung, Anstand genommen, die Petition an den Regenten zu unterzeichnen. Großes Gelächter unter Bürgern und Cameraden darüber, es hätten diese Bursche wahrscheinlich gefürchtet — abgesetzt zu werden.

Ich lasse hier noch die Abschrift eines solchen an ein großh. Pfarramt gerichteten Schreibens folgen, weil es die Quelle allzudeutlich verräth, aus der es geflossen ist, und von den Ortsvorständen erst dann unterzeichnet wurde, nachdem der Inhalt von den ursprünglichen Schmähungen gegen den Erzbischof gereinigt war und der Pfarrer, um ihre Verlegenheit zu heben, die Schrift angenommen hatte, aber natürlich nicht beachtete.

„Wir haben mit größtem Bedauern vernommen, daß ihnen von dem Hrn. Erzbischof der Auftrag ertheilt worden seie, über den unheilvollen kirchlichen Streit in unserer Pfarrkirche vier Sonntage nacheinander Predigten zu halten, und daß auf diese Art unsere durch die schlimmen Zeitverhältniße ohnehin schon so sehr bedrückte Gemeinde vielleicht noch gewaltsam in diesen Streit hineingezogen werden könnte. Wir die Gemeindevertreter wissen es recht gut, das es sich bei diesem Streit nicht um unser Glauben handelt und wir in unser Religion und Glauben nicht verkürzt werden und was ja unser Landes-Regent selbst bei dem Eintrit der Abgeordneten in seiner Anrede an dieselben gesprochen, das der Glaube seiner kath. Unterthanen ihm so heilig seie, wie sein eigener Glaube, wir sind also geschützt und bleiben unserm Glauben stets getreu und geloben diesen unverbrüchlich zu halten, und deswegen glauben wir das dieser Streit auch nicht in unser Gotteshaus gehört, wo nur das reine Wort Gottes den Glaubigen soll verkündet werden, da aber durch die Verlesung des Hirtenbrifs verschiedene Meinungen sich entwickelt haben, wo viele glauben das in diesem eine Verdächtigung gegen unsere rechtmäßige Regierung ausgedrückt seie, was aber

das Landvolk nicht so versteht und einsehen kan. Wir sind aber doch überzeugt, daß Sie seit Ihrem hiersein schon vieles Gutes und nützliches in unsere Herzen von der Kanzel als die heilige Stette gebracht haben, also hoffen wir Sie werden auch in dieser Lage uns nicht irre führen und uns wie früher die Warheit und das Wort Gottes verkünden und nicht in diesen Predigten die Sie abhalten sollen aufreizende Worte gegen die Regierung zu sprechen, um was wir Sie, Hochverehrenden Herrn Pfarrer innigst Bitten, den wir wollen der Regierung und dem Hrn. Erzbischof überlassen den angefangenen Streit durch höhere Behörden entscheiden zu laßen. Wir wollen zwar Ihnen nicht befehlen, diese Predigten, welche Ihnen von dem Hrn. Erzb. aufgetragen sind, nicht abzuhalten weil wir überzeigt sind, das Sie den feierlichen Eid in unserer Pfarrkirche abgelezt haben, treu und gehorsam zu sein, was wir auch für heilig halten, da wir ja überzeugt sind das jede Obrigkeit von Gott gesezt ist, Sie wollen deßwegen Ihre Predigten so Abhalten, das weder die Regierung noch den Hrn. Erzb. sich dadurch beleidigt fühlen; wir wollen hier den Ausspruch unsers Heilandes in das Gedächtniß bringen, da er in einer Versuchung spricht, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist."

Wie einladend wäre ein Commentar zu dieser Schrift, wenn die übermäßige Ausdehnung meines Briefes nicht zum Schlusse mahnte! Eine Betrachtung kann ich mir aber nicht versagen. Aus der vorliegenden Bitte, wie aus jener von Donaueschingen u. A. geht deutlich hervor, wie vorsichtig der Ausdruck gewählt wird, um die tiefere Gesinnung des Herzens vor dem Volke im Allgemeinen zu verhüllen, dessen „größerer Theil der Regierung doch entgegenkommt!" Die in- und ausländische Presse, so weit sie in das Land bringen darf, steht im Dienste der Regierung, die sich noch überdieß im Besitze aller materiellen Mittel befindet, die einsperrt und enorme Geldstrafen nach Willkür verhängt, und sich auf die gleichgesinnte Mehrheit der Kammern, dieses legalen Volkswillens, stützen kann. Wozu denn also bei solcher Macht noch solche Vorkehrungen und Vorsicht? Steht doch auf der andern Seite, ohne Waffen, nur der Erzbischof, allerdings mit einem großen Theil seines Clerus, und das nicht legale katholische Volk, das — aber duldet und betet.

XV.

Curiosum.

Zur protestantischen Mission in China.

Ich zweifle nicht daran, daß die Hist.-pol. Blätter ihre Sammlungen zur Charakteristik des jenseitigen Missionswesens fleißig fortsetzen, und seiner Zeit wieder Bericht erstatten werden. Soeben aber kommt mir ein Büchlein in die Hand, das Sie, der Erheiterung wegen, unangezeigt nicht älter werden lassen sollten. Es führt den Titel: „Beiträge zur Geschichte der chinesischen Stiftung in Kurhessen und der Gützlaff'schen Mission in China, von Carl Vogel, früherem Missionär in China" (Frankfurt 1853), und ist in zwei Beziehungen sehr interessant. Für's Erste nämlich bietet es merkwürdige Daten über den großen Streit der Söhne des lautern Worts in Kurhessen, ob sie eigentlich Lutheraner, oder Calvinisten seien? — eine Frage, deren endliche Entscheidung noch täglich zweifelhafter wird, deren nähere Behandlung ich aber Ihnen überlasse. Für's Zweite legt Herr Vogel seine Ansicht über die protestantische Heiden-Mission in China dar, wo er vom Herbst 1849 bis April 1852 als Sendbote des Casseler Missions-Vereins und missionarischer Sekretär Gützlaff's thätig war; von diesen seinen Aussprüchen glaube ich Einiges mittheilen zu sollen.

Herr Vogel hatte nach dritthalbjährigem Wirken im Reich der Mitte plötzlich seine Entlassung erhalten, weil er dort unter den neuen Christen Aergerniß gegeben, durch „vorläufige Verheirathung mit einer ungetauften Chinesin nach

chinesischem Ritus, dem er später, nach erfolgter Unterweisung und Taufe derselben, die christliche Copulation nachfolgen lassen wollte." Von diesem Vorwurf soll gegenwärtige Schrift den Verfasser reinigen. Wirklich bleibt auch am Ende nur das Vergehen auf ihm liegen, daß er Heirathspläne betrieben, „ohne den Missions-Vorstand um Erlaubniß zu fragen", während er doch das leuchtende Beispiel des Missionärs Kremmer hätte vor Augen haben können, „der sich eine Frau, die er nie in seinem Leben vorher gekannt, durch seine Missionsoberen, die sie für ihn ausgesucht, zusenden ließ." Im Uebrigen verhielt sich der Thatbestand also. Herr Vogel hatte allerdings auf eine Chinesin seine Augen geworfen, und da ihm die Eltern des Frauenzimmers nur dann erlauben wollten, sie zu unterrichten und zu taufen, wenn er vorher die Summe bezahlt hätte, die er bei der spätern Verheirathung nach chinesischer Sitte an die Eltern bezahlen mußte, so wurde sie durch diese Zahlung nach den Landesbegriffen „sein Eigenthum, aber nicht sein Weib." Er brachte die Dame vorerst in einem Nebengebäude seiner Wohnung, also nicht „unter Einem Dache", behufs der Christianisirung unter, wie denn „fast alle Missionäre ihren Katechumenen, auch weiblichen, in ihrem Hause zu wohnen erlaubten, ohne daß Jemand daran Anstoß nehme." „Ich bedaure", fährt Herr Vogel fort, „daß ich mich von den Chinesen hiebei habe hintergehen lassen, denn nach christlichem Ritus die Frau später zu heirathen, war nicht möglich, weil, wie sich nachher ergab, sie bereits — an einen Chinesen verheirathet war."

Ein ganzes halbes Jahr vor Ankunft der Frau bei ihm, hatte der arme Apostel des Evangeliums mit den Eltern sich verständigt, „und die übrige Zeit zur Erkundigung nach ihren Verhältnissen benützt", und doch war er nun geprellt um Geld, um Braut, und endlich um den Dienst. Uebrigens muß zu seiner Ehre bemerkt werden, daß er schon vor der Absetzung Hongkong und den berühmten Apostel China's verlassen hatte. Er erzählt dem Casseler Direktorium ausführlich, warum? und gibt dabei einige pikanten Beiträge zur Geschichte des großen Gützlaff, von welchem auch schon in diesen Blättern wiederholt die Rede war.

Gützlaff, sagt er, bezog von seiner Stelle beim englischen Gouvernement 21,000 Thlr. jährlichen Gehalts, dazu kamen noch die Zinsen seines allmählig angesammelten Vermögens, die etwa ebensoviel betragen haben sollen; dennoch klagten seine Briefe nach Europa beständig über Mangel an Geld,

und lassen merken, wie er den chinesischen Verein zum Theil aus eigenen Mitteln erhalte. Allerdings lieh er ihm zu Zeiten, nahm aber, sobald die Vereinskasse bei Geld war, Alles wieder mit Zinsen. Wenn er jedoch selbst keine Missionsbeiträge gab, so machte er es nur, wie viele anderen Missionsleiter auch, die vorzüglich gern fromme einfältige Leute aus ärmeren Klassen angehen, selbst aber nichts geben, als lange nichtssagenden oder lügenhaften Berichte, deren Druckkosten die zusammengebettelten Einnahmen nur noch schmälern. Während Gützlaff auch für andere Missionäre möglichst geringe Einkünfte empfahl, lebte er selbst wie ein kleiner Fürst, gab seiner Frau für den Haushalt 300 Thlr. monatlich, eine Summe, über deren Unzulänglichkeit sie sich selbst noch bei den Missionären beschwerte, hatte einen Schwarm von Dienern, wie ein Hofstaat hierarchisch organisirt, vom Haushofmeister herab bis zum Sänftenträger, dabei einen gefüllten Keller, den er gern und fleißig benutzte, und wenn er seinen Chinesen Kanzelvorträge hielt, so brachten sie solche Beredsamkeit gleich in Verbindung mit dem Weinkeller, und wenn er ihnen bei Strafe der Excommunikation den Genuß des Opiums untersagte, so meinten sie, es sei doch im Grunde kein anderer Unterschied zwischen Opiumrausch und Weinrausch, als daß den einen die Chinesen liebten, den andern die Europäer. Eine Folge solcher Kasteiungen war sein kolossaler Bauch und seine Leiden an Gicht und Podagra, und ein Hauptbeweggrund seiner Reise nach Europa, sowie die physische Ursache seines Todes. In Europa hat man alle seine Berichte eifrig gedruckt, und schämt sich nun einzugestehen, was doch fast alle Welt weiß, daß sie Lügen waren, und obgleich man mehr und mehr den „Apostel der Chinesen" für einen Charlatan und Betrüger hält. In Hongkong selbst waren mehrere Missionäre der Meinung, daß er solange gelogen, bis er seine Lügen selbst geglaubt. Die Missionsberichte aus China arbeitete er selbst aus, und ließ sie dann durch seinen Schreiber Tschin ki jao, der kein anderes Wort als chinesisch verstand, als „Vereins-Sekretär" unterschreiben und so für ihren Inhalt bürgen, da Gützlaff klug genug war, die Verantwortung nicht selbst übernehmen zu wollen. Sehr wenig unterrichtete Heidenchristen, deren Unlauterkeit oft erwiesen war, sendete er auf Mission nach entfernten Provinzen, die dann, oft ohne am Ort selbst gewesen zu seyn, ihre meist erdichteten Tagebücher veröffentlichten. Diese kamen sofort nach Europa, wie überhaupt die Heldenthaten des „chinesischen Vereins" und der „ehrwürdigen Väter," die dem Namen nach — denn

„Gützlaff's Pathos ließ Niemand neben ihm zu Wort kommen! — „Comite-Mitglieder" waren. Nach der Meinung der meisten europäischen Missionäre, die mit ihnen in Berührung kamen, d. h. von ihnen belogen und betrogen wurden, sind diese ehrwürdigen chinesischen Prediger schlechte Subjekte, von denen der Eine später am Opiumgenuß starb, ein anderer, wie Viele von ihm aussagten, Sodomiterei treiben soll. Nach Gützlaff's Berichten waren sie von Haus aus meist Magister, Doktoren, Professoren, Mandarinen ꝛc., wovon freilich sein Nachfolger Neumann wenig verspürte; er ist vielmehr beschäftigt, den Ehrwürdigen eine preußisch militärische Disciplin beizubringen, und die häufigen Händel mit seinen Recruten waren die Ursache, daß ihm, obgleich sonst noch ziemlich wenig mit dem Chinesischen bekannt, doch bald ein reicher Schatz von Schimpfworten geläufig ward, von denen er jedoch in seinen gesalbten Berichten nichts merken läßt, die der „Reichsbote" der Casseler China-Stiftung unter die Leute bringt.

So Herr Missionär Vogel wörtlich! Ueber seine eigene Stellung zu Dr. Elvers und den anderen Missionsvorständen bemerkt er: „Die Schilderungen, welche sie von meinen vermeintlichen Vorzügen in ihren öffentlichen Schriften entwarfen, erinnerten mich und Andere öfters an das Benehmen von Schreiern vor einer Menagerie, wenn sie irgend ein Geschöpf haben, das ihnen Geld einbringen soll; und mit ebenso großer Rücksichtslosigkeit haben sie später über mich geschimpft." „Den Missionsleuten aber zu Gefallen schließe ich mit einem Bibelspruche, und zwar einem, den sie selten in ihren Missionsstunden hören, und überlasse es Jedermann, ihn namentlich auch auf mich anzuwenden. Er heißt: „„Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umzieht, daß ihr einen Proselyten machet, und wenn er es geworden ist, so machet ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid."" — Der Bibelspruch ist mit fetter Schrift gedruckt; sapienti sat!



XVI.

Katholicismus und Heidenthum.

I.

Die Mythologien vom Standpunkte der Kirche.

Die vollkommenste Katholicität ruht in dem Sohne Gottes, dem Logos, der überall und von Anfang war, und in Ewigkeit seyn wird. Katholisch im Raum und in der Zeit muß auch die Anstalt seyn, die Er zum Heil der Menschen gestiftet hat, so alt wie die Welt, so groß wie die Welt. Sie stand von Ewigkeit her vor Seinem göttlichen Auge, sie lag im Keim da in der vormessianischen Zeit, sie wurde, durch Sein erlösendes Blut begossen, zum Baum, in dessen Schatten alle Völker lagern sollen.

Keine Lehre des Christenthums ist nur neutestamentlich, sie sind alle so alt, wie der Hohepriester von Ewigkeit, durch den Alles geschaffen wurde, was da ist, ohne den nichts ist. Er, das Licht der Wahrheit, erleuchtet jeglichen Menschen, der in die Welt kommt, unerkannt war Er in der Welt, unaufgenommen von den Seinen, Er leuchtete in die Finsterniß, aber sie erkannten Ihn nicht.

Jesu Thätigkeit in der Welt und für die Menschen beginnt also nicht erst mit Seiner Erscheinung auf Erden, mit

Seiner Fleischwerdung *); ohne Ihn ist nichts, Er griff von Anfang an ein in die Geschicke der Welt und des innern Lebens der Völker; Er offenbarte sich, aber Er wurde nicht erkannt. Daß uns diese Offenbarungen im alten Bunde alle bekannt seien, können und dürfen wir nicht annehmen. Sind uns nicht einmal alle Thaten und Lehren des Herrn während Seines dreiunddreißigjährigen Erdenwallens bekannt, dann kann das noch weniger der Fall seyn mit jenen, welche vor Sein irdisches Leben fallen. Hat aber die heilige Schrift des alten Bundes uns nur einen geringen Theil der Offenbarungen Jesu bewahrt, dann muß auch damals schon neben der schriftlichen Aufzeichnung eine mündliche Tradition bestanden haben, die jener ergänzend zur Seite stand, und Lehren und Thaten des Gottessohnes enthielt. Es ist darum eine so heilige, als lohnende Aufgabe für die christliche Wissenschaft, diesen Strahlen bald klarer, bald weniger klar durch die Nebel brechenden Lichtes überall auf dem Boden des Alterthums nachzuforschen, und wir finden sie nicht nur im Judenthum, sondern auch, denn ohne das Wort ist nichts, im Heidenthum.

Um uns darüber klar zu werden, müssen wir vor Allem nach der Zeit des Beginns und der Weise des Ursprungs und Fortgangs des Heidenthums fragen, über welche die Meinungen sehr getheilt sind.

Gott ist die ewige Einheit, die Quelle aller Harmonie. In sofern war der nach Seinem Ebenbild geschaffene Mensch eins mit Ihm, als Sein Wille des Menschen Wille war; er war ohne Schuld. Dieser selige Zustand wurde durch die erste Sünde zerstört, die Willenseinheit mit Gott war gebrochen, damit auch alles Harmonische in dem Menschen zu

---

*) Abraham hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen werde, er sah ihn und freute sich. Joh. VIII, 56. Moses hat von mir geschrieben. Joh. V, 46.

[redacted]

Ende; er trat in Zwiespalt mit Gott, mit seiner eignen Bestimmung und seine Lebensaufgabe, die früher eine wesentlich andere war, wurde nun, sich zu jener verlornen Unschuld wieder emporzuringen. Gott versagte ihm in Seiner Gnade Seine Hülfe nicht, Er versprach ihm einen Erlöser, Er offenbarte sich ihm persönlich, um ihn nach und nach wieder zu der alten Einheit mit Sich heranzubilden, Er legte die Sehnsucht nach dem verlornen Urfrieden in sein Herz, aber die Menschen verachteten Sein Wort. Sie fielen immer mehr ab, entfernten sich immer weiter von der Einheit mit Gott zum Zwiespalt, von der Wahrheit in Gott zur Lüge, von der göttlichen Klarheit zur Finsterniß. Die dämonischen Gewalten, welche den Sündenfall eingeleitet hatten, arbeiteten mit wachsender Kraft zur Zerstörung aller Verbindung des Geschöpfes mit dem Schöpfer, und der Mensch ergab sich ihnen kraftlos und willensschwach: seine Bosheit war groß und alles Denken seines Herzens böse. Die Kinder Gottes, die noch Guten, verbanden sich mit den Töchtern der Menschen, die nur nach dem Fleisch lebten, und zeugten Riesen; das sinnliche Element überwog. Vergebens verkündeten die acht Herolde des Glaubens, von Enos, dem mit Gott dreihundert Jahre wandelnden, bis auf Noe den Namen Gottes, die Lüge, der Zwiespalt gewann wachsendes Feld. Da beschloß Gott, die wenigen Reste, die bonae voluntatis waren, und fähig und willig, in Seinen Willen einzugehen, sich zu erhalten, die übrigen nach dem Fleisch lebenden zu vertilgen; die Sündfluth folgte, nur Noe und die Seinen wurden gerettet. Aber selbst unter diesem kleinen Häuflein brach die Sünde bald wieder verwildernd durch; der von Gott auf's neue und unter einem so furchtbaren Strafgericht angebahnten Einheit wurde durch Cham der erste Stein in den Weg gelegt. Die Menschen hatten der alten Tradition: „eritis sicut Deus", nicht vergessen, sie erhoben den Thurmbau, den sie bis zum Himmel fortführen wollten. Wenn uns der grie-

chische Mythos von einer Erstürmung des Himmels durch die bergehäufenden Titanen erzählt, so vereinigt sich darin der Abfall der Engel mit der Erhebung des Thurms; daß der Mythos dieß unternehmen konnte, erklärt sich nur dadurch, daß das Streben der Menschen dem der Engel verwandt war, und so dürfte sich durch ihn die biblische Nachricht dahin vervollständigen lassen, daß auch die Menschen es bei dem himmelhoch ragenden Thurm auf den Sturz Gottes abgesehen hatten, daß sie sich an Gottes Stelle setzen wollten.

So liegen uns denn in der Geschichte der Menschen bis zu jenem Punkte die drei charakteristischen Zeichen des Heidenthums vor: Adam hatte mit Trug den Fall begonnen, Kain ließ den Mord folgen, seine Nachkommen fügten die Unzucht hinzu, die sofort nach der Sündfluth als Mutter aller andern Sünde wieder in dem unkindlichen Cham auftauchte, und nicht ermangeln konnte, die furchtbarsten Folgen zu haben. Die völlige Empörung wider Gott in dem Thurmbau krönte den Zwiespalt, vollendete den Abfall von der Einheit, und diesem gab der Herr nun, wo Er nicht eine zweite Sündfluth senden wollte, einen Ausdruck dadurch, daß Er die Sprachen verwirrte.

Gott zerstreute sie und verwirrte ihre Sprache, heißt es Gen. XI, 8, 9., denn die Sprache ist der verkörperte Gedanke; ihre Verwirrung folgte dem innern Zwiespalt, der äußern Zerstreuung nothwendig: alle Völker Einer Sprache haben auch dieselben Ideen über göttliche Dinge, sprachverwandte sind zugleich religionsverwandte Völker. Das ist die Genesis des Heidenthums, und es wucherte fast ungestört in steigender Begriffsverwirrung fort, bis mit der wiederhergestellten Einheit mit Gott durch den Erlöser auch der Einheit der Begriffe eine neue und ewige Grundlage gegeben wurde. Da wich auch die Sprachzerrissenheit einer neuen Spracheneinheit, das war in dem Pfingstwunder. Die Apostel

redeten in mehreren Sprachen gleichsam die von Allen verstandene Ursprache, erleuchtet durch den hl. Geist, der in feurigen Zungen erschien, denn die Zunge ist das Werkzeug der Sprache. Sie waren feurig, denn ihre Kraft war auch eine läuternde, und die Apostel traten zurück in jenen heiligen Urzustand der Einheit mit Gott, in welchem Gott den Menschen zum vollkommenen Herrn der Natur gemacht hatte, daher die Macht der Apostel über die Natur, ihre Wunder. Wir sahen sich diese Macht so oft erneuern, als es dem Menschen gelang, seinen Willen mit dem Gottes in volle Einheit zu setzen, und das Wunder der Heiligen, ihr vertrautes Leben mit der Natur, ihre Herrschaft über die Thiere u. A. hat den schönsten Ausdruck gefunden in dem Armen Jesu Christi von Assisi.

Bis zum Thurmbau war die Führung Gottes eine einheitliche gewesen, nun aber begann eine doppelte Art derselben. Er wählte sich Abraham und dessen Nachkommen aus, um in ihm und durch ihn alle Völker der Erde zu segnen, eine Sendung, welche wiederholt und mit großem Nachdruck in der Genesis ausgesprochen wird*). Das äußere Zeichen dieser Berufung wurde die Beschneidung: durch den Mißbrauch der Zeugung war die Verderbniß vor der Sündfluth auf's höchste gestiegen, hatte sie nach derselben wieder begonnen, darum sollte sie an besonnenern Gebrauch mahnen. Diesem Seinem auserwählten Volk, dem Medium zur Erziehung der andern Völker, offenbarte sich der Herr auch ferner unmittelbar: persönlich, durch Seine Engel, oder durch von Ihm erleuchtete Propheten; so führte Er es bis zur Fülle der Zeit.

Ein Anderes war es mit dem Heidenthum: da hörte diese alte Art Seiner Führung auf, eine andere trat an ihre Stelle, die mittelbare durch die Natur und die Gnade, als welche Letz-

*) XII, 2. XVIII, 17. XXII, 16. XXVI, 4. XXVIII, 14.

tere nach katholischer Lehre jedem nahe ist. Es würde schon der Barmherzigkeit Gottes widersprechen, anzunehmen, daß den Heiden alle Wahrheit genommen worden sei, daß Er sie geistig von Allem entblößt, in die Welt hinausgestoßen habe, daß sie mit einem Male sich auf der untersten Stufe der Entwicklung befunden hätten, auf der wir heute einzelne Völker finden. Jene Verwirrung der Begriffe, die sie von den Juden mit sich in die Zerstreuung nahmen, ist keine Vernichtung derselben, sondern nur eine Verdunkelung; die Begriffe waren nach wie vor da, anima naturaliter christiana, das Licht leuchtete in die Finsterniß, aber die Finsterniß erkannte es nicht. Die Heiden nahmen also eine Summe dieser zwar verdunkelten Begriffe, d. i. alter Offenbarungsideen, mit sich in die Zerstreuung, welche sich unter dem Einfluß der Gnade bei ihnen erhielten und in einzelnen, die offenern Herzens waren, weiter entwickelten.

Von Gott losgesagt, im förmlichen, offenbaren Widerspruch mit der alten Einheit, mit dem Geist, klammerte sich das Heidenthum nun an die Wesen, an die Materie an, und suchte in der Natur den, welcher Herr der Natur ist, und in der Zeit den, welcher von Ewigkeit ist. Der alten Schlange hingegeben, brachte es unter deren Einfluß ihr Wort zur Erfüllung: eritis sicut Deus, denn an die Stelle des urewigen Gottes setzte es den Urmenschen, der nach Gottes Bild Geschaffene diente ihm, um rückwärts nach seinem, dem Menschenbild, das neue Gottesbild zu formen. Der Polytheismus war damit von selbst eingeleitet, denn das: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", galt ja zuerst von dem Urmenschen; darum gab man nun auch dem neuen Gott die Gefährtin zur Seite, das Geschlechtliche, Fleischliche drang in die göttliche Idee, sie zerstörend, ein, die Göttergenerationen begannen, setzten sich fort und mehrten sich in's Unendliche.

[redacted]

Von da an, d. h. von seinem Ursprung an, hat das Heidenthum keine Fortschritte zum Bessern, gegen die alte Einheit hin gemacht, es war auf allen Punkten, bis auf diese Stunde, im Rückschritt. Dieser aber führt auf zwei scheinbar einander entgegenstehenden Wegen zu ein und demselben Ziel. Die Stämme, welche sich früh von dem immer noch auf ein gewisses Gebiet beschränkten Ganzen der Zerstreuung ablösten und in große, weite, offene Länderstrecken verloren, sanken immer tiefer, und kamen endlich im Zustand der größten Verwilderung an: durch die äußere Vertheilung ging aller Zusammenhang im Innern mit zu Grunde, der Zwiespalt war vollendet: es endete mit der Anbetung der leblosen Naturkräfte, dem Fetischismus. Glücklicher waren jene, die auf abgeschlossenern Gebieten sich niederließen, sie blieben äußerlich mehr gesammelt, und das wirkte wohlthätig auf das Innere zurück. Scheinbar nahmen sie eine höhere Richtung, sie entwickelten eine reiche, glänzende Cultur, sie sahen begabte Dichter unter sich erstehen, Künstler, vor deren Schöpfungen wir oft noch mit Bewunderung stehen, sie schienen die höchste Blüthezeit der Völker repräsentiren zu wollen und, wenn wir den modernen Anschauungen Glauben schenken, dann war dieß in der That der Fall. Aber es war doch nur ein anderer Titanenkampf, ein zweiter Thurmbau, und als sie den Himmel erstürmt wähnten, da warf der Herr sie in den Abgrund. Gerade jene Schöpfer des trügerischen Glanzes, womit sich das griechische Heidenthum umgab, sind die Urheber seines Verfalls: die Dichter wichen zuerst von der Strenge der alten Dogmen ab, welche das Heidenthum sich aus überkommenen Offenbarungsideen umgebildet hatte, die Künstler verließen zuerst die strengen alten Göttertypen; so drang das Menschliche, Fleischliche, gefördert von den dämonischen Mächten, immer mehr ein, das Urgöttliche trat immer mehr zurück, der Rationalismus siegte, und trotz all seines Glanzes

brach der ganze kunstvolle Bau zusammen. Tiefere Geister unter den Heiden erkannten dieß sehr wohl, und nicht umsonst beklagt Platon im zweiten Buch der Republik die Lügen Homer's und Hesiod's, gegen sie erheben sich Plutarch und Seneka mit derselben Schärfe, und Dionysios von Halikarnaß sagt mit Recht, daß das Volk seine eigene Schlechtigkeit den Göttern *) ablerne.

Diesen wenigen, und mit ihnen gewiß auch manchem treuen Herzen aus dem Volke, war es vergönnt, unter dem Einfluß des höhern Lichtes, welches in ihre Finsterniß schien, und fußend auf jenen altüberlieferten Ideen, sich zu reineren Anschauungen empor zu ringen. Wenn wir z. B. bei Platon und andern heidnischen Weisen den Logos auf eine so wunderbar tiefe Weise aufgefaßt finden, dann gilt auch von ihnen, was der Heiland zu dem Ihn bekennenden Petrus sprach: „Fleisch und Blut haben dir dieß nicht gesagt.“ Daß wir trotz aller Tiefe ihrer Auffassung sie aber nicht neben die jüdischen Propheten stellen, versteht sich, denn bei ihnen ist alles Licht nur ein gebrochenes, wie das des Mondes, und sie konnten sich darum auch nur zu allgemeineren Begriffen erheben, während der vom Sonnenlicht der unmittelbaren Offenbarung bestrahlte Prophet geradezu sagen konnte: „von dir, du kleine Bethlehem Ephrata, soll der Herrscher Israels kommen.“ Sie sind den Propheten nur in sofern verwandt, als auch sie bestimmt waren, den Gedanken an, die Hoffnung auf, die Sehnsucht nach Christus dem Erlöser

*) Denselben, deren Statuen die Hauptstadt der Intelligenz eben in der ekelhaftesten Nacktheit auf ihrer Schloßbrücke aufstellte, die dort von allen neuen Gebäuden herabschauen. Sie, von denen der edlere Grieche sich abwandte, nehmen in der Hauptstadt des Protestantismus das einst von Kirchen und Klöstern leuchtende Kreuz ein, und während sie Unzucht predigen, zerbrechen sich die frommen Leute den Kopf, wie man die Häuser der Unzucht schließen könne. Solche Schamlosigkeit kommt doch in Wien, München, Brüssel, Madrid, ja selbst in Paris nicht vor.

in den Völkern wach zu erhalten, und so auf dessen Ankunft vorzubereiten, der, nach der schönen Auslegung der Väter, die Juden in den Hirten durch die hl. Engel zur Krippe berief, weil Er sich ihnen selbst und durch Seine Engel geoffenbart hatte, die Heiden aber in den drei Königen durch den Stern, weil er ihnen in der Natur nahe geblieben war, Er, der desideratus *cunctis* gentibus, die exspectatio *omnium* gentium.

Die Sicherheit, mit welcher wir die Bewahrung solcher ewigen Ideen, wie sie der Herr von Anbeginn dem Menschen mit auf den Weg gegeben hat, annehmen können, wird recht klar, wenn wir die Zähigkeit betrachten, mit der ein gesundes Volk an allem Ueberkommenen festhält. Steigen wir tief hinab zu den ersten Erzeugnissen menschlicher Kunstfertigkeit, zu den alten Steingeräthen, z. B. dem Opfermesser von Feuerstein. Wir wissen zwar erst bestimmt durch II. Mois. IV, 25., daß Steinmesser bei der Beschneidung gebraucht wurden; war das damals der Fall, dann reichten sie auch in die erste Zeit der Menschheit hinauf, dann waren sie schon vorher heiliges Geräth und hat Kain sich schon ihrer bedient; sie blieben es, obgleich Zilla's Sohn Tubalkain schon in Erz und Eisen arbeitete (Gen. IV, 22). Dieß Messer nun finden wir bei allen Völkern in derselben Form wieder, meist sogar in demselben Stoff; es liegt in den Gräbern der Mumien, und seiner bediente sich der Priester der Kybele; es begleitete die Leiche des Deutschen, und der mexicanische und birmanische Priester schnitt und schneidet des Opfers Leib mit demselben auf, obgleich all diese Völker es wohl verstanden, schöne Arbeiten in Erz und Eisen zu machen. Die Tradition hatte Stoff und Form geheiligt, und die Völker hielten fest daran. Was wir aber hier bei einem kleinen, fast unbedeutenden Geräth finden, das offenbart sich auf eine großartigere Weise in der mündlichen Tradition der Völker. Nehmen wir z. B. nur den Wohnort der ersten

Menschen. Das Paradies lag hoch, auf einer Hochebene, denn sanskr. parâ heißt Land, dêsa heißt hoch. Mit dieser biblischen Annahme stimmen alle Mythologien überein, denn alle verlegen die Wohnsitze der Götter, d. i., wie wir oben sahen, der ersten Menschen, auf Berggipfel. Hoch thronen die der Arier; der auf den Berggipfeln (ἄκρις): Olympos, Athos, Lykaios u. a. wohnende Zeus heißt daher ἄκριος; der deutsche Donar wohnte auf seinen heiligen Donnersbergen, wie Thor auf Thorsborg, denen die slavischen Donnersberge bedeutsam zur Seite stehen. Auf der höchsten Höhe der Alpen denkt sich noch heute der Schweizer das Paradies der Thiere, die dort in dem heiligen Urfrieden zusammen leben, wo Alpenrosen und Gentianen ewig blühen, die Sonne nie untergeht; und Bischof Wibrand von Paderborn († 1233) brachte aus dem heiligen Lande die Sage mit von dem glücklichen Berge, auf dem jeder, der nach vorhergegangener Beicht und Communion hinaufstieg, Wonnen aller Art fand, eine Sage, die wir auch ähnlich in den Reisen Brandans finden. Das ist immer dieselbe Idee, die ihren erhabensten Ausdruck wieder in dem neuen Paradiesberg fand, dem Calvaria, auf dem der neue Baum des Lebens stand, wo der neue Adam erlösend endete, und das himmlische Paradies neu erschloß, wie der alte Adam es im fernen Asien verschlossen hatte. Und wie weit geht diese Uebereinstimmung! Es ist eine überwältigende Ueberraschung, wenn wir heute in den Veden, in den Geschichts- und Märchensammlungen der alten Arier, wie sie vor Jahrtausenden niedergeschrieben wurden, uns an den bunten Farben der Dichtung freuen, und morgen, auf das Feld hinauswandernd, ganz dieselben Dichtungen aus eines armen Bauern Mund, und zwar theilweise mit denselben Worten hören, wie sie einst der Arier niederschrieb. Oder wenn wir die Geschichte von dem auf Erden umwandernden Fo der Chinesen, der das Leinwandmessen einer armen Frau segnet, so daß sie den

[redacted]

ganzen Tag mißt, ohne daß das kleine Stückchen ein Ende nimmt, nur mit dem Unterschied, daß an Fo's Stelle Jesus tritt, heute in einem engabgeschlossenen Thale Tirols, morgen in Hessen, dann wieder im deutschen Norden, oder in den Niederlanden neu auffinden. In den nordischen Liedern wird uns gesagt, daß man die Todten nicht beweinen dürfe, weil Thränen ihre Ruhe stören; dasselbe weiß ganz Deutschland, das wissen die Moslims und die Arier. Woher diese wunderbare Uebereinstimmung, wenn nicht durch Gemeinsamkeit der Abstammung, ja ich möchte sagen der Sprache in einer Zeit, wohin keine Geschichte reicht? Wie groß muß dann aber die gewissenhafte Treue der Völker für das Ueberlieferte seyn, die während Jahrtausenden, bei millionenfachem Wiedererzählen auch des einzelnen Wortes nicht vergessen, sondern es sorgfältig bewahrten und unverfälscht weiter gaben, wie sie es empfingen!

Solch ein ehrwürdiger Zeuge ist die mündliche Tradition, das ist ihre Festigkeit, ihre Unwandelbarkeit. Und mit ähnlicher Treue und Zuverlässigkeit hat sie uns denn auch jene Uroffenbarung überliefert, die Gott dem Menschengeschlechte im Anfang gab, und die wir, wenn auch entstellt und verdunkelt — denn als göttliche Offenbarung konnte sie nicht in voller Reinheit bleiben — in fast all ihren Zügen erkenntlich, noch heute in den Mythologien der Völker vor uns haben. Sie hat ein wunderbar mannichfaltiges Gewand angenommen, hier ein überladen reiches, dort ein bescheiden dürftiges, aber der Kern ist überall derselbe; es ist ein Geist, der sich in verschiedenen Körpern incarnirte, ein Licht, das sich in verschiedener Färbung des Regenbogens bricht. Und lösen wir sie aus der vielfach dunkeln Schale, und führen wir die Vergleichung weiter, indem wir sie zur Lehre der Kirche halten, dann sehen wir auch da wieder die vollkommenste Einheit, die treueste Einstimmung; wir gewinnen ein leuchtendes Zeugniß für die Ka-

tholicität der Kirche in Raum und Zeit in diesem consensus gentium für alle ihre Lehren, das ab omni tempore et ab omnibus creditum; es redet zu uns die vox Dei in der vox populorum. Diesen hehren Zeugen aber jetzt mit aller Macht seine Stimme erheben zu lassen, darin dürfen wir eine der heiligsten Aufgaben der katholischen Wissenschaft sehen.

Was der heil. Augustinus von dem Menschen sagt, er finde keine Ruhe, außer er ruhe in Gott, das gilt auch von dem Ziel und Ende aller Wissenschaft. Alles wahre Wissen kommt von Ihm und führt wieder zu Ihm. So muß denn auch alle ächte Wissenschaft zuletzt bei der Theologie ankommen, das ist der Prüfstein für ihren geraden Weg. Lange irrlichterte die Wissenschaft vom Heidenthum nach allen Richtungen umher, aber zum Abschluß hat sie nichts gebracht, und nun scheinen ihre letzten Trümpfe ausgespielt. Gewiß ist es eine der wunderbaren Fügungen Gottes, durch die Er Seiner Kirche immer in den rechten Augenblicken mit der rechten Hülfe an die Hand geht, wenn wir eben, wo die katholische Wahrheit mit wachsender Heftigkeit angegriffen wird, sehen, wie Er in der beginnenden Betrachtung des Heidenthums, von dem unverrückbar ewigen und einzigen Boden der christlichen Wahrheit aus, ihr eine Waffe erweckt, die ihre Einheit mit dem Erlöser, ihre Katholicität von Uranfang an auf eine so großartige Weise vertheidigt. Wenn irgendwo, dann sehen wir hier den Weg für manchen tiefern Saulus zum Paulus, für manchen Augustinus zu der um den Irrenden trauernden, für ihn betenden Monica. Haben sie doch, die noch draußen Stehenden und mit Sorge des Ausgangs Harrenden, der sich im Schooß ihrer Confession entsponnen hat, als Werkzeuge in der Hand Gottes gedient, die von ihnen so hart geschmähte und gänzlich verworfene Tradition wieder zu Ehren zu bringen, warum sollten sie nicht vor Allen berufen seyn, an den Früchten Theil zu nehmen, welche daraus erwuchsen?

XVII.

Die Universität Wien und ihre Geschichte *).

Unter den großartigsten Schöpfungen, welche der in jugendlicher Frische und vollster Lebenskraft sich entwickelnde christliche Geist im Mittelalter hervorbrachte, nehmen die Universitäten eine sehr bedeutende Stellung ein und verdienen vorzugsweise die ernste und sorgfältige Beachtung des Geschichtsforschers. Gerne rühmen wir uns der neuen Zeit und ihrer Fortschritte, namentlich auf dem Gebiete der Wissenschaft. Dennoch darf sich in mehr als Einer Beziehung die ältere Zeit mit der neuern wohl messen. Was die neuere Zeit so mühsam sucht, und als das letzte Ziel ihrer gewaltigsten Bestrebungen auf das keck erhobene Panier schrieb: Freiheit, Einheit und Größe, das hatte die alte Zeit in hohem Grad und brauchte es nicht erst zu suchen, weil sie es noch nicht verloren hatte. Sie hatte und wahrte die Einheit im Glau-

---

*) Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien. Im Auftrage des k. k. Ministers für Cultus und Unterricht, Leo Grafen von Thun, nach den Quellen bearbeitet von Rudolf Kink. Erster Band. Geschichtliche Darstellung der Entstehung und Entwicklung der Universität bis zur Neuzeit. Sammt urkundlichen Beilagen. Wien 1854.

ben, in der Kirche, deren sichtbares Oberhaupt, der heilige Vater zu Rom, den Mittelpunkt der Einheit bildete. Sie hatte im Römischen Kaiser ein imperium mundi, wodurch sie sich zu großen gemeinsamen Unternehmungen schaarte, besonders gegen den alten Erbfeind der Christenheit, welcher den siegenden Halbmond über den Trümmern des Kreuzes zu erheben sich bemühte. Wer es damals einem Richard Löwenherz, einem Ludwig dem Heiligen vorhergesagt hätte, daß ihre Nachfolger das Schwert für den Islam gegen das Kreuz tragen würden? Wie weit damals der Kreis der Freiheit gezogen war, zeigt wohl am besten der Umstand, daß die Magna Charta, das gerühmte Palladium der englischen Freiheit, in jener alten Zeit ihren Ursprung hatte und alle Stürme der Revolutionen überlebte. Auch der andere Umstand ist ein sprechender Beweis hiefür, daß eben damals jene zahlreichen und mächtigen Korporationen sich bildeten, in denen noch heut zu Tage einige wenigen Reste alter Freiheit vor der Alles verschlingenden Centralisation ihre letzte Zuflucht finden. In dieser Einheit und Freiheit lag auch die Größe jener Zeit, einer Zeit, die reich ist an kühnen Eroberungszügen in weite Ferne, hiedurch in drei Welttheilen sich große Länder dienstbar machte und neue Reiche gründete, einer Zeit, die reich ist an kühnen herrlichen Bauten, welche die Nachwelt bewundernd anstaunt und nicht zu vollenden vermag.

Wir hatten die Einheit, wenn auch nicht jene straffe, welche der modernen Centralisation als Ideal vorschwebt; das sechszehnte Jahrhundert hat sie untergraben, das neunzehnte sie zertrümmert. Wir hatten die Freiheit, aber nicht jene zügellose, welche die Neuzeit anstrebt; der Mißbrauch hat ihr die wohlverdienten Fesseln gebracht. Und sicherlich war Deutschland damals größer, als jetzt in seiner selbstgewählten Zersplitterung und nothwendigen Beschränkung, wo es mühsam an seiner Einheit flickt, und krampfhaft nach einer Freiheit ringt, die es nicht zu ertragen, noch zu gebrauchen vermag.

[redacted]

Diese Einheit, Freiheit und Größe des christlichen Mittelalters zeigt sich glanzvoll und herrlich in den damals entstandenen blühenden Universitäten. Mag unsere Zeit auf ihren beinahe zahllosen Duodez-Universitäten sich eines reichern und mannigfaltigern Wissens rühmen, die höhere Einheit der Wissenschaft hat sie verloren. Damals vereinte die Universität in sich die Gesammtheit aller nach Wissenschaft dürstenden Jünglinge und Männer, soweit der Hirtenstab des Papstes und das Scepter des Kaisers reichte. An der Universität von Bologna waren seiner Zeit 35 Nationen vertreten. Eine solche Universität bildete gleichsam einen eigenen Freistaat der Wissenschaft. Wie die Kirche, die vom Himmel stammt, am Himmel hält und zum Himmel führt, mit Recht alle andern Lebensgebiete überragte, gründete und ordnete, so stand sie auch zu diesem Freistaat der Wissenschaft. In der Kirche Gottes fanden alle Nationen unter dem Lebensbaum des Kreuzes ihre in der Liebe gegründete Einheit; in der Kirche Gottes fanden alle Zweige des menschlichen Wissens an dem Horte der göttlichen Wahrheit ihre feste geschlossene Einheit. Stehend in dieser Einheit genoß die Universität einer ausgedehnten Freiheit, vor welcher jedoch weder Kirche, noch Staat etwas zu besorgen hatten. Nach Innen besaß dieselbe eine beinahe unumschränkte Gesetzgebungsgewalt. Wie die Kirche sich ihre Kanonen (Canones), wie der Staat sich seine Gesetze (Leges), so gab die Universität sich selbst ihre eigenen Statuten (Statuta), zu deren Vollzug sie von Kirche und Staat zugleich die kräftigsten Mittel besaß: Excommunikation und Blutbann. Die Kirche mit ihrem festgegliederten Bau der Hierarchie und der Feudalstaat mit der mächtigen Stütze im Ritterthum boten der Universität die Vorbilder, nach denen sie sich selbstständig ihre Einrichtungen schuf und ihr Leben ordnete. Es gab aristokratische Universitäten, wie jene zu Paris und ihre Tochter zu Wien, und demokratische Universitäten, wie die von Bologna, und nach ihrem Muster jene

von Italien und Spanien. An ihrer Spitze stand der Rector mit Fürstenrang, ihm zur Seite ein Rath — das Consistorium. Den Adel im Gebiete der Wissenschaft bildeten die Doktoren, welcher Ausdruck in alter Zeit gleichbedeutend war mit dem neuern: Professoren. An diese schloß sich in mehrfacher Abstufung die Gemeinde der Scholaren, und Aller, die sonst irgendwie zur Universität gehörten. Zu Zeiten trat auch die Volksversammlung der ganzen Gemeinde in wichtigen Fällen zusammen, besonders wenn es sich um eine gemeinsame Auflage handelte. Die Universität hatte in den Collegien und Bursen eine Art Klöster, in den öffentlichen Uebungen und Disputationen eine Art Turniere, in der Promotion eine Art Ritterschlag. Sie war ausgerüstet mit großen Privilegien, entsprechend ihrer hohen Bedeutung und Stellung. Alle ihre Mitglieder unterstanden nur ihrer eigenen Gerichtsbarkeit; sie waren zollfrei und steuerfrei; ihre Unverletzlichkeit war durch schwere Ahndung vom Landesfürsten sicher gestellt; auch durften sie dem Landesfürsten keinen Eid der Treue schwören. Ja ihre Stellung war so hoch, daß der neugewählte Papst ihr seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl anzeigte, und daß sie öfter zwischen streitenden Fürsten das Vermittlergeschäft übernehmen konnte, endlich daß sie in den wichtigsten Fragen des Glaubens und des Rechtes als eine öffentliche Autorität angerufen wurde. Dem entsprach denn auch die Frequenz. So wird von Paris berichtet, daß bisweilen die Zahl der Studierenden die Zahl der Bürger übertraf. Bologna soll im zwölften Jahrhundert in Einem Jahr zehntausend Studenten, Oxford im Jahr 1340 gar dreißigtausend Studenten gezählt haben. In Wien war ihre Zahl mindestens so groß, daß sie sich mit den Bürgern zeitweise in förmlichen Kampf einlassen konnten. Die Studenten jener Zeit waren zudem häufig nicht erst Knaben oder unreife Jünglinge, sondern Männer von reiferem Alter und höherer Würde. Da gab es studierende Cardinäle und Bischöfe, Aebte und Pröpste,

Domherren und Pfarrer, auch königliche Prinzen, Herzoge u. s. w. Diese wenigen Züge werden hinlänglich die Bedeutung der Universitäten im christlichen Mittelalter ersichtlich machen, wogegen die heutigen weit zurückstehen.

Mit Recht hat sich daher die Geschichtschreibung auch den Universitäten zugewendet und ihr reiches, vielbewegtes, tiefgreifendes Leben geschildert. So verdankt Frankreich seinem Buläus (du Boulay) die große Geschichte der Universität von Paris (Bulaei Historia Universitatis Parisiensis. Paris von 1665 — 73 in 6 Foliobänden), in welcher zugleich ein bedeutender Theil der Geschichte Frankreichs mitverflochten ist. Nach ihm hat Crevier seine Geschichte der Universität Paris kürzer und besser geschrieben (Crevier histoire de l'université de Paris. Paris 1761 in 12 Bändchen). England erhielt fast um dieselbe Zeit eine ziemlich ausführliche Geschichte seiner Hochschule zu Oxford (Wood Historia et Antiquitates Universitatis Oxoniensis. Oxonii 1674 Fol.). Auch in Italien herrschte auf diesem Gebiet der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung eine rege Thätigkeit. Es besitzt vielleicht kein anderes Land so viele und so frühe Monographien über seine Universitäten. Tomasini schrieb schon im siebzehnten Jahrhundert die Geschichte der Universität Padua (Gymnasium Patavinum Jacobi Philippi Tomasini Episcopi Aemonensis. Utini 1654 in 4.), im achtzehnten Jahrhundert Borsetti die Geschichte der Universität Ferrara (Borsetti historia Ferrariae Gymnasii, Ferrariae 1735) und Fabroni die Geschichte der Universität Pisa (Fabroni historia Academiae Pisanae. Pisis 1791—95 in 3 Quartbänden); in unserm Jahrhundert Renazzi die Geschichte der Römischen Universität (Renazzi Storia dell' Università degli Studi. Roma 1803—6 in 4 Quartbänden), und Bini die Geschichte der Universität von Perugia (Bini memorie istoriche della Perugina Università. Perugia 1816 in 4.) Colle bearbeitete die Geschichte der Universität Padua abermals und besser (Colle

Storia dello Studio di Padova. Padova 1824 — 25 in 4 Quartbänden). Die Universität zu Neapel fand ihren Geschichtschreiber an Origlia, jene zu Pavia an Gatti. Bologna bekam durch Sarti eher eine Professoren-, als eine Universitäts-Geschichte, verfaßt im Auftrag des gelehrten Papstes Benedikt XIV. und bereichert mit einem Schatz von wichtigen Urkunden (Sarti de claris Archigymnasii Bononiensis professoribus. Tom. I. Pars I. et II. Bononiae 1769 — 72 Fol. reicht nur bis zum 14. Jahrhundert). Und immer noch entbehrten die beiden ältesten und berühmtesten deutschen Universitäten zu Prag und zu Wien einer Geschichte, welche dieses Namens würdig gewesen wäre. Denn der alte Conspectus historiae Universitatis Viennensis (erschienen zu Wien 1722—25 in 3 Bändchen) war nicht viel mehr als ein dürftiges ungenügendes Surrogat, ein schwacher Nothbehelf, gar flüchtig und oberflächlich gearbeitet. Erst vor wenigen Jahren erhielt die Universität Prag bei Gelegenheit der Feier ihrer fünfhundertjährigen Gründung einen Abriß ihrer Geschichte von Tomek, doch ohne Urkunden (Geschichte der Prager Universität von Wenzel Tomek. Prag 1849).

Endlich wurde auch die Universität Wien für das lange Brachliegen des Feldes ihrer Geschichte entschädigt, und zwar reichlich entschädigt durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen. Das Jahr 1848 hatte gerade an dieser Universität tiefliegende Schäden offen zu Tag gelegt, so daß die Heilung alter Gebrechen, die Erneuerung des echt wissenschaftlichen Geistes, die Reorganisation des morschen Baues dringend geboten erschien. Niemand zweifelte Angesichts der damaligen Zustände an dieser Nothwendigkeit. Doch die Aufgabe war keine leichte. Der Minister für Cultus und Unterricht, Graf Leo Thun, erkannte mit richtigem Blick, daß zur glücklichen Lösung dieser wichtigen Aufgabe vor Allem nöthig sei, den ursprünglichen Geist der Universität und ihrer wesentlichen Einrichtungen klar und bestimmt in's Auge zu

fassen, sodann aber auch an die bisherige historische Entwicklung derselben anzuknüpfen. Die Erneuerung und Verjüngung eines alten Organismus zu frischer Kraftentfaltung und Lebensthätigkeit gelingt nicht, wenn man statt des ursprünglichen Wesens der Sache bloß allgemeine Theorien zum Ausgangspunkte nimmt, wenn man nicht, die guten Elemente des Bestehenden erkennend und festhaltend, an das historisch Gegebene anknüpft, sondern willkürlich Alles durcheinander werfend einen neuen Bau aufführt, gleich einem Luftschloß, schön und schnurgerecht, aber unwohnlich und ohne Bestand. So war denn hier der rechte Weg eingeschlagen. Wenn aber ein Mann in hoher Stellung es versteht, die Kräfte seiner Untergebenen richtig zu erkennen, zu würdigen und zu verwenden, so hat er seine große Aufgabe manchmal schon mehr als zur Hälfte erfüllt, jedenfalls wesentlich erleichtert und gefördert. Und auch hier war schon ein bedeutender Schritt zum Ziele geschehen, als die Ausarbeitung einer urkundlichen Geschichte der Universität Wien in die Hände des Hrn. Kink gelegt wurde, eines Mannes, welcher, den Geschichtsforschern schon bekannt durch seine Herausgabe des Codex Wangianus, mit jugendlich frischer Kraft und lebendiger Anschauung, mit glücklichem Takt und gesundem Urtheil, mit tüchtigen Kenntnissen und echtem Forschergeist sich dieser umfassenden Arbeit unterzog. So entstand das vorliegende Buch, welches gerechten Anspruch hat auf die vollste Beachtung jedes Freundes gründlicher Forschung und anziehender Schilderung auf dem weiten Feld der Geschichte.

Die Geschichte der Wiener Universität zerfällt sowohl nach ihren innern Entwicklungsstadien, als nach ihrer engen Beziehung zur Geschichte von Oesterreich selbst in vier Bücher, worüber sich Hr. Kink also ausspricht: „Zur Zeit, als die Universität in Wien gegründet ward, war Oesterreich verhältnißmäßig noch gering an Macht und Ausdehnung. Ein großer Theil der Volksstämme, die jetzt unter dem Scepter seines Kaisers

vereinigt sind, waren damals noch die Nachbarn, oft die Feinde seines Herzogs. Doch immer sichtlicher entwickelte sich seine Bestimmung, der Mittelpunkt zu seyn, um den in weitem Umkreise die umliegenden Völkerschaften sich ansammelten, bis daraus ein neuabgeschlossenes Reich entstand, eine *Universitas quatuor Nationum* in einem andern höhern Sinne des Wortes. Zwar wurde nicht ohne bedrängende Wechselfälle dieser Standpunkt errungen und bewahrt; doch die Vorsehung hielt ihre segnende Hand über dieses Reich und mit ausharrender Stetigkeit lenkten es seine Herrscher dem bestimmten Ziele zu; und so ist es gekommen, daß dort, wo unsere Väter einst nur eine bescheidene Stätte hatten, wir nun in einem großen Hause wohnen, dessen weite Hallen Raum haben für Viele. — Auf diesem Gange, reich an Ruhm und Thaten, hatte die Geschichte unseres Vaterlandes durch fünf Jahrhunderte die Universität zu ihrer treuen Begleiterin. Dieß galt aber nicht bloß in der allgemeinen Bedeutung, daß überhaupt die Theile dem Geschicke des Ganzen folgen müssen, sondern in dem besondern, bevorzugenden Sinn, daß die geistig wirkenden Kräfte, welche an der Heranbildung der obersten Gesetze für die geeignete Bewegung der Monarchie thätig waren, mit ihren Uebergängen und Erlebnissen sich nirgends so treu wiederspiegeln, als in der Geschichte der Universität. Noch mehr; für manche aus ihnen, mochten sie nun zum Wohl oder Wehe des Ganzen gereichen, war die Schule nicht nur der sichtbar gewordene gedrängte Ausdruck, sondern sogar der Brennpunkt, von dem aus sie sich bewegten und vertheilten. Diese Solidarität, welche sich auf die wichtigsten Interessen der Kirche und des Staates erstreckte, ist für sich allein von so tiefgreifender Bedeutung, daß jene äußern Vorgänge, durch welche die Universität namentlich in der frühern Zeit mehrmals bei politischen Ereignissen thätig eingriff oder vermittelte, ihren Zusammenhang mit der größern Geschichte wohl bekräftigen, aber durchaus nicht erschöpfen können,

[redacted]

Denn in dieser letztern Beziehung würde ihre Betheiligung nicht größer gewesen seyn, als die jeder andern Gemeinde des Reiches, und doch war sie es in dem Maße, daß selbst derjenige, der nur die innern Einrichtungen der Universität berücksichtigen wollte, für deren Entwicklung und Eintheilung doch keine andern Perioden feststellen könnte, als solche, die mit den Perioden der ganzen Geschichte des Reiches congruent sind." (S. VIII.—X.)

Voran geht in dem Buche die Geschichte der Gründung und ursprünglichen Einrichtung der Universität in all' ihrem Detail anschaulich geschildert, als Ausgangspunkt und nothwendige Vorbedingung der nachfolgenden Entwicklung (I. Buch). Die Universität war innerhalb des von ihrem Stifter ausgemessenen Wirkungskreises, dessen Gränzen durchaus nicht beengend gezogen waren, über ein Jahrhundert hindurch eine selbstständige, autonome Korporation; die Richtung, die sie einschlug, die Thätigkeit, die sie entfaltete, war in eminentem Sinne ihr eigenes Werk. Die Darstellung dieser Wirksamkeit, welche etwas Abgeschlossenes für sich bildete, wurde daher in einem eigenen Abschnitte zusammengefaßt. — Der kirchliche Abfall im sechszehnten Jahrhundert im Vereine mit andern ihn vorbereitenden oder begleitenden Ereignissen brachte in diesen Bestand eine wesentliche und dauernde Störung. Während bis dahin der Kreislauf der Wirksamkeit sich innerhalb des eigenen Gebietes der Universität abgeschlossen hatte, empfing sie von da an, und zwar über Anordnung des Staates, die Aufgabe, andern ihr übergeordneten Zwecken zu dienen. Es geschah dieß aber unter zwei Malen und auf zweifache Art. Fürerst bemühte sich der Staat, die verfallende Universität auf den vorhandenen Grundlagen wieder aufzurichten. Dadurch entstand eine Art Uebergangsperiode. Die Universität war zwar noch eine eigenberechtigte Korporation im Staate, sie war ihm aber mit ihren Leistungen tributär, und ihre Abhängigkeit von ihm wurde immer schärfer betont. End-

lich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entfaltete sich die Staatsgewalt mit der ganzen Machtfülle, und von da an war die Einrichtung der Universität in Wien, gleich der aller übrigen Studien-Anstalten der Monarchie, nur mehr einer der Regierungs-Akte der Staatsgewalt. Mit diesem aus dem Privilegienbestande der Universität entnommenen Eintheilungsgrunde läuft noch ein anderer parallel. In der ersten Periode stand die Schule vorwiegend im Dienste der Kirche. In der zweiten Periode war ihr Zweck etwas buntfärbig; sie sollte dem Staate nützlich, der Kirche nicht schädlich seyn, und auch die Aufgabe, für die Wissenschaft Ersprießliches zu leisten, nicht von sich weisen; es war eben, wie erwähnt, eine Uebergangsperiode. Seit dem Beginne der dritten Periode endlich nahm der Staat die Universität ausschließlich in seine Dienste. Die Knotenpunkte dieser drei Perioden aber sind: der Regierungsantritt Ferdinand's I. (1522) und die Thronbesteigung Maria Theresia's (1740). Mit andern Worten: „die Gränzscheiden der geschichtlichen Epochen Oesterreichs sind auch die der Wiener-Universität" (S. XII — XIV). Demnach umfaßt die erste Periode der Universitätsgeschichte den Zeitraum von 1389 bis 1522 (II. Buch), die zweite Periode von 1522 bis 1740 (III. Buch), die dritte Periode von 1740 bis 1848 (IV. Buch). Man muß gestehen, die Eintheilung des Werkes ist eine sehr glückliche und gut motivirte; sie verräth den richtigen historischen Blick und die treue Auffassung des naturgemäßen Sachverhaltes, so wie auch die einzelnen Thatsachen in jedem Buche vortrefflich gruppirt sind, auf daß im großen historischen Gemälde Licht und Schatten sich wohl vertheile.

Den Stoff zu seiner Darstellung schöpfte der Verfasser dieser Geschichte aus den besten und sichersten Quellen: aus dem Archiv der Universität selbst, und aus den Aktenbüchern der einzelnen Fakultäten, sodann aus den Staatsarchiven (d. h. zunächst aus dem Archiv der k. k. Studien-Hof-Com-

mission und aus dem Archiv der k. k. Hofkanzlei), endlich aus den handschriftlichen Schätzen der k. k. Hofbibliothek. Alle diese Quellen waren ihm geöffnet, und wurden von ihm auf das sorgfältigste und reichlichste benützt, wie jede Seite seines Buches zeigt, insbesondere der zweite Theil seines ersten Bandes, welcher die interessantesten urkundlichen Beilagen gibt, Aktenstücke oder Auszüge aus den Quellen, die theils durch ihren Inhalt, theils durch die Unmittelbarkeit der Anschauung, die in ihnen liegt, oft ganze Gebiete der Geschichte, wie durch ein Streiflicht, erhellen. Außerdem wird noch ein eigenes Statutenbuch der Universität als zweiter Band dieses Geschichtswerkes ehestens nachfolgen.

Sehen wir uns nun das Buch selbst und dessen Geist etwas näher an. Der Geist des Buches ist ein echt historischer; es ist ein treuer, heller Spiegel vergangener Zeiten, frei von aller Parteisucht, lobend, was zu loben, tadelnd, was zu tadeln, gemäßigt und bescheiden im Urtheil, abhold aller Ueberschwänglichkeit, z. B. bei den Humanisten, muthig entgegentretend falschen Angriffen, z. B. auf den Orden der Jesuiten, offen darlegend die verkehrten und verderblichen Grundsätze und Einrichtungen, die zum Beispiel in der josephinischen Zeit zur Herrschaft gelangten. Darum ist das Buch, in dem aufrichtige Wahrheitsliebe mit echter Vaterlandsliebe harmonisch verbunden erscheint, nirgends verletzend, durch und durch sehr ansprechend und ungemein belehrend.

Die Gründung der Universität in Wien war das Werk der Brüder Rudolf IV. und Albrecht III., Herzoge zu Oesterreich, Urenkel Rudolf's von Habsburg. Die Stiftungsurkunden hiefür wurden in den Jahren 1365 und 1384 erlassen. Papst Urban V. ertheilte schon 1365 die päpstliche Bestätigung für die neu gegründete Universität, nachdem er auf seine Anfrage von Bischof Johann zu Brixen, Rudolf's IV. Kanzler, über die ganze Sache genügenden Aufschluß erhal-

ten hatte (s. die erste Beilage im II. Theil des I. Bandes). Papst Urban VI. gab im J. 1384 seine Zustimmung zur Einführung der theologischen Fakultät, welche bis dahin noch gefehlt hatte. Die Universität erhielt damals ausgedehnte und zahlreiche Privilegien, namentlich aber auch das wichtige Recht, die nähern Gesetze ihres innern Organismus sich selbst zu schaffen (Autonomie), dessen sie sich unverzüglich in umfassender Weise bediente, indem sie schon 1385 die allgemeinen, für den ganzen Körper geltenden Statuten vollendete, und im J. 1389 die Special-Statuten der einzelnen Fakultäten nach reiflicher Prüfung genehmigte. Die genannten Stiftungsbriefe, die päpstlichen Bestätigungs-Bullen und die von der Universität selbst gemachten Statuten (sowohl die allgemeinen für die gesammte Universität, als die besondern für jede einzelne Fakultät) bilden das eigentliche Fundament der Wiener Hochschule mit ihren alten Rechten und Freiheiten, wie sie Jahrhunderte lang bestanden, und in den Stürmen der Zeiten und im Wechsel der Verhältnisse sich theilweise bis auf diesen Tag erhielten. Mit Recht ist daher die genaue und klare Darstellung ihres Inhaltes die Aufgabe des ersten Buches unserer Geschichte. Diese Darstellung ist eine sehr gelungene zu nennen, was um so mehr rühmend hervorgehoben zu werden verdient, als gerade seit einigen Jahren die verschiedenartigsten, oft gänzlich unberechtigten, dem Buchstaben, wie dem Geist der ursprünglichen Einrichtungen an der Wiener-Hochschule widersprechenden Ansprüche in gänzlicher Unkenntniß, oder Verdrehung der alten Stiftungsbriefe und Statuten auf die „verbrieften Rechte" sich bezogen. Das helle Licht der Geschichte hat hier eine Reihe selbstsüchtiger Illusionen zerstört. Da entwickelt sich vor den Augen des Lesers das Verhältniß des Lehrers (Doctor, Magister, was die spätere Zeit Professor nannte) in seiner ganzen Bedeutung, wie er einerseits selbst Vorträge hielt (legens), andererseits durch den ihm

[redacted]

umgebenden Kreis von untergeordneten Licentiaten und Bachalarien sein Lehramt übte, indem diese in seinem Fache und unter seiner Anleitung (daher Doctor regens) lehrten, repetirten, disputirten u. s. w. (S. 54—57.) Die Einrichtung, die Methode, der ganze Lauf der Studien, bis zur Promotion, wird anschaulich vorgeführt. Den Standpunkt des Verfassers zur Würdigung des Mittelalters mögen seine Worte über die damalige Bedeutung der Promotion kennzeichnen: „So wie die Kirche in ihren höchsten Mysterien, in den Sakramenten, zwei Erforderniſſe verlangt: die göttliche Gnade und das sichtbare Zeichen, so entlehnte die damalige Zeit, welche in allen ihren Vorkommnissen auf kirchlicher Anschauungsweise fußte, daraus für ihre Einrichtungen das Analogum. Von der Wehrhaftmachung des Ritters bis herab zum Meisterstücke des Handwerkers wird man ausnahmslos finden, daß zwei Bedingungen gefordert wurden für den Ritter, wie für den Meister, nämlich: die innere Würdigkeit und das sichtbare Zeichen. Dieß geschah nicht in Folge einer selbstbewußten Abstraktion für jeden einzelnen Fall, sondern fast unbewußt, aus dem einfachen Grunde, weil die Kirche dazumal das gesammte Wirken der Menschen umschloß. Es gab keinen irgendwie wichtigen Akt des Lebens, der als außerhalb dieses Kreises befindlich, als indifferent gedacht worden wäre" (S. 51. 52). — Weiterhin tritt dann die alte Bedeutung der Nation an der Universität hervor. „Indem das Mittelalter die Angehörigen der Universitäten nach Nationen abtheilte, wollte es nicht die nationellen Unterschiede und Gegensätze hervorheben, sondern vielmehr dieselben geradezu beseitigen" (S. 60). In sofern die Universität eine selbstständige Korporation war, mit großen Vorrechten und Privilegien ausgestattet, hatte die Eintheilung in Nationen, jede mit einem Prokurator an der Spitze, ihre Bedeutung. In soferne es sich um die Wissenschaft und deren Förderung handelte, war die Universität nach den wichtigsten Doktrinen

in vier Fakultäten getheilt, jede mit einem Dekan an der Spitze, welche durch die Lehrer, als die ordentlichen Träger der Wissenschaft, gebildet wurden (die widersinnige Maßregel des Ausschlusses aller Professoren vom Amte eines Dekans konnte erst im achtzehnten Jahrhundert Jemand einfallen. S. 480.) Daher war die Promotion der vereinigte Akt des päpstlichen Kanzlers und der Fakultät, nicht der Universität. Der Rektor hatte nichts dabei zu thun; denn er war nur das richterliche und disciplinäre Oberhaupt der Gemeinde, so wie ihr Repräsentant nach Außen. Alles, was die Lehre und das Studium betraf, war innerhalb jeder einzelnen Fakultät vollkommen abgeschlossen, und wurde eben deßhalb nur von den Lehrern geordnet. Das waren aber auch die Männer dazu; denn der Landesfürst hatte in weiser Fürsorge um die Hebung der Wissenschaft und um die Blüthe seiner Universität aus fernen Ländern tüchtige Professoren berufen; so für die Theologie Heinrich von Langenstein (gewöhnlich Henricus de Hassia) und Heinrich von Oyta, beide aus Paris (S. 17—18. 30). Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts stieg der Glanz der Wiener-Universität, indem sie neue Rechte gewann, immer größern Einfluß übte, und durch berühmte Männer aus ihrer Mitte vertreten war. Nikolaus von Dinkelspühel und Thomas Ebendorffer von Haselpach (von dem die Sage ging, er habe einundzwanzig Jahre über den Propheten Isaias exegetische Vorträge gehalten, und sei in dieser ganzen Zeit nicht bis an's Ende des ersten Kapitels gekommen, Trithem. de Scriptor. eccles. c. 705) waren in ganz Europa wohl bekannt und hoch geachtet. In dieser Zeit war es, wo sie ihren kirchlichen Charakter am deutlichsten entwickelte (Universitas clerica), wo sie auch die geistliche Jurisdiktion erlangte, so daß der Rektor, sofern er nur die niedern Weihen hatte, im Verein mit den vier Dekanen, gegen Angehörige der Universität mittelst geistlicher Strafen, und selbst mit dem Kirchenbanne vorgehen, und von eben

[redacted]

diesen Strafen auch wieder lösen konnte. Im Jahre 1511 war sogar der Rektor Thomas Resch nahe daran, die theologische Fakultät zu excommuniciren (S. 154). In eben dieser Zeit war sie bei allen Concilien und Provinzial-Synoden als Autorität mit entscheidender Stimme aufgetreten, und von allen Mächten als solche anerkannt worden. Endlich hatte sie auch das Amt, als Richterstuhl gegen Irrlehren in unmittelbarem Auftrage des Papstes zu wirken, überkommen (S. 170). Ja, es ist wohl nicht zu viel, wenn man die Vermuthung aufstellt, daß die bis dahin auf Concilien unerhörte Art der Abstimmung nach Nationen, wie sie auf dem Kostnitzer-Concil angenommen wurde, dem Einfluß der Unisitäten zuzuschreiben sei. So geschah in allgemeinen Angelegenheiten bei der Universität Wien die Abstimmung nach Curien. „War ein Gegenstand vorgetragen worden, so zogen sich die Mitglieder jeder Fakultät abgesondert zurück, beriethen die Sache und faßten ihren Beschluß. Darauf traten die vier Dekane zusammen, und die Majorität unter den vier Stimmen entschied" (S. 115). Vergleicht man hiemit den Abstimmungsmodus der vier Nationen auf dem Kostnitzer-Concil, so drängt sich bei der augenfälligen Aehnlichkeit die oben ausgesprochene Vermuthung fast unwillkürlich auf. — In der Regierungszeit K. Maximilian I. erreichte die Universität den höchsten Gipfel der Blüthe und des Glanzes (S. 227—28), wozu der Kaiser durch die Berufung ausgezeichneter Professoren und die Errichtung neuer Lehrkanzeln wesentlich beitrug; so berief er den berühmten Konrad Celtes (und zwar diesen mit einem eigenhändigen Schreiben), Johann Cuspinian, Joachim Vadian, Johann von Camerino (J. Camers), Hieronymus Balbi und manche Andere. In diese Epoche fällt jener interessante Kampf der bereits alternden und ausgearteten Scholastik mit dem jugendlich stürmisch und einseitig auftretenden Humanismus, welcher, auf die Regierung sich stützend, an der Universität immer

mehr Boden gewann (S. 230), dabei die alte strenge Zucht unter den Studirenden gefährlich lockerte (S. 228—29) und der nahenden Glaubensspaltung den Weg bereitete (Favebant Luthero poëtae et rhetores plerique, qui theologis et monachis infesti erant S. 225).

Unter diesen Verhältnissen brach in den Irrlehren des sechszehnten Jahrhunderts jener verheerende Sturm herein, welcher Europa in seinem tiefsten Grunde erschütterte, Deutschlands Einheit zerriß, Oesterreichs Macht an den Rand des Verderbens brachte, und binnen kürzester Frist die Universität in den tiefsten Verfall stürzte. Wohl wehrte sich die theologische Fakultät gegen das hereinbrechende Uebel, aber von den übrigen Fakultäten verlassen, verhöhnt, gehemmt, vermochte sie allein den Strom nicht zu dämmen. Mit reißender Schnelligkeit ging die Universität ihrer gänzlichen Auflösung entgegen. Nur die Sorge K. Ferdinand I. rettete sie noch. Die von ihm erlassene sogenannte „Neue Reformation" vom 1. Jänner 1554 blieb durch zwei volle Jahrhunderte das Grundgesetz der Universität. Freilich hatte sie von da an ihren alten Charakter einer geistlichen Korporation verloren; die Humanisten hatten sie säcularisirt, und K. Ferdinand's neues Grundgesetz erklärte sie geradezu als Staatsanstalt („praecipuum reipublicae recte gubernandae seminarium"), zu welchem Ende er ihr auch einen landesfürstlichen Superintendenten zur Beaufsichtigung setzte. Doch sollte nach Ferdinand's Willen die Universität eine „gehorsame Tochter der Kirche" seyn und bleiben. Wie Oesterreich seine Aufgabe richtig erfaßte, eine katholische Macht zu seyn, so auch die weitere, katholische Wissenschaft zu pflegen. Der thatkräftige Melchior Khlesl trug wesentlich zur neuen Hebung der Universität bei. Aber vorzüglich wichtig hiefür erwies sich die Berufung der Jesuiten „Der Mangel pädagogischer Aufsicht und religiöser Fürsorge war der wunde Fleck an den Einrichtungen" der Universität. Der Protestantismus hatte ihr

[redacted]

einen schweren Schlag versetzt und war zerstörend in ihr Heiligthum eingedrungen. In all diesen Beziehungen faßten die Jesuiten das Uebel an der Wurzel, und sorgten für kräftige Heilmittel. Die beiden Fakultäten, deren Lehrkanzeln von den Jesuiten besetzt wurden (die theologische und philosophische), blühten frisch auf und gelangten bald wieder zu hohem Ansehen und großer Frequenz; die beiden andern (die jurid. und medizin.) siechten an ihrer eigenen Unbedeutendheit fort, sie konnten nicht leben, weil ohne verjüngende Kraft, und nicht sterben, weil die Regierung es nicht erlaubte. Es ist eine sehr interessante Erscheinung, die rege Thätigkeit der Jesuiten während dieser Zeit im Einzelnen zu verfolgen; zu sehen, wie dieselben, nachdem sie um die Mitte des 16ten Jahrhunderts in Wien ihr Collegium gegründet, darin eine niedere lateinische Schule von vier, dann von sechs Klassen errichtet, ferner an der theologischen Fakultät im Jahre 1558 zwei Lehrkanzeln erlangt, überdieß im Jahre 1570 in ihrer eigenen Lehranstalt philosophische und theologische Vortrags-Kurse eröffnet, und nach mannigfachen Differenzen im Jahre 1623 die völlige Inkorporirung mit der Universität erreicht haben, wie sie endlich um die Mitte des 17ten Jahrhunderts auf den Höhepunkt ihrer Wirksamkeit gelangt sind, indem sie in der Schule alles Gebiet, soweit es der Beschaffenheit der Fächer nach für sie erreichbar war, in ihren Bereich zogen, und hierin gegen den Säkular-Klerus sowohl, als gegen die übrigen geistlichen Orden unbestrittenes Uebergewicht behaupteten. Indessen hatte doch auch ihr Lehrsystem, welches hinsichtlich der Methode die Scholastik und den Humanismus in harmonischen Verein zu bringen strebte, seine Mängel, die im Laufe der Zeit mehr und mehr hervortraten. Ueberdieß fand der Orden aus mancherlei Gründen, wie überall, so auch in Oesterreich, mächtige Feinde, welche ihre eigene Taktik, jedes Mittel gegen ihn anzuwenden, ihm selbst unterschoben, und insbesondere die Jugendbildung ihm zu entreißen

[redacted]

eifrigst bemüht waren. So geschah es, daß bald nach dem Regierungsantritt der großen Kaiserin Maria Theresia eine neue Aera für die Wiener-Hochschule begann.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, mochte nun die Gewalt der Umstände hiezu drängen, oder das gefährliche Beispiel Ludwig XIV. hiezu verlocken, dehnte allmählig die Staatsgewalt ihre Aufgabe so weit aus, daß sie leitend und organisirend in alle öffentlichen, zum Theil auch in die Privat-Interessen einzugreifen, und die verbindenden Fäden derselben insgesammt in ihrer Hand zu concentriren anfing. Die Universität war bereits zu eng mit dem Staate verwachsen, als daß sie sich diesem Entwicklungsstadium desselben zu entziehen im Stande gewesen wäre. Auch hätten dazu große Männer gehört, die man dazumal im Schooße der Universität vergebens gesucht hätte. Unter diesen Verhältnissen übernahm die große Kaiserin, wie auf andern Gebieten, so auf dem der Universität die nothwendige Restauration, wobei Gerhard Van Swieten ihr als Rathgeber zur Seite stand. Was für das 16te und 17te Jahrhundert K. Ferdinand's „Neue Reformation" gewesen, sollten für das achtzehnte die Reformen bei allen vier Fakultäten bilden, die von 1749 bis 1753 allmählig in Form Allerhöchster Patente erflossen. Aber diese neuen Schöpfungen kamen an innerer Kraft und Lebensdauer den alten nicht gleich. Die Kaiserin hatte sich durch ihre Rathgeber in eine Bahn drängen lassen, auf welcher sie mit ihrem tiefreligiösen Sinn, mit ihrem scharfen Blick und gesunden Urtheil, mit ihrem männlich festen Willen die drohenden Gefahren abwenden, und den neuen Bau sicher fördern konnte. Aber die jüngere Generation drängte ungeduldig vorwärts, und überstürzte sich unter ihrem nachgiebigern Sohne, welcher, zumeist von Andern getrieben, selbst zu handeln vermeinte, und im Angesicht des Todes über das gänzliche Mißlingen seiner gutgemeinten Absichten bitter klagte (S. 588—90), dergestalt, daß die Dinge bis zum äußersten

[redacted]

Extrem getrieben worden. Es machte sich in dem rasch wieder umgestalteten Studiensystem an der Universität eine entschieden kirchenfeindliche Richtung geltend, vertreten durch Männer wie Gottfried Van Swieten (den jüngern), Joseph von Sonnenfels, Valentin Eybel, Simon von Stok und Abt Rautenstrauch. Diese Richtung gab sich kund in der Auflösung des uralten Verbandes der Universität mit der Kirche (S. 555—59), durch einen an das Unglaubliche gränzenden Vandalismus gegen die ältere theologische Literatur*), durch die Anstellung der Professoren ohne Rücksicht auf ihre Religion (S. 545), durch das systematische Einimpfen des halb gallikanischen, halb protestantischen Febronianismus im Kirchenrecht (S. 528—38), durch das sklavische Fesseln an die vom Staate vorgeschriebenen Schulbücher (S. 549—50) und wohl auch in dem Grundgedanken des neuen Systems einer bloßen „Nationalerziehung“ für Oesterreich (S. 553—55). Man wird kaum irgendwo die damaligen Zustände in Oesterreich so anschaulich und quellengetreu finden, wie in dieser Universitätsgeschichte. Wie armselig es aber unter einem solchen System mit der Pflege ächter Wissenschaft aussah, erhellt

*) Ein Beispiel dürfte hier nicht überflüssig seyn. Als 1786 die Bibliotheken der aufgehobenen Klöster der Universitäts-Bibliothek zugewiesen wurden, befahl Van Swieten, es solle Alles entfernt werden, „was bloß Phantasie und Gelehrten-Luxus zur Schau trägt; der ganze Wust unbrauchbarer Gebet- und Andachts-Bücher, Legenden und übrigen theologischen Ungereimtheiten ist in die Stampfe zu geben; Bücher, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie von gewissen Bibliographen auf eine unbestimmte Weise als Seltenheit ausgegeben werden, alte Ausgaben aus dem fünfzehnten Jahrhundert und was dergleichen ist, sind für eine Universitäts-Bibliothek von sehr zweifelhaftem Werthe.“ . . „Die Vertilgung durch die Stampfe oder den Verkauf als Makulatur betrifft bloß den theologischen Wust, und da läßt sich selbst von Unvorsichtigkeit kein Schade besorgen, oder doch kein solcher, der die Mühe und Zeit, welche die Verfertigung eigener Verzeichnisse fordern müßte, lohnen würde.“ S. 542—43.

mehr als zur Genüge aus den bittern Klagen, die schon in der damaligen Zeit von hochgestellten Männern erhoben wurden. „Werke inländischer Autoren vermochten weder eine weitere Verbreitung, noch eine allgemeine wissenschaftliche Geltung zu erlangen.“ Kein Wunder! denn die damals und noch lange nachher entstandenen Lehrbücher waren (mit Ausnahme von Martini und Sonnenfels) „wenig mehr, als die Denkzeichen des von Zeit zu Zeit an das Ausland entrichteten Tributes“ (S. 508, 509). Mit Recht bemerkt der Verfasser: die Wissenschaft gehe in ihrer freien Entwicklung nur dann sicher, „wenn sie ihre richtige Stellung zur Religion bewahre.“ „Trifft es sich aber, daß der Staat gegen Religion und Kirche indifferent, oder selbst in einer unrichtigen Stellung ist, oder gar die Schule zur Behauptung derselben benützt, dann verliert er auch, trotz aller Einengung, jede Gewähr für die Einhaltung des richtigen Weges, für das gesunde Gedeihen und für die reinen Absichten der Wissenschaft“ (S. 549). Das mußte Kaiser Joseph an seinen eigenen Einrichtungen erfahren; denn er bemerkte 1784 mit großem Mißfallen, daß in den letzten Jahren „unendlich viel Broschüren nur geschmiert worden, und schier keine einzige noch an das Tageslicht gekommen ist, die der hiesigen Gelehrsamkeit hätte Ehre gemacht, oder dem Publiko einige Belehrung verschafft“ (I. Bd., II. Theil, S. 286). Weit hervorragend über das engherzige, seichte, oberflächliche Gebahren jener Zeit erscheint die kurze aber segensreiche Wirksamkeit des juridischen Studien-Direktors Schrötter, welcher in seinem Gebiet den dreifachen Weg der Behandlung des Rechtes, den philosophischen, historischen und praktischen, in natürlicher Ordnung und Verbindung betrieb, die Aufnahme der deutschen Reichs- und Staatengeschichte unter die bei den Rigorosen zu verlangenden Fächer erwirkte, in richtiger Beurtheilung des jugendlichen Leichtsinnes und Ehrgeizes monatliche und Jahres-Prüfungen anordnete, Privat-Studium gestattete,

[redacted]

für das Doktorat drei Rigorosa vorschrieb u. s. w. (S. 519 bis 523). Doch er war seiner Zeit vorangeeilt, und daher dauerte sein Wirken nur kurz. Achtzig Jahre später hätte er den richtigen Weg gehabt und die passende Zeit gefunden, um die widersprechenden Ansichten und Forderungen zu vermitteln und auszugleichen.

Die letzte Abtheilung des IV. Buches (umfassend den Zeitraum von 1790—1848) bildet, wie der Verfasser bescheiden sagt, „nur einen Anhang, welcher sich darauf beschränkt, das Materiale für eine pragmatische Behandlungsweise zusammenzustellen, auf das Verdienst jedoch, diese selbst vorzunehmen, durchgängig verzichtet", weil die Zeit für eine wahrhaft geschichtliche Behandlung noch zu nahe liege (S. 591). Es gebührt ihm aber das Zeugniß, daß er auch hier ein reiches und interessantes Material zusammengestellt, in lichter Ordnung und gefälliger Form erzählend und schildernd vorgeführt habe, woraus man sieht, wie schon seit langen Jahren mit größter Sorgfalt an neuen Planen für die Hebung der Universität und der Wissenschaft gearbeitet wurde, wie solche Plane mit sehr glücklichen Ideen schon zur Ausführung bereit lagen, als die Stürme des Jahres 1848 losbrachen, Altes zerstörend und Neues vorbereitend. Ob Besseres, wird die Zukunft lehren.

Graf Thun hat sich durch seinen Auftrag, Herr Kink durch seine Arbeit ein bleibendes Denkmal gesetzt. Es ist von der Weisheit der österreichischen Regierung zu erwarten, daß der Verfasser dieses Buches, welcher darin ein historisches Talent bewährte, wie Oesterreich deren nicht allzu viele hat, bald eine Stellung erhalte, wo er seine Kraft, wie seine Zeit ganz und ungestört der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung widmen kann.

XVIII.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit anderthalb Jahren.

V.

Wie eine negative Unionskirche confessionalisirt wird: das Pfälzische Unions-Unicum; Confession und Union in Baden, in Nassau, im mitteldeutschen Westen überhaupt; der Weimarische consensus; die Melanchthonische Kirche in Kurhessen.

Weil die Unions-Urkunde der bayerischen Pfalz vom J. 1818 die beiderseitigen Bekenntnißschriften abgeschafft, insoferne sie als „Lehrnorm" mit kirchlicher Autorität zwischen der Bibel und dem Einzelnen standen, und die Bibel als ausschließliche Lehrnorm proclamirt hat, deßhalb nennt man diese, im Gegensatze zur preußischen Union, eine negative. Sie berief sich zwar auf den consensus der beiderseitigen Symbole als ihr Bekenntniß; da aber dieser consensus nirgends formulirt, und jedem Einzelnen zu suchen überlassen war, hatten die lauteren Bibelchristen schon von Vornherein ein gutes Recht zu ihrer Entdeckung, daß der dissensus zwischen Lutherischen und Reformirten principiell und durchgängig sei, ein consensus also gar nicht existire. So war die pfälzische Union an sich eine „bekenntnißlose," ganz im

[redacted]

Sinne der verwandten preußischen Richtung innerhalb der dortigen Union; die badische und die nassauische ist es noch. Nun ist aber die „Bekenntnißlosigkeit" seit 1848 auch in der Pfalz bei der „Kirchenbehörde" in Verruf gerathen, und selbst in diesem Ländchen sind confessionalistische Bestrebungen aufgetaucht. Man gewöhnte sich unter der niederdrückenden Wucht der politischen Lage nach und nach sogar an den Gedanken einer Confessionalisirung der „bekenntnißlosen" Union, d. h. einer Formulirung und Normirung ihres vorgeblichen consensus. Aber was mit dem dissensus anfangen? — das war die Frage. Sollte man die Abendmahlslehre nach beiden Seiten hin dem betreffenden Bekenntniß freigeben, oder den Widerspruch in einer dritten Formulirung ausgleichen, und diese als zwingende Norm hinstellen? Ersteres verlangte die pfälzisch confessionelle Partei, wie denn überhaupt die faktische volle Geltung der beiderseitigen Symbole in der preußischen Union und deren principielle Coordinirung in der „Innern Missions"-Kirche ihr Ideal ist, und sie weiter sich nicht erhebt; Letzteres aber wählte die Kirchenbehörde um so mehr, weil, dem absorptiven Charakter ihrer bisherigen bekenntnißlosen Union entsprechend, in ihr zwar der consensus ohne Formulirung, der dissensus aber in jener nivellirenden Weise wirklich schon normirt war. Man sanctionirte daher jetzt diese Normirung von Neuem, und fügte ihr bloß noch das decretum bei: daß der consensus der pfälzischen Union in der von Melanchthon im J. 1540 für alle Sättel zurecht gemachten calvinisirenden Augustana, der oftgenannten variata, enthalten sei.

Vielleicht ist nichts geeigneter, die äußerst verwickelten und doch so wichtigen Momente des protestantischen Unionswesens überhaupt zu beleuchten, als gerade ein näheres Eingehen in die Geschichte dieser Confessionalisirung der pfälzischen Union. Es ist allbekannt, wie ungemein freudenreiche Hoffnungen man einst an jene Unions-Idee geknüpft hatte, als

man sie ergriff, um durch ihre Realisirung das dreihundertjährige Jubiläum von 1517 recht würdig zu feiern, und durch Herstellung der allgemeinen Eintracht einem unberechenbaren protestantischen Aufschwung Bahn zu brechen. Die lutherische und die reformirte „Kirche" waren in Eine zu verwandeln. Stellen wir uns nun aber jetzt, nach 36 Jahren, an den Ausgang der Speyerer Generalsynode vom letzten Sept., so nehmen wir im Ganzen und Großen folgenden Verlauf des Werkes der Einigung jener Zwei wahr. Zuerst entsprang der Einen unirten Kirche in Preußen die durch Separation ausscheidende altlutherische; dann ging die Eine Unionskirche dort faktisch in drei Kirchen: die unirt-lutherische, die unirt-reformirte und die unirt-unirte auseinander; und endlich ist die letztere, die unirt-unirte Kirche, seit dem Speyerer Beschluß wieder in zwei specifisch-verschiedene Unionskirchen zerfallen: in die bekenntniß- oder consensuslose unirt-unirte in Preußen, in Baden, in Nassau; und in die mit formulirtem consensus versehene oder confessionell unirt-unirte in der Pfalz. Thut Summa fünferlei „Kirchen" und noch ist die Zeugungskraft nicht erschöpft.

Man sieht, die Pfälzer Kirche existirt nun, seit einem halben Jahre, als etwas ganz Singuläres im protestantischen Deutschland; wie bald etwa Baden und Nassau mit gleicher Confessionalisirung ihrer negativen, bekenntnißlosen Union nachfolgen werden, steht dahin. Bis jetzt nehmen diese Unionen noch ihre eigene Stellung z. B. zur Kirchentags-„Gesammtkirche" ein, und die pfälzische ganz allein auch eine eigene: jene zu ihrer Linken, weil sie ganz mit der aus dem Schooß der „Innern Missions"-Kirche sich fortsetzenden Richtung von der sogenannten „positiven" Union bis zum entschiedensten Confessions-Haß zusammenfallen; diese zu ihrer Rechten, weil die Pfälzer Union jetzt ein so fest geschlossenes und einheitliches Bekenntniß hat, daß ihr der Name „Union" im Grunde nur mehr als geschichtliche Reminiscenz zukommt, indem sie

[redacted]

thatsächlich eine eigene und specifische Confession geworden ist, die Confession der Variata von 1540. Da sie aber demnach eine Gleichberechtigung der alten Confessionen, es wäre denn ihre gemeinsame Nichtberechtigung, innerhalb ihrer nicht anerkennt, ist sie auch über die höhere Einheit der neuen Gesammtkirche, diese ausschließend, hinausgegangen, und steht insofern auf Einer Linie mit den Altlutheranern, nur mit dem Unterschiede, daß sie den calvinisirenden Confessionalismus vertritt. Mit Recht rühmt man daher dem Speyerer-Beschluß nach: er sei etwas viel Größeres und Tüchtigeres als das Kirchentags-Compromiß, indem er, weil dort der dissensus völlig beseitigt sei, die Variata, die nur „Gemeinsames," nichts specifisch Lutherisches enthalte, zum gemeinsamen Bekenntniß gemacht, während dieses sich nur auf den consensus gestellt, in dem die lutherischen und reformirten Symbole einig seyn sollen. Auch die oftgenannten „Zwei Altlutheraner" wundern sich über das „denkwürdige Zusammentreffen," daß fast in derselben Stunde, wo „man in Berlin die Augustana invariata zum Grundsymbol der deutschen evang. Kirche promovirte, die Speyerer unirte Synode zu der variata von 1540 sich bekannte," jedoch gleichfalls „mit beruhigenden Zusätzen;" und auch sie meinen, der Kirchentag hätte, um consequent zu seyn, in Speyerer-Weise gleich auch den bisherigen dissensus in einen consensus verwandeln sollen. „Begreiflicher Weise hegen wir eben keine Pfälzischen Sympathien; aber dießmal finden wir doch, daß auf der Berliner Folie Speyer vortheilhaft sich ausnimmt. Denn will man einmal das Unmögliche möglich machen, und ja und nein zugleich sagen, so ist es jedenfalls anständiger (Dr. Julius Müller's feiner Takt fühlte das ganz richtig), dieß im 1540ger Dialekte zu thun, als im 1530ger" *). — Dr. Petri's „Zeitblatt" (n. 42) aber faßt die beiden Confessions-Tage von

*) Halle'sches „Volksblatt" vom 23. Nov. 1853.

Berlin und Speyer zusammen, und urtheilt über sie in Bausch und Bogen ab: „Man weiß nicht, soll man über den sichern Muth, der so in's Blaue hinein spricht und handelt, erstaunen, oder wehmüthig die verzweifelten Anstrengungen betrachten, welche diese von den Schienen der Geschichte abgekommenen Locomotiven im Sande machen."

Indem wir des Näheren betrachten: wie die pfälzische negative Union in die neue Confession der Variata mit „beruhigenden Zusätzen" umgesetzt worden, wird sich zeigen, warum Dr. Petri nicht gemeint ist, solchen Proceß für naturwüchsig zu erkennen. Drei Punkte sind dabei in's Auge zu fassen: die alte Union, die neue Confession und die „beruhigenden Zusätze" mit dem, was daran hängt.

Wie in Baden, so ist auch in der bayerischen Pfalz, welche seit dem 11. Mai 1849 durch einen förmlichen Revolutions-Act der Generalsynode von dem Oberconsistorium in München emancipirt ist, und mit ihrem Consistorium zu Speyer wieder ein eigenes Kirchensystem bildet, die Union von 1818 nicht mittelst Kabinetsbefehls, sondern durch freie Zustimmung aller dabei betheiligten Gemeinden in's Leben getreten. Für die streng Confessionellen ist dieser Umstand um so fataler, als gegen sie auch die Kirchenbehörde sich auf dieses volkssouveraine Majoritäts-Princip in geistlichen Dingen beruft, und behauptet, daß die einem allgemeinen Volks-Beschluß entsprungene Union auch nur auf diesem Wege wieder aufgelöst werden könnte*). Damals aber, im J. 1818, glaubte man allen Ernstes, durch eine solche Union die völlig erstorbene „Religiosität zu fördern", und schon dadurch das religiöse Interesse zu wecken, daß man förmlich die Stimmen alles Volkes darüber einsammelte. Die Gemeinden wurden befragt, ob sie der Union beitreten wollten, oder nicht? 40,167 Hausväter erklärten sich für die Union, nur 539 da-

---

*) Darmst. K.-Z. vom 5. Juli 1853.

[redacted]

gegen, welche man absterben ließ, das heißt, man gab ihnen die Erlaubniß, lebenslänglich das Abendmahl nach dem Ritus ihrer frühern Confession empfangen zu dürfen. Dieß Resultat bezeugt zugleich, wie gänzlich schon damals der Einfluß der Prediger im Volke verschwunden war, denn diese selbst standen sich nach den Confessionen so schroff, wie nur irgendwo, gegenüber; aber was kümmerte sich das Volk um ihre Dogmatik, und zwar hier besonders auch die in tiefster Armuth verkommenden Lutheraner! „Lutherische Pfarrer mußten an vielen Orten der Pfalz mit äußerster Dürftigkeit und den drückendsten Beschwerden kämpfen, und lebten öfters nur vom Almosen ihrer wohlhabenderen Gemeindeglieder, die sie, mit dem Sack auf dem Rücken, von Haus zu Haus einsammelten, während die reformirten auf reichdotirten Pfründen sich wohl seyn ließen, und zum Theil wahren Luxus trieben; der reformirte Pfarrer von Lachen soll nur mit vier Pferden ausgefahren seyn. Lutherische Gemeinden mußten, wenn sie ihre baufälligen, oft sehr ärmlichen Gotteshäuser nicht wieder herzustellen vermochten, bei Katholiken ein Obdach für ihre Versammlungen suchen, während sie von ihren confessionsverwandten Brüdern schnöde zurückgewiesen wurden. „Dem hat die Union mit Einem Schlage ein Ende gemacht; aber die lutherisch Gesinnten müssen sich heute noch sagen lassen: „Kann eine Kirche gedeihen unter einem so großen materiellen Druck und Elend, wie die lutherische ehemals in der Pfalz?“ *)

Zwar vindicirte die pfälzische Unions-Urkunde sowohl der Augustana, als dem Heidelberger-Katechismus „gebührende Achtung“, aber in solcher „Unterordnung unter die Bibel“ als einzige Lehrnorm, daß das confessionelle Bewußtseyn der Prediger fast völlig verschwand. In demselben Maße fiel die Achtung vor ihrem Stande auf den Nullpunkt, und man betrachtet sie, die

*) Darmst. K.-Z. vom 19. Febr. 1853.

Bibel unter dem Arme, vielfach als gänzlich überflüssige Personen. „Einer todtkranken Frau rieth ein aus dem jenseitigen Bayern herübergekommener Arzt, sich auf das Letzte zu bereiten, und den Geistlichen kommen zu lassen. „„Herr Doktor““, entgegnete sie, „„dazu brauchen wir hier den Geistlichen nicht, das besorgt bei uns Alles der Notär.““ Notäre und Advokaten sind die vorzüglichsten Berather des aufgeklärten Volkes; die evangelische Geistlichkeit hat die Popularität verloren, die sie ehedem hatte, wo der Glaube und das Bekenntniß feststand“ *). Kein Wunder! in einer „Kirche“, wo ein ebenso ignoranter, als frecher Läugner der Gottheit Christi, Pastor Frantz von Ingenheim, Jahre lang und auch noch nach seiner Amtsentsetzung „als der berufene Anwalt und Wortführer der vereinigten Kirche der Pfalz“ sich gebährden konnte, ohne daß die Unions-Urkunde gegen diese und andere lichtfreundlichen Umtriebe den geringsten Schutz zu bieten vermochte; wo ein Pastor Gelbert noch im J. 1850 vor den versammelten bayerischen Kammern öffentlich erklären konnte, die pfälzische Kirche wisse nichts von einem Dogma der Erbsünde, und diese Versicherung nur um so kräftiger wiederholte, als acht Pfarrer und Ein Vikar aus der Pfalz mit einem Protest dagegen einkamen. Wo hatte man sorgfältiger, als in der Pfalz, die Bibel auf den Leuchter gestellt und diesen isolirt? Als aber vor einem Jahre die Berliner Ev. K.-Z. die dortigen Zustände schilderte, wie der Saame fortwuchere in den Gemeinden, den die bekenntnißfeindlichen Geistlichen ausgestreut, wie der größere Theil des jüngern Geschlechtes, genährt durch einen Katechismus und ein Gesangbuch, das den Artikel von der heil. Trinität nicht enthalte, diesen Artikel gar nicht mehr kenne, wie erst jetzt das Gebot ergangen sei, nicht mehr öffentlich gegen ihn zu predigen, wie

*) So ein entschiedener Unionsfreund in der Darmstädter K.-Z. vom 17. Febr. 1853.

eine Confusion und Zerrüttung herrsche, die „bodenlos“ sei*) — da erklärte ein warmer Unionsfreund in der Darmst. K.-Z. (vom 20. März 1853): „Diese Aeußerungen bezeichnen in der That den jetzigen Stand der Dinge ganz richtig.“

Verwilderung der Jugend, todter Indifferentismus, oder offene Feindschaft gegen den Glauben bei den Alten wuchsen in's Grauenhafte; darüber war unter den „positiven“ Pfälzern nur Eine Stimme, aber auch die am schmerzlichsten davon Berührten getrauten sich nicht, principiell gegen die nivellirende Union aufzutreten, da ihre Auflösung das Signal zum rapidesten Ruin der ganzen „Kirche“ gäbe. „Trotz aller übeln Früchte, welche die Union bis jetzt gebracht“, erklärt einer derselben, „haben wir doch die gewichtigsten Gründe, treu und mannhaft an ihr festzuhalten; Union, nicht Conföderation, nicht Trennung muß in der Pfalz und wohl am Rhein überhaupt unsere Losung bleiben; es wäre strafbarer Kleinmuth, die Union total zu verwerfen, weil sie Gebrechen hat.“ Und die Herren bezweifeln gar nicht, daß sie „bei ihrem Dienste der Union helle, klare Sprüche des Herrn für sich haben“, als: „es wird Ein Hirte und Eine Heerde werden“ — „sie alle seien Eins, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir“ &c.; wenn man nun gar erst betrachte, wie sorgsam die Apostel jeden offenen Bruch zwischen den in vielen Stücken naturgemäß verschieden denkenden Juden- und Heidenchristen zu vermeiden gesucht, so könnte nur die Bosheit die biblische Signatur der Pfälzer-Union verkennen**)! Jene „Gebrechen“ aber, sie sollten kurirt, d. h. die Bibel als „einzige Lehrnorm“ bei Seite geschoben und die bekenntnißlose Union confessionalisirt werden; nicht länger, predigte man, könnten die unbestimmten Formeln der Unions-Urkunde: „Consensus oder Grund der reformatorischen Bekenntnisse“,

---

*) Vgl. Halle'sches „Volksblatt“ vom 9. März 1853.
**) Darmst. K.-Z. vom 17. Febr. 1853.

genügen, die Posaune müsse einen deutlichen Ton geben, und dieser Ton heiße „Augsburgische Confession"; alle Zweideutigkeit sei abgeschnitten, wenn sie einmal in der Union die gebührende kirchenrechtliche Anerkennung erlangt habe. Und auf die Frage: welche Augustana, die lutherische invariata von 1530, oder die melanchthonisch-calvinisirende variata von 1540? — antworteten selbst die eifrigsten Unionisten: „Es versteht sich, daß wir dabei die unveränderte Augustana im Sinne haben, denn die Veränderung ist erst ein Privatwerk späterer Reflexion und Accomodation, das mit Recht auch in der Pfalz keine öffentliche Sanktion erhalten hat, obwohl man den 10. Artikel im Sinne der melanchthonischen Veränderung ausgelegt hat." Die „evangelische Freiheit"! sie lasse sich ja auch in diesem Falle durch beliebige Clauseln wahren *).

Wer sollte nun aber, als legal dazu berechtigt, die Confessionalisirung der Pfälzer-Union vollziehen? Die Frage wäre in der Theorie um so wichtiger gewesen, als die bisherige negative Union auf einem Volksbeschluß ruhte, also vielleicht auch nur durch Befragung des allgemeinen Stimmrechts abänderungsfähig, und sogar die Generalsynode als incompetent dazu erscheinen konnte. Die momentan entschieden reactionären Zeitverhältnisse aber ersparten derlei doctrinelle Debatten. Zwar stoßen wir allerdings auf einen solchen Sonderling, der da Einreden macht, wie folgende: seit

*) „Die Auslegung" — fährt obiger Vorschlag in der Darmst. K.-Z. vom 17. Febr. fort — „bleibt den Einzelnen freigegeben, die Kirche aber hält an den Worten des Bekenntnisses, die sowohl eine reale, als eine spirituelle Gegenwart im Abendmahle zulassen; nur der Streit über die Ubiquität des Leibes Christi hat aufgehört ein kirchentrennender zu seyn, die Fragen 47 und 48 im Heidelberger-Katechismus werden für den öffentlichen Gebrauch gestrichen, und wer diesen Streit wieder anzufachen sucht, fällt der Kirchendisciplin anheim als Störer der Eintracht."

[redacted]

den Tagen der Apostel habe die Kirchenbildung immer den Weg genommen, daß die Gemeinde sich allmählig um das Bekenntniß sammelte, dieses in Wahrheit die Kirche erzeugte; in der Pfalz aber solle nun durch das Kirchenregiment, oder vielmehr durch die katholische Staatsregierung der Kirche ein Lehrbekenntniß octroyirt werden, wider ihren Willen, ja unerachtet ihres höchst wahrscheinlichen Widerspruchs *). Allein die gutgesinnten Pastoren hatten über den Hauptpunkt: ob das Bekenntniß zu den rein innern Angelegenheiten der Kirche gehöre, oder zu den gemischten? bald anders abgeurtheilt. Außer der Kirchenbehörde und Generalsynode, sagten sie, habe die Staatsregierung ein natürliches und verfassungsmäßiges Recht, an der Lösung der Symbolfrage thätigen Antheil zu nehmen, „denn durch das Bekenntniß tritt der eine Kirche belebende Glaube in ein bestimmtes Verhältniß zu der Welt außer ihr und die weltliche Macht, oder der Staat hat darum nicht allein ein Recht, Notiz davon zu nehmen, sondern auch zu beurtheilen, ob die ausgesprochenen Glaubens-Grundsätze den Staatszwecken förderlich oder hinderlich seien" **); und sie drangen demnach heftig in den „Staat": daß er „sein vollstes Recht und seine heiligste Pflicht" sofort übe, „die historische Bekenntnißgrundlage der pfälzischen Kirche, selbst wenn sie von ihrer Generalsynode aufgegeben werden wollte, im Interesse der bekenntnißtreuen Kirchenglieder und in Hoffnung auf bessere Zeiten zu wahren" ***). Der „Staat" nun, der ohnehin der Genugthuung schmerzlich entbehrt, dieselbe „loyale" Sprache auch von den katholischen Bischöfen zu vernehmen, griff eifrig zu, und brachte die Sache glücklich zu Ende; die pfälzische „Kirche" aber, wenn man sie fragt, wie sie denn nun wieder zu einer

*) Darmst. K.-Z. vom 20. März 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 6. Aug. 1853.

***) Darmst. K.-Z. vom 6. Aug. 1853.

Lehrhaftes gekommen sei? sie wird nicht anstehen, zu antworten: „auf dem Wege der gründlichern Vertiefung in die heilige Schrift" *).

Indeß fürchtete der „Staat" doch: es dürfte ein großer Theil der Generalsynode die Augustana, gleichgültig ob variata oder invariata, für in der Bibel nicht gegründet ansehen. Denn „selbst auf denjenigen Synoden, welche sich bisher als die wohlgesinntesten und loyalsten gezeigt hatten, wurden die Anträge auf Wiederanerkennung der Augustana immer nur sehr mangelhaft unterstützt" **). Zwar unterschied sich auch diese Generalsynode von allen frühern dadurch, daß der Regierungspräsident als k. Commissär sie gleich mit der Erklärung eröffnete: er habe von Sr. Maj. Befehl, unter gewissen Eventualitäten die Synode zu schließen; allein von der Verzweiflung der, wenn auch noch so sehr eingeschüchterten, Bekenntnißlosen oder Lichtfreunde war doch ein allgemeiner Sturm gegen die Confessionalisirung der Pfälzer-Union zu besorgen. Einen auffallenden Beweis dieser Furcht gab die Behörde selbst mit dem Entwurf eines neuen Lehrbuchs zum Ersatz des alten, durch und durch rationalistischen Katechismus; erst in den letzten fünf Tagen kam er der Generalsynode zu Gesicht, und mußte innerhalb vier Tagen durch den Ausschuß gehen, so daß statt der für nöthig erachteten umfassenden Umgestaltung nur noch Dieser und Jener daran flicken und ändern konnte, und die Flickarbeit so angenommen ward. Vorwürfe darüber weist die Kirchenbehörde selbst ***) mit dem höchst bezeichnenden Bemerken zu-

*) Darmst. K.-Z. vom 22. März 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 20. März 1853.

***) Die Berichte der Berliner Ev. K.-Z. hatten nämlich dieser (s. die Num. vom 14. Dez.) eine „amtliche Berichtigung" des Speyerer-Consistoriums zugezogen. Die Redaktion, ungehalten über die „durch die amtlichen Erlasse überall hindurchblickende gereizte Sub-

[redacted]

rück: „Da sich wenige Wochen zuvor noch mit keinerlei Sicherheit voraussehen ließ, ob nicht eine dem kirchlichen Bekenntnisse feindselige Partei die Mehrheit der Synode erhalten würde, so hatte sich das Consistorium mit dem kgl. Staatsministerium dahin vereinbart, den Katechismus-Entwurf erst dann vorzulegen, wenn die Bekenntnißfrage in positivem Sinne entschieden seyn würde. Man wollte nicht Gefahr laufen, daß eine Mehrheit auf der Synode den bisherigen schlechten Katechismus förmlich von Neuem sanktionire." — Aber gerade von dieser, der lichtfreundlichen, Seite erwies sich die Besorgniß „höchst wahrscheinlichen Widerspruchs" gegen die Confessionalisirung als höchst überflüssig, sobald nämlich zur Proclamation der Variata der „beruhigende Zusatz" von der Kirchenbehörde selbst eingebracht war: „daß keine kirchenpolizeiliche, unfreibindende Verpflichtung auf den Buchstaben eingeführt werden solle." Keine einzige Stimme erhob sich jetzt mehr gegen Bekenntniß oder Katechismus von der Linken; sie war vollkommen „beruhigt" und sagte zu Allem ja. Freilich gesteht der Bericht der Darmst. K.-Z. selbst: die bekenntnißlosen Unionisten trieben ihren Spott mit dem Speyerer-Beschlusse, der ja durch den „beruhigenden Zusatz" wieder so gut als annullirt sei. Aber man weiß sich zu trösten: „Mag immerhin dieser Zusatz dem Mißverständniß und dem Mißbrauch ausgesetzt seyn, mag sich der vulgäre Rationalismus und selbst das Lichtfreundthum hinter denselben verstecken, mit dem sogenannten Buchstaben den Sinn und die Substanz alteriren, und auch da an dem Ausdrucke mäkeln und feilschen,

---

jectivität", bemerkt dazu: „es ist für Kirche und Staat in Bayern gefährlich, wenn dem Consistorium in Speyer gestattet wird, auf dem betretenen Wege weiter vorzugehen." In der That ändert die „Berichtigung" nichts an den von Dr. Hengstenberg's Organ beigebrachten Fakten.

wo er allein der adäquate ist, sollen wir nicht hoffen auf den heiligen Geist, daß er die Kirche, in der er von Neuem zu wehen beginnt, auch in alle Wahrheit führen wird? Wahrhaftig, gerade in der pfälzischen Kirche hat er so recht augenscheinlich Zeichen und Wunder gethan."

„Heiliger Geist?" — nüchterne Beobachter meinen, es sei nichts anderes, als der Zeitgeist und durch ihn die momentane Uebermacht der Regierungsgewalt gewesen, was solche „Zeichen und Wunder" selbst in der „nach liberalem Wahlgesetz gewählten und zur Hälfte aus Laien bestehenden" Speyerer-Synode vermocht. Jedenfalls bewiesen die Herren Synodalen unmittelbar vorher, bei den Debatten über das neue Wahlgesetz, selber wenig Vertrauen in die Beständigkeit dieses „heiligen Geistes," und deren Resultat könnte man, wenn die Oldenburgische „Kirche" nicht noch gerechtere Ansprüche darauf hätte, gerade als ein lehrreiches Exempel aufstellen, wie der Zeitgeist solchen „Kirchen" mitspielt, und sie, je nachdem eben revolutionärer oder reaktionärer Wind weht, die Farbe wechseln in Lehre und Verfassung. In der Pfalz ist letztere die presbyteriale und synodale. Bis zum J. 1848 empfiengen die Presbyterien ihr Amt nicht von Gemeindewahlen, sondern durch Selbstergänzung. Kaum hatte aber der revolutionäre Wind zu blasen angefangen, so war es das Münchener Oberconsistorium selbst, welches der Generalsynode eine „principiell demokratische" Wahlordnung vorschlug, die von dieser, nachdem ihr Referent Pfarrer German, ohne daß eine einzige Stimme sich dagegen erhoben hätte, die Kirchenbehörde wegen der matten Halbheit ihres Freisinns „mit unerhörten Schmähungen überhäuft hatte," noch freisinniger gestaltet wurde. Zum Glück fielen die ersten Wahlen darnach auf den Moment, wo die Revolution in der Pfalz wieder niedergeworfen, die Freischaaren durch preußische Bajonette verjagt, die Demagogen dem tyrannisirten Volke verhaßt, die Wühler eingeschüchtert waren. Dennoch hatte die Kirchenbehörde nun, bei

der Wahlgesetz-Debatte vom 21. Sept. 1853, „eine ganze Gallerie“ übler Folgen jener Einrichtung von 1849 vorzutragen. „Ein damals gewählter Presbyter ist seitdem am Säuferwahnsinn gestorben; ein anderer pflegt Abends in irgend einem Chaussee-Graben gefunden zu werden; ein dritter gilt in seiner Gemeinde für einen notorischen Ehebrecher, und Duzende von dergleichen Fällen mehr.“ Wie nun die Synoden selbst auf den „reaktionären“ Standpunkt von 1848 zurückversetzt wurden, so schlug das Consistorium auch für die Presbyterien eine Wahlordnung vor, wonach die Gemeinden aus drei durch Cooptation und consistorielle Bestätigung aufgestellten Männern je einen Presbyter wählen sollten. Aber siehe da! heftige Opposition — nicht etwa von der Linken, sondern von der Rechten, nicht wegen Wahlbeengung, sondern einstimmig erklärte der Ausschuß der Generalsynode: die Pfalz sei für keinerlei Wahl reif, daher solle nicht die Gemeinde aus den vom Presbyterium Vorgeschlagenen wählen, sondern das Consistorium selbst. Dieser Antrag siegte mit starker Mehrheit, und die Behörde erhielt weit mehr zugestanden, als sie je nach der Idee der Presbyterien hätte verlangen dürfen *).

So errang demnach die Regierung in allen Punkten einen über alle Erwartung glänzenden Sieg, und gingen dennoch, was die Bekenntniß-Frage betrifft, auch die Rationalisten völlig „beruhigt“ davon. Sie glauben jetzt sogar sich und ihre liebe Union für viel sicherer halten zu dürfen, als zuvor, da nun den streng Confessionellen überall „eine starke Waffe gegen die Union aus der Hand oder vielmehr aus dem Munde gerissen sei, sobald die Union einen bestimmten (?) Bekenntnißstand habe, und man alsdann mit nicht so viel Schein mehr von ihrer sichern und nahen Selbstauflösung reden

---

*) Alles dieses erzählt der Berichterstatter der Darmst. K.-Z. vom 1. Nov. 1853 ohne eine Spur von Beklemmung.

könne.“ Die Confessionellen dagegen haben eine sehr schwere und doppelte Niederlage erlitten. Denn für's Erste wählte die Kirchenbehörde, während sie die ungeänderte A. C. zum Symbol verlangten, ohne weiteres die veränderte, dieses „Privatwerk späterer Reflexion und Accomodation, das mit Recht auch in der (melanchthonischen) Pfalz keine öffentliche Sanktion erhalten hat.“ Für's Zweite aber war gerade damit angedeutet, daß specifisch-lutherische oder calvinische Lehren verpönt seyn sollten, und wurde nachher auch ausdrücklich ihr Anspruch auf Freiheit der Sonderbekenntnisse innerhalb der Union verworfen.

Der merkwürdige Proceß der Confessionalisirung der Pfalz durch die Kirchenbehörde ist also kurz folgender. Ihre Union unterschied sich von der preußischen wesentlich dadurch, daß sie nicht bloß, wie diese, gegenseitige Abendmahlsgemeinschaft und einheitliches Kirchenregiment bei legal fortbestehendem dogmatischen dissensus statuirte, sondern wirkliche dogmatische wie rituelle Vereinbarung. Zu dem Zwecke erklärte §. 4 der Unions-Urkunde alle bisherigen Differenzen für „beseitigt,“ und gab in §. 5 der Abendmahlslehre eine Fassung, die aus den Sätzen des Lutherthums und des Calvinismus das aussuchte und in einen Brei verkochte, was an beiden „religiös-praktisch und erbaulich“ schien. So, meinte man, sei nun eine rechte Ausgleichung im Geiste Melanchthons gefunden, welchem die pfälzische Kirche von jeher angehört habe, wie sie denn auch die Concordienformel niemals angenommen; und man befahl, daß so zu lehren sei, indem man auch noch über die Prädestinationstheorie eine Norm beifügte. Im übrigen erklärte §. 3: die allgemeinen Symbole der beiden Confessionen seien zwar „in gebührender Achtung“ zu halten, „einzige Glaubens- und Lehrnorm“ jedoch sei die heilige Schrift. Die Unions-Urkunde stellt also in §. 3 die Bibel als „einzige Lehrnorm“ auf, und gab dennoch gleich in den folgenden §§. 4 — 7 über zwei Hauptpunkte

selbst Lehrnormen. An diesem liebenswürdigen Widerspruch hatte die pfälzische Kirche aber noch nicht genug. Man sah sei 1848 mehr und mehr ein, daß sie nicht nur auf dem verglichenen dissensus, sondern hauptsächlich auf dem consensus ruhe, und wenn §. 3 von „gebührender Achtung" der beiderseitigen Symbole spreche, so heiße das: der consensus dieser Symbole sei das „Bekenntniß" der Pfälzer-Kirche. Nicht als „Lehrnorm," ei bewahre! denn es solle gar keine „kirchenpolizeiliche, unfrei bindende Verpflichtung auf den Buchstaben" stattfinden, sondern nur „Glaubens- und Herzensbekenntniß der Kirche;" jedoch folge daraus „die moralische Verpflichtung" für jeden Prediger, nur nach diesem Bekenntniß zu lehren, und daß Niemand ein Predigtamt in der Pfalz annehmen könne, der es nicht von Herzen theilte. Das darf man, wie gesagt, nicht „Lehrnorm" heißen, denn Lehrnorm ist allein die Bibel; sondern es heißt bloß: „die symbolischen Bücher nicht verachten" — eine Bestimmung, die den westdeutschen Kirchen überhaupt von Alters her wesentlich gewesen, während die ostdeutsch-lutherischen ihre Prediger eidlich verpflichteten: „nichts Anderes lehren zu wollen, als was in den symbolischen Büchern stehe," oder gar: „keine Schriftstelle anders erklären zu wollen, als sie in den symbolischen Büchern erklärt sei." Soweit gehen die ächt evangelischen Pfälzer niemals über die „einzige Lehrnorm" hinaus, sie beeidigen nicht auf den consensus; nimmermehr! sie decretiren bloß: so lautet der consensus, und wer anders aus der Bibel lehren zu müssen glaubt, der — räume Kirche und Amt. Es handelte sich also nur darum, auch über den von Vielen völlig abgeläugneten consensus „Bestimmungen" festzusetzen und ihn so zu formuliren, wie der dissensus in den §§. 4—7 bereits formulirt war; und da man für gefährlich hielt, eine solche Formel erst neu fabriciren zu lassen, so decretirte man, daß die Variata von 1540 es sei, welche „den consensus beider Confessionen in sich darstelle." Die Invariata und der Hei-

delberger Katechismus dürfen demnach auch ferner in „gebührender Achtung“ stehen, insoferne sie in dem verbindlichen Ausdruck des formulirten consensus sich wieder finden; als aber eine Stimme in der Synode selbst den Antrag verfocht, „den beiden Confessionen volle Entfaltung innerhalb der Union zu sichern,“ bemerkte man dem Redner, das hieße ja den verglichenen dissensus wieder auseinanderreißen. Doch beschwichtigte man ihn mit einer Erklärung der Kirchenbehörde: „nicht die theologische Ueberzeugung, sondern nur die Lehrthätigkeit finde an §. 5 eine Schranke,“ das ist, mit der förmlichen Erlaubniß, auch gegen besseres Wissen und Gewissen wie den consensus nach der Variata, so den dissensus nach der Unions-Urkunde den armen Gläubigen von der Kanzel herab zu predigen. Von den übrigen confessionalistischen Gegenbemühungen aber sagen die Bewunderer des Synodalbeschlusses selbst: „sie scheiterten an der einfachen Erklärung, daß die Vorlage des Consistoriums bereits vom Staatsoberhaupte genehmigt sei“*). So wurde die Variata einstimmig zum Symbol der pfälzischen Union erhoben.

Scharf ausgedrückt müßte man nun sagen: ihr Symbol für den consensus ist jetzt die mit der Formulirung des dissensus in der Unions-Urkunde in Einklang gebrachte Variata. Diese ist, wie gesagt, ein sonst „nirgends officiell gültiges Symbol“**), und an diesen Mangel der neuen Bekenntnißschrift klammerten sich die streng Confessionellen mit wahrer Verzweiflung an, als sie noch am 18. Sept. nach Speyer eilten, um durch einzelne Mitglieder der Synode die Annahme der Variata zu hintertreiben. Natürlich! wäre sie durch die Invariata ersetzt worden, so hätte

*) S. den Bericht der Darmst. K.-Z. vom 1. und 3. Nov. 1853.

**) „Bei Lebzeiten Luthers“ sei sie das allerdings gewesen, behauptet sonderbarer Weise die Consistorialvorlage.

der specifisch lutherische Lehrbegriff doch unmöglich völlig verpönt werden können, wie er jetzt es ist. Bereits ist auch ein Fall eingetreten, an dem der bittere Ernst des verglichenen und formulirten dissensus und des symbolisch normirten consensus, trotz aller Bibel als „einzigen Lehrnorm," sich erhärtet hat. Es ist dieß die lehrreiche Geschichte des Pfarrers Caselmann zu Neustadt a. d. H., die vor einigen Monaten auch in einzelnen politischen Blättern berührt wurde.

Kurz vor dem pfälzischen Concil nämlich und der neuen Dogmen-Decretirung war das von Caselmann redigirte Sonntagsblatt: „der evangelische Kirchenbote," aus dem losen Leim in zwei Journale auseinandergefallen: eines unter dem alten Titel mit unionistisch-reformirtem, das andere unter der alten Redaktion, als „wahrer evang. Kirchenbote," mit lutherischem Typus. Letzterer nun erklärte, sobald die Variata allerhöchst decretirt war, sich in der Abendmahlslehre für das specifische Lutherthum, das er stets gelehrt und lehren werde, und verlangte Freiheit für jeden Prediger, den lutherischen oder den Heidelberger Katechismus zu gebrauchen; und kaum ging am 29. Sept. der consistorielle Katechismus-Entwurf der Abstimmung der Synode entgegen, so brachte Caselmann die Anzeige, er enthalte „in einer unkindlichen Sprache," betreffs der Rechtfertigung und der Sakramente, „höchst ungesunde Lehre": die Justifikations-Doctrin desselben stehe nichts weniger als auf orthodoxem Boden, so finde sich der das ganze „Evangelium" stürzende Satz: „der Glaube ohne das gute Werk der Buße sei kein wahrer Glaube;" die Kindertaufe sei eigentlich verworfen, denn es heiße: „die Taufe wirkt die wiedergebärende Gnadenwirkung an den Bekehrten;" in der Abendmahlslehre herrsche die heilloseste Verwirrung, denn bald nähere sich der Katechismus der Ansicht Calvins, bald der pfälzischen Unions-Fassung, bald versteige er sich bis zur lutherischen Lehre, bald sinke er herunter bis zum Quäkerthum, nach welchem der Wiedergeborne schon Alles

besitzt, was das Abendmahl mittheilt, dieses daher natürlich für die Gläubigen völlig überflüssig ist*).

Zur Stunde aber brach von der andern Seite ein rasender Sturm über den unglücklichen Nacheiferer Luther's los. „Der Mann," schrieen die getreuen Unionisten, „ist Pfarrer an einer früher reformirten Gemeinde, und das wäre also das zu erreichende Eldorado, daß unvermerkt und unter der Firma und Fahne der Union eine Gemeinde nach der andern lutherisch gemacht würde"**). Das conservative Landesorgan selbst rief der Luther-Partei zu***): „Sie mögen ehrlich ihre Stellen niederlegen, statt 300,000 Menschen nach ihrem Gewissen ummodeln zu wollen; denjenigen aber, welche sich in die gesetzliche Ordnung durchaus nicht fügen wollen, möge endlich von Oben herab das Handwerk gelegt werden." Des andern Tages kam schon die Nachricht: Caselmann sei wegen seiner „unverantwortlichen Anmaßung" von Seite der k. Regierung als Schulinspektor abgesetzt, durch das k. Consistorium aber provisorisch vom Pfarramte suspendirt, und bereits am 14. Okt. publicirte ein General-Erlaß die Grundsätze, an welchen das Consistorium „unwandelbar festhalten werde." Im engsten Anschluß an die neue Confessionalisirung der pfälzischen Union erklärt er ganz richtig: nachdem durch die letzte Generalsynode eine alte Wunde geheilt, nämlich die empfindliche Lücke des unformulirten consensus ausgefüllt worden, so werde man auf keine Weise dulden, daß eine längst geheilte andere Wunde neu aufgerissen werde, indem man den alten dissensus wieder aus dem Grabe beschwöre; §. 4 der Unions-Urkunde von 1818 habe die volle lutherische und calvinische Differenzlehre „beseitigt," er verbiete für die

*) Berliner Ev. K.-Z. 1853. S. 875.
**) Darmst. K.-Z. vom 3. Nov. 1853.
***) Pfälzer-Zeitung vom 11. Oct. 1853.

[redacted]

Lehrthätigkeit sowohl die specifisch lutherische praesentia in et sub pane und manducatio oralis, als die specifisch reformirte manducatio animae und elevatio animae; §. 5 aber sage: „das hl. Abendmahl ist ein Fest des Gedächtnisses und der seligsten Vereinigung mit dem Erlöser ꝛc.,“ das sei das Höchste, was in Kirche und Schule gelehrt werden dürfe; wer damit nicht zufrieden sei, und specifisch lutherische oder reformirte Lehre vortragen wolle, der stehe außerhalb der Landeskirche, „er muß, wenn er ein Gewissen hat und ein ehrlicher Mann ist, austreten“ *).

Offenbar hat das Consistorium seit dem 20. Sept. volles Recht, so zu sprechen. Die Erwiderungen der Lutheraner stehen daher auch auf schwachen Füßen. Ja, wenn sie sich, wie die Lichtfreunde thun, auf §. 3 berufen könnten, der die Bibel als „einzige Lehrnorm“ aufstellt! Aber an die Bibel dürfen sie nur den Katholiken gegenüber appelliren, und bringen daher jetzt gegen ihr Consistorium keine Gründe, sondern nur eitle Klagen auf. Immer bisher, sagen sie, habe man die dogmatischen Festsetzungen der Unions-Urkunde so verstanden, „daß sie das Minimum (!) der Abendmahlslehre enthielten, unter welches Niemand herabsinken dürfe in die nichtige Lehre: „„das bedeutet ꝛc.““, über welches hinauszugehen aber sowohl dem lutherisch als dem reformirt Gesinnten erlaubt sei, nur mit Ausschluß aller Polemik;“ jetzt aber „solle mit jenen Feststellungen das Maximum bezeichnet seyn, über welches Niemand hinausgehen dürfe, solle man künftig weder lutherisch noch reformirt lehren dürfen, sondern streng auf der Grenze des *Consensus* stehen bleiben;“ wer das nicht wolle müsse ausscheiden oder „ehrlos“ seyn. So gehe man mit den Confessionellen um, während man den Rationalisten reichlichen Trost gelassen durch die Clausel:

---

*) Vrgl. Evang. K.-Z. 1853. S. 877 ff. und Kreuzzeitung vom 16. Nov. 1853.

„eine kirchenpolizeiliche, unfrei bindende Verpflichtung auf den Buchstaben der symbolischen Bücher solle nicht bezweckt werden*);" ihnen zu Gefallen scheine die Eröffnungspredigt des Dr. Ebrard über den Text zu gehen: „in der Kirche Jesu Christi soll es keine Tyrannen geben;" nur für diejenigen dürfe weder Clausel noch Predigt gelten, welche in der Abendmahlslehre über den Consensus hinaus der reformirten oder gar der lutherischen Fassung zugethan seien**). So setze man 40—50 Pfarrern den Stuhl vor die Thüre, stoße ein Fünftel aller pfälzischen Pastoren aus der Kirche aus; und doch seien dieselben nichts weniger als exclusive Lutheraner, deren es in der Pfalz gar nicht gebe, hegten vielmehr nicht den geringsten Scrupel wegen der Abendmahlsgemeinschaft mit den Reformirten, seien die wärmsten Freunde der Union, nur daß sie dieselbe eben auffaßten als die Gleichberechtigung der beiden Bekenntnisse. Und welchen Eindruck müsse jenes Verfahren auf das Volk hervorbringen! Schon bei Caselmann's Suspension hätten die Rothen, denen er mit seltenem Muthe widerstanden und die ihn deßhalb im J. 1848 auch suspendirt, jubelnd ausgerufen: „wieder ein Mucker und Fürstenknecht unschädlich gemacht." „Seit zwei Jahren," klagt die Evang. K.-Z., „schwand das bisherige Mißtrauen gegen die gläubigen Geistlichen, überall war eine Wendung zum Bessern wahrzunehmen; jetzt herrscht die ärgste Verwirrung, und das alte Mißtrauen tritt verdoppelt hervor; die Gläubigen unter dem Volke sind nahe an den äußersten, verzweifeltsten Schritten, die Lichtfreunde und Radikalen triumphiren." Darauf aber erwidert das Consistorium höchst erzürnt: Alles nicht wahr! die Gläubigen sprächen sich vielmehr überall miß-

---

*) Die Erlanger „Zeitschrift für Protest. und Kirche" (1854 S. 80) dagegen sagt: „Mit Recht freut sich die Pfalz, daß dem Unglauben (jetzt) auch der Schein des Rechts genommen ist."

**) Vrgl. Evang. K.-Z. 1853. S. 957 ff.

billigend über die Störrigen und entschieden für das Gesetz der Union aus, von den 40 — 50 Pfarrern aber dürften schließlich nicht zehn, vielleicht nicht fünf solidarisch auf Seite Caselmann's stehen. Es verbleibt also bei den Maßregeln des General-Erlasses gegen die „einzelnen wenigen Individuen, die mit ihren Tendenzen in der Pfalz nicht nur keinen Boden finden, sondern überall nur auf Widerwillen stoßen;“ und unter diesen verstand der Erlaß schon selbst nicht etwa „exclusive Lutheraner“, sondern „Leute, die — Preußische Zustände und Ideen nach Bayern zu verpflanzen suchen.“

Man sieht, welch großer Unterschied existirt zwischen Union und Union; die preußische Unionstendenz auf einer pfälzischen Kanzel ist absolut straffällig, daher ist auch die Untersuchung gegen C., trotz der vom Ministerium wieder aufgehobenen Suspension, noch in vollem Gange. Was in Preußen unionsfreundlich ist, ist in der Pfalz, ohne allen Widerspruch, unionsfeindlich; darum hat auch das Consistorium „ganz offen und ehrlich erklärt, daß es wegen der unionsfeindlichen Aeußerungen C.'s weitere Schritte sich vorbehalte“ *). Denn nach §. 4 sei nun einmal sowohl die specifisch-lutherische praesentia in et sub pane, als die specifisch-calvinische Speisung der Seele allein, für die Lehrthätigkeit verboten; man könne den wahrhaftigen Empfang lehren, wer aber sage: „in dem Brode sei der Leib Christi enthalten,“ übertrete „das Gesetz,“ und es sei deßhalb schon vor 1848 eine ganze Reihe von Pfarrern in Untersuchung gezogen worden. Allerdings erfährt man nicht, daß z. B. auch jene Aeußerung Gelbert's zur Inquisition gekommen; aber gerade dieß beweist, daß das Consistorium nur straft, soweit der Schutz der Union es dringend erheischt. „So lange die Kirchenbehörde,“ sagt sie selbst a. a. O., „von Ka-

*) S. die „amtliche Berichtigung in der Evang. K.-Z. vom 14. Dec.

tionalisten größere Anomalien in Bezug auf Fundamentallehren bis auf einen gewissen Grad tragen muß, wird sie auch die kleinere Anomalie tragen, daß ein tüchtiger gläubiger Pfarrer etwas mehr lutheranisirt oder calvinisirt, als es der Buchstabe des Gesetzes eigentlich zuläßt, solange nur nicht Verwirrung in den Gemeinden entsteht.“ Dieß und Anderes, was die lichtfreundlichen Pastoren und Revolutionsgenossen niemals gethan, hat aber Herr C. gewagt: einen „Umsturzversuch“ gegen die Union und ihre „gesetzlichen“ Lehrbestimmungen. Damit hat er sich nicht nur an der Kirchenbehörde, sondern an Kirche und Volk selbst als Hochverräther versündigt, denn „soll die Union in eine bloße Conföderation verwandelt werden, so sind die Gemeinden zu befragen; dem Belieben der einzelnen Geistlichen kann es denn doch unmöglich überlassen werden, eine Gemeinde lutherisch oder reformirt zu machen.“ Solches anzusprechen nenne selbst einer der früher wegen des in und sub gemaßregelten Prediger „Bornirtheit mit Anmaßung verbunden.“

So das Consistorium zu Speyer, oder vielmehr, wie die widerhaarigen Lutheraner sagen, Dr. Ebrard, sein jüngstes Mitglied, Verfasser des neuen Katechismus und weiland reformirter Professor an der prot. Landes-Universität Erlangen. Auf diesen sehr thätigen Kirchenregenten, der nun auch den „evangelischen Kirchenboten“ unter verändertem Titel selbst redigirt, hat der ganze lutherische Haß sich geworfen*). Bekannt als entschiedener Verächter der Abendmahlsdoctrin Lu-

*) Auch die ehemaligen Collegen in Erlangen versäumen nicht, in der „Zeitschrift für Protest. und Kirche“ ihre stehende Figur des lustigen Kasperl im Polichinelle gegen Dr. Ebrard aufzuführen, wie dieselbe vor einem verehrlichen Publico gegen die „Hist.-pol. Blätter“ von Zeit zu Zeit in Verhältniß tritt. Man sehe in genannter „Zeitschrift“ (1854 S. 100 ff.) den Artikel: „Eine Bannbulle aus der melanchthonisch-philadelphischen Kirche.“

thers, die er „Unsinn“ und eine „seltsame Lehre“ nenne, steht er nun bei jedem Schritte im Verdacht indirekter Förderung der reformirten Interessen. Die Union, sagt man, sei ihm nur eine Maske; oder welchen sonderlichen Respekt vor Union und consensus erweise wohl die Thatsache, daß den pfälzischen Studenten in Erlangen geboten sei, das reformirte, nicht das lutherische Abendmahl zu nehmen, weil fälschlich verlautet, daß letzteres nur unter der Voraussetzung des Uebertritts zum Lutherthum gespendet werde*). Allerdings beweist auch dieser Fall wirklich, daß das Lutherthum in der Pfälzer „Kirche“ nicht weniger verboten ist, als der Katholicismus, und bietet, namentlich nach seiner amtlichen Darstellung, einen neuen, für das calvinische Element bezeichnenden Beitrag zur Charakteristik des Unionismus und Confessionalismus in Deutschland. Nach derselben hatte nämlich der Universitäts-Prediger Prof. Thomasius in Erlangen, entsprechend der lutherischen Entwicklung in der bayerischen Landeskirche im Gegensatze zum Unionismus, zwei unirten Pfälzer-Studenten erklärt: da die Theilnahme am lutherischen Abendmahl den Act des Bekenntnisses zur lutherischen Kirche involvire, so möchten sie lieber bei den Reformirten communiciren, deren Kirche die Theilnahme an ihrem Abendmahl grundsätzlich für keinen Uebertritt zu ihr ansehe. Da nun „drüben“ die Concordienformel gilt, könnte der unirte Pfälzer dort nur unter der Bedingung zum Abendmahle gehen, daß er das reformirte Abendmahl für kein Abendmahl erklärte und sich zu Lehren verpflichtete, die durch die Union in der Pfalz „beseitigt“ sind; und „in Folge dieser bei verschiedenen Anlässen kundgewordenen Ansichten ist es seit sechs Jahren schon dahin gekommen, daß fast alle Pfälzer Studierenden in Erlangen in der deutsch-reformirten Kirche zum Abendmahle gingen.“ Das reformirte Pfarramt erklärte ausdrücklich, weit entfernt,

---

*) Evang. K.-Z. 1853. S. 960.

diese Hospitanten als Convertiten zur reformirten Lehre zu betrachten, werde es vielmehr „gerade umgekehrt bemüht seyn, sie mit Liebe zur Union zu erfüllen;" darauf unterstellte ihm das Consistorium die Pfälzer Studenten förmlich zur Seelsorge, und ließ die Abiturienten von 1853 zum erstenmale darnach instruiren*).

Wie gesagt: das ganze Verfahren des Pfälzer Consistoriums ist in Allem dem neuen System vom 20. Sept. vollkommen adäquat; aber auch Herr Dr. Hengstenberg in Berlin ist im Rechte, wenn er öffentlich ausspricht: „Schließlich möchten wir die Erlanger Theologen bitten, ihre Proteste doch näher und eher gegen die Unionstyrannei in Rheinbayern, als gegen die Conföderationsfreiheit des Kirchentags zu richten" **). Uns lag jedoch nicht ob, die Grundsätze beider Parteien an der Elle der „evangelischen Freiheit" oder irgend welcher in der Reformation gegen die alte Kirche geltend gemachten Principien zu messen, und die einen gegen die anderen zu vertheidigen. Wir haben bloß an der eigenthümlichen Entwicklung des westdeutschen Unionswesens in der Pfalz den Gang des großen Streites um Gotteswort und Menschenwort, Bibel und Symbol, Union und Confession beobachtet. Die beiden letzteren Glieder haben wir dort ineinanderfließen sehen zu einer Unionsconfession, mit der sich wohl der entschiedenste Rationalismus verträgt, aber keinerlei Geltendmachung der beiden alten, in Deutschland allein öffentlich und reichsgesetzlich anerkannten Confessionen, nicht einmal, wenn sie bloß stattfindet im unionistisch-pietistischen Geiste der preußischen Landeskirche. Wir haben auch gesehen, wie, sobald nur die Zeitverhältnisse einigermaßen günstig sind für Noth und Drang von Oben, es durchaus nicht schwer hält,

---

*) S. die „amtliche Berichtigung a. a. O.

**) Berliner Evang. K.-Z. vom 24. Dec. 1853.

einem bekenntnißlosen Unions-consensus zur Formulirung zu verhelfen, eine negative Union zu confessionalisiren. Wer weiß daher, ob nicht auch Baden und Nassau über kurz oder lang die politische Nothwendigkeit empfinden, zu ähnlicher Formulirung zu schreiten, und ob demnach die Variata nicht noch in mehreren Staaten Aussicht hat, jetzt, nach einem obscuren Daseyn von mehr als 300 Jahren, endlich „officiell“ zu werden? Bevor wir aber zur Betrachtung der protestantischen Zustände in den übrigen westdeutschen „Staaten“ schreiten, nur noch die Bemerkung, daß, wie aus dem Vorhergehenden sich ergibt, die Pfalz auch bei der Singularität bisher sich behauptete, daß sie allein in ganz Deutschland keinen Boden für reinen und wahren Confessionalismus hat; Keiner hat sich dort noch über das Niveau der preußischen oder Kirchentags-Unionstendenz erhoben, während doch selbst Baden und Nassau bereits den einen oder den andern streng Confessionellen aufzuweisen haben. Aber auch dort hat der „religiöse Aufschwung“ den Culminationspunkt schon erreicht!

(Fortsetzung folgt.)

XIX.

Briefliche Mittheilungen.

Aus der Tagesgeschichte der Diöcese Rottenburg.

Die Unterhandlungen der k. würtembergischen Regierung mit dem Bischofe von Rottenburg sind beendigt. Es ist die Zeit da, über den Stand der kirchlichen Dinge in diesem Theile der oberrheinischen Kirchenprovinz ein öffentliches Wort zu reden, nachdem die Transaktionen zum Abschluß gekommen, die uns ein langes und unfreiwilliges Stillschweigen auferlegt haben. Wenn auch officielle Aktenstücke über das gewonnene Resultat der Kritik noch nicht zur Basis dienen können, so wird man uns doch nicht zumuthen, über Dinge die Augen zu verschließen, welche auf die letzte Vergangenheit ein helles Licht zu werfen geeignet sind. Es hat uns nie anders geschienen — und jeder Tag bringt neue Beweise dafür — als daß die k. Regierung weder ihre unkirchliche Anschauungsweise geändert hat, noch von dem Willen abgekommen ist, auf dem Standpunkte des angemaßten staatskirchlichen Gesetzgebungsrechts zu verharren.

Die Furcht, daß der hiedurch bedingte Widerstand gegen die kirchlichen Forderungen in der angestrebten friedlichen Vereinigung sich geltend machen werde, war ebenso allgemein als begründet. Kaum anders ließ sich erwarten, als daß die würtembergische Regierung für den neuen Zustand der Dinge sich und ihren Verbün-

beten in der Kirchenprovinz wenigstens ein staatskirchliches Mitgesetzgebungsrecht wahren werde. Das möchte so sicher seyn, als daß die würtemberg. Regierung das Verhältniß der Feindseligkeit gegen die kirchlichen Forderungen und deren Vertreter nie aufgegeben hat. Man erinnere sich, daß die Verordnung vom 1. März 1853, nebst der ministeriellen Erwiederung vom 5. März, keinen höheren Standpunkt kennt, als den der Gnade; ein Rechtsanspruch der Kirche als Corporation, oder der einzelnen Gläubigen hatte vor dem souverainen inappellablen Willen des „Rechtsstaats" und den Forderungen der öffentlichen Wohlfahrt keine Berücksichtigung gefunden. Besiegelt wurde die Festigkeit dieses Standpunktes durch das zornige Antwortschreiben des Cultministeriums vom 19. April 1853 auf die Erklärung des gesammten Episkopats der Provinz vom 12. April 1853. Wurde hier dem bischöflicherseits angedrohten faktischen Vorgehen in der Streitsache die Deutung gegeben, daß es „das Princip des entschiedenen Widerstandes gegen Normen sei, deren Rechtsbestand nicht nur in der innern Natur der Verhältnisse von Staaten mit confessionell gemischter Bevölkerung, sondern auch in Deutschland im Allgemeinen und in Würtemberg insbesondere im Gesetz und langjährigen Herkommen begründet" sei; so wurde zugleich die Drohung beigefügt, im Falle wirklich eintretender Auflehnung gegen „Gesetz" und Herkommen würde Seine Majestät „von der Ihnen von Gott verliehenen Gewalt den Gebrauch machen, welchen die Erfüllung Ihrer Regentenpflichten erheische."

Dieses Verhältniß der Regierung zu den Rechtsansprüchen der Kirche wurde durch das Erscheinen der bischöflichen Denkschrift nicht geändert. Im Gegentheile: als der Bischof in Verfolgung der in der Special-Eingabe entwickelten Rechte die Concursprüfung der Geistlichen ausschrieb, und jede Betheiligung an einer etwa von Staatswegen abzuhaltenden Prüfung als eine Mißachtung der kirchlichen Ordnung, beziehungsweise Widerstreben wider dieselbe erklärte, dem mit kirchlichen Censuren gedroht wurde, ordnete der k. kathol. Kirchenrath, wie man sagt, auf ausdrücklich höhern Befehl, gleichfalls eine Staatsconcursprüfung an, mit der Drohung, die nicht auf solche Weise Geprüften zu definitiven Kirchendiensten nicht zuzulassen. Weil die Aufforderung zur Inobedienz gegen den Bischof, begangen von Priestern und katholischen Laien, das mit kirchlichen Censuren be-

drohte Vergehen in sich schließt, so war damit die von der Regierung anbefohlene Auflehnung gegen die kirchliche Ordnung vollbracht. An diese Kriegserklärung reihen sich die Ausfälle des Organs der Regierung, des „Staatsanzeigers für Würtemberg", welcher theils den Rechtsbestand der Bulle Provida solerque, theils den Charakter des jetzigen Inhabers des bischöflichen Stuhles mit beispielloser Schonungslosigkeit angriff. Indem sich die Regierung herbeiließ, ihre Ansprüche zu vertheidigen, begann sie damit, daß sie den Artikeln V und VI jener Bulle den Charakter eines vertragsmäßig zustandegekommenen Rechtstitels, dem Bischof aber die Freiheit eines durch keinen Eid auf die Staatskirchengesetzgebung gebundenen Vertreters des beanspruchten Rechtes absprach. So heftig und leidenschaftlich war der Ausfall, daß sich der Vertheidiger der Regierung nicht scheute, die Schleichwege bloszulegen, deren man sich einstens in der Absicht bedient hatte, den heiligen Stuhl zu täuschen, den jetzigen Bischof noch vor seiner Wahl durch einen ungerechten Eid zu binden, und durch all dieses den Mangel der Uebereinstimmung der Staatskirchengesetzgebung mit Recht und Gerechtigkeit zu decken (Vrgl. Nr. 190, 195, 199 des „Staats-Anzeigers" von 1853). Früher schon hatte sich dasselbe Organ der Regierung die Mühe genommen, in plumper Herausforderung Klerus und Volk vom Bischof trennen, und die lehrende Kirche und ihre Aussprüche durch eine illegitime Majorität paralysiren zu wollen. Um den Preis des gewünschten Sieges scheute man sich nicht, auf kirchlichem Gebiet ein Princip zu sanktioniren und zu befolgen, das man auf politischem Felde als die ärgste Ketzerei verdammte.

Nach dieser Richtung setzte man auch große Hoffnung auf die Wirkung der Enthüllungen über die der Wahl des Bischofs vorausgegangenen Versuche, ihn durch einen Eid auf die Verordnung vom 30. Jan. 1830 zu binden, und über das behauptete Gelingen des Versuches. Nicht nur sollten die über die Vorgänge vor der Bischofs-Wahl gemachten Enthüllungen den Eindruck der Denkschrift schwächen, sondern man verband damit, wie verlautete, auch noch den Plan, die Kirchlichgesinnten gegen den Bischof aufzuhetzen, und ihn so von zwei Seiten in's Gedränge zu bringen, jedenfalls aber ihn von den Einflüssen „fremder Rathgeber" zu trennen. Wel-

che Hoffnungen man von Anfang an auf solche Diplomatenkünste setzte, darüber mag uns der Staats-Anzeiger belehren, wenn er unter dem 25. August 1853 einen für die Person des Bischofs höchst beleidigenden Wink gibt, da er sagt: „Wir sind nach Allem, was uns von dem Charakter des Herrn Bischofs von Rottenburg bekannt geworden ist, der innigsten Ueberzeugung, daß er bei Abfassung der gedachten Eingabe wirklich in dem Glauben gewesen, sich seiner Zeit in dem Sinne gegen die Regierung ausgesprochen zu haben, welchen er jetzt seinen damaligen Aeußerungen unterstellt. Aber wir haben hier ein zweites schlagendes Beispiel, . . . wohin es führt, wenn man genöthigt ist, mühsam Stützpunkte für Lehren zu suchen, welche von Außen her, von fremden Rathgebern, aufgedrungen, der Natur der Dinge und Verhältnisse . . . widerstreben.“ In solchem Bemühen stand das Regierungs-Organ keineswegs vereinzelt da; denn zur selbigen Zeit haben einzelne Bezirksbeamte sich beflissen, die Ortsvorstände für „correkte“ Gesinnungen zu gewinnen, und zwar bei Gelegenheiten, wo jedenfalls Diskussionen über kirchenpolitische Materien nicht vorkommen sollten. Ein höher gestellter Beamter hat mit demselben Geschäfte begonnen, in welchem sich nachher die badische Bureaukratie so hervorgethan. Schuld der Regierung ist es nicht, daß die gouvernementalen Nachforschungen und Einwirkungen auf den Klerus ohne den erwünschten Erfolg blieben. Um auf das Organ der Regierung zurückzukommen, so vergaß es in der Hitze des Streites sich und seine Grundsätze so sehr, daß es wegen Vertheidigung revolutionärer Maximen sogar einem strengen Tadel der „Kreuzzeitung“ sich aussetzte. Bei dieser offenen Befehdung der Kirche und der versuchten Erzeugung einer illegitimen Bewegung gegen sie konnte es keinem Zweifel unterliegen, welchen Absichten die schlechtverdeckten Zwischen-Unterhandlungen mit Baden und Nassau dienen sollten.

So standen die Sachen, als wir durch die unerwartete Nachricht überrascht wurden, die Regierung habe den Entschluß zur Einleitung friedlicher Unterhandlungen gefaßt, und durch einen ehrenvollen Empfang des Bischofs am Königlichen Hof zum Theil bereits angebahnt. Die Nachricht konnte nicht überall ungetrübte Freude erwecken. Wodurch, fragte man sich, ist eine so außeror-

deutliche Wendung der Dinge motivirt? Es hatte doch weder ein Personenwechsel in der höhern dabei betheiligten Beamtenwelt stattgefunden, noch schien es wahrscheinlich, daß sich dieselben Personen, die sich eben noch gegen die Kirche gebrauchen ließen, auf einmal bekehrt haben sollten. Man erinnerte sich dabei besonders der Zweideutigkeit, welcher die leitende Persönlichkeit des jetzigen Ministeriums bei den revidirten Verfassungs-Entwürfen im Jahre 1850 und 1851 sich bediente. Den würtembergischen Staatslenkern ist es ein Leichtes, durch allgemeine Zusicherungen unbequeme Klagen zufriedenzustellen, und durch feine, nicht jedem Auge sichtbaren, specielle, und darum vor jenen gültigen, Nebenbestimmungen „Wesen und Grundprincip des modernen Staates" zu retten. So z. B. garantirt der allgemeine Theil des §. 49 des Verfassungs-Entwurfs von 1850 den freien Verkehr zwischen Gläubigen und Kirchenobern; der specielle Theil sichert dem Staat die Cognition der ergehenden kirchlichen Anordnungen. §. 46 lautet: „Jede Religions-Gesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig"; §. 56 aber: „das Unterrichts- und Erziehungswesen (also auch das theologische) steht unter der Oberaufsicht des Staates." Den kirchlichen Körperschaften steht in Bezug auf den Religionsunterricht ein Mitaufsichtsrecht zu; und §. 55 erläutert die allgemein versprochene kirchliche Selbstständigkeit durch die widersprechende Bestimmung: „Der Staatsgewalt gebührt die Aufsicht über die ordnungsmäßige Verwaltung aller Stiftungen." So spricht man in Würtemberg mit der Kirche, und die Meisterschaft in dieser Diplomatenkunst sichert die persönliche Zukunft und den persönlichen Einfluß. Für gewisse Kreise wird es nur einer Andeutung des Schicksals der Motion des Bischofs Johann Baptist von Keller in der Commission der zweiten Kammer bedürfen, um den Zusammenhang der Jetztzeit mit der frühern Geschichte der Diöcese Rottenburg herzustellen. Nichts Neues unter der Sonne. Wenn irgendwo, so ist für uns das Sprichwort gesichert: Timeo Danaos et dona ferentes. — Ueberdieß war der Contrast zwischen den in dem Antwortschreiben der Regierung vom 19. April 1853 in Aussicht gestellten Eventualitäten, und dem über alle Erwartung glänzenden urplötzlichen Empfang des Bischofs am Königl. Hof doch zu groß, als daß er nicht Vielen gegen den Geschmack gehen und Mißtrauen erwecken mußte. Der Bischof von

Rottenburg hatte die Concursprüfung angeordnet, und die Betheiligung an einer etwaigen Staatsprüfung mit Censuren bedroht. Statt die volle, dem Staat zu Gebot stehende Macht wegen des angeblichen Eingriffs gegen den Bischof, als dessen Urheber, anzuwenden, beschränkte man sich auf eine kirchenräthliche Maßregel, die wohl das ganze im Staatskörper kochende Gift verrieth, aber im Vergleich zu den Drohungen weit hinter der Erwartung blieb, besonders deßwegen, weil, wenn je eine Verschuldung stattfinden soll, der Bischof als der Hauptschuldige gar nicht, die ihm gehorchenden Priester aber ächt badisch ganz von der Strafe getroffen werden sollten. Derselbe Bischof aber ward nun durch eigene Abgesandte nach Stuttgart zu Hofe gebeten. Unberufene Eindringlinge, die bisher nicht viel Vertrauen verdient, machten sich zur selbigen Zeit ein wichtiges Geschäft daraus, die Beseitigung jeglicher Differenz zwischen Regierung und „Curie" auszuposaunen. Merkwürdiger Weise suchte man der erstaunten Welt das Nachdenken über den unvermutheten Wechsel zu ersparen, und darum wohl gingen Gerüchte um, wie: Preußen hätte mit den süddeutschen Staaten ein ernstes Wort geredet und sie gewarnt, durch Ungerechtigkeit gegen die Katholiken diese in die Arme Oesterreichs zu treiben, und Anderes mehr, was sich in einem constitutionellen Staate nicht für die Oeffentlichkeit schickt. Wem sollte dabei nicht die Diplomaten-Regel in's Gedächtniß gerufen worden seyn, daß der Mensch die Sprache habe, um seine Gedanken zu verhüllen!

Sei dem Allem, wie ihm wolle: sollten die Katholiken trotzdem ihre Zuversicht und den Glauben an die innere Wahrheit des bis Dato Aufgeführten nicht verlieren, so durften sie gewiß Eines mit Sicherheit erwarten, dieß: daß die Regierung in dem in Baden ausgebrochenen Conflikte neutral sich verhalte. Dieß ist aber nicht nur nicht geschehen — und die Katholiken werden das nie vergessen, wenn man ihnen abermals von der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit redet, welche Katholiken und Protestanten gleicherweise umfassen soll — sondern man hat offen für die badische Regierung und gegen die Kirche Partei ergriffen. So dürfen wir wohl die Trägheit und Taubheit nennen, in der die staatliche Aufsichtsbehörde der Preßorgane alle Angriffe auf die Person des Erzbischofs von Freiburg, seine treuen Priester und seine Sache ungestraft passiren

ließ. Während die Vertheidigung des kirchlichen Rechts und die Erzählung einfacher und nackter Thatsachen aus der unerhörten Verfolgung der badischen Katholiken als Preßvergehen galt, und dem „Deutschen Volksblatte“ oftmalige Confiskation durch die Stuttgarter Polizeibehörde zuzog, durften der „Schwäbische Merkur“, das „Frankfurter Journal“ (diese bevorzugten Organe der Stuttgarter-Loge „Wilhelm zur aufgehenden Sonne“) und Blätter ähnlichen Schlags die unerhörtesten Schmähungen und Verläumdungen über den ehrwürdigen Verbündeten des Bischofs von Rottenburg ungeahndet ausspeien. Die Stuttgarter-Polizei als Censurbehörde hatte keine Gewalt gegen gemeine Ausbrüche einer fanatischen Presse, soweit sie sich an den Dienern der Kirche vergriff; jeglicher Angriff auf die „Staatskirchenbehörde“ aber zog dem „Deutschen Volksblatte“ die Confiskation zu. Hätte die Regierung es ehrlich mit der Kirche gemeint, ja hätten nur die Rücksichten auf die eigene Ehre diejenigen überwogen, die durch den Zweck abermaliger Uebervortheilung der Kirche geboten schienen, so hätte sie nach dem Eintritt des Waffenstillstandes und dem Beginn der Unterhandlungen diesen Krieg von Marodeurs auf ihrem Gebiete nicht dulden, zum wenigsten für beide Theile gleiches Maß einhalten sollen. Dazu aber ließ sie der Einfluß nicht kommen, der von gewisser, in diesem Falle ganz und gar unberechtigter Seite her auf sie geübt wurde und noch geübt wird, obwohl es sich hier nicht um confessionelle Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, sondern um Differenzen zwischen Staat und Kirche handelt.

Unter diesen äußern Verhältnissen hatten die Verhandlungen begonnen. Zwei Fragen sind es zunächst, deren Beantwortung uns noch obliegt. Die eine ist die: ob Symptome vorhanden sind, welche während der Verhandlung sich zeigten, und auf deren Gang und den Charakter des endlichen Resultates einen Schluß zulassen? die andere bezieht sich auf das, was nach dem 1. Januar, also nach der Besiegelung des „Friedens“ geschah, und die Prognose unserer nächsten Zukunft enthält.

Gegen Ende Oktobers hatte die Regierung einen bischöflichen Commissär nach Stuttgart entboten. General-Vikar von Oehler, vom Bischofe zu diesem Behufe bevollmächtigt, hatte sich Anfangs

November in der Hauptstadt eingefunden, kehrte aber nach ungefähr achttägigem Aufenthalte nach Rottenburg zurück. In Kreisen, welche diese Angelegenheit nicht im mindesten berührte, hörte man die Klage laut werden, daß er die bischöflichen Forderungen steigere, und unbefugt verlange, was sein Committent bereits concedirt habe (?). Diesem Gerüchte hat der „Nürnberger-Correspondent“ eine Art öffentlicher Bestätigung ertheilt, da er sich vom 19. Nov. v. Js. aus Stuttgart schreiben ließ: „Was Ihnen neulich von anderer Seite über Aussichten auf eine demnächstige Verständigung zwischen der Regierung und dem Bischofe von Rottenburg geschrieben wurde, hat sich nicht bestätigt. Nachdem der König in der neulichen Audienz, in welcher übrigens in Verhandlung über irgend eine specielle Frage nicht eingegangen wurde, sich gegen den Bischof sehr gnädig und wohlwollend geäußert hatte, glaubten dieser und seine Rathgeber, bei solcher Stimmung des Königs mit Sicherheit auf die schließliche Nachgiebigkeit der Regierung rechnen zu können, und plötzlich wurden die bischöflichen Forderungen höher gespannt (!!). Auf dieses hin hat die Regierung die Verhandlungen mit dem Bischof in laufender Woche abgebrochen.“

Bei der herrschenden Ueberzeugung, daß eine für die Kirche günstige Annäherung zwischen den beiden Paciszenten kaum möglich sei, war diese Nachricht weit entfernt, unter den Katholiken, welche die bischöfliche Denkschrift als unverrückbare Basis der neuen Ordnung der Dinge betrachteten, Besorgniß und Trauer zu erwecken. Nicht eine abentheuerliche Vorliebe für das Marterthum, oder unedle Gier nach Skandal war das Motiv, sondern das Interesse der Kirche schien es so zu gebieten. Andererseits hatte es aber fast den Anschein, als ob es der Vortheil der Regierung erheische, die Friedensaussichten ungetrübt zu erhalten. Eigenthümlichen Eindruck machte es in dieser Richtung, von verschiedenen Seiten her in wiederholten Friedensversicherungen wetteifern zu sehen. Aus Stuttgart läßt sich das „Deutsche Volksblatt“ als Antwort auf die Nachricht des Nürnberger-Correspondenten gleich andern Tags (23. Nov.) schreiben: „Ihre gestern dem Nürnberger-Correspondenten abgedruckte Nachricht über den Stand der Kirchenfrage in Würtemberg ist in jeder Beziehung falsch. Es ist nicht wahr, daß der Hochwürdigste Bischof und seine Rathgeber bei der friedlichen Stimmung Seiner

Majestät des Königs die Forderungen höher gespannt haben, und es ist unrichtig, daß die Regierung darauf hin die Unterhandlung in laufender (letzter) Woche abgebrochen hat. Mit großer Beruhigung kann ich Ihre Leser versichern, daß Se. Maj. der König wirklich eine gütliche Vermittlung der gegenseitigen Rechtsansprüche wünscht, und, wie man aus guter Quelle hört, am 20. d. persönlich darüber dem hochw. Herrn General-Vikar Oehler bestimmte, gnädige Erklärungen zu ertheilen geruhte. Möge diese Stimmung, bei der allein ein gedeihlicher Ausgang des Conflikts zu hoffen ist, das ganze Land durchdringen, damit in Ruhe und durch friedliche Ueberzeugung die eingewurzelten Mißverständnisse gehoben werden." Abermals berichtete es unterm 2. December: „Ueber den dermaligen Stand unserer kirchlichen Frage gehen in neuester Zeit wieder verschiedenartige Gerüchte durch die Stadt. Was — als aus guter Quelle stammend — für wohlbegründet angesehen werden darf, ist, daß Se. Maj. der König in seiner reichen Erfahrung und Gerechtigkeitsliebe, sowie die königl. Regierung, den gerechten und billigen Forderungen unsers hochw. Bischofs von Rottenburg willfährig entgegen kommen werden." Diese, während der vierwöchentlichen Abwesenheit des Redakteurs des „Deutschen Volksblatts" durch die provisorische Redaktion aufgenommenen Mittheilungen dieses Blattes wurden später von dem Redakteur öffentlich unter Ausdrücken desavouirt, welche auf die Reinheit der Motive dieser Nachrichten nicht das beste Licht warfen. Am 3. Dec. lief — sind wir anders recht berichtet — in Rottenburg eine Regierungs-Entschließung über das Maß der zu machenden Concessionen ein. Auf diese nur in sehr engen Kreisen Stuttgarts bekannte Entschließung, welche natürlich von der Beamtenwelt als weitaus zureichend angesehen wurde, konnte sich die Nachricht des „Deutschen Volksblattes" allein beziehen, und weist somit auch auf die Quelle hin, aus welcher die Friedensversicherungen wenigstens mittelbar stammten. Die eben genannte Regierungs-Entschließung erwies sich aber als ungenügend. Wenigstens trafen General-Vikar Oehler und Domcapitular Ritz bald darauf wieder in Stuttgart ein, um die Verhandlungen aufzunehmen. Diese aber wurden von den bischöflichen Commissarien am 14. Dec. abgebrochen; so wenigstens wird aus den Umständen mit Sicherheit geschlossen.

[redacted]

Dieß beweist, daß die Regierung bis zum 14. December des festen Willens war, „Wesen und Princip des modernen Staates“ der Kirche gegenüber nicht zu opfern. Aber eben sowenig als dieses schien das Abbrechen der Unterhandlungen mit Aussicht auf bedauerliche Differenzen den Planen der Regierung angemessen. Wenn daher schon am 15. Dec. und in den nächsten vierzehn Tagen, die bis zur endlichen mit aller Eile beschleunigten Abschließung der Unterhandlungen verflossen, noch einmal, und zwar das erstemal ohne direkte Veranlassung, die außer dem Abbrechen weiterer Verhandlungen lag, Concessionen geboten wurden, so möchte das zur Genüge beweisen, wie aufrichtig die Regierung wünschte, auf friedlichem Wege, und in der größtmöglichsten Eile, das für sie und für das „Wesen und Grund-Princip des modernen Staates“ günstigste Resultat zu erzielen. Das wußte die königl. Regierung sehr wohl, daß sich die unüberlegte Drohung vom 19. April 1853 in der Diöcese Rottenburg nicht wohl realisiren ließ, ohne auf einen wenigstens ebenso entschiedenen Widerstand zu stoßen, als es in Baden der Fall war. Und für was denn noch die badischen Zustände durch ähnliche Erscheinungen in Würtemberg verschlimmern? Ungleich größerer Dienst war Baden und damit allen die Provinz bildenden Regierungen geleistet, wenn die Diöcese Rottenburg von den übrigen isolirt und damit Bresche geschossen werden könnte. So wollte also Würtemberg — für kirchenpolitische Diplomaten-Künste ohnehin das beste Terrain — gedeckt durch den badischen Angriff auf die Erzdiöcese, unterstützt durch den Eindruck der ihn begleitenden Uebel, sich und seinen Verbündeten einen Rückzug eröffnen, der, um wiederholt mit der „A. A. Zeitung“ zu reden, „Wesen und Grundprincip des modernen Staates“ retten sollte. Darum die Eile, das Ziel zu erreichen, bevor in Baden der Umschlag kommen könnte. Alsbald aber, nachdem das Resultat der würtembergischer Seits errungenen Resultate in den Händen der badischen Staatsmänner sich befand, traf Oberst von Schuler in Freiburg ein — angeblich, um auf eine schriftliche Gratulation des Hrn. Erzbischofs die Danksagung des Prinz-Regenten zu überbringen, und seitdem sind in Baden die Friedens-Aussichten aufgetaucht.

Den badischer Seits auf die von Würtemberg gewonnenen

Resultate gesetzten Erwartungen und der Zuversicht, sie mir Nichts dir Nichts als die magna charta der oberrheinischen Kirchenprovinz sogar mit Dank acceptirt zu sehen, verdanken wir noch weitere und zwar, wie uns scheint, tiefere Blicke in den Inhalt des Resultates der würtembergischen Diplomatenkunst. Beginnen wir jedoch mit den Neujahrsnachrichten würtembergischer Blätter über das gerade am Jahresschlusse gewonnene Ergebniß, so hatten der „Staatsanzeiger für Würtemberg“ und die offiziöse „Würtembergische Correspondenz“ Anfangs das Unglück, dieselben auf verschiedene, etwas widersprechende Weise zu bringen. Der „Staatsanzeiger“ berichtete unter dem 2. Januar: „Wie wir aus ganz zuverläßiger Quelle erfahren, sind die in den katholisch kirchlichen Angelegenheiten zwischen der Regierung und dem Landesbischofe seither bestandenen Differenzen durch das Ergebniß der dießfalls gepflogenen Verhandlungen nunmehr vollständig ausgeglichen.“ Die offiziöse „Würtemb. Correspondenz“ gibt diese Nachricht des Staatsanzeigers mit dem Zusatze: „Diese vom amtlichen Organ der Regierung gegebene kurze Mittheilung ist auch uns mit dem Zusatze aus guter Quelle zugekommen, daß man sich vorbehalten habe, über einige noch schwebende Punkte von minderer Wichtigkeit später noch besondere Vereinbarung zu treffen.“

Am 6. Januar berichtet das „Deutsche Volksblatt:“ „Die „Würtemb. Correspondenz“ widerruft heute ihre erstmalige Angabe, daß die Differenzen zwischen Regierung und Bischof nicht vollständig ausgeglichen seien, indem sie, auf Seite des Staatsanzeigers tretend, nunmehr vernimmt, daß die Differenzen vollständig ausgeglichen seien, was zwar schon der Staatsanzeiger sagte und woran wir nie gezweifelt hatten, indem wir unter dem noch zu Vereinbarenden nur Maßregeln der Ausführung des Vereinbarten verstanden haben.“ Der letzte Widerruf, geschrieben unter dem corrigirenden Einfluße wiederholter Ueberlegung, ist deßhalb von besonderer Bedeutung. Er fügt der Nachricht des Staatsanzeigers etwas Neues hinzu, daß nämlich nachher Maßregeln der Ausführung des Vereinbarten folgen werden. Dabei kann man sich zweierlei Möglichkeiten denken. Entweder erstreckt sich die Vereinbarung nicht auf alle Punkte der bischöflichen Denkschrift, beziehungsweise der aufzuhebenden Verordnung vom 30. Jan. 1830, und diese wären es also,

[redacted]

die nachträglich (und setzen wir hinzu: nach der Einholung des Urtheils des päpstlichen Stuhles) durch Vollzugs-Verordnungen ihre Ergänzung finden sollen! Oder die Punktation erstreckt sich auf alle Desiderien, die Ausführung derselben aber wäre spätern Zeiten vorbehalten. Mag nun der eine oder andere Fall eintreten, beide bieten gleichen Grund zu Besorgnissen. Wem steht im ersten Fall die Ergänzung der Punktation, beziehungsweise die Revision der Staatskirchenverordnungen zu? Der Regierung? Dann haben wir den alten Standpunkt der Staatskirchengesetzgebung. Oder den beiden Paziscenten? Dann bricht der Kampf auf's Neue aus, oder wenn nicht, so geschieht es nur mit dem Aufhören des kirchlichen Widerstandes. Fast müssen wir diese erste Eventualität als die wahrscheinlichere bezeichnen. Dann auch das „Deutsche Volksblatt" (Nr. 3 Jahrgang 1854) hat von seinen Quellen nichts Anderes erfahren, als daß nicht alle Differenzpunkte erledigt seien. Im zweiten — bessern Falle ist der Regierung das furchtbare Recht der Exekutive in Bezug auf Alles und Jedes überlassen, ein Recht, das sie bis zur Stunde zum Unheil der Kirche mißbraucht hat. Will man ein Beispiel aus der Geschichte der Diöcese Rottenburg, hier ist es! Der Vertrag, den die die oberrheinische Kirchen-Provinz bildenden Staaten mit dem heil. Stuhle schloßen, konnte doch wohl nicht feierlicher seyn. Oder ist in den Artikeln der Bulle „ad Dominici gregis custodiam" nicht der vollen Freiheit der kirchlichen Regierung Rechnung getragen? Alles das hat die Kirche vor dem Einbruch der Sclaverei nicht geschützt. Denn hinterher kamen die „Maßregeln zur Ausführung des Vereinbarten", nämlich das s. g. „Bestätigungsdekret" der beiden Bullen (in welchem das Wichtigste der einen wieder aufgehoben wurde), das Fundationsinstrument des Bisthums, die Verordnung vom 30. Jan. 1830, auf die das „Presbyterium" von Rottenburg schon bei der Einsetzung beeidigt wurde. Was da war, kann wieder kommen. Wenn wir von der Bedeutung der zwischen der Regierung und dem Bischofe obschwebenden Unterhandlungen je eine richtige Vorstellung hatten, so war es die, daß beide Theile über die Ausführung der in der Denkschrift ausgesprochenen Grundsätze unterhandelten. Denn ein Zurückweichen von denselben war bischöflicher Seits nicht möglich, lag also außer dem Bereich jeglicher Zumuthung, nachdem vom

Bischof erklärt war, daß Pflicht und „Gewissen“ an diesen unverrückbaren Grundsätzen festzuhalten gebieten. Wir haben uns getäuscht; bisher hat man über Grundsätze unterhandelt und endlich die Mitte gefunden: die Ausführung des Vereinbarten bleibt der Exekutivgewalt und ihrem Belieben.

Hören wir noch zwei Unglücksvögel, die von Baden her sich vernehmen lassen. Die „A. A. Zeitung“ läßt sich aus Karlsruhe schreiben: „Wir kennen diesen Rottenburger Vertrag noch nicht; soviel aber glauben wir bei der Kenntniß der mitwirkenden Persönlichkeiten unbedingt annehmen zu dürfen, daß in demselben Wesen und Grundprincip des modernen Staates unversehrt aufrecht geblieben sind. Weit entfernt also, die Schwierigkeit einer vereinzelten Unterhandlung zu befürchten, glauben wir gerade in dem würtembergischen Vertrag den Beweis erblicken zu dürfen, daß eine starke Regierung auch ein kleines Opfer bringen dürfe, ohne ihrem Charakter, ihrem Rechte ein Wesentliches zu vergeben.“

Der Correspondent gründet die Sicherheit seiner Hoffnungen auf das Vertrauen, das er in die „mitwirkenden Persönlichkeiten“ setzt. Hätte er sich weniger hinter die Anforderungen diplomatischer Convenienz zu verbergen gebraucht, so hätte er uns sagen können, daß die in Karlsruhe bekannten Resultate der würtembergischen Vereinbarung insofern volle Zufriedenheit erweckt haben, als sie den Beweis liefern, daß man mit einem „kleinen Opfer der Nachgiebigkeit“ das Wesen des modernen Staates retten könne. Der von einer, wie es scheint, selbst in Baden hoffnungslosen, darum übertrieben gereizten Parthei ausgehende Karlsruher Artikel des „Schwäbischen Merkur“ vom 18. Jan. hat solchen Rücksichten keine Rechnung getragen: plattweg mißt er die erzbischöflicher Seits gemachten Friedenspräliminarien auf der Basis der würtembergischen Vereinbarung. Lassen wir ihn ganz reden: „Verschiedene öffentliche Blätter bringen wiederholt die Nachricht, daß der leidige Konflikt zwischen Regierung und Kurie einer gütlichen Ausgleichung ganz nahe sei. Abgesehen davon, daß eine solche Verständigung vor der Hand nur als Waffenstillstand angesehen werden müßte, indem das letzte und entscheidende Wort dem Papste zusteht, so vermag ich doch nicht das vielfach verbreitete Gerücht zu bestätigen, muß vielmehr

bemerken, daß eine gütliche Beilegung der kirchlichen Wirren noch immer in weiter Ferne steht. Allerdings hat unsere Staatsregierung gehofft, daß die eröffneten Unterhandlungen zum Ziele führen würden, allerdings ist sie auch dem Bischof von Ketteler, obschon er sich bisher nichts weniger als freundlich benommen hatte, als Vermittler mit aller Achtung entgegengekommen; allein die einzelnen Punktationen, welche dieser geistliche Oberhirte vorgestern von Freiburg brachte und als Vergleichungsvorschläge übergab, weichen soweit von den Zugeständnissen von Seiten der Regierung ab, daß ein Uebereinkommen nicht getroffen werden kann; nicht einmal die in Würtemberg getroffenen Verabredungen wurden als Basis dabei angenommen. So dürfte sich denn jetzt unsere Ständeversammlung in der Lage befinden, mit allem Nachdruck sich auf die Seite der Regierung zu stellen und das ganze badische Volk auf die rechte Bahn zu lenken. Mit dem Diplomatisiren hat unsere Regierung kein Glück, möchte sie sich nur lediglich an den gesunden Sinn aller Unparteiischen halten und mit Energie verfolgen, was sie als richtig erkannt hat!"

Es sind wohl, die so reden und der zweiten Kammer ihr Verhalten diktiren möchten, aus dem Kreise der Freunde des ehemaligen Katholiken Prestinari, die zu Gunsten des Direktors des Großherzoglichen „Oberkirchenraths" und seiner Genossen im Amt noch mehrere Kammerdemonstrationen veranlassen möchten, nach Art des Versuchs, Herrn Prestinari zum Kammerpräsidenten zu wählen. Dieser sehr deutliche Fingerzeig verbreitet auch noch über Hinweisung auf die „mitwirkenden Persönlichkeiten" ein theilweises Licht, und in Stuttgart wird man es nicht kühn nennen, wenn wir die alte Freundschaft nicht für abgebrochen ansehen und glauben, daß der badische Oberkirchenrath die würtembergische Vereinbarung zu eigenem Nutzen und Frommen schwarz auf weiß vor sich hat.

Wer sollte unter solchen Umständen nicht mißtrauisch seyn? Es wäre ungerecht, uns ein blindes, oder besser gesagt, ein vermessenes Vertrauen zuzumuthen. So lange die Sachen so stehen, daß die badischen Freimaurer als die schärfsten und entschiedensten Kämpfer gegen die Kirche stehen, kann nicht Freund und Feind mit

dem einen Resultate sich zufrieden geben: das was den Einen Ursache der Hoffnung und Freude ist, wird in den Andern die Besorgniß wecken. Und so ist es! Aus Allem, was während des badischen Conflictes hierorts geschah, haben unsere westlichen Nachbarn erkannt, daß es Fleisch von ihrem Fleische und Bein von ihrem Beine ist; und da Baden auch für Würtemberg in's Feuer gegangen ist, so hat es wohl den gebührenden Dank verdient. Die „A. A. Zeitung" hat ihn vorläufig abgestattet.

Wir hätten im Vorstehenden Anhaltspunkte genug zu weitgreifenden Reflexionen. Da übrigens das Ergebniß der Vereinbarungen nur das erste Glied in der Kette fernerer und wohl sehr wichtiger Ereignisse ist, so können wir uns dem Geschäfte überheben, das wir angedeutet haben. Nur Eines noch! Soweit es auf die würtembergische Diplomaten-Kunst ankommt, wäre der Charakter unserer kirchlichen Zukunft ein von der Vergangenheit vielleicht graduell, nicht aber wesentlich verschiedener. Ist das Staatskirchengesetzgebungsrecht nicht ganz unmöglich gemacht, so würden wir in Zukunft unter der Herrschaft der zeitgemäß revidirten Verordnung vom 30. Jan. 1830 leben, und damit unter dem Scepter des fortbestehenden königlichen Oberkirchenraths bleiben. Seinerseits hätte dieser alle Hoffnung, unter dem günstigen Winde des einseitigen Revisionswerkes die hohe See wieder zu gewinnen, und wie bisher als König, Priester und Prophet mit dem Amte der Kirche auch die „unveräußerlichen Hoheitsrechte des Staates über die Kirche" auszuüben. Käme es, wie es nach menschlichem Dafürhalten unter gleichen Constellationen kommen sollte, so müßten die Kämpfe und (s. v. v.) Parteistellungen dieselben seyn, wie in den vierziger Jahren. Für die übrigen Theile der oberrheinischen Kirchenprovinz möchte aber das gewiß seyn, daß, wenn der würtembergische Standpunkt von allen Regierungen mit Zähigkeit festgehalten wird, wohl Unterhandlungs-Versuche, nicht aber Resultate möglich sind, und somit die Krisis kürzer, aber dafür auch entscheidender wird. Ob zu Gunsten der Regierungen — das werden sie schließlich selbst erfahren. Wir unsererseits sind außer Standes, einzusehen, wie es dem Staate förderlich seyn könne, der Kirche gegenüber Rechte auf eine Art zu gewinnen, die der innerlichen Wahrheit so sehr entbehrt. Wenn der hl. Stuhl so feierlich gesprochen und die Bischöfe in der

Denkschrift ihre Forderung stellen, in dem „Bewußtseyn, eine unabweisbare heilige Pflicht nach beßter Erkenntniß erfüllt zu haben," so mag es einem Katholiken erlaubt seyn, daran unverbrüchlich festzuhalten. Unmöglich kann man die Einheit unseres Denkens und Strebens abermals trennen, ohne der Kirche und ihrer Autorität neue Wunden zu schlagen.

XX.

Literatur.

I.

Ueber die Nothwendigkeit einer Einigung der christlichen Confessionen, ein Sendschreiben des Bischofs Louis Rendu von Annecy an Se. Maj. den König von Preußen, übersetzt von F. Singer, mit einem Vorwort von Freiherrn H. v. Andlaw. Schaffhausen bei Hurter 1853.

„Wer vermöchte in heutiger Stunde das Sehnen zu läugnen, das die einzelnen Menschen, wie die Masse der Völker nach Erlösung aus einem Zustande erfüllt, der von Allen als ein unmöglich dauernder und als höchst unbehaglicher erkannt wird." So sagt Freiherr von Andlaw im genannten Vorworte, und dieselbe Vorahnung kommender Dinge war es, was im J. 1847 dem Bischof von Annecy die Feder zur Abfassung seines Sendschreibens in die Hand gab. Die Schrift machte bei ihrem ersten Erscheinen, trotz des bereits losgebrochenen Sturmes der Revolution, viel Aufsehen, und bietet in der That ein so sprechendes Bild jener confessionellen Zustände, aus welchen die heutige Entwicklung datirt, daß Herr Singer durch ihre Uebertragung wirklich

ein Verdienst sich erworben. Zu unserer großen Verwunderung erzählten die öffentlichen Blätter alsbald, daß die kaum ausgegebene deutsche Uebersetzung in Preußen schon verboten sei. Man könnte daraus auf einen Inhalt schließen, der ihr durchaus nicht zukommt. Dem Verfasser ist bloß der anerkannt tiefchristliche Sinn des Königs von Preußen recht ernstlich zu Herzen gegangen, und da Jedermann weiß, daß die geistliche Macht der protestantischen Fürsten über ihre Kirchen ungleich größer ist, als die päpstliche je gewesen oder seyn könnte, da auch der Minister Eichhorn in Berlin erst noch wenige Wochen vorher offen ausgesprochen hatte: „was die Religion betreffe, so seien, wie in allen andern Dingen, die Unterthanen laut göttlichen Rechtes zu dem strengsten Gehorsam verpflichtet, nur der König sei Gott für die Gesetze und Erlasse verantwortlich, welche den Cultus und den Glauben beträfen" — so wünschte der Nachfolger des heiligen Franz von Sales wie natürlich, daß der hohe Herr seine große Macht doch zur Vorlegung eines allgemeinen Einigungsplanes bei einer seiner Generalsynoden benützen möchte. Die süße Wonne des Gedankens hatte ihn überwältigt, wie unendlich viele es unter den getrennten Brüdern gebe, die nur äußerlich von uns geschieden sind, im Geiste hingegen der allgemeinen Kirche angehören, ihres guten Willens wegen, dem die Engel des Himmels einst den Frieden verkündeten. Er sah die antichristliche Frechheit auf ihrem Höhepunkt, aber auch unter den Guten aller Klassen den Kampf auf Tod und Leben gegen den Fluch der Negation, und dabei gedachte er der Sentenz Rousseau's: „Sobald man mir beweist, daß eine Autorität in Sachen der Religion nothwendig ist, so werde ich morgen schon katholisch."

„Autorität" suchte man freilich, und schrieb die Leiden des Jahres 1848 wie mit Einem Munde dem Mangel an „Autorität" zu. Man suchte sie auf dem religiösen Gebiete wieder aufzurichten; denn obgleich gerade noch in den zwei

vorhergehenden Jahren alle General- und Special-Synoden der großen Versammlung zu Genf am Jubiläum vom 1835 nachgebetet hatten: sind wir auch Mann für Mann nicht über eine einzige christliche Lehre einig, „die Bibel nehmen doch wohl Alle an, und was bedarf es mehr?" — so erkannte man jetzt plötzlich, es bedürfe allerdings zur „Autorität" noch mehr! Man suchte sie auch auf dem politischen und socialen Gebiete; denn nicht etwa nur die betreffenden Landeskirchen waren protestantisch geworden, sondern alles öffentliche Leben, alle Politik, alle sociale Entwicklung in ganz Europa, selbst mit seiner gesammten katholischen Welt, hatte im Laufe der Generationen protestantische Natur angenommen, und die wenigen Ausnahmen klagten daher: die „Autorität" sei verschwunden. Allein gerade da, wo man am lautesten jammerte über diesen Verlust, wollte man das verlorne Gut am wenigsten auf dem von Rousseau gezeigten einzig möglichen Wege suchen. Man vertauschte bloß die alte Consequenz mit neuer Inconsequenz. Wenn daher unser Bischof spricht: die symbolischen Bücher sind vergessen, der erste Paragraph in den Statuten jeder religiösen Versammlung enthält ein Verbot, von Dogmen zu reden, und kein Elisäus ersteht, um die Leiche der Augsburger Confession, der helvetischen Formulare zum Leben zu erwärmen — so hält man ihm die seit fünf Jahren neuerstandene „Bekenntnißtreue" entgegen. Und wenn er von der Erstorbenheit des protestantischen Princips redet, so weist man ihn auf so viel guten Willen, so viel Tugend und Frömmigkeit, als namentlich seit den letzten Jahren kund geworden. Aber — die Anfänge aller dieser Blüthe hat der savoyische Prälat selbst schon im J. 1847 gesehen, und darüber geurtheilt: „Man würde diese Kundgebungen mit Unrecht für ein Zeichen der Wiedergeburt des Protestantismus halten, sie sind vielmehr ein Zeichen seines nahenden Unterganges; denn wer übersieht dabei, daß dieses Alles sich außer dem Kreise seines gesetzlichen Bestehens und gegen den Willen seiner

eigentlichen Träger begibt." Kurz, wer die so merkwürdige Geschichte des Protestantismus unserer Tage im Einzelnen verfolgt, und in einer Zwischenpause das Sendschreiben des Bischofs Rendu zur Hand nimmt, wird urtheilen müssen, daß er das Ende der alten und den Anfang der neuen Dinge, die letzten Thaten der hergebrachten Blutbrüderschaft zwischen Protestantismus und Philosophie, und die ersten Resultate des eingeleiteten Bruchs und ihrer Verkehrung in Haß und Feindschaft, sehr lehrreich aufgefaßt habe. Das Eine gehört aber nothwendig zum Verständniß des Andern.

II.

Das heilige Meßopfer. Geschichtlich erklärt von J. Kreuser. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Paderborn bei F. Schöningh 1853. S. 450.

Die katholische Lehre vom heiligen Meßopfer, dem Mittelpunkte des gesammten Cultus, in einer für das größere Publicum passenden Weise dogmatisch und historisch zu erklären und durch umfassende Belehrung jedem Katholiken das, was täglich in seiner Kirche geschieht, nach seiner tiefen und erhabenen Bedeutung an das Herz zu legen, ist eine herrliche und würdige Aufgabe, die, mit den gehörigen Vorstudien unternommen, eines günstigen Erfolgs versichert seyn kann. Nicht nur das Wesentliche, überall Gleiche und Constante des neutestamentlichen Opfers an sich, sondern auch die später hinzugekommenen Ceremonien, die Riten der einzelnen Kirchen, die besonderen symbolischen Formen, die den eucharistischen Cultus umgeben und verherrlichen, sind der Aufmerksamkeit jedes gebildeten Katholiken werth, da auch das Außerwesentliche und rein Rituelle enge an den Geist des Ganzen sich anschließt, es versinnbildet und in den manigfaltigsten

Weisen sein tieferes Verständniß erschließt. Wir heißen demnach gerne die oben angezeigte Schrift, die mit Genehmigung des hochw. Hrn. Bischofs von Paderborn und bereits in zweiter Auflage erschienen ist, um so freudiger willkommen, als sie vor vielen ähnlichen in Bezug auf Vollständigkeit, Klarheit und gründliche Studien, namentlich auch in den Kirchenvätern, sich auszeichnet und einem längst gefühlten Bedürfnisse entspricht. Das Buch ist in der That viel reichhaltiger und benützt die größeren liturgischen Werke zweckmäßiger, als die sonstigen bekannteren Werke dieser Art und bildet durch die Hervorhebung des Historischen eine Ergänzung zu den meisten derselben, die nur das Dogma ausschließlich oder zunächst behandelt haben. Der Verfasser ist, nicht nur unseres Wissens, Laie und darauf spielt auch die Einleitung an; desto rühmlicher ist sein Streben, ein so wichtiges theologisches Thema gründlich zu erfassen und darzustellen. Die Sprache ist kräftig und lebendig, die Erudition ist nicht zur Schau ausgestellt, noch zur Ermüdung des Lesers gehäuft, das Ganze populär und vollkommen für Nichttheologen verständlich.

Da das Buch zunächst für das größere Publikum, das in solchen Dingen, wie in verwandten Materien, leider oft nur zu oberflächlich unterrichtet ist, nicht aber für Theologen vom Fache geschrieben ward, so kann man auch manche, nicht strenge hieher gehörige Erörterungen, Abschweifungen, Episoden und Wiederholungen nicht tadeln, und auch die als Zugabe angehängten „kleineren Wissenswürdigkeiten" über Festtage, Processionen, Bilder, Wallfahrten, Rosenkranz u. s. w. nicht ungünstig aufnehmen; das Buch behandelt nur viel mehr, als sein Titel verspricht. So anerkennenswerth auch das vom Verfasser Geleistete erscheint, so finden sich indessen manche exegetische und historische Ungenauigkeiten und einzelne Verstöße, die einer Berichtigung noch bedürftig wären und sie bei fortschreitenden Studien des Verfassers über diesen Gegenstand sicher noch finden werden. Wir wollen nur ein Paar Bei-

spiele davon angeben. Um die Nothwendigkeit der Tradition zu beweisen, führt der Verfasser mehrere altchristliche und doch nicht in der Schrift enthaltene Gebräuche und Lehren an, und stellt dabei auch die Frage: „Wo kennt die Schrift Etwas vom Sonntag?“ (S. 7). Das Beispiel ist sicher unglücklich gewählt; denn ein bibelfester Protestant könnte ihm Stellen, wie I. Kor. 16, 2; Akt. 20, 7; Apok. 1, 10 (letzteres zu vgl. mit Barnab. ep. c. 15) entgegenhalten, wo nach den besten Auslegern sowohl die una (für prima) sabbati, als die dies dominica unseren Sonntag bezeichnet. Auch viele exegetische, obschon mitunter sehr geistreiche Bemerkungen (wie S. 34 — 36. 52 u. s. f.) zeigen sich bei besonnener Prüfung als unhaltbar; ferner wird (S. 16) die pseudoathanasianische Synopse dem Athanasius selbst beigelegt; auch können wir nicht zugeben, daß Photius „geistlicher Dinge ganz unkundig war“ (S. 50). Treffend wird die disciplina arcani behandelt (S. 21 ff.); aber es ist die Behauptung nicht richtig, daß dieser Name an und für sich, sowie im christlichen Sprachgebrauch neben der exoterischen eine esoterische Lehre voraussetzt. Indessen diese und ähnliche Mängel beziehen sich zunächst nur auf Nebenfragen, nicht auf die Hauptsache selbst, und sind bei der Fülle des sonst gebotenen Guten wohl zu entschuldigen, ja sie kommen kaum in Betracht. Besonders sind die einzelnen Theile der heiligen Messe gut entwickelt; die ästhetische Seite ist gehörig in Betracht gezogen, namentlich der Paragraph über die musikalische Messe (S. 340 ff.) sehr interessant. Wir glauben, daß diese anziehende und inhaltreiche Schrift in hohem Maße geeignet ist, viele Vorurtheile zu zerstreuen und eine richtige Auffassung der kirchlichen Liturgie zu verbreiten, und daß sie nicht bloß bei Lesern weltlichen Standes, sondern auch bei Geistlichen vielen Nutzen stiften kann, weßhalb wir ihr einen möglichst ausgedehnten Leserkreis von ganzem Herzen wünschen.

[redacted]

XXI.

Katholicismus und Heidenthum.

II.

Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum von Prof. Dr. J. N. Sepp.

Der Verfasser dieses Buches spricht ein treffendes Wort, wenn er S. 35 sagt: „Die Kirchenlehrer, ein Clemens, Origenes, Justinus und zum Theil Augustin, so wie noch Boethius fühlten von Anfang den Beruf und stellten sich die Aufgabe, das Christenthum mit der Philosophie und den vorangegangenen Völkerreligionen in ein systematisches Verhältniß zu setzen, und die Gegenwart, die dieß ignorirte und davon Umgang nahm, hat die Erfahrung gemacht, wie man Christus für die Mythologie in Anspruch genommen, gleichsam zur Strafe dafür, daß man versäumte, die Mythologie wissenschaftlich für das Christenthum zu erobern."

Wir sehen aber darin, daß Gott solches zuließ, noch mehr auch ein Strafgericht und eine Demüthigung zugleich für die moderne Wissenschaft, von der Döderlein auf der Philologen-Versammlung in Erfurt gestehen mußte, auf dem bisher eingehaltenen Wege könne sie nicht weiter, man müsse mit der wissenschaftlichen Bildung zum Frommen des Jahrhunderts

wieder auf den rein christlichen Standpunkt zurückkehren. Das Geständniß aus dem Munde in dieser Versammlung ist ein starkes Armuthszeugniß für sie, und zeigt uns sie auf demselben Punkte, in den alles Christusferne, Heidnische ausläuft. Im verkommensten Rationalismus endend, steht sie als die verkörperte Negation da, trostohne und verlassen, und sehnt sich in der Stille besserer Gemüther nach dem Messias, den sie doch wieder in stolzem Uebermuth verkennt und von sich weist, weil er nur Einer seyn kann, die Kirche, welche sie mit allen Waffen bekämpft. Wie dieß Sehnen im Protestantismus lebt, zeigt u. A. Tholuk, wenn er in seinen Predigten über das Augsburgische Glaubensbekenntniß ausruft: „O Herr der Kirche, thue deine Augen auf über diesem unbefriedigten, sehnenden Geschlecht, steuere frevelnden Händen, wecke brennende Herzen, thue uns an mit der Kraft aus der Höhe! Schicke uns den Mann mit dem heiligen Geiste getauft, der ein Luther des 19ten Jahrhunderts unsere zerberstende Kirche wieder baue, der in der Gewalt eines höhern Geistes die tausendfach auseinander gehenden getrennten Geister zum rechten Ziele vereinige, der deine echten Kinder sammle und den Tag herbeiführe, wo keiner den andern mehr zu lehren braucht, sondern alle den Herrn erkennen.“ Eitles jüdisches Hoffen!

Der Herr hat zugelassen, daß dieß moderne Heidenthum und das Viertelschristenthum im Bunde mit ihm einen neuen Thurm von Babel erhoben, nun ist auch bereits die neue Sprachverwirrung da und der Thurm sinkt. Aber um so heftiger führen die Gefallenen den letzten Kampf, mit letztem Muth; es werden die classischen Götter neu auf den Altar erhoben, die „schöne Natürlichkeit“ wird neu gepredigt, bis in die untersten Schichten des Volkes will man das Gift der heidnischen Lehre tragen, ihr ewiges Moment sorgsam verhüllend, während die Häresie den Kampf gegen die Kirche auf eignem Felde führt. Aber der Kampf stählt die Kirche, und wir

dürfen kühn die Frage stellen, wann in ihrer ganzen Geschichte auf Winterkälte ein solcher Blüthenmai so überraschend folgte, solches katholische Leben die Wissenschaft, die Literatur, die Kunst so blitzschnell durchdrang, wann ein solcher Gnadenstrom sich über sie ergoß. O gewiß! der Völkermorgen bricht an, es ist der Kampf zwischen Tag und Nacht, den wir streiten, und vielleicht sehen wir noch die ersten Zeichen des lichten Tages Einer Heerde unter Einem Hirten.

Wir haben dargethan, daß in diesem heiligen Streit gerade die Betrachtung der Mythologien vom Standpunkt des Christenthums, der Kirche aus, eine der mächtigsten Waffen werden muß. In der Ueberschrift haben wir das erste ausführlichere Werk über diesen Gegenstand genannt. Es war eine riesenhafte Aufgabe, welche sich Dr. Sepp darin setzte, indem er die Gesammtmasse des Heidenthums, wie es sich bei den verschiedensten Nationen — wir nennen nur Arier, Chinesen, Aegyptier, Phönizier, Griechen, Römer, Germanen, Kelten, Slaven — gestaltet hat, einer Betrachtung und Sichtung unterwarf, und in seiner dreifachen Erscheinung als Polytheism, Pantheism und Dualism die tiefsten vorbildlichen und ausdrücklichen Beziehungen zum Christenthum nachzuweisen suchte. Er hat das Thema kühn aufgegriffen, sich des umfassenden Stoffes auf kräftige Weise Meister gemacht, und die hochwichtige Frage ihrer Lösung um ein Bedeutendes näher geführt, so daß ihm die gesammte christliche Welt Dank dafür schuldet; ja wir stehen nicht an, das Buch neben den philosophischen Studien von Nicolas eine der gewiß folgenreichsten Erscheinungen unserer Zeit zu nennen. Dem Verfasser steht dabei seine große Erudition, verbunden mit seltenem Combinationstalent, tiefer philosophischer Blick, der oft blitzartig die dunkelsten Punkte beleuchtet, gewandte und schwungvolle Darstellung, die den Schüler Josephs von Görres verräth, zur Seite, so daß es uns ebenso reiche als lebensvolle Bilder entrollt.

Dr. Sepp sagt in dem Motto mit De Maistre: „Wer wird uns die Mythologie von der Seite erklären, daß in ihr alle christlichen Wahrheiten vorbildlich erfüllt erscheinen?" und geht in der geistvollen Einleitung auf die Grundsätze über, die seiner Antwort zu Grunde liegen. Er bemerkt (I, 10) sehr richtig: „Die Mythologie eines jeden Volkes bietet nur Fragmente, die mit dem aufgelösten Gottesbewußtseyn anderer Völker zusammen gehalten werden müssen, um ein Ganzes zu bilden, und nicht genug, sie bietet erst den Funken der Belehrung, wenn sie mit der Offenbarung in Christus in Berührung kommt." Er sagt ferner: „Das Christenthum wird nicht in seiner Katholicität erkannt, wenn wir nicht auch seine Beziehungen zu den Naturreligionen des Alterthums begreifen, wenn die Gottesfeier, welche sich an die Natur selbst knüpft, und die höhere heidnische Offenbarungslehre mit ihren Anknüpfungspunkten an die ewige Wahrheit, die ihnen unter der Hülle der Symbole mitgetheilt war, nicht mit Berücksichtigung finden (I, 15)." „Die von Christus gestiftete Anstalt ist nicht bloß das Ziel und Ende des Mosaismus, sondern auch der Schlußstein der Mythologie (I, 29)." „Alle Mythologie ist Religion, und hat ihr Endziel in Christus (I, 35)."

Welche war aber die Art und Weise, wie sich Christus den Heiden offenbarte? Dr. Sepp antwortet: „Auch den Heiden erschienen Propheten des Lichtes, um ihnen den Göttertraum auszulegen, aber die Völker sahen sie selber für das Licht an, und umkleideten diese zeitweisen Vorläufer und religiösen Gesetzgeber mit dem Scheine jenes höhern Lichtes, ja begingen selbst ihre Apotheose. Zu ungeduldig, um die Zeit der Erscheinung abzuwarten, schuf sich jedes Volk seinen Messias ante Messiam, wodurch sie an der Gottheit einen Raub begingen (I, 4)." — Wir heben diesen Punkt hervor, weil seine Wahrheit oder Nichtwahrheit für das volle, klare Verständniß des Ver-

hältnisses des Heidenthums zum Christenthum von unberechenbarer Wichtigkeit ist. Auf ihm fortbauend, geht Dr. Sepp weiter, und vergleicht das Judenthum dem leuchtenden Mond, das Heidenthum dem Heer der Gestirne, die beide ihren Schein vom Gestirn des Tages empfingen (I, 29). Noch mehr, er kommt gegen das Ende seines Werkes zu dem Ausspruch: „Die Heidenwelt war auch im Besitz relativ-christlicher Wahrheiten, welche Beseeligung denen verliehen, die daran hingen. Ihren Opfern und Gebeten wohnte in dieser Beziehung eine Kraft ein, ihren Priestern war Begeisterung und eine geheimnißvolle Weihe verliehen, die nicht bloß von unten sich ableitete, oder in dämonischer Praxis sich kund gab. Daß einzelnen gebetskräftigen Männern die Macht, gewisse Störungen in Natur und Leibesleben aufzuheben, einwohnte, wer dürfte dieß bezweifeln?“ (III, 240. 241.)

So stellt denn Dr. Sepp das Heidenthum kaum tiefer, als das Judenthum, die er beide Religionen der Nacht nennt (I, 29), und dagegen glauben wir Protest einlegen zu müssen. Was zuerst jene Propheten des Lichts im Heidenthum betrifft, so ist deren Existenz mehr als zweifelhaft. Wohl weiß die Apostelgeschichte, daß das Volk in Barnabas Jupiter, in Paulus Mercur sah, daß Jupiters Priester ihnen opfern wollte (XIV, 10), aber ein solches Beispiel aus dem Alterthum wird schwer beizubringen seyn. Weder Zeus noch Brahma, weder Odhin noch Osiris, noch Wainämoinen noch Andere stellen sich als solche Propheten heraus. Daß sie Menschen waren, steht fest, das haben selbst Heiden schon gelten lassen, darin stimmt das ganze christliche Alterthum mit ihnen überein, wie z. B. Arnobius (IV, 29) eine Menge von Zeugen dafür anruft, den Euhemeros von Agrigent, Nicanor von Cypern, den Leontiner Pellaeos, Theodoros von Kyrene, die Melier Hippo und Diagoras und „tausend andere Schriftsteller, welche mit der Sorgfalt grübelnden Flei-

ßes verborgene Dinge aufrichtig und freimüthig bekannt machten" *). Es waren nur nicht die Menschen, welche man, der biblischen Offenbarung fern und fremd, damals unter den Heiden dafür hielt, sondern jene ersten Sünder und Empörer wider Gott, die mittelbaren Urheber des Heidenthums. Daher ja auch die allgemein verbreitete Idee von der Zeugung des ersten Gottes, die wörtlich fast der Schöpfung Adams gleich steht. Wie Gott Seinen Geist mit dem Staub vermählte, und so nach Seinem Bild den Menschen schuf, so vermählt sich in den Mythologien der Himmel umarmend mit der Erde, und sie zeugt den ersten der Götter, den Kronos, des Uranos und der Gaea Sohn, an dessen Stelle bald sein Sohn Jupiter tritt; so ist auch Thor der Sohn des Odhin und der Frigga. Die Sünde erhob sie zum Rang der Götter, aber sie brachte ihnen nach der tiefen deutschen Lehre auch ihre nothwendige Folge, den Tod, den Untergang in der Götterdämmerung.

Die Offenbarung durch Propheten des Lichtes ist eine übernatürliche, und sie können wir dem Heidenthum unmöglich zugeben, dem nur eine natürliche zu Theil wurde. Jene zugegeben, würde sich dasselbe wenig vom Judenthum unterscheiden, dem auch in späteren Tagen die persönliche Offenbarung Gottes abging, und nur die durch Propheten blieb. Das Zeichen der Erwählung dieses Volkes waren ja eben sie, die immer neu auftauchenden Warner und Mahner, die Stimmen in der Wüste, deren letzte noch in Jesu Zeit hereinklingt; durch sie gerade unterschied sich das Judenthum vom Heidenthum. Die einzige übernatürliche Offenbarung, welche die Heiden besaßen, ist jene, die sie mit aus dem Judenthum nahmen; die schönen Blüthen, die das Heidenthum trieb, wurzeln alle nur in ihr, und darum konnte auch die Kirche dieselben in sich aufnehmen und sich assimiliren.

---

*) Besnard p. 132.

Dr. Sepp stellt also das Heidenthum viel zu hoch, und zwar nicht nur in seinem Beginn, sondern auch in seiner fernern Entwicklung. Wenn die erste Sünde schon ein Werk des Teufels war, dann müssen wir auch ihn in Allem wirksam sehen, was aus ihr folgte, namentlich in der Hauptfolge, in den dem Einen Gott gegenübergestellten Göttern. Sein Wirken in ihnen und durch sie nicht annehmend, treten wir in Widerspruch mit dem ganzen christlichen Alterthum. Die heiligen Martyrer sträubten sich nicht vor den Götterbildern als blossen Symbolen zu knien, sondern weil es Götzen waren, denen dämonische Kräfte innewohnten; sie verschmähten die Opferspeise nicht als Symbol, sondern als dem Teufel dargebracht. Die Bekehrer wußten nur, daß sie reelle Mächte stürzten, wenn sie die Götterbilder zu Boden warfen, und die Väter sprechen es an hundert Orten aus, daß hinter denselben Einer stand, der mit Gott nichts gemein hat.

Ein deutsches Sprichwort sagt: Wo Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel ein Kapellchen, d. h. dieselben Mittel, deren sich Gott bedient, die Menschen zum Heil zu führen, wendet der Böse an, sie zum Untergang zu bringen. Jeder göttlich schönen Bildung stellt er ein Afterbild entgegen, und daß das Heidenthum dieß werde, dahin strebte er von Anfang an. Und Gott ließ zu, daß es ihm gelang. Es ist ein doppelter Kampf des guten und bösen Princips, dieß Heidenthum und Judenthum; in jenem bewies Er, daß der Mensch, auf eigene Kraft bauend, zu Grunde gehe, das böse Princip siegte in ihm, das Heidenthum verfiel; in diesem führte er das gute Princip zum endlichen Sieg durch Christus, bewies er die Macht seiner Führung; hier ging's empor, dort hinab, bis dort die höchste Sehnsucht nach dem Erlöser stark emporglühte, wie hier, nur dort im Licht der Prophezeiung und bewußt, hier in der Nacht der gänzlichen Verlassenheit und mehr als Ahnung.

Lassen wir uns nicht durch jene einzelnen hervorragen-

den Geister blenden, die Griechenland und Rom gleich vor ihrem Ende und vor Christi Ankunft besaßen; sie geben keinen Beweis von der Höhe, zu der sich die Idee im Heidenthum erhoben hätte, sie zeugen nur von der Tiefe des Verfalls, den Dr. Sepp (III, 277) trefflich schildert. Im Heidenthum ist nie Fortschritt, und wenn Dr. Sepp die Götter tellurische Potenzen nennt, dann gibt er selbst zu, daß dasselbe unter der Macht des Bösen stand, denn das Gebiet des Tellurismus ist als das dem Fluch verfallene, zugleich das dem Dämonismus am ehesten zugängliche. Es ist also die Kraft der Dämonen, die jene Wunder wirkte, die weissagend in den Orakeln waltete, welche auf Opfer und Gebet hin seinen Priestern Begeisterung und geheimnißvolle Weihe verlieh, nie und nimmer aber die Kraft Gottes; und der Ewig- und Allgute kann nicht mit dem Allbösen in Verbindung stehen, die ewige Reinheit und Geistigkeit nichts mit dem wüsten Taumel der Sinne gemein haben.

Daß diese Klippe von Dr. Sepp nicht vermieden worden, erklärt sich uns dadurch, daß er mit seiner im Grund ganz richtigen, nur allzu schroff durchgeführten Ansicht in Opposition trat gegen die bisherige theologische Ansicht, daß das Heidenthum nur dämonische Elemente habe. Das ist entschieden falsch, aber auch Dr. Sepp traf das Rechte nicht ganz, das liegt in der Mitte. Wir müssen um so mehr diese Ansicht Dr. Sepp's bestreiten, als sie den Gegnern eine gefährliche Waffe gegen uns in die Hand gibt und dem Vorwurf des Heidenthums, dessen der Katholicismus voll sei, Vorschub leisten dürfte.

Zuweilen scheint uns der Verfasser in seinen Deutungen voreilig, und sind dieselben auch nicht immer mit den gehörigen Gründen gedeckt. Das ist theilweise eine Schuld der Anlage, der philosophischen Eintheilung, und eine einfache systematische Zusammenstellung, Vergleichung und kritische Betrachtung des unglaublich reichen und kostbaren Materials würde

gewiß ungleich sicherere Resultate geliefert haben. Man sollte überhaupt auf diesem Feld nicht so rasch an's Deuten und Auslegen gehen, da wir noch eine große Masse von Material entbehren. Die classische Mythologie abgerechnet, gibt es ja kaum eine, in der wir ganz zu Hause wären, in der nicht täglich fast neue Entdeckungen gemacht würden. Wie sehr wir auch des Verfassers geniale Combinationen bewundern, so will uns doch hinterher oft wieder ein leiser Zweifel beschleichen, als ob er in der Kühnheit seiner Griffe zu weit gehe, als lasse er der Phantasie zu viel Raum auf Kosten strenger und scharfer Kritik.

Wir glauben, daß bei anderer Eintheilung dem Verfasser mancher stark durchschlagende Punkt nicht würde entgangen seyn, den wir in seinem Buche vermissen, wogegen natürlich auch manches eher Entbehrliche weggefallen wäre. So finden wir z. B. die Engellehre kaum berührt, die Schutzengel, die eine so bedeutsame Rolle in allen Mythologien spielen, nicht einmal genannt. Von nicht geringerer Bedeutung sind die Schutzpatronen, die gleichfalls alle Völker kennen. Sehr wichtig wären Untersuchungen über die Sprache der Götter gewesen, die heilige Ursprache, die Sterbliche nicht verstehen, von der einzelne Wörter die heil. Hildegardis vernommen zu haben scheint. Der Kreuzbaum mangelt, und welch ein Reichthum von Ideen knüpft sich an ihn! Mit am meisten entbehren wir auch des Antichrists, der besonders in der deutschen Lehre so klar und frappant hervortritt, daß wir in einzelnen Zügen fast die Apokalypse zu lesen glauben. Von ihm weiß ebenfalls die heil. Hildegard, mehr aber noch von der Schöpfung der Welt, die bei Dr. Sepp nur leise angedeutet ist, und worüber sie Gedanken ausspricht, die ebenso streng biblisch sind, als genau mit den neuesten Forschungen zusammen stimmen, und die wir endlich in der Edda auf überraschende Weise gleichfalls wiederfinden.

Es sind dieß alles Mängel, welche der Verfasser bei ei-

ner rasch zu hoffenden zweiten Auflage seines trefflichen Werkes, das in den Händen keines Theologen, keines Mythenforschers, überhaupt keines Archäologen fehlen dürfte, und dem wir von Herzen die ausgedehnteste Verbreitung wünschen, zu bessern vermag. Seine großen Vorzüge treten uns um so klarer entgegen, wenn wir seinen reichen Inhalt mit dem des gleichzeitig erschienenen verwandten Werkes von Wuttke: „das Heidenthum", zusammenhalten. Wir sprechen dem letztern eine geistreiche Auffassung nicht ab, aber an Tiefe und großer Erudition steht Dr. Sepp weit über Wuttke. Jener vertritt mehr die alte Wissenschaft, dieser die moderne; jenes Buch ist echtkatholisch, und geht den einzelnen Fragen eingreifend nach, dieses Forschungen haben mehr protestantischen Charakter; bei Dr. Sepp haben wir selbst, wenn wir all seine Deutungen wegstreichen, noch ein höchst dankenswerthes kostbares Material, während bei Wuttke die Kritik den Vordergrund einnimmt, nicht immer zur Einstimmung ladend.

Zudem aber dürfen wir unsere Anforderungen auch nicht allzuhoch hinaufschrauben, und müssen bedenken, daß Dr. Sepp's Arbeit die erste umfassendere ihrer Art ist, der Grundstein, auf dem weiter zu bauen ist, und daß dieß geschehe, ist ein Wunsch, den wir allen Arbeitern auf diesem reichen Acker, besonders aber jüngern Kräften, auf's ernstlichste an's Herz legen. Der verehrte Forscher hat durch dasselbe gleichsam einen Aufruf in die Welt hinaus gesandt, allen katholischen Gelehrten aller Länder und Völker gilt derselbe, und wir glauben, daß er sich ein unendliches Verdienst um die Wissenschaft und die Kirche erwerben würde, wenn er die bedeutendsten derselben zu einem großen Verein zusammen riefe, dessen einzige Aufgabe diese Forschungen wären. Wir gestehen, der Gedanke ist kühn, aber Dr. Sepp ist es auch, und die Zeit fordert es; Größeres gelang uns bereits und — Gott ist mit den Kühnen.

XXII.

Die religiösen und politischen Zustände Sardiniens.

Vierter Artikel.

Die sardinischen Radikalen auf dem Gipfel ihrer Macht. — Die Auflösung der alten Kammer. — Deren muthmaßliche Ursachen. — Wahlagitation und Wahlintriguen. — Das Resultat der Wahlen und seine Bedeutung. — Die Thronrede vom 19. Dec., ihr Eindruck und die gleichzeitige päpstliche Allokution. — Die neueren Tumulte und die Geistlichkeit. — Die Eröffnung der Waldenser Kirche in Turin, und der Triumph der protestantischen Propaganda. — Sardinien 1848 und 1854.

Die neuesten Vorgänge in Piemont, zu denen wir jetzt übergehen, beurkunden noch weit mehr als alles Bisherige den großen Einfluß, den das revolutionäre Princip dort gewonnen, und die Reichhaltigkeit der Mittel, die es aufzuwenden im Stande war; sie zeigen aber auch seinen Glanz- und Höhepunkt, der zwar, menschlich betrachtet, für die nächste Zukunft noch keineswegs eine Rückkehr zu besseren Grundsätzen, aber doch eine allmählig fortschreitende Bethätigung der lebensfähigen conservativen Elemente in Aussicht stellt, die endlich, freilich nach den bittersten Erfahrungen und nach der heillosesten Verwirrung — einen Umschwung herbeizu-

führen vermögen. Wäre nicht noch in dem Volke selbst ein gesunder Kern und ein reges katholisches Bewußtseyn, wäre das flache Land weniger unversehrt von der moralischen Fäulniß der Städte und ihrer Bourgeoisie, zeigten seine Hirten sich minder kampfgerüstet und entschieden, fehlte es gänzlich an hervorragenden und festen Charakteren unter den Katholiken der höheren Stände: wir müßten ganz an einem Lande verzweifeln, das seither den italienischen Demagogen den freiesten Spielraum gab, wir müßten eine Nation für verloren halten, die bereits seit mehr als fünf Jahren unter dem Drucke ihrer „constitutionellen Freiheiten" seufzt und, nur durch das Uebermaß des Elends aufgeschreckt, mehr unsicher und wie im Finstern tastend, als klar die Quellen ihrer Leiden erkennend, nach Rettung sucht, bis sie endlich einen Weg einschlägt, auf dem sie zum Ziele gelangen und ihr bisheriges Regiment für die Dauer unmöglich machen kann, wozu jedoch dieses selber das Meiste beiträgt.

Das sardinische Parlament ward am 13. Nov. 1853 wieder eröffnet. Die ersten Sitzungen der Deputirtenkammer blieben ohne Resultat, da noch die gesetzliche Zahl von Abgeordneten fehlte, von denen viele auszutreten wünschten. In der Sitzung vom 16. kamen endlich 104 Mitglieder der zweiten Kammer zusammen, und hier ward mit unbeträchtlicher Majorität Boncompagni zum Präsidenten gewählt. In der ersten Kammer wurde über den Gesetzentwurf verhandelt, der das Amt der Tesoreria generale der Nationalbank anvertraut wissen will. Da dieses Projekt den Staat selbst zu einer Art von Bank macht und ihn mit derselben identificirt, oder doch allen Fallimenten der Bank ihn Preis gibt: so ward dasselbe stark angegriffen, besonders vom Berichterstatter Giulio, und endlich vom Senate mit 32 gegen 28 Stimmen verworfen. Darauf wurden die Kammern am 20. Nov. aufgelöst und auf den 8. Dez. Neuwahlen angeordnet, wornach am 19. die Wiedereröffnung stattfinden sollte.

Natürlich wurden viele Glossen darüber gemacht, daß man die zweite Kammer auflöste, weil die erste in ihrer Majorität gegen das Ministerium war. Hatte aber die zweite Kammer sich nicht den vollen Dank der Minister erworben? Konnte sie mehr thun, als sie gethan hat? Der Senat, der trotz der neuernannten Mitglieder keine ministerielle Majorität aufzeigte, war ja durch jene Maßregel nicht getroffen. Verschiedene gaben verschiedene Gründe an. Die Einen sagten, schon vorher sei die Auflösung des Parlaments beschlossen worden, um im Jahre 1854 die Wahlen zu vermeiden, die alsdann wegen der beginnenden Erhebung der neu festgesetzten Steuern sehr ungünstig hätten ausfallen können. Die Anderen erklärten die Sache so: da das Ministerium sich überzeugt hatte, daß die zweite Kammer ungeachtet ihrer sonstigen Willfährigkeit sich doch nicht entschließen würde, ihm in einem Kampfe mit dem Senate zu folgen, so suchte es in einer durch seinen Einfluß gewählten neuen Kammer sich noch ein viel gelehrigeres Werkzeug zu verschaffen, das den Senat nöthigenfalls in Schrecken setzen oder zuletzt auch dessen Einfluß ganz vernichten könnte, wodurch das alle weiteren Fortschritte beengende Gleichgewicht zwischen den durch das Reichsgrundgesetz feststehenden Gewalten leichter beseitigt würde. In der That scheint auch das Ministerium, auf die Thätigkeit seiner Beamten gestützt, das Zustandekommen eines ihm noch weit günstigeren Parlaments vorausgesehen und zur Rechtfertigung seiner diktatorischen Maßregeln ein noch weit stärkeres Uebergewicht jener Partei, der es sich unlängst offen in die Arme geworfen, gewünscht zu haben. Die erst begonnene enge Verbindung mit der revolutionären Verbrüderung sollte fester geknüpft werden, sei es auch durch einen kühnen Wurf, bei dem, wie man sich nicht verhehlte, selbst der Verlust des bereits Gewonnenen auf dem Spiele stand. Beide Ansichten haben gute Gründe und es ist sehr wohl möglich, daß man Beides im Auge gehabt hat.

Nun aber begann das Agitiren für die neuen Wahlen, wobei die Beamten getreulich mit den Radikalen zusammenwirkten. Das Ministerium fühlte nur zu gut, daß, wenn die Stimmen der Wählenden der getreue Ausdruck der immensen Mehrheit des Volkes seyn würden, es um seine Herrlichkeit geschehen und sein ganzer Plan vereitelt war. Ungewiß des Sieges bot es alle Mittel auf, ihn zu erlangen; es instruirte seine Beamten und die geschäftige Presse stand ihm hülfreich zur Seite. Sie erläuterte die Programme, empfahl ihre Candidaten, wies auf die drohenden Gefahren hin. In den Wahlcollegien sammelten die rührigsten Mitglieder bereits die Stimmen, brauchten Drohungen und Verheißungen, Verläumdungen und Lobsprüche, je nach Umständen und Aussichten. Ja man ging noch weiter. Nach einem ministeriellen Erlaß vom 26. Nov. 1853 sollten auch die Beamten bezüglich ihrer Wahlthätigkeit besonders überwacht werden. Es ward ausdrücklich erklärt, die Regierung wolle zwar die Wahlfreiheit der Staatsdiener nicht im Geringsten beeinträchtigen, könne aber auch nicht zugeben, daß diese das Wahlgeschäft in einem ihr feindseligen Sinne leiteten; daher sollten die Beamten einander wechselseitig überwachen und möglichst im Sinne der Regierung wirken. Dieses vom „Ami de la religion" (10. Dez. v. J.) mitgetheilte Circular zeigt den evidentesten Mißbrauch des administrativen Einflusses auf das Wahlgeschäft. In eben dem Moment, in dem diese antonomastisch „constitutionelle" Regierung an das Urtheil des Landes appellirt, verabsäumt sie nichts, um es zu entstellen, zu verkehren oder zu unterdrücken. Natürlich entwickelten die Intendenten der Provinzen und ihre Unterbeamten den höheren Weisungen gemäß die angestrengteste Thätigkeit, um bei der „Läuterung der Magistratur" ihre Posten nicht zu verlieren und nicht auf die Proscriptionslisten der Gewalthaber zu kommen. Einige der dabei in Anwendung gebrachten Mittel deckten die „Voce della libertà" und die „Armonia" auf; die

„Gazzetta Piemontese“ verlegte sich auf's Läugnen, mußte aber zuletzt wenigstens ein theilweises Geständniß ablegen.

Nur die „katholische Partei“ — das gestanden die freisinnigen Journale offen — konnte den Ministern einen Strich durch die Rechnung machen, und daher war das „Parlamento“ (Nr. 280) wohl bedacht, in einem Artikel „an die katholischen Wähler“ die glänzendsten Vorspiegelungen zu verschwenden, darauf sich berufend, daß alle aufrichtigen Katholiken sehr gut fühlen müßten, wie die constitutionelle Regierung eine „wahre und nothwendige Entwicklung der katholischen Idee“ sei — eine in Piemont solenne Phrase, die bei den Siccardi'schen Gesetzen, bei der Abschaffung der Zehenten, bei den Entwürfen über die Civilehe ebenso gebraucht wurde; das Alles waren nothwendige Entwicklungen der constitutionellen, und damit auch der „katholischen Idee.“ Darum konnte aber die Redensart bei den starrsinnigen „Hyperkatholiken“ nicht mehr viel fruchten; weit ersprießlicher war natürlich die Weisung des Großsiegelbewahrers, die den Intendenten genaue Ueberwachung der Wahlen mit sehr ausgedehnten Befugnissen auftrug, Alles natürlich „unbeschadet der gesetzlichen Wahlfreiheit der sardinischen Staatsbürger.“ Die ministeriellen Blätter bewiesen den Katholiken hierin neuerdings ihre raffinirte Heuchelei, wie die radikalen ihre cynische Insolenz. Indessen warnte ihrerseits die katholische Presse die Wähler, ja nicht einer strafwürdigen Trägheit und Sorglosigkeit oder einem muhammedanischen Fatalismus sich hinzugeben. Im Vorgefühl der schwer zu besiegenden Apathie und stumpfen Indolenz der Massen gaben sich das „Echo du Montblanc,“ der „Cattolico“ und die „Armonia“ alle Mühe, die sehr häufig vorkommenden Bedenklichkeiten und Skrupel der Stimmberechtigten zu verscheuchen, die an Wahlen zu einer Versammlung sich zu betheiligen Scheu tragen, deren Existenz schon ihnen aus falschen und unkatholischen Principien hervorzugehen schien (Vgl. Ami de la religion 6. Dez.). Mehrere Bischöfe, na-

mentlich die von Mondovi, Annecy und Pignerol, und der Erzbischof von Chambery, machten durch ihre Pfarrer die katholischen Wähler aufmerksam auf die Bedeutung der bevorstehenden Wahlen und ließen zur allgemeinen Betheiligung an denselben auffordern — Mahnungen, die auch für Savoyen nicht ganz ohne Früchte geblieben sind.

Dennoch war kaum für die Kirche von diesen Wahlen ein günstiges Ergebniß zu erwarten, wie überhaupt die für die katholische Sache von den Freunden des Constitutionalismus erwarteten Erfolge im Großen und Ganzen nur Illusionen sind, und die Volkswahlen fast nie irgend eine Gewähr bieten können für eine ächt volksthümliche und wahrhaft christliche Repräsentation. Die Wahldistrikte waren nach ministeriellen Berechnungen festgesetzt; viele Wähler wohnten vom Wahlorte allzusehr entfernt. Die schlichten Landleute wollten nicht gewählt seyn, noch auch den Pfarrer wählen, den sie ungern für viele Monate der Gemeinde entzogen sehen. Viele ließen sich durch die ministeriellen Blätter täuschen; Andere wurden durch mancherlei Bedenklichkeiten geleitet; sie dachten: wie wird ein guter Katholik unter den Vornehmen eine Wahl in ein solches Parlament annehmen, wo er Lästerungen und Ketzereien anhören und unter den Feinden der Religion sich bewegen muß? Bei den Meisten aber überwog die Indifferenz und Apathie. So blieben viele katholische Wähler, die beim Anblick der Rührigkeit im feindlichen Lager verzagten und die Sache dem lieben Gott überlassen wollten, von ihrem Wahlorte ferne. In den 204 Wahlcollegien waren 92,422 Wähler aufgezeichnet, wie aus den kürzlich veröffentlichten „Informazioni statistiche“ hervorgeht; von diesen votirte aber kaum die Hälfte. In den 7 Wahlcollegien von Genua kamen auf 2494 Wähler nur 1339 Abstimmende, im ersten Collegium von Alessandria auf 441 Eingeschriebene nur 261, in dem von Cuneo auf 408 nur 164, in dem von Demonte auf 105 nur 51, in dem

von Borgomanero auf 572 nur 272. In dem Collegium von Recco kamen auf 623 Wähler nur 173 Votanten; in dem von Chieri enthielten sich 270, in dem von Pancalieri 240 Wähler der Abstimmung. Ganz ähnlich verhielt es sich auf der Insel Sardinien; in Cagliari fanden nicht einmal so viel Wähler sich ein, daß ein Deputirter gewählt werden konnte. Da wo das Maximum der erschienenen Wähler sich zeigte, ward auch ein conservativer Abgeordneter gewählt; wo nur ein Minimum sich einfand, wie in Genua, ein Demokrat. Von den Anhängern des Ministeriums fehlten nur äußerst wenige auf dem Kampfplatze; sie übten ihren Einfluß nach Ratazzi's Instruktion und nach dem Muster der benachbarten Schweiz; auch an den Carabinieri's fehlte es an manchen Orten nicht, um die „Ordnung" aufrecht zu halten, noch weniger an Verheißungen von Stellen, an Bestechung und Einschüchterung — Alles aus Patriotismus und aus Begeisterung für die bedrohte Freiheit. Die später in der Kammer gegen einzelne Deputirte erhobenen Reklamationen zeigen deutlich, wie es bei den Wahlen zuging. Man verlangte z. B. die Annullation der Wahl des Deputirten von Oneglia, weil viele Stimmen mit List und Gewalt ihm zugewendet worden seien (Atti del Parlamento N. 5. p. 18); Aehnliches ward gegen den Abgeordneten von Albenga vorgebracht (ib. N. 7. p. 23). In der Sitzung vom 23. Dez. sagte der Deputirte Valerio mit Beziehung auf die Wahl von Sarzana: die Minister müßten das Volk aufklären mit der Beredsamkeit ihrer Worte, mit der Darlegung ihrer Intentionen, aber nicht durch ihre Intendenten, ihre Richter und ihre Carabinieri, nicht durch die enorme Masse von Beamten, die das ganze Land wie ein Netz umziehe (ib. N. 6. p. 19). Darauf nun suchte der Minister des Innern sich zu vertheidigen, indem er die Behauptung aufstellte: „In einer constitutionellen Regierung ist das Ministerium eine politische Partei," und den Interpellanten fragte: „Wäre eine ganz klerikale Kammer

aus den Wahlen hervorgegangen, was für Tadel würde ich dann von der linken Seite des Hauses haben hören müssen?" Es scheint demnach, daß eine „ganz klerikale Kammer" zum Vorschein gekommen wäre, hätte das Ministerium auf die Beihülfe der Intendenten, der Unterbeamten und der Gensdarmen verzichtet.

Von den früheren Deputirten wurden 130 wieder gewählt, dazu kamen 74 neue. Einzelne wählte man an mehreren Orten zugleich, so daß Nachwahlen stattfinden mußten. In den einzelnen Provinzen war der Ausgang der Wahlen sehr verschieden. Turin war für das Ministerium; gleichwohl konnte der sehr warm empfohlene, mit dem Mauritiusorden dekorirte Professor J. N. Nuyts nicht durchgesetzt werden. In den 24 Collegien der Insel Sardinien und in den 7 von Genua siegten die Demokraten; dagegen wurden in den 22 Collegien von Savoyen kaum 6 ministerielle Candidaten erwählt. Ueberhaupt gingen an jenen Orten, wo die katholisch-conservative Partei sich thätig zeigte, auch die trefflichsten Männer aus den Wahlurnen hervor. So ward zu gleicher Zeit in Chambéry und Thonon der Marquis Leone Costa de Beauregard, in dem Collegium von Avigliana der Graf Avogadro della Motta, im ersten Collegium der Hauptstadt und in vier anderen der Graf Ignazio Costa della Torre gewählt. Gegen den Letztgenannten, den das Ministerium so schwer verfolgt hatte, war ein Pamphlet verbreitet worden, worin es unter Anderem hieß: diesen Reaktionär wählen, sei so viel als die Verfassung umstürzen, den König herabsetzen, das Land in die Hände Oesterreichs spielen, Italien verrathen u. s. f. Aber auch er hatte sich mit einer Schrift an das Volk gewendet, wie es Camburzano, Musso, Solaro und Andere thaten, die es unter den vorhandenen Umständen für ihre Pflicht erachteten, die Täuschungen der Radikalen zu enthüllen. In Turin war Graf Camill Cavour Costa's Mitbewerber; dennoch erhielt

dieser mit 75 Stimmen das Uebergewicht. Zu Borgomanero traf die Wahl den Grafen Solaro della Margherita, den berühmten Minister der vormärzlichen Zeit. Hätten die katholischen Wähler auch anderwärts die gleiche und überall eine besser organisirte Thätigkeit entwickelt und sich fester aneinder geschlossen, sie hätten trotz der ministeriellen Gewaltmaßregeln zum Schrecken der Turiner Gewaltigen eine bedeutende Majorität erlangt.

Im Ganzen hat nun das Ministerium gesiegt; aber seine Wünsche wurden nicht vollkommen befriedigt. Die zweite Kammer hat jetzt unerwartet unter ihren Mitgliedern Katholiken, die durch Intelligenz und Beredsamkeit hervorragen; sie repräsentirt jetzt besser als vorher die einzelnen Schichten der Bevölkerung. Aber es ist kaum zu erwarten, daß der Eifer und die Talente dieser wenigen eminirenden Deputirten in dem Parlamente etwas Bedeutendes ausrichten, dessen Majorität nun einmal gegen die Interessen der katholischen Kirche vorwärts zu schreiten fest entschlossen ist. Immerhin aber kann die klare Einsicht und der entschiedene Charakter dieser Männer auf manche ihrer schwankenden Collegen heilsam einwirken. Aber weit wichtiger als alles Andere ist dieses, daß bei diesen Wahlen zuerst die Vertreter der katholischen Sache mit ihren Gegnern auf eine eklatante Weise sich gemessen, daß sie das Bewußtseyn ihrer inneren Kraft und den Beweis ihres steigenden Einflusses auf die besseren ihrer Landsleute erlangt, daß sie mehr und mehr die Augen des Volkes geöffnet und das in ihm schlummernde dunkle Gefühl zur allmähligen selbstbewußten Lebensäußerung geweckt haben. Der obengenannte Graf Solaro della Margherita hebt in der Schrift „Agli Elettori, che promovevano la sua candidatura“ (Torino 1853) auch diese Wahlen hervor als ein Lebenszeichen für jene Ansichten, die Andere bereits völlig erstickt zu haben glaubten (un segnale di vita per quelle opinioni, che altri credevano aver soffocate p. 3, 4), als den Beginn der Erkenntniß auch

unter den Massen, daß die wahre Freiheit nie zu hoffen stehe, solange sie von den Liberalen geleitet und verwaltet wird (p. 23). So sehr nun auch das Ministerium sich seiner beträchtlichen Majorität erfreut, die ihm überallhin zu folgen bereit ist, so hat es doch noch Ursache zu zweifeln, ob es durch die Auflösung der alten Kammer so bedeutende Vortheile errungen, als es sich von dieser Maßregel verhieß.

Am 19. Dez. v. J. eröffnete der König das Parlament. Die Thronrede begann mit einer Beglückwünschung des Landes, das nun in das sechste Jahr seiner constitutionellen Freiheiten eintreten sollte, und mit einem Lobe auf die Nation, die sich ihrer wahren Interessen bewußt und ihrer erhabenen Bestimmung würdig gezeigt habe. Die edle Haltung des Landes habe ihm die Sympathie der civilisirtesten Völker erworben, und die Regierung habe in der Union zwischen Volk und König hinreichende Kraft gefunden, um das edle Princip der Unabhängigkeit vor jedem Insult zu schützen (forza bastante per preservare da ogni insulto il nobile principio di indipendenza). Die im Jahre 1849 gewählte Kammer habe Anspruch auf hohen Dank sich erworben; sie habe ihre Zustimmung gegeben zu den mit unausweichlicher Nothwendigkeit geforderten Taxen, gerechte und weise Reformen der Staatsökonomie gebilligt, den industriellen und commerciellen Verkehr gekräftigt und beschleunigt, endlich die Eröffnung des großen Eisenbahnnetzes inaugurirt, das ein Denkmal der Größe und Macht des italienischen Geistes bleiben werde. Die neue Kammer habe nun den Bau der beinahe wiederhergestellten Finanzen (l'edificio della quasi ristaurata finanza) zu Ende zu bringen, den Freihandel auch auf die Produkte des Bodens auszudehnen, den Cataster zu verbessern, dem Wucher zu steuern, besonders durch Errichtung von Creditanstalten u. s. f. „Da die Unabhängigkeit der weltlichen Macht sicher gestellt ist, so wird das Parlament in seinem Wirkungskreise fortfahren mit dem Werke der begonnenen

(religiösen) Reformen, die nur beabsichtigen, die Zuneigung und Ehrfurcht des Volkes für die Religion unserer Väter zu erhöhen, nicht aber zu verringern, deren heilsamen Einfluß noch wirksamer zu machen, nicht aber ihn zu schwächen." Das Parlament habe nun auch die Verwaltung der Provinzen und der Gemeinden neu zu regeln, die Verbesserung der Gesetzbücher zu vollenden, die öffentliche Sicherheit zu beschützen, die Magistratur zu constituiren und die verschiedenen Zweige des öffentlichen Unterrichts zu reformiren. Die Rede schloß mit einem Lobe für die Armee und mit der Ermahnung zu gegenseitigem Vertrauen.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Eröffnungsrede im Inlande wie im Auslande große Sensation erregte. Die „Allgemeine Zeitung" meldete aus Turin (23. Dez. v. J.), daß einige Diplomaten dieselbe sehr stark befunden und mancher Gegner der Constitution sie als eine Proklamation an das gesammte Italien angesehen. Die „österreichische Correspondenz" bemerkte später, aus Ehrfurcht vor dem Königthume und aus schuldigen Rücksichten gegen einen dem Kaiserhause verwandten Monarchen habe sie sich von allen Bemerkungen über die von dem piemontesischen Ministerium bei der Eröffnung der neuen Legislatur dem Könige in den Mund gelegten Rede enthalten. Wenn auch die darin gegebenen Andeutungen nichts wesentlich Neues besagen, so hatte man doch von einer Darlegung des ministeriellen Programmes bei einer solchen Gelegenheit und unter den gegenwärtigen Umständen etwas mehr Zurückhaltung erwartet. Während aber viele Liberale Sardiniens mit hoher Freude bei den begonnenen und jetzt fortzusetzenden „Reformen" an die ersehnte Reduktion der Bisthümer, die Einziehung und Repartition des Kirchenvermögens und an die Einführung der Civilehe dachten, wie auch die hierin wohl kundige „Indépendance belge" commentirte, waren die strengeren Radikalen, die weit mehr noch erwartet und ihre pia desideria sammt

und sonders explicite erwähnt wissen wollten, sehr ungehalten über die „hohlen Phrasen" der Thronrede. Ihnen gegenüber erklärte die „Opinione," die gelästerte Rede in Schutz nehmend, es gebe Umstände, in denen Ambiguitäten und Reticenzen durchaus nothwendig seien. Ebenso suchte das „Parlamento" gegen die „zwei extremen Parteien" das ministerielle Elaborat zu vertheidigen. Die Antwortsadressen beider Kammern waren nur Inversionen der Worte, welche die Thronrede enthielt. Während aber der Senat, seiner Stellung eingedenk, in einer mit ziemlicher Umsicht durch Massimo d'Azeglio abgefaßten Adresse auf dieselbe antwortete, hat die zweite Kammer den Hoffnungen der italienischen Demagogie in jeder Weise Rechnung getragen und ihre Antwort mit deren Schlagwörtern, als „indipendenza d'Italia," „palladio della libertà," „alti destini della nazione" reichlich ausstaffirt. Uebrigens gab es bei den Adreßdebatten interessante Verhandlungen, namentlich in Betreff der Phrasen: „quasi ristaurata finanza" und „riforme intese ad accrescere, non ad menomare l'affetto e la riverenza dei popoli per la religione degli avi nostri." In Bezug auf die erstere zeigte die am 27. Dez. der Deputirtenkammer gemachte Vorlage eben kein erfreuliches Resultat (s. Civiltà cattol. 21. Jan. 1854); was die letztere betrifft, so interpellirte am 28. der Senator Alberto Ricci den Ministerpräsidenten über die kirchliche Frage — „questione che da più anni tiene divisi non solo gli animi, ma gli uonimi parlamentari del paese." Der Minister antwortete, man müsse auf dem bisher vorgezeichneten Wege fortschreiten, der Staat müsse der Ausgaben für den Cultus entledigt werden; doch habe man Hoffnung, daß dieses im Einvernehmen mit Rom verwirklicht werden könne.

Was aber die Antwortsadresse der Deputirtenkammer auf die Thronrede besagte, das führte der am 26. Dez. mit 74 Stimmen zu ihrem Präsidenten erwählte Carlo Boncompagni in seiner Antrittsrede noch weiter aus, und das in

einer Weise, die noch mehr Staunen erregte. In einem Augenblicke, wo die orientalische Frage in Italien Alles in Spannung und Aufregung versetzt, wo die „dritte Erhebung des italienischen Volkes“ und ein neuer Krieg mit Oesterreich unter der Aegide von Frankreich und England von den piemontesischen Zungenhelden mit allem Redepomp verkündigt wird, andererseits die innere Zerrüttung des Landes auf das augenfälligste sich herausstellt — noch die Sympathien für den Unabhängigkeitskampf erwecken und den kaum in seine Schranken gewiesenen, aber im Geheimen fortwährend thätigen Geist der Anarchie wiederum heraufbeschwören *) — das enthüllt deutlich, auf welche Potenzen jetzt die sardinische Regierung sich stützen muß, und welche Politik sie abermals aufzunehmen die Lust und den Willen hat. Diese den Zwecken der Revolution dienstbare constitutionelle Regierung gibt sich offen als eine Vorbereitung des Umsturzes zu erkennen, und arbeitet an ihrer eigenen Exauktorisation, wie Domeniko Mauro unverblümt schon vor einigen Jahren der Regierung erklärte (Vittorio Emmanuele e Mazzini. Ponthenier 1851 p. 302): „Vogliamo farla nascere (la rivoluzione) dalla incu-

*) Auch in dem benachbarten Toskana sucht der Anhang Mazzini's die Kriegsideen in jeder möglichen Weise wieder aufzufrischen. Interessant ist eine von der „Civiltà cattolica“ (3. Dez. 1853) mitgetheilte Inscription, welche in diesem Lande verbreitet ward, nachdem die Behörden den projektirten Trauergottesdienst für die in der Schlacht von Curtatone Gefallenen nicht gestattet hatten. Das Epitaphium verherrlicht die glorreichen „Martyrer der Freiheit“ also: „Alle anime — dei suoi figlii, che morirono per l'Italia — il *popolo* Toscano — nel quarto di anniversario della battaglia di Curtatone — *escluso* — regnando la forza — plaudendo i sacerdoti — dai templi cristiani — nel cospetto di Dio, nella magnifenza dell' universo — solo tempio degno di lui e della umanità — canta — l'inno dei *martiri della nuova fede* — *non tarda vendetta* — *giura*.

bazione della monarchia sugli elementi nazionali, perchè fermentino.“ Bedeutungsvoll sind in diesem Momente die häufigen Zusammenkünfte des Ministers Cavour mit den Koryphäen der linken Kammerfraktion; der Einfluß Ratazzi's hat die fanatische Kriegspartei mit neuen Hoffnungen erfüllt; die alten Deklamationen gegen Oesterreich, die nie ganz außer Cours waren, lassen sich, noch weit schärfer accentuirt, an den meisten öffentlichen Plätzen vernehmen. Es freute die Radikalen, daß man in Oesterreich, wie die „Correspondenz“ zeigte, den in Piemont herrschenden Geist einigermaßen zu würdigen verstehe.

Merkwürdig bleibt es, daß gerade an demselben Tage, an welchem in Turin die gedachte Thronrede vorgelesen wurde, zu Rom der heilige Vater jene Allokution hielt, die der kirchlichen Zustände in Baden wie in Sardinien gleichmäßig gedenkt. Der Papst erklärte den Cardinälen, daß die Verhandlungen auf Seite der subalpinischen Regierung unterbrochen worden seien, und er bei ihr habe anfragen lassen, „quae illius tandem consilia sint post silentii hujus diuturnitatem.“ Er habe die Verminderung der Festtage bewilligt, nicht nur um der Noth der armen Taglöhner und Arbeiter zu Hilfe zu kommen, sondern auch um ein Beispiel der Langmuth zu geben, „quo facilius Subalpinum Gubernium ad ea reparanda excitaretur, quae contra Apostolicam Sedem contraque Ecclesiae jura violata ac pessumdata in eo regno perperam gessisset.“ Werde der Erfolg nicht seinen Erwartungen entsprechen, so werde es ihn nicht reuen, bis zu den Grenzen der Güte und Milde vorgeschritten zu seyn. Inzwischen will der Papst ausdrücklich erklärt haben, er werde keine Art von Gesuchen (nullum petitionis genus) annehmen, die der Würde und den Rechten des apostolischen Stuhles und dem Heile der Religion nicht entsprechend befunden würden. Damit war zugleich im Voraus eine Antwort gegeben auf den von Cavour in Aussicht gestellten „accordo con Roma.“ Man wird nun in Turin auch ohne den Papst handeln, wie das

„Parlamento“ bereits gesagt und wie auch die bisherige Praxis gezeigt hat; man wird wegen der „indipendenza del potere civile“, unbekümmert um die „Klerokratie“ fortfahren mit den begonnenen „Reformen, welche die Liebe und Ehrfurcht des Volkes für die ererbte Religion nicht verringern, sondern erhöhen sollen.“ Der Minister Urban Ratazzi (bereits als kirchlicher Diktator spottweise „Urban I.“ genannt) wird unter Applaus der mit ihm verbrüderten Linken den Klerus tyrannisiren, wie er denn bereits dem Parlamente einen Gesetzentwurf einbrachte, wornach die Priester, die sich offene oder versteckte Angriffe auf die bestehenden Institutionen erlauben sollten, überhaupt mit zwei- bis zwölfmonatlichem Gefängniß, falls sie aber dazu die Kanzel mißbrauchen, mit noch viel schärferen Strafen belegt werden sollten. Der Senat, an den fortwährend verschiedene Eingaben der Bischöfe einlaufen, wie kürzlich eine Adresse des Episkopates von Savoyen vom 23. Dez. v. J., die Befreiung des Klerus vom Militärdienste betreffend, sieht in seiner überwiegenden Majorität mit großer Entrüstung diesem Treiben zu; allein die Dinge sind soweit gekommen, daß er in Folge des engen Anschlusses der zweiten Kammer an das Ministerium sich bald selbst in seiner Existenz bedroht sieht. Zwar ist die Constitution „heilig;“ aber noch heiliger ist ihre „Idee,“ ihr „Geist“: der Fortschritt. Die Ideen der Republik nach dem Ideale der französischen, von 1789 haben bereits den gewichtigsten Klang und werden lieber gehört, als das fatale Wort „Monarchie.“ Die katholische „Campana“ und die radikale „Italia e Popolo“ standen vor Gericht, jene weil sie der absoluten Monarchie, diese weil sie der Republik das Wort geredet. Erstere wurde in Turin verurtheilt, letztere in Genua freigesprochen. Unter dem constitutionellen Regimente, sagen die Journalisten, ist es naturgemäßer, der Republik als dem absoluten Königthum anzuhängen. Das Wort „Revolution“ hat nichts Erschreckendes mehr, so bestimmt und klar es auch seine Anhänger, darunter

solche, die bei mehreren Ministern freien Zutritt haben, definiren *).

Tief betrübt zeigt sich das katholische Volk über die nun ganz geschwundene Hoffnung auf ein Concordat mit Rom. Bei den jetzigen Umständen ist ein solches eine reine Unmöglichkeit. Der heilige Stuhl hat nur fortwährend zu protestiren und den Gewaltschritten der Regierung seine Anerkennung zu versagen. Der Cardinal Antonelli ermächtigte inzwischen die sardinische Geistlichkeit, obschon der heilige Vater die durch ein Gesetz vom 15. April 1851 ausgesprochene Abschaffung der kirchlichen Zehenten nicht anerkennen könne, doch die von der Kammer (im Gesammtbetrage von 2,111,400 Liren) votirten Entschädigungssummen vorbehaltlich der geeigneten Reklamationen einstweilen zu acceptiren. Täglich sieht der Klerus neuen Bedrückungen entgegen; das Volk wird immer mehr mißstimmt. Die große Theuerung, die zahlreichen Fallimente, die Last der Steuern, der irreligiöse Geist vieler Arbeiter und die ganze Lage des Landes rufen fortwährend Aufstände und Tumulte hervor.

Noch im Dezember v. J. brachen bedeutende Unruhen zu Carignano, Sanfront, Busca, Casale, Roccavione und Courgné aus; überall hörte man Verwünschungen gegen die Regierung und das Parlament, wie selbst die „Gazzetta delle Alpi," das officielle Blatt für die Division von Cuneo, (Nr. 149,

---

*) Der hochgeschätzte Ferrari sagt in seiner Schrift: „La federazione repubblicana" (mit dem falschen Druckort: Londra 1852; denn das Buch ward in Turin oder Capolago gedruckt) c. 4: La rivoluzione non è che la guerra contro il Cristo e contro Cesare. Der toskanische Republikminister Montanelli, der ebenfalls in Sardinien großes Ansehen genießt, erklärt: Was im vorigen Jahrhundert die „Philosophen", in der ersten Hälfte des unserigen die „Liberalen" waren, das sind heutzutage die Socialisten. Socialismus — so lautet jetzt das große Wort der Revolution; ihm gehört die Zukunft. (Introduzione ad alcuni Appunti storici c. 6.)

151) erzählt. In Pignerol und im Aostathale drohte der Tumult noch viel stärker zu werden. Wie der „Indépendant, Journal de la Vallée d'Aoste" (1. Jan. 1854) berichtet, zogen bewaffnete Bauern der Umgebung unter dem Rufe: „Viva il Re! Abbasso la Costituzione e le imposte," auf die Stadt Aosta zu; der Zug wuchs immer mehr bei jedem Dorfe, durch das sie kamen. Alle wollten wohlfeilere Lebensmittel, Herabsetzung der Steuern, Abschaffung der Constitution. Schon zitterte die Stadt Aosta vor den wüthenden Schaaren; der Bischof von Aosta, der Intendent, der Graf Crotti, ein Canonikus und ein paar andere Männer zogen ihnen entgegen, um sie zu beschwichtigen; fast einen Tag lang mußten sie alle Beredtsamkeit aufbieten, bis die Unruhigen ihre Waffen niederlegten. Der Bischof von Aosta erwarb sich dabei das größte Verdienst. Mit aller Anstrengung suchten die Geistlichen die Gährung zu bewältigen und weiteren Tumulten vorzubeugen. Dennoch entblödete der Minister Graf San Martino sich nicht, den Klerus der Anstiftung des Aufruhres neuerdings (3. Jan. d. J.) zu beschuldigen, obschon dafür alle Beweise fehlen, ja die Thatsachen diese Anklage widerlegen. Die ministerielle Presse sieht in dem Umstande, daß es der Klerisei gelang, die Ruhestörer zu besänftigen, gerade einen Beweis ihrer Betheiligung an den Unruhen; übrigens ist eine Untersuchung gegen die Anführer der Aufständischen eingeleitet. Dabei werden die abentheuerlichsten Gerüchte geglaubt, wenn sie nur auf die Diener der Religion ein schlimmes Licht werfen.

Je mehr aber die katholische Kirche und ihre Diener der Verhöhnung und Verfolgung Preis gegeben sind, desto glänzendere Triumphe feiert die protestantische Propaganda. Vier Tage vor der Eröffnung des Parlaments ward die Kirche der Waldenser in Turin eröffnet, zu der bereits am 29. Okt. 1851 der Grundstein gelegt ward. Dieselbe ist in sehr großen Dimensionen erbaut und viel zu groß für eine Gemeinde,

die bis jetzt kaum 1000 Glieder zählt. Aber man hat Sorge getragen für die Zukunft; die weiten Räume des Tempels, hofft man, werden jetzt bald sich füllen. Der Zulauf der Bevölkerung war trotz mancher Neugierigen bei der Inauguration nicht sehr bedeutend. Es ward „Gottesdienst" in italienischer und französischer Sprache gehalten. Niemand nahm daran den geringsten Anstoß, daß der Prediger Bert in seiner „Einweihungsrede" von den Scheiterhausen und den grausamen Verfolgungen der Waldenser durch die alten Fürsten Savoyens in einer Weise sprach, als wären diese die ärgsten Henker gewesen, während doch feststeht, daß sie im Ganzen äußerst mild gegen diese Sekte verfuhren, wie dieses auch der keineswegs hierin der Parteilichkeit verdächtige Carlo Botta (Storia d'Italia libro 25 a. 1653) nachweist. Das Hauptthema der Predigt war übrigens die Sufficienz der Schrift zur Erlangung des Heils. An der „erhabenen Feier" nahm die „guardia nazionale" der Hauptstadt den eifrigsten Antheil, obschon ihr ausdrücklich die Betheiligung an religiösen Feierlichkeiten in corpore verboten ist; natürlich gilt das nunmehr bloß von katholischen Prozessionen und sonstigen Solemnitäten. Diese Theilnahme der Turiner Volkswehr erschien als neuer Triumph des „reinen Evangeliums" und als gutes Vorzeichen für die Zukunft. Uebrigens erklärt die protestantische „Bona Novella" in der ersten Nummer ihres neuen (dritten) Jahrgangs, die großartigen Erfolge ihrer Thätigkeit zu veröffentlichen verbiete für jetzt die Klugheit, das könnte das „evangelische Werk" compromittiren; sie würden offenbar werden an dem großen Tage des Offenbarwerdens alles Verborgenen. — Der Erzbischof von Genua und mehrere Bischöfe haben sich mit Klagen über die Insolenz der protestantischen Propaganda an den König gewendet; sie scheinen aber hier nicht leicht Abhülfe finden zu können.

Die Zustände Piemonts zeigen sich in diesem Augenblicke ganz ähnlich denen von 1848. Die Verwirrung mehrt sich

in ähnlichen Progressionen; die hitzigen Debatten in den Kammern, die heftigen Journalartikel, die mit der „Unabhängigkeit" paradiren, die im Geheimen begonnenen Kriegsrüstungen, die auffallend häufigen Zusammenkünfte der Minister mit den radikalen Koryphäen, die glänzenden, mit aufregenden Toasten gewürzten Festessen bei dem französischen Grafen Brenier, in dem Viele gar nicht ohne Grund einen andern Lord Minto erblicken, der lebhafte diplomatische Verkehr mit Paris und London — das Alles erinnert an die Vorgänge in jener verhängnißvollen Zeit. Sollte es wahr seyn, was bereits von mehreren Seiten gehört ward, daß Louis Napoleon für gewisse Eventualitäten mit der Entfesselung der Revolution gedroht, was an sich durchaus nicht unglaublich ist: so wäre Sardinien eines seiner besten Werkzeuge und der tauglichste aries gegen Oesterreich, und seine Gewalthaber erlangten eine von ihnen längst ersehnte bedeutende Rolle in der europäischen Politik. Gewiß ist, daß man zu Turin von den Verwicklungen im Orient von Anfang an viel gehofft hat. Inzwischen hat sich die revolutionäre Partei in Piemont bedeutend consolidirt; sie ist keineswegs mehr so takt- und planlos, als 1848; die bedeutendsten Hülfsquellen stehen ihr zu Gebot; die Radikalen in ganz Italien blicken auf sie mit stolzer Zuversicht; die Consternation vieler ängstlichen Conservativen wissen sie zu benützen und ohne viele Mühe steht Italien wieder in den Flammen des Bürgerkriegs, sobald nur dazu das Signal gegeben ist.

Auf diesem Punkte stehen die Angelegenheiten Sardiniens, diese Thatsachen glaubten wir vor Allem constatiren zu müssen. Wir werden übrigens, wenn wir für jetzt auch diese Artikel schließen, das revolutionäre Land wohl im Auge behalten und, wenn eine neue Phase in seinen Zuständen eingetreten ist, wieder auf dasselbe zurückkommen.

XXIII.

Literatur.

I.

Der Antheil Ostfrieslands an der Reformation bis zum Jahre 1535, von Dr. C. A. Cornelius. Münster bei Cazin 1852.

Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Zweiter Band: Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäufer-Reich, herausgegeben von Dr. C. A. Cornelius. Münster bei Theissing. 1853.

Zwei sehr verdienstliche Leistungen des neuernannten Professors der Geschichte an der Universität Breslau. Seine Forschungen über die ältesten Wiedertäufer führten ihn in die Reformationshistorie Niederdeutschlands überhaupt, und Kenner begrüßen jene erste Publikation darüber mit großer Freude und noch größerer Erwartung, denn ihr Gegenstand ist eben so hoch wichtig, als wenig beleuchtet, und der Verfasser hat entschiedenen Beruf, gerade dieses Feld zu bearbeiten, bewiesen. Man darf in der That sagen, daß die Reformation im Norden eine Erscheinung für sich ist, und aus den parallelen Vorgängen im Süden noch nicht begriffen wird. „Die Niederdeutschen nahmen", wie unser Verfasser ganz richtig äußert, „auch damals eine Sonderstellung ein; abhängig von den Einflüssen des Südens, folgten sie, immer einen Schritt

zurück, der Entwicklung der Dinge in Oberdeutschland; sie gaben nicht, sondern empfingen die Anregung zur Reformation." Damit hängt unter Anderm auch die Eigenthümlichkeit zusammen, daß im Süden mehr die Massen, im Norden mehr die Regierungen den Impuls gaben, dafür aber auch dort die über alle Dämme gebrochenen Wogen der religiösen Bewegung alsbald von der Präponderanz ausschließlicher Regierungsleitung gebändigt wurden, während hier die Macht dazu vergeben war, und der den Massen von Oben einmal selbst beigebrachte Anstoß unaufhaltsam seinen Weg ging. Ein schlagendes Beispiel davon ist gerade Ostfriesland, und das von der kundigen Hand des Hrn. Dr. Cornelius schlicht und treu, als ein Muster historischer Monographie, entworfene Bild der dortigen Reformation kann bei keinem Leser den Eindruck verfehlen. Herrn W. Menzel hat es denn auch (s. Literaturblatt vom 3. Aug. 1853) den ganzen Jammer der protestantischen Gegenwart unwillkürlich vor Augen geführt, so daß er in seiner Besprechung des Buches mehr vom J. 1853, als vom J. 1535 redet. „Einen Eckstein", klagt er, „nahmen zwar Alle an, die hl. Schrift, aber nur, um über ihn endlos zu zanken und zu streiten, weil Jeder das Wort Gottes eigenmächtig und anders auslegte"; „wir befürchten sehr, daß auch die in neuester Zeit wieder beliebt gewordenen Kirchentage und Colloquien in die abschüssige Bahn gerathen werden; die Autorität, die man so ängstlich sucht, und auch so dringend nöthig hat, ist nirgends weiter weg, als von solchen Colloquien, wo eben Jeder die Infallibilität anspricht." „Wo der weltliche Arm und wo die Temporalien das Dogma nicht mehr halten, zerfährt es in die excentrische Vielheit der Sektirerei"; „das sind traurige Thatsachen, die trotz aller Ruhmredigkeit der Gustav-Adolfs-Vereine und Kirchentage nicht verschwinden."

In Ostfriesland siegte die Reformation durch die, zum Theil gewaltsame, Förderung des Grafen Edzard I. und des

mächtigen Junker Ulrich von Dornum, aber noch vier Jahre lang (bis 1526) bestand daneben durch das ganze Land hin auch der katholische Cult, was die anfängliche Theilnamslosigkeit des Volkes genugsam erweist, und eben deßhalb eine nur im Norden öfter vorkommende Erscheinung ist. Ja, die alte Kirche fand sogar bei zwei Religionsgesprächen, deren die Neuerer überall als Hauptmittel des Terrorismus sich bedienten, einige tapferen Religiosen als Vertheidiger, so daß von dem ersten jener Ulrich selbst nach Wittenberg berichtete: „der Doctor und dieser Bube sollten ihre ketzerischen Artikel vertheidigen, statt dessen sind sie (in der Justifikations-Doctrin) Frager und Meister geworden.“ Freilich beriefen sie sich umsonst auf die Autorität der allgemeinen Kirche, denn die selbstverschuldet auf der deutschen Kirche jener Zeit lastende Mißachtung, und die Art der Argumentation Luthers gestattete nur wenigen Vorurtheilsfreien, durch den trüben Schleier der Gegenwart den Blick zu der Hoheit und Würde der kirchlichen Ordnung zu erheben, wie der Verfasser dabei bemerkt. Edzard's Söhne indeß erfreuten sich bald des vollständigen Sieges der Neulehre in einer Art, die dem Volke schwer auf's Herz fiel; sie, ihre Räthe und Junker theilten sich in den Raub der Kirchen und Klöster, machten sich Residenzen und Jagdschlösser aus den alten Stiftern und ihren niedergerissenen Gotteshäusern. Das war im J. 1526; bis dahin hatte der Widerstand der Katholiken gedauert, und somit auch die Einigkeit der Neuerer, deren Prediger insgesammt von Westfalen bis Liefland die gehorsamen Statthalter des Einen Hauptes waren, das von Wittenberg aus das Ganze leitete. Aber jetzt kamen zwinglische Prediger als Flüchtlinge in's Land, und von ihrem unbändigen Geiste angeregt, betheiligten sich nun auch die Volksmassen sehr eifrig; sie machten schnelle Fortschritte, denn im J. 1528 unterlagen bereits auch die Zwinglianer, und bald war Ostfriesland das Eldorado der Schwärmer oder Wiedertäufer, deren Häupter Carlstadt,

Melchior Rink, Melchior Hofmann sich persönlich dort niederließen. Im J. 1530 klagte Graf Enno bereits, man bete vielfach nicht mehr, weil es nichts nütze, lasse die Kinder ungetauft liegen, administrire sich selbst das Abendmahl in Wein, Bier oder Wasser, oder verachte es ganz und gar, feiere die Festtage nicht mehr, laufe ohne Einsegnung zu Ehe und Verlöbniß und mit den Leichen zu Grabe, bezahle unter den Bauern den Predigern nichts mehr, weil „Gott den Geist gibt von oben nieder sonder alle Predigt.“ Zwei Prädikanten aus Bremen kamen, den Grafen Luthers Lehre wieder herstellen zu helfen; als aber der Eine zu Emden Luthers „mündliche Nießung“ predigte, schrie das Volk: „schlagt den Fleischfresser todt“; man stürmte die Kanzel, riß den Prediger herab, und mit Mühe retteten ihm die gräflichen Diener vor der Volkswuth das Leben, während Rink auf die Kanzel stieg und ein- über das anderemal ausrief: „ob wir wohl Schwärmer heißen und seyn müssen, darum, daß wir den Wittenbergischen aus dem Korb entflohen und entflogen sind, so sind wir's doch nicht.“ Der Graf fuhr jetzt mit Kerker und Exil über die zwinglischen und Schwärmer-Prediger ein, allein noch in dem nämlichen Jahre ließ er sie wieder frei gewähren, da Pöbel und Kinder auf Straßen und Kanzel seinen von Wittenberg verschriebenen Prediger verhöhnten. Nocheinmal, als er im J. 1535 in Folge eines unglücklichen Krieges mit Geldern vertragsmäßig dazu gezwungen war, suchte er mit Gewalt das Lutherthum wieder herzustellen, jagte die dogmatischen Gegner aus dem Lande, und setzte Todesstrafe auf das Bekenntniß der zwinglisch-anabaptistischen Unterscheidungslehren; allein schon nach zwei Jahren fielen die fremden Prädikanten als „papistisch“ dem Volkshaß abermals zum Opfer, und der consequentere Zwinglianismus betrat die Bahn ruhigerer Entwicklung. In dieser Zeit hatte M. Hofmann in der zu Emden im J. 1533 gestifteten Täufergemeinde den Keim zum Münster'schen Wieder-

[redacted]

täufer-Reiche gelegt; mit rasender Schnelle verbreitete sich die Idee ringsum und über die gesammten Niederlande, die Katastrophe in Münster aber beschreibt das zweite Werk des Hrn. Cornelius nun zum erstenmale quellenmäßig. Dasselbe enthält nämlich, neben einer erschöpfenden monographischen Literaturgeschichte, einer ungemein großen Zahl von einzelnen Actenstücken zur Geschichte der Münster'schen Wiedertäufer und der Chronik des Schwesternhauses Niesinck zu Münster aus der tollen Zeit John Bockhold's — Alles nach den strengsten Anforderungen der diplomatischen Genauigkeit wiedergegeben — insbesondere den ausführlichen Bericht des Augenzeugen der furchtbaren Entwicklung der Dinge in Münster, Meister Heinrich Gresbeck's. Er ist der wahre Historiograph des Zionischen Reiches; in Vergleich zu ihm sind alle bisher bekannten und benützten Quellen secundäre.

Die Gestalten jener ersten Wiedertäufer haben auf Hrn. Dr. Cornelius denselben tiefen Eindruck gemacht, den sie auf jeden unbefangenen Forscher machen müssen. Ernste Gemüther, die mitten in den Jahren der gewaltigsten Volksbewegung dem Strome der Auflösung und Vernichtung sich entwanden, einfältigen Herzens Gott zu suchen unternahmen und an dem Bunde mit ihm, mitten unter den Heiden, nach der Weise der Patriarchen und Erzväter festhalten wollten, unerfahren und ohne Argwohn über die Sicherheit ihres Weges, unter einander als Brüder und Schwestern sich liebend, einfach und schlichten Wesens, so wie sie waren, kann man nicht ohne Rührung diese stillen Menschen betrachten, wenn man erwägt, wie viel Ehrwürdiges und Segensreiches im Laufe der christlichen Jahrhunderte aus derselben Stimmung des Gemüthes erwachsen ist, von dem Orden Benedicts herab bis zu den barmherzigen Schwestern, und wenn man dann betrachtet, wie traurig, mitunter furchtbar, in ihrer Abgeschiedenheit von dem erhaltenden und reinigenden Einfluß der allgemeinen Kirche, das Loos dieser Armen im Geiste war. So urtheilt

[redacted]

der gründliche Kenner des Standpunktes jener ersten Separatisten der Neulehre, aber auch nur ein solcher; was dagegen die vulgäre protestantische Historik aus ihrer Geschichte gemacht hat, ist bekannt. Diese wird aber von Tag zu Tag wichtiger. Wir werden anfangen müssen, erstaunliche Phänomene unserer Zeit aus den Jahren von 1524 bis 1534 zu begreifen; überhaupt ist im Laufe der Jahrhunderte keine Periode mehr der Reformationszeit so nahe verwandt gewesen, wie die unsrige. Wir studiren die Genesis der Mormonen, wenn wir Meister Gresbeck's Berichte über das Münsterische Zion lesen, wir bereiten uns zugleich vor auf überraschende Kunde, die heute oder morgen aus dem Innern Rußland's über ganz gleiche Erscheinungen zu uns dringen könnte, nicht zu reden von der Sektenheimath, die in der Mitte liegt. Meister Gresbeck erzählt uns: wie die Propheten und Prädikanten zu Münster „den Ehestand hätten unterhanden gehabt heimlich, und wie sie in der Biblen gefunden: wachset und mehret euch, und daß Gott ein Wohlbehagen daran habe, daß man sollte die Welt vermehren, denn Gott wolle eine neue Welt anrichten mit seinem Volk, und daß es so Gottes Wille wäre, daß ein jeder Bruder mehr Frauen habe dann Eine, und sollte die Welt vermehren." Schon drei Jahre vorher war ein kleiner und isolirter Kreis markgräflich Brandenburgischer Bauern auf die Lehre von den „spirituellen Weibern" verfallen, wie wir an einem andern Orte gezeigt, und diese wie jene Doctrin predigt in diesem Augenblicke Brigham Young, der große Prophet am Salzsee, als das sociale Princip des Staats der „Heiligen der letzten Tage." Das ist nur Ein Beispiel; es erweist sich aber im Ganzen, daß die damals angefangenen und gewaltsam unterbrochenen Richtungen consequenten Fortschritts jetzt, in unsern Tagen, an der Schwelle ihrer Vollendung stehen. Um so interessanter ist es für uns natürlich, zu wissen, wie weit die Dinge damals schon gekommen waren, und Prof. Cornelius ist ganz

der Mann, das wie kein anderes überwucherte, aber noch so dankbare Feld zu bearbeiten.

II.

Tetzel und Luther, oder Lebensgeschichte und Rechtfertigung des Ablaß-Predigers und Inquisitors Dr. Johann Tetzel aus dem Predigerorden. Von Dr. Valentin Gröne. Soest und Olpe 1853.

Wer die vollendete Emancipation der katholischen Geschichtswissenschaft bisher noch bezweifelt hätte, müßte doch jetzt daran glauben, nachdem ein junger Gelehrter mit seinem vollen Namen zu einer quellengemäßen Apologie ihres enfant perdu im eminentesten Sinne öffentlich sich bekannt hat. Unter den weiland Generalpächtern der deutschen Geschichte hat der mit anerkennenswerthem Geschick vollführte kühne Griff in das zwar erloschene, aber immer noch behauptete Privilegium des historischen Justizmords bedeutend echauffirt, doch legten nur ein paar Blätter die innerliche Unruhe an den Tag, die größte Zahl wählte den bessern Theil und schwieg. In der That steht der Moment vor der Thüre, wo jede katholische Feder nun sogar den Namen „Tetzel" nicht nur ohne Erröthen wird schreiben können, sondern sogar mit wehmüthiger Erinnerung an einen würdigen Diener der Kirche, der für seine Treue als unschuldiges Opfer giftigster Parteiwuth ein schmerzenvolles Ende nahm, und seinen Namen der schwärzesten Verunglimpfung auf viele Generationen der Nachwelt preisgeben mußte. Nicht als wenn Herr Gröne zuerst auf den Gedanken einer möglichen Rehabilitirung desselben verfallen wäre; wir wissen bekannte Namen, die lange schon damit umgegangen waren; aber durch das vorliegende Buch ist die Frage nun spruchreif geworden.

Der Leipziger Dominikaner Johann Tetzel war schon

seit 1500 ein berühmter und beliebter Volksredner von soliden Kenntnissen und voll frommen Eifers, daher seine übrigen Würden als Doktor der Theologie, Kurfürst Albrecht's Ablaß-commissär und Großinquisitor für Deutschland. Luther selbst widerredet anfänglich jede Absicht der Beleidigung eines in so hohem Amte und Ansehen stehenden Mannes, und eben er gesteht auch offen, daß Tetzel über die Anweisung der Mainzischen Bulle hinaus nichts Mißbräuchliches über den Ablaß, also nichts als die übliche Kirchenlehre gepredigt habe. Und nachdem Luther den Streit eröffnet hatte, erwiderte Tetzel nicht etwa als Inquisitor mit Excommunikation des Ketzers, nicht als ungehobelter Rabulist, wie er denn fälschlich beschuldigt wird, die Thesen des Augustiners dem Autodafé übergeben zu haben, mit Scheiterhaufen und tobenden Predigten, sondern als Doktor der Theologie von der hohen Schule zu Frankfurt aus mit den usuellen theologischen Streitschriften, die dem Verleumdeten aber bis auf diesen Tag sammt und sonders abgestritten werden, nachdem Luther selbst kein Bedenken getragen, ihm die erforderliche Kenntniß der lateinischen Sprache öffentlich abzusprechen. Man kann über den nächsten praktischen Zweck der damals so allgemein betriebenen Ablaßpredigten verschiedener Meinung seyn; sie waren vielfach eine reine Finanzquelle, eine Art indirekten Steuerbehelfs geworden. Tetzel selbst predigte 1510 einen Ablaß, dessen Ertrag den sächsischen Fürsten zum Bau einer Elbe-Brücke gehörte, unter einem ungemeinen Zulauf von zwei bis drei Meilen her; eben diese Special-Privilegien wurden nun sämmtlich durch den großen Ablaß Leo's X. suspendirt, so namentlich auch der von den Wittenbergern fleißig ausgebeutete ihrer Schloßkirche, und solche Umstände, verbunden mit dem allgemeinen Geschrei über den gewaltigen Geldabfluß aus dem Lande, mochten heftigen Anstoß geben, auch bei den reinsten Intentionen und der tadellosesten Haltung der Ablaß-Verkünder selbst. Bei Dr. Tetzel solche Haltung vorauszusetzen, haben wir guten Grund.

Das war es, was Dr. Gröne zu erhärten hatte. Wie nun aber aus dem ernsten und feurigen Lieblingsprediger der Thüringer und Sachsen, dem stattlichen Dominikaner, der wüste, verschmitzte Molch mit dem giftig geschwollenen Bauch geworden, den uns seine Biographen von 1707 bis 1844, vom Luckauer Rektor und Panitscher Pastor bis zum Leipziger Literaten vor Augen führen, ist leicht erklärlich. Stellen wir uns vor, wir lebten noch unter den damaligen Verhältnissen und die protestantischen „Kirchenzeitungen" hätten noch so freie Hand, wie damals die Schandlibelle Luther's und seiner Gehülfen gehabt — was würde in wenigen Dezennien z. B. aus dem nächsten besten Jesuiten werden, der sich bei den Volksmissionen unserer Tage besonders hervorgethan, und gegen dessen Geist und Charakter jetzt nicht der leiseste Schatten aufzubringen ist? Gleichgültig, wer da intonirte, wie es damals Luther selbst that, es entstünde gewiß ein zweiter Tetzel zum Entsetzen und Abscheu der Nachwelt, wie die protestantische Geschichte den ersten noch heute kennt, ein veritabler geistlicher Eulenspiegel redivivus, widerlich verquickt mit frecher Schufterei und exquisiter Schweinnatur. Idiot, fraterculus ignobilis, ungelehrter Tropf, grober Esel wäre die Eine Seite; Weiberjäger, Ehebrecher, der da oder dort mit einer Ehefrau zwei Kinder erzeugt und mit Mühe der Strafe des Säckens entgeht, dessen Predigteifer sich leicht erklärt durch die nothwendige Sorge für die Bankerte und die Buhldirne hinter der Kanzel, das wäre die andere Seite; und Alles, was je an muthwilligen Schwänken über die in ihrem engen Zusammenhang mit dem gemeinen Volke freilich nicht immer daran schuldlosen Mönche aufgebracht worden, würde ihn bald wie mit einem Sagenkreise umhüllen. Dazu fehlte bloß noch, daß wieder ein päpstlicher Geschäftsträger, wie damals der sächsische Edelherr Carl von Miltitz, nach Deutschland käme, und zu der diplomatischen Einsicht gelangte, daß ein glückliches Resultat der Verhandlungen unabweislich fordere, den

„Kirchenzeitungen“ öffentlich Glauben zu zollen und ihr Opfer ihnen völlig preiszugeben; daß er endlich diese Concessionen in einer vertraulichen Depesche an irgend einen special-commissarischen Oberkirchenrath schriftlich niederlegte — so wäre die Metamorphose geschehen und für alle Zeiten aktenmäßig begründet, wie alles Volk einen verruchten Auswürfling des Menschengeschlechtes, der zu fixen Preisen Vergebung für zukünftige Sünden verkauft, als den Lieblingsprediger seiner Missionen verehrte.

Wir setzen als selbstverständlich voraus, daß der neue Popanz unter zweckmäßigen Modifikationen, wenn auch nach dem Bilde des ersten, aufgeputzt werden müßte; aber im Wesen hat seit fast vierthalbhundert Jahren die Praxis sich nicht verändert, der Dr. Tetzel unterlag. Nirgends mehr sicher im weiten deutschen Reich und ernstlich gewarnt, daß „Viele von des Martin's Anhang ihm den Tod geschworen,“ wie er selbst in einem rührenden Schreiben an Miltitz erzählt, endlich auch von diesem verstoßen, und niedergedrückt von der schweren Ahnung der kommenden Dinge, verfiel er tiefem Gram und der Seelenschmerz brach dem 60jährigen Greise in den stillen Räumen des Dominikanerklosters zu Leipzig das Herz, 1519 in derselben Stunde, als Luther bei der berühmten Disputation, die von dem nämlichen Leipzig benannt ist, den Primat des Papstes läugnete. „Das walt der Teufel!“ so soll Tetzel's Rohheit noch auf dem Sterbebette über die Disputation ausgebrochen seyn; Dr. Fröschel dagegen, Luther's junger Freund, erzählt ausführlich, wie die Mönche, in der Klosterkirche versammelt, das Salve regina gesungen und in drei Absätzen das Sterbglöcklein geläutet, bis der arme Großinquisitor unter den Worten: Sub tuum praesidium confugimus, sancta Dei genitrix, den Geist aufgegeben, „an dem Tage, da Dr. Martinus seliger angefangen hatte, wider den Papst zu disputiren!“ Luther selbst hatte den grausam Verfolgten vor seinem Tode noch gleichsam um Verzeihung ge-

beten; als er von der schmerzhaft trüben Stimmung desselben Nachricht bekam, siegte für den Moment sein von Natur gutes und mitleidiges Herz über den Parteizweck, und er schrieb einen eigenhändigen Trostbrief an den in Kummer sich verzehrenden Dominikaner: „daß er sich sollte unbekümmert lassen, denn die Sach sei von seinetwegen nit angefangen, sondern hab das Kind viel einen Vater." Ein empfehlenswerthes Motto für die nächste Novität im Gebiet der Reformationsgeschichte!

XXIV.

Streiflichter auf die Geschichte des Protestantismus seit anderthalb Jahren.

V.

Wie eine negative Unionskirche confessionalisirt wird: das Pfälzische Unions-Unicum; Confession und Union in Baden, in Nassau, im mitteldeutschen Westen überhaupt; der Weimarische consensus; die Melanchthonische Kirche in Kurhessen.

(Schluß.)

In Baden hat die Unions-Urkunde die beiderseitigen Symbole noch mehr als die pfälzische aus ihrer autoritätsmäßigen Stellung verdrängt und sie völlig aufgehoben, ohne bis zur Stunde ein neues Symbol an die Stelle zu setzen. Ohne alle Schranke galt hier „die rationalistische*) Be-

*) So sagen nicht wir, sondern so sagt Hr. Consistorial-Rath Dr. Ebrard in seiner Erklärung: Berl. Evang. K.-Z. 11. Jan. 1854.

hauptung, daß die heilige Schrift die einzige Lehrnorm sei", so daß eine „leere, gehaltlose Vereinigung" entstand*), welche Einzelne auf den Gedanken bringen konnte, eine Ausfüllung derselben mit specifisch-confessionellem Inhalt dürfte, namentlich nach der Befreiung des glorreichen „Staats" aus den Händen Struve's und Genossen, nicht sehr übel genommen werden. Aber weit entfernt! Die Unions-Urkunde sagt zwar: „die unirte ev.-prot. Kirche Badens weiß sich mit allen lutherischen und reformirten Kirchen des Auslandes Eins"; allein auf demselben Blatt sagt sie auch: „innerhalb der unirten Kirche darf jetzt und in alle Zukunft eine lutherische oder eine reformirte Kirche nie mehr bestehen" **), und als vor vier Monaten Dr. Ullmann, ohne Frage der scharfsinnigste und gelehrteste unter den protestantischen Theologen, seine neue Stelle als Prälat der badischen Kirche mit einer Ansprache antrat, erklärte er als „heilige Pflicht" des Kirchen-Regiments: „den Bestand der Union mit allen zu Gebot stehenden Mitteln zu schützen, und den auf ihre Vernichtung gerichteten Sonderbestrebungen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten." Damit ist nun zwar die Möglichkeit einer künftigen Formulirung des con- und dissensus oder Normirung jenes sich „Eins-Wissens" nicht abgesprochen, wohl aber alle Aussicht einer künftigen Reducirung der badischen negativen Union auf die faktisch in Preußen bestehende positive, mit legaler Gleichberechtigung der beiderseitigen Symbole.

Solches widerstritte schon dem ursprünglichen Motiv der badischen Union: der Geschäftsvereinfachung. „Die Union in Baden ist viel weniger aus einem Glaubensbedürfniß, als aus einer administrativen Bedrängniß hervorgegangen; in Beziehung auf das Dogma wurde die Trennung der beiden Kirchen damals gar nicht mehr empfunden, im Volke

*) Nördlinger Correspondenzblatt 1852. S. 43.
**) A. a. O. 1853. S. 71.

war sie ganz vergessen, und das Volk blieb auch außerordentlich gelassen bei den Predigten voll Schwung und Pathos über die Union." So spricht das bekannte Haupt der weiland badischen Lichtfreunde und mehrjähriger Stimmführer der liberalistischen Partei, Pfarrer Zittel zu Heidelberg, in seiner neuesten Proclamation sich aus, und stellt sich zugleich selbst als lebendigen Beweis des secundären „Glaubensbedürfnisses" der badischen Union vor. Obgleich ich, sagt er, der obersten Kirchenbehörde öffentlich erklärt habe, daß die Augsb. Conf. für mich nicht verbindlich ist, und ich z. B. das „Dogma der Trinitätslehre sammt seinem unduldsamen Geist desavouiren" muß, so ist sie mir doch „mit keinem Worte entgegengetreten." Nichts steht also Herrn Zittel's Zuversicht entgegen, ein Repräsentant der badischen „lebendigen Kirche", wie nur Einer, zu seyn *).

Dieser Stand der Dinge trieb vor Jahr und Tag den bekannten lutherischen Pfarrer Eichhorn aus der Landeskirche und ihrem „Betrug der Union" hinaus, und mit seinem über 60 Stunden weit, von der alten Heimath Melanchthons an, zerstreuten, aber aus achtbaren und im J. 1848 treubewährten Leuten bestehenden Anhange zu Schritten, „die gerade so ungesetzlich sind, wie die des Erzbischofs von Freiburg" **). Das heißt: sie berufen sich auf den Westphälischen Frieden und die Reichsgesetze, Anerkennung als „lutherische Kirchengemeinden", ihr garantirtes Religions-Exercitium und das Recht freier Berufung ihrer Geistlichen verlangend, kurz, so viel Recht für das Lutherthum auf ursprünglich lutherischem Boden, wie etwa die Juden in Baden bereits genießen. Aber was kümmert sich die Union des modernen Staates um positives, reichsgesetzlich garan-

*) Vgl. die Berliner Evang. K.-Z. vom 18. Jan. 1854 über Zittel's Schrift: „Der Bekenntnißstreit in der prot. Kirche.

**) Darmst. K.-Z. vom 10. Jan. 1854.

tirtes Recht! Sie kann das Lutherthum bloß als Sekte neben sich dulden; und die Regierung glaubte jüngst noch ein sehr Bedeutendes gethan zu haben, indem sie den Lutheranern erlaubte, ihr einen „auswärtigen" Geistlichen zu beliebiger Bestätigung oder Verwerfung zu denominiren, und durch diesen nach allerhöchst zu gebenden Normen und zu bestimmenden Zeiten Gottesdienst halten zu lassen, ja, ihnen zuletzt gar noch einen „würtembergischen Geistlichen" gestatten wollte, worauf die armen Leute, die zunächst ihren in Kerkern und unter Polizeiaufsicht herumgeschleppten Eichhorn selber wollen, natürlich erklärten, „die würtembergische Kirche sei keine ächt lutherische Kirche" *). Man verläumdet sie in jeder Weise, seitdem man ihre Kinder mit Gensdarmen in die Unions-Schulen getrieben hat, dichtet ihnen z. B. „donatistische Irrthümer" an, weil sie „die Taufe der unirten Kirche nicht anerkennen wollten", was seinen guten Grund in starken Zweifeln haben mag, ob die badische Landeskirche nicht vielleicht zu Zeiten im Namen Hecker's und Struve's taufte. Indeß ist man so eifrig bemüht, ihnen durch Entziehung jedes Predigers die Lebenswurzel abzuschneiden, daß die Lutheraner-Conferenz zu Fürth den 22. Mai bereits mit Eichhorn selbst berieth, ob nicht zur Aushülfe für den „gelehrten Presbyter" etwa „aus den begabtesten Gemeindegliedern unter Zustimmung der Gemeinde Presbyter zu wählen, in der praktischen Führung des Amtes zu unterweisen, zu prüfen und zu ordiniren seyn dürften."

Vergebens hatten die so bitter Verfolgten gehofft, daß die anderen Lutheraner in der Landeskirche nun auch austreten würden; diese machen es, sagt Direktor von Wöllwarth, wie „die Republikaner der Zukunft, die nur deßhalb im Staate verharren, bis sie letztern in eine Republik umgewan-

*) A. a. O.; vgl. Kreuzzeitung vom 25. Jan. 1854.

delt hätten.“ Freilich ist auch ihre Stellung unter dem gestrengen Unions-Kirchenregiment eine sehr traurige; namentlich wurden die beiden Pastoren zu Ispringen und Söllingen, Brodväter zahlreicher Familien, schon wiederholt gemaßregelt und mit Suspension und Arrest bestraft, weil sie Luther-Katechismus und Liturgie dem gut freischärlerischen badischen Leitfaden und der entsprechenden Agende vorzuziehen und zu gebrauchen wagten *). Alles Bitten ihrer Gemeinden selbst war vergeblich; sie mußten zu dem verordnungsmäßigen Treiben in der Kirche, mit vollstem Bewußtseyn seiner absoluten Verwerflichkeit, zurückkehren oder aber das Amt räumen: „So sind viele Amtsbrüder schüchtern und bedenklich, gegen den Strom zu schwimmen, und sich und ihre Familien dadurch unvermeidlich in eine mißliche Lage zu bringen“; einzelne Prediger trachten daher nach Berufungen in's Ausland, andere lassen, ermüdet und entmuthigt, den Kampf völlig fallen. Es scheinen im Ganzen eilf Prediger zu seyn, welche noch jüngst wegen ihrer „dogmatischen Formeln“ querulirend vor Oberkirchenrath, Ministerium und Landesherrn zu treten wagten, um sich von der einen Seite neuen Vexationen, von Seite der Eichhorn'schen Partei aber dem erneuten Vorwurf schmählicher „Kreuzflüchtigkeit“ auszusetzen. Wirklich sind sie in ihrer lutherischen Resignation schon so weit gediehen, daß sie die Rettung ihres Bekenntnisses von dem neuen Prälaten Ullmann hoffen, obgleich gerade dessen „Wahl selbst von Neuem beurkunde, wie in Baden die reformirte Confession den herrschenden Einfluß übe“ **).

Der Druck und Gegendruck dieses, zum Theil „kreuzflüchtigen“, Häufleins treuer Lutheraner ist aber nahezu Alles, was sich von einer religiösen Bewegung in Baden bemerken läßt. Nur

*) Berliner Evang. K.-Z. vom 21. Jan. 1854.

**) Berl. Evang. K.-Z. vom 25. Jan. 1854.

die provisorische Ungnade, die da und dort auf den Landes-Katechismus gefallen, wie die momentane Mode erheischt, macht eine Ausnahme. Es ist noch im Streit, ob er den Ruhm verdiene, daß sein nassauischer Bruder noch schlechter als er sei, und „seiner Zeit war er ein wirklicher Fortschritt, wurde auch vor 20 bis 30 Jahren nicht von positiver Seite, sondern von rationalistischer angefeindet"; aber jetzt ist seine „Insufficienz" bei dieser „positiven" Seite außer Zweifel, und wenn nicht Frankreich, die Schweiz, Sardinien &c. der Freiheit bald eine neue Gasse machen, wird er wohl dem „positiv"-loyalen Zelotismus der nächsten Generalsynode zum Opfer fallen *). In welchem Zustande aber das badische Volk bei allem Mode-Positivismus liegt, ist unnöthig auszumalen. Sogar über das dicht mit Katholiken besetzte Oberland bemerkte ein Augenzeuge schon geraume Zeit vor dem 7. November: „Zur Schmach unseres evangelischen Volkes müssen wir sagen, es ist im katholischen Volk noch mehr Gottesfurcht, wenn es auch sonst ganz in den gleichen Lastern liegt; seine Furcht vor Gott oder den dunkeln Mächten des Schicksals zeigt sich wenigstens darin, daß es seine alten Satzungen und Kirchengebote wieder emsig hervorholt, und sich als gehorsames Kind der Kirche zeigt" **). Es unterliegt darum auch keinem Zweifel, daß ernste und redliche Protestanten dem badischen Kirchenstreit im Stillen mit dem aufrichtigsten Danke gegen die Vorsehung zusehen, weil sie durch den Erzbischof von Freiburg und seine Katholiken einen erweckenden und belebenden Rückschlag auf ihre eigene Schaar mit Zuversicht erwarten. Darum kann z. B. Einer derselben aus der Hauptstadt selber öffentlich sich äußern, wie folgt: „Auch in das flache und todte Karlsruhe hat der Brand seine Funken geworfen, freilich sehr vereinzelte Funken, aber

*) Darmst. K.-Z. vom 19. Jan. 1854.
**) Halle'sches „Volksblatt" vom 18. Juli 1853.

man darf doch auf eine Belebung der Geister wieder mehr als sonst hoffen. Denn die geistlichen Verhältnisse dieses Landes waren wirklich verkommen, wie selten wo anders, und es ist als ein wahres Wunder zu betrachten, daß die katholische Geistlichkeit sich noch so gehorsam und kräftig erwies" *).

Die Erwägung gehört zwar nicht hieher, aber sie läßt sich — indem wir von Baden zu Nassau fortschreiten — doch kaum zurückdrängen, wie es bei gesundem Verstande nur möglich ist, daß die summi episcopi dieser „Staaten" an dem Gräuel der Verwüstung in ihren eigenen Landeskirchen noch nicht genug haben, sondern auch noch die katholische Kirche ihrer Gebiete in derselben Weise regieren, und die rechten Bischöfe der Kirche Gottes, soweit ihre Macht reicht, zu willenlosen Werkzeugen wandelbarer Politik und Mode, gleich ihren Landeskirchen-Prälaten, machen wollen. Die „angeblich unirte, wahrhaft und wirklich aber in revolutionären Subjektivismus aufgelöste Kirche" Nassau's nun, wie die Berliner Evang. K.-Z. sie definirt, ist in die jetzige Generation schon so eingelebt, daß ihre Gemeinden „gar nicht mehr daran denken, wie sie vor 1817 zum Theil aus zwei Kirchspielen, einem lutherischen und einem reformirten, bestanden, noch viel weniger wissen, ob ihre Pfarrer vielleicht früher einmal der lutherischen oder reformirten Confession zugehörten." In diesem glückseligen Zustand der Vergessenheit ihres Ursprungs die Nassauer zu erhalten, erkennt die Regierung als ihre „heiligste Pflicht", und erklärt von Zeit zu Zeit, „Allem mit Entschiedenheit entgegentreten zu wollen, was den Bestand der Union irgendwie gefährde" **). Eingeführt wurde die Union hier in den Jahren 1817 und 1818 durch zwei Kabinets-

*) Kreuzzeitung vom 14. Jan. 1854.

**) Darmst. K.-Z. vom 5. Febr. 1853.

Befehle, welche erklärten, „die protestantische Kirche beruhe auf den unerschütterlichen Grundpfeilern einer vollkommenen innern Glaubensfreiheit und — einer religiösen Verehrung der Lehren des Evangeliums, neben völliger Unabhängigkeit von menschlichen Meinungen und Ansichten Anderer", und welche den Pfarrern „als Volkslehrern und Seelsorgern freie Befugniß gaben, nach dem Evangelium (d. i. der Bibel) zu lehren" *). „An kein Bekenntniß, ja nicht einmal bestimmt an die heilige Schrift, oder an eine vorgeschriebene Uebersetzung derselben gebunden, predigt man daher in Nassau mit vollkommener Glaubensfreiheit, und so ist es gekommen, daß man sich von einem jeden Prediger dessen individuellen Glauben predigen lassen muß, ja, weil die menschliche Ueberzeugung wandelbar ist, kann man von demselben Prediger jeden Sonntag einen andern Glauben gelehrt erhalten" **). So hat denn in Nassau der beliebte neueste Liederdichter, Herr Lehmann, das officielle Dogma vollkommen getroffen, wenn er singt: „D'rum, Christen, weg mit dem Symbol, ein Schatten ist es leer und hohl"; und auch der große Schenkel, als er im April 1853 auf höhere Einladung missionirend nach Wiesbaden kam, und in einem Wirthshause gegen bezahlte Einlaßkarten Predigten hielt, wollte daran nichts ändern. Vor einem Menschenalter, als Geistlichen und Laien durch Edikt die bekenntnißlose Union oktroyirt ward, kamen zu der ersten großen gemeinsamen Abendmahlsfeier 22,333 Communikanten von 162,654 protestantischen Gläubigen; seitdem ist es noch dahin gediehen, „daß seit einigen Jahren nicht einmal rathsam gefunden worden, die Zahl der Communikanten zu veröffentlichen, so daß man auf den Argwohn verfallen könnte, es seien Gründe vorhanden,

---

*) Halle'sches „Volksblatt" vom 14. Mai 1853.

**) A. a. O. vom 18. Mai 1853.

nicht den niedrigen Stand des religiösen Thermometers zu verrathen" *).

Nassau ist das berühmte Land, wo die Bilder des Gekreuzigten von den Wänden der Volksschulen-Locale herab- und dafür anatomische Tafeln hinaufdecretirt wurden; mit dieser Einen Thatsache dürfte genug gesagt seyn, wenn nicht gerade jetzt selbst in Nassau auf dem Gebiet der niedern Schule eine Art von Reaktion bemerkbar wäre, die vielleicht reussirt, wenn anders nicht Kossuth-Mazzini im orientalischen Handel reussiren. Auch hier hat sie sich an den Landes-Katechismus gehängt. Weil es nämlich „heiligste Pflicht" des nassauischen Summepiscopats ist, den „Bestand der Union" gegen alle Gefährde zu wahren, so ist der öffentliche Gebrauch der Confessions-Katechismen, des lutherischen und des Heidelberger, natürlich bis zur Stunde verboten; vom officiellen Volkslehrbuch aber urtheilt Dr. Hengstenberg in Berlin: „es stehe der Lehre der evangelischen Kirche viel ferner, als der römische Katechismus." Um „Hülfe zur Befreiung" von tiefbetrübten Seelen angerufen, hatte schon der Kirchentag von 1852 die Landeskirchen-Behörde um Abschaffung der rationalistischen Ausgeburt angegangen, aber dafür nicht nur eine exemplarisch grobe Erwiderung geärndtet, sondern auch bei den Gläubigen in Nassau viel Rumor erweckt. Stehe doch ihr Katechismus, sagten sie, nicht auf Einer Linie mit dem „Detmolder Leitfaden", der alle Heilslehren verläugne oder entstelle, nicht einmal mit dem pfalzbayerischen, biete vielmehr „wohl das Höchste von Position", was man um 1817, der Zeit der Gründung der nassauischen Union, „bieten durfte"; allerdings trage er die Spuren seiner Entstehungszeit (1831) an sich; aber es sei eben kein anderer empfehlenswerther Unions-Katechismus vorhan-

*) A. a. O. vom 11. Mai 1853.

den *). Man sah daher mit reger Theilnahme auf die mehrjährigen Anstrengungen in Baden und in der Pfalz, und erst jetzt wird die Noth ihr Ende erreichen, da die Pfalz so glücklich einen Unions-Katechismus hervorgebracht hat. Wenigstens ist schon ein großer Schritt zu nassauisch „Positivem" geschehen, indem der Religionsunterricht in den Gymnasien faktisch wieder eingeführt ist, welchen die Ständekammer von 1848 für „ganz überflüssig, selbst schädlich" erklärt hatte, und daher auch nicht mehr aus dem Stiftungsvermögen remuneriren ließ **).

Freilich sah auch Wiesbaden selbst im Laufe des Js. 1852 zwei außerordentliche religiösen Feierlichkeiten in seinen Mauern, welche große „Aufregung" in die nassauische Landeskirche brachten. Die Eine war die im Herbste daselbst abgehaltene Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins. Aber von ihrer „Aufregung" will ein redlicher Protestant als Augenzeuge nichts Gutes aussagen. „Weder die Versammlung im Ganzen", klagt er, „noch weniger deren öffentliche Manifestationen in Wiesbaden haben die Richtung eines unerschütterlichen positiven Glaubensbekenntnisses mit unzweideutiger Entschiedenheit festgehalten, und man muß es bedauern, daß die durch die Freigebigkeit des Herzogs dem Verein veranstaltete Rheinfahrt Elemente versammelte, denen die Beförderung des positiven Christenthums so weit entfernt lag, daß trotz aller Freudenschüsse, Glockengeläute, Hurrahrufe und Jubellieder die Fahrt durchaus keine nachhaltigen Weckungen für das Glaubensleben hinterlassen haben kann, wenn man nicht annehmen will, daß der Herr auch aus Felsen Quellen entstehen lassen kann." Das Ganze war darnach vielmehr eine freche Demonstration voll „herausfordernder Aus-

*) Darmst. K.-Z. vom 5. Febr. 1853.
**) Darmst. K.-Z. vom 27. Dez. 1853.

brüche" gegen die Katholiken, welche diese mit einer ruhigen Duldung auch in den überwiegend katholischen Gegenden über sich ergehen ließen, von der derselbe Augenzeuge meint, sie müsse denn doch auch den lustreisenden Gustav-Adolfianern „unerwartet" gewesen seyn*). — Wie ganz verschieden gestaltete sich die andere Feier im Anfang des Jahres und ihr Eindruck! Je mehr „der Haß der Rationalisten und negativen Christen" gegen sie wüthete, desto zuversichtlicher hoffte jener redliche Protestant unberechenbare herrlichen Folgen von der „Aufregung der todten Massen" durch dieß „leider Gottes in unseren Tagen, und vorzüglich in der nassauischen Landeskirche so selten vernommene unerschütterliche und bestimmte Glaubensbekenntniß vom Gottessohne und seiner Unentbehrlichkeit für uns arme verlorene Sünder", wie es in jenen „begeisterten und begeisternden, wahrhaft erbaulichen Kirchenversammlungen" gepredigt ward. Wirklich bildeten sich sofort zwei Vereine für die „Evangelische Kirche", deren Programme die Rechtfertigung aus Gnaden nach der in Christo erschienenen „Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes" zum Theil in einer Weise besprachen, die über den „Nassauer officiellen Christus", welcher wie Moses „die engste Verbindung mit Gott" hat**), hinausging. Aber alle Hoffnungen scheiterten, die unser Protestant an die „unter einem ungeheuern Zufluß von Zuhörern aller Stände und Religionsparteien" abgehaltene — Jesuiten-Mission zu Wiesbaden knüpfte, denn sie war jene andere religiöse Feier, die ihn so tief ergriff. Es ist in der That zum Entsetzen: Hülfe für eine nassauische Landeskirche von einer Jesuiten-Mission erwarten müssen, und dann Erfahrungen machen, wie folgt:

„Aber diese Aufregung hat in der Landeskirche schlechte und bittere Früchte getragen. Besonders muß es laut beklagt werden,

*) Halle'sches Volksblatt vom 11. Mai 1853.
**) Evang. K.-Z. 1853. S. 13, 14.

daß, statt die Aufregung zur Belebung des Glaubens an den Gekreuzigten auszubeuten, die sämmtlichen Geistlichen, besonders aber der begabteste-Redner, in der Wiesbadener Reitbahn*) Alles aufgeboten haben, um die freigeistigen Protestanten gegen die Mission aufzustacheln. Freilich verriethen diese lieblosen, destructiven, fast fanatischen Philippisten eine sehr geringe, oder wenigstens sehr ungerecht angewandte Kenntniß von dem wahren Inhalt der Missionspredigten, sowie andererseits den trostlosen Zustand der evangelischen Landeskirche, der ein positives Glaubensbekenntniß fehlt, und wo die Geistlichen predigen können und predigen, was ihnen als ihre Ueberzeugung einzuschwärzen beliebt. Die andere Frucht war der Zusammentritt einer Anzahl sogenannter protestantischen Parteigänger, welche unter dem Vorwand, dem Bestreben entgegenzuwirken, welches den Katholiken Schuld gegeben wurde, für ihre Partei unter den Armen durch Wohlthätigkeit Proselyten zu machen, eine solche nackte Glaubenslosigkeit beurkundeten, daß sie an die anderswo sogar längst aus der Mode gekommenen Nebelbilder des trivialsten Rationalismus unwillkürlich erinnerten" **).

Von Oben herab geschieht also in Nassau nichts für eine Positivirung der Union; der Landesherr kümmert sich entweder nicht um die Unterlage seines Summepiscopats, oder er beweist bei jeder Gelegenheit, daß er „von der herrschenden, vulgärrationalistischen Partei der Geistlichkeit geleitet sei" ***). Die Behandlung der religiösen Reaction von Unten herauf zeigt am besten, mit welchen Augen dort die positiv-confessionelle Bewegung überhaupt angesehen wird. Es ist auffallend, daß diese gerade in Nassau viel stärker ist, als in

*) Dahin war der Gottesdienst der Landeskirche in der Residenz selber verlegt, während die einzige frühere Kirche von dem Brande im Sommer 1850 noch immer in todten Ruinen lag. Daneben sah man die neue und stattliche Kirche der Katholiken, „welche eine arme Gemeine sich kürzlich erbaut hatte."

**) So der oftgenannte Nassauer a. a. O.

***) Halle'sches Volksblatt vom 11. Mai 1853.

Baden, in der Pfalz, oder sonst wo in jenen westlichen Staaten. Im Amt Runkel hatte sich unter dem dortigen Kaplan Brunn schon seit 1847 eine altlutherische Gemeinde gebildet, die mit Einführung der Grundrechte häufige Nachfolge in dem Ländchen fand. Prediger aus Bayern und Sachsen traten an ihre Spitze, und erst jüngst noch schied auch Vicar Heun zu Montabaur aus der Landeskirche aus, um zunächst wegen deren „Schmähung" in der Abschiedspredigt zu dreimonatlicher Correctionshaus-Strafe verurtheilt zu werden*). Diese Thatsachen sind um so beachtenswerther, als die Altlutheraner seit Aufhebung der Grundrechte rücksichtslos gedrückt wurden. Ein Decret vom 3. Nov. 1851 gegen die offenkundig politischen Tendenzen der freien Gemeinden fand seine Anwendung auch auf sie; ihre fremden Prediger verfielen dem Kerker und Exil, wie denn z. B. Fronmüller in Nassau, der seine Gemeinde Gemünd schon längst nur heimlich bei Nacht und Nebel versehen konnte, erst noch am 21. April v. J. bei einem solchen Gange aufgegriffen und über die Gränze geschafft ward; alle ihre Pastoren wurden von der Seelsorge abgesperrt, ihre Kirchenbauten eingestellt, die Kirchensteuern an die Unionskirche durch Execution beigetrieben, ihre seit zwei Jahren von dem freigeistigen Religionsunterricht in den Unionsschulen dispensirten Kinder jetzt mit Polizei und Gensdarmen in diese Schulen geschleppt u. s. w.; während alldem aber duldete die Landeskirche ruhig, daß die Deutschkatholiken, denen eine Zeitlang sogar die Aula des gelehrten Wiesba-

*) Berliner Evang. K.-Z. vom 3. Dec. 1853. — Ein anderer vorwiegend lutherisch-gesinnter Prediger sandte jüngst einen Aufsatz an die Darmst. K.-Z., welchen die Redaction mit der Bemerkung publicirte, „einige gar zu unionsfeindliche Sätze" weggelassen zu haben; darauf griff die geistliche Inquisition der Kirchenbehörde augenblicklich nach dem Autor, um ihn zu ihrem consensus zu drängen, d. h. auf ihren indifferentistischen Standpunkt der faktischen Auflösung aller Bekenntnisse.

dener Gymnasium's eingeräumt war, Einladungen zu ihren Zusammenkünften durch die öffentlichen Blätter erließen. Die Supliken der Altlutheraner um das ihnen reichsgesetzlich garantirte freie Religions-Exercitium hatten endlich keinen andern Erfolg, als daß dasselbe auf die Gemeinde Stetten, der Brunn vorsteht, beschränkt ward, wo auch die Gläubigen der sieben andern Gemeinden, nach Ausweisung ihrer Pastoren, Befriedigung der religiösen Bedürfnisse suchen müssen, obgleich sie zum Theil über 9 Stunden von diesem Orte entfernt sind *).

Noch zerrütteter fast, als in diesen Ländern der gesetzlichen westdeutschen Union, sind die protestantisch religiösen Zustände in den benachbarten rechtlich confessionell-lutherischen, faktisch aber unirten Landeskirchen. Da in ihnen das positive Christenthum fast ganz verschwunden ist, kann natürlich von Unterscheidungslehren auch keine Rede seyn, herrscht also negative Union selbst, wenn kein einziger Reformirter im Lande ist. Allerdings hätte hier der strenge Confessionalismus, wenn er in die Massen dringt, das Hinderniß einer gesetzlichen Unionsschranke nicht vor sich, dafür scheint er aber auch gerade hier am schwersten zum Bewußtseyn zu kommen. Einige bezeichnenden Züge dürften zur allgemeinen Charakteristik der hessischen und thüringischen Landeskirchen genügen, die auf dem Papier nach Gesetz und Recht specifisch-lutherisch sind. — In Hessen konnte man vor nicht allzu langer Zeit das ganze Großherzogthum durchwandern, seiner vollen Länge und Breite nach, „und hätte auch nicht in einer einzigen Kirche den evangelischen Glauben in Gesang und Predigt herausfinden mögen;“ wenn aber einzelne Frommen zusammenkamen, um die Bibel für sich zu lesen, so wurden sie von

---

*) Vgl. Nördlinger Correspondenzblatt. 1853. S. 86; — Halle'sches Volksblatt vom 18. Mai 1853; — Kreuzzeitung vom 20. Nov. 1853.

Gensdarmen zersprengt und gerichtlich mit Gefängniß bedroht*). Da macht sich denn die Union ganz natürlich, ohne daß man auch nur in der nächsten Nähe davon erführe. Das lernte erst vor einigen Jahren ein lutherischer Prediger dortselbst recht praktisch einsehen, als er während eines Besuchs in seinem Geburtsort zum Abendmahl gehen wollte. Er wußte nicht anders, als daß seine Heimathsgemeinde durchaus lutherisch sei. Als er aber auf der Einen Seite das Brod mit der lutherischen Distributionsformel empfangen hatte, und um den Altar ging, hörte er vom andern Geistlichen den Kelch mit den Worten bieten: „Christus spricht“ u. s. w.; in der Verlegenheit suchte er sich schnell damit zu helfen, daß er den ihm befreundeten Kelchspender leise bat, er möchte ihm doch den Wein mit den lutherischen Austheilungsworten reichen, worauf aber die Antwort erfolgte: „ich reiche dir das Abendmahl, wie ich will;“ und da nun der treue Lutheraner davon ging, ohne von dem Kelch genossen zu haben, also (welcher Entschluß!) mit Einer Gestalt, und über die Willkür des administrirenden Freundes sich beschwerte, zog er den Kürzern und wurde wegen des Verbrechens der Gottesdienststörung nach Urtheil und Richterspruch noch dazu eingesperrt**).

Auch in der „Wiege der Reformation,“ in den sächsischen Herzogthümern, herrscht eine so weitherzige Unionstendenz, als die Berliner „Bekenntnißlosen“ nur immer verlangen können. Mit innerm Schauder berichtete die „Kreuzzeitung“ im vorigen Jahre von einer Eingabe der Weimaraner um Versetzung eines gewissen „gläubigen“ Predigers, dessen Ansichten mit denen der Kirchengemeinde nicht harmonirten, und von der ministeriellen Erwiderung: „es hätten ja gerade in der evangelischen Kirche von jeher verschiedene Richtungen

---

*) Evang. K.-Z. von 1851. Num. 10.

**) Nördlinger Correspondenzblatt 1852. S. 27.

nebeneinander bestanden, und würden, wie es das innerste Wesen dieser Kirche mit sich bringe, auch für die Zukunft fortbestehen." In Koburg hat, kraft dieser „verschiedenen Richtungen," noch bis auf die jüngste Zeit sogar das Bibelgesellschafts-Wesen für eine „Pflanzstätte des Aberglaubens" gegolten, und erst vor einem halben Jahre ging die überraschende Nachricht in die Welt, daß die Regierung officiell einen „Bibelverein" gegründet habe*). In Gotha scheint das Volk selbst gar keine unter den „verschiedenen Richtungen" mehr von der Kanzel hören zu wollen, wenigstens erscholl daher im Jänner des vorigen Jahres plötzlich das seltsame Gerücht: die Protestanten drängten sich massenweise zu den Predigten im katholischen Kirchlein, und ließen ihren Generalsuperintendenten und Oberpfarrer Petersen an der Schloßkirche fast allein auf der Kanzel stehen. Die Thatsache läugnete Niemand; aber, sagten die Vertheidiger, die Leute dort Landes seien seit Löffler, Gabler, Teller, Bretschneider so verknöchert im baarsten Nationalismus, daß nicht etwa Neugierde sie in die katholische Kirche treibe, sondern weil sie wirklich den „Rationalismus und Romanismus" daselbst in der That eher ertrügen, als die gläubige Predigt Petersen's von den „Kerndogmen des protestantischen Christenthums," der Sola fides-Lehre und was dem anhängt**). In Weimar aber zählt zu jenen „verschiedenen Richtungen" auch das Judenthum.

Während im benachbarten Frankfurt in den ersten 19 Monaten der Civil-Copulation doch bloß sechs Juden-„Christen"-Ehen geschlossen wurden, bloß Ein jüdischer Arzt straflos öffentlichen Vortrag über „Christus den Demagogen" hielt, und nur einige Dutzend Kinder aus weiser Vorsicht ungetauft blieben — hat Weimar den Preis errungen. Es

*) Kreuzzeitung vom 26. Oct. 1853.

**) Darmst. K.-Z. vom 1. Febr. u. 5. März 1853.

verkuppelt seine Kinder schon in den Volksschulen an das Judenthum, und kennt keinen heißern Wunsch, als dieselben bald sämmtlich jüdisch-christliche Communschulen werden zu sehen. Der Stadtrath von Weimar selbst hat sich der neuen jüdisch-christlichen Union widersetzt, das Ministerium aber in wiederholten Rescripten „die Förderung der Sache nachdrucksvoll empfohlen," und endlich dem „ersehnten Bericht" eines hochwürdigsten oberstbischöflichen Consistorii nachgelebt: „auch gegen den Willen des Stadtsraths und vorgefaßter zum Theil unbegründeten Meinungen ungeachtet, die Vereinigung anzuordnen." Das cultusministerielle „Kirchen- und Schulblatt," redigirt von Kirchenrath Teuscher und Seminardirector Hanschmann, hat sich beeilt, eine „heilige Pflicht" zu erfüllen, und einen gewissen Justizrath als den Vollzieher dieser Anordnung „eines höhern Willens in die Gedächtnißtafeln der christlichen Fortschrittsschule einzutragen," dabei aber auch gleich beim „Geiste Christi" das Landeskirchen-Summepiscopat beschworen, die noch beibehaltene Trennung des Religionsunterrichts in „gemeinsame Andachtsstunden" zu verwandeln; denn „hier kann keine Scheidung geduldet werden," erst in den höhern Classen lerne man die Religionsunterschiede, und zwar die Christenkinder zu bestimmten Stunden am Sonnabend, die Judenkinder am Sonntage. Das Vaterunser und die Bergpredigt bilden dabei den consensus zwischen Judenthum und Christenthum*)!

Diese Weimarische Union ist demnach die ausgebildetste negative Union in Deutschland. Unnöthig aber erscheint unter diesen Umständen jegliche Auseinandersetzung über die Volkszustände in solchen Landeskirchen**). Doch ist nicht zu läugnen,

---

*) Halle'sches Volksblatt vom 10. Dec. 1853.

**) Nur ein Exempel aus dem Weimar'schen! Die Leute sind in völlige Indifferenz, ohne jede Spur christlichen Bewußtseyns versun-

daß auch in ihnen eine confessionelle Reaction von Unten sich vorbereitet, und in diesem Augenblicke melden die Blätter, daß dieselbe in Weimar mit ihren Forderungen bereits hervorgetreten sei: Beeidigung aller Prediger auf die symbolischen Bücher und Besetzung der Lehrer-Seminarien wie der Universität Jena, der schon vom letzten Kirchentage, nebst der theologischen Fakultät zu Gießen, Acht und Aberacht drohte, mit streng confessionellen Docenten. Möglich, daß die Geschichte der thüringischen „Kirchen" dadurch an Interesse

fen. Hausväter und Mütter gehen nur bei besondern Veranlassungen in die Kirche, sonst sagen sie, sie thäten Gott zu Hause in der Wirthschaft einen größern Gefallen, als wenn sie in die Kirche liefen, um zu sehen, was andere Leute für Kleider anhätten. Nur ganz alte und ganz junge Leute gehen hin, wie an einen besondern Zusammenkunftsort; sie setzen sich gruppenweise zusammen, und sprechen und lachen ungenirt überlaut, sogar unter dem Vaterunser; auf die Predigt achtet Niemand. Diese handelte z. B. in einer Kirche am letzten Pfingstsonntag die Sendung des hl. Geistes ab, was eine gewisse Begeisterung bedeute, welche die Apostel ergriffen habe: ohne sie könne Niemand etwas Gutes und Großes ausrichten, und selbst Jesus, der erhabene Stifter unserer Religion, hätte ohne solche Begeisterung seine Pläne nicht auszuführen vermocht. Dabei sangen sie aus dem Hildburgh. Gesangbuch (1832) das Lied: „Der Mensch durch Wahrheit aufgeklärt, lernt Pflicht und Tugend lieben" 2c. Am I. Sonntag nach Trin. predigte derselbe Pastor über Lucas 14, 28 ff.; das Eingangsgebet lautete wörtlich, wie folgt: „Vorgethan und nachgedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. Hast du, o Mensch! etwas Wichtiges vor, so überlege es vorher reiflich, dann wirst du nie etwas Uebles thun. Amen!" Die Predigt zerfiel in vier Theile: bei jedem wichtigen Geschäft, als Hausbau, Reise, Heirath 2c., solle der Mensch sich wohl prüfen, 1. ob er auch eine wahre Neigung dazu habe; 2. ob die nöthigen innern; 3. ob die erforderlichen äußerlichen Mittel, und 4. die gehörige Ausdauer? „Thut er das, nach dem Rath, den Jesus uns in dem vorgelesenen Text gibt, so wird er immer als ein Christ handeln." Bericht der Evang. K.-Z. (November-Heft) S. 895.

gewinnt, denn wie es mit der Sorge „von Amtswegen“ steht, das positive Christenthum in Kirche und Schule wieder mehr zur Geltung zu bringen *), ist aus dem Vorhergesagten klar.

Ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht in Kurhessen. Die beiden mächtigsten Männer im Lande sind streng confessionell und die Revolution hat einer Umkehr zum Bessern den Boden bereitet. Dafür stoßen wir aber auch gerade hier auf Verhältnisse, die einen höchst eigenthümlichen Beitrag zur Charakteristik des großen Kampfes um Gotteswort und Menschenwort, Bibel und Symbol, Union und Confession liefern. Die confessionelle Reaction ist nämlich in Kurhessen wie überall eine specifisch-lutherische, und nimmt, unter Anführung Hassenpflug's und des trefflichen Vilmar selbst, die ganze Landeskirche, mit Ausnahme der gesetzlich unirten Provinz Hanau, in Anspruch. Die Reformirten dagegen, sonst hier wie überall unionistisch und anticonfessionell gesinnt, finden sich gerade dadurch aufgestachelt, der kurhessischen Landeskirche auch ihrerseits streng confessionellen, aber calvinischen, vielmehr melanchthonischen Charakter zu vindiciren; zornig rufen sie zu den Waffen „wider die listigen Anläufe derer, die der reformirten Kirche, aller Geschichte und allem Rechte zum Trotz, das theure Erbe der Väter rauben und ihr den lutherischen Namen und die lutherische Lehre aufdrängen wollen“ **). Nun unterliegt es allerdings nicht dem geringsten Zweifel, daß der Kurstaat nach seinem niederhessischen Hauptbestandtheil, und nur mit Ausnahme von 28 Pastoraten des Marburgischen Antheils an Oberhessen, dem das Lutherthum garantirt ward, geschichtlich und gesetzlich auf der melanchthonischen Zwischenstation von Luther bis Calvin steht;

*) wie die Allg. Ztg. vom 4. Febr. 1853 zu rühmen wußte.

**) Heppe: die confessionelle Entwicklung der hessischen Kirche. Frankfurt 1853. Vorr.

aber nachdem die faktische Unionstendenz der letzten Generation die Unterschiede verwischt und gründlich tabula rasa gemacht, scheint man lutherischerseits die Landeskirche bona fide als herrenloses Gut eingethan zu haben. Abgesehen davon, daß das Lutherthum in Kurhessen zur Zeit die Gewalt für sich hat, tritt namentlich auch hier die Erscheinung hervor, daß ursprünglich reformirte Pastorate jetzt bei der lutherischen Agitation im Vordergliede streiten. Anstatt uns aber auf die Wuthausbrüche einzulassen, in welche sich z. B. die Darmst. K.-Z. insbesondere über Hrn. Vilmar ergießt, möge hier lieber ein praktisches Exempel der kurhessischen Religionswirrniß stehen.

Auch um den Casseler „Missionsverein" nämlich entbrannte ein Streit: ob er lutherisch sei oder reformirt? Das Directorium bewies Ersteres mittelst der Thatsache, daß ja ihr Missionär in China specifisch-lutherisch sei. Jetzt aber spricht sich dieser Missionär selbst über seine Confession in einer Weise aus, die nicht nur für die kurhessische Landeskirche sehr bezeichnend ist, sondern auch ein Muster der allgemeinen unionistisch-pietistischen Tendenz des reformirten Elementes bietet. Zugleich treffen wir hier zum erstenmale auf den von dieser Seite gewöhnlich der streng lutherischen Reaction gemachten Vorwurf des „Katholisirens." Der genannte Missionär*), reformirt geboren und erzogen, wurde dennoch von dem „Missionsvorstand," obwohl derselbe überwiegend aus ursprünglich Reformirten besteht, zur Ausbildung dem altlutherischen Missionshaus in Dresden übergeben, wo man ihn „mit der Concordienformel bearbeitete, und er, weil er seine Lehrer lieb hatte, auf ihre Autorität hin dieses Symbol für die Summe aller Wahrheit annahm." „Ich habe," sagt

*) S. Carl Vogel's Beiträge zur Geschichte der chinesischen Stiftung in Kurhessen 2c. Frankfurt 1853; vgl. S. 261 des vorletzten Heftes dieser Blätter.

er selbst, „dieß dicke theologische Buch nie ganz durchgelesen, und hätte von meinen damaligen Lehrern, welche Schuster und Schneider sind, ein tieferes Verständniß desselben nicht erwarten sollen, aber ich war damals ein Jüngling von mehr warmem christlichen Gefühlsleben, als scharfem scholastischen Verstand, und wußte in solchen Sachen gar nicht, was ich that.“ Nachdem er sofort in Dresden „die reformirte Kirche verachten gelehrt“ worden, in Marburg nahezu dem Eindruck der tiefen, mit „dem hohlen pietistischen Schwätzchristenthum“ wohlthuend contrastirenden Frömmigkeit des Prof. Thiersch unterlegen wäre, in Erlangen zu „recht sicherer Einführung in das Lutherthum“ verweilt, bei der altlutherischen Ordination in Breslau „alle lutherischen Symbole einschließlich der Concordienformel“ beschworen, in China „einen großen Theil von den Unterscheidungslehren der unzähligen protestantischen Sekten (als daselbst gänzlich unpraktikabel) vergessen,“ erst nach seiner Absetzung aber „das reformirte Bekenntniß mit seiner Eigenthümlichkeit“ kennen gelernt hatte *) — erklärt er jetzt, wie folgt. „Ich betrachte es als eine Versündigung auf meiner Seite, manchem meiner übrigens hochwürdigen Lehrer gestattet zu haben, die heiligen Mysterien des in mir lebenden Christenthums in dem Laboratorium lutherischer Scholastik mit ihren Säuren und Aetzmitteln zu bearbeiten, und gleichsam die Eingeweide meines Glaubens mit dem profanen Messer einer nicht immer heiligen Theologie wie auf einem anatomischen Theater zu präpariren; die Wunden, die so meinem inwendigen Menschen beigebracht wurden, sind nie ganz wieder zugeheilt.“ „Seitdem sie mich in das Lutherthum und in die sogenannte Concordienformel warfen, fühle ich dasselbe Kreißen in mir, worin die katholisirenden Lutheraner Kurhessens die Landeskirche geworfen haben; mein Zustand kann nicht furchtbar genug geschildert werden.“ „Sie machen aber nicht nur ihren Missionar lu-

*) A. a. O. S. 3—7.

therisch, sondern versuchen auch, dem ganzen Missionsverein und durch denselben der ganzen reformirten Landeskirche das Lutherthum aufzulügen, wie sie mir gethan; sie haben dadurch in die reformirte Landeskirche Kurhessens die Fackel der Zwietracht geworfen, so daß es bereits längere Zeit lichterloh in ihr brennt; der ganze kirchliche Bau wankt in seinen Fundamenten.'" Schließlich folgt noch die Aufforderung an die Pastoren der Landeskirche, welche „sich schämen" einer reformirten Kirche anzugehören, wie Pfarrer Ruckert in Kassel sich ausdrücke, weil sie „im Herzen lutherisch seien," doch auch „die fetten reformirten Pfründen, auf denen sie sitzen, Andern zu lassen," und etwa eine neue Sekte zu bilden; „was sie dann im Materiellen für Aussichten haben werden, darf solche Glaubensmänner, wie sie seyn wollen, nicht abhalten"*).

Es möchte aber hiemit an Specialien genug beigebracht seyn, um die negative Union, die confessionalisirte bekenntnißlose Union und die faktisch-indifferentistische Union zu charakterisiren; die Geschichte der letztern in Kurhessen greift bereits tief ein in das Gebiet der streng confessionellen und antiunionistischen Bewegung innerhalb der Landeskirchen, die zur Rechten der aus Pietismus und Confessionalismus vermischten neuen „Gesammtkirche" und ihrer Unions-Tendenz sich entwickelt. Die positive preußische Union ist für diese Bewegung ein überwundener Standpunkt, und unter den bestehenden Verhältnissen führt ihr Weg direkt zur Separation und zur Sekte. Dennoch liegt in ihr die Signatur der Zeit, und ist sie der eigentliche Grund der verschiedenen Wandlungen im Unionswesen selbst. Die Untersuchung derselben weist zunächst nach Bayern; bald dürfte sie sich auch mit Sachsen näher zu beschäftigen haben, wenn anders die dortigen ersten Anfänge nicht unter einer Aenderung der gegenwärtigen politischen Constellation ersticken.

*) A. a. O. S. 5, 7, 23.

XXV.

Briefliche Mittheilungen.

Aus Baden.

I.

Rückblicke auf unsere Miserabilien.

Unsere zweite Kammer hatte durch von Außen an sie gebrachten Anstoß und Erwägung, daß es sich für solche Auserkorene und Ausgegohrene gezieme, über den Parteien zu stehen, sich bestimmen lassen, den ihrer Körperbeschaffenheit, ihren körperlichen Gebrechen und ihren Naturtrieben, angemessenern Plan, den excommunicirten Prestinari zum Präsidenten zu wählen, weislich wieder aufzugeben. Allein man würde von den badischen Kammern, der ersten wie der zweiten, etwas geradezu Unmögliches fordern, wenn man ihnen zumuthen wollte, sich bleibend über den Parteien und über dem gothaischen Koth des Landgrabens zu halten. Selbst wenn man noch dazu durch Geheimhaltung der Sitzungen (in secreto) vorbeugen wollte, daß die Parteien keine Gelegenheit fänden, sich über den Ständen — auf der Gallerie — aufzustellen und zu behaupten, würde es höchstens auf Augenblicke gelingen, die Kammer von dem mächtigen Zug der Erdschwere abzulenken. Es ist deßhalb auch kein Wunder und ging mit ganz natürlichen Dingen zu, ja es war selbst nicht einmal etwas von Taschenspieler-

[redacted]

Geschwindigkeit und Blenderei dabei, als die Kammern auf die den „Conflikt" mit genügender Mäßigung berührende Stelle der Thronrede, weil dieselbe durch allzulanges und eifriges Breitschlagen etliche Löcher bekommen hatte, einiges Blech von der unveräußerlichen Kammer-Composition zum Flicken verwendeten.

Will man die Natur dieses Blechs recht erkennen, so muß man vor Allem seine Composition und die der Kammer, aus der es kommt, genau untersuchen. Diese Kammer ist zwar nicht mehr die vormärzliche Kammer, aber es sind doch namhafte Reste aus jener Zeit vorhanden, welche sich bisher gegen die Reagentien, wenigstens der auf die Reaction noch dürftig eingeübten badischen Minister, unveränderlich und unauflöslich zeigten. Selbst durch die Revolution war sie fast unversehrt hindurchgekommen, und seitdem wurden bloß Partialerneuerungen für möglich gehalten und versucht. Wir setzen die Vormärzlichkeiten als bekannt voraus, von der Rongeschwärmerei bis zu der für die Religionslosigkeit des Staats und zur Protestation gegen die Einführung der barmherzigen Schwestern, sowie den nachmärzlichen Widerstand gegen den Antrag Hirscher's auf selbstständigere Stellung der Kirche. Deßgleichen berühren wir nur obenhin den Umstand, daß die Kammer fast zur Hälfte aus Protestanten besteht, und fast zur Hälfte aus badendurlachischen, d. h. unter dem bisherigen Staatskirchenthum verzogenen Katholiken. Aber die letzte Partialerneuerung der Kammern, als unter dem Einfluß des Conflikts vorgenommen, verdient eine ausführlichere Erwähnung. Soviel darf man gewiß gestehen, die badische Regierung gehört nicht gänzlich zu denen, die nichts gelernt und nichts vergessen haben. Denn wie man das Volk zum Wählen zu bearbeiten habe, das hat die Regierung von den unübertrefflichen vormärzlichen Wühlern und nachmärzlichen Gothaern gründlich und radikal gelernt, so zwar, daß von den zahlreichen, durch's Loos und durch freiwilligen Rücktritt freigewordenen Abgeordnetenstellen nicht eine einzige anders, als nach der vom Ministerium und den Kreisregierungen den Bezirksbeamten gegebenen Instruction besetzt wurde. Wie dabei verfahren wurde, und zwar allgemein verfahren wurde, lernt man am besten aus einem einzelnen Beispiel, und wir wählen dazu, als den für die Regierung wichtigsten Wahlvorgang, jenen Wahlbezirk, der in vormärzlicher Zeit

einmal den Hofrath Buß in die Kammer geschickt hatte, und ihn dießmal, bei völlig freier Wahl, ohne Zweifel wieder gewählt haben würde.

Dieser ganz katholische Wahlbezirk besteht aus den Aemtern Schönau, Säckingen, Theilen der Aemter Waldshut und Lörrach, und gehört großentheils zum ehemaligen Hauensteinischen Gebiet. Nachdem sämmtliche Amtmänner die gemessenste Weisung erhalten hatten, Alles aufzubieten, daß sowohl sie selber, als überall die Bürgermeister zu Wahlmännern gewählt würden, so wurden vorerst Schritte gethan, die Bürgermeister selbst möglichst unauflöslich in die Gesinnung der Beamten zu verflechten. In Waldshut, wo eben erst ein neuer Beamter aufgezogen war, wurde, um denselben schnell mit allen Bürgermeistern bekannt zu machen, eine sonst nicht übliche Vorstellung des Beamten durch den Regierungsdirektor vorgenommen, und der Beamte, dem auch bereits ein guter Ruf vorausging, den vorgeladenen Bürgermeistern nach Verdienst empfohlen. In Säckingen aber wußte man es hinter jenen Bürgermeister, von dem schon früher in der Dienstmägde-Verfolgungsgeschichte die Rede war, zu stecken, daß er plötzlich eine Aufforderung an sämmtliche Bürgermeister des Amtsbezirks ergehen ließ, dem, erst seit drei Jahren daselbst wirkenden, aber allerdings sehr eifrigen Oberamtmann Leiber eine Dankadresse feierlich zu überreichen. Zu diesem Feste wurden auch sämmtliche Staatsdiener und Geistliche mit eingeladen, und nichts versäumt, durch Verzierungen &c. selbst jenen Tag zu überbieten, an welchem ganz kurz zuvor der Regent den Amtsbezirk berührt hatte. Bei den bald darauf folgenden Wahlmännerwahlen setzte man, in richtiger Berechnung, daß viele Wähler sich scheuen, den gerade vor ihnen sitzenden Herren ihre Stimmen nicht zu geben, diejenigen in die Wahlcommission, die man zu Wahlmännern gewählt wünschte. Die Sache fiel nach Wunsch aus; deßgleichen in den übrigen Aemtern. Nun aber ging das Reisen auf Staatskosten erst recht an. Alle Augenblicke gab es Zusammenkünfte, theils der Beamten unter sich, theils mit dem Regierungsdirektor oder mit dem Wahlcommissär. Der von ihnen zum Landtagsabgeordneten Bestimmte war der Bürgermeister Lauber von Binzgen, mit welchem sie, abgesehen von seiner „regierungstreuen“ Gesinnung, noch dadurch besonders bei der Regierung Ehre

einzulegen hoffen durften, daß das Erscheinen eines Hauensteiners in seiner Landestracht in der badischen Ständeversammlung dieser abgestandenen und dem Volke gleichgültig gewordenen Anstalt wieder einige Auffrischung verleihen möchte. Während man aber Alles aufbot, um in den Aemtern Säckingen und Waldshut sämmtliche Stimmen auf Lauber zu lenken, und sich desselben bereits vor der Wahl zu versichern, wurde den Schönauer Wahlmännern Hoffnung gemacht, nachdem sie früher immer unterlegen waren, dießmal einen Angehörigen ihres Amtsbezirks durchzusetzen. Diese Intrigue wurde aber bloß angelegt, um die Schönauer Wahlmänner tüchtig für den Bürgermeister Vösler von Schönau zu erhitzen und zu binden, und sie von aller Möglichkeit einer Vereinigung mit einem Theil der Säckinger und Waldshuter Wahlmänner zur Erwählung des gefürchteten Buß ferne zu halten. Denn im Grunde wäre ihnen auch der Schönauer Bürgermeister nicht so willkommen gewesen, als der von Binzgen, weil jener, wenn gleich ebenfalls kein Redner, doch sich als intelligenten, gesinnungstüchtigen Katholiken bewährt haben würde. Schon wenige Wochen später erhielt derselbe gefeierte Beamte von Säckingen von seinen Bürgermeistern ein eigenthümliches Mißtrauensvotum. Er suchte nämlich die eigens zu diesem Zwecke einberufenen Bürgermeister von dem unrechtmäßigen Vorschreiten des Erzbischofs besonders dadurch zu überzeugen, daß er bemerkte: „ich habe gewiß nichts gegen meine Kirche, ich bin ja auch Katholik!“ Da er aber aus den bedenklichen Gesichtern der Bauern wahrnehmen mochte, daß sein stärkstes Beweisstück keine auffallende Wirkung machte, so bemerkte er wiederholt: „glaubt ihr nicht, daß ich auch Katholik sei?“ worauf letztere achselzuckend entgegneten: „Ha, jo, jo, aber wie?“ So stark hatte die Strenge des Schwarzwälder und Lörracher Winters die Dankadressenhitze schon abgekühlt, und es war im Grunde, um die Bürgermeister wieder auf die Normaltemperatur herunterzusetzen, ganz unnöthig, daß denselben, welche seiner Zeit Alles gethan zu haben glaubten, wenn sie auf Kosten ihres Geldbeutels bei dem Festessen sich festtranken, nachträglich noch ein niederschlagendes Recept von 93 Gulden für Kränze, Musik, Pechfackeln und sonstiges Feuerwerk zur Bezahlung zugeschickt wurde.

Von der Adresse der zweiten Kammer erzählt man sich, daß

der auf den Conflikt bezügliche Passus lange Erörterungen in der Commission veranlaßt habe. Unter drei von drei verschiedenen Mitgliedern eingebrachten Entwürfen erlangte endlich der des Berichterstatters Trefurt den Sieg, erlitt aber auch später noch mancherlei Abänderungen, beziehungsweise Milderungen. Das ist derselbe Trefurt, der einst für Ronge und Dowiat und Genossen schrieb, und 1851 den Hirscher'schen Antrag für Befreiung der Kirche auf eine auffallende und indignirende Weise bekämpfte. Der Berichterstatter war also einer so zusammengesetzten Kammer ganz würdig, und man durfte deßhalb darauf rechnen, daß die Kammer sich berufen fühlen werde, sich das Ansehen eines Richters in dem Conflikte beizulegen. Die faktische Ausübung der bischöflichen Rechte und Pflichten, welche die Thronrede einfach ein „Vorschreiten" nennt, wuchs in der zweiten Kammer zu „dem mit den Grundlagen der Staatsordnung im Widerstreit stehenden einseitigen Vorschreiten des erzbischöflichen Stuhls"; denn eine badische zweite Kammer ist nicht in der Lage, zu wissen, daß ein mit der kirchlichen Ordnung im Widerstreit stehendes einseitiges Vorschreiten der Regierungen schon seit fünfzig Jahren dem Vorschreiten des Erzbischofs vorausgegangen ist. Die Kammer beklagt dieses Vorschreiten um so tiefer, als die zum Schutz der Hoheitsrechte ergriffenen Maßregeln weitere Schritte zur Folge hatten, welche bei minderer Befestigung des loyalen Sinns der getreuen Unterthanen leicht zu Gesetzwidrigkeit und Ruhestörung führen konnten; „die Kammer billigt somit die ergriffenen Maßregeln" ꝛc.

Die erste Kammer entfernt sich weniger von der Thronrede, allein auch sie begnügt sich nicht mit dem „Vorschreiten des erzbischöflichen Stuhles", sondern fügt ein beurtheilendes Prädicat hinzu: „das mit der Staatsregierung nicht vereinbare Vorschreiten in Geltendmachung angesprochener Gerechtsame." Auch ist im Publikum mehrfach aufgefallen, daß man gerade den Prälaten Ullmann zum Berichterstatter wählte, und er diese Wahl annahm. Indeß uns Katholiken ist das keine Neuigkeit, daß die Protestanten selten soviel Zartgefühl besitzen, sich von Einmischung in katholische Angelegenheiten ferne zu halten, und daß es schon ungewöhnlich viel ist, wenn sie wenigstens sich nicht aufdringen. Etwas von dieser Aufdringlichkeit

scheint auch Hr. Ullmann an sich zu haben. Wenigstens ist uns aus sicherer Quelle bekannt, daß er selbst vor gar nicht langer Zeit sich gewissermaßen zum Helfershelfer eines Colporteurs machte, der in einer ganz katholischen Gegend lutherische Bibeln, mit anscheinend ganz unverdächtigem Titelblatt, zahlreich verbreitete.

Wir dürfen aber bezüglich der Abstimmung in der zweiten Kammer nicht unerwähnt lassen, daß die Adresse mit allen Stimmen gegen Eine durchging, und daß es nicht das erstemal ist, daß Bürgermeister Kiefer von Walldürn in einer so auffallenden Minorität blieb. Es war dieses schon öfter der Fall: erstens, als die Kammer 1848 vom Abg. Kapp aufgefordert wurde, ihre Entrüstung über die „schändliche Ermordung" des „Reichstagsabgeordneten Robert Blum" auszusprechen, da standen Alle auf — nur Kiefer nicht; zweitens, als die badische Kammer die Regierung drängte, die Reichsverfassung im Regierungsblatt zu verkünden, war Kiefer allein dagegen; drittens, als die badische Kammer den famosen Reichsverfassungseid aus reinem Enthusiasmus in demselben Hause schwur, da war Kiefer, nebst dem damals (aber jetzt nicht mehr) in der Kammer befindlichen Abg. Zell, der einzige Ablehnende; und endlich viertens im Jahre 1849, zur Zeit der sogenannten provisorischen Regierung, da leisteten im Amtsbezirk Walldürn alle Staats-, Kirchen- und Gemeindebiener alsbald dieser provisorischen Regierung den Eid, nur der Bürgermeister Kiefer verweigerte ihn. Keinem Verständigen wird die auffallende Erscheinung entgehen, daß Gott gerade diejenigen Männer, welche ausgezeichnete Beweise ihrer Treue zum Landesherrn gegeben haben, auserwählt, um von ihnen eben so ausgezeichnete Beweise ihrer Treue gegen ihre heilige Kirche zu erhalten. Aber diese Sache hat auch noch eine andere bedeutungsvolle Seite. Es ist nämlich nicht nur von Männern, die noch gebildeter sind, als die badisch gebildeten, sondern auch von einfältigen Leuten, unter Anderm schon 1819 bei der Publication der badischen Verfassung von einem Bäuerlein im Münsterthal, gegen die Mehrheitsbeschlüsse einer nach dem Princip der bloßen Kopfzahl zusammengesetzten Versammlung der Einwurf erhoben worden, daß in solchen Versammlungen in der Regel bei der Minderheit die richtigste Einsicht und die beste und rechtlichste Gesinnung zu suchen sei, und jenes Bäuerlein hatte deßhalb dem

badischen Lande eine schlimme Zukunft prophezeit. In der That hat die badische Kammer dessen zum Zeugniß so viele belehrenden Thatsachen geliefert, als nur irgend eine in der Welt, und die sardinische wird Mühe haben, sie einzuholen; aber ganz besonders belehrend sind unter ihnen die, wo die Minderheit nur aus Einer oder zwei Stimmen besteht. Das Votum jener Einen Stimme kommt in der natürlichen Folgerichtigkeit der Sache und erfahrungsgemäß schon in kürzester Frist zu einer glänzenden Rechtfertigung, und wird die jene Mehrheit richtende Macht. Denn wenn der Unverstand einmal so weit gediehen, so treten nothwendigerweise alsbald höhere Kräfte in's Mittel, welche der impotenten Gesetzgebungsomnipotenz mit der wirklichen Allmacht begegnen, und ihre Rathschläge zu nichte machen. Wir erinnern, um Früheres, z. B. die Zittel'sche Motion zu übergehen, nur an die Verhandlungen im Jahre 1850, wo gegenüber der in die preußische Union vernarrten und verrannten badischen Kammer und Regierung nur der Abgeordnete Zell für die Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit der Wiederbeschickung der Bundesversammlung — damals zu Karlsruhe nur die Versammlung in der Eschenheimer-Gasse genannt — das Wort ergriff. War dort der Fanatismus der Kammermehrheit im Sprung, das badische Land in die allermißlichste Lage zu stürzen, so rechtfertigte hingegen die Vorsehung in kürzester Frist das Zell'sche, wenn wir uns recht erinnern, nur durch Kiefer unterstützte Votum. Denn auf dem Fuße folgte diesem Kammerbeschlusse der plötzliche freiwillige Abzug der Preußen und die Preisgebung Badens durch seinen vermeintlichen Schutzherrn, hiemit aber der Sturz des Ministeriums Klüber, die Beschickung des Bundestags und die Besetzung Rastadts durch österreichische Truppen. Ja, die badische Landeszeitung unterließ sogar seitdem die Schmähungen gegen den Kaiser Franz Joseph.

Als charakteristisch für die Versteinerung der badischen Staatsweisheit, die sogar noch immer im Schatten der Kammersouveränetät und ihres Mitregierens sich gefallen kann, müssen wir doch aus der Berathung der Dankadresse noch die Aeußerung eines hochgestellten Staatsbeamten anführen. Der Abgeordnete Regierungs-Director Böhme, vordem auch Director des evangelischen Oberkirchenraths, ließ bei fraglicher Gelegenheit die Worte fallen: „Auf

die Diplomatie können wir nicht bauen; mit dem Diplomatisiren ist für Baden noch nichts erreicht worden. Auf das Volk und die Kammern muß man sich stützen, wenn Erfolge erzielt werden sollen." Es ist gewiß merkwürdig, solchen Mund solche Anschauungen mit dem Ansehen preisgeben zu hören, etwas recht Loyales und die Staatsklugheit der Diplomaten weit hinter sich Lassendes gesagt zu haben. Daß man noch dazu in dieser Lage ein Gewicht auf die Kammern legen kann, und zu einer Zeit, wo die Bischöfe von mehr als 60 Millionen Katholiken (240 derselben, an ihrer Spitze der heilige Vater) ihre Zustimmung und ihre Bewunderung für den greisen Oberhirten von Freiburg ausgesprochen, möchte fast lächerlich erscheinen, wenn es nicht gar zu — traurig wäre. Wenn aber, nach der Meinung der Kammer, das die badische Regierung verurtheilende Ausland durch „Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse" und auch noch durch „andere Gründe" sein Urtheil beirren ließ, so hat nun diese Kammer dadurch, daß so viele Katholiken in ihr sich dazu verstanden, in Kirchensachen und zwar ohne Noth, da die Krone selbst in der Thronrede einen andern Weg vorgezeichnet hatte, eine Censur gegen ihren Bischof auszusprechen — diesem „beirrten" Auslande die Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse zur Genüge aufgeschlossen, und den tiefen Verfall der katholischen Religion in Baden in's rechte Licht gestellt, somit das Vorschreiten des Erzbischofs kräftiger als alle anderen Beweise gerechtfertiget. Bezüglich der eben erwähnten Zuschriften des Episcopats tragen wir noch nach, daß solche jetzt von allen 85 französischen Bischöfen eingegangen, und daß selbst die protestantische „Deutsche Vierteljahrsschrift," die in einem sehr gediegenen Artikel den badischen Conflikt bespricht, und sich vom Standpunkte des positiven Rechts ganz rückhaltlos nicht nur für die Forderungen, sondern auch für das „Vorschreiten" des Erzbischofs erklärt, die Zahl der Bischöfe, welche ihre Zustimmung ausgesprochen, auf 240 berechnet und darin kirchlich einen ökumenischen Ausspruch anerkennt. In der letzten Zeit haben sich auch der Cardinalerzbischof von Mecheln, aus der Schweiz die Bischöfe von Chur und St. Gallen, und schon früher das Capitel Uri in Zuschriften erklärt. In Betreff der Solothurner Zuschrift erfährt man, daß dieselbe von vielen Geistlichen und angesehenen Laien unter-

zeichnet, aber dem Bischof Salzmann absichtlich nicht zur Mitunterzeichnung vorgelegt wurde, Beweis genug, in welcher gedrückten Stellung dieser staatskirchliche Bischof sich befindet, und wie er sich scheuen muß, dem infulirten Propst Leu, als präsumtivem Nachfolger, ein Dementi zu geben.

Die Stimmung des katholischen Volkes in Baden wird immer mehr zur Entschiedenheit gedrängt, je weiter der Conflikt sich fortspinnt. Die vier Predigten haben unstreitig eine große Wirkung hervorgebracht, die nun noch verstärkt wird durch eine soeben erschienene kleine Denkschrift von Hirscher: „Zur Orientirung über den derzeitigen Kirchenstreit," aus welcher endlich auch die sogenannten Gebildeten sich hoffentlich theilweise orientiren werden. Zwar haben die Gemeinderäthe von Donaueschingen und Pforzheim noch einige Nachfolger gefunden, wie denn die Bad. Ldsz. solches von der Gemeinde Sasbach (bei Achern) berichtet und sehr rühmlich findet, der dortige Pfarrer aber schon wegen des Hirtenbriefs ein langes Verhör vor dem Ordinariat zu bestehen hatte. Auch erfahren wir vom südlichen Schwarzwald, daß jene Hauensteinischen Pfarrer, welche durch ihre Gemeinderäthe sich bitten lassen wollten, die Predigten zu unterlassen, sie wirklich nicht gehalten haben, obwohl kaum die Hälfte ihrer Ortsvorstände die Unterschriften zu diesen berüchtigten Petitionen hergaben, und andererseits man sich an das erzbischöfl. Decanat zu St. Blasien wendete, das einen Bericht darüber an den Erzbischof schickte. Von anderen Pfarrern hört man wohl, daß sie die Predigten zwar gehalten, aber dabei wie bei der Verlesung des Hirtenbriefes verfahren seien. Auf die Pfarrangehörigen aber macht dieses Alles einen schlimmen Eindruck, und sie gehen oft zu kirchlich gesinnten Nachbarsgeistlichen, um sich Raths zu erholen, ob sie zu ihren Pfarrern noch in die Kirche gehen dürfen? ob dieselben nicht etwa bereits suspendirt seien, und diese Suspension den Gemeinden verheimlichten? Auf welche Seite sich das Volk bei Verhängung von Suspensionen und Excommunikationen größtentheils stellen wird, das konnte man bei der kürzlich vollzogenen Suspension des „erzbischöfl." Decans und Pfarrers Haury zu Neuenburg (L.-C. Breisach) sehen. Pfarrverweser Riesterer wurde zwar in dem Momente von dem protestantischen Oberamtmann Winter verhaftet, als er in Neuenburg Gottesdienst halten

und die Suspension gegen den abgesetzten Decan Haury verkünden wollte, und letzterer hielt, von der weltlichen Macht in der angegebenen Weise gestützt, obgleich ihm persönlich die Suspension mit ihren Folgen bereits verkündet war, an diesem Tage den Gottesdienst. Am darauf folgenden verkündete Riesterer die Suspension und wurde deßhalb um 300 fl. gestraft. Die Gläubigen aber erklärten bestimmt, daß sie sich gegen den irregulären Priester Haury den canonischen Satzungen gemäß verhalten würden, so daß es dem Ob.-A. nicht möglich ist, seine Anordnung betreffs einer durch Haury vorzunehmenden kirchlichen Einsegnung mit Gewalt durchzusetzen *). Ein Seitenstück dazu wird aus Burkheim am Kaiserstuhl berichtet, wo der Pfarrverweser Nüßle, als er an der Stelle des suspendirten Pfarrers Tröndle den Gottesdienst halten und die Suspension gegen letzteren verkünden wollte, durch das Bajonnet eines Gensdarmen gehindert wurde. Er verkündete sofort die Suspension mit ihren Folgen auf öffentlicher Straße den weinenden Gläubigen. Im Wirthshause dieses Orts wurde er darauf von sechs Gensdarmen körperlich durchsucht, dann nach Hause transportirt, ihm auch hier alle Gemächer und Behälter ausgespürt und die erzbischöflichen Erlasse mit Gewalt weggenommen. (Freiherr von Reichlin-Meldegg, ein Bruder des vom kathol. Glauben abgefallenen Professors, ist Amtsvorstand dieses Bezirks).

Um aber der Erwartung der Bad. Landesztg. nachzukommen, haben mehrere Bezirksämter sich nicht geschämt, den Bürgermeistern förmlich die Aufforderung zuzuschicken, Petitionen gegen die vier Predigten an die Pfarrer zu veranstalten, an das Bürgermeisteramt zu M. soll sie sogar unter Androhung von Strafen ergangen seyn. Die vier Predigten geben auch der Bureaukratie zugleich wieder einen Anlaß, durch einige Schreckschüsse die Katholiken zu erinnern, daß das System vom 7. November noch fortbestehe, und zu warnen, daß man sich nicht etwa durch die Anknüpfung von Unterhandlungen in trügerische Sicherheit einwiegen lasse. So ist z. B. allbekannt,

*) So eben vernimmt man, daß Decan Haury selbst sich gebeugt, und jetzt gleich einem Laien der Messe, die sein Stellvertreter feiert, andächtig beiwohne.

wie der Oberbajazzo des modernen Staatskirchenrechts, Stadtdir. Wilhelmi zu Heidelberg mit Kaplan Wieser deshalb umgegangen, wie der würdige Vicar Kist zu Lahr mit Laufpaß zu zweimonatlicher Haft gebracht ward; neben Decan Braun in St. Blasien ist auch der würdige Pfarrer Gratwohl zu Todtmoos, wie man sagt auf Denunciation des dortigen Bürgermeisters, in Untersuchung, u. A. m. Im Amt Bühl soll gar von Gemeinde zu Gemeinde mittelst öffentlichen Ausschellens das Betreten des Hauses oder der Kirche des Pfarrers Bäder zu Neusatz bei 30 kr. Strafe verboten worden seyn. Es ist übrigens unzweifelhaft, daß die Bestrafung oder das Ungestraftbleiben mancher Geistlichen wegen der vier Predigten nicht sowohl von dem Inhalt ihrer Predigten, als von der mehr oder minder großen Begierde des betreffenden Beamten, Schuldige aufzuspüren, bedingt wird.

Hört man hingegen, mit welcher Langmuth das erzbischöfl. Ordinariat gegen widerspenstige Geistliche verfährt, und daß es z. B. den Pf. v. Kr. Amts Mößkirch, der noch immer den Hirtenbrief nicht gelesen, zuerst durch den Decan, und als dieses fruchtlos war, durch die benachbarten Geistlichen ermahnen läßt, seine Pflicht zu thun, und denselben bis auf diese Stunde noch nicht suspendirt hat, so darf man gewiß überzeugt seyn, daß die bereits ausgesprochenen Suspensionen sehr wohl begründet seyn mußten. Es naht übrigens jetzt eine umfassende und gründliche Untersuchung des Verhaltens aller zweideutigen Priester, kirchenfeindlich handelnden Beamten rc. Denn ein Ordinariatserlaß gebietet den Decanaten, über folgende Fragen von allen Pfarrämtern Auskunft zu erheben: erstens, welche Pfarrer oder Pfarrverweser vor dem 27. XII. v. J. den Hirtenbrief gar nicht oder unvollständig verlesen und die vorgeschriebenen vier Predigten innerhalb der gegebenen Frist, sowie die Andachten, nicht gehalten? zweitens, welche Strafen und von welchen Beamten gegen die pflichtgetreuen Priester erkannt wurden, und ob diese Strafen bezahlt, oder auf welche Weise sie eingetrieben wurden? drittens, welche Maßregeln, Agitationen rc. von der weltlichen Gewalt und von welchen Personen in diesem Conflict gegen die einzelnen Capitelsgeistlichen und gegen unsere heilige Kirche angewendet worden sind? viertens, auf welche Weise von den betreffenden Geistlichen diesen Maßregeln begegnet wurde? „Wir

erwarten," fügt der O. Erlaß bei, „daß sich Alle hiebei streng an die Wahrheit halten werden." Man darf daraus dem merkwürdigsten historischen Materiale entgegensehen.

Neben so viel und höchst unordentlichem Beamteneifer für die Priestermaßregelung ist es erfreulich auch wieder eines Beamten gedenken zu können, der dem Vorgange von Uria's und Wendekind's folgen zu müssen glaubte. Hr. Stadtamtmann von Jagemann, der interimistische Nachfolger des zum Landtag abgegangenen Burger, hat dem Regenten seine Entlassung eingereicht, da es seinem Gewissen widerstrebte, erstens den Professor Singer wegen Unterzeichnung einer Petition an den Regenten zu bestrafen, zweitens die Verfügung der Temporaliensperre und zwangsweisen Beitreibung der den Geistlichen auferlegten Geldstrafen zu vollziehen, drittens ein von der Regierung herausgegebenes Libell, in welchem der Erzbischof als Hochverräther und Irrlehrer hingestellt wird, durch Gensdarmen und Polizeidiener zu verbreiten. Dieser Entschluß gereicht dem Hrn. v. J. zu um so größerer Ehre, als er kein Vermögen besitzt. Schon am 28. d. M. hat er die verlangte Entlassung erhalten, und soll seitdem von der Polizei sehr aufmerksam überwacht werden. Nach Entfernung des Hrn. v. J. wurde sofort rasch in der Exekution gegen die Herren Escher und Kanzleidirector Binkert vorgefahren und am 3. Februar bereits der gepfändete Hausrath des letzteren abgeholt. Noch an demselben Tage aber wurde ihm der Nothbedarf durch neue Mobilien ersetzt. Hingegen hat er, ohne allen Rechtsgrund vier Wochen im Gefängniß festgehalten, zur Anstellung einer Klage vergebens bei sämmtlichen katholisch seyn wollenden oder sollenden Advokaten Freiburgs angefragt; dafür hat ein Protestant, der als einer der ausgezeichnetsten Anwälte gilt, von freien Stücken ihm seine Dienste angeboten. Derselbe hatte auch früher schon dem Herrn Erzbischof dieß Anerbieten gestellt.

Nebenbei fängt die badische Regierung an, um das Central-Europa, welches „dem übrigen Europa nichts nachfragt," mit Staatsrath Junghanns zu sprechen, noch etwas zu vergrößern, und eine ununterbrochene, stetige Verbindung mit dem italienischen Musterstaat Sardinien herzustellen, die einige Jahre hindurch etwas vernachlässigten Sympathien mit dem schweizerischen Radicalismus wieder zu pflegen, und sich dabei nicht mehr bloß auf Herrn Leu

zu beschränken. Wer zuerst freundlich wieder anknüpfte wissen wir nicht genau; wahrscheinlich gilt auch hier wie sonst: „halb zog sie ihn, halb sank er hin.“ Indeß die badische Presse meldet triumphirend, daß die Herren Polizeier eines Grenzcantons, ohne Zweifel Aargau, „aus eignem Antrieb“ den badischen Behörden mitgetheilt, „daß ein bekanntes schmähliches Flugblatt auf offenem Markte an die dort anwesenden Badener (die man vermuthlich an der Hauensteiner Tracht erkennen konnte) vertheilt worden sei, und sich erboten, zur Unterdrückung dieses Treibens beizutragen, was in ihren Kräften stehe.“ Die erneuerte Freundschaft zeigt sich aber auch weiter in Erleichterung des geschäftlichen Verkehrs, die sich sogar auf civilrechtliche Streitigkeiten erstreckt. Am 13. Januar hat der großh. bad. Gesandte in Bern dem Bundesrath eröffnet, daß das Verfahren bei den Aemtern (Untergerichten) jetzt so einfach eingerichtet sei, daß die Parteien ihre Rechtsangelegenheiten in der Regel ohne Beizug von Anwälten besorgen könnten, und so könne denn auch ein Schweizerbürger seine Angelegenheiten persönlich oder durch einen Angehörigen des Großherzogthums betreiben, oder in Begleitung eines solchen als Beistands auftreten. Nach der „Breslauer Zeitung“ scheint badischerseits dem Bundesrathe auch Hoffnung darauf gemacht worden zu seyn, daß die schweizerischen Advokaten in Baden Taggelder machen, und vor badischen Gerichten plaidiren dürfen. Damit aber diese gegenseitige Freundschaft nicht einseitig werde, bemühen sich die badischen Katholiken ihrerseits gleichfalls, ihren schweizerischen Glaubensgenossen die auf den badischen Kirchenstreit bezüglichen „schmählichen“ und nichtschmählichen kirchlichen Flugschriften mitzutheilen, und die badische Regierung kann dieß nur freuen, weil dann doch nicht alle Exemplare unter ihr eigenes Volk kommen. Solche in die Schweiz geschickten Exemplare sind so gut wie confiscirt und vernichtet, und machen der badischen Polizei gar nichts mehr zu schaffen, während sie sogar in Karlsruhe selbst, wo doch die listigsten und feinsten Specialcommissäre hausen, oft unsägliche Fahndungsnoth ausgestanden, und das „Katholiken paßt auf!“ nicht eher erhaschte, als bis ein Polizeidiener es durch verschiedene Gassen, auf den Rücken geheftet, herumgetragen hatte. Da kein Grund vorhanden war, anzunehmen, daß er es absichtlich so umgetragen, und hiemit zur Verbreitung desselben

beigetragen habe, so wurde er nicht zur Strafe gezogen — aber „verdächtig" zu seyn verdient er doch.

II.

Aus der ersten Hälfte des Februar.

Die wichtigste Begebenheit der letzten Tage ist unstreitig das Erscheinen der Hirscher'schen Schrift: „Zur Orientirung über den derzeitigen Kirchenstreit." Es wäre höchst wünschenswerth, daß die historisch-politischen Blätter ihrem ausgedehnten Leserkreise den vollen Inhalt dieser klaren, höchst geistreichen und preiswürdigen Darstellung mittheilen wollten, von welcher das so ziemlich allgemeine Urtheil aller Unbefangenen, selbst auf protestantischer Seite, dahin geht, daß sie nicht zu widerlegen sei *). Wunderbar und inconsequent zugleich hat die badische Polizei diese Schrift bisher freigegeben. Denn tiefer hat wohl noch nichts während der ganzen Dauer des gegenwärtigen Kampfes in die Wunde der Zeit eingeschnitten, als die wenigen Druckseiten Hirscher's; offener und muthiger trat wohl noch kein Wort dem Irrthum entgegen, welchen die badischen Minister sogar der Thronrede einverleibten, der katholische Glaube sei bei dem Streite ungefährdet, als die treffende Stelle Seite 7: „Wenn hiernach gesagt worden ist, es handle sich in dem gegenwärtigen kirchlichen Streit nicht um den Glauben, sondern bloß um ein Mehr oder Weniger der Rechte des Episcopats, so ist das unwahr; es ist vielmehr der Satz, daß die Kirche das Recht habe, ihre Angelegenheiten selbstständig zu ordnen, und daß keine weltliche Macht eine Oberhoheit über sie, oder eine sogenannte Kirchenherrlichkeit besitze,

---

*) Ohne Zweifel bedarf es nur der Nennung des Namens: Hirscher, im „badischen Conflikt", um die allgemeinste Verbreitung seines Schriftchens, das den Verfasser unvergeßlich auf die Nachwelt begleiten wird, unter unsern Lesern zu erzielen.

Anm. d. Red.

so gut eine katholische Glaubenslehre, als eine Glaubenslehre ist, daß es einen Primat, oder daß es sieben Sakramente gebe." — Diese Worte, aus Hirscher's Munde, haben auf Priester und Laien eine ganz außerordentliche Wirkung hervorgebracht, denn die Verwirrung der Begriffe ist so groß, daß ganz würdige Männer sich bis zu diesem für sie entscheidenden Wendepunkt noch nicht überzeugen konnten, der Glaube selbst, der ihnen heilig ist, sei bei der Frage im Spiele, als ob, um nur Einen Gesichtspunkt hier anzudeuten, der Glaube gesichert ist, wenn die ganze Lehre, in welcher katholische Priester und Laien herangebildet werden sollen, verfälscht, verändert, aufgehoben werden kann, ohne daß der oberste Wächter der heiligen Lehre, der Bischof, es hindern kann oder darf. Was um uns vorgeht, liefert täglich den eindringlichsten Beweis dafür, daß es höchste Zeit war, den meisten Katholiken das Bewußtseyn dessen wieder beizubringen, was denn katholisch sei, damit sie nicht jeder leeren Versicherung Glauben schenken, ihr Glaube sei auch Solchen heilig, die mit systematischer Arglist seit länger als einem Menschenalter dieses Heiligthum des katholischen Christen untergraben hatten. Auszüge aus der Hirscher'schen Schrift lassen sich kaum geben, denn sie schließt selbst mit schlagender Kürze den Inhalt vieler Bände ein. Auf eine weitere Urkunde muß ich heute noch Ihre Aufmerksamkeit lenken. Der „Univers" hat eine Art von Denkschrift veröffentlicht, welche aus dem Großherzogthum Baden an den heiligen Vater abgesendet wurde, und eine Zusammenstellung der wichtigsten, zum Theil für das größere Publikum ganz neuen historischen Vorgänge enthält, die uns von hoher Bedeutung scheinen. Der Univers sagt in der Einleitung, daß Abdrücke dieser Denkschrift zur Unterzeichnung im Lande circuliren; mir ist noch kein solches Exemplar zugekommen. Wahrscheinlich würde ein derartiges Document durch die katholische Presse ebenso rasch verbreitet, als von anderer Seite streng verpönt werden. Ich erwähne sodann noch eines höchst bedeutenden Aufsatzes in der Stuttgarter „Deutschen Vierteljahrsschrift", der von dem staatsmännisch-gelehrten Standpunkt aus unsere Kirchenfrage in der ausgezeichnetsten Weise bespricht.

Im Uebrigen verlaufen die Dinge im Ganzen wie bisher. Die katholische Welt wird nicht müde, Lorbeern für das greise Haupt

[redacted]

des Erzbischofs von Freiburg zu sammeln. In Karlsruhe hüllt man sich hingegen in die Toga der Machtvollkommenheit, und blickt voll Selbstgefühl, indem man sich auf die badischen Kammern und Presse stützt, vornehm auf „Europa" nieder. In den letzten Wochen erhielt der Erzbischof aus Buffalo von dem dortigen Bischof die erste amerikanische Kundgebung. Das große Ereigniß eines welthistorischen Kampfes auf dem schmalen Boden des kleinen badischen Landes hat die Katholiken an den Küsten der neuen Welt, der neuen Heimath so vieler Söhne deutscher Erde, wie an den Ufern des Erie-Sees mit Begeisterung für ihre heilige Kirche von neuem erfüllt; der katholische Verein von Amsterdam, das Culmer Domkapitel zu Pelplin, zahlreiche Adressen aus Ungarn, Oesterreich, Preußen, Italien, der Schweiz u. s. w. schließen sich seitdem den vorangegangenen frühern an. In diesem letztern Lande wirkt die katholische Bewegung Badens namentlich auf eine erfreuliche Weise. Man blickt überall auf jenen Eckstein wieder, der von den Bauleuten verworfen wurde: auf Jesum Christum, der den katholischen Völkern in den Bischöfen einen Stellvertreter hinterließ, deren Person und Wirksamkeit, von den ersten bis zu den letzten Tagen der irdischen christlichen Jahrhunderte, allen Heiden eben eine Thorheit, und den Pharisäern ein Aergerniß seyn, aber zermalmen würde jeden, auf den er fällt.

Was soll ich Ihnen von Karlsruhe sagen? Man nimmt dort heute einen Anlauf und möchte Frieden schließen. Dann erinnert man sich morgen urplötzlich seiner Hoheitsrechte wieder und befiehlt der Polizei oder den Gerichtshöfen, oder den Aemtern und Regierungen (dieß ist alles so ziemlich einerlei), mit unerbittlicher Strenge die „Gesetze" zu vollziehen. Protestantische Beamte oder sonst willfährige Handlanger der materiellen Macht besuchen dann fleißig kathol. Kirchen, um zu erforschen, ob sich in diesen Tendenzpredigten, welche den Geistlichen aufgetragen wurden, nicht etwas entdecken ließe, damit ein oder der andere mißliebige Priester auf ein paar Wochen eingesperrt werden könne. Dazu hat man denn Gemeinden mit überwiegend protestantischer Bevölkerung, wie z. B. Lahr und Heidelberg, mit Vorliebe ausersehen. Es ist prinzipiell ganz natürlich, daß die kath. Kirche mit ihrer Prätension, allein im Besitze der Wahrheit seyn zu wollen, den „confessionellen Frieden" immerwäh-

rend störe. Es war mithin leicht, den Pfarrverweser Kist in Lahr und Kaplan Wieser in Heidelberg, mochten die Predigten von einer Beschaffenheit seyn, wie sie wollten, zu verurtheilen; es genügte, daß sie katholisch predigten, um strafbar zu seyn. Bei Verurtheilung des Kaplan's Wieser trat aber plötzlich ein „rechtliches" Bedenken ein. Derselbe wurde vorläufig auf freien Fuß gesetzt, damit er von den Gerichten verurtheilt werde*), und nicht durch die Polizeigewalt. War man der Ergebenheit der einen doch so gut, wie der andern versichert. Ein schönes Beispiel der Unabhängigkeit von äußern Banden, die aber dem innern Stern treuer und wahrer Pflichterfüllung folgt, hat, wie öffentliche Blätter bereits angezeigt haben, der bisherige zweite Beamte des Stadtamts Freiburg, Oberamtmann von Jagemann, gegeben. Nachdem Stadt-Direktor Burger sich zu dem Landtage nach Karlsruhe verfügt hatte, sollte von J. sein Stellvertreter seyn. Die Kreisregierung hatte, vermuthlich aus höherm Auftrage, an alle Amtsvorstände offiziell eine große Anzahl von Exemplaren einer Schrift übersendet, welche, damit sie bei dem Volke leichteren Eingang finde, die historisch gewordene Aufschrift: Paßt auf, Katholiken! führte, was mithin für ein testimonium ab hoste zu Gunsten ihrer Vorläuferin dienen kann**). Diese, von den giftigsten Ausfällen gegen den Hrn. Erzbischof strotzende kleine Schrift, welche ihn und daher die ganze kath. Kirche der Irrlehre und des Hochverraths beschuldigt, war von „einem treuen Katholiken" unterzeichnet und soll den streng protestantischen Prof. Platz, Mitglied der zweiten Kammer und dirigirende Seele der Karlsruher Zeitung, wie es heißt, zum Verfasser haben, der irgend ein „Schafsgewand" geborgt zu haben scheint, um sein Glück als Leithammel unter Katholiken zu versuchen. Die genannte Schrift sollte, zufolge der an die Amtsvorstände ergangenen Weisung, jedoch „mit Vorsicht" und na-

*) Ist bereits geschehen.

**) Dem sehr eifrigen Amte E. ist in diesen Tagen der fatale Streich passirt, sich zu vergreifen, und die massenhaft confiscirten Exemplare der ersten Schrift statt der zweiten selbst auszugeben. Der reißende und unerwartete Abgang scheint zuerst auf den Irrthum hingeleitet zu haben. — Das Uebel war geschehen!!

mentlich besonnener Auswahl der „Schwankenden" vertheilt werden. Ob sich ein katholischer Ehrenmann einem solchen Auftrage unterziehen konnte, muß natürlich dem Gewissen und Zartgefühl eines jeden Beamten überlassen bleiben. Wir finden keine Worte, um gebührend den Schritt zu ehren, welchen von J. that, indem er lieber seiner Stelle entsagte, als einen ehrlosen Auftrag erfüllte. Man versichert, er habe in einem ehrerbietigen Schreiben an den Regenten um Enthebung von Amtsverrichtungen gebeten, welche ihm sein Gewissen nicht gestatte, oder seine Entlassung angeboten, wenn diesem Wunsche nicht entsprochen werden wolle. Die Entlassung erfolgte in raschester Weise. Burger kehrte nach Freiburg zurück, um die durch solche Vorfälle allzu locker gewordenen Zügel „der öffentlichen Ordnung und Ruhe" wieder fester zu Handen zu nehmen. In der That sollen nun auch die Geldstrafen mit größerer Strenge eingetrieben werden. Dem in diesem Streite vielgenannten, schwergeprüften edlen Manne, Kanzlei-Direktor Binkert, wurde in den letzten Tagen alles Hausgeräthe bis auf die kleinsten Gegenstände nach dem Pfandhause gebracht, um öffentlich versteigert zu werden, damit aus dem Erlöse der Strafbetrag von 12—1300 fl. getilgt werden könne. Mit den Strafgeldern der Geistlichen macht man weniger Umstände: Stiftungs- oder auch Gemeinderechner werden angewiesen, den Pfründebesitzern die verfallenen Beträge nicht auszubezahlen, sondern vorerst zurückzuhalten.

Ich glaubte, als ich die Feder ansetzte, heute keinen besondern Stoff zu Mittheilungen zu besitzen und staune selbst über meine Weitläufigkeit. Meine Absicht war, unter obiger Voraussetzung, Ihnen eine Uebersicht der Eindrücke zu geben, wie sie unter den Begebenheiten des Tages in dem Volke haften bleiben. Zum Schlusse nun noch Weniges hierüber! Im Ganzen scheidet sich der unselige confessionelle Riß, wie er denn nun einmal in Deutschland besteht und durch die Zunahme und Vermischung der protestantischen Bevölkerung, namentlich in den Städten, unter der badischen Regierung zugenommen, schärfer ab als je. Mit wenigen sehr ehrenwerthen Ausnahmen stehen in dieser Streitfrage beinahe alle Protestanten der höhern und mittlern Stände, was auch ganz begreiflich ist, auf Seiten der Regierung. Höchstens hört man da, wo Familienbande oft so eng verbinden und Verwandtenliebe mit dem Vorurtheil im

Kampfe liegt, den Wunsch aussprechen: man sollte doch auf beiden Seiten „toleranter" seyn, d. h. mit andern Worten, sich um das Ewige nicht bekümmern und, so weit man es kann, gesinnungslos sich des schönen Lebens bei vollem Beutel und an gut besetztem Tische, in lustiger Gesellschaft und auf Bällen bestmöglichst freuen. Nur selten erheben sich z. B. die höhern Stände zu der edlen Ansicht, wie sie eine sehr empfindlich betheiligte protestantische Mutter aussprach: „man müsse recht seyn, katholisch oder protestantisch, was man sei." Es haben vielmehr angesehene Protestanten in einer Sache, die sie gar nicht berührt, höchst überflüssig Partei ergriffen gegen die kathol. Kirche. Mischen wir uns doch auch in ihre Angelegenheiten nicht! Die höhere Gesellschaft spricht sich daher, besonders in Freiburg, je nach Confessionen für und gegen die Regierung oder die Kirche aus, mit jener Beschränkung, wie sie staatsdienstliche Rücksichten und die tiefer eingreifenden Folgen einer von positivem Glauben nahezu entblößten Unterrichtsweise mit sich bringen. Auch bemerkt man die Einflüsse der Geistlichkeit auf edle Familien und Gemüther in solchen Städten, wo ein gewisser schönrednerischer Christianismus vagus, mit den bekannten Phrasen sentimentaler Vaterliebe Gottes zu allen Menschen, der Gleichmacherei aller Glaubensverschiedenheit u. s. w., einem die Ruhe liebenden und sich selbst sehr hochschätzenden Indifferentismus den Weg gebahnt hat. Dieser Geist ist in manchen Stadt- und Landgemeinden, besonders solchen, welche reiche Pfründeinkommen besitzen, ziemlich herrschend geworden, und hat namentlich die „gebildeten" Klassen der Gesellschaft ergriffen. Als ein Ausfluß dieses Geistes muß es betrachtet werden, daß nicht selten, auf Veranlassung der Pfarrer selbst, Letztere von „angesehenen" Einwohnern gebeten wurden, die „schöne Eintracht" der Confessionen durch die von dem Erzbischofe befohlenen Predigten nicht zu stören. Diese Geistlichen hatten oft zitternd, obgleich eines bloßen Minimums von Strafe im voraus schon versichert, den Hirtenbrief, wenn auch noch so schlecht verlesen. Nach solcher Anstrengung bedarf es billiger Weise der Ruhe. Diese Ruhe wurde ihnen aber nicht gegönnt; viel Schlimmeres steht noch in Aussicht, denn mehr und mehr dringt man von allen Seiten darauf, entweder kalt zu seyn oder warm. Mit den Lauen ist selbst der badischen Regierung nicht mehr gedient. Darf man sich daher wundern, wenn die Geduld mancher Geistlichen zu reißen droht, und man zu allen Mitteln greift, um die schöne Zeit zurückzuführen, in der so manche behaglichen Lebensgewohnheiten nicht so vielen verdrießlichen Störungen ausgesetzt waren!

Bei einem großen Theil des Landvolkes aber hat die Verfolgung der Petition an den Regenten, in Verbindung mit den steigenden Nahrungssorgen, eine tiefe Erbitterung erzeugt. „Also

nicht einmal mehr bitten dürfen wir!" sagt man sich. Die Regierung täuscht sich nach allen Richtungen. Wer das Wesen des Radicalismus kennt, muß wissen, daß er nur ein zuverlässiger Bundesgenosse gegen die katholische Kirche ist. Die Zuneigung der Katholiken wurde muthwillig verscherzt. Die Einen gewinnt man daher nicht und verliert die Andern. Jede politische Bewegung von außen dürfte von der großen Mehrheit mit Jubel begrüßt werden! Hierin liegt eine Gefahr für das Gesammtvaterland, deren Tragweite uns unermeßlich scheint.

III.

Vom 21. Februar 1854.

Seit meinem letzten Schreiben sind die Absichten der badischen Regierung in dem Kirchenstreit etwas deutlicher an den Tag getreten, ohne jedoch größere Aussicht auf Erfolg zu haben. Das augenscheinliche Streben der Regierungsweisheit ist darauf gerichtet, den status quo vor dem, an Verlegenheit so reichen 7. November wieder herzustellen, allein nur in Bezug auf dessen unmittelbare Folgen. Die anhängigen zahllosen Untersuchungen und Prozesse wegen Verbreitung katholischer Schriften und Petitionen, und gegen die auswärtige Presse sollen z. B. nicht aufhören, die Rechtswillkür soll, wie bisher, ungemessene Geld- und Gefängnißstrafen verhängen dürfen, die Jesuiten, welchen auch nicht die geringste formelle Verletzung nur irgend einer Polizeivorschrift, was in Baden gewiß viel sagen will, geschweige denn eine andere Schuld zur Last fällt, sollen zur Ausübung ihrer seelsorglichen und so erbauenden Aushülfe nicht wieder nach Freiburg zurückkehren dürfen. Alle diese und andere, wenn nicht namentlich und ausdrücklich aufgeführten „Zugeständnisse" möge allenfalls die katholische Kirche später als „Gnade" erbitten. Dafür stellt man in Aussicht, mit Rom unmittelbar zu unterhandeln, hat es natürlich in der Hand, diese Verhandlungen zu verzögern, hinzuhalten, vielleicht ganz abzubrechen, wenn das Gewicht der „Hoheitsrechte und des Staatszwecks" in Rom etwa zu leicht befunden würde. Einstweilen wäre sodann aber die „gute alte Ordnung" wieder hergestellt; der Erzbischof ist alt und wird wohl, calculirt man, zu einem nochmaligen so kühnen Aufschwung weder physische, noch geistige Kräfte mehr sammeln. Zeit gewonnen mithin, heißt Alles gewonnen. So die Weisheit der Menschen. Anders die Weisheit des allgütigen Gottes. Nicht umsonst ist die ungeheure That mit ihren unerwartet

reichen Folgen auf dem kleinen Gebiete Badens zur Flamme entbrannt, damit gerade hier sich ein neues katholisches Leben entzünde. Was Gott begonnen hat, wird Er vollenden. Was geschah, ist nicht eine Menschensache, die sich von selbst auflöst, wohl aber sind Solche „Widersacher Gottes", welche aufzulösen versuchen, was von Gott gegeben ist (Ap. VI. 38, 39). Diese Widersacher gleichen ihren Vorgängern, den Vorstehern des jüdischen Volkes, zwar darin, daß sie die Anhänger der Kirche Jesu schlagen, aber auf die Stimme Gamaliel's hören sie nicht. Ich wollte Ihnen das herrliche Breve des heiligen Vaters an den Hochw. Erzbischof senden, das von allen Kanzeln verlesen werden wird, als ich so eben sehe, daß die Allgemeine Zeitung dasselbe, und auch Auszüge aus der Hirscher'schen Schrift bringt. Man mußte sich billig wundern, daß dieses sich seiner Unparteilichkeit gern rühmende Blatt in letzter Zeit so Weniges aus Baden mittheilte, und dieses Wenige in einer Richtung, welche, den Uebungen der Allgemeinen Zeitung widersprechend, der Strömung der Zeit entgegen schien. Dieses Breve des heiligen Vaters kann die badische Regierung vorläufig belehren, daß Rom sich nicht zu Verhandlungen hergeben wird, welche Anderes bezwecken, als was der Episcopat der oberrheinischen Kirchenprovinz begehrt, was alle Bischöfe der katholischen Welt begehren müssen, wenn sie die Sendung erfüllen wollen, welche Gott ihnen mit dem Hirtenamte aufgetragen hat. Wenn man daher dem Erzbischof zumuthet, „Concessionen" zu machen, d. h. mit seinem Gewissen und seinen Pflichten zu markten, so setzt dieß eine Unwissenheit und eine eigene Gewissenlosigkeit voraus, welche Erstaunen erregen müßte, wenn man sich über irgend etwas, besonders seit dem 7. November, in Baden noch verwundern dürfte. Eine lange Erfahrung mußte zeigen, daß hier überall der gute Wille fehlt, der katholischen Kirche gerecht zu seyn, daß überall nur Ausflüchte gesucht werden, um der Erfüllung der heiligsten Zusagen sich zu entziehen, daß auch Concordate und Verträge nichts nützen, weil Unredlichkeit sie jeweils zu brechen suchen wird, daß mithin nur der Weg des thatsächlichen Vorangehens fortan eingeschlagen werden kann, mag daraus entstehen, was da immer wolle. Man spricht von einer in diesem Sinne von dem Erzbischofe unmittelbar gegebenen Erklärung, was auch vielfache Wahrscheinlichkeit für sich hat, denn der stagnirende Zustand ist länger unhaltbar. Ein neues Voranschreiten muß sodann zu neuen, viel ausgedehnteren Verfolgungen führen, durch welche die Kirche immer und überall erstarkt, oder der Weg offener Gewalt eben so gut, als jener hinterlistiger Verkehrtheit muß verlassen, und der Kirche, wie dem katholischen Volke müssen Garantien gegen die Rückkehr eines Zustandes gegeben werden, welcher Deutschland zur

Schmach gereicht, und unser gesammtes Vaterland daher in den Augen aller gesitteten Völker nothwendig herabwürdigt.

Ich habe bisher der badischen Kammern in dieser Frage nur vorübergehend erwähnt, und muß heute des Eindrucks gedenken, welchen ihre Haltung im Volke hervorruft. Nach der Fiction des modern-constitutionellen Gedankens bilden die Kammern den Ausdruck des Gesammtwillens des Volkes; es mag daher nicht ohne einiges Interesse seyn, zu prüfen, wie sich dieser fingirte Wille zu den wirklichen Aeußerungen im Volke selbst verhält. Diese Untersuchung möchte schon deßhalb wichtig seyn, um zu ermessen, ob aus einer Fiction sich überhaupt Wahrheit oder nur Lüge ergeben kann. Von der ersten Kammer rede ich nicht. Obgleich einer der drei angeblich gleichen Factoren der constitutionellen Potenz ist ihr notorisch der kleinste Antheil an der fingirten Macht zugeschieben. Schon vermöge ihrer Zusammensetzung beinahe ausschließlich aus abhängigen Beamten wird die erste badische Kammer als solche nur immer der Widerhall der Wünsche und Ansichten der Regierung seyn. Die Stimmen einzelner ehrenwerthen Männer verstummen immer mehr und machen keinen Eindruck, weil sie naturgemäß ohne Wirkung sind. Die Standesherren haben daher selten, die meisten nie von ihrem angebornen Rechte Gebrauch gemacht, den Sitz in der ersten Kammer einzunehmen und thaten, wie die Erfahrung lehrte, wohl daran. Es kann für den dermaligen Stand der Dinge als sehr bezeichnend betrachtet werden, daß sogar der Fürst von Fürstenberg, dessen Gemüthlichkeit in Verbindung mit nicht gewöhnlicher geistigen Befähigung bekannt ist, und der auf beinahe allen frühern Landtagen erschienen war, um die Rolle eines manchmal glücklichen Vermittlers unermüdet zu spielen, dermalen nichts mehr zu vermitteln finden mag, und sich von diesem Landtage ferne hält. Der Erzbischof glaubt wohl mit Recht, daß ihm Wichtigeres obliege, als in einer Versammlung seine Zeit zu verlieren, welche ohne allen politischen Gehalt in und außer ihrem Kreise ist. Hirscher, Andlaw u. A. zogen sich, wie bekannt, gleichfalls aus der ersten Kammer zurück. Die zweite Kammer hat eine ganz andere Stellung und wußte in frühern Jahren das Gewicht der Principien, aus denen sie hervorgegangen ist, der Regierung in jeder Weise fühlbar zu machen. Die Kammerhelden Itzstein, besonders Hecker, Brentano u. A. m. haben aus den Räumen der zweiten Kammer den Weg zu den Wohnungen und Sympathien der Bürger und der Landleute gefunden, indem sie Hoffnungen anregten, die sie zwar nicht erfüllten, nicht erfüllen konnten, und vielleicht auch nicht einmal befriedigen wollten, welche aber in dem Lande widerhallten und jene Scenen von 1848 und 49 möglich machten, unter deren schwerem Drucke unser armes Volk dem materiellen Untergang unaufhaltsam entgegeneilt.

Die zweite Kammer, früher die Beschützerin gegen jeden oft nur anscheinenden Eingriff besonders in die politischen Rechte der „Bürger," steht nunmehr als Zeuge ohne alle Theilnahme da, bei allen Verfolgungen, unerhörten formellen und materiellen Rechtsverletzungen, bei der Zerstörung aller constitutionellen Bürgschaften, und gibt sich zum Bundesgenossen für alle diese Handlungen auf eine ganz unbesonnene Weise hin. Es dürfte an der Zeit seyn, einen so unnatürlichen Zustand der Dinge zu beleuchten. Die entschiedenen Anhänger der Revolution konnten natürlich nach der von den Preußen wiederhergestellten „Ordnung in Baden" nicht wohl in der Kammer bleiben; die zahlreichste Parthie der „Gothaner" verlor ihr ostensibles Uebergewicht mit der Entfernung der Preußen, und ihre Matadore schieden ebenfalls aus. Die Kammer verlor daher aus verschiedenen Gründen ihre ausgezeichnetern Talente, wie Bassermann, Mathy, Lamey u. A. m. Die neuen Wahlen, besonders die jüngsten, lagen der Regierung ganz vorzüglich am Herzen. Sie bezeichnete durch ihre Amtmänner die Candidaten und setzte bis auf zwei weniger angenehme Männer überall ihren Willen ohne Widerspruch, und bei der nach so vieljähriger erfolglosen Hetze des badischen Volkes leicht begreiflichen ziemlich allgemeinen Gleichgültigkeit mit einer ganz naiven Offenherzigkeit durch. Diese Deputirten-Ernennungen fielen meistens auf Beamte oder Land-Bürgermeister als quasi-Beamte. Wird das Bild einer solchen Kammer ein treues Spiegelbild des Landes abgeben? dessen Bewohner man in den Kerker wirft, mit ungeheuren Geldstrafen belegt, wenn sie ein Blatt Papier vom Boden aufheben, eine Petition an den Regenten unterzeichnen, dessen Priester man in gleicher Weise behandelt, weil sie ihren Eid halten? anderer kleinlichen und empörenden Quälereien nicht zu gedenken. Die Regierung findet daher nicht nur in der ersten Kammer, sondern in der Mehrheit der zweiten ebenfalls immer wieder sich selbst und ihre Wünsche. Sie glauben nicht, welchen bittern Eindruck auf unser hungerndes Volk diese Anräucherungen einer unumschränkten ministeriellen Gewalt hervorrufen, bei der selbst ein bescheidenes Wort der Einsprache oder eines leichten Tadels Anstoß findet und zu abstoßend barscher Widerrede führt. Einige Anzeichen lassen jedoch einigermaßen erwarten, daß die Katholiken in der zweiten Kammer die wenig ehrenvolle Rolle ahnen, welche sie bisher in der wichtigen Frage des Tages gespielt haben; möchten sie sich ermannen, ehe sie vollends und unwiederbringlich der Verachtung ihrer Committenten und des katholischen Volkes verfallen!

XXVI.

Katholische und protestantische Reform im sechszehnten Jahrhundert.

Aus den Handschriften der Cistercienserinnen-Abtei Fraubrunnen in der Schweiz.

Am südlichen Abhange des Jura, unweit dem Ufer der Emme, in der Mitte zwischen dem alt-römischen Solothurn und dem jungen zähringischen Bern, hatten die mächtigen Grafen von Kyburg im Jahre 1246 das Stift Fraubrunnen gegründet. Die Grafen von Habsburg, von Thierstein und andere Herren bereicherten in der Folge die Abtei; die Töchter des umliegenden Adels nahmen in ihr den Schleier, unter diesen Mechtilde von Erlach, die Tochter des Helden von Laupen. Die Frauen befolgten die Regeln des Cistercienser-Ordens, und standen in geistlichen Angelegenheiten unter dem Abte von Frienisberg. Während des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts gewann die Abtei blühenden Aufschwung; mit dem Beginn des sechszehnten aber scheinen allerlei Mißbräuche zu Tage getreten zu seyn, welche eine Reform dringend wünschen ließen.

Die noch unbenützten Akten des Stiftes von Fraubrunnen erzählen, wie der heilige Stuhl im Gotteshause refor-

miren zu müssen glaubte, und wie nachher die protestantische Regierung von Bern dort reformirt hat. Diese historische Parallele wird wieder einen urkundlichen Beweis liefern, daß die Kirche im Beginn des 16ten Jahrhunderts keineswegs verstockt war gegen Mißbräuche, wo solche wirklich bestanden, daß hingegen die weltlichen Obrigkeiten, welche später das Banner der sogenannten Reformation aufpflanzten, diese Mißbräuche eher beförderten, als abstellten, und dieselben zur Erreichung ihrer Sonderzwecke ausbeuteten.

Schon im Jahre 1501 sandte Papst Alexander VI. einen Legaten nach Bern, um die Mißbräuche, welche sich in den dortigen Stiften und Klöstern eingeschlichen haben mochten, abzuschaffen und die Kirchenordnung herzustellen. In diesem und den nächstfolgenden Jahren war die Regierung von Bern noch vom streng-katholischen Geist beseelt, und obschon sie bereits die Rechte ihrer Staatshoheit in kirchlichen Dingen hoch anschlug, so gebrauchte sie dieselben doch zur Wahrung der geistlichen Interessen, und zeigte sich in dieser Beziehung als getreuer Schirmvogt der in ihrem Territorium gelegenen klerikalen Corporationen. Als daher der päpstliche Legat (der Abt zu Lutzelburg) in Bern erschien, setzte die Regierung seinen Verrichtungen nicht nur keine Hindernisse entgegen, sondern erließ vielmehr den 14. Juni 1501 ein Schreiben an alle „Geistlichen, Prälaten, Aebte, Pröpste, Prioren, Aebtissinen, Meisterinen“ des Kantons, und sicherte in demselben dem päpstlichen Legaten ihren Beistand zu, mit den ausdrücklichen Worten: „Es ist unser Wille, daß der päpstliche Legat hier in unserer Stadt die Gewalt und den Auftrag habe, alle Gotteshäuser zu visitiren und in gebührende Ordnung zu stellen. Da dieses Unternehmen zur Ehre Gottes und zur Beförderung seines Lobes gereicht, so sind wir entschlossen, ihm hiezu, so viel uns gebührt, hilflichen Beistand zu leisten. Deßwegen fordern wir Euch auf, den päpstlichen Legaten gut aufzunehmen, und

demselben zu gehorsamen" *). Einige Tage später (17. Juni) beauftragte die Regierung von Bern ihren Venner Achshalm, auf der Tagsatzung dahin zu wirken, daß der Legat unbehindert sei, seinen Auftrag auch in den übrigen Theilen der Schweiz, namentlich im Bisthum Konstanz, zu vollziehen, sobald er in Bern am Ziele sei, „und ihm sust alles das zugelassen werde, so ihm hie bei uns bewilligt ist worden" **).

Der päpstliche Commissär machte sich sofort an die Arbeit, und visitirte vorzugsweise auch das Stift Fraubrunnen, über dessen Unordnung allerlei ruchbar geworden. Vor Allem stellte er die Clausur wieder her, und gab den Nonnen eine bestimmte Tagesordnung. Das war im Stift nicht Allen genehm, und die Widerstrebenden wandten sich an die Regierung, welche aber die Aebtissin, die protestirenden Nonnen und ihren geistlichen Vorstand, den Abt von Frienisberg, vor sich berief, und unterm 30. Juli 1501 einen Spruch erließ, worin sie, gestützt auf die Visitation des päpstlichen Legaten und den Bericht des Abts von Frienisberg, die Renitirenden zur Ordnung wies, diejenigen Frauen, die ohne Erlaubniß das Gotteshaus verlassen hatten, zurückdecretirte, denselben auf das strengste die Befolgung der klösterlichen Vorschriften einschärfte, und die Widerhandelnden mit Ausschluß aus dem Stift bedrohte ***).

Auch diese Maßregeln jedoch hatten nicht den gewünschten nachhaltigen Erfolg; die Unordnung dauerte fort, besonders wurde die Clausur nicht eingehalten, und das Unwesen nahm bald einen so bösartigen Charakter an, daß eilf Jahre später die Regierung zu dem Entschlusse kam, die Ungehorsamen und Ruhestörerinen aus dem Kloster zu entfernen. Aber wohl wissend, daß sie zu solcher Gewaltsmaßregel ein-

*) Staatsarchiv v. Bern. Teutsche Missiven K. 148. (Regesten Nr. 500).
**) Teutsche Missiven K. 149. (Reg. Nr. 501.)
***) Teutsches Spruchbuch P. 686 (Reg. Nr. 502.)

seitig nicht befugt sei, und geleitet von wahrhaft katholischem Sinne, nahm sie ihre Zuflucht zum apostolischen Stuhle, und sandte einen eigenen Bevollmächtigten nach Rom, Herrn Constanz Keller, welchem Schultheiß und Rath folgende Instruktion, d. d. 10. Juli 1512, an den Papst mitgaben:

„Es ist unser Begehren, die allerlei Unordnung und die Gebräuche, welche dem geistlichen Leben nicht zustehen, in diesem Gotteshaus aufzuheben, und die geistliche Ordnung und die Ehre Gottes zu fördern: es ist unser Vorhaben, das Gotteshaus zu beschließen *) und Anstalten zu treffen, daß Niemand daselbst einen ärgerlichen Wandel führe, ein- oder ausziehe. Doch wollen wir Niemanden Zwang anthun; sollten einige Klosterfrauen der Meinung seyn, sich nicht einschließen zu lassen, so wollen wir denselben das, was sie in das Gotteshaus gebracht, herausgeben, damit sie in ein ander Gotteshaus eintreten können. Dieweil aber solches zu bewilligen und zu gestatten in der Macht des Papstes liegt, und damit dieses zu einem Erfolg führe, ersuchen wir die päpstliche Heiligkeit, dieses Gesuch günstig und willig anzunehmen, und Jemand Vollmacht und Auftrag zu geben, die Zuschließung des Gotteshauses zu vollziehen und Alles vorzunehmen, was zur Erreichung des gemeldeten löblichen Vorhabens erforderlich ist“ **).

Papst Julius II. beeilte sich, dem Gesuche der Berner-Regierung sofort Rechnung zu tragen, und bevollmächtigte den Abt Theobald von Lützel zu der Reformation des Gotteshauses Fraubrunnen. Dieser verfügte sich in das Stift, untersuchte die dortigen Zustände, trat mit den Abgeordneten der Regierung, mit dem Abt von Frienisberg, mit der Aebtissin und den Chorfrauen in Unterhandlung, und setzte (1513) eine „erneuerte Klosterordnung“ fest, deren

*) d. h. die Clausur zu handhaben.

**) Latein. Miss. G. 366. Reg. Nr. 518.

Hauptzüge wir hier in der ursprünglichen Schreibweise zur Charakterisirung der Zeitverhältnisse mittheilen.

Des Ersten gebietten wir, den Frowen, die dri hoptstuck, Gehorsamb, Reinikeit vnd willige Armutt, flissentlich vnd ernnstlich zu halten,weliche harinn bruchig erfunden, sol mit dem Kerker vnd andern Bussen, gestrafft werden.

Es sollen ouch die Personen des Gotshusz sich mit andacht zu den siben Zitten fugen, vnd die, mit singen vnd läsen, vnd nach gutter Ordnung unsers h. Vaters S. Bernnharts, vollbringen, vnd in sunderheit ouch zu den Aempternn der heil. Mäsz Gott dem Herren in warer andacht dienenn, sin liden und sterben in dankbarkeit betrachten, vnd daheine darvar hinusz gan an redliche vrsach oder mit vrlob der Aptissin *), alles by der Busz wasser vnd brots.

Es söllen ouch daby hinfür deheîn **) ander Priester, noch mit weltlich Personen, mans namens, in das gen. Gotshusz komenn, sunder ob jemand derselben die, so inen im Gotshusz fründschafft halb gesipt vnd verwandt wären, besächenn ***) vnd mitt inen welte redenn, das derselb, nach dem von der Aeptissin vrlob ervolget wirdt, solichs am Redfenster tun, oder sie haruff für die ersten porten beruffenn, vnd allda mit iro mag redenn vnd gesproech habenn, doch sol alwägen die, so allso ervorbret wirdt, ein ander †) des Convents by iro habenn, damitt aller argwon blibe gemitten, aber was Personen von dem fröwlichen geschlecht ††) in das Gotshusz zu iren gesipten vnd fründen begerten zu komenn, die mogen ingelassen werdenn, doch mitt willen der Aeptissin, weliche ouch die schlüssel zu den Portenn by iro sol habenn, damit si moge wüssen, wer us oder in werde gelassenn.

Die Frowen söllen ouch hinfür deheinen uszgang †††) habenn, es sye zu iren fründen, zu den Baden, ouch an den herbst oder an andre uszlendige ortt zu farenn, sunder in dem Gotshusz bliben,

*) D. h.: „Keine vorher hinausgehen ohne redliche Ursach, oder mit Urlaub der Aebtissin." **) „kein". ***) „besehen". †) „eine Andere". ††) „Frauengeschlecht". †††) „keinen Ausgang".

vnd inen ouch solichs niemand vrlouben, es wäre dann, das eine usz libs notturfft ein badenfart begerte ze tund, das mag der gen. vnnser bruder von Frienisberg erlouben.

Wir wellen ouch, das all ander geistlich züchten vnd ordnungen, es sye mitt ligen, gan vnd stan, zimlichen, erbernn kleidernn, vnd deheinerley andren Farwen dann wisz und schwartz, von linin vnd wullinem tuch, ouch mit schwigen in der Kilchen, dem Krützgang, Räuental vnd Dormant *) gehalten sölle werdenn, vnd so dick vnd vil gesungen vnd geläsen wirdt, Jesus Maria et gloria patri, oder si für die Altar vnd das heilig wirdig Sacrament gand, alsdann si sich ordentlich neygenn, ouch mitt einandern in tisch vnd ab tisch Gott dem allmächtigenn nach gewonheit des Ordens dankbarkeit erzeigen, alles by der busz wassers vnd brots.

Es sol ouch die gröste sorg sin, nach inhalt vnnser Regel, über die siechen vnd kranke, das die allzitt versorgt vnd versächen werden nach ihr notturft.

Wir ordnen ouch by der Pen des Bans, das die Frowen des Convents der Aptissin gehorsam syen in allen billigen Dingen, vnd iro Zucht vnd Er erbiettenn, weliche hiewider handlote, die sol angends gestrafft werden mitt dem Kerker, vnd darusz nitt genomenn on vnnsers Bruders von Frienisperg willen vnd Erloubung.

Es soll ouch die Aptissin iren Convent in göttlicher mütterlicher trüw vnd eine wie die andren, in warer liebe haltenn, vnd sie ziechenn in göttlichem Friden zu leben, allso das die alten die jungen vnterwisen vnd in gutter hutt vnd eren halten, darzu die jungenn den altenn gehorsamen, Zucht vnd Er erbietten, damit sie all nach diserm hienscheid mitt einander besitzen vnd erlangenn ewige Froid vnd Säligkeit **).

Die Schwachheit der menschlichen Natur bringt es mit sich, daß Mißbräuche sich auch in die besten Institute einschleichen, und daß die weiseste Fürsorge und die klügsten Maßregeln nicht im Stande sind, Aus- und Abartungen für

*) Refectorium und Dormitorium.

**) Bern. Teutsches Spruchbuch U. p. 655. Reg. Nr. 520.

immer zu verhindern. Die Aufgabe, welche der päpstliche Legat im J. 1513 im Stift zu Fraubrunnen zu erfüllen hatte, war an und für sich eine schwierige, und jeder Unbefangene wird Zeugniß geben, daß er dieselbe, soweit es in seiner Macht lag, in würdiger Weise löste. Die Regierung von Bern aber hatte dabei noch einmal ächt kirchlichen Geist documentirt; sie erkannte die Nothwendigkeit, den unklösterlichen Mißbräuchen zu steuern, allein sie fühlte auch, daß die Bezeichnung und Anwendung der Mittel nicht in den Bereich der weltlichen Behörde gehöre. Sie hat den kirchlichen Weg, eingeschlichenen Mißbräuchen zu begegnen, eingeschlagen; es war dieß aber in Bern der letzte Akt wahrer *katholischen Reform*. Betrachten wir nun die *protestantische Reform*, wie sie uns nach dem Zeugniß der Urkunden in demselben Frauenstift sofort entgegentritt.

Die päpstliche Reform war im Jahre 1513 in das Leben getreten. In den nächstfolgenden Jahren finden wir in den Klosterakten Nichts, was auf den Erfolg der Umgestaltung ein erhebliches Licht werfen könnte. Dagegen erzählt die Geschichte, wie *Zwingli* von Zürich aus die Stadt Bern bereits mit Macht bearbeitete, und durch den Franziskaner Meier, den Leutpriester Haller und einige vornehmen Familien einen mächtigen Anhang gewann. Bis zum Jahre 1526 hatten zwar die Altgläubigen in beiden Räthen der Stadt Bern großentheils noch die Oberhand; im J. 1527 aber gelang es den Neuerungslustigen, durch gewandte Wahlumtriebe ihre Gegner zu entfernen, und die Gewalt an sich zu reißen. Wie hat nun die *protestantische* Partei das Kloster Fraubrunnen *reformirt*?

Gleich der Revolutionspartei des neunzehnten hat die neugläubige Partei des sechszehnten Jahrhunderts überall mit besonderer Vorliebe im *Finanz*-Departement gearbeitet. Unter den vielen „Mißbräuchen" war immer das Vermögen der geistlichen Corporationen der grellste. Schon im Jahre 1522

mußten die Aebte von Frienisberg und Lützel als kirchliche Vorsteher des Frauenstifts Beschwerde in Bern erheben, „weil den Frauen an ihrem alten Brauch und Herkommen Abbruch geschehen, und mit dem Klostergut übel geschaltet werde.“ Der Rath drückte in seiner Antwort „Befremden über dieses Schreiben“ aus, trat für jetzt in das Begehren um Abhülfe nicht ein, und versprach, die Sache später untersuchen zu lassen *). Drei Jahre nachher ging der Rath bereits einen Schritt weiter, und entzog dem Stift, sowie sämmtlicher Welt- und Ordensgeistlichkeit überhaupt, die bisher genossene Steuerfreiheit. Das bezügliche Mandat enthält so charakteristische Motive, daß wir nicht umhin können, hier dessen Inhalt anzuführen.

„Wir Schultheß und Rath zu Bern thun allen unseren Amtleuten zu wissen, wiewohl unsere Voreltern und wir bisanher von den Geistlichen, seien es Ordens- oder Weltpriester, Klosterfrauen oder Andere dieses Standes, das Omgeld und den Böß-Pfenning nicht bezogen haben, so ist doch Solches aus dem Grund geschehen, weil die Geistlichen uns gepredigt haben, daß sie von solchen Abgaben von Gottes wegen frei seien, und daß derjenige, welcher sie mit solchen Auflagen (die wir und der gemeine Mann zur Erhaltung des Friedens und des allgemeinen Wohls getragen haben) beschwere und belästige, in Gottes und des Papst's Bann verfallen sei. Da wir nun aber aus dem klaren und heiteren Wort Gottes hören und verstehen, daß eine solche Freiheit kein Fundament und keine Grundlage in der heiligen göttlichen Schrift habe, sondern daß nach derselben Niemand von der Pflicht ausgenommen ist, der weltlichen Obrigkeit solche Abgaben zur Erhaltung des allgemeinen Wohls und Friedens zu leisten rc. . . . **): so geben wir Euch den Befehl, den

*) Bern. Teutsche Missiv. P. 76. (Reg. Nr. 526).

**) Hier folgt im Text Näheres über die Abgabe des Ohmgeldes.

Klöstern und den Priestern in unseren Landen den Wein, welchen sie in ihren Klöstern und Häusern vom Datum dieses Briefes an besitzen, zu schätzen, und davon den bösen Pfenning gleich Andern zu fodern und darin Niemanden zu schonen. Freitag nach Mathias 1525" *).

Nachdem die zwar noch nicht entschieden neugläubige, aber bereits stark schwankende Regierung von Bern im Jahre 1525 (gleichwie die revolutionären Schweizer-Regierungen von 1830—1840) sich zuerst an das Inventarisiren und Abschätzen des Klostervermögens gemacht, begann sie im J. 1528 mit Aufheben der Klöster und Einziehung ihrer Güter. Der Geist ihrer Reform kam bereits zum Durchbruch. Das Edikt bezüglich des Stifts Fraubrunnen d. d. März 1528 lautet wörtlich, wie folgt:

„Wir Schulthes vnd Rat zu Bern thund kund, alls dann etlich vnd der merteyl Closter-Frouwen zu Frowbr. in willen kommen den Orden ze verlassen, vnd sich in gemeinen Christentlichen stand ze geben, haben wir denselben für iren abzug zugeordnet nach jeder ir zubracht gutt, so si in das Closter bracht haben, Darzu dryhundert K. zu einer Eerung vnd vorgab, die ze bezalen namlich, wann eine usz dem closter gat, in manots **) Frist darnach hundert K. allso bar, dannenthin vber Jar aber hundert K. bis zu volkomner bezalung der iij C K., vnd sollen all glichlich gehalten werden, sy siend vorlengest usz dem closter gangen, in kurtzem oder nach gan werden, vnd soll dheine darusz trungen werden, sonders biiz sy sich verendere ir essen vnd trincken darinne haben, alles erberlich vnd vngeuarlich, doch das closter in bester Form quittieren" ***).

Hatte die katholische Reform, wie wir gesehen, bezweckt, vor Allem den Gehorsam, die Keuschheit und Armuth

---

*) B. A. Teutsche Missiven P. 336. (Reg. Nr. 530.) Die Stelle von: „so ist doch solches" u. s. w. ist im Original durchgestrichen.

**) „Monats".

***) B. A. Teutsches Spruchbuch. CC. 641. (Reg. Nr. 535).

im Kloster wieder sicher zu stellen, und die Leidenschaften als die Quellen der „Mißbräuche“ einzuschränken, so wandte sich die protestantische Reform, ihnen schmeichelnd, gerade an diese Leidenschaften selbst. Wer unter den Klosterfrauen das Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth brach, dem stellte der reformirende Rath von Bern die Zurückgabe des eingebrachten Guts, und überdieß eine Belohnung von dreihundert Pfund in Aussicht. Die neue Art zu reformiren trug bald ihre Früchte. Unter den Akten des Fraubrunner-Archivs findet sich eine Handschrift des Prädikanten Heinrich Ludwig zu Bollingen, welcher bescheint, die obrigkeitliche Prämie von dreihundert Pfund dafür empfangen zu haben, daß er die Klosterfrau Margaretha von Wiblisburg geehlicht *). Daneben liegt die Handschrift des Prädikanten Ludwig Käller, der die Klosterfrau Künzold Lächina geheirathet, und damit die gleiche Prämie von dreihundert Pfund verdient hatte **). Dieselbe Summe erhalten zu haben, bezeugt der Prädikant Schnewly von Limpach, welcher die Klosterfrau N. von Oesch als Ehegemahl heimführte ***). Nicht immer waren jedoch die Prämien-Gewinner ehrwürdige Prädikanten; es finden sich im Archiv auch Quittungen von Schmieden, Schuhmachern und Ansassen, welche den edlen Klosterfrauen des adelichen Fraubrunnenstifts behülflich waren, „sich zu verändern und in den gemeinen christlichen Stand zu begeben“, und somit die obrigkeitliche Prämie von dreihundert Pfund einstrichen †). Das widerwärtigste Schicksal scheint die edle Stiftsfrau „Aennely von Dießbach“ getroffen zu haben, die

*) B. A. (Reg. Nr. 542, 554.)

**) B. A. (Reg. Nr. 562.)

***) B. A. (Reg. Nr. 563.)

†) S. B. A. (Reg. Nr. 543, 547, 557 u. s. w.)

trotz der Prämie keinen Liebhaber fand, und daher die dreihundert Pfund selbst einnehmen und abquittiren mußte *).

Nachdem auf solche Weise das Stift von Fraubrunnen in kurzer Zeit reformirt war, blieb der Obrigkeit nur noch der letzte Schritt übrig, das katholische Stiftungsgut mit dem Staatsgut zu vereinigen. Allein auch die Früchte dieser Säcularisation ließen nicht lange auf sich warten. Während zur katholischen Zeit kein Decennium verging, wo Schultheiß und Rath von Bern sich nicht an das Stift Fraubrunnen und die übrigen Gotteshäuser wandten, um in Tagen der Noth und Theuerung aus den Klosterspeichern Korn, oder aus der Klosterkassa Geld, oder von den Stiftsmitteln andere Hülfe zu verlangen und zu erhalten **), und während alle diese Gotteshäuser früher für die Armen so sorgten, daß man den Pauperismus auch dem Namen nach nicht kannte, so waren dagegen jetzt, nach vollbrachter protestantischen Reform, Kassen und Speicher bald leer, und überall schwärmten Bettler im Lande herum, so daß Schultheiß und Rath von Bern kaum zwei Jahre nach der Oeffnung der Kloster-Pforten bereits ein Bettel-Edikt erlassen mußten, das wir hier zum Schluß der Tragödie, wie es an die Vögte von Fraubrunnen, Künitz, Buchsy, Frienisberg, Hollstatt, Torberg, Trueb, Inderlazzen, Königsfelden u. s. w. gerichtet ist, wörtlich folgen lassen:

„Lieber Vogt. Wir werden bericht, wie dann die starken bättler vnd landstricher sich des allmusen, so du inen gibst, nit begnügend, sonders böse wort vnd üpige täding geben, vermeinende, man sölle inen gen nach irem gevallen, söllich böslich bättler ungstrafft zu lassen, köndent wir gegen Gott nit verspreche, harumb unser will ist, wo sollich bättler dir an die Hand stossen, die in

---

*) Reg. Nr. 558.

**) Vgl. Bern. Archiv. (Reg. Nr. 505, 510, 514, 517, 519, 521 ic.)

gefanckenusz werffen, damit ander sich dran stossen, wo aber by dir kein gefenknusz ist, einen Stock machen lassen, vnd sy darin thun. Dat. XXIIIJ Junii" *).

So endete die protestantische Klosterreform im 16ten Jahrhundert mit dem Bettlerthum; gleichwie die revolutionäre Klosterreform des 19ten Jahrhunderts ebenfalls mit 18,000 Aargauischen Bettlern geendet hat.

Dazu nur noch Eine Bemerkung! Soweit die deutsche Zunge reicht, fand die Glaubens-Neuerung überall gerade an den Frauenklöstern den mannhaftesten und unerschütterlichsten Widerstand, mit nur ganz geringen Ausnahmen, und diese Ausnahmen fallen regelmäßig auf die adelichen Stifte. Was es für ein Adel war, der die alte Kirche der Neuerung opferte, zeigt unter Anderm der Untergang des Stifts Fraubrunnen, und gibt damit neuen Beweis für die schwere Bedeutung der Adels-Katastrophe in der Reformation.

---

*) B. A. Teutsche Missiv. F. 156. (Reg. Nr. 556.)

XXVII.

Bonifacius VIII.

Unter denjenigen Päpsten, welche seiner Zeit durch die Ghibellinen, sowie durch die willfährigen Diener einer alle Rechte darniedertretenden Fürstengewalt, hierauf durch Protestanten, Jansenisten und Staatskirchenthümler in hellem Chor durch den Lauf der Jahrhunderte sind herabgesetzt, verläumdet und verlästert worden, steht Bonifacius VIII. oben an. Man hat, war von ihm zu sprechen, wie es bei seinen in geistiger Ebenbürtigkeit ihm sich anschließenden Vorfahren, Gregor VII. und Innocenz III., unfürdenklicher Brauch war, die echten, zumeist auf richtig gewürdigten Handlungen beruhenden Zeugnisse bei Seite gelassen, und entweder eine in falsches Licht gestellte Thatsache, oder einen übel verstandenen und noch übler gedeuteten Charakterzug aus dem Ganzen herausgerissen, um Beides zur Grundlage eines beliebigen Wahngebildes zu machen. Dieses fiel bei Bonifacius um so leichter, da es seinem hartnäckigsten Widersacher, dem französischen König Philipp IV., gelang, wenige Jahre nach dem Hinscheiden des großen Vorkämpfers für die Rechte der Kirche, alle Acten desselben zu vertilgen, oder seinem Sinne nach zu verändern, wobei die Zeugnisse redlicher Zeitgenossen

dem Späherauge des ebenso ränkevollen als schonungslos durchgreifenden Gegners schwerlich werden entgangen seyn, dafür aber der willkommenen Entstellung, Verläumdung und Fälschung der Weg um so mehr geebnet, das Thor um so weiter geöffnet wurde, so daß der Nachhall derselben noch bis in unsere Zeit die leiseren und sparsameren Stimmen der Wahrheit leicht und laut zu übertönen vermag. Wie aber in der Gegenwart die erwähnten Vorgänger Bonifacius' VIII. sind rehabilitirt worden, so ist dieses durch die gewissenhaften und gründlichen Forschungen des gelehrten casinensischen Benedictiners Ludwig Tosti, die in Deutschland der Fleiß Damberger's noch beträchtlich erweiterte, endlich auch Bonifacius VIII. widerfahren.

Haben die „Historisch-politischen Blätter" neben Anderem auch die Aufgabe sich gestellt, historische Charaktere oder Thatsachen, an der Hand bewährter Zeugnisse, in ihr wahrheitsgemäßes Licht zu stellen, so mögen durch dieselben auch die immerhin noch weit verbreiteten irrthümlichen Ansichten über Bonifacius VIII. ihre Berichtigung finden.

Von diesem Papst, welcher die geistig und kirchlich hoch emporragende Reihe großer Vorfahren des dreizehnten Jahrhunderts würdig schließt, sollen insgemein die Anhörer communer Geschichtsvorträge den unfreundlichen Eindruck eines stürmischen, gewaltthätigen, in Leidenschaftlichkeit unversöhnlichen Greisen in ihre Hefte und in ihr Gedächtniß eintragen. Beleg dazu muß sein Verfahren gegen die Colonna's, sein Auftreten gegen König Philipp von Frankreich liefern. Unbeachtet bleibt (die wenigsten Geschichtsmacher mögen es kennen) des würdigen Zeitgenossen, des heiligen Erzbischofs Antonin von Florenz, Wort: „adelich war Bonifacius nach Weltstellung, jedenfalls ein kluger und gelehrter Mann, hohen Geistes, ein gewaltiger Vorkämpfer und Schirmherr kirchlicher Freiheit." Hinc lacrimae! das ist's, weßhalb er den Begriffen und Bestrebungen (gottlob sie sind

nicht mehr die allherrschenden und allwaltenden!) einer angeblich vorurtheilsfreien Zeit zurecht gemacht werden muß. Wie mögen sie sich nicht bäumen gegen Damberger's Wort, womit er den aus dem Leben scheidenden Bonifacius zu seiner Ruhestätte begleitet? „Wem ist", sagt dieser Gelehrte, „wem ist daraus ein Vortheil erwachsen, daß sich der Papst nimmer mit apostolischem Freimuth an die Könige der Erde wendet und sie warnt vor bösen Rathgebern, und ihnen die Augen zu öffnen sucht über die Täuschungen der Schmeichelei, der Ehr- und Habsucht und jeder schlechten Leidenschaft? den Völkern gewiß nicht; auch nicht den Fürsten. Jene haben ihren theilnehmenden Vertheidiger, diese ihren aufrichtigsten, weisesten und getreuesten Freund verloren. Die Höflinge sorgten geschäftig dafür, daß der Wahrheit jeder Zugang zum Throne abgegraben wurde; und die Lüge, die ihn nun von allen Seiten umgab, was konnte sie anders, als den Herrscher sammt den Beherrschten verderben?"

Von zweiundzwanzig Cardinälen, meist Creaturen König Carls II. von Neapel, wurde Benedict Gaetano, dem dieser am wenigsten geneigt war, in dessen Hauptstadt am 23. oder 24. December des Jahres 1294 auf den Stuhl Petri erhoben. Er war gebürtig aus Anagni, der Stadt, welche in demselben Jahrhundert drei Oberhäupter der Kirche aus dem dort einheimischen Hause der Conti gesehen hatte. Auf der Universität Paris erwarb er in jungen Jahren die Doctorwürde. Er galt als ein ausgezeichneter Canonist, als ein Geschäftsmann, der manche schwierige Aufgabe mit Geschicklichkeit an das Ziel geführt. Sein Greisenalter (er zählte 77 Jahre) und sein bisheriges ruhiges Walten empfahlen ihn der Mehrzahl der Cardinäle. Mit dem lautesten Jubel empfing Rom den neuen Nachfolger Petri.

Es ist nicht unsere Absicht, Bonifacen's Geschichtschreiber, und namentlich Damberger, zu epitomiren; nur die beiden Angelpunkte, auf welche das weitläufige Urtheil über

Bonifacius gestützt wird: sein Verfahren gegen die Colonna und sein Auftreten gegen den König von Frankreich, sollen hier beleuchtet werden.

Der mächtige Jordan Colonna hatte als Erben seiner ausgedehnten Besitzungen fünf Söhne hinterlassen. Durch einen Vertrag übergaben dieselben deren Verwaltung ihrem Bruder, dem Cardinal Jacob, dem ältesten der fünf Brüder; und obwohl das Geschlecht der Colonna als Haupt der Ghibellinen in Rom galt, standen sie Bonifacius in der ersten Zeit seiner Erhebung doch so wenig entgegen, daß sie um Pfingsten des ersten Jahres seiner Regierung denselben auf ihrem festen Schlosse Zagarola fürstlich bewirtheten. Aber bald darauf starb der zweitgeborne der Brüder, Johann, mit Hinterlassung von sechs Söhnen. Auch jetzt noch behielt der Cardinal die Verwaltung der reichen Einkünfte, welche er, unter Benachtheiligung der übrigen Brüder, zu seinem und der Neffen Vortheil verwendete. Jene klagten bei dem Papst, welcher zugleich von Stephan Colonna, der zuvor Graf der Romagna gewesen, Schlösser zurückforderte, die zu dem Eigenthum der Kirche gehörten. Bonifacen's Gerechtigkeitsliebe durfte die Zurücksetzung der Berechtigten nicht dulden, mußte als Oberhaupt der Kirche deren Eigenthum schützen. In dieser Beziehung verfügte er Zurückforderung ihres Besitzes von Stephan; in der andern stellte er, um eine Ausgleichung zu ermöglichen, Jacobs sechs Neffen ansehnliche Vortheile in Aussicht. Allein diese, gleich dem Oheim, habsüchtige Menschen und halsstarrige Köpfe, wollten hievon nichts hören. Sofort kehrten sie dem Papst den Rücken. Der wildeste von Johann's Söhnen, Jacob, mit dem Beinamen Sciarra (welcher seitdem für seine Nachkommen zum Geschlechts-Beinamen sich veredelt hat) — der Hadersüchtige — kannte weder Maß noch Ziel in seinem Haß. Das Erste, wozu dieser ihn verleitete, war ein Räuberangriff auf zwölf Saumthiere*),

*) Nach Damberger wären es 80 gewesen.

welche das päpstliche Hofgeräthe von Anagni nach Rom trugen. Bei dieser Frevelthat begegnen wir alsbald der unverkennbaren Mäßigung des Oberhauptes der Kirche, indem er in der Bulle Praeteritorum, welche später die Beleidigungen der Colonna gegen den heiligen Stuhl aufzählt, dieselbe (und gehörte sie doch zu den grellsten) nicht einmal berührt.

In anderer Weise ließ der Cardinal Peter, Jacobs Bruder, seinem Groll vollen Lauf. Er erklärte den Papst für einen uncanonischen Eindringling. Daß derselbe bei einer Cardinals-Ernennung im folgenden December (1296) Jacobs zwei Brüder, welche schon die ersten Weihen erhalten hatten, wider deren Erwarten unberücksichtigt ließ, erbitterte das ganze Geschlecht vollends. Fortan wurden geheime Verbindungen mit den Widersachern des Papstes angesponnen. Ob nun dieser, um die Colonna zur Fügsamkeit zu bewegen, gelinde Mittel anwendete, ob er mit Drohungen auftrat: sie beharrten in ihrer Auflehnung. Zuletzt mußte er das oberherrliche Recht in Anwendung bringen: er befahl den beiden Cardinälen, Jacob und Peter, den päpstlichen Truppen die Thore von Palästrina und Zagarola zu öffnen, damit diese festen Orte nicht den Feinden der Kirche zu Sammelplätzen dienen könnten. Nicht nur lehnten die beiden Cardinäle hiegegen sich auf, sondern sie warfen die Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Wahl, aus welcher Bonifacius als Papst hervorgegangen war, nun auch unter das Volk. Durfte er Dergleichen ungerügt hinnehmen? Am 4. Mai 1297 überbrachte ein Schreiber des päpstlichen Hauses den beiden Cardinälen eine Vorladung vor den Papst und das heilige Collegium auf den folgenden Tag, um sowohl über ihr Verfahren, als auch darüber Rede zu stehen, ob sie Bonifacius als rechtmäßig erwähltes Oberhaupt der Kirche anerkennen wollten.

Sie erschienen nicht. Da erließ Bonifacius (er stand dabei als Landesherr und als Kirchenoberhaupt in seinem Recht) die scharfe Bulle Praeteritorum, durch welche er die

beiden Cardinäle ihrer Würden, der damit verbundenen Einkünfte beraubte, sie in den Bann setzte, ihre Anhänger bis in das vierte Glied aller kirchlichen Weihen unfähig erklärte, und zugleich eine neue Vorladung binnen zehn Tagen unter Vermögensverlust beifügte (freilich eine Maßregel, welche unsere amnestieselige Wackelzeit mit Grauen erfüllen muß). Dafür ließen die Colonna, zu Longhezza versammelt, an die Kirchenthüren ein Manifest anschlagen: Cölestin V. habe nicht abdanken dürfen, daher sei Bonifacius nicht als Papst zu erkennen. Dabei legten sie Berufung ein an ein allgemeines Concil, der mühelos ersonnene Behelf aller Gegner des heiligen Stuhls (auch der König von Frankreich lehnte an denselben sich an), oder der Feinde der Kirche! Allein die Colonna verrechneten sich. Das Manifest blieb unbeachtet, und der Papst erließ eine zweite Bulle: Lapis abscissus, welche die Excommunikation auch auf die übrigen Glieder der Familie, mit Ausnahme Landolfo's, ausdehnte.

Dieser wurde nun, da seine Vettern insgesammt nicht allein in ihrem Widerstreben verharrten, sondern unverhehlt als Feinde des Papstes auftraten, an die Spitze einer Kriegsmacht gestellt. Da ihr die Gnaden eines Kreuzzuges zugestanden wurden, erwuchs dieselbe bald zu ansehnlicher Zahl. Guelfische Gesinnung führte ihr die Orsini, zweihundert Reiter und sechshundert Fußgänger aus Florenz, Mannschaft aus andern Städten zu; die Frauen veranstalteten Sammlungen. Zuerst wurde Napi angegriffen. Vergeblich suchten die beiden Cardinäle es zu vertheidigen; da sie die Unmöglichkeit einsahen, flohen sie nach Paläſtrina; Napi ergab sich, bald auch Zagarola. Paläſtrina konnte auf die Dauer ebenso wenig Widerstand leisten. Da beugten sich die Colonna; baarfuß, den Strick um den Hals, in Trauergewändern erschienen die beiden Cardinäle zu Rieti vor dem hochbeleidigten Papst, der sie auf dem Thron, mit der Tiara geschmückt, empfing. Sie flehten um Gnade ohne irgend

eine Bedingung. Bonifacius gewährte ihre Bitte, hob die gegen sie erlassenen Censuren auf, und behandelte sie mit Wohlwollen; nur sollten die beiden Cardinäle des Purpurs beraubt bleiben (doch gewiß mit Recht, da sie zugleich als Fürsten der Kirche die schwerste Schuld auf sich geladen), Palästrina's Schutzwehren geschleift werden, und es fortan der Kirche Eigenthum seyn. Das nannten die Colonna Verrath. Sie lehnten sich von neuem auf, riefen hiedurch die aufgehobenen Censuren abermals in Kraft, und luden die Strafen des Hochverraths neben denjenigen der Auflehnung gegen die Kirche auf sich. Ihre Güter wurden eingezogen, ihre Paläste geschleift, und sie flüchteten sich, die einen nach Sicilien, andere nach Deutschland, die ungestümsten nach Frankreich. Es bedarf einer kecken Verdrehung der Thatsachen, um das Unrecht bei diesen Vorgängen auf Bonifacius zu wälzen. Daß er aber hiebei entschiedener zu Werke ging, als unsere Zeit gegen notorische Empörung es ertragen mag, ist nicht mehr seiner Persönlichkeit, als der damaligen Ueberzeugung zuzumessen, welche von der Autorität (der höchsten, von Gott unmittelbar eingesetzten zumal) noch einen andern, als den durch glückhafte Rebellionen verwaschenen Begriff hatte. Wir haben es dahin gebracht, mehr vor dem Straferust, als vor dem Frevel zurückzubeben.

Und nun das Auftreten des Papsts gegen Philipp IV. von Frankreich! Von diesem entwirft ein französischer Geschichtschreiber *) folgendes Bild: „Kein Fürst hat das stolze Gefühl der Macht in solchem Maße besessen, wie er; keiner war eifersüchtiger auf dieselbe; keiner hat mit festerem und entschiedenerem Ausdrucke seinen Willen kund gegeben. Sein Hochsinn artete in Uebermuth, seine Herzhaftigkeit in Tollkühnheit aus. Seine ungemeine Willenskraft wird zu un-

*) *Christophe* Histoire de la Papauté pendant le XIV siècle. (Paris 1853.) T. I. p. 92.

beugsamer Halsstarrigkeit. In dieser forderte er, sobald er die Ehre betheiligt hielt, Geltung auch für seine Irrthümer. Bis auf's Aeußerste reizbar, unversöhnlich im Zorn, vergaß er niemals eine Beleidigung, und achtete Dienstleistungen nicht höher denn Pflichterfüllung. Seine Unternehmungen, deren Tragweite er nicht jederzeit berechnete, verflochten ihn mehr als einmal in pecuniäre Verlegenheiten, und nöthigten ihn zu Ungerechtigkeiten gegen die Unterthanen, deren Kräfte er erschöpfte, deren Münze er verschlechterte. Die Herabsetzung der großen Vasallen hatte unter den vorangegangenen Regierungen der königlichen Gewalt ein entschiedenes Uebergewicht verliehen; überwältigt, verstümmelt, konnte die Aristokratie keinen Widerstand mehr leisten. Sah er dann die kurz zuvor noch so stolzen, noch so hochfahrenden Barone auf den Knien an den Stufen des Thrones, so beschlich ihn der Gedanke von unbemessener Machtvollkommenheit, und dieser Gedanke trieb ihn zur Tyrannei. Wir können noch beifügen, daß nicht immer das Sittengesetz der Leitstern seiner Handlungen gewesen sei. Hatte er den Blick auf irgend ein Ziel gerichtet, so zog er zu dessen Erreichung weniger jene Gerechtigkeit, die dem Gewissen und dem Ehrbewußtseyn zusagt, als den Erfolg zu Rathe, welcher der Begierde schmeichelt. Seine Zeitgenossen haben ihm, persönlicher Anmuth wegen, den Beinamen: der Schöne, beigelegt; die Geschichte sollte ihm denjenigen: der Politische, ertheilen; denn er war der Erste, welcher die verderbliche Kunst übte, gewandt zum Bösen sich zu erzeigen."

Dieser Monarch Frankreichs, zu jener Zeit um so kecker, je jünger er war, hatte von der eigenen Autorität keinen geringern Begriff, als Bonifacius von derjenigen, mit der er zum Wohl der Kirche, daher des menschlichen Geschlechtes, sich ausgestattet wußte. Ob auch Philipp in den Beziehungen zu dieser bisher mit seinem Großvater Ludwig IX. in unverkennbaren Gegensatz getreten war, Bonifacius setzte

dennoch keinen Zweifel in die beschwichtigende Macht freundlichen Entgegenkommens und väterlicher Worte. Bald nach seiner Krönung beschwor er in eigenhändigem Breve den König, er wolle der Kirche und seinem Volke Frieden gewähren, in allen Vorkommenheiten wie ein Sohn an ihn, den Vater, sich wenden; liege ihm doch Frankreichs Wohl warm am Herzen. Diese herzliche Sprache verfehlte ihre Wirkung; Philipp gesellte sich sofort den Feinden des Papstes bei.

Der König stand damals in Krieg mit Eduard von England. Bonifacius erachtete dessen Beilegung als Pflicht des Oberhauptes der Kirche. Dem englischen Monarchen war es gelungen, den Grafen Guido von Flandern auf seine Seite zu ziehen. Um das Band enger zu knüpfen, sollte der Prinz von Wales mit Guido's Tochter sich vermählen. Da gelang es Philipp's Tücken, den Grafen und dessen Gemahlin in seine Gewalt zu bringen. Die Auslieferung der Tochter war der Preis der Freilassung der Eltern. Guido klagte das erlittene Unrecht dem Papst. War es nun tadelnswerth, daß dieser den König zur Rückgabe der Jungfrau aufforderte? Gleichzeitig liefen Klagen der französischen Geistlichkeit über willkürliche Geldforderungen ein. Die Entrichtung von Steuern aus geistlichem Gut an die Landesherren war nicht unerhört; aber daß solche ohne Zustimmung des heiligen Stuhls verlangt und eingetrieben wurden, das war eine Beseitigung der damals geltenden Rechtsverhältnisse, welche Bonifacius nicht ungerügt lassen durfte. Er rief in der Bulle Clericis laicos die alten Concilienschlüsse wieder in das Andenken zurück, drohte den Geistlichen, welche die Steuer dennoch entrichten würden, mit kirchlichen Strafen, den königlichen Beamteten und den Ortschaften, die zu deren Eintreibung hülfreiche Hand bieten möchten, mit dem Interdict. Dem Legaten, welcher den König zur Beseitigung seines willkürlichen Verfahrens ermahnen sollte, erwiderte Philipp mit der gewohnten Banal-Phrase, von der man, sobald sie gegen

die Kirche gebraucht wird, jetzt noch wähnt, sie könne selbst das schreiendste Unrecht in das goldreinste Recht verwandeln: er habe für seine Handlungen einzig Gott Rede zu stehen. Thatsächlich aber antwortete er durch ein Verbot, daß Fremde das Land betreten, Kostbarkeiten, Lebensbedürfnisse und Waffen aus demselben ausgeführt werden dürften. Das Band, welches die Geistlichkeit an den apostolischen Stuhl knüpfte, sollte dadurch zerrissen werden; den Einnehmern der apostolischen Kammer wurde Frankreich, den französischen Geistlichen Rom unzugänglich.

Bonifacius, „der als so hochmüthig und anmaßend und hitzig übergreifend geschilderte Papst" (Damberger), bemühte sich, den König zu belehren, denselben durch den Ton der Milde auf andere Gedanken zu bringen. Anfangs verharrte Philipp bei seinem Vorsatz, indem er strenge Durchführung jener Befehle anordnete. Vielleicht bewirkte die bald hierauf erfolgte Heiligsprechung seines Großvaters, König Ludwig IX., eine Umstimmung für den ersten Augenblick; denn hiemit hatte der Papst eine Verhandlung, die bereits fünfundzwanzig Jahre gedauert, an das von Frankreich gewünschte Ende geführt. Nicht lange nachher erließ er auch in öffentlichem Consistorium den Schiedsrichterspruch, welcher dem Krieg mit Eduard von England ein Ziel setzen sollte. Die parteiloseste Billigkeit lag demselben zu Grunde. Aber unglücklicher Weise hatte Philipp in Flandern Siege über seine Gegner erfochten, die ihn stolzer, unnachgiebiger machten. Als daher der Bischof von Durham die Bulle überbrachte, duldete der König, daß sein Bruder, der Graf von Artois, dem Legaten die Acte aus den Händen riß und in das Feuer warf; er selbst fügte bei: „nicht einem einzigen der bezeichneten Artikel werde ich Genüge thun."

Der Krieg brach daher von neuem aus. Der Graf von Flandern, zuletzt auf das einzige Gent beschränkt, schloß mit Karl von Valois einen Vertrag, öffnete ihm seine Stadt,

nahm ihn freundlich auf, wofür er sammt seinen Kindern gefangen abgeführt wurde. Gegen diesen Wortbruch erhob Bonifacius abermals die Stimme. Ist es ein glücklicher Fortschritt zu nennen, daß in den höchsten Regionen das Recht keinen verpflichteten Anwalt mehr hat? Philipp war taub gegen die Vorstellungen des Papstes; er war es nicht, als der Vicomte Amalrich von Narbonne bei offenbarem Unrecht gegen den dortigen Erzbischof in ihm seine Stütze suchte. Dieß, sowie seine Griffe nach bischöflichen Einkünften, die Bedrückungen, welche aus Anlaß eines bewilligten Zehntens von geistlichem Gut die Einnehmer gegen den Klerus sich erlaubten, nöthigten den Papst abermals zu ernstem Wort. Hätte er schweigen sollen? Stand der Papst mit seinen Breven im Unrecht? Spräche etwa für des Königs Willkürhandlungen das Recht? Ueberdem trat derselbe offen als Beschützer der Colonna auf; sie hatten freien Zutritt an seinem Hof. Das Kirchenrecht untersagte aber jede Gemeinschaft mit Gebannten. Damit erwies sich der König nicht bloß als Verächter der Kirchensatzungen, sondern als Gönner erklärter Widersacher des Papstes als Landesherrn. Auch hatte Philipp am 8. Dezember 1299 zu Quatrevaux mit Albrecht von Oesterreich (welchen Bonifacius zu jener Zeit nicht als römischen König anerkennen wollte) ein Bündniß geschlossen, worin der Papst eine Verbindung wider seine Person ahnen mochte. Es kam daher zwischen Bonifacius und dem barschen Kriegsmann Peter Flotte von Revel, der aus Philipps Auftrag die Nachricht von dem geschlossenen Bund nach Rom bringen mußte, zu heftigen Erörterungen, unter welchen der Franzose nicht wider den Sinn seines Herrn zu handeln glaubte, wenn er die Ehrerbietung gegen das Oberhaupt der Kirche in frechster Weise unberücksichtigt ließ.

Aber der große Gedanke, welcher eine erlauchte Reihenfolge von Vorfahren bewegt hatte: die Waffen der Christenheit wider die Ungläubigen zu wenden, lebte mit seiner vollen

Macht auch in Bonifacius. Peter Flotte hatte darauf hingedeutet, wie gerade der mißfällige Bund diesen Erfolg haben dürfte, und das griff der Papst mit Freude auf. Er ernannte den Bischof von Pamiers, Bernhard von Saisset, zum Legaten, um betreffs dieses Lieblingsentwurfes der Oberhäupter der Kirche mit Philipp zu unterhandeln. Nebenbei sollte er für Freilassung des Grafen von Flandern und seiner Kinder sprechen, und erklären, daß von geistlichen Gütern der Zehnten nur zum Zwecke des heiligen Krieges dürfe erhoben werden, und daß der König kein Recht habe, die Einkünfte erledigter Bischofssitze in seine Schatzkammer zu ziehen.

Kein Papst jener Zeit hätte anders handeln können, als Bonifacius gehandelt hat; nur wäre er vielleicht behutsamer gewesen in der Wahl seines Abgeordneten. Nicht daß der Bischof von Pamiers so hoher Beehrung unwürdig gewesen wäre; aber er stand wegen der Unabhängigkeit seiner bischöflichen Stadt in Hader mit dem Grafen von Foix, mit dem König selbst. Wie verfuhr dieser? Er schickte ein paar Beauftragte in den Sprengel, um heimlich über den Bischof Erkundigungen einzuziehen, die dann freilich allerlei zu Tage brachten, was man eben haben wollte. Auf diese Berichte hin wurde den 12. Juli 1301 um Mitternacht der besagte Bischof unversehens in seiner Residenz unter Wache gesetzt, gleich einem Verbrecher in einen scheußlichen Kerker nach Senlis abgeführt, endlich vor ein Gericht aus Höflingen gestellt. Wie er hier die vorgebrachten Anschuldigungen als verläumderisch zurückwies, fuhr einer derselben auf mit den Worten: „was hindert uns, daß wir ihn nicht sogleich niedermetzeln!“ Der Bischof wurde, wie von einem solchen Gerichtshof zu erwarten war, für schuldig erklärt, dem Erzbischof von Narbonne überliefert, der jedoch in würdiger Weise vor dem König erklärte: ein Urtheil über denselben könne nur von dem Papst gefällt werden, man sei ihm sicheres Geleite nach Rom schuldig; indeß wolle er denselben auf so lange in

Verwahrung nehmen, bis das Oberhaupt der Kirche sich werde erklärt haben. Daher wurde der Bischof bald wieder in königliche Haft versetzt.

Gewiß kann Bonifacius weder eines stürmischen Verfahrens, noch des Ueberschreitens seiner Befugnisse (wir aber müssen den Ausdruck: Pflicht, wählen) beschuldigt werden, wenn er Philipp um Befreiung des Bischofes anging, um Gestattung, daß er nach Rom sich begebe. Der König wollte durch eine Gesandtschaft antworten, an deren Spitze er abermals den seinem Willen schmiegsamen Peter Flotte, den persönlichen Feind des Bischofs und Gegner des Papstes, stellte. Der Abgeordnete bediente sich des seitdem in Gewalthandlungen gegen den heiligen Stuhl oft angewendeten Kunstgriffes, zu erklären: eigentlich stehe der König unbestreitbar in seinem Recht, theile er jedoch dem heiligen Vater die Klagepunkte gegen den Bischof mit, so wolle er damit lediglich einen Beweis seiner Achtung und seiner Ergebenheit gegen denselben beweisen. Dann verlangte er geradezu, der Papst solle seinen Legaten (unverhört!) der bischöflichen Würde verlustig erklären; ohnedem biete sein vergangenes Leben keine Bürgschaft für die Zukunft. Peter Flotte, in Nogaret's Schule gebildet, scheute sich nicht, dem Papst, der auf seine geistliche und zugleich weltliche Macht hinwies, zu sagen: „recht gut, heiliger Vater; allein Euere Macht ist dieß bloß dem Namen nach, diejenige meines Herrn ist's im Wesen.“

Läßt sich auf Bonifacius, solange man nicht für später aufgekommene Theorien das Recht der geheiligtesten Unantastbarkeit in Anspruch nehmen will, eine Schuld werfen, wenn er dergleichen Aeußerungen eines fürstlichen Dieners ebensowenig gleichgültig hinnahm, als das eigenmächtige Verfahren des Herrn? Durfte der Papst in dessen Mitschuld gegen den Bischof von Pamiers sich verflechten lassen? Gegentheils; bei diesem neuen Gewaltschritt des Königs stellten die vorangegangenen in langer Reihenfolge ihm sich vor Augen.

Fünf Schreiben an einem Tage wurden ausgefertigt. In dem ersten: Secundum divina, legte er Verwahrung ein gegen die Haft des Bischofs, und ermahnte den König mit aller Milde, daß er demselben die Reise nach Rom gestatte. In dem zweiten: Nuper ex rationabilibus, hob er vor der Hand ebensowohl die Bewilligungen an den König aus geistlichem Gut zur Vertheidigung des Reiches, als die ihm und seinen Nachfolgern ertheilten Privilegien auf. Das fünfte war das vielfach besprochene Breve: Ausculta fili, mit Aufzählung aller Beschwerden des heiligen Stuhls gegen Philipp und dem allen Staatskirchenthümlern so entsetzlich lautenden Satz: „wenn der König meine, er habe nur Gott, und auf Erden nicht auch den Papst über sich, so sei er im Irrthum, trenne er sich von dem Glauben.“ Jacob von Normand, Archidiakon zu Narbonne, sollte die Breven nach Frankreich bringen.

Peter Flotte war ein allzu guter Hofcanoniker, um nicht Mittel zu finden, die Wirksamkeit der päpstlichen Erlasse zu lähmen. Der würdige Ausweg bestand darin, ein falsches Breve (wie denn überhaupt in den Acten, welche die Zeit Bonifacius VIII. betreffen, viele Fälschungen unterlaufen) zu verbreiten; dasselbe trägt schon in seiner Kürze und in seiner Schreibart das Gepräge der Unächtheit an der Stirne; dennoch galt es damals der Unwissenheit, in der Folgezeit dem Uebelwollen als ächt, ungeachtet das gesammte Cardinals-Collegium alsbald öffentlich gegen dasselbe auftrat, und Bonifacius ungescheut Peter Flotte als Fälscher bezeichnete. Dieses Machwerk sollte eigentlich nur einem äußerst groben Erlaß des Königs als Unterlage dienen. Als daher der Archidiakon von Narbonne am 11. Febr. 1302 vor dem König erschien*), riß ihm der Graf von Artois das ächte Breve aus der Hand

*) Damberger bemerkt, es sei sehr ungewiß, ob er vor des Königs Angesicht sei gelassen worden.

[redacted]

und warf es in's Feuer, was alsbald unter Trompetenschall, gleich dem errungenen Sieg über einen Feind, durch die Stadt verkündet wurde. Das Einzige, was Jacob von Normand erreichen konnte, bestand darin, daß ihm der Bischof von Pamiers übergeben wurde.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Literatur.

I.

Gedenkblätter an Carl Rudolph aus den Grafen von Buol-Schauenstein &c., letzten Fürstbischof von Chur, ersten Bischof von St. Gallen, von Johann Franz Fetz, bevorwortet von Hofrath von Hurter. Lindau bei Stettner 1853.

Hirscher hat in seinem berühmten Büchlein über den badischen Kirchenstreit die ganze vergangene und zukünftige Geschichte solcher Conflikte in wenige Worte eingetragen, indem er seine Ueberzeugung ausspricht, „daß die Staatsregierungen, sobald sie einmal einsehen, daß Gott in Christo eine Heilsanstalt in der Welt aufgerichtet, dieselbe aber nicht ihnen unterstellt, sondern selbstständig gemacht hat — diese Selbstständigkeit, weil sie göttliche Anordnung ist, achten werden, so gewiß sie sich selbst als göttliche Einrichtung selbst achten und Achtung verlangen."

Wie dieser Glaube endlich wiederkehren soll, wird die Zukunft lehren, begonnen hat das examen rigorosum bereits,

es müßten denn alle Zeichen trügen. Wie er verloren gegangen ist, zeigt die Geschichte, und sein Verlust, für das engere Deutschland insbesondere in Praxis umgesetzt, bildet den Kern der Ereignisse unmittelbar nach dem Sturz des alten Reichs deutscher Nation. Jetzt stand der Bureaukratie nichts mehr im Wege, ihre göttliche Heilsanstalt für die Welt zu realisiren, gegründet auf ihren Glauben an den in Actenfascikeln menschgewordenen Gott, außer dem keiner sei. Natürlich war eine Hauptaufgabe der neuen göttlichen Heilsanstalt vom grünen Tisch, die eben erst aus fürstenmäßigen Reichsständen zu Staatsbürgern degradirten katholischen Bischöfe auch nach ihrem geistlichen Amte sich einzuverleiben. Den oben genannten Fürstbischof Carl Rudolph von Chur traf das Schicksal der Incorporation dreifach: für den schweizerischen, den tirolischen und den vorarlbergischen Antheil seiner alten Diöcese, und zweimal für diese zwei: zuerst in den bayerischen, dann in den österreichischen Bureaukratismus. Der letztere hatte immer noch eine Art von spröder Zimperlichkeit bewahrt, wogegen der erstere mit rühmlicher Offenherzigkeit sich als der menschgewordene Gott gerirte. Von besonderem Interesse in der Geschichte des Bischofs ist daher die bayerische Periode; sie hat auch das anspruchslose Werklein des Herrn Fetz, fürstlich Lichtenstein'schen Hofkaplan's, in wünschenswerther Ausdehnung und im engsten Anschlusse an die treffliche Abhandlung des Prof. A. Jäger in Wien: „Zur Vorgeschichte des Jahres 1809 in Tyrol," *) behandelt. Carl Rudolph's Regierung reicht auch noch in die Anfänge des urschweizerischen Liberalismus und, mit seiner unglücklichen Würde als erster Bischof von St. Gallen, in die Zeiten des süddeutschen Kirchen-Constitutionalism oder Republicanism hinein. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, wie die einst so hoffnungsreichen Richtungen der Synodiker gegen

*) Sitzungsberichte der Wiener-Academie. Phil.-histor. Klasse. VIII, 240.

Cölibat und Brevier heutzutage praktisch bedeutungslos geworden, während gerade in diesem Moment nichts zeitgemäßer ist, als ein Blick auf jene Bischöfe überhaupt, mit welchen die Bureaukratie der deutschen Partikular-Staaten ihre ersten Versuche der Incorporirung in die Heilsanstalt ihres menschgewordenen Gottes anstellte. Von den eigenen Auswüchsen hat die Kirche sich allmählig befreit, das böse Princip außer ihr aber ist in der Bureaukratie bis zur Stunde lebendig geblieben; nur die Urwalds-Rohheit seiner ersten Jugend hat sich für den täglichen Verkehr etwas abgerieben, jedoch nicht, ohne die Fähigkeit zu conserviren, bei Gelegenheit wieder mit dem ursprünglichen Harzgeruch aufzutreten, der uns nun von Baden herüber seit Monaten molestirt.

Am besten spricht sich die Weltanschauung der eben aus dem alten Reichszwang zur jungen Freiheit erwachten Bureaukratie in einem Bericht des Herrn von Mieg, bayerischen General-Commissariats-Kanzlers in Tirol, über die bayerische Gesandtschaft in Rom vom J. 1806 aus; er ist der Ausdruck aufrichtigen Staunens über den beim „römischen Hofe" verspürten Mangel des Glaubens an den menschgewordenen Bureaukraten-Gott, über den Wahn desselben, daß neben der Heilsanstalt dieses Gottes noch eine andere, eine achtzehnhundertjährige sogar und allein wahrhaft göttliche, Heilsanstalt existire. „Aller Waffen beraubt," sagt der Bericht, „die ihm im Mittelalter theils durch äußere Verhältnisse, theils durch die eigenen eminenten Talente und die wissenschaftliche Bildung seiner Schriftsteller und Geschäftsmänner zu Gebote standen, will der römische Hof heute, wo eine Trennung zweier Gewalten, die über Staatsbürger herrschen sollen, gar nicht mehr denkbar ist, sondern Alles auf die vollkommenste Concentrirung der Herrschermacht hindeutet, von seinen alten weder auf das Wesen noch die Gesetze der Kirche" (der bureaukratischen nämlich) „gegründeten Anmaßungen nicht nur nicht abgehen, sondern gar noch

eine ähnliche Oberherrschaft wie damals üben.“ Wir überlassen jedem denkenden Beobachter der Zeitläufte das Urtheil, ob dieser Ausspruch Mieg's nicht heute noch das eigentliche, wenn auch esoterische Grundgesetz der kleineren deutschen Staaten ist. Darnach handelte Bayern seit 1806 in Tirol, und darum verlor es diese wichtige neue Erwerbung so bald wieder und so wenig ehrenvoll, und damit seine größere Zukunft. Man wäre sonst in Tirol mit der bayerischen Verwaltung wohl zufrieden gewesen; aber darin lag allein die ganze Genesis des Jahres 1809, daß die Tiroler dem menschgewordenen Gott der bayerischen Bureaukratie ihre alte göttliche Heilsanstalt nicht zum Opfer bringen wollten.

Man trat, dem Wortlaute des Preßburger-Friedens entsprechend, die Herrschaft über die „lieben, braven Tiroler“ mit der wiederholten Betheurung an, daß „kein Jota an ihren althergebrachten Einrichtungen solle geändert werden“; „wohl fühl' ich es“, fährt die königliche Anrede fort, „ich habe einen harten Stand, mir euere Liebe und Achtung zu erwerben, aber ich hoffe, es werde euch einst auch um mich leid seyn, wenn ihr mich durch den Tod verliert.“ Und wirklich zog Bayern nicht etwa wort- und vertragbrüchig mit dem centralisirenden Zerstörungswerk in Tirol ein, wie Würtemberg und Baden in den ganz unter denselben Stipulationen abgetretenen vorderösterreichischen Landen, sondern mit wohlthätigen Reformen, die das Volk in dankbarer Liebe und Anerkennung aufnahm. Allein wenigstens in dem Hauptpunkte gab der menschgewordene Gott der Bureaukratie, eifersüchtiger als jeder andere, keine Ruhe; was kümmerte ihn der höchsteigen anerkannte Reichsdeputations-Receß u. s. w.? Der König selbst betheuerte den tirolischen Bischöfen: „den durch die wahre Lehre der katholischen Religion bezielten heiligen Zweck zum Glücke Seiner Völker thätigst befördern zu wollen“; die Bureaukratie aber schwur hohnlachend: das sei ihre Heilsanstalt, und sie behielt Recht. „Kirchenpolizei“ —

ward deren bayerische Erscheinung in Tirol officiell benannt. Als Carl Rudolph an die Regierung schrieb: „das Wort: Kirchenpolizei, hat in der Kirchensprache noch bisher keinen Sinn"; und als die Bischöfe demgemäß ihren Klerus instruirten, der königlichen „Kirchenpolizei" zu gehorchen, „insoferne durch dieselbe, wie es sich von selbst versteht, und von den religiösen Gesinnungen eines katholischen Monarchen mit Grund vorausgesetzt werden kann, keine von der Kirche anerkannte Glaubenssache oder Kirchenzucht offenbar gefährdet werde" — da brach bei der Bureaukratie „furieuse indignation" über diese „höchst ahndungswürdige Stelle" in groben Reprochen aus. Man lehrte nun die Bischöfe mit der That und bis in's Speciellste, was „Kirchenpolizei" sei, nämlich das wahre Episcopat der Bureaukratie nach der Ordnung ihrer göttlichen Heilsanstalt, dem die bisher sogenannten „Kirchen" nur das Material zur infallibeln Behandlung zu liefern hätten. Der Theologie-Studirende, der Pfarrer, der Mönch unterstanden bloß mehr den Anordnungen jener „Polizei"; der geistliche Bischof hatte nur den allerhöchst Nummerirten die Hände aufzulegen u. s. w. Man nannte das Alles mit einem besondern Namen auch noch Placetum regium, und entsetzte sich über die tiefe Finsterniß in solchen Köpfen, als Carl Rudolph sein Bedenken aussprach: „gewiß habe der große Rath zu Jerusalem dem Petrus und Johannes sein Placetum — versagt." In richtiger Erkenntniß ihrer absoluten Unfähigkeit, zeitgemäß erleuchtet zu werden, escortirte man die Bischöfe von Chur und Trient endlich aus dem Lande; für den Klerus „verordnete man das Schisma", wie Ersterer sich ausdrückte, und da er beharrlich bei der Behauptung stehen blieb, nicht ohne Weisung des Papstes die ihm angesonnene Abtretung des vorarlbergischen und tirolischen Bisthumsantheils an die Stühle von Augsburg und Brixen eingehen zu können, so bewog man etliche Schwächlinge im Domcapitel zu Trient, sich als Ordinariat

über den tirolischen Antheil aufzuwerfen. Herr von Hofstetten, „Specialcommissär in der geistlichen Angelegenheit", im übrigen Becherheld und Mädchenjäger erster Qualität, verdeutschte eigenhändig den betreffenden Hirtenbrief des Trienter Generalvikars, begleitete ihn mit nachhelfenden Noten, und octroyirte den tirolischen Kanzeln ein höchsteigen verfaßtes Gebet für den König; gegen Carl Rudolph aber war den 7. Febr. 1808 ein königl. Rescript erschienen, das ihn aus allen bayerischen Landen proscribirte, als „gefährlichen Volksaufwiegler" im Falle der Betretung gefänglich einzuziehen befahl, auf jede fernere Verbindung mit ihm die Strafe der „Landesverräther" setzte, und den „Bischofssitz für Unsere Staaten als sedes vacans, oder wenigstens als gesetzlich impedirt" erklärte. Die „Augsb. Allg. Zeitung" war officieller Moniteur, und man stieg der tirolischen Finsterniß tapfer und mit aller Gewalt zu Leibe; aber nach geraumer Zeit erst schrieb das General-Commissariat nach München um Kanonen und Bespannung, zum Schutze der „Kirchenpolizei" und ihrer schmählichen Brutalitäten. Jetzt reichte jedoch auch diese Hülfe für den menschgewordenen Gott der Bureaukratie nicht mehr aus. Er mußte bei Leibs- und Lebensgefahr sogar noch Unterwerfung unter das Haupt der wahren göttlichen Heilsanstalt heucheln, und durch päpstliche Entschließung vom 7. Sept. 1808 ward der abgerissene Churer-Theil an das Bisthum Brixen übertragen.

Eine ernstliche Bekehrung des principiell Bösen ist indeß ein Widerspruch in sich; man gedachte nicht im geringsten (wie das Breve vom 25. April 1807 Gott angefleht), „einmal aufzuhören, die Kirche des Herrn zu betrüben", da man ja selbst „Heilsanstalt" war; und so reiften die Früchte von 1809. Aber auch Oesterreich lebte und webte in der Idee der „vollkommensten Concentrirung der Herrschermacht", und am 27. Jänner 1816 trennte endlich ein päpstliches Breve die Churer-Antheile in Tirol und Vorarlberg für immer von

ihrem uralten Stuhle. Carl Rudolph nahm einen vom tiefsten Schmerze bewegten Abschied von seinen treuen und mit so viel Liebe im Herzen getragenen Diöcesanen. Sein letzter Hirtenbrief an sie sagt uns laut, daß von dem heutigen Oesterreich solches Leid ihm nicht mehr zugestoßen wäre.

Man ist dort zu der Einsicht bereits gekommen, die Hirscher desiderirt, wenigstens der Kaiser und die wachsende Zahl derer, die Ihm gleich denken, und erst die letzten Tage haben mit Seinen Verordnungen, welche die Gymnasien dem Geist der Kirche restituiren, ein neues Unterpfand dafür gegeben. Solange Er Bürge seyn kann, wird die Bureaukratie ihren Glauben an den in Acten-Fascikeln menschgewordenen Gott und an sich selbst als dessen Heilsanstalt für die sonst unerlösten Menschenkinder in den verborgensten Falten ihres löschpapiernen Herzens versteckt halten. Sicher aber vor einem abermaligen Durchbruch ist die katholische Welt nicht, so lange die alte Trägerin der modernen Afterreligion selbst noch lebt, so lange sie in der politischen Administration einen behaglichen Zufluchtshafen finden kann, in dem sie, wachsend und sich mehrend, besserer Zeiten und der wiederkehrenden vollen Geltung harrt; solange sie in Oesterreich insbesondere keck den Vorwand der neuen Reichseinheit vorhalten darf, der wohlverstandenen Reichseinheit, welcher augenscheinlich die göttliche Providenz Bahn gebrochen, aber nicht zu einem Deckmantel der alten Verderberin, als wenn Reichseinheit und bureaukratische Centralisation identisch wären. Ihre Kraft mit Einem Schlage zu brechen, ist freilich unmöglich, aber es ist nur schuldige Pietät, wenn mit Sehnsucht Jeder, der es mit Oesterreich und seiner unberechenbar hohen Bedeutung für unsere Zeit wohl meint, auf den ersten Erweis wartet, daß man an ihre Reducirung zu gehen gedenke. Das Princip „vollkommenster Concentrirung der Herrschermacht“ und die „Trennung zweier Gewalten,“ der geistlichen und der welt-

lichen, schließen sich allerdings mit Nothwendigkeit gegenseitig aus, wie Herr von Mieg richtig erkannt hat; und die Bureaukratie hat Recht, wenn sie von dem Ausweg wenig fürchtet, jene auf dem politischen Gebiete allein und ganz, diese auf dem religiösen Gebiete allein und ganz gelten lassen zu wollen.

II.

Das Dortmunder Archidiakonat. Archäologische Monographie von J. Mooren, Pfarrer in Wachtendonk. Schwann'sche Verlagshandlung in Köln und Neuß. 1853.

Man irrte, wenn man unter dem Titel des vorliegenden Buches eine kirchliche Geschichte des dem Dortmunder Archidiakonats-Sprengel angehörigen Territoriums verstehen wollte. Herr Mooren hat zwar auch in dieser Beziehung sehr schätzenswerthe Beiträge gegeben, stellt aber eine ausführliche Specialhistorie über den genannten Theil des gräflich märkischen Landes erst für die Zukunft, und zwar in einer Dortmunder Reformations-Geschichte aus der Feder des Dr. L. Ennen, in Aussicht. Seine Quellen überhaupt stammen aus dem offenbar sehr wichtigen Archiv des Dortmunder Archidiakonats, welche Würde der jedesmalige Dechant des Stifts St. Mariä ad gradus (Margraben) zu Köln bekleidete, und deren Papiere um so wichtigere Aufschlüsse gerade auch über das märkische Stück niederdeutscher Reformation darbieten, da der Stiftsdechant mit seinem Official faktisch die höhere geistliche Obrigkeit über alle Katholiken der Mark bildete. Nirgends haben wir den Verlauf der Religionsänderung verwickelter, aber in mancher Hinsicht auch instructiver gefunden, als eben in jenen Landen. Das Feuer der religiösen Bewegung war längst erloschen, als mit Kurbranden-

burg dort die neugläubige Propaganda definitiv zur Regierung gelangte; aber auch unter den früheren jülichischen Erbherren, deren Glaubenstreue nicht kalt nicht warm war, scheint schon vielfach bloß die moralische Qualität des Seelsorgers entschieden zu haben, ob eine Gemeinde der alten Kirche treu bleiben oder abfallen sollte. Kam doch der Fall vor, daß der jugendliche Kaplan in Mengede protestantisch wurde und mit bewaffneter Hülfe der gleichgläubigen Patronen noch im J. 1631 den katholischen Pfarrer verdrängte; und in Dortmund selbst waren die vier Pfarrkirchen sämmtlich protestantisch, während in den drei Klosterkirchen der alte Opferaltar noch aufrecht stand, ohne daß jedoch die protestantischen Mitbürger den wenigen barbarisch gedrückten Katholiken gestattet hätten, ihre religiösen Bedürfnisse daselbst zu befriedigen. Sie hatten freilich guten Grund zu ihrer Tyrannei. So wäre nahezu ihr ganzes Evangelium vor dem Hauche Eines Mannes über den Haufen gestürzt, des seit 1625 in Dortmund als Archidiakonats-Official thätigen Johann Klepping, Kanonikus zu St. Aposteln in Köln, der unter Beihülfe seines Vaters, eines edlen Patriciers und Bürgermeisters zu Dortmund, Katechese und Predigt in einer der Klosterkirchen einzurichten vermochte, und in Kurzem eine protest. Äbtissin, mehrere Stiftsfräulein, viele von Adel und eine Menge Anderer in den Schoos der alten Kirche zurückführte, dafür aber auch seine Erhebung zum Stiftsdechanten ausschlagen mußte, weil er wohl wußte, daß die Dortmunder keinem Andern, wie ihm, so viel Religionsfreiheit, als zu Nachmittagspredigt und Katechese gehört, gestatten würden. Diese Episode und viele anderen urkundlichen Angaben des Hrn. Mooren zeugen von dem Reichthum seiner noch zu veröffentlichenden Quellen, obwohl er klagt, daß dieselben, seit dem Tode des letzten Archidiakons im Privatbesitz, das Schicksal der sybillinischen Bücher erfahren hätten.

Wir bemerkten aber bereits, daß das specialgeschichtliche

Moment des Buches nur gleichsam eine Zugabe bildet; seinem Hauptinhalte nach ist es eine kirchenrechtliche Untersuchung über das mittelalterliche Institut der Archidiakonate, insbesondere der rheinischen, und hat insoferne eine über die Gränzen der Kölner-Erzdiöcese hinausreichende wissenschaftliche Bedeutung. Die ganze Geschichte der Diöcesan-Verfassung der deutschen Kirche fällt in den Kreis der Besprechung, die ein sehr günstiges Zeugniß für die rheinische Bearbeitung des Gebiets der kirchlichen Alterthumskunde ablegt, und ganz geeignet ist, anderwärts zu ähnlichen Nachforschungen anzuregen. Sie verfolgt insbesondere die Genesis und Entwicklung der Kölner-Archidiakonate: wie ihre Träger aus einem der geringsten Diener des Bischofs seine vornehmsten Stellvertreter, namentlich die Handhaber des kirchlichen Richter- und Straf-Amtes je in ihrem Kreise wurden, vielleicht im engen Zusammenhange mit den alten um ihrer Mißbräuche willen abgeschafften Chorbischöfen; wie die anfänglich bloß dem Dompropst ständig zukommende Würde zu einer Mehrheit von Trägern im hohen Diöcesan-Klerus gelangte, und durch definitive Verbindung mit gewissen geistlichen Stellen, besonders den Stiftspropsteien und Dechanien, die Archidiaconi nati entstanden; wie die Archidiaconi minores, darunter der von Dortmund selbst, ihnen nachwuchsen, zum Theil aus Landdekanen (Archipresbyteri rurales), welche dem Archipresbyter der Domkirche entsprachen und im Kölner Sprengel mehrfach ebenfalls habituell, d. h. mit einer andern Kirchenwürde bleibend verbunden, Decani nati wurden; wie die Stellung der Erzpriester überhaupt zu der höhern Ordnung der Erzdiakone sich gestaltete; welche jura die letzteren und wie sie dieselben übten, durch ihre Officiale und den ganzen Apparat der erforderlichen gerichtlichen Personen und Formen, wobei Herr Mooren nicht verfehlt, durch eine ausführliche Beschreibung den äußerst verwickelten Gang des canonischen Processes vor dem Archidiakon zu erläutern. Das ganze Institut der Thei-

lung der höchsten Gewalt im Bisthum mit seinen mancherlei Abnormitäten wurde schon durch das Tridentinum sehr eingeschränkt und hörte dem Wesen nach allmählig auf; wie wichtig es aber für ein quellenmäßiges Verständniß unserer ältern Kirchengeschichte ist, liegt auf der Hand. Dennoch ward ihm bisher, namentlich in Süddeutschland, sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt, so daß man hier oft geneigt ist, die Bezeichnung Archidiaconus in alten Urkunden für einen unerheblichen Titel zu achten. Freilich scheint auch das Institut im Süden viel früher um seinen Inhalt gekommen, und ungleich schwächer vertreten gewesen zu seyn, als dort in Niederdeutschland. Im Uebrigen schreibt sich z. B. der Propst von Raitenbuch (in einer Urkunde von 1270 einfach Archidiaconus genannt) bis an's Ende regelmäßig Archidiaconus natus, auch Lateranensis, in deutschen Documenten aber immer „Erzpriester.“ Möge Hrn. Mooren's Buch zu ähnlichen Forschungen den Anstoß geben, auch für den deutschen Süden.

III.

Praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Latein für die obersten Klassen des Gymnasiums. Zugleich Studien zur Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte. Von Fr. Teipel, Doctor der Theologie und Oberlehrer am k. Gymnasium zu Coesfeld. Paderborn. Verlag von F. Schöningh. 1854. VIII. S. 262.

Nachdem über Ent- und Verchristlichung der Gymnasien bereits so viel gesprochen und geschrieben worden, ist es erfreulich, unter der Masse der während dem erschienenen Schulbücher eines und das andere zu finden, welches mit Glück und Geschick den Gegenstand aus dem Gebiete der Debatte auf das der Praxis versetzt. Dem genannten gebührt dieses Lob in einem hervorstechenden Grade. Es ist keins von den gewöhn-

lichen Uebersetzungsbüchern, die einem beliebigen Text Redensarten und Wörter von classischem oder auch nicht classischem Latein mit mehr oder weniger pädagogischem Takt unterstellen; es ist vielmehr ein ganz selbstständig verfaßtes, nach Form und Inhalt treffliches Lesebuch, welches eine der interessantesten und bedeutungsvollsten, aber leider mit dem Schutte der Ignoranz und des Phrasenthums noch sehr verdeckten und entstellten Perioden der Weltgeschichte zum Object seiner Darstellung hat. Es versetzt den Leser in das kaiserliche Rom, und dann zu den Naturvölkern des Nordens; es führt die bedeutendsten Männer und folgereichsten Ereignisse an seinem Blicke vorüber; es macht ihn bekannt mit den Thaten und Schicksalen, den Lehren und Grundsätzen der Kaiser, Philosophen und Kirchenlehrer, mit den Formen und Zuständen des politischen und socialen, des religiösen und sittlichen Lebens unter Heiden und Christen, und zeigt unter Anderm, wie der moderne Radikalismus und Unverstand auch darin ein Vorbild an dem verkommenen Heidenthum hat, daß letzteres zur Zeit Diocletians die Verbrennung der Schriften Cicero's verlangte, weil die christliche Sittenlehre durch dieselben bestätigt würde. Die Darstellung ist frisch, anschaulich, spannend; bei Anführung von Lehren und Meinungen sind die eigenen Worte der betreffenden Männer wieder gegeben; es wechselt die Erzählung mit der Beschreibung, die schwunghafte Rede mit der besonnenen Untersuchung. Es leuchtet ein, daß letzterer Umstand nicht bloß dazu beiträgt, das Buch zu einer angenehmen Lectüre zu machen, sondern auch den nächsten Zweck, dem es bestimmt ist, bedeutend zu fördern, indem auf diese Weise die verschiedensten Stylarten der Uebung vermittelt werden. Wenn der Herr Verfasser schon dadurch eine günstige Meinung für seine richtige Methode erweckt, so zeigen ferner die dem Texte zum Behufe der Uebersetzung beigefügten Anmerkungen, daß er seiner Aufgabe vollkommen gewachsen war. Da finden sich

nämlich nicht bloß dürftige Hinweisungen auf diese und jene Grammatik, nicht bloß die Denkfaulheit befördernde Angaben vereinzelter Phrasen und Wörter, sondern feine grammatischen und stylistischen Bemerkungen, sorgfältige Berichte über den lateinischen Sprachgebrauch — Alles mit musterhafter Kürze, Klarheit und Auswahl, und unter steter Berufung auf die Schriftstellen der Classiker. Als sehr zweckmäßig kann auch das dem Buche angehängte „Wörterverzeichniß" bezeichnet werden, welches die Hauptfälle sprachlicher Eigenthümlichkeit alphabetisch aufzählt, und darüber auf die Stellen, wo von ihnen gehandelt worden, verweist. Wir empfehlen dieß Buch um so lieber, da es mit großer Objectivität geschrieben ist, und den praktischen Beweis liefert, daß Anerkennung und Bewunderung des antiken Geistes und Lebens ebensowohl bei einer klaren Einsicht in die Mängel und Schranken desselben bestehen kann, als sie sich mit der vollsten Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums verträgt.

Bei solcher Bewandtniß erhält auch das Urtheil des Verfassers über die Lectüre der Kirchenväter auf Gymnasien eine besondere Bedeutung, und wir glauben nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir seine in der Vorrede S. VI über diese wichtige Frage ausgesprochene Ansicht hier wörtlich mittheilen. „Man hat gefordert, daß christliche alte Schriftsteller neben den heidnischen auf den Schulen gelesen werden. Es sei uns fern, dieses für nutzlos zu erklären; geschah es ja auch in den früheren Jahrhunderten. Aber davon sind wir überzeugt, daß Alles darauf ankommen wird, wie es geschieht. Ist die Erklärung eine vorwiegend philologische, daß auf den Ausdruck, die Zerlegung des Stoffes, die sprachliche und sachliche Einkleidung ein besonderes Gewicht gelegt wird, so könnte es leicht der Fall seyn, daß der christliche Schriftsteller gegen den heidnischen manchmal in den Schatten träte, und dadurch die Hochachtung gegen jene in den Her-

zen der Jugend eher zu- als abnähme. Ueberhaupt halten wir es für viel zu wenig, wenn neben der Lectüre der heidnischen Classiker einige Stunden auf die der christlichen verwendet werden, bei denen es uns mehr um den Geist und den Inhalt, als die Form zu thun ist. Wohl möge also auch in den philologischen Stunden ein Abschnitt aus Laktanz, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregor von Nazianz, Chrysostomus gelesen werden; aber die Hauptsache scheint uns zu seyn, daß der philologisch gebildete Religionslehrer in den Religionsstunden in die Schätze des christlichen Alterthums einführt; da gewinnt Alles den rechten Zusammenhang, den gehörigen Hintergrund, die fördernde Umgebung und Beleuchtung. Bald legt er den Schülern bei Gelegenheit eines Festes eines der herrlichen lateinischen Kirchenlieder aus dem Reichthum der ersten Jahrhunderte vor, bald vernehmen sie eine klare und kraftvolle Erörterung und Vertheidigung des Glaubens, oder die eindringliche Ermahnung zur Tugend, die Hinweisung auf die Beispiele der Vorwelt mit den Worten eines Kirchenvaters, und neben dem heiligen Inhalte erfreut sie zugleich die Schönheit und Kraft der sprachlichen Darstellung. Natürlich muß dann die Stundenzahl des Religions-Unterrichtes für alle Classen vermehrt werden, was um desto eher geschehen kann, da die ästhetische, die sprachliche, die geschichtliche Bildung zugleich mit der religiösen Gewinn davon hat. Zugleich tritt dadurch, worauf wir ein entschiedenes Gewicht legen, die Bildung des Gemüthes etwas mehr aus dem Hintergrunde."

XXIX.

Zur Paritätsfrage in Preußen.

Freiheit und Recht der Kirche ist in Preußen anerkannt in und mit der Verfassung. Selbst solche, welche da haarklein erwiesen zu haben glauben, daß die Gewährung bloß in den Zeiten der Noth abgedrungen worden, und demnach leicht wieder zu revociren wäre, stellen sich doch gerne auf die betreffenden Verfassungs-Paragraphen, wenn es einmal gilt, auf die Zustände in anderen Staaten von da aus hoch herab zu sehen. Andererseits ist man aber in und außer Preußen bemüht, gerade jene Gewährung als eine Warnungstafel für alle anderen Staaten hinzustellen. Es ist bereits zur stereotypen Phrase geworden, Preußen habe den Bischöfen sicherlich weit mehr eingeräumt, als ein paritätischer Staat, ja selbst ein ganz katholischer hätte thun sollen, und dennoch keine Zufriedenheit, kein aufrichtiger Dank, „kein ernster Wille, auf nichts weiter zu dringen“ *)! Bestätigend und die Augen fromm verdrehend, seufzt vor Allem die „Kreuzzeitung“ dazu: Ja, leider „scheint das Programm der

*) So z. B. Dr. Palmer noch in der jüngsten Neujahrsbetrachtung der Darmst. K.-Z. S. 29.

römischen Ansprüche nicht erschöpft!" Und in der That fehlt es nicht an natürlichen Anlässen zu solchen Anklagen.

Principiell nämlich und auf dem Papier der Charte ist die Freiheit und das Recht der Kirche wohl anerkannt, im Leben und in der Wirklichkeit sieht es aber vielfach ganz anders aus. Die eiserne Hand des omnipotenten, noch dazu protestantischen Polizeistaats hat zu tiefe Spuren in das katholische Recht gedrückt, die untergeordneten und ausführenden Organe waren vielfach bis zur Stunde zu sehr dabei interessirt, sie nicht verwischen zu lassen, als daß nicht das verfassungsmäßige Princip in concreten Fällen sehr häufig vermißt werden sollte. Was ist nun eine principiell anerkannte Freiheit, die nicht realisirt, ein principiell anerkanntes Recht, das nicht in's Leben eingeführt werden darf? Solche Freiheit, solches Recht ist aber das Höchste, was die berufenen Ritter des „Evangelischen Staats" der Kirche gönnen; natürlich, sie riskiren dabei nichts, um so weniger, als der verfassungsmäßige Boden in Preußen ein sehr schwankender ist. Sehr bedenklich dagegen gestaltet sich jeder Versuch, das anerkannte Princip in's Leben zu übersetzen; denn die Rechte und Freiheiten in der Charte kann man heute oder morgen wieder wegblasen, wie ein anderes Blatt Papier, nicht so die Rechte und Freiheiten im — Leben. Daher die beweglichen Klagen über den katholischen Mangel „ernsten Willens, auf nichts weiter zu dringen"!

Leicht ist zu erachten, daß der neueste Schritt der „katholischen Fraktion" in der zweiten preußischen Kammer eben deßhalb wieder viel Staub aufwerfen wird, obgleich er aus den Vorgängen der letzten Kammersaison als natürliche und offen besprochene Folge hervorging. Die Fraktion selbst hat alle bei ihrer Gründung weit und breit gehegten Befürchtungen wegen systematischer Opposition, Clubtyrannei, Stimmenschacher rc. glänzend widerlegt, vielleicht nur zu glänzend, indem die Freiheit ihres Auftretens in und außer der

Kammer in der That mitunter etwas mehr einheitliche Disciplin wünschen zu lassen schien. Ihrer Hauptaufgabe aber: der Uebersetzung des principiellen Rechts der Katholiken in das lebendige Recht auf dem verfassungsmäßigen Wege, ist sie redlich nachgekommen, namentlich durch ihre jüngste Vorlage auf Trennung, gesonderte Aufweisung und Restitution der stiftungsmäßigen katholischen Cultus-Dotation einerseits, Handhabung der Parität im Unterrichts-Budget andererseits *). Was die Begründung des Antrags betrifft, so sprechen Zahlen am deutlichsten. Im vorliegenden Falle haben sie noch das besondere Verdienst, einen klaren und praktischen Commentar zu dem sonst undefinirbaren Schlagwort Jung- oder Neupreußens zu liefern: „Preußen ein — evangelischer Staat.“ Selbst der Umstand beeinträchtigt die eigenthümliche Bedeutung jenes Commentars nicht, daß wir schließlich noch sehen werden, wie Neupreußen endlich die Entdeckung gemacht hat: auch Baden — ist ein „evangelischer Staat.“ Profit, „Evangelium“!

Bei dem Antrage der 88 katholischen Deputirten mit seiner zweifachen Forderung handelt es sich also, neben der einfachen Rechts- oder Eigenthums-Frage, um nichts Anderes, als um Gleichberechtigung der Katholiken mit den Protestanten — nicht um ihre principielle Anerkennung,

*) Er lautet: „die Kammer wolle beschließen, die königliche Staatsregierung aufzufordern: 1. eine Nachweisung vorzulegen, welche sämmtliche vorhandene, von den Staatsbehörden verwaltete, ganz oder theilweise katholische Stiftungsfonds umfaßt, und über deren specielle Verwendung, sowie über die Grundsätze, wonach solche normirt ist, sich verbreitet; 2. die einzelnen Fonds ihrer stiftungsmäßigen, oder sonst rechtlich feststehenden Bestimmung in soweit zurückzugeben, als sie derselben ganz oder theilweise entfremdet sind; 3. die grundgesetzlich anerkannte Parität auch in Bezug auf freie Bewilligungen aus der Staatskasse für das Universitäts-, Gymnasial-, Schullehrer-Seminarien- und Elementarschul-Wesen zu verwirklichen.“

denn sie ist nicht bestritten, weder von der Regierung, noch von dem nüchternen, weitaus größern Theil der Kammern, sondern um die Anerkennung derselben in der realen Wirklichkeit. Schon die Ministerialerlasse vom 22. Mai und 16. Juli 1852 hinsichtlich der Missionen, wie der Studien im collegium germanicum zu Rom zeigten, daß die Schwingungen des alten Regiments gegen die Kirche in Praxis noch nicht sich ausgeschwungen, und die Behandlung, welche der deßhalb gestellte Antrag Waldbott in der Kammer erfuhr, that kund, wessen hierin die Katholiken, als die Minorität, von der protestantischen Majorität sich zu versehen hätten. Jetzt sind es Fragen anderer Natur, als das Recht der Predigt und der Erziehung des Klerus; sie betreffen Rechte materiellen Gehalts, es handelt sich um Mein und Dein auf dem Boden des äußern Besitzes. Wie vielfach hier die katholischen Interessen verletzt, die Rechte der Katholiken hintangesetzt, die der Protestanten mächtig bevorzugt sind, erweisen unwiderleglich die Thatsachen. Für die nächste Aufgabe, durch Aufdeckung dieser Thatsachen die bestehenden Rechts-Verhältnisse zu entwirren, haben die katholischen Vertreter in der Kammer, wie die katholische Journalistik eine anerkennenswerthe Rührigkeit entwickelt. Wie im vorigen Jahre eine eigene Schrift über jene Ministerialerlasse erschienen ist, in der auch schon zwei Aktenstücke, welche die gegenwärtige Frage betreffen, abgedruckt waren, so hat erst vor Kurzem wieder eine umfassendere Schrift: „Die katholischen Interessen bei den Budget-Verhandlungen in den preußischen Kammern des Jahres 18$\frac{52}{53}$", die Presse verlassen, die einen klaren Ueberblick der Akten gewährt, und unsere früher bereits gesammelten Notizen wesentlich ergänzt hat.

Die Veranlassung zur Behandlung der finanziellen Seite der Paritäts-Frage gab zunächst die vorjährige Feststellung des Cultus-Budgets, in welchem das Ministerium 50,000 Thr. von den Kammern gefordert hatte „zur theilweisen Befriedi-

gung der Bedürfnisse der evangelischen Kirche." Diese Forderung stand nicht isolirt. Schon unter dem 4. Dez. 1851 hatte der erst neu errichtete „evangelische Oberkirchenrath" in einer eigenen Denkschrift Bedürfnisse der „evangelischen Kirche" geltend gemacht, und Forderungen gestellt, die vorläufig jährlich 274,000 Thr. weitere Zuschüsse aus Staatsmitteln betrugen, ungerechnet die für die Ausstattung der kirchenregimentlichen Behörden und der Consistorien erforderlichen Fonds *). Diese Forderungen nahm nun das Ministerium wieder auf, und suchte auch seinerseits in einer eigenen Denkschrift seine Mehrforderungen für den „evangelischen Cultusetat" näher zu begründen. Es schlug die Bedürfnisse zu 210,000 Thr. an, indem es zwei Posten der oberkirchenräthlichen Denkschrift, zusammen zu 64,000 Thr. wegließ. Als Bedürfniß wurden geltend gemacht 20,000 Thr. zur Entschädigung für die Superintendenten, 30,000 Thr. für die Gründung von wenigstens zwei größeren Seminarien, 80,000 Thr. für die Ausdehnung der Vicariatseinrichtung, 50,000 Thr. für neuzuerrichtende Kirchspiele und 30,000 Thr. für emeritirte und demeritirte Geistlichen. Diese Aufzählung so großer Bedürfnisse sollte die Mehrforderung von 50,000 Thr. für das „evangelische Cultusbudget" „als einen verhältnißmäßig überaus geringen Zuschuß" annehmbarer machen. Zudem stellten 94 protestantische Mitglieder der Kammer, an der Spitze Röldechen und Stolberg-Wernigerode, den Antrag, „die Staatsregierung zu ersuchen, die den Bedürfnissen der evangelischen Kirche entsprechenden Staatsmittel disponibel zu machen, und deßhalb ein successive Erhöhung des für die evangelische Kirche auszuwerfenden Zuschusses eintreten zu lassen;" ja, dieser Antrag stellte noch weitere unabsehbaren Mehrforderungen in Aussicht.

Solche Ansprüche auf die allgemeinen Mittel mußten die

*) Eine „Beleuchtung" dieser Denkschrift hat Rintel geliefert. Regensburg 1852.

Katholiken betroffen machen, und nicht bloß sie, sondern auch eine ansehnliche Zahl protestantischer Kammer-Mitglieder, die nicht gewillt waren, eine besonders bevorzugte „evangelische Kirche“ gelten zu lassen, und daher zu dieser Forderung keine Berechtigung ersahen, wie denn bei der Debatte selbst außer Reichensperger nur Protestanten als Gegner der Forderung auftraten. Die Katholiken mußten sich aber um so mehr verletzt fühlen, als ihrer Bedürfnisse gar nicht weiter gedacht war, und der für die protestantischen so sorglich bedachte Minister der Commission sogar erklärte: „es sei nicht seines Amtes, sich nach den Bedürfnissen der katholischen Kirche umzusehen und zu erforschen, ob und wieferne die katholische Kirche analoge oder identische Bedürfnisse habe, wie die evangelische.“ Sie mußten erinnert werden an ihre eigenen ebenso dringenden und oft noch dringendern Bedürfnisse, deren Deckung größtentheils auf den begründetsten Rechtstiteln, ja auf öffentlichen Verträgen beruht, und die vielfach dennoch mangelt, während nun ohne weitere rechtliche Begründung die größten Summen aus den allgemeinen Staatsgeldern zu protestantischen Kirchenzwecken gefordert, und noch größere in Aussicht gestellt erschienen. Mit Recht beriefen sie sich ferner auf die Gleichberechtigung, die, durch Gesetz und Verfassung ihnen gewährleistet, gleichmäßige Sorge des Staates für die gleichberechtigten Confessionen fordert und jede Bevorzugung der einen oder der andern ausschließt. Aber gerade diese Gleichberechtigung wollte man von gewisser Seite her nicht anerkennen, wie denn in der oberkirchenräthlichen Denkschrift sorgfältigst selbst das Wort vermieden war, obwohl man sich auf die „reichlich ausgestattete römische Kirche“ berief.

Unter Verpflichtung des Staates zu gleichmäßiger Sorge kann allerdings nicht eine absolute Verpflichtung gemeint seyn, für die Bedürfnisse der einzelnen kirchlichen Gesellschaften zu sorgen; dieß wäre schon gegen die Verfassung, gemäß welcher jede Kirchengesellschaft ihre Angelegenheiten selbstständig ordnet

und verwaltet. Rechtlich ist der Staat ihnen daher „als Staat" nichts schuldig, weder im Allgemeinen noch im Speciellen; was er den einzelnen Confessionen schuldet, das muß auf einem speciellen Rechtstitel beruhen. Da aber der Staat doch auch ein wesentliches Interesse an dem Gedeihen des religiösen Lebens hat, so können allerdings die gleichberechtigten Confessionen für besondere Bedürfnisse auf dem Grund der Billigkeit Forderungen stellen, und der Staat ihnen entgegenkommen nach seinen Kräften, nicht zwar auf Grund einer rechtlichen Verpflichtung, sondern aus Liberalität. Aber gerade hierin darf die gleiche Berechtigung nicht verletzt werden; der Staat darf nicht den Bedürfnissen der einen entgegenkommen, die der andern vernachlässigen, er darf nicht der einen aus Liberalität spenden, ehe noch die dringendsten Rechtsforderungen der andern erfüllt sind — Forderungen, die noch dazu durch öffentliche Verträge geheiligt, und so zu einer „Ehrenschuld" des Staates geworden sind. Aber eben hierin sahen die Katholiken sich in ihren Interessen verletzt, ihre Rechte verkürzt, ja die Gleichberechtigung, wenn nicht principiell, so doch factisch in Frage gestellt, und dieß um so mehr, als das Ministerium gerade über den Rechtspunkt mit unverkennbarer Scheu hinwegging, und der Oberkirchenrath, wie die bekannte kleine aber rührige Partei Principien entwickelten, die bei strenger Durchführung Alles in Frage stellen konnten.

Die katholischen Mitglieder der Kammer mußten daher als Pflicht erachten, die Rechtsverhältnisse klar zu zeichnen, die rechtlichen Forderungen der Katholiken, wie ihre bisherige Beeinträchtigung nachzuweisen, die Bedürfnisse auch katholischer Seits aufzudecken und auf Grund der speciellen Rechtstitel, wie der allgemeinen Gleichberechtigung deren Deckung zu betreiben. Zu diesem Zwecke stellte die katholische Fraktion, an ihrer Spitze Regier.-Rath Otto, den Antrag: 1) „daß die zu Recht bestehenden Verpflichtungen des Staates zur Dotirung der Bisthümer, Domcapitel, Seminare, Emeriten- und

Demeritenhäuser endlich erfüllt würden" nach Inhalt der noch immer nicht vollzogenen Bulle de salute animarum; daß 2), da vielfach das katholische Cult- und Unterrichtsvermögen vermengt, und zu protestantischen Kirchen- und Unterrichtszwecken verwendet sei, „die Regierung die gehörigen Nachweisungen mache, welche zu kirchlichen, Schul- und Wohlthätigkeitszwecken gestifteten Güter der katholischen und der evangelischen Kirche zur Staatskasse eingezogen seien, welche Verpflichtungen auf diesen Gütern hafteten, und in wie weit sie von Seite des Staates dermalen in Gang gesetzt wären;" 3) „daß die nach Erfüllung der rechtlichen Verpflichtungen noch verfügbar bleibenden Fonds, insbesondere die beantragten 50,000 Thr., paritätisch verwendet würden."

Betrachten wir nun zunächst das Thatsächliche der katholischen Beschwerden. Man hatte katholischer Seits wohl unterschieden zwischen Rechtsforderungen und Gaben aus Liberalität. Katholiken wie Protestanten haben solche Rechtsforderungen gemäß der Zahl der speciellen Rechtstitel; ebenso haben beide Ansprüche auf Liberalität gemäß Bedürfniß und numerischem Verhältniß. Daß die Katholiken mehr specielle Rechtstitel aufzuweisen haben, liegt einfach in dem geschichtlichen Herkommen. Die katholische Kirche hatte fast Alles an den Staat verloren; nicht bloß wurden alle bischöflichen Güter, die der Domcapitel, Klöster und geistlichen Corporationen eingezogen, sondern auch das, was der Reichsreceß ausgenommen, wie die frommen und milden Stiftungen, das eigentliche Pfarr- und Pfarrkirchenvermögen, Schulgut, Altars- und Memorienstiftungen. Geschah dieß 1803 also widerrechtlich in den westlichen Provinzen, so erging 1810 ein k. Edikt, das für die übrigen Theile der Monarchie fast dieselben Bestimmungen traf, die der Reichsreceß vorschrieb, nur mit dem Unterschiede, daß der Reichsreceß unter Anderm den Vorbehalt „der festen und bleibenden Ausstattung der beizubehaltenden Domkirchen", wie des Aufwandes für Gottesdienst,

Unterricht ꝛc. ꝛc. machte, das Edikt aber lediglich ein allgemeines Versprechen gab, „mit dem Rathe der obersten geistlichen Behörden für reichliche Dotirung zu sorgen.“ Preußen hat so wohl das Zehnfache des durch den Lüneviller Frieden Verlorenen erhalten. Da aber der Reichsreceß wie das Edikt von 1810 auf Westpreußen und Posen keine Anwendung fanden, wurden späterhin daselbst noch in den Dreißigerjahren gegen alles Recht die sämmtlichen Klöster aufgehoben, die Güter mit den Staatsdomänen vermengt, ein Theil dem Fiscus einverleibt, der andere Theil als westpreußisch-posen'scher Säkularisationsfond festgestellt, der aber Verwendungen für protestantische Zwecke grundsätzlich und faktisch nicht ausschließt.

Dagegen sind die Verluste der protestantischen Confession weit geringer, da sie eigentlich nur in dem Uebergang der bischöflichen Güter an die Landesherren zur Zeit der Reformation bestanden. Das ganze Pfarrvermögen und die Stiftungen sind ihr auch später geblieben, und durch das Edikt von 1810 hat sie höchstens eine Million an den Staat verloren, während Preußen z. B. in Schlesien allein von der katholischen Kirche nahezu an dreizehn Millionen einzog. Katholischer Seits ist daher die Dotirung der Bisthümer, Seminarien, und alles das, wozu der Receß den Staat der Kirche gegenüber verpflichtete, und was die Bulle de salute animarum näher formulirte, eine unzweifelhaft rechtliche Forderung, gleichwie die Verpflichtungen, welche von den eingezogenen Abteien, Stiftern ꝛc. bezüglich der annexen Pfarren u. s. w. an den Staat übergingen, und die Verwendung alles unrechtmäßig eingezogenen Gutes zu katholischen Cultuszwecken. Ebenso sind die Protestanten berechtigt, die Ausstattung ihres Kirchenregiments zu verlangen, und die katholischen Glieder der Kammer haben auch dafür ohne Widerspruch gestimmt, da eben die bischöflichen Güter zur Zeit der Reformation an die Fürsten gefallen sind, und diese damit auch die darauf haf-

tenden Verpflichtungen überkamen. Allein wie katholischer Seits trotzdem, daß der Staat mehr als das Hundertfache von dem der Kirche genommen, was er jetzt ihr herausgeben soll, ihm nicht eine allgemeine Verpflichtung, für die kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen, aufgebürdet werden kann, sondern immer specielle Rechtstitel nachgewiesen werden müssen, so können die Protestanten aus dem Uebergang der bischöflichen Güter auf die Fürsten nicht eine allgemeine Verpflichtung ableiten, auch noch für weitere Bedürfnisse die Deckung zu übernehmen, wenn nicht specielle Rechtstitel nachgewiesen werden; ein bloßes Berufen auf ähnliche Leistungen des Staates an die katholische Kirche, wie die oberkirchenräthliche Denkschrift einlegt, genügt natürlich nicht.

Wenn nun der oberkirchenräthliche Antrag von einer bereits ausgestatteten römisch-katholischen Kirche sprach, der Minister gleichfalls sagte: „die katholische Kirche in Preußen sei auf Grund einer vertragsmäßig anerkannten Verpflichtung reichlich dotirt," und wenn darauf hin eine ansehnliche Zahl specieller Forderungen der protestantischen Seite unterstützt werden sollte, so mußte dieß den Katholiken als eine Verwirrung der einfachsten Rechtsverhältnisse erscheinen, und sie um so mehr bestimmen, auch ihrerseits die rechtlichen Verpflichtungen von den Gaben der Liberalität zu trennen. Betragen ja ohnedieß schon die freien Zuschüsse für die „evangelische Kirche" aus allgemeinen Staatsmitteln circa 300,000 Thr., während die Katholiken nur 94,000 Thr. jährlich erhalten, obwohl der Antrag Nöldechen, wie die Denkschrift vom 4. Dez. 1851 behaupten — und die ganze protestantische Journalistik beharrlich ihnen nachschreit — daß die römisch-katholische Kirche mehr als das Doppelte vor der protestantischen Kirche erhalte, wobei man eben Alles zusammenwirft, Rechtsforderungen wie freie Zuschüsse, und noch dazu die Bezüge der Katholiken zu hoch, die eigenen zu niedrig ansetzt*). Die Katholiken waren da-

*) Erst jüngst hat ein Correspondent der „Allg. Ztg." (Num. 48) neu-

her geradezu provocirt, die eigenen noch rückständigen rechtlichen Forderungen entgegenzuhalten und zu erinnern, daß die in der Bulle de salute animarum stipulirten Verpflichtungen theils gar nicht, theils nur unvollständig zur Ausführung gekommen, die Bisthümer, wie die Capitel nichts weniger als dotirt seien, was auch der König selbst in der Kabinetsordre vom 14. Januar 1845 anerkannt hatte: „ich erachte es noch dann in Gemäßheit der Bulle de salute animarum für recht und nothwendig, die versprochene Radicirung ihrer Dotation endlich in Erfüllung zu bringen.“

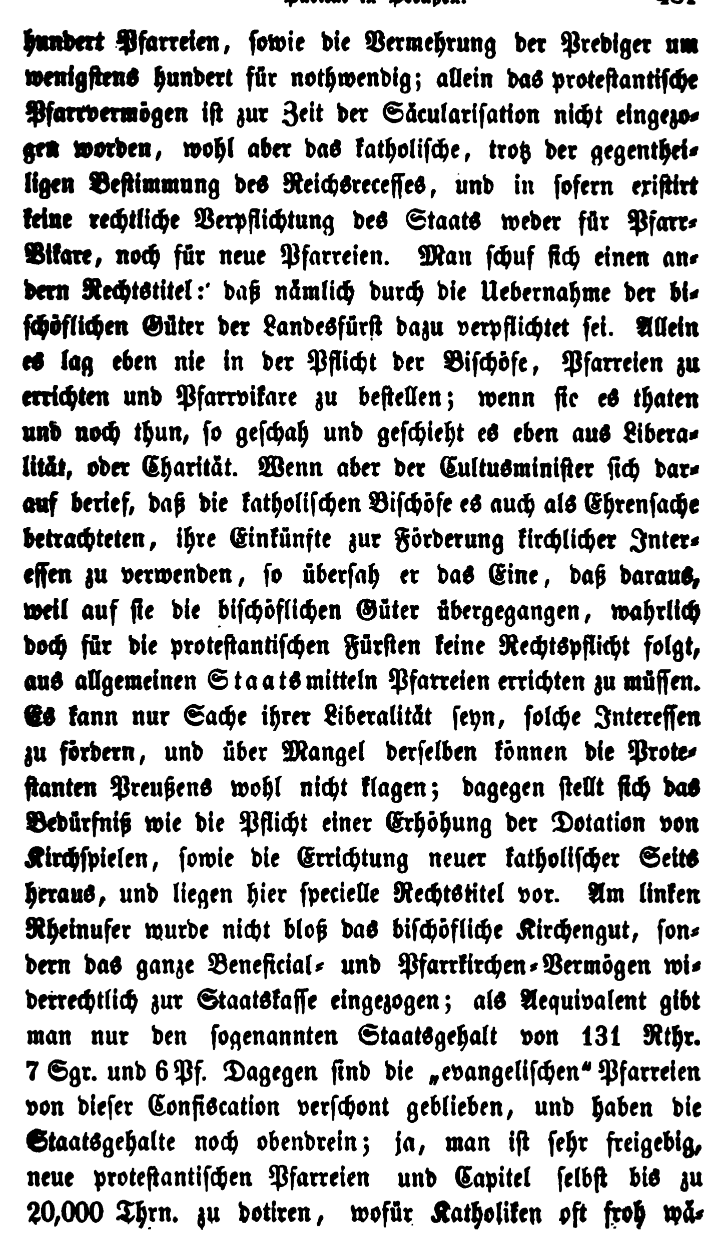
Im Einzelnen nun hatte man jenseits für die Superintendenten 20,000 Thr. beansprucht. Dazu hat aber der Staat keine rechtliche Verpflichtung, da die Superintendenten nicht zu dem obersten Kirchenregiment gehören; sind sie ein Bedürfniß, das die Liberalität zu decken hat, so ist dasselbe katholischer Seits noch dringender vorhanden, da die den Superintendenten entsprechenden Dekane und Erzpriester aus Staatsfonds gar nichts beziehen, während für die Superintendenten vielfach schon Gelder flüssig sind. Hatte man ferner als protestantische Bedürfnisse die Errichtung zweier größeren theologischen Seminarien, wie die Vermehrung der Vikariate für nöthig erklärt, und hiezu die Summe von 30,000, resp. 80,000 Thr. angesetzt, so konnte man katholischer Seits zunächst darauf aufmerksam machen, daß es sehr zweifelhaft sei, ob Predigerseminare eine nothwendige Einrichtung der protestantischen Kirche seien, da solche, abgesehen von einigen isolirten kleineren Anstalten, nie bestanden, daß dagegen Priester- und Knaben-Seminare unbestritten zu den nothwendigen Einrichtungen der katholischen Kirche gehören. Aber

---

erdings die Behauptung hingeworfen, daß die Ausstattung der katholischen Bisthümer, nach den jüngsten Vorlagen des Cultus-Budgets, „nahezu die Höhe dessen erreiche, was für den ganzen evangelischen Cultus aus Staatsmitteln geleistet wird.“

auch abgesehen davon, so sind bisher noch keine Güter „evangelischer" Seminare oder ähnlicher Anstalten eingezogen worden, mit der Verpflichtung für den Staat, den Bedarf anderweitig zu decken, wie dieß der katholischen Kirche gegenüber geschehen ist, der nur ein kleiner Theil dessen zurückgegeben wird, was sie ursprünglich rechtlich besessen; und dieser kleine Theil ruht, außer der bei der Säcularisation übernommenen Verpflichtung, noch auf einem öffentlichen Vertrag, nämlich der Bulle de salute animarum. Jedenfalls hat die „evangelische Kirche" keine rechtlichen Ansprüche auf Dotation von Predigerseminarien, während die katholischen Ansprüche hinlänglich rechtlich begründet sind, freilich nicht erfüllt, denn es fehlen eben die stipulirten Knabenseminare ganz, und auch die bestehenden Priesterseminare entsprechen nicht dem Bedarf; ja in Posen können drei Siebentel der Kleriker gar nicht einmal im Seminar wohnen, sondern müssen in Privat- und Wirthshäusern ihr Unterkommen suchen. Die Forderung von 80,000 Thr. für „evangelische Pfarrvikare" ist rechtlich ebenso wenig zu begründen, und wenn man geltend macht, daß erst auf 1500 Protestanten Ein Geistlicher treffe, während schon auf 1082 Katholiken ein solcher abfalle, so hat bereits die officielle Statistik von 1849 anerkannt, daß die katholische Seelsorge ungleich größere Kräfte verlangt. Nicht minder konnte man auf den großen Mangel katholischer Priester hindeuten, indem im J. 1852 in der Erzdiöcese Posen bei 588,203 Seelen und 431 Parochien nur 383 Geistliche, in Gnesen bei 269,935 Seelen in 222 Parochien bloß 178 Priester in Thätigkeit waren, von denen selbst wieder mehrere nur Caplansstellen bedienten, und eine ganze Menge von Pfarreien, manche mit 2 bis 3000 Seelen, unbesetzt waren und noch sind.

Hatte man ferner 50,000 Rthr. jährlich als Bedürfniß für neu zu errichtende Kirchspiele aufgestellt, so wies der Antrag Otto noch dringendere katholischen Forderungen nach. Die ministerielle Denkschrift erklärt die Errichtung von zwei-



hundert Pfarreien, sowie die Vermehrung der Prediger um wenigstens hundert für nothwendig; allein das protestantische Pfarrvermögen ist zur Zeit der Säcularisation nicht eingezogen worden, wohl aber das katholische, troß der gegentheiligen Bestimmung des Reichsrecesses, und in sofern existirt keine rechtliche Verpflichtung des Staats weder für Pfarr-Vikare, noch für neue Pfarreien. Man schuf sich einen andern Rechtstitel:' daß nämlich durch die Uebernahme der bischöflichen Güter der Landesfürst dazu verpflichtet sei. Allein es lag eben nie in der Pflicht der Bischöfe, Pfarreien zu errichten und Pfarrvikare zu bestellen; wenn sie es thaten und noch thun, so geschah und geschieht es eben aus Liberalität, oder Charität. Wenn aber der Cultusminister sich darauf berief, daß die katholischen Bischöfe es auch als Ehrensache betrachteten, ihre Einkünfte zur Förderung kirchlicher Interessen zu verwenden, so übersah er das Eine, daß daraus, weil auf sie die bischöflichen Güter übergegangen, wahrlich doch für die protestantischen Fürsten keine Rechtspflicht folgt, aus allgemeinen Staatsmitteln Pfarreien errichten zu müssen. Es kann nur Sache ihrer Liberalität seyn, solche Interessen zu fördern, und über Mangel derselben können die Protestanten Preußens wohl nicht klagen; dagegen stellt sich das Bedürfniß wie die Pflicht einer Erhöhung der Dotation von Kirchspielen, sowie die Errichtung neuer katholischer Seits heraus, und liegen hier specielle Rechtstitel vor. Am linken Rheinufer wurde nicht bloß das bischöfliche Kirchengut, sondern das ganze Beneficial- und Pfarrkirchen-Vermögen widerrechtlich zur Staatskasse eingezogen; als Aequivalent gibt man nur den sogenannten Staatsgehalt von 131 Rthr. 7 Sgr. und 6 Pf. Dagegen sind die „evangelischen" Pfarreien von dieser Confiscation verschont geblieben, und haben die Staatsgehalte noch obendrein; ja, man ist sehr freigebig, neue protestantischen Pfarreien und Capitel selbst bis zu 20,000 Thrn. zu dotiren, wofür Katholiken oft froh wä-

ren, nur je 1 bis 200 Thr., und bloß als widerrufliche Rente, aus Staatsfonds zu erhalten. Während aber protestantische Pfarreien, gegen welche keine Staatsverpflichtung besteht, reichlich dotirt werden, sind katholische Pfarreien, denen der Fiskus in Folge der Säcularisation dotationspflichtig ist, nur an unsichere Rentenbezüge aus der Staatskasse angewiesen. Die magern Zuschüsse aus der Staatskasse für die katholischen Pfarren beruhen lediglich auf den Verpflichtungen aus dem Eintritt in das fast überall reiche Vermögen aufgehobener Stifte, während die jenseitigen Kirchen und Pfarreien mit Staatszuschüssen selbst da reichlich bedacht sind, wo keine Säcularisation der Pfarrgüter stattgefunden. In gemischten und vorzugsweise katholischen Provinzen sind sie fast ausschließlich aus reiner Liberalität dotirt. Eine Masse neuer „evangelischen" Pfarreien sind fast nur aus Staatsfonds gegründet, wie bis zum J. 1847 im Regierungsbezirk Bromberg allein 36; von 1816 bis 1847 sind daselbst 21 protest. Kirchen beinahe ganz allein auf Staatskosten erbaut worden. Ja manche Pfarrei wurde dotirt, fast ohne Pfarrkinder zu haben. So erhält der protest. Pfarrer von Heinsberg für die Seelsorge in Säffeln und Wehr 130 Thr., obwohl in Säffeln nur 11 „Evangelische", und in Wehr gar keiner sich befindet. Im Kreise Saarburg ist für 80 Protestanten, und für die 100 nach und nach im Kreise Merzig eingebürgerten je eine Pfarrei mit 7000 Thr. aus Staatsfonds erstanden. Die Stadt Rheine hat kaum 120 Seelen für ihr Pastorat. In Ermeland hat die Staatsregierung 12 evang. Pfarrsitze eingerichtet, von denen im J. 1848 Frauenberg 195, Mehlsack 163, Seeburg 189, Gutstadt 296 Seelen zählte.

Ganz anders sieht die katholische Seelsorge sich behandelt, deren Pfarrgut widerrechtlich eingezogen wurde. An der Gränze Frankreichs liegen zwei Orte, Lauterbach mit 675 und Naßweiler mit 125 Katholiken, die von französischen Geistlichen pastorirt werden, weil die inländische Pfarrei zu

weit abliegt, und ungeachtet aller Gesuche die Mittel zur Gründung eines neuen Pfarrsystems für 820 Seelen nicht gewährt wurden. Aehnliches findet bei sechs Ortschaften in der Pfarrei Ottweiler statt, sowie an der polnischen Gränze. Im Bisthum Trier gibt es dreißig Pfarreien, die noch gar nicht dotirt sind, d. h. wo der Pfarrer nicht einmal den gewöhnlichen Staatsgehalt von 131 Thr. erhält. Dagegen verlangt die Staatsregierung für sechs neue protest. Pfarrstellen auf derselben linken Rheinseite eine Mehrung an Staatsgehältern von 1312 Thr. In den Provinzen Sachsen und Preußen haben der Kreis Osterode mit 3854 und Ortelsburg mit 3312 — wovon auf das Dorf Liebenberg allein 374 treffen, also mehr als auf jedes der vom Staat errichteten Pfarrsysteme Mehlsack u. s. w. — der Kreis Lyk mit 1365, der Kreis Sensburg mit 738 Katholiken noch kein einziges ordentliches Kirchensystem. Dieß sind aber noch nicht alle Belege des Antrags Otto. Für Schlesien hat die „Volkshalle" eigene statistischen Nachweise geliefert. Von 1741 bis jetzt hat daselbst der Staat auf seinen Domänen drei katholische Pfarreien gegründet, von denen Budkewitz allein durch Beiträge der Gemeinde fundirt und erhalten, die Gründung der zweiten eine Folge der Aufhebung des Klosters ist, von dem aus sie versehen war, die dritte mit dem alten Pfarr-Witthum dotirt wurde. Dafür sind zwei Pfarreien durch Uebergang der Jesuiten-Güter an den Staat eingegangen, und zwei andere durch die Säcularisation des Klosters St. Vincenz. Protestantische Pfarreien aber sind seit 1830 bis 1848 allein in Schlesien 28 errichtet worden, davon 14 auf königliche Kosten; wie viel die Kosten für sie betrugen, wie reichlich hier gegeben wurde, läßt sich daraus ermessen, wenn man bedenkt, daß die Pfarrei Erdmannsdorf 22,500 Thr. als Dotation erhielt, 10,000 der Pfarrei Lomnitz als Entschädigung für die Abzweigung gegeben wurden, 26,000 die königliche Chatouille zum Kirchenbau verabreichte. Außer diesen

14 von den 28 Pfarreien wurde noch eine mit 22,000 Thlr. aus katholischem Kirchengut dotirt, Cunnerwitz im Görlitzerkreise; für andere 7 allein gewährte die Staatskasse 90,185 Thlr. Aber nur 4 Orte erhielten katholische Kirchen. Ueberhaupt zeigt sich eine auffallende Zunahme der Prediger und ihrer gottesdienstlichen Gebäude, in Schlesien allein fast um ein Sechstel, während wenigstens in den östlichen Provinzen die katholischen häufig abgenommen haben. In den Provinzen Brandenburg und Pommern ist für die Katholiken aus Staats-Fonds bis zur jüngsten Zeit noch nichts geschehen. Es leben daselbst, mit Einschluß der Neumark und Neuzelle's, bei 40,000 Katholiken auf 1297 Meilen zerstreut, und haben zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse 26 Geistliche, von denen aber nur 17 dotirt sind, 9 vom Almosen des Ludwigs-Missions- und Bonifacius-Vereins leben. Von den 17 dotirten Geistlichen hätte jeder mehr als 2300 Seelen zu besorgen, bei den 26 kommen auf jeden 1500 Seelen. In Greifswalde waren seit vier Jahren, mit Rücksicht auf das Bedürfniß der katholischen Studenten, für einen jährlich zwölfmaligen Gottesdienst, der von Stralsund aus besorgt wurde, aus Staatsfonds 100 Thlr. bewilligt; als vor zwei Jahren dem Cultusminister angezeigt wurde, daß diese Summe mit dem Almosen des Bonifacius-Vereins es möglich machte, einen ständigen Geistlichen zu unterhalten, erhielt man die Antwort: daß für die bleibende Anstellung eines katholischen Geistlichen aus Staatsfonds nichts gewährt werden könne. In Berlin selbst haben fünf Geistliche für mehr als 20,000 Katholiken die Seelsorge auszuüben. In der Niederlausitz ist für mehrere Orte, in denen über 1800 Seelen 6 bis 15 Meilen zur nächsten katholischen Kirche haben, gar nicht gesorgt. Im Allgemeinen aber sind, wenn die Denkschrift des Oberkirchenrathes von 389,675 Thlr. als der Dotation katholischer Kirchen und Pfarreien redet, davon gewiß 300,000 Thlr. als nicht anrechnungsfähige Aequivalente für

widerrechtlich säcularisirtes Pfarr- und Kirchenvermögen zu betrachten.

Die ministerielle Denkschrift setzt endlich auch noch 30,000 Thr. als Bedürfniß für emeritirte und demeritirte protestantischen Geistlichen an, und beruft sich dabei auf die aus Staatsmitteln gegründeten Einrichtungen zu ähnlichen Zwecken für katholische Geistliche. Wenn man aber katholischer Seits auf die vielfach noch fehlenden Emeriten- und Demeriten-Anstalten hinweist, so hat man diese wieder nicht auf dem Grunde der Billigkeit, sondern gleichfalls aus bestimmten, seit dreißig Jahren unberücksichtigt gebliebenen Rechtstiteln zu fordern, während die Protestanten abermals keine Rechtstitel vorlegen können. Geradeso, wie mit der Dotation der bischöflichen Stühle und Capitel, verhält es sich mit der der Seminarien, und mit der der Emeriten- und Demeriten-Häuser; zu Sämmtlichem hat der säcularisirende Staat Verpflichtungen übernommen, während die nunmehrigen Ansprüche der Protestanten durchgehends sich auf bloße Liberalität gründen. Freilich sind jene Verbindlichkeiten größtentheils unerfüllt *), aber nur um so mehr mußte das Rechtsgefühl der Katholiken verletzt werden, wenn der Antrag Röldechen unter die durch staatliche Bewilligung in Zukunft zu deckenden Bedürfnisse auch noch „die evangelische Krankenpflege, Schule, Reiseprießter und Seelsorger für die im Orient, in

*) Als Hohn muß es betrachtet werden, wenn in den von dem Oberkirchenrathe ausgehenden „Bemerkungen" gegen den Antrag Otto gesagt wird: „Als eine nicht in Geld zu schätzende Liberalität muß hier die Rückgewähr des Wahlrechts der Bischöfe und Capitel, und Aufgebung des landesherrlichen Nominationsrechtes erwähnt werden." Das sind oberkirchenräthliche Rechtsbegriffe, denen gemäß „es auch nicht Aufgabe der evangelischen Kirche seyn könne, müssige Schätze zu sammeln", als wenn dieß die Aufgabe der katholischen Kirche wäre, oder als wenn diese soviel beziehen würde, um müssige Schätze zu sammeln!

Italien, Spanien und Südamerika zahlreich lebenden preußischen Unterthanen evangelischer Confession, und endlich die evangelische Heiden- und Judenmission" rechnet, für welche letztere die Staatsregierung im Etat jährlich 500 Thr. in Ansatz bringt. Ohnehin ist für diese Zwecke schon außerordentlich viel aus Staatsfonds geschehen, indem mit nicht unbedeutenden Opfern der Staatskasse protest. Gottesdienst, Krankenpflege 2c. zu Hull in England, zu Krajowa in der Walachei, im rauhen Hause bei Hamburg, zu Luzern, Turin, Neapel und Rio de Janeiro eingerichtet, sowie zur Erhaltung des sogenannten Bisthums in Jerusalem der Zinsenertrag von verschiedenen, dem Staatsschatze gehörigen und 85,000 Thr. betragenden Pfandbriefen und Staatsschuldscheinen zu 35,000 Thr. angewiesen ist, Preußen zudem noch jährlich 4135 Thr. für Jerusalem zahlt *), endlich gleichfalls wieder aus Staats-Mitteln 500,000 Rth. zur Errichtung des Normalkranken-Hauses Bethanien in Berlin und die Zinsen von 4 Millionen zur Unterhaltung der Anstalt bis 1848 verwendet wurden, während es den Katholiken überlassen bleibt, für alle diese und ähnliche Bedürfnisse aus eigenem Säckel zu sorgen. Ist nun etwa darin das Wesen des „evangelischen Staates" gelegen, daß also die auf den unzweifelhaftesten Rechtstiteln ruhenden katholischen Forderungen zurückgesetzt, dagegen systematisch bevorzugt wird, was „evangelischer" Seits von der puren Liberalität anzusprechen beliebt, ja noch mehr, von der entgegenkommenden Geneigtheit, aus den allgemeinen Staats-Mitteln zu ersetzen, was sonst nur und allein die christliche Charitas zu leisten hat? Daß doch die „Kreuzzeitung" hierin den „verkappten Communismus" nicht schon lange gewittert hat!

Dieselben Beeinträchtigungen, wie in Bezug auf den Cultus, bestehen in Bezug auf das höhere und niedere Schul-

*) Vinke nannte es eine „schwere Rechtsverletzung", wenn solche Kosten von sämmtlichen Staatsangehörigen getragen werden sollten.

wesen, und deßhalb glaubte die katholische Fraktion auch nach dieser Seite hin Anträge „als Remedium vor förmlichen Rechtskränkungen“ stellen zu müssen, „indem massenhaft die Beeinträchtigungen der katholischen Interessen fast durch alle Zweige des Unterrichtes aufgehäuft sind.“ Dieß geschah schon in der vorigen Saison durch das Correferat Otto's in zwanzig Anträgen, welche Abhülfe für verletzte Rechte forderten, und die leicht noch hätten vermehrt werden können. Otto selbst verzichtete damals auf die Debatte, da der Schluß der Kammer vor der Thüre stand, und es ihm auch im Interesse der Sache — weil sich nämlich schon bei der Discussion des ersten Antrags in der Commission ergab, daß man sich nicht zu orientiren wußte — vortheilhaft schien, einige Zeit der ruhigen Ueberlegung zu gönnen. Der erste Antrag bezog sich auf die Universitäten. Am Anfange des Jahrhunderts waren in den Territorien, die jetzt Preußen bilden, sechs katholische Universitäten. Sie sind inzwischen sämmtlich verschwunden, während drei „evangelische“ noch jetzt bestehen, Berlin nicht gerechnet. Aber auch an den zwei sogenannten paritätischen Universitäten, Breslau und Bonn, sehen sich die Katholiken verkürzt. So besonders in Breslau, wo, abgesehen von der theologischen Fakultät, von 35 Professoren 30 Protestanten und nur 5 Katholiken sind. Auch die katholisch-theologische Fakultät, die 260 Studenten zählt, erhält nur ein peculium von 5145 Rth., während die protestantisch-theologische Fakultät mit 146 (?) Studenten eine Gesammtbesoldung von 6000 Rth. bezieht. Der verstorbene Cardinal Diepenbrock hatte zweimal vergeblich einen katholischen Professor für Geschichte beantragt, aber zwei Protestanten lehren daselbst *). Nach den Angaben des Correferenten betragen die von der alten, den Jesuiten entstammten Universität Breslau

*) Seitdem ist Stenzel gestorben, und Dr. Cornelius angestellt worden.

kommenden Einkünfte 10,695 Rth., während die der alten protestantischen Universität Frankfurt, welche mit Breslau vereinigt ist, angehörigen Einkünfte nur 4387 Rth. *) betragen. Die Jesuitengüter sollten ausschließlich zu katholischen Zwecken verwendet werden, wie dieß der verstorbene König in Bezug auf das Vermögen der schlesischen Exjesuiten im Schulreglement von 1840 ausdrücklich bestimmt hat. Nun erhalten aber die sämmtlichen katholischen Professoren nur 8154 Rth., während die Erträgnisse der katholischen Fonds allein schon viel mehr betragen, abgesehen davon, daß die Katholiken doch auch einen Anspruch auf die 75,800 Thr. haben, welche von Staatszuschüssen u. s. w. kommen, und paritätischer Bestimmung seyn müssen.

Sechs weitere Anträge betrafen die Gymnasien und Real-Schulen. Schon im Jahre 1850 hatte die Kammer beantragt und die Regierung beigestimmt, daß bei der Herstellung des Etats aus den einzelnen Staatszuschüssen überall ausgeschieden werde, was auf rechtlicher Verpflichtung beruht. Geschehen ist es aber bisher nur im geringsten Maße. Daher hat der Correferent unternommen, dem nachzuhelfen, und es zeigt sich, daß eine große Zahl unter den Posten des Etats als Bedürfnißzuschüsse des Staates fungiren, während sie aus katholischen Fonds stammen, oder auf rechtlicher Verpflichtung beruhen. Die wenigsten katholischen Gymnasien erhalten demnach einen Bedürfnißzuschuß vom Staate; in der Rheinprovinz nämlich ergibt sich eine Summe von 5782, in Westphalen von 1940 und in Schlesien von 2750 Rth., in allen übrigen Provinzen — Nichts. Der ganze Staatszuschuß für katholische Gymnasien beträgt somit 10,470 Rth.,

*) Hierin sind freilich von der Staatsregierung verschiedene Angaben gemacht worden, die aber das Verhältniß der Fonds nicht ändern, und eben auch nicht geeignet sind, die schreiende Disparität der paritätischen Universität zu verdecken.

während er für die protestantischen 167,803 Rth. ausmacht. Diese Disparität darf aber nichts weniger als dadurch entschuldigt werden, daß für die katholischen Gymnasien hinlängliche Fonds schon existirten, und also die Bedürfnisse derselben anderweitig genügend gedeckt seien. Schon die Anzahl der protestantischen Gymnasien gegenüber den katholischen erweist die stärkste Disparität. Abgesehen von dem Simultan-Gymnasium zu Essen, gibt es in Preußen gegen 90 protestantische Gymnasien und nur 30 katholische, während paritätsmäßig nach der Population 54 bestehen, also ihre Zahl um 24 vermehrt werden müßte. Jedenfalls haben die Katholiken ein Recht auf Vermehrung der katholischen Gymnasien aus Staatsmitteln, da gegenüber den 167,800 Rth. an Staatszuschüssen für „evangelische", nur 10,470 Rth. für katholische aus Staatsgeldern fließen. Noch in die Augen fallender ist das Mißverhältniß, wenn man die Proportionen zu der Bevölkerung in den einzelnen Provinzen betrachtet. So sind in:

	Protestanten und	Katholiken	prot. u.	kath. Gymn.
Westpreußen .	509,689	481,127	4	2
Posen . . .	422,920	882,148	3	3
Schlesien . .	1,569,248	1,459,981	14	8
Westphalen .	632,597	817,240	6	5
Rheinprovinz .	665,908	2,114,236	8½	10½

Da der Zubrang zu den Studien in beiden Confessionen gleich stark ist, so sind natürlich die katholischen Gymnasien überfüllt, und es werden auch protestantische, wie in Ratibor, Cleve und Köln, von katholischen Schülern der Art massenhaft besucht, daß die katholische Schülerzahl oft größer ist, als die protestantische. So sind in Ratibor 100 protestantische und 166 katholische, in Cleve 55 gegen 61, in Köln 110 protestantische gegen 347 katholische Schüler. Daher auch die Ueberspannung der Lehrkräfte an katholischen Gymnasien, indem bei ihnen erst auf 23 Schüler ein Lehrer kommt, bei den protestantischen schon Einer auf 17 Schüler.

Zudem wäre die Pflicht der Verstärkung und Vermehrung katholischer Gymnasien für den Staat um so weniger lästig, als sogar katholische Fonds für protestantische Schulzwecke verwendet werden. So rühren in Posen nicht bloß die im Etat angegebenen 4268 Rth. von den Jesuiten her, sondern auch noch die Summe von 20,159 Rth., die aber größtentheils protestantischen Gymnasien zu Gute kommen. Aehnliche Nachweise stellte der Correferent auch hinsichtlich des Erfurter Universitäts- und anderer Fonds auf, indem er beantragte, daß Gymnasien, welche jetzt protestantisch sind, aber ursprünglich katholisch waren und auf katholischen Stiftungen ruhen, wie z. B. die in Ratibor und Erfurt, zu ihren Zwecken zurückkehren sollten.

Ebenso erheblich ist die Klage über Vernachlässigung des katholischen Religionsunterrichtes. Während er an protestantischen Gymnasien mehrfach aus katholischen Fonds bestritten werden muß, fällt umgekehrt an allen katholischen, selbst für nur sehr wenige protestantischen Schüler (wie in Trier für 23), der protestantische Religionsunterricht den katholischen Fonds mit je 200 Th. zur Last. So ist es namentlich in Bonn, Düsseldorf, Emmerich, Aachen, wo beziehungsweise 62, 37, 23 und 19 protestantische Schüler die gedachten katholischen Anstalten besuchen. Dagegen erhielten die 100 katholischen Schüler an den Anstalten zu Berlin bisher noch keinen öffentlichen Religionsunterricht. In Köln ist für 123 protestantische Schüler ein größtentheils durch freie Bewilligung des Staates unterhaltenes Gymnasium, dagegen für 800 katholische auch nur Eines, und zwar ein aus eigenen Mitteln unterhaltenes; in Cleve ist für 58, in Kreuznach für 79, in Lauban für 81, in Lukau für 86 „evangelische“ Schüler je ein eigenes Gymnasium. Daher der Wunsch, daß auch für jene 100 katholischen Schüler in Berlin ein eigenes Gymnasium, und in Köln ein zweites errichtet werde. Das Letztere ist in den jüngsten Tagen geschehen.

Aehnliche Mißverhältnisse finden Statt in Bezug auf die Schullehrerseminare, unter denen den 14 katholischen 34 protestantische gegenüberstehen. In der Rheinprovinz z. B. haben 2,114,000 Katholiken zwei Seminare, 665,900 Protestanten auch zwei. Auch hinsichtlich der Elementarschulen steht es wohl in Frage, ob, wie der Antrag Otto sagt, „bei den subsidiarischen Hülfeleistungen des Staates die Grundsätze der vertheilenden Gerechtigkeit maßgebend geblieben." Die ärgerliche Thatsache läßt sich nicht läugnen, „daß in vorzüglich überwiegend katholischen Gegenden neben den protestantischen Pfarreien auch vielfach protestantische Schulen durch Staatszuschüsse dotirt werden, während umgekehrt für katholische Schulen in überwiegend protestantischen Gegenden, wie z. B. im Delegaturbezirk von Berlin, wo Hülfe vielfach dringend Noth thut, aus allgemeinen Staatsfonds so gut wie gar Nichts geschehen ist." Ueber das Schicksal der katholischen Schule zu Magdeburg haben die Historisch-politischen Blätter bereits im 30. Bde. S. 532 ff. ausführlich berichtet.

Noch eine andere schwere Klage über stiefmütterliche Behandlung betrifft die zwei Fonds zur Verbesserung der Lage der Geistlichen und Lehrer, die zugleich eine Steuervergütung bezwecken. Der eine beträgt 85,093 Rth., der andere 121,083 Rth.; besonders auffallend ist die Verwendung des letztern. Es wurde nämlich im J. 1823 durch Cabinetsordre die Summe von 200,000 Rth. zur Verbesserung der äußeren Lage der Geistlichen und Schullehrer bewilligt, und zwar zunächst, um die durch Aufhebung der Steuerfreiheit entstandenen Nachtheile zu beseitigen. Von dieser Summe aber zweigte man schon im J. 1824, nach dem Maßstabe der damaligen Bevölkerung, 73,527 Rth. ab zur Dotation der katholischen Bisthümer, wodurch die „katholische Kirche einen angemessenen Antheil an dieser Bewilligung erhalte." Dafür blieben an den eigentlichen Verbesserungsfonds von 121,083 Rth.

die katholischen Geistlichen und Lehrer bis auf die jüngste Zeit völlig unbetheiligt. Das große Unrecht an den Katholiken liegt auf der Hand. Ueber die 200,000 Thr. war bereits vollständig verfügt, wie Lingens in der Debatte hierüber äußerte, dennoch hat man von den Fonds, auf die bereits Geistliche und Lehrer ein Recht hatten, 73,000 Thr. genommen, um eine anderweitige Schuld damit zu decken, um die Verpflichtung zur Dotation der Bisthümer zu lösen, wozu man aber ohnehin aus andern Mitteln, nämlich aus dem mehr als hundertfachen Ertrag der säcularisirten katholischen Kirchen-Güter, gehalten war; so wurde den Geistlichen und Lehrern der ihnen rechtlich gebührende Unterstützungs-Antheil entzogen. Die Ungerechtigkeit ist um so größer, als gerade diesem Fond von 200,000 Thr. ein rein katholischer Fond aus dem aufgehobenen Nonnenkloster Marienhof einverleibt wurde. In den letzten Jahren hat man allerdings angefangen, auch die katholischen Geistlichen und Lehrer daran participiren zu lassen, und der Minister selbst erkannte ihre Berechtigung dazu an, indem er zugab, daß die Abzweigung der 73,000 Rth. als eine Abfindung für den katholischen Antheil nicht zu betrachten sei; allein die Theilnahme der katholischen Geistlichen und Lehrer beträgt kaum ein Fünfzehntel, während sie paritätisch sechs Fünfzehntel betragen sollte. Der Minister bemerkte zwar, daß ein einfaches Rechenexempel hier nicht genüge, indem hier nach Verhältniß des Bedürfnisses die Bewilligungen stattfinden müßten, dieses aber protestantischer Seits dringender sei, da die Katholiken Seminare, Emeriten- und Demeriten-Häuser hätten, die bei den Protestanten fehlten. Dagegen spricht aber, daß der verstorbene König selbst den Maßstab der Bevölkerung angelegt hat, denn gerade die Ordre, in welcher durch die Abzweigung die Katholiken ausgeschlossen wurden, zeigte durch ihr Rechenexempel die eigentlich paritätische Bestimmung des Fonds nach dem Maßstabe der Bevölkerung. Ebenso konnte man dem Minister,

der bei der ganzen Debatte das eigenthümliche Schicksal hatte sich stets nur zu widersprechen, leicht entgegenhalten, warum denn, wenn man auch vom Gesetze absehe, für die protestantischen Schullehrer über 11,000 Thr. ausgesetzt seien, für die katholischen aber nur 1200? Für diese ist doch wahrlich nicht durch Seminare, Emeriten- und Demeritenhäuser besser gesorgt, wie man dieß dem katholischen Klerus gegenüber vorgeschützt hat! Zu ähnlichen Reclamationen fand sich Otto in den letzten sechs Anträgen oft veranlaßt. Denn häufig geschah es, daß katholische Fonds, resp. das eingezogene Vermögen alter Klöster, auch mit zu protestantischen Kirchen- und Schulzwecken verwendet wurde, wie z. B. in Neuzelle und Erfurt. So fällt das Gesammtvermögen von sechs Klöstern in Erfurt zu ein Drittel auf das protestantische Schulwesen in Stadt und Land Erfurt, und zu zwei Dritteln auf das katholische Schulwesen der Lande Erfurt und Eichsfeld. In gleicher Weise hat man den bergischen Fond, der ein rein katholischer ist, gleichfalls zu protestantischen Schulzwecken verwendet, obwohl alle solche protestantische Mitbetheiligung an katholischen Fonds gegen die Bestimmungen des westphälischen Friedens, wie gegen das eigene preußische Landrecht verstößt.

Die Reihe der Rechtsverkürzungen an den Katholiken ist aber noch nicht zu Ende. So sind in den fünf von Friedrich II. allerdings für die Protestanten gegründeten Knappschaftsschulen Oberschlesiens 714 katholische und 277 protestantische Kinder, aber nur zwei katholische gegen sieben bis acht protestantische Lehrer*). Ebenso auffallend ist das Miß-

*) Ueber Friedrichshütte brachte die „Volkshalle" in Nr. 116 des vorigen Jahres ausführlichen Bericht. Die 1786 dahin gezogenen Mansfelder Protestanten hatten gegen die katholischen Hüttengenossen immer eine solche Minorität gebildet, daß 1801 auf dreißig katholische Knappschaftskinder nur zwei protestantische kamen. Jetzt

verhältniß hinsichtlich der Cadettenhäuser. Schon die Anzahl katholischer Cadetten — 59 unter 949 — deckt dieß hinlänglich

---

sind es sechs, zwei davon die eines Lehrers und zwei die eines Hütten-Beamten. Noch im J. 1802, als eine förmliche Schule eingerichtet wurde, berief daher das Bergamt zu Tarnowitz einen katholischen Lehrer. Das Ministerium dagegen befahl die Anstellung eines Protestanten, weil die Schule protestantische Stiftung sei und außer 120 Thrn. aus der Knappschaftskasse auch 40 Thr. aus dem „evangelischen Schulfonds" beziehe. Als der trotz aller Proteste des Bergamts eingeführte protestantische Lehrer 1844 nach mehr als vierzigjähriger Dienstzeit starb, drang der verewigte Cardinal bei dem Minister darauf, daß nun für diese Schule, welche außer jenen 40 Thrn. ganz aus der Knappschaftskasse erhalten werde, aus den Beiträgen der fast durchaus katholischen Bergleute (Abzügen von ihrem Tagelohn) und aus dem Freikure für Kirche und Schule, und die bei 51 Schülern nur drei protestantische zählte, ein katholischer Lehrer angestellt werde. Man ließ indessen durch den protestantischen Hüttenschreiber von den katholischen Knappschaftsgliedern eine Erklärung hervorrufen: sie wünschten einen evangel. Lehrer, und warum? weil sie dann mit der Geistlichkeit nichts zu thun hätten! Es war damals die Zeit des namentlich von den höheren und niederen Bergbeamten auf jede Weise unterstützten Rongescandals. Die Unterbehörden machten daher kurzen Proceß und stellten einen apostasirten Katholiken als Lehrer an, der bei der Entlegenheit der Pfarrei auch den Katechismusunterricht ertheilen muß. Der Cardinal hatte sich nochmals mit einem eindringlichen Schreiben, tief verletzt über solches Verfahren, an den Minister gewendet, erhielt aber nicht einmal eine Antwort. Erst im August 1848 kam der versprochene geordnete Religions-Unterricht endlich zu Stande, und erst im Jahre 1849 wurde eine Fahrkostenentschädigung für den Pfarrer Bursig ausgeworfen, der eine Seelsorge für fast 3000 Seelen hat, die bis 1½ Meile vom Pfarrorte entfernt wohnen, daher nur alle Monate zweimal den Unterricht ertheilen konnte. 1852 bot sich eine Gelegenheit zur Versetzung des Lehrers, die auf erzbischöfliches Andringen erfolgte; aber nicht ein katholischer, sondern wieder ein protestantischer Lehrer ward angestellt, unter dem sich die Zustände bis zum Unerträglichen ver-



auf. Konnte man aber bei den Knappschaftsschulen sich darauf berufen, daß von dem protestantischen Stiftungszweck nicht

---

schimmerten. So ist durch die vom protestantischen Revisor der Schule unterstützte Weigerung des Lehrers, dem Pfarrer eine Stunde von den Schulstunden für seinen Unterricht abzutreten, den Kindern die unerträgliche Last aufgebürdet, daß sie an den Tagen, an welchen dieser ertheilt wird, von 8 bis 11 Schulunterricht, von 11 bis 1 Uhr Religionsunterricht und dann wieder von 1 bis 3 Uhr Schulunterricht haben, d. h. von 8 bis 3 Uhr, 7 Stunden lang, an die Schulbank gefesselt sind. In die frommen Gewohnheiten der Kinder greift der Lehrer mit wahrem Religionszwange ein. So hat er den Mädchen untersagt, ihre Gebetringe in der Schule zu tragen, nur goldene Ringe gestattet er; vor und nach dem Unterricht beteten alle Kinder das „Vater unser," die katholischen das „Ave Maria" dazu; der Lehrer hat das Aufsagen des letzteren verboten, das erstere also ersetzt:

Du aller Wesen Vater,
Hörst Deiner Kinder Flehen,
Durch Tugend, wie durch Lieder,
Laß uns Dein Lob erhöhen!

Nach den Anordnungen der Schulbehörde sollen die gottesdienstlichen Gesänge von den Kindern in der Muttersprache eingeübt werden; auch dieß hat der Lehrer unter dem Schutze des protestantischen Revisors eingestellt. Er läßt die armen Kinder: „Mit dem Pfeil, dem Bogen!" und Aehnliches singen, und als ihnen der Pfarrer das Singen unkirchlicher Lieder untersagte, erklärte der Lehrer den Kindern: der Pfarrer solle sich um seine Kirche kümmern und nicht um die Schule, er habe in der Schule nichts zu sagen; „wenn er dieß noch einmal thut, werde ich ihm die Thüre weisen." Mit solcher Führung steht denn auch die Wahl der Unterrichtsbücher im schönsten Einklange: der berüchtigte „Wilmsen'sche Kinderfreund," der neben der Naturvergötterung auch den contrat social vorträgt, ist Schulbuch nicht nur in Friedrichshütte, sondern auch in andern Knappschaftsschulen. Dazu kommt noch, daß die Kinder nur einige deutschen Worte nachsprechen können, ohne sie zu verstehen, der Lehrer aber wieder nur wenige polnischen Worte spricht, und diese so schlecht, daß die Kinder über ihn lachen.

abgegangen werden dürfe, konnte man bei den Cadettenhäusern sagen, es liege in den geschichtlichen Verhältnissen, daß sie so wenig katholische Kinder aufnähmen, so war doch andererseits in Bezug auf das Militärwaisenhaus zu Annaburg das Gewissen keineswegs so zart. Diese Anstalt wurde 1738 für verwaiste evangelischen und katholischen Soldatenkinder gestiftet, so zwar, daß die protestantischen, wie die katholischen Zöglinge, in getrennten Räumen wohnend, je für sich unterrichtet und erzogen werden sollten. Nach hundertjährigem Bestand übersiedelte man unter dem Vorgeben, als sei die Anzahl der katholischen Kinder zu gering, diese (es waren 12 bis 14) in das Militärwaisenhaus zu Potsdam. Hier befinden sich nun 111 katholische Kinder, darunter 21, welche stiftungsmäßig nach Annaburg gehörten. Für sie ist aber nicht Ein katholischer Lehrer oder Geistlicher angestellt; sie haben nur die Erlaubniß, wegen des Religionsunterrichtes zu einem katholischen Lehrer und den katholischen Ortsgeistlichen zu gehen; für den Fall, daß der Ortspfarrer dieselben auch bei dem Gottesdienst der auf Wochentage fallenden Festtage zu sehen wünscht, muß er jedesmal dem Direktor oder protestantischen Prediger Anzeige machen. Der deßhalb gestellte Antrag, daß „für die katholischen Kinder, insofern sie dem Erziehungshause in Annaburg überwiesen werden könnten, ebenso gesorgt werde, wie für die evangelischen," wurde in der Kammer nach einer sehr lebhaften Debatte am 4. Mai 1853 mit 197 Stimmen gegen 91 angenommen. Einen ebenso eclatanten Fall brachte in diesen Tagen die „Volkshalle" (Nr. 25) aus Oberschlesien hinsichtlich einer andern Stiftung *).

---

*) Der 1812 verstorbene Kreisjustizrath Grottowsky zu Lublinitz hatte sein bedeutendes Vermögen, mehr als 350,000 Thr., zur Gründung einer Erziehungsanstalt für Kinder beiderlei Geschlechtes, katholischer oder protestantischer Religion, testamentarisch vermacht, nachdem er bis zum Ende sein katholisches Bekenntniß kundgethan, also

Das Recht der Kirche ist principiell unzweifelhaft anerkannt, und damit, meinen unsere protestantischen Journale,

---

eine Zurücksetzung seiner Glaubensgenossen nicht gewollt haben konnte. Der Ort, den er zur Stiftung angewiesen, Lublinitz, liegt in fast ganz katholischer Gegend (der Kreis Lublinitz hatte 1849 bei 38,469 Katholiken nur 1421 Protestanten, der Kreis Oppeln bei 852,861 Katholiken nur 96,372 Protestanten). Im J. 1848 wurde die Anstalt eröffnet, aber schon 1847 war die Direktors-Stelle von der Regierung in Oppeln mit einem protestantischen Prediger besetzt. Die Remonstration des Cardinals hatte zur Folge, daß ein katholischer Gymnasiallehrer St. als Direktor berufen, das übrige Lehr- und Aufsichtspersonal aber dennoch aus Protestanten zusammengesetzt wurde. Die Zöglinge wählte man aus allen drei Regierungsbezirken, und zwar so klug, daß unter den 24 Kindern — volle 8 katholische sich fanden. Die Wahl des protestantischen Aufsichtspersonals war so unglücklich, daß im Laufe von zwei Jahren ein Aufseher, dessen Tochter auch Mädchenaufseherin war, 4 katholische und 11 protestantische Mädchen mißbrauchte. Den katholischen Religionsunterricht ertheilte der Direktor St., bis er niederträchtigen Chikanen, die ihm unter Anderm eine Verwarnung zugezogen hatten, dafür daß er den protestantischen Kindern in der Charwoche das hl. Grab in der Pfarrkirche anzusehen erlaubte, in einer Disciplinar-Untersuchung erlag, und das Direktorat einem protestantischen Lehrer der Anstalt übergeben wurde. Die Folge davon war, daß der katholische Religionsunterricht ganz aufhörte. Aber anstatt mit dem Pfarrer zu Lublinitz sich in Verbindung zu setzen, verhandelte die Regierung deßhalb mit einem katholischen Lehrer der Stadtschule. Der Pfarrer forderte nun, daß die katholischen Kinder wöchentlich dreimal in die Stadtschule zum Religionsunterricht geschickt würden; dieß aber schlug der Direktor ab, und der katholische Lehrer der Stadtschule wurde veranlaßt, gegen das Verbot des Pfarrers und Schulrevisors den katholischen Religionsunterricht in der Anstalt zu ertheilen. Der Pfarrer klagte beim Bischof, und erst auf dessen Befehl gehorchte der Lehrer. So wird denn gegenwärtig in dieser von einem katholischen Manne in einer fast ganz katholischen Gegend mit einem Vermögen von mehr als 350,000 Thr. gegründeten Anstalt, für welche der König selbst in der Stiftungsurkunde bestimmt: „daß bei der Wahl der

wäre der Sache genuggethan! Allein Thatsache ist es, daß die katholischen Interessen, wie Otto sagt, „fast durch alle Zweige des öffentlichen Unterrichtes hindurch sich beeinträchtigt finden," wenn auch der Grund hievon nicht in übler Absicht zu suchen; die Ursache besteht vielmehr darin, „daß es dermalen fast überall an einer auch nur irgend ausreichenden Vertretung jener Interessen mangelt, daß die Elementarverwaltung jener katholischen Stiftungsfonds fast durchgehends in den Händen evangelischer Beamten ist, daß bei der weitern Verwaltung dieser Fonds, sowie bei der Regulirung und Verwaltung des gesammten niedern und höhern Schulwesens in den Regierungs- und Provinzialschulcollegien meist nur vereinzelte, leicht zu überstimmenden Katholiken mitwirken, daß im Ministerium die Kassensachen immer von einem Evangelischen bearbeitet werden u. s. w." So ist es denn kein Wunder, wenn, wie Rhoden bemerkt, „die Katholiken Preußens das mehrfach von ihnen geforderte Vertrauen nicht haben können, da sie bisher für ihre gerechtesten Anforderungen kein Gehör haben finden können;" oder wenn die katholischen Mitglieder der ersten Kammer in der Erklärung ihrer Motive, gegen die 50,000 Thlr. zu stimmen, am Ende sagten: „Solange der den Staat verpflichtende Grundsatz nicht klar und entschieden in einer der Stellung und den Ansprüchen beider Kirchen entsprechenden Weise festgestellt ist, können wir nicht für Bewilligungen stimmen, welche auf dem Grundsatze einer der evangelischen Kirche eingeräumten bevorzugten Stellung und eines daraus abgeleiteten ungleichen Maßes von Bewilligungen beruhen sollen, auf einem Grundsatze, dessen Wirkung

---

Lehrer die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses der Zöglinge der einen und der andern Confession zu berücksichtigen sei," für die katholischen Zöglinge gar kein Religionsunterricht ertheilt, werden die letztern an Sonn- und Feiertagen nicht zum Gottesdienst in die Pfarrkirche geführt, wird ihnen von dem Anstalts-Personal nicht einmal die Zeit und Stunde des Gottesdienstes gesagt.

in Beziehung auf Mehrausgaben des Staates überdieß nicht zu übersehen ist." Aber erst die principiell gewährte Freiheit der Kirche hat es den Katholiken möglich gemacht, „nachdem sie den Verlust der Milliarden, welche eine stürmische Ausführung der Säcularisationsbeschlüsse von 1803 bis 10 damals ihrer Kirche entriß, verschmerzt haben, dasjenige, was von den Säcularisationsbestimmungen gänzlich unberührt blieb, und was ferner nach Inhalt dieser Bestimmungen selbst, namentlich nach §. 65 des Reichsrecesses, der Einziehung nicht unterlag, aber dennoch miteingezogen wurde, herauszuverlangen," überhaupt die Erfüllung der Verpflichtungen, welche auf den eingezogenen Gütern hafteten, zu reklamiren, oder die Rechte zu behaupten, die ihnen von Gott und Rechtswegen zustehen. „Das ist ihre Pflicht, und die Verfassung gibt ihnen dazu das Recht, wie die Gelegenheit; und nur dadurch, daß sie thatsächlich dieses Recht gebrauchen und diese Pflicht erfüllen, behaupten sie auch mit das Recht und die Freiheit ihrer Kirche, die sonst ein todter Buchstabe wäre."

Die Verpflichtung wird aber um so dringender, als es nicht mehr bloß um faktische Vernachlässigungen und Verletzungen ihrer Rechte und Interessen sich handelt, sondern auch schon Principien hiebei sich geltend zu machen suchen, die noch gefährlicher sind, als faktisches Unrecht, Principien, die theils in der oberkirchenräthlichen Denkschrift, theils auch versteckt in der ministeriellen, besonders aber bei der Debatte selbst durch Herrn von Gerlach zu wiederholtenmalen ausgesprochen wurden. Faktisches Unrecht, solange es mehr nur materiell ist, entsteht gerade nicht immer aus böser Absicht, sondern vielfach aus Nebenursachen und den allen Menschen anklebenden Schwächen, und es kann bei einigem guten Willen bald beseitigt werden. Sind es aber Principien, auf deren Grund hin solche Verletzungen geschehen, oder sucht man durch Principien dieselben zu rechtfertigen, so wird das Unrecht auch ein formelles und die Rechtsverletzung System. Aber wie

kann denn Solches je geschehen, da nach Herrn von Gerlach „Preußen zu seinem Bestehen der Gerechtigkeit gegen die römische Kirche bedarf, der Gerechtigkeit, die sich auf sein christliches Glaubensbekenntniß gründet?" Gerade aber dieser Satz in seiner Allgemeinheit ist verfänglich und gibt den Katholiken keine Gewähr für ihre Rechte. Der Staat muß ja gegen alle gerecht seyn, wenn er bestehen will, nicht bloß gegen die Staatsbürger, sondern auch gegen Fremde, wie selbst gegen Verbrecher. Es fragt sich daher, worin denn die Gerechtigkeit gegen die Katholiken bestehen soll? Man sagt: sie besteht in dem Schutze und in der Aufrechthaltung ihrer Rechte. Nun aber haben die Katholiken nicht bloß specielle Rechte, sondern auch allgemeine, gemeinsame mit den Protestanten gegenüber der Staatsgewalt selbst in kirchlichen Dingen. Nach dem positiven Recht sind sie eben gleichberechtigt, und ihre Kirche hat gleiches Recht auf Schutz und Wahrung ihrer Interessen mit der „preußisch evangelischen Landeskirche." Allein eben dieß ist es, was Herr von Gerlach und seine Partei nicht anerkennen; sie wollen die Gerechtigkeit nur „auf Grund des christlichen Bekenntnisses Preußens;" dieses „christliche Bekenntniß" selbst schließt aber nach ihrer Auffassung die bevorzugte Stellung „der evangelischen Kirche Preußens" in sich, die Gleichberechtigung jeder andern Confession aus, und daher verletzt diese „Gerechtigkeit" die wahre Gerechtigkeit gegen „die römische Kirche," welche Preußen doch auch zu seinem Bestehen bedarf, im Principe. Ja, wenn auch alle besonderen und unläugbaren Verletzungen beseitigt wären, wenn Preußen alle bisherigen Versäumnisse und Kränkungen gutmachte, es wird, solange es den gedachten Standpunkt einnimmt, selbst wider Willen den Katholiken, wie ihrer Kirche ungerecht werden müssen, denn es würde denselben nie die „Vollbürgerschaft," außer um den Preis ihrer Kirche, gewähren können; die Katholiken blieben als solche, wenn auch nicht „Heloten," wie die Kreuzzeitung einst den Rheinländern

zugerufen, so doch immer nur Halbbürger. Nun aber ist gerade diese Bevorzugung der „evangelischen Kirche“ offen ausgesprochen, Preußen als „evangelischer Staat“ besonders betont worden. „Preußen ist wesentlich ein evangelischer Staat,“ hatte Rölbechen selbst salbungsvollst proklamirt.

Nach der Anschauung dieser Partei von „evangelischem Staat“ ist nun nicht bloß „das ganze Kirchenregiment mit dem obrigkeitlichen Regiment verbunden worden,“ sondern „nach der Auffassung der Reformation erscheint das obrigkeitliche Regiment, ja das ganze Staatsleben als Gottesdienst.“ Und dieß nicht bloß im Allgemeinen, gemäß dem alles menschliche Thun Gottesdienst seyn soll, sondern in dem speciellen Sinne: die Obrigkeit ist Vertreter Gottes auf Erden auch in religiöser kirchlicher Hinsicht, denn „beide Tafeln des Gesetzes zu vollstrecken, wurde als Beruf der christlichen Obrigkeit angesehen, also auch die erste Tafel, welche von dem wahren Gottesdienste handelt.“ So Gerlach's Worte, die freilich gegen den Buchstaben wie gegen den Geist der Schrift, der sogenannten „einzigen Glaubensquelle,“ verstoßen, und viel mehr an das alte Heidenthum, als an das Christenthum erinnern. Daraus schließt er nun weiter, daß sich darauf das Recht der Kirche an den Staat gründe, und aus diesem folgt ihm von selbst, daß das, was der Staat der Kirche zu leisten hat, nimmermehr bloße Liberalität, sondern „daß ein strenges Rechtsverhältniß die Basis dieser Pflicht sei.“ So gingen denn freilich die rechtlichen Ansprüche der „evangelischen Kirche“ in's Unermeßliche, wenn auch Herr von Gerlach „lokale Bedürfnisse von den lokalen Gemeinden bestritten“ wissen will. Denn das Kirchenvermögen wurde nach ihm in Folge des Ueberganges des Kirchenregiments an die Fürsten nicht „säcularisirt,“ sondern „reformirt,“ d. h. „nicht zu Staatszwecken, sondern zu Kirchenzwecken in Anspruch genommen.“ Nun solle man meinen, daß diese Kirchenzwecke nur insoweit, als das „reformirte Kirchengut“ reicht, auf

Befriedigung Anspruch haben, sowie daß der Staat nur insoweit eine Verpflichtung habe, als er das Kirchengut „reformirt" hat. Allein diese „Reformation" ist anders gemeint. Es sollen ja „Könige die Pfleger und Fürstinnen die Säugammen der Kirche seyn;" „sie werden vor dir niederfallen zur Erde auf ihr Angesicht und deiner Füße Staub lecken," sagt Herr von Gerlach, und dieß ist „das Fundamentalgesetz unserer evangelischen Kirchenverfassung." Den Königen ist es also Fundamentalpflicht, für die Bedürfnisse der Kirche zu sorgen, und zwar für Alles, was sie fordern mag. Sie bedarf dazu keiner speciellen Rechtstitel, sie ist „eben wegen ihres Verhältnisses zu den Obrigkeiten und zum Staate gar nicht in dem Falle und in der Möglichkeit, specielle Rechtstitel wegen alles dessen, was sie zu fordern hat, zu erwerben." Ja, die Forderung specieller Rechtstitel, wie sie Reichensperger auch von protestantischer Seite verlangt hat, „verletzt," nach dem Erachten des Hrn. von Gerlach, „die verfassungsmäßigen Fundamentalrechte der evangelischen Kirche."

Hiemit ist nicht bloß in Bezug auf die gedachte Frage, sondern auch im Allgemeinen die vollständigste Imparität als Fundamentalgesetz des „evangelischen Staats" gegen die katholische Kirche ausgesprochen. Denn wenn sie zwar stets specielle Rechtstitel aufweisen muß, dagegen aber jede Forderung eines solchen der „evangelischen Kirche" gegenüber „eine Verletzung ihrer Fundamentalrechte" ist, und der Staat die Pflicht hat, jede ihrer Forderungen aus den allgemeinen Staatsgeldern ohneweiters zu befriedigen, so ist klar, daß die Protestanten dadurch eine absolut bevorzugte Stellung einnehmen. Die Katholiken hätten immer nur partielle Gerechtigkeit, höchstens nur Befriedigung ihrer Specialtitel zu erwarten, und vielleicht einige Abfälle aus Gnade der Liberalität; dafür müßten sie aber reichlich beisteuern, um die völlig unbegränzten Ansprüche „der evangelischen Kirche" befriedigen zu helfen*), die, wenn

*) Es ist ungerecht, einzuwenden, wie Gerlach gethan, „auch die evan-

sie auch „keine müßigen Schätze zu sammeln“ gedenkt, doch für die Aussteuer der ehelichen Früchte ihrer Diener um so größerer Summen bedarf. Vom positiven Rechte ist bei einer solchen Anschauungsweise so wenig mehr die Rede, als vom historischen. Nur dann, wenn wirklich durch die Reformation die weltliche Obrigkeit jene Stellung in der „evangelischen Kirche“ erhalten und dieselbe auch bewahrt hätte, die ihr Herr von Gerlach anweist, wenn wirklich Preußen „der evangelische Staat κατ᾽ ἐξοχην“ oder der zur sichtbaren evangelischen Kirche selbst gewordene Staat wäre, als solcher immer sich geltend gemacht, und ohne innern Widerspruch so bestanden hätte, nur dann, wenn alles Dieß rechtlich und historisch unzweifelhaft wäre, müßte der „evangelischen Kirche“ Preußens der Vorzug eingeräumt werden; allein nicht bloß ist alles Dieß rechtlich und historisch völlig unbegründet, sondern es ist die ganze Deduktion nur das Idol einer Partei, als deren Prophet Herr von Gerlach angesehen werden will, und welche nur erst den Wunsch gefaßt hat, Preußen zu jener Höhe zu erheben, wo es die sichtbare evangelische Kirche werde oder sie erzeuge. Dieses Idol geht aber mit andern Strebungen unter den Protestanten Hand in Hand, die in diesen Blättern bereits hinlänglich gekennzeichnet sind.

Nun könnte man allerdings mit Binke sagen: „die reiche Phantasie des Herrn von Gerlach sei noch keine Rechtsquelle,“

---

gelischen Unterthanen trügen ihrerseits dazu bei, daß der römisch-katholischen Kirche ihr Recht werde“, da auch sie zu den Staats-Ausgaben für die römische Kirche beisteuern müßten; denn was diese vom Staate erhält, ist nur der hundertste Theil dessen, was der Staat ihr genommen hat, genommen mit der Verpflichtung, ihre Bedürfnisse zu decken. Dagegen zahlen allerdings die Katholiken mit, um die protestantischen Bedürfnisse zu decken, da für diese weit mehr gegeben wird, als die „evangelische Kirche“ rechtlich fordern kann, die Katholiken also vielmehr, anstatt für ihre kirchlichen Bedürfnisse, reichlich für die protestantischen beisteuern.

und deßhalb von derartigen Principien noch keine praktischen Folgen besorgen. Allein daß sie wirklich bereits Fleisch und Bein zu werden, sich zu verkörpern suchen, beweist gerade auch die oberkirchenräthliche und die ministerielle Begründung der gedachten Mehrforderung. Zwar hat der Cultminister die volle Gleichberechtigung der Katholiken anerkannt, wie er mußte, da sie auch neuerdings wieder durch die Verfassung ausgesprochen ist; allein sein Schwanken in Begründung der protestantischen Ansprüche mußte Bedenken erregen, wie denn Vinke, der überhaupt gegen diese Rechts-Schwärmerei am kräftigsten aufgetreten, ihm dieß in drastischer Weise vorgehalten. Denn bald sprach der Minister: „man habe es mit Rechtsansprüchen zu thun, bald redete er von einer Verpflichtung des Staates, für die allgemeinen Bedürfnisse der evangelischen Kirche zu sorgen, dann wieder sogar von speciellen, von Dotirung neuer Pfarrstellen, Errichtung von Vikariaten und Erhöhung der Pfarrgehalte, und zuletzt wieder nur von rechtlichen Verpflichtungen.“ Unter diesen Widersprüchen Jedem die Wahl der Begründung lassend, wenn nur Jeder für die Forderung stimme, berief sich aber der Cultminister außerdem auch auf die Geschichte, und gerade hier kam er, wenn auch wohl wider Willen, der schwärmerischen Ansicht des Herrn von Gerlach näher. „Das Fundament der Verpflichtung,“ stellte er der Commission vor, „sei gegründet in der Geschichte des preußischen Staates und namentlich in den die Reformation begleitenden Ereignissen, aus welchen der Landesherr die rechtliche Verpflichtung übernommen habe, für die Bedürfnisse der Verfassung und Verwaltung der evangelischen Kirche zu sorgen. Dieß sei die Basis des Anspruches, und der Fürst habe die Verpflichtung übernommen, für die allgemeinen Bedürfnisse der evangelischen Kirche zu sorgen.“ Indem er aber die Verpflichtung nicht auf das oberste Kirchenregiment beschränkt, dem allein aus dem Uebergang der bischöflichen Güter an den Landesherrn ein Rechtstitel zugegangen ist, sondern sie

ausdehnt auf die allgemeinen Bedürfnisse, verrückt er den Rechtspunkt, nähert sich wesentlich der Anschauung Gerlach's, und macht so den Landesherrn zum „Pfleger der evangelischen Kirche" überhaupt, was natürlich mit dem Fürsten des bloß „evangelischen Staates" zusammenhängt. Deßgleichen hatte auch die oberkirchenräthliche Denkschrift den Ausgangspunkt von dem „innigsten Verwachsenseyn der Geschichte der evangelischen Kirche in Preußen mit der Geschichte des regierenden Hauses und mit der Entwicklung des Staats- und Volkslebens" genommen, wogegen die Schrift: „die katholischen Interessen rc." mit Recht bemerkt, „daß diese Ansicht in ihrer praktischen Anwendung in Gesetzgebung und Verwaltung zu den schwersten Bedrückungen der Katholiken geführt habe, da sie eben aus dem gewichtigen Grunde, weil sie die Interessen des Staates mit den Interessen der evangelischen Kirche identificirt, folglich dem Staate das organische Bestreben vindicire, im Bunde oder vielmehr verwachsen mit der evangelischen Confession die andere Confession auszustoßen oder zu schwächen und ihrer Lebenskraft zu berauben."

Die Katholiken sind offenbar bei Geltendmachung derartiger Principien nicht bloß als solche in ihren religiösen und kirchlichen Interessen zurückgesetzt und auf das Tiefste verletzt, sie sind ebenso als Preußen in ihren politischen Rechten gekränkt, ja ihre Stellung wird geradezu in Frage gestellt. Preußen selbst wird so als Staat von der Kirche der Reformation verschlungen, es soll Kirche seyn oder werden, indem das obrigkeitliche Amt selbst als Gottesdienst im speciellen Sinn geübt wird, und die Obrigkeit auch die erste Tafel des Gesetzes vollstreckt. Nun haben aber die Katholiken Preußens nicht bloß ein Interesse, sondern ein Recht darauf, daß Preußen „als Staat" fortbestehe und nicht zur sichtbaren evangelischen Kirche in dieser sichtbaren Welt werde; und es ist daher nicht bloß eine Pflicht gegen ihre Kirche, sondern auch eine politische Pflicht gegen den Staat, mit allen gesetzlichen

Mitteln gegen ein solches Preußen, das nicht mehr „Staat“ seyn, sondern sichtbare „evangelische Kirche“ werden soll, zu kämpfen, und zwar um Preußens selbst willen. Die Katholiken kämpfen da, wenn auch zunächst auf dem ganz materiellen Boden des Cultusbudgets, sowohl um die eigne Existenz, als um die Existenz Preußens. Zunächst steht das gedachte Princip schon im Widerspruch mit der Verfassung, die jeder Kirche ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten gebietet, was eine Unterscheidung des Königs als solchen von sich selbst als „dem Oberhaupt der evangelischen Kirche“ — des „preußischen Staates“ von der „evangelischen Kirche“ Preußens bedingt, während in der angestrebten Weise beide Aemter nicht nur bloß confundirt, sondern gar identificirt werden, Preußen der evangelisch hieratische Staat wird. Folgerichtig müßte sich, falls Preußen auf diese aftermystische Idee einginge, die Unnatur des Verhältnisses in allen möglichen Gegensätzen geltend machen, die Preußen aber dann nothwendig innerlich verzehrten. Denn Christus hat nur der auf Petrus gegründeten Kirche die Verheißung gegeben, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden, nicht aber einem Staate, der als „evangelischer Staat“ zur sichtbaren evangelischen Kirche erst werden soll.

Freilich scheint Herr von Gerlach zu glauben, daß die Entwicklung der Kirchenverfassung auch wieder eine andere Form annehmen könnte, indem die weltlichen Obrigkeiten, die „jetzt“ zum „Selbst der Kirche“ gehören, auch wieder vom „Selbst“ ausgeschieden werden könnten, wie sie erst mit der Reformation zum „Selbst“ der Kirche geworden sind. Ja, hiefür dürfte selbst die Anrede des Königs an die Mitglieder der Generalsynode von 1846, sowie die Cabinetsordre vom 13. Juni 1853 einen Anhalt geben, wenn in dieser der König sagt: „Er würde Seine Kirchengewalt, die schwer drückt, in die „„rechten Hände““ frohlockend niederlegen.“ Allein wenn auch hiemit in Aussicht gestellt ist, daß man auf die



setze", also ein Rebelle sei; daß der westfälische Friede und Dergleichen hier gar nicht competent seien, weil der Papst diese Reichsgesetze selbst nicht anerkenne, und jedenfalls die „evangelischen Fürsten nicht ihren katholischen Unterthanen gegenüber" daran gebunden seien. Wir haben — sagt Neupreußen, selbst jungferlich errötend über den katholischen Undank — gewiß jederzeit bewiesen, „wie sehr wir auf Seite der römischen Kirche stehen, wo es sich um geistliche und himmlische Dinge handelt, und wo es den Kampf gegen die paganisirenden Elemente und Stellungen der andern Staaten gilt", aber — aber sie hat dann eben „ein Reich nicht von dieser Welt zu seyn." Und in specie die badische Bureaukratie in Ruhe zu lassen! Denn wir waren damals, zur Zeit des holländischen Conflikts, in leidigem Irrthum, und Herr Eichhorn mit Cons. haben seitdem unwiderleglich bewiesen: daß Baden und seine Bureaukratie ein — ächt „evangelischer Staat" ist. Was wir, fährt Neupreußen fort, damals für einen heiligen Kampf gegen bureaukratisches Heidenthum ansahen, das war in der That die — „eiserne Grundlage von Principien, die unverträglich sind mit der Selbstständigkeit von Staaten, die mehr seyn wollen, als Executiv-Behörden der geistlichen Universalmonarchie zu Rom." D'rum — heiliger Zittel, erhöre uns! heiliger Schenkel erbarme dich unser! heiliger Ullmann, verzeihe uns unsere Sünden! Denn wir bekennen ja jetzt und in allweg, daß ein „Staatsmann" kein „Staatsmann" ist, der da nicht weiß, daß „die Selbstständigkeit der römischen Kirche, wie sie der römische Stuhl versteht, mit der Selbstständigkeit der Staaten, insbesondere der protestantischen, völlig unvereinbar ist und bleiben wird." Ja, „bleiben wird", solange „die römische Kirche den Ruhm der Infallibilität nicht darangibt", resp. an Jung- oder Neupreußen abtritt, das im Februar jüngstverflossen endlich wieder ganz es selbst geworden ist! Jene „Selbstständigkeit" nun, jene jedem „evan-

gelischen Staat" tödtliche „Selbstständigkeit der römischen Kirche", wie sie Erzbischof Hermann ambitionirt, ist freilich in der preußischen Verfassung selbst garantirt, und Neu-Preußen selbst hat sich schon oft auf das feierlichste für alle möglichen Rechte und Freiheiten der „Römer" ausgesprochen, und doch für den „evangelischen Staat Preußen" nichts gefürchtet. Wie ist dieß zu reimen? Sehr einfach! Was Papier ist, muß Papier bleiben! — sagt Neupreußen, und erzählend von seiner unaufhörlichen „Gerechtigkeit gegen die Römer", geht es zur Debatte, vorausgesetzt nämlich, daß es einmal — consequent ist. Nous verrons!

XXX.

Motivirte Gedanken über osteuropäische Thesen.

I.

Was gewiß ist in der Lage des europäisch-orientalischen Conflicts?

Gewiß ist, daß England jetzt in der Türkei liegt. Erst ein Jahr ist's her, daß es lachte über den faden Mönchs-Streit um ein heiliges Grab, über Napoleon's schlauen Einfall, die schismatischen Bärte zu zupfen, um die Katholiken zu kitzeln. Seitdem hat Redcliffe in Stambul die Wiener-Note vom 5. Dez. für den Sultan unterschlagen, und ganz Albion zittert nur mehr in Angst vor einer doch noch denkbaren friedlichen Beilegung; es spricht von Reducirung Rußlands auf den Bestand von 1762, von Oeffnung des schwarzen Meeres, welche die Suprematie im Orient an den We-

sten vergäbe; es zeigt, daß nur mit Vernichtung Rußlands ihm gründlich geholfen wäre. Welche Wendung der Dinge! Vor zwölf Jahren unterzeichnete es selbst den Verschluß der türkischen Gewässer und für Rußland, das eben Aegypten ausgebeutet, die Disposition über die Donauländer; und seitdem hat es von jedem Gedanken, im eigenen höchsten Interesse und als guten Damm gegen den russischen Andrang sich kräftige, selbstständige Erben der Türken zu erziehen, immer nur das blindeste Gegentheil verrathen, so daß es jetzt zum puren Ueberfluß eilt, sein schauderhaftes Andenken bei Griechen und Slaven zu restauriren. Rußland will ja auch jetzt noch die Türkei — nicht einverleiben! Wozu also der blinde Lärm von dessen Vernichtung? Lord Clarendon sagt freilich: „Europäische Universalmonarchie! der Czar beweist, so er in der Türkei nicht nachgibt, daß er sie anstrebt, denn noch jene 10 Mill. dazu, und Rußland wäre eine mittelmeerische und baltische Großmacht, die Europa Gesetze vorschriebe.“ Darum ist die Türkei im Recht, und das Parlament nimmt den Krieg an mit dem Rufe: „Gott schütze das Recht!“ soll aber heißen: unsere Machtwurzel in — Indien.

Gewiß liegt in dem Wort: Indien, der Schlüssel für Englands Gebahren und Halbmondssucht, denn wie Schlangengift gehaßt bei Griechen und Slaven, kann der Themse-Großkrämer im Oriente nur mehr mit Türken hausen, und das ist reeller Gewinn für ganz Europa. Aber der Koran wird angefochten vom griechischen Kreuz, und damit wäre es Englands Existenz selbst, wenn nicht die Anfechtung in eine Zeit gefallen wäre — Dank dem russischen eifersüchtigen Hochmuth! — die nicht günstiger seyn könnte für die englischen Türken. Schütten sie eine Blutsündfluth über Europa, so thun sie es gezwungen vom ABC ihrer Politik. Hätten sie sich denn je solches Glück träumen lassen dürfen, daß die ihnen gefährlichste festländische Hauptmacht, mit der sie nichts gemein haben, als die gegenseitige Volksglorie vielhundertjähri-

ger Todfeindschaft, in unnatürlicher Allianz ihnen als Werkzeug für ihre Sonderzwecke einst dienen würde? Dem ekelhaften Krämer-Egoismus hat sich ein anderer Egoismus verbunden, aber, wie zu befahren steht, dem Schlauen der Schlauere. Wohl mag Frankreich ein herbes Weh durchdringen, bei dem hoffnungslosen Gefühle, wie ein willenloser Stoff heute von dem, morgen von jenem als „Staat" geknetet zu werden, aber es ist doch noch freier als England. Viele Insulaner glauben fest, daß Frankreich kaum zwölf Monate vor dem Allianz-Abschluß noch ernstlich mit Krieg gegen England umgegangen, und, abgesehen vom politischen Moment, sagt das dem Toryfürsten und Literaturjuden Disraeli zugeschriebene Pamphlet: „nicht wenige, die mit scharfem Blick die veränderte Lage dieses Reiches ansehen, haben vom religiösen Gesichtspunkte aus wenig Vertrauen zu seinem thatsächlichen und bona fide-Regenten.

Gewiß ist daher die wahre Absicht des alliirten Napoleon III. noch immer nicht sicher, und die englische Universalmonarchie noch eines Artikels höchst bedürftig, des Kittes für die französische Allianz, den selbst das „herzliche Geldeinverständniß" eines gemeinsamen Anlehens nicht ersetzte. Es gibt zwei Sorten solchen Kittes, eine leichtere und eine erster Qualität absoluter Unauflösbarkeit. Die leichtere Sorte wäre beiden Alliirten vorderhand lieber, in Aussicht einer eventuellen Wieder-Lösung, die bei Anwendung der zweiten Sorte nicht vorgehen könnte, ohne daß Ein Theil oder beide in Trümmer gingen. So wahr es eines — Napoleon's bedurfte zur gegenwärtigen europäischen Constellation, eben so wahr bedarf die englisch-französische Allianz zur rechten Kittung einer der beiden Sorten: entweder der deutschen Mächte oder der Revolution. Es ist aber immerhin noch eine Art conservativer Politik, so lange sie der deutschen Mächte als Alliirter begehren, denn sie thun es nicht nur nothgebrungen behufs des nachhaltigen Angriffs gegen Ruß-

land, sondern eben so sehr behufs gegenseitiger Sicherung wider einander. Von dem zweiten Falle einer Kittung mit der Revolution haben wir seit einem Jahre genug geredet.

Gewiß ist — der auswärtige Preis Deutschlands seit einem Jahre ungeheuer emporgeschnellt, zunächst der Oesterreichs, denn der ganze Westen ist so verständig, selbst eine Sonderbündelei Preußens für moralisch unmöglich zu halten, weßhalb die Pariser-Thronrede vom 2. März es auch gar nicht eigens nennt. Napoleon III. gesteht so offen, wie Russel: wer Deutschland hat, führt die Braut heim. Dieser, „halb Gentleman halb Dissenter-Prediger" und voll ungezogener Rede, macht zu des Czar's Hauptverbrechen, daß er „das große und intelligente deutsche Volk nicht zum Genuß seiner Selbstständigkeit gelangen lasse," wie denn die beiden Mächte nur mit Rußland's Erlaubniß Napoleon III. hätten anerkennen dürfen; jener haranguirte sie am 2. März höchst herablassend, daß sie seit 40 Jahren „nur zu viel Deferenz gegen Rußland" erwiesen, jetzt aber, Oesterreich zumal, bereits ihren unabhängigen Gang wieder gewonnen, und frei schauten, auf welcher Seite sich ihre Interessen befänden: „wir gehen hin mit Deutschland, um ihm behülflich zu seyn, den Rang zu behaupten, von dem man es herunterbringen zu wollen schien." Das war himmlische Musik in den Ohren beider Parlamente! In London verzieh man sogar Aberdeen's Zauberpolitik, weil Clarendon versicherte, daß damals die deutschen Mächte noch immer Rußland günstig gewesen. „Jetzt sind sie für uns!" und schon glaubte man, sich Oesterreich noch dringender empfehlen und mit Lord Feuerbrand als präsumtivem Kriegs- oder gar Minister des Auswärtigen herausrücken zu dürfen. Alle wollen sie Deutschland protegiren; wenn es aber, jetzt oder nie, zum erstenmale seitdem der letzte Ritter vom Westen den Sand deutscher Turniere küßte, lachend spräche: Protegirt euch selbst! — wie dann?

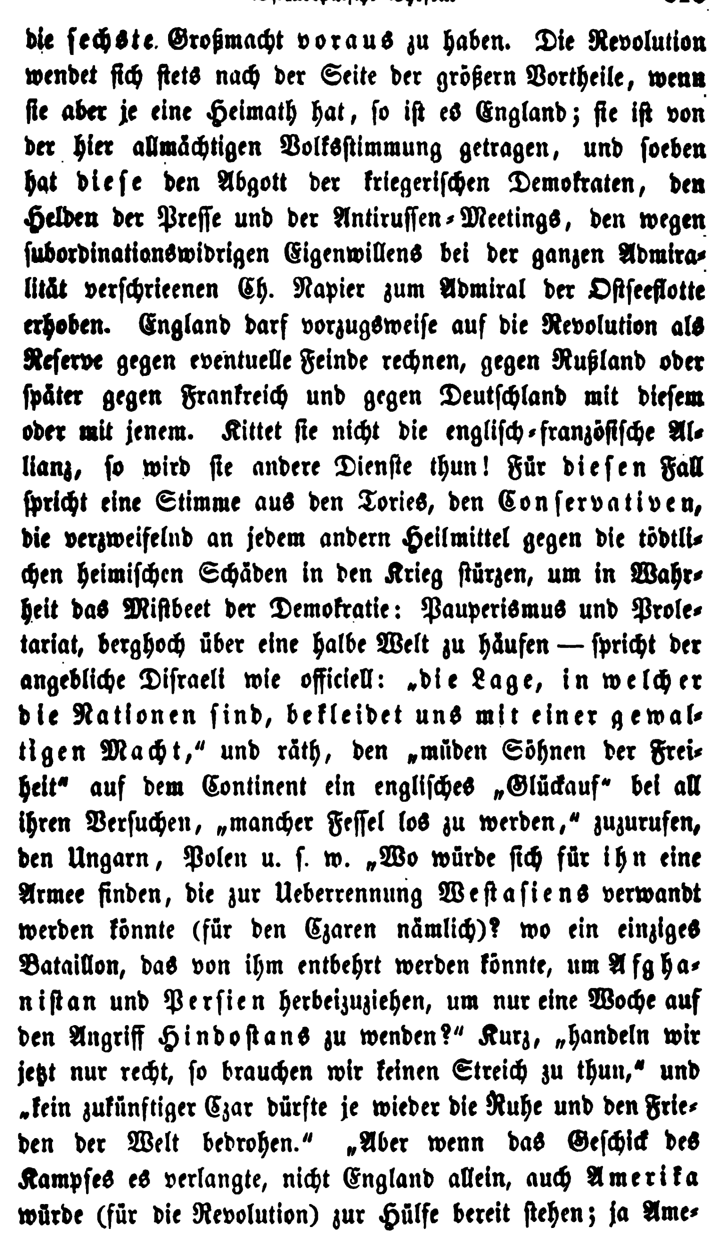
Gewiß ist, daß man jenseits die Revolution, den

Alles bindenden Kitt, bereits emsig benützt, vorerst zu Drohungen gegen ein etwa nicht allianzlustiges Deutschland. Das ist jetzt Englands ganze diplomatische Kunst, und in Paris spielt der Moniteur mit alt napoleonischer Routine die Rolle des drohenden Mentors, vor dem der deutsche Michelismus sich wieder respektvoll drückt. Die Thronrede sagt: „in Constantinopel herrschen sei im Mittelmeer herrschen," Vergrößerungsgedanken aber habe Frankreich nicht; inzwischen, wenn Oesterreich dennoch nicht wollte, hat man im Palais Royal, wo Jerome's tugendsamer Schößling blüht, den Juden Manin von Venedig, den andern Freimaurer-Oberst Prinz Murat, Prätendenten von Neapel, und die italienische Nationalität in Reserve, mit der dieser Prinz schwanger geht, wie die Freimaurer-Prinzen von London und Berlin mit gothaisch Kleindeutschland, und spricht man in höchsten Kreisen mit Genugthuung von neuen Karten Europa's durch Angriff im Norden und Süden, von Polen und Ungarn aus, in Savoyen und im Rheinland; Mazzini ist dem Prinzen-Kleeblatt zur Zeit nur noch zu ehrlich. Die Pariser Circular-Depeschen erläutern also: wären unsere Absichten weniger rein, so hätten wir ein anderes Bündniß gewählt, verstehe: das russische; inzwischen starren die Trefflichen in der Schweiz seit Monaten von Geheimnissen über ihre französische Allianz, und der Diplomatie-Direktor Brenier aus Paris stampft Lord Minto's ausgewaschene Fußstapfen neu aus auf italienischem Boden, damit Frankreich den Weg der — andern romanischen Mächte wandle. Von London schallt es zu Oesterreich herüber: alliirt mit uns, führst du eben dadurch den schwersten Schlag auf die Revolutionspartei, und vom Moniteur (d. 22. Febr.): der russische Conflict böte keine Gefahr, wenn nicht der „revolutionäre" Geist zu fürchten wäre, der sich die gegenwärtigen Umstände zu Nutzen machen wolle, um entweder in Griechenland oder in Italien Unruhen zu erregen; der Moniteur sagt diesem „Geist" offen: er würde so „sich mit dem Interesse

Frankreichs schnurstracks in Widerspruch setzen," denn es habe keine „doppelsinnige Politik," und könnte nicht gestatten, „wenn die Fahnen Frankreichs und Oesterreichs sich im Orient vereinigten, daß man sie an den Alpen zu trennen suchte." Wenn nun aber diese Fahnen, durch Drohungen mit der Blutfahne nicht erschreckt, sich nicht „vereinigen," wie dann? Die „Wenn's" sind wirklich gar nicht „doppelsinnig!"

Gewiß ist aber, daß man im Westen die Revolution nicht nur gegen ein nichtalliirtes Deutschland in Reserve hält, sondern auch — je gegeneinander. Frankreich vergaß unzweifelhaft nicht, sich zu fragen, wo will England hinaus? England vergaß noch weniger, zu erwägen: die ungeheuern Rüstungen jenseits des Canals, 60,000 Mann, ja „das Dreifache" (!), allein an Landungstruppen, 250 Mill. Kriegsaufwand bei einem Finanzzustand, den man froh ist in der Thronrede fein säuberlich mit Zeitungsschreiber-Phrasen über Brod und Krieg gänzlich überspringen zu können — Alles das nur und bis zu Ende bloß gegen Rußland, um England den Primat im Orient und das schrankenlose Umsichfressen in Indien zu sichern? bloß um sich des schließlichen Triumphes der Uneigennützigkeit recht fest zu versichern? Wer faßt das! In der That, nichts wäre natürlicher als, sobald die kritische Zeit der Theilung des Profites naht, vielleicht noch früher — denn beati possidentes, und die englische Landungsarmee wird eine starke Minorität bilden! — die plötzliche Verwandlung der französisch-englischen in eine — französisch-russische Allianz. Ebenso wenig dürfte andererseits ein plötzliches Bündniß der Pforte mit Rußland gegen ihre „Erretter" verwundern, sobald es einmal zu wählen gilt zwischen dem russischen und dem — englischen Protektorat!

Gewiß ist daher und selbstverständlich, daß die Westmächte hinwiederum auch auf jenen Fall, jede für sich, um's Leben gerne der deutschen Mächte versichert wären. England aber ist immerhin in der günstigen Lage, vor Napoleon III.



die sechste Großmacht voraus zu haben. Die Revolution wendet sich stets nach der Seite der größern Vortheile, wenn sie aber je eine Heimath hat, so ist es England; sie ist von der hier allmächtigen Volksstimmung getragen, und soeben hat diese den Abgott der kriegerischen Demokraten, den Helden der Presse und der Antirussen-Meetings, den wegen subordinationswidrigen Eigenwillens bei der ganzen Admiralität verschrieenen Ch. Napier zum Admiral der Ostseeflotte erhoben. England darf vorzugsweise auf die Revolution als Reserve gegen eventuelle Feinde rechnen, gegen Rußland oder später gegen Frankreich und gegen Deutschland mit diesem oder mit jenem. Kittet sie nicht die englisch-französische Allianz, so wird sie andere Dienste thun! Für diesen Fall spricht eine Stimme aus den Tories, den Conservativen, die verzweifelnd an jedem andern Heilmittel gegen die tödtlichen heimischen Schäden in den Krieg stürzen, um in Wahrheit das Mistbeet der Demokratie: Pauperismus und Proletariat, berghoch über eine halbe Welt zu häufen — spricht der angebliche Disraeli wie officiell: „die Lage, in welcher die Nationen sind, bekleidet uns mit einer gewaltigen Macht," und räth, den „müden Söhnen der Freiheit" auf dem Continent ein englisches „Glückauf" bei all ihren Versuchen, „mancher Fessel los zu werden," zuzurufen, den Ungarn, Polen u. s. w. „Wo würde sich für ihn eine Armee finden, die zur Ueberrennung Westasiens verwandt werden könnte (für den Czaren nämlich)? wo ein einziges Bataillon, das von ihm entbehrt werden könnte, um Afghanistan und Persien herbeizuziehen, um nur eine Woche auf den Angriff Hindostans zu wenden?" Kurz, „handeln wir jetzt nur recht, so brauchen wir keinen Streich zu thun," und „kein zukünftiger Czar dürfte je wieder die Ruhe und den Frieden der Welt bedrohen." „Aber wenn das Geschick des Kampfes es verlangte, nicht England allein, auch Amerika würde (für die Revolution) zur Hülfe bereit stehen; ja Ame-

rika würde kommen, und wenn es käme, dann wehe seinen Feinden."

Und England „wehe" zuerst! — wird jeder Einsichtige antworten, Niemand aber läugnen, daß diese Sprache englischer Politik im Uebrigen ganz vernünftig lautet. Nordamerika ist für eine englische Allianz nichts weniger als zu entlegen und für Indien vorerst nicht gefährlich; es wirbt bereits um Einfluß in Griechenland und in der Türkei, dazu um Anwartschaft auf einen Theil des osmanischen Erbes, protestirt in der Nord-Ostsee gegen den Sundzoll und droht, obgleich durch sie weit vor Deutschland begünstigt, die dänische Zoll-Liste mit Bomben zu radiren; es ist nicht ekel vor der sechsten Großmacht, sein Gesandter zu London, um in der Heimath populär zu seyn, erscheint wie ein Strauchdieb costümirt bei Hof und ladet Kossuth, Mazzini ꝛc. zu Tafel; also Glückauf, Altengland! du wirst allerdings niemals isolirt seyn!

So ist es mit der französisch-englischen Allianz gethan und so vermöchte sie sich etwa noch auszuwachsen, wie denn überhaupt die in diesen Blättern vor einem halben Jahre gezeichnete politische Weltstellung der Zukunft täglich deutlicher hervortritt. Und zwischen einem solchen Bunde und den übermüthigen Griffen Rußlands weiß man für Oesterreich, für Deutschland keine Wahl, als Anschluß links oder rechts, oder aber eine „Neutralität", wie sie Rußlands Verblendung durch Orloff in Wien zu beantragen gewagt haben soll, bei einer Macht wie Oesterreich, in einem welthistorischen Kampfe, der ihre Gränzen und theuersten Interessen so innig berührt — eine Neutralität des müssigen Zusehens! Wir haben nicht umsonst stets das Wort: „Neutralität", sorgsam vermieden, dagegen seit Monaten von Deutschlands Schutzengel eine „freie und würdige Stellung Oesterreichs nach beiden Seiten" erfleht; daß sonst so viele Wohlmeinenden nur einen Augenblick an jene „Neutralität" glauben konnten, ist traurig, sehr traurig!

II.

Und — Deutschland?

Deutschland habe eine eigene Faust, meinten wir, von Oesterreich wußten wir es gewiß! Soviel wenigstens hat das Jahr 1848 wahr gesagt: Deutschland, wenn einig, ist Allen gewachsen. Wir schauten daher fleißig nach der Einigkeit aus, aber ohne je mehr als Oesterreichs dargebotene Hand zu erblicken; sahen wohl Preußen als neuen Herkules am Scheideweg deutscher Treue, aber sonst wie immer, wenn wir die Stimmen der maßgebenden Parteien hörten. Zunächst redete es sich damit aus: seine Interessen seien nicht berührt, noch die Deutschlands, wozu Oesterreich natürlich nicht gehörte. Rußland, gebietend in den Dardanellen und über die Mündungen des deutschen Flusses im schwarzen Meere, an den entblößten Ost- und Südgränzen Oesterreichs, bei der nächsten Revolution in Italien oder Frankreich mit seinen Armeen über Sardinien bis an die Alpen, was kümmerte das Preußen und seine „liberalen Institutionen"? Rußland oder eine Secundogenitur in Stambul und Kopenhagen, der Sund und das Marmorameer gesperrt, für Holstein-Lauenburg eine russische Stimme am Bund, die Türkei vielleicht in nächster Zeit schon auf dem Kriegstheater in den Hintergrund getreten vor der Ostsee — „unsere Gränzen" sind wohl noch immer unberührt? Oder gilt das „Zuwarten", bis die englisch-französische Allianz selbst die orientalische Frage vom Bosporus an die Ufer des Rheins verlegt? Mag seyn, daß die preußische Großmacht keine europäischen Interessen hat; sie verläugnet aber auch die deutschen, wenn sie ihren Platz im Conflict nicht mit absoluter Nothwendigkeit dictirt findet. Auf Oesterreichs dringende Anfragen ihre Stellung eine neutral „zuwartende" nennen, wenn ohne Rücksicht

auf den bundesfreundlichen Kaiserstaat, hieße sich in heilloser Verblendung wieder zu den kleindeutsch erfurtisch-gothaischen „Interessen" bekennen.

Preußen ist in innere feindlichen Parteien zerrissen, wie kein anderes Land in Europa; aus ihnen erklärt sich allein die jedesmalige preußische Politik. Da sind nun die Neupreußen; seit einem Jahre kämpften sie unermüdlich für die russische Allianz, da nur sie die materiellen Interessen Preußens (auch dessen „Marine" gegen das neidische alte Bollwerk des Evangeliums) wahre, und man nur durch Rußlands guten Willen vor der Revolution bestehen könne. Mit zitternder Hast wochenlang die Gerüchte sammelnd über Oesterreichs Anschluß an den Westen, hatten sie alle Eventualitäten Preußens fleißig erwogen, nur eine einzige, nur die Eine nicht, daß beide deutschen Mächte im treuen Bunde sich genügen könnten; davon keine, keine einzige Sylbe! Anders die gothaischen Altpreußen des „Preuß. Wochen-Blatts"; bei ihnen war es die Lüge über Orloff's Sieg in Wien, die sie mit tückischem Beileid, als tägliches Liedlein für die deutschen Antipathien, verbreiteten: wie Oesterreich nun russisch geworden, und also vom deutschen Interesse sich getrennt. Sie vertreten Preußens Allianz mit dem Westen, vorausgesetzt, daß sich nicht auch Oesterreich dahin wende, denn Preußens Platz ist ihnen immer — Oesterreich gegenüber, vielmehr, wie anderen Meuchlern, in seinem Rücken; bei dessen gegenwärtiger, nach beiden Seiten freien Stellung muß daher Preußen natürlich die „Freiheit seiner Action" aufsparen, bis es den gothaischen Vortheil ersieht, oder mit schöneren Worten, bis es gilt, „die eigentlich deutschen Interessen zu vertreten und ihnen Achtung wo nöthig zu erzwingen." Die im ganzen Mittelstand mächtige Demokraten-Partei endlich ist jedenfalls ehrlicher, als die Ritter und die Geheimräthe, ja fast auch deutscher; sammt und sonders zur Türkei und zum Westen schwörend, warnt sie, und sie allein,

Oesterreich dießmal, um der preußischen Existenz selbst willen, ja nicht allein zu lassen!

Nun sind aber vorerst, trotz ihres Läugnens, wenn auch bei der „zuwartenden“ und „versöhnenden“ (?) Stellung natürlich nicht definitiv, die Neupreußen unterlegen, die Altpreußen dürften sich rühmen, gesiegt zu haben. Der lithographirten Correspondenz der Linken in der Kammer zu glauben, stand der König selbst in der Hauptsache für jene, der Prinz von Preußen mit Manteufel für den Westen. England, das dem Prinzen einst die Schwiegertochter geben soll, stichelte emsig auf 1850 und Bronnzell, und Ritter Bunsen Josias ꝛc. scheint in London schon geradezu für die directe Allianz gutgestanden zu seyn, wenigstens heißt es, der Excellente solle London meiden, nachdem nun bloß eine „zuwartende“ Stellung daraus geworden. Für jenen prinzlichen Zweck ließ sich die Demokratie die Agitation in der Presse, der Armee, den Freimaurer-Logen wie immer, natürlich ausgezeichnet wohl gefallen. Und auch jetzt, drehte nur der Wind sich abermals ein wenig, so würde das Unions- und Hegemonie-Spiel von 1848 ff. noch einmal, nur treuloser, gefährlicher, aufgelegt, dießmal aber gewiß; um ununterbrochen durch russischen „Rath“ bis zum endlichen Finale zu gedeihen.

Möglich, daß etliche unbedachten liberalen Stimmen für eine gerade jetzt zur Kräftigung und Regenerirung Mitteleuropa's vorzunehmende Bundesreform noch mit den wenig deutschen Ausschlag gegeben; denn eine entsetzlichere Forderung, als Stärkung des Bundes, existirt für Preußen nicht, jedes dahin zielende Wort ist ein Attentat auf seine Zukunft, und man mußte eilen, Dem vorzubauen. Vielleicht hat selbst Neupreußen die russische Allianz gerade auch im Schrecken über diese Gefährdung des obersten Grundsatzes von der „negativen Bundespolitik Preußens“ fallen lassen. Das Haupt-Motiv der „zuwartenden“ Politik aber, die nun einmal offenbar die deutsch-nationale Stellung mit Oesterreich, nur nicht gerade

definitiv, abgewiesen hat, war wohl der vernünftige Gedanke: wer deckt unsere Blöße gegen Frankreich, wenn wir dem Osten, wer gegen Rußland, wenn wir dem Westen zufallen? Das deutsche Dritte in der Mitte existirt zur Zeit für Preußen noch nicht. Aber doch für jeden Braven im Reich, wie Gott wird offenbaren zu seiner Zeit!

Die Direktive unserer Interpretation ist, wie gesagt, und muß wohl seyn, das Urtheil der preußischen Hauptparteien. Die „Kreuzzeitung" z. B., wie steht sie jetzt, ohne zu erröthen, vor der Welt! Seit zwölf Monaten hat sie fast täglich die ganze politische Existenz Deutschlands dem Czar zu Füßen gelegt, speciell aus der Annahme der ersten Wiener Note eine rechtliche „Verpflichtung" der deutschen Mächte zur russischen Allianz gemacht, und jede Widerrede als Hoch- und Landesverrath gebrandmarkt; kein Kosak, der ihr nicht absolut unnahbar gewesen wäre, „keine Macht der Erde ist im Stande, Rußland zum Rückzug aus den Donauländern, Serbien eingeschlossen zu zwingen" ꝛc. — das war der tägliche Refrain, und daher: „Rußland für immer!" Jetzt aber, jetzt erklärt sie plötzlich: jene „Neutralität", die „zuwartende," „von Anbeginn" empfohlen zu haben! Mendacem memorem esse oportet, mag Altpreußen sagen, und ihr die zahlreichen Stellen sammeln, der frommen Schwester, wo sie einst dem „Wochenblatt", und damals Hrn. Manteufel, wochenlang auf den Leib bewies: Preußen seine unrussische Neutralität zumuthen, heiße der preußischen Ehre zumuthen, das Recht in den Wind zu schlagen und spitzbübisch auf der Lauer zu liegen, um den Vortheil zu ersehen und sich dann auf dessen Seite zu werfen. Wir halten uns daran! Aber noch ärger, als die Schwenkung an sich, ist die gottverlassene Frechheit, wie sie als durch — Oesterreich selbst veranlaßt motivirt wird. „Es gibt," sagt das Blatt vom 4. März, „Spötter, welche meinen, daß Oesterreich um deßwillen gegen Rußland auftrete, weil Rothschild (!) dieß wünsche;" zwar ist die Schandfeder so gnädig, „diese Meinung nicht zu theilen," sondern „dem

Kaiser bessere Motive zuzutrauen", die andere „mißtrauische Besorgniß" aber wird nicht desavouirt, „als wäre die Hinneigung Oesterreichs (nach dem Westen) nur zum Schein, um Preußen dadurch irrezuleiten und schließlich zu compromittiren," namentlich spreche dafür, daß die österreichischgesinnten Blätter gerade jetzt von der Bundesreorganisation redeten! — und mitten unter solchen Auslassungen hat das Organ die Stirn zu behaupten, mit der unbestritten makellos ehrenhaften „Deutschen Volkshalle" in der orientalischen Frage im „wirklichen Einverständniß" zu seyn! Antwort aber auf jene Begründung der gegen Oesterreich „zuwartenden" Stellung, gibt es wohl keine andere, als die Frage: Ritter oder — Buschklepper?

Doch genug von solcher Repräsentation der preußischen Politik, außerhalb ministerieller „Correspondenz". Dr. Bran's „Minerva" beweist ja nicht umsonst, daß das habsburgische Reich noch in diesem Jahrhundert in Nichts, respektive in Preußen, zerfallen müsse. Ist vielleicht zur Vorsicht auch schon ein neuer Rheinbund als „Rettungsfelsen" im Keimen? Das wissen wir, daß der Chef von Coburg-Gotha, nachdem erst noch das ganze Haus Coburg die Note der „loyalsten Gesinnungen" für Napoleon III. erlangt, nun nach Paris gereist ist, um „den Frieden und die deutschen Interessen", im Verein mit den übrigen Freimaurer-Prinzen, zu erhalten. Man wird gut thun, alle deßfallsigen Symptome zu prüfen; denn mag auch jeder ehrliche Mann glauben, daß die etlichen Kleinigkeiten, welche sich etwa mucksen dürften, in vierundzwanzig Stunden maustodt gelacht wären, so gälte dieß doch nur, wenn die Demokratie nicht mehr wäre; wir wagen aber zu behaupten, sie sei noch und die — Hungersnoth dazu!

Es gehört in Deutschland jetzt wahrlich Muth zu solcher Behauptung, und es ist dieß auch ein Zeichen der Zeit. Stünde Oesterreich nicht als ein Leuchtthurm für die Rudern

politischen Verstandes inmitten der Wogen, wir wüßten nicht, wohin es noch gekommen wäre. Von der „Kreuzzeitung" z. B. ist wohl nicht zu verwundern, wenn sie, verzweifelnd an jeder andern Hülfe gegen die Macht der Revolution, sich rücksichtslos in die Arme Rußlands warf; mögen hohe Herren ihr gnädig lächeln, aber Boden im Volke hat sie seit fünf Jahren nicht mehr eine Spanne lang gewonnen. Oder sollte sie etwa ihre „innere Mission", ihre „Kirche" anrufen? Wenn jedoch sie nichts Anderes anzurufen hatte, als das Czarenthum, geradeso wie die französischen Legitimisten in ihrer Todesschwäche, die hierin ihrem Klerus gegenüber stehen, wie die „Altconservativen" in deutschen Staaten u. A. m. — so wäre es doch gewiß ein Anderes gewesen für die katholische Presse, auch schon ehe Oesterreich das große Wort öffentlich aussprach. Eben darum ist ja unser katholischer Standpunkt immer auch ein nationaler, weil wir Hülfe von Niemand erwarten, als von der Kirche durch uns selbst. Hätten manche der Unsern dieß bedacht, so wäre ihnen der leidige Sprung erspart geblieben von dem Einen Extrem: durch Dick und Dünn im Vorhinein dem Czaren zu consentiren, bis zum andern Extrem: seine Absichten in Allem zu verurtheilen, fast ungehört, ja die Gefahr von der Demokratie überhaupt nur für einen Popanz zu halten, der nicht mehr existirt, sobald er uns nur nicht mehr vorgehalten wird von jenem Rußland, das nun zur Strafe wieder die uranfängliche Moskow-Horde, oder lieber gleich, wie Anno 1, urweltlicher Binnensee werden soll. Englands Zustimmung würde solchen Tendenzen freilich nicht fehlen; den goldenen Mittelweg aber hat Oesterreich eingeschlagen, und er ist von Gottes Finger deutlich gewiesen.

„Wenn die Türkei nicht bestände, so müßte man sie schaffen!" — ein berühmtes Wort und ganz richtig, zumal für Deutschland, sobald es nur nicht also verkehrt verstanden wird: „wenn die Türken nicht beständen, müßte man

Türken schaffen.“ In sofern sind allerdings die Interessen der Türkei und Oesterreichs identisch, als letztere im Osten weder mit einer 500 Meilen langen englischen Gränze, noch mit einer Verlängerung seiner Gränzen gegen Rußland, dem es vor 60 Jahren noch 200 Meilen weit entlag, von 500 auf 1000 Meilen*) sich vertragen, und Deutschland die Russen ebenso wenig an der Donau, als Albion am Pruth bewillkommen kann. Den Todeskampf der Türken braucht Oesterreich für Deutschland nicht als Partei zu hindern, handelt es sich aber um Vernichtung der Türkei als solcher, oder um eine Neugestaltung durch anderweitige Ersetzung der bisherigen für die christliche Weltcivilisation unempfänglichen Elemente, um den zweiten Act des Aufbaus, dann kann und darf Oesterreich nicht, freundlichen preußischen Rathschlägen folgend, lieber einen tüchtigen Schlag im Po-Thale führen, als „sich auf weitaussehende Kämpfe im Osten einlassen.“ Es muß für Deutschland Bosnien, die Herzegowina, Albanien und eventuell Serbien sicher stellen, mit seinem Einfluß, der unter den Südslaven bald den aller Mächte zusammen aufwiegen dürfte, und wenn nöthig, mit seinen Wehrkräften, muß als uneigennütziger advocatus der Rajah und als eigentlicher Kampfrichter in das Centrum der Stellungen eintreten, und wenn auch morgen schon die angedrohten Flammen am Po, wie sie ohne Zweifel bereits geschürt sind, tausendfach emporschlügen. Es kann, wo anders der völlige türkische Ruin nicht sofort erfolgt, mit dem Westen so weit gehen, als nöthig ist, um den status quo ante Mentschikoff an der Donau, und europäische Garantie für die türkischen Christen herzustellen; keinen Schritt weiter dort, kein Haar weniger hier. Was in der Rajah dann ferner wächst, wächst vor Allem unter dem Schutze der apostolischen Majestät, ihres einzigen uninteressirten Freundes.

*) wie ein Engländer in Zahlen ausführt.

III.

Die Parteien unter der Rajah; die russische Berührung mit ihnen.

Der um sich fressende Aufstand von Radobitzi konnte im Grunde wenig überraschen. Wir erlaubten uns, vor Monaten schon der Türkei zuzurufen: „es muß gestorben seyn!" und solche partiellen Aufstände bis zur letzten Eventualität des Straßenkoths von Constantinopel als die Begleitung des successiven Sterbens zu bezeichnen. Dieser natürliche Verlauf allmähliger Kräftigung der Rajah unter europäischer Garantie ihrer Rechte und halb selbstständiger Verfassung, wie sie in der Moldau, Walachei und Serbien bereits besteht, wobei die Osmanen wohl noch Decennien in Stambul sitzen könnten, wie einst die rings vom Türkenthum umschlossenen Kaiser von Byzanz ein volles Säculum hindurch, wäre der glücklichste Fall für Europa und die Rajah selbst gewesen. Dem Byzantiner-Geist aber ist das unerträglich; von der Halbinsel aus, wo er zum Ueberfluß noch mit Eifer protestantisirt, ja louisphilippisirt worden, will er schon die Incunabeln des neuen Reichs vergiften; die vierzehn Millionen Slaven und Hellenen in Europa und Asien ruft er auf zu „Hellenischem Kaiserthum oder Tod!" Der wenig zweideutige Kern von Radobitzi, sonst im türkischen Solde, verstärkt durch den Exodus aus Athen, das die ächte 1848ger Physiognomie trägt, und durch die Wackern, die ohne Weiteres von den Fahnen und Festungen des Königs mit Sack und Pack entlaufen zu müssen glauben, sie wollen die Stufen zu einem Kaiserthron bauen, und sagen, mit nichts besser dem Czaren und den Westmächten zugleich in die Hände arbeiten zu können, als wenn sie aller Türkennoth ein griechenkaiserliches Ende machen. Ihre „Erhebung" ist also eine politische Revolution; „Glaubenshelden" heißt man sie, aber in ihrem

Hauptmanifest vom 20. Jän. lesen wir nichts vom „wahren Christenglauben", desto mehr von der „ewigen Sendung der sich erhebenden freien Nation der Hellenen: Veredlung der Menschheit durch die Wissenschaft, Gewissensfreiheit, Ideen-Austausch, feuriger Liebe zur menschlichen Freiheit" u. s. w. Welche Pein für Liberale, Demokraten und Engländer, ihre Sympathien zwischen diesen „freisinnigen Ideen" orthodoxer Griechen und dem Halbmond denn doch unmöglich theilen zu können! Was aber unsere christlichen Sympathien betrifft, so haben sie nichts gemein mit den „Comité's in Athen."

Man legt Rußland die Schuld des Aufstandes bei, trotz der von allen Seiten her bestätigten Erklärung des Hellenen-Manifests gegen den „Schimpf," für ein russisches Protektorat die Waffen ergriffen zu haben, und so sehr hat sich das unbegränzte Vertrauen innerhalb weniger Wochen in gränzenlosen Haß verkehrt, daß selbst ein officielles russisches Desaveu auf unüberwindlichen Unglauben stoßen wird. Mit Unrecht; dieser hellenische Aufstand ist vielmehr eine schwere Niederlage für Rußland, als ein Erfolg, um so schwerer, als es der in Bosnien, Serbien ꝛc., und besonders in Bulgarien verbreiteten russisch-südslavischen Propaganda bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine Erhebung zu seinen Gunsten hervorzubringen, mit Ausnahme des Studenten-Krawall's in Belgrad und des famosen Freicorps der Staurophori in der Moldau-Walachei, welche der vor ein paar Decennien von Rußland im Unmuth über den Undank der von Selbstständigkeit träumenden Hellenen errichteten neuen südslavischen Hetärie angehören, und in ihren geheimen Clubs ächtrussisch nichts weniger als „Gewissensfreiheit," vielmehr einen Fanatismus einlernten, der die Katholiken fast noch glühender haßt, als selbst die Türken. Oesterreich protestirt gegen diese organisirte Militär-Hetärie, wenn es aber vielleicht bald seine Colonnen als einen Keil in die russische Wühlerei treibt, so geschieht es gewiß mehr wegen der Ansteckungsgefahr vom Süden als vom Norden.

Der Byzantinismus scheint kräftiger, als der russische Panslavismus, obgleich der „Czas“ England vorwirft, es habe die Springfedern nicht berechnet, die Rußland durch ihn besitze. Vielmehr dürfte über alles Erwarten starke Sympathie für die hausbackene Politik des bosnischen Franciskaners diese Federn lähmen, der da predigt: „vertauscht nicht die verrostete türkische Kette gegen eine neugeschmiedete russische.“

Dabei tritt eine von uns seit Anbeginn scharf betonte und in ihren natürlichen Ursachen erklärte*) Thatsache täglich mehr hervor: daß nämlich die höhere orthodoxe Geistlichkeit ganz entschieden für die Türken Partei nimmt. Nicht zu reden von den cynischen Adressen des obersten Patriarchen an den Sultan, der Aufstand der Hellenen wird von jenem Klerus offen mißbilligt; der Patriarch von Salonich erregte durch seine Forderungen für den Sultan einen förmlichen Aufruhr gegen sich; die über verdächtige Südslaven gefällten Bluturtheile des permanenten Kriegsgerichts zu Schumla werden vom Patriarchen, mehreren orthodoxen Prälaten und zwei Rabbinern als ordentlichen Beisitzern mitgefaßt; der Erzbischof von Adrianopel vollzog zum Entsetzen alles Volkes die feierliche Benediktion jener Christen-Türken-Kosakenfahnen, welche in ihren zwei Feldern das Kreuz und den Halbmond tragen, wobei dennoch sämmtliche Polen unter den Pseudo-Kosaken bei der Kirchenparade sich weigerten, als Katholiken dem Schismatiker in die Kirche zu gehen; der walachische Archimandrit in Paris hat das Czarenthum, als die orthodoxe Kirche zerreißendes Schisma, welches „das Dogma im Interesse des Despotismus verändert habe,“ öffentlich in den Bann gethan; selbst die moldau-walachischen Mönche fürchten von Rußland Einziehung ihrer Güter und Reform ihrer Klöster zu Citadellen; und solcher Züge tauchen fast täglich neue auf.

---

*) Vgl. Band XXXII, 78.

Nehmen wir nun an, daß Rußland durch Siege gezwungen werde, den Westmächten das sterbende Türkenreich abzutrotzen — welche unberechenbaren Verwicklungen müßten aus jener faktischen Constellation hervorgehen! Für heute sind uns nur mehr Andeutungen gestattet. Der Byzantinismus stünde gegen den Panslavismus, und dieser zehrte am Moskowiterthum; der hellenische Libertinismus rückte dem Orthodoxismus auf den Leib, und fände an dem ohnehin bedenklich um sich fressenden „jungen Rußland" einen Bundesgenossen mit offenen Armen; die russischen Altconservativen, „Altrußland," müßten die Flagge streichen. Nun aber erwäge man, daß eine eigentliche Einverleibung der Türkei fast undenkbar wäre; „Constantinopel als Secundogenitur" müßte Wahrheit werden, und Kaiser in Zarigorod Großfürst Constantin, der zweite Sohn des Kaisers, bisher Admiral der ganzen Flotte, eventuell Commandant an der Donau, ein eiserner Charakter, ganz unähnlich dem Thronfolger, nicht im besten Einvernehmen mit diesem, im Uebrigen streng altrussisch in Politik und Religion, das Fremde und die Fremden rücksichtslos von sich stoßend. Man sagt, der eifersüchtige Bruderzwist gerade lasse den Czaren das dringende Bedürfniß fühlen, für Constantin ein neues Kaiserthum zu schaffen; wir müßten, wäre es so, darin ein dunkles Verhängniß erblicken. Die altrussische Partei mit ihrer starren Exclusivität am Steuerruder des Byzantinismus! Die Verwirrung, allein schon mit den genannten politischen Parteien, wäre unabsehbar, und nun erst die kirchliche Frage! Was denn machen mit dem Primas der ganzen orientalischen Kirche zu Zarigorod oder Constantinsstadt, was mit der Hierarchie der griechisch-griechischen Kirche, den türkenfreundlichen Prälaten? Sie einverleiben dem Cäsareopapismus der russisch-griechischen Kirche? oder einem neuen byzantinischen Staatspapismus? Aber beides wäre ein gefährliches Attentat gegen die „heilige Mutter," und zudem ein radikaler Riß durch das Altrussenthum selbst, denn dieses

fällt mit den Altgläubigen zusammen, und wenn man deren Opposition gegen die officielle Petersburger-Kirche auf den tiefsten Grund schaut, so stößt man — auf den entschiedensten Haß gegen das Staatspapstthum, auf das oberste Princip der altkatholischen Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Sollte also das neue Ostrom etwa diesen zweiten Weg einschlagen, und Constantin einen griechischen Papst neben sich dulden? Gesetzt, die Einwilligung des Czaren der Heimath sei denkbar, was wäre die Folge? Nichts Anderes, als ein kaiserlich-byzantinisches Schisma im kaiserlich-russischen Schisma, ein Religionskrieg der altgläubigen Orthodoxen mit den cäsareopapistischen in Consequenz, und auch ohnedieß die der griechischen Kirche lange aufgesparte Feuerprobe, wie die abendländische seit dem 16. Jahrh. sie bestanden, in nächster Nähe, schon durch die tiefe Berührung mit der geistigen Bewegung des Westens. Und Rom schaute über schmale Meeresklust hinüber auf den gewaltigen Conflict im Schisma selbst! Doch zum Beweise alles Dessen ist nothwendig, die Parteien in Rußland, die politischen und religiösen, vor Allem an und für sich in ihrer eigenen Heimath näher zu betrachten.

IV.

Russische Universalmonarchie! Warum denn nicht?

Uns Deutschen kommt nur darauf an, wo sie gelegen seyn soll? Für die Engländer freilich ist Todesurtheil, was uns milde Gottesführung der christlichen Weltcivilisation ist — die Antwort: in Asien. Es ist wahr, Rußland kann nicht stille stehen, sein Lebensgesetz ist Ausdehnung, ohne Eroberung zerfiele es in sich selbst, und seine Journale erzählen täglich von seiner weltherrschenden Mission; aber dem Westen

ist nicht sein Staat, nicht seine Kirche gewachsen, die moderne abendländische Luft ist beiden absolut tödtlich, wie der weitere Hauptpunkt unserer ferneren Betrachtungen zeigen soll. Hat es eine große Mission, so hat es sie in Asien*); statt mit eigener Lebensgefahr, angeblich conservirend, auf den Westen zu drücken, statt in ellenlangen Circular-Noten unwürdig leeres Stroh zu dreschen nach der decrepiden abendländischen Weise, bezähme es sich an der Donau und hole sich in Asien materielle Genugthuung! In Europa hat kein zweiter römischer Kaiser Platz, keine zweite Welthandelsmacht, und gar keine Universalmonarchie; der Gedanke dagegen, daß gerade der Gang der Türkenfrage Rußland wider seinen Willen und mit einer alle thörichte menschliche Berechnung brechenden weisern Macht nach Asien hin dränge, erfüllt uns mit anbetender Bewunderung der Führung in der Weltgeschichte, und mit freudiger Ahnung der gewaltigen politischen Weltstellung der Zukunft, auch wenn wir von der kirchlichen schweigen wollen, so lange die Schwerter reden. Unsere deutsche Publicistik freilich! — sie will kaum begreifen, daß wenigstens doch Amerika zu den Fragen europäischer Politik gehört, geschweige denn gar bereits auch Asien! Erfaßte sie den in ungeheure Dimensionen auseinanderführenden Wendepunkt unserer Geschichte, sie würde mit gebührender Spannung auf die Memento's zunächst für England achten, wie sie aus türkisch Armenien und Persien, aus den Russenlagern am Oxus, aus den Steppen

---

*) Sehr gut äußert die Allg. Ztg. vom 19. Febr. aus Stambul darüber: „Asiatische Reiche und Zustände wollen nicht mit europäischem Maße gemessen werden; Rußland ist dort auf seinem natürlichen Boden, es besitzt Kräfte, die so harmonisch zu den Verhältnissen der Gegend passen, daß die Annahme berechtigt scheint, England könne dort dauernd nur mit ungeheuerm Kraftaufwand Rußland gegenüber sich erhalten; es muß jene Macht schließlich immer in Europa zu bekämpfen suchen, und es ist offenbar, daß es dieß nur im innigen Anschluß an Deutschland vermag.“

der Tartaren- und Kirgisen-Horden Mittelasiens, aus den Zelten der Chane von Chiwa, Bokhara und Kabul, aus den Gebirgspässen der Afghanen, wo die Gebeine der 17,000 Krieger Englands bleichen, aus den englischen Stationen an der Nord- und Westgränze Indiens und am allarmirendsten aus dem großen Waffenplatz Bombay kommen. Hier spielt der Hauptakt der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts in dessen zweiter Hälfte, und — welche Fügung! — geheime Unterhandlungen gerade zwischen St. Petersburg und St. James über die Frage, wieweit Rußland den sichtlichen Verfall der Pforte sich zu Nutzen machen dürfte, mit der Zustimmung Englands? mußten ihn einleiten, noch ehe von Montenegro her das brennende Feuer der Eifersucht dem Czaren zurief: Spute dich!

XXXI.

Briefliche Mittheilungen.

Aus Nassau.

Omnipotenz oder Impotenz?

Unser Ländchen bildet unter den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz den kleinsten, gibt aber an geneigtem Willen gegen die Kirche keinem nach. Eines Kirchen- oder Oberkirchenraths bedurfte es bei uns nicht, um die katholische Kirche des Landes als integrirenden Bestandtheil des Staatswesen mit dem Medicinal- und Forst-Departement im Gleichgewicht zu erhalten, wie überall, wo der Begriff einer Stiftung der Kirche durch Gott, und der daher rührenden Unwandelbarkeit ihrer Lebensgesetze vor der Idee des göttli-



chen Rechtes der bureaukratischen Allmacht zurückgetreten war. Wenn einst die Biographien der Kämpfer für das alte Recht und die ewige Freiheit der Nachwelt vorliegen, wird sich zeigen, wie der Bischof von Limburg seit dem Besteigen des bischöflichen Stuhles diesen Streit unermüdlich fortgesetzt, und erst, als alle gütlichen Mittel erschöpft waren, das Recht der Kirche sich selber nahm. Wie er darüber zur Regierung stehen werde, konnte ihm nicht zweifelhaft seyn. Als etliche Priester im vorigen Sommer zu Dankadressen für den Eifer des Bischofs um die kirchliche Freiheit aufforderten, traf sie eine, freilich ohne das gewünschte Resultat ausgegangene, Criminal-Untersuchung, und alsbald soll einzelnen Beamten der Auftrag geworden seyn, auf die Predigten ihrer Geistlichen wachsames Auge zu haben. Darauf folgte der seit einigen Monaten vielbesprochene Criminal-Proceß der Staatsbehörde gegen den Bischof, sein Ordinariat und den Pfarrverwalter Müller zu Neudorf, gegen letztern wegen „Betrugs", gegen jene wegen „Erpressung". Wir setzen den Vorgang um so lieber als bekannt voraus, als seine bloße Berührung uns wahrhaft anekelt; aber nirgends gibt es einen andern Fall, der eclatanter zeigte, bis zu welcher Verkehrung der beiderseitigen Rechte es auch bei uns, wie in Baden, gekommen. Nicht bloß hat das Ministerium eines protestantischen Fürsten die Verwaltung des sämmtlichen katholischen Kirchenvermögens so ganz an sich gezogen, daß dem Bischof thatsächlich gar keine Initiative mehr zukommt, sondern man muß dieses Ministerium eines Fürsten, der Rang und Einkommen großentheils eingezogenem Kirchengut verdankt, auch noch als Vertheidiger jenes Vermögens vor Gericht auftreten sehen, dem Bischof gegenüber, der das Verbrechen begangen, einem Priester selbstständig das Stipendium etlicher gestifteten Messen anzuweisen.

Immer höher stieg indeß die zärtliche Fürsorge des Kirchen-„Oberaufsichtsrechts"! In der obersten Schulbehörde am Ministerium des Innern saß Ein Katholik; entschieden hatte er in der ersten Kammer für das Recht des Bischofs, bezüglich der Vertretung desselben in genannter Kammer, sich erhoben; er wurde ausgeschieden. Die conservative „Allgemeine Nassauische Zeitung" hatte sich nicht gegen den Bischof ausgesprochen; man entzog ihr sofort noch vor Jahresschluß die amtlichen Inserate, und brachte sie dem

Ruin nahe; die aus der Freiheitszeit berüchtigte „Freie Zeitung“, ohne wesentlich veränderten Charakter als „Mittelrheinische Zeitung“ annoch fortexistirend, schmeichelt sich dafür jetzt ministerieller Protektion. Die herzoglichen Schulinspektionen haben sonst Befugniß, ihren Lehrern zu Lustreisen u. s. w. auf einige Wochen amtlichen Urlaub zu ertheilen; ein Ministerialerlaß erklärt nun, daß solche Befugniß für katholische Lehrer, wenn sie während der Schulzeit zu den geistlichen Exercitien gehen wollten, nicht ausreiche; in diesen Fällen könne nur das Ministerium selbst beurlauben. Am Bischofssitz zu Limburg amtirte ein Kreisbeamter, der, wie es scheint, Katholik ist; noch am Sylvesterabend wurde er versetzt, und ein Protestant kam an seine Stelle, dem man allgemein die entschiedenste Qualifikation zu einem Burger-Alter zutraut. So rüstete man sich auf die kritische Zeit des Jahreswechsels.

Der Bischof von Limburg hatte nämlich im zweiten Semester 1853 das Ministerium aufgefordert, etwaige kanonisch gültigen Rechtstitel auf Besetzung gewisser Pfarreien der Diöcese durch die Staatsbehörde nachzuweisen, widrigenfalls er die Besetzung selbst nach dem kanonischen Rechtsgrundsatze vornehmen werde, daß da, wo das Recht eines Andern auf Besetzung kirchlicher Pfründen nicht nachgewiesen werde, die Rechtsvermuthung für den Bischof sei. Damit war nun freilich unser kirchliches Wirrniß im Centrum getroffen, denn die Besetzung der geistlichen Aemter ist bei uns eines der wichtigsten der von der Regierung ganz allgemein an sich gezogenen Bischofsrechte. Das Ministerium aber schwieg, und mit Neujahr besetzte der Bischof wirklich eine Anzahl jener Pfarreien. Sogleich redete nun das Ministerium, aber nicht um die verlangten Nachweise nachträglich beizubringen; vielmehr erscholl das Gerücht, der Bischof würde sofort gefangen gesetzt werden. Umsonst aber gaben zu ängstliche Gemüther dem Oberhirten zu bedenken, ob es nicht rathsam wäre, sich nach dem nicht-nassauischen Antheil der Diöcese zu begeben, etwa nach Frankfurt, und von da aus das Bisthum zu regieren; er sah ruhig dem Haftsbefehl entgegen. Allein sei es, daß die allenthalben und besonders nachdrucksvoll in Limburg selbst, kundwerdende außerordentliche und wahrhaft kindliche Anhänglichkeit der Gläubigen abhielt, oder andere Rücksichten, der Bischof ist bis zur Stunde nicht eingekerkert, und wird es allem Anscheine nach auch



nicht werden. Man hoffte, auf einem andern bequemeren Weg der Kirche wieder Herr zu werden, und belegte das Vermögen der vom Bischof besetzten Pfarrstellen mit Beschlag, anerkannte jedoch die neuen Pfarrer des Bischofs als Pfarrverwalter, um sie nicht aus den betreffenden Ortschaften ausweisen, und so die Seelsorge gänzlich sistiren zu müssen, und läßt ihnen den üblichen Vicars-Gehalt reichen. Der Conflikt gewann so allerdings ein minder kriegerisches Ansehen, ist aber in der That nach beiden Seiten hin nur um so schwieriger.

Nassau ist also Baden nachgefolgt, und straft nicht den Bischof, der die Pfarreien, wie das Ministerium meint, eigenmächtig und im Widerspruch mit dem Staatsgesetz, besetzte, sondern diejenigen Geistlichen, welche die Mission als Pfarrer in die betreffenden Gemeinden von ihm pflichtgemäß angenommen haben; und es straft diese Geistlichen dadurch, daß es die Temporaliensperre eintreten läßt. Warum das nassauische Ministerium nach dem Vorgang Badens einen solchen, allen Rechtsprincipien widerstreitenden Weg eingeschlagen, ist freilich leicht ersichtlich. Die Vortheile, welche durch ein direktes Einschreiten gegen den Bischof, durch Haftnahme seiner Person der guten Sache geworden wären, lagen allzu sehr auf der Hand, als daß sie auch nur der Bureaukratie hätten entgehen können. Soviel hat man wenigstens aus dem Jahre 1837 gelernt; deßhalb bleibt es aber gleichwohl immerhin wahr, daß sich Baden und Nassau durch solche Rechtspraxis ein entsetzliches Paupertätszeugniß ausgestellt haben. Denn einmal auf den Standpunkt der Staatsomnipotenz sich gestellt, und die Ansprüche der in Rede stehenden Staaten auf Ueberherrschung der Kirche als rechtmäßig zugestanden, was konnte sie hindern, gegen die widersetzliche Kirchenbehörde im ordentlichen Weg Rechtens einzuschreiten? Entweder trauten die Staatsmänner dem Staat überhaupt ausreichende Kraft nicht zu, auch nur in einer gerechten Sache mit der Kirche in regelrechtes Verfahren einzutreten, oder sie trauten wenigstens ihren einzelnen Staaten unter den dermaligen Umständen solche Kraft nicht zu. Mag nun das Eine oder das Andere bestimmt haben, in jedem Falle ist in ihre Staats-Idee ein entsetzlicher und unheilbarer Riß gebrochen, indem sie ihren Staat beweisen lassen, daß er die kraft seiner Natur ihm zustehenden Prätensio-

nen zur Geltung zu bringen ohnmächtig sei. Daß aber durch ein solches öffentlich sich selbst gegebenes Dementi auch das Ansehen der jeder Staatsgewalt rechtlich zustehenden, und in ihr wirklich gelegenen Macht in der öffentlichen Meinung einen bedeutenden Stoß erleiden muß, ist natürlich. Der gemeine Mann ist nicht im Stande, zu unterscheiden zwischen dem Staate im Kopfe der Bureaukraten und dem wirklichen Staate, sowie zwischen der Unfähigkeit der Staats-Gewalt, ihr durchaus nicht zustehende Rechte sich zu vindiciren, und einer Ohnmacht des Staates in der Handhabung der ihm zukommenden Rechte.

Das öffentliche Armuthszeugniß aber, welches die Verfechter der Staatsomnipotenz ihrem Staate dadurch ausgestellt, daß sie nicht den Bischof, sondern die ihm gehorsamen Geistlichen strafen, haben sie in der Weise, wie sie gegen diese Geistlichen eingeschritten, noch einmal bekräftigt. War nämlich der Akt, wodurch der Bischof die Pfarreien besetzt hat, ein durchaus rechtswidriger, und durften demnach die Geistlichen sich nicht unterfangen, die Pfarreien vom Bischof anzunehmen und zu beziehen, so mußten die Herren für den Fall, daß die Geistlichen letzteres doch thaten, hier wenigstens mit aller Kraft auftreten, und dem Staatsgesetz gegenüber der klerikalen Anmaßung mit Gewalt die Anerkennung vor dem Publikum verschaffen. Sie durften also nicht, wie es bei uns geschehen ist, die Geistlichen in die ihnen zugewiesenen Pfarreien einziehen, dort fungiren, vom Volke als Pfarrer betrachten, vom Dekan der Gemeinde als Pfarrer feierlich vorstellen lassen — sie mußten vielmehr den Geistlichen den Eintritt in die betreffenden Gemeinden verwehren, sie für den Fall, daß sie heimlich gekommen, ausweisen, sie als Uebertreter des Landesgesetzes vor Gericht ziehen und nöthigenfalls einsperren lassen. Das hätte der Natur der Sache, dieselbe mit den Augen der Bureaukratie betrachtet, entsprochen. That man das aber nicht, that man es nicht aus eben jener Furcht, in der man den Bischof ruhig sitzen ließ, begnügte man sich damit, die betreffenden Geistlichen nur nicht als definitive Pfarrer anzuerkennen, ihnen als solchen einen spärlichen Taggehalt auszuwerfen, im Uebrigen die Pfarreinkünfte mit Beschlag zu belegen, so hat man damit dem oben berührten Armuthszeugniß doch gewiß nur eine noch weitere Ausdehnung gegeben. Der Kirche aber

gegenüber hat alle diese demüthigende Abstinenz nur Uebel ärger gemacht.

Doch ist der Regierung bei ihren Maßregeln kluge Berechnung unserer besonderen Verhältnisse nicht abzusprechen. Wie wohl fast überall, so gehören auch bei uns die Persönlichkeiten, welche sich dem Klerikalstande widmen, beinahe durchgängig den mittleren und den unbemittelten Volksklassen an. Es geht dieß so weit, daß wir vielleicht manche Curse von Theologie-Studierenden hatten, unter welchen kaum einer oder der andere ganz auf eigene Kosten studierte. Unsere Geistlichen sind also größten Theils von Haus aus arm; sie bringen in der Regel noch eine beträchtliche Schuldenlast, theils in nachträglich zu zahlenden Studienkosten, theils in den rückzuzahlenden Stipendien, mit. Die Unterstützungen nämlich, welche die Theologie-Studierenden bei uns aus dem s. g. Centralkirchenfond empfangen, müssen sämmtlich wieder zurückbezahlt werden, sobald der Empfänger ein Einkommen von 600 fl. bezieht. Solche Stipendienlasten betragen aber bei manchen Geistlichen 500 bis 1000 fl. Nun bedenke man, daß der so belastet in den Klerus Eintretende bei uns 10 bis 12 Jahre lang Kaplan seyn muß, bis er einmal eine Pfarrei bekommen und sich dann erst anschicken kann, seine Schulden zu bezahlen; daß Anfangspfarreien in der Regel sehr wenig eintragen, viele Geistlichen zu einer einträglicheren nie, manche erst nach langer Zeit gelangen, sehr bedeutende Pfründen bei uns fast nicht vorhanden sind; daß die Geistlichen die manigfaltigsten Liebespflichten zu erfüllen haben, bei der gegenwärtigen himmelschreienden Noth Alles natürlich zunächst an den Geistlichen denkt, während der Geistliche selbst bei'm Abgang der ihm zustehenden Einkünfte auf anderweitige freiwilligen Unterstützungen nicht wohl rechnen kann, indem schon die allgemeine Armuth die frommen Gaben absorbirt — so wird man leicht erkennen, daß das vom Nassauischen Ministerium gewählte Mittel, den Bischof und seinen Klerus niederzudrücken, allerdings nicht übel berechnet ist. Einen Geistlichen so stellen, daß er, kaum im Stande, die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, es nicht vermag, den drängendsten Rechts- und Liebespflichten Genüge zu leisten, heißt gewiß ihm ein Martyrium bereiten, welches zwar nicht Eklat nach Außen hin macht, ebendeßhalb aber nur um so tiefer einschneidet, als ihm die Vortheile abgehen, die ein Auf-

sehen und Sympathie erregendes mit sich führt. Uebrigens steht das dermalige Verfahren der Nassauischen Regierung ganz im Einklang mit ihrem hergebrachten Benehmen gegen die Kirche.

Daß nach Einziehung so reicher Kirchengüter bei uns die pflichtmäßig übernommene Dotation unseres Bisthums durch die Regierung, nach dem Ausspruche des heil. Vaters, nur eine miserabilis dotatio geworden, daß unser Domcapitel zu dem Ende, damit die Regierung möglichst wenig zu bezahlen habe, auf eine Weise geschaffen ist, die wohl in allen Ländern, in welchen die Kirche staatsrechtlich existirt, ihres Gleichen umsonst suchen dürfte — von den sechs Canonicis sind vier Pfarrer und wohnen drei der letzteren weit entfernt vom Bischofssitz! — wollen wir nicht weiter berühren. Nur auf Einen Punkt möchten wir noch besonders hinweisen. Wie gesagt, sind unsere Theologie-Studierenden großen Theils von den Stipendien abhängig, welche ihnen aus dem Centralkirchenfond gewährt werden. Obgleich nun dieser Fond aus rein kirchlichen Quellen fließt, insbesondere aus den Beiträgen des Klerus, die dieser im Verhältniß zum Pfründenertrag jährlich steuern muß, so hat das Ministerium die fast ausschließliche Verwaltung desselben in Händen. Und wie wird sie geführt? Vor dem Jahre 1848 verlieh die Regierung in Folge einer Uebereinkunft mit dem Großherzogthum Hessen Niemanden ein Stipendium, als denjenigen, welche die katholische Fakultät zu Gießen besuchten. Der Bischof wurde gar nicht einmal dabei zu Rath gezogen! Es kam vor, daß Gymnasiasten, als Adspiranten der Theologie, wenn sie sich um ein Stipendium aus dem Centralkirchenfond bewarben, aufgegeben wurde — wie einem uns nahestehenden Freunde begegnet — sich bei dem Arzte visitiren zu lassen, ob sie auch körperlich kräftig genug seien, um die geistlichen Funktionen erfüllen zu können, aber von einem Zeugniß der kirchlichen Behörde über die religiös-sittliche Tüchtigkeit scheint nicht im Entferntesten die Rede gewesen zu seyn. Wie es nun mit der Heranbildung der künftigen Kleriker in Gießen stand, ist bekannt und klar, daß verhältnißmäßig nur ganz wenige bei jener Praxis in den Stand gesetzt waren, an einem andern Orte zu studieren. Um so gefährlicher in jeder Beziehung durfte man den eingeschlagenen Ausweg der Temporaliensperre für die Kirche erachten. Nichtsdestoweniger wird sich das Ministerium in den Erwartungen, welche es

auf ein solches Verfahren gründete, alsbald gewaltig getäuscht sehen. Der Akt der Temporaliensperre hat viele Entrüstung bei uns hervorgerufen. Heftige Auftritte kamen bei'm Vollzug desselben vor. Pfarrer und Kirchenvorstände protestirten dagegen; auch geschah's, daß man erklärte, die Staatsbehörde werde nur durch Gewalt in den Besitz des Kirchenvermögens gelangen, man werde es nicht freiwillig ausliefern. Die heraufbeschworne Mißstimmung ließ bereits fürchten, daß, wenn in Folge von Besetzung weiterer Pfarreien durch den Bischof die Regierung das nämliche Procedere einhalten werde, noch heftigere Auftritte kommen würden.

Inzwischen ist als Antwort auf jene Gewaltmaßregeln der Regierung, wie zu erwarten stand, ein in besonders energischer Weise redender Hirtenbrief erschienen und dem Volke von den Kanzeln verkündigt worden, wie ihn die Zeitungen bereits zu weiterer Kunde gebracht haben. Der Bischof erklärt darin, sich durch keine Gewaltmaßregeln von seinem dermaligen Wege, den ihm Pflicht und Gewissen vorgeschrieben, abbringen zu lassen; die Geschichte der officiellen Gewaltakte resumirend, ruft er seinen Gläubigen zu: „Sehet Geliebte! so greift man Unser oberhirtliches Herz an, welches unter dem Unrechte blutet, das Wir Unseren geliebten Gemeinden, Unseren treuen Mitbrüdern, ja dem sittlichen Leibe des Herrn, der heiligen Kirche selbst, angethan sehen! Gott ist Uns Zeuge, daß Wir das zehnfach schwerer empfinden, als eine selbst zu erduldende Einkerkerung und Vermögensentziehung! Wie gerne Wir auch möchten, Wir können und dürfen Unseren Schmerz über das Geschehene nicht in Uns verschließen: laut müssen Wir Unsere Klagestimme erheben, als Wächter des Heiligthums für dessen Recht und Ehre auftreten, und Unser Hirtenwort an Euch richten, auf daß Ihr in der Prüfung, die jetzt über Uns verhängt ist, als ächte und getreue Kinder Eurer heil. Mutter Euch erweiset, die sich nicht irre machen lassen durch die Vorspiegelungen und Aufreizungen schlechter Zeitungsblätter und ungläubiger Wühler, sondern männlichen Sinnes fest stehen zu ihrer Kirche und ihrem Bischofe, Uns zum Troste, den Gegnern zur Beschämung, Unserer guten und gerechten Sache aber zum Frommen.“ Und indem er neuerdings auffordert, der bedrängten Kirche mit Gebet beizustehen, sich im schuldigen Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit und in der christlichen Toleranz gegen Andersgläubige

nicht irre machen zu lassen, proklamirt er dann aber die von der Regierung reprobirten Pfarrer als solche, fordert von den betreffenden Gemeinden für sie den schuldigen Gehorsam, verbietet, irgend Andern, als den von ihm neu ernannten Pfarrern Capitalzinsen, Pachtgelder u. s. w., die jenen Pfarreien gehören, auszuzahlen, den Zuwiderhandelnden, die der herzogl. Receptur und nicht dem Pfarrer freiwillig Pfarrcapitalzinsen u. s. w. entrichten würden, nach dem Trident. sess. 22. cap. 11. de reform. den großen Kirchenbann ankündigend.

Sollen wir nach diesen Vorgängen unsere dermalige Lage in wenigen Worten ausdrücken, so möchten wir sagen: auf der Rechten steht der Bischof und mit ihm wohl fast der ganze Limburgische Klerus. Auch bei uns gab es der verkehrten Einflüsse auf den werdenden und bestehenden Klerus noch vor nicht langer Zeit; gleichwohl fürchten wir nicht, in ihm uns zu täuschen. Insbesondere werden diejenigen Glieder desselben, welche zunächst von den Gewaltmaßregeln der Regierung getroffen sind, so hart es ihnen vielfach ergehen mag, in Geduld ausharren und so der bischöflichen Erwartung gemäß „Diejenigen zu Schanden machen, die den Priestern nachzureden pflegen, daß sie nur um des lieben Geldes wegen das Hirtenamt bekleideten.“ Auf der Linken, augenscheinlich die Sympathien der obersten Gewalt am Schlepptau führend, stehen diejenigen, deren Symbol und Organ die weiland „Freie,“ nunmehr „Mittelrheinische Zeitung“ ist. Sie natürlich speien über den Hirtenbrief Feuer und Flammen. Der bischöflichen Hinweisung auf die kirchliche Excommunikation antwortet die Mittelrheinische Zeitung, „daß wir glücklicher Weise in einem Zeitalter leben, in welchem kaum ein Kind mehr durch solche Drohungen sich schrecken lasse;“ sie hofft, daß der Staatsanwalt mit dem Hirtenbrief seine Schuldigkeit thun werde; sie, aus dem Radikalismus geboren, tritt der Kirche gegenüber für die staatliche Ordnung in die Schranken und ruft: „Wir fragen und mit uns die große Mehrheit des Volks (sic!), ist es rathsam, Männern entscheidenden Einfluß auf wichtige Staatsinstitutionen zu lassen, welche in offener Auflehnung wider den Staat begriffen sind und den Saamen der Zwietracht unter das Volk werfen, der schon mehr als einmal in der Geschichte zum hellen Bürgerkrieg geworden ist? Wenn die Hierarchie Recht und Gesetz mit Füßen tritt,

wenn sie das Volk zur offenen Empörung gegen gesetzliche Regierungsmaßregel auffordert, ist es am Ende nicht Pflicht der Selbsterhaltung für den Staat, wenn er seinen Feinden die tödtlichen Waffen aus der Hand nimmt? Wir antworten ohne Bedenken mit — Ja, und indem wir vor Verlassung des streng gesetzlichen Weges warnen, schlagen wir als untrügliches (!) Mittel, die Macht der Hierarchie zu brechen, nur zwei Maßregeln vor: 1) die Einführung der Civilehe; 2) die Trennung der Schule von der Kirche." Sofort wird der Regierung ein förmlicher Plan unterbreitet, nach welchem Letzteres etwa auszuführen wäre. *Inmitten* steht das Volk, zum Theil mit entschiedener Sympathie für die Sache der Kirche. Wenn man aber bedenkt, wie eine protestantische Beamtenwelt unser ganzes Ländchen gleich einem Netze überspannt, daß die sich anschließenden „Honoratioren" im öffentlichen Leben den Ton angeben, und die schlechten Blätter secundiren, so begreift man leicht die gefährdete Stellung des gemeinen Mannes, zumal ihm eine nur einigermaßen genügende Kenntniß der Sachlage fast nothwendig abgeht. Wir sind deßhalb der Ansicht, daß, was der greise Herr Erzbischof anbefohlen hat, auch bei uns sehr nöthig sei, Predigten, die dem Volke die Sache auseinandersetzen und erklären, wozu der Bischof das eifrige Gebet der Gläubigen in Anspruch genommen.

Was soll ich zuletzt *von der Regierung* sagen? Fest entschlossen, die gerechten Forderungen der Kirche nicht zu befriedigen, ergreift sie doch, nach wie vor, immer nur halbe Maßregeln. Lassen Sie mich zur Bestätigung dessen schließlich noch einige Thatsachen berichten. Seit vorigem Jahre gibt das Limburgische Ordinariat ein sogenanntes kirchliches Amtsblatt heraus, das die bischöflichen Erlasse auf diese Weise leicht unter dem Klerus in Umlauf setzt und zweckmäßiger conservirt. Ein solches Blatt aber neben den staatlichen Amtsblättern muß d.n Trägern der Staatsomnipotenz als Ausdruck des „Staates im Staate" erschienen seyn, so wurde denn dem bisherigen Verleger des katholischen Amtsblatts in Limburg die Fortsetzung unter strengster Strafandrohung verboten. Daß damit das Amtsblatt doch nicht unmöglich gemacht ist, leuchtet ein, da außerhalb unseres Ländchens auch noch Druckpressen existiren! Ferner spricht man von einem auf Veranlassung des herzoglichen Ministeriums vom Central-Postamt an die Nassauischen Poststellen erlas-

senen Circulare, des Betreffs, „den herzoglichen Kreisämtern auf deren zu polizeilichen Zwecken erfolgende Requisitionen die verlangte Auskunft, insbesondere auch über Abgabe und Aufgabe von Brief- und Fahrpostsendungen, über die der Postanstalt sich bedienenden Reisenden, sowie die gehalten werdenden Zeitungen und deren Abonnenten zu ertheilen.“ Ohne Zweifel ein staatsomnipotenter Fortschritt, aber gleich wieder ein himmelschreiender Rückschritt daneben! Nicht nur ist der Bischof auch jetzt noch, trotz seines Hirtenbriefes, auf freiem Fuß, sondern er bildet nun auch mit einen Faktor der höchsten Gewalten im Staat. Es existirt nämlich unseres Wissens ein Gesetz bei uns, wonach Niemand in die Kammern eintreten kann, der sich im Anklagestande befindet. Nun ist bekanntlich der Herr Bischof längst wegen des Neudorfer Pfarrverwalters in Criminal-Untersuchung, früher wegen „Erpressung“, jetzt wegen einer Art „Veruntreuung“ von Pupillen-Geldern, d. i. der Meßstipendien, verstrickt; aber siehe da, als er bei der Wiedereröffnung der Kammern in den letzten Tagen den wegen derselben Angelegenheit gleichfalls in Untersuchung befindlichen geistlichen Rath Diehl an seiner Statt nach Wiesbaden in die Kammer schickte, ließ die Regierung es sich gefallen, empfiehlt sogar ihrem Anhang, altum silentium über den ganzen Conflikt in der Kammer zu beobachten. Sie scheint das Skandal zu fürchten, das sich an die Ausweisung des Bischofs aus der Kammer wohl knüpfen würde; aber welche peinliche Lage, die sie der einfachen Uebung der Gerechtigkeit gegen die Kirche vorzieht!



XXXII.

Bonifacius VIII.

(Schluß.)

Am 10. April eröffnete der König die einberufene Stände-Versammlung, diesen Urtypus solcher Zusammenkünfte in Beziehung auf die kirchlichen Fragen. Der Siegelbewahrer zählte in langer Reihe Klagen seines Herrn gegen das Oberhaupt der Kirche auf. Der eine Theil derselben war entstellt oder übertrieben, der andere legte schamlos genug dem Papst zur Last, wessen dieser über den König sich zu beschweren hatte. Die Barone und die Gemeinen erklärten, in Allem (es ging ja wider die Kirche) dem Landesherrn zu Gefallen zu stehen; dem Klerus, welcher Prüfung und Bedenkzeit verlangte, wurde gesagt: wer nicht augenblicklich sich erkläre, sei als Verräther an dem König zu behandeln. Aus Besorgniß für ihre Pfründen und in Furcht vor Philipps niemals zurückgehaltenem Rachedurst trat die Geistlichkeit den andern Ständen bei. Da erscholl zum Erstenmal der Laut von alter Freiheit und Verbesserung der gallicanischen Kirche, an welcher dann alle Jahrhunderte tapfer gearbeitet haben, bis endlich diese Freiheit zur Civil-Constitution der Geistlichkeit gedieh. Einen Vorgeschmack derselben hätte das wilde Geheul der Barone und Bürger geben können, welches der schüchternen Bitte: auch

dem Kirchenoberhaupt schuldigen Gehorsam in Geistlichem leisten, auf dem angeordneten allgemeinen Concilium erscheinen zu dürfen, entgegenlärmte. Das letztere Begehren besonders wurde rund abgeschlagen, das Reisen außer Frankreich streng untersagt, eine Bewachung der Gränzen angeordnet.

Fühlten die Stände, daß sie von dem Rechtsboden gewichen seien? Sie ordneten Gesandte nach Rom ab. Von Adel und Gemeinen brachten dieselben Schreiben an das Cardinals-Collegium, von der Geistlichkeit an den heiligen Vater selbst. Die ersteren Schreiben waren der Widerhall von Peter Flotte's Anklagen, das andere gab Bericht über die Versammlung vom 10. April, nebst Darlegung der Gründe, weßhalb die Prälaten dem Rufe zum Concilium unmöglich folgen könnten, zugleich mit der Bitte, dasselbe auf ein anderes Jahr zu verlegen. Der Papst empfing die Botschafter in feierlichem Consistorium, umgeben von den Cardinälen. Würdig und gelassen lautete seine Anrede. Sämmtliche Erlasse an den König seien von dem Cardinals-Collegium reiflich geprüft, alle Ausdrücke genau abgewogen worden (damit würde also der landläufige Vorwurf stürmischen Verfahrens des Papstes auf das Cardinals-Collegium gewälzt). Er, der vierzig Jahre dem Rechtsstudium obgelegen, wisse nur zu gut, daß Gott zwei Gewalten angeordnet habe; in keiner Weise wolle er die Gerichtsbarkeit des Königs sich anmaßen; dieser solle aber auch die geistliche Gerichtsbarkeit ehren, und anerkennen, daß er in Bezug auf Sündliches, gleich jedem Gläubigen, den Papst zum obersten Richter habe. (Wo läge hier die alle Gränzen überschreitende Anmaßung, von der insgemein viel Redens gemacht wird?) Im besondern dann erhielten die Gesandten schriftliche Antworten. Die des Cardinal-Collegiums war würdig, gemäßigt, eine klare Widerlegung aller Verläumdungen Peter Flotte's. In wärmerem Tone schrieb Bonifacius. War er doch nicht minder in seiner Stellung als in seiner Person be-

leidigt. Er nennt die Kirche in Frankreich eine irrsinnige Tochter, und wirft den Prälaten vor, „sie hätten die Sache des Himmels schmutzigen irdischen Gewinns wegen preisgegeben“, droht ihnen mit canonischen Strafen, sollten sie ferner aus Furcht vor der weltlichen Macht den Anordnungen des apostolischen Stuhls unfügsam sich erweisen. Das Haupt sprach hier zu den als schwach sich bewährenden Gliedern: was ist hieran zu tadeln? Läßt sich hieraus mit Recht eine Anklage gegen Bonifacius formuliren? Sprach sich ja in dem Consistorium vollkommenes Einverständniß der Cardinäle mit demselben aus. Somit steht Bonifacius gerechtfertigt auch von dieser Seite.

Dem Gesuch der französischen Gesandten, das Concilium zu verschieben, wollte er, durfte er unter dem Vorangegangenen mit Fug nicht entsprechen. „Im Gegentheile“, sagte er, „wir bestätigen es. Wer nicht zu Pferde nach Rom kommen kann, der möge zu Fuß kommen; wahre Bischöfe werden sich deß nicht scheuen.“ Fügte der Papst seinem Ruf zu dem Concilium Drohungen gegen die französischen Prälaten bei, so „verschärfte seiner Seits der König das Verbot und vermehrte die Gränzhüter und Wächter“ (Damberger). Da auch kurz zuvor die Stadt Brügge wider seine Gewaltherrschaft sich erhoben, die Genter gegen seine Anhänger mit Glück aufgestanden waren, dann bei Courtrai seine Kriegsmannschaft eine der blutigsten Niederlagen erlitten, plünderte er Kirchen und Geistliche schonungsloser, als je zuvor. Daher hatte er, in Besorgniß, hierüber möchten an dem Concilium laute Klagen erhoben werden, zureichenden Grund, dessen Besuch selbst durch die gewaltthätigsten Mittel zu verhindern. Dennoch fanden sich aus seinem Lande vier Erzbischöfe *), 35 Bischöfe, 6 Aebte im November 1302 zu demselben ein.

---

*) Unter diesen auch der Erzbischof von Bordeaux, Bertrand von Got, nachher Clemens V.

An diesem Concilium soll die viel besprochene Bulle Unam Sanctam ausgegangen seyn. Abgesehen aber davon, daß dieselbe eigentlich keine neuen Lehrsätze über das Verhältniß der geistlichen zu der weltlichen Gewalt aufgestellt, daß sie für jene (wie selbst das Evangelium es thut) den Vorrang deßwegen in Anspruch nimmt, weil sie als geistlich über das Geistliche walte (denn selbst der Schlußsatz: porro subesse Romano Pontifici omnem humanam creaturam declaramus, dicimus, definimus et pronunciamus omnino esse de necessitate, lautet, sofern er nur richtig will verstanden werden, bei weitem nicht so entsetzlich), hat Damberger Bd. XII, S. 442 ff. die Vermuthung aufgestellt, die angebliche Bulle dürfte eher ein von Theologen niedergelegtes Glaubensbekenntniß seyn „zur Vertheidigung der Rechte des Primats in Hinsicht der schlimmen Zeitfrage: ob nicht die Geistlichen bloß auf das Geistliche zu beschränken, den Prälaten sammt dem Papst alle andern Rechte und Güter, zumal fürstliche, zu rauben seien?“ Denn daß das fragliche Schriftstück nachmals in die Extravaganten aufgenommen, daß das Wort: Bonifacius VIII. darüber gesetzt worden, spreche noch nicht dafür, daß dasselbe eine Bulle sei. Jene Sammlung hätten französische Kanonisten veranstaltet, die Ueberschrift aber könne auch bloß die Zeit der Abfassung des Statuts bezeichnen, in welchem nirgends der Papst selbst spreche. Außerdem verriethen mehrere Stellen augenfällig Corruption.

Wir lassen indessen diese Argumentation ganz auf sich beruhen, und halten dafür, eine ächte Bulle vor uns zu haben; es gibt dann doch das weitere Verfahren des Papstes gegen den König die unfehlbare Interpretation derselben an die Hand. Wäre darin jene angebliche Anmaßung ausgesprochen, welche man hineinzulegen beliebt, so hätte Bonifacius nach allem Vorangegangenen, und nachdem er in so solemner Weise sich ausgesprochen, zu den ernstesten Maßregeln schreiten müssen. Das aber geschah nicht, vielmehr versuchte

er neuerdings das glimpflichste Mittel *). Er sandte den J. Lemoine, Cardinal von San Marcellino, Franzose von Geburt, und bei dem König in verdienter Achtung stehend, nach Paris mit dem Auftrag, über eilf Punkte in Güte mit Philipp sich zu verständigen. Dieser erklärte sich über die gemachten Anträge scheinbar in freundlicher und bemessener Weise, dem Wesen nach aber doch so, daß des Papst's Klage: seine Antworten seien ungreifbar, zweideutig, dunkel, ausweichend, eine wohlbegründete zu nennen ist. In Briefen an Carl von Valois und den Bischof von Auxerre, auf deren Fürwort er bei der Verhandlung des Cardinals gezählt hatte, konnte Bonifacius seinen Unmuth nicht zurückhalten. An diesen aber ließ er gleichzeitig drei Breven abgehen. Das erste führt bittere Klage über Täuschung in gehegter Hoffnung einer Ausgleichung, würdigt anbei die Antworten des Königs, und erklärt sich zu Annahme der gebotenen Vermittlung durch die Herzoge von Bretagne und Burgund bereit; das zweite setzt den Geistlichen, die nicht zu Rom sich eingefunden hatten, eine Frist von drei Monaten, unter Strafandrohung bei Nichtbeachtung; das dritte — per processus Nostros — spricht über den König und alle Geistlichen, welche in seiner Gegenwart gottesdienstliche Verrichtungen begehen würden, den Bann. Man hat Bonifacius aus dem Versuch, Philipp zu Aenderung seiner Antworten bewegen zu wollen, dabei aber gleichzeitig mit der äußersten Schärfe gegen denselben verfahren zu seyn, einen Vorwurf machen wollen. Dabei ist nicht erwogen worden, daß die letztgedachte Bulle bloß eine provisionelle gewesen sei, deren Zurückhaltung oder Bekanntmachung von dem Erfolg der Bemühungen des Cardinals abhing, ebenso, wie in unsern Tagen die Diplomatie

*) Multis tandem corruscationibus contra regem praeviis, pluvia nulla apparuit, sagt ein gleichzeitiger Ungenannter bei *Raynaldi* ad an. 1302, Nro. 12.

einen Unterhändler fürsorglich mit einem Ultimatum versieht, ohne dadurch den Unterhandlungen den Faden abzuschneiden, oder ihm zu befehlen, daß er mit jenem den Anfang mache.

Philipp hatte von dem Inhalt der Breven Kunde erhalten, bevor sie dem Cardinal zukamen. Leicht konnte er daher veranstalten, daß deren Ueberbringer, der Archidiakon von Coutances, Nicolaus Benefratte, zu Troyes ergriffen und in enge Haft gebracht wurde. Umsonst suchte der Cardinal dessen Befreiung nach. Seine gerechten Vorstellungen wurden durch eine zweite Einberufung der Stände und durch Beschlagnahme aller Güter der außerhalb Frankreichs weilenden Geistlichen beantwortet. Da überzeugte sich der Cardinal, daß es für ihn an des Königs Hof nichts mehr zu thun gebe; er eilte nach Rom zurück.

Um die bevorstehende Versammlung nach des Königs Willen zu stimmen, wurde die staatskirchenrechtliche Niederträchtigkeit aufgeboten. Der Kanzler Nogaret mußte Philipp eine Denkschrift vorlegen, welche die kecken Behauptungen wagte: 1. Bonifacius sei nicht rechtmäßiger Papst; 2. er sei ein offenkundiger Irrlehrer, ein schauerlicher Simonist. Dem König liege daher ob, mittelst seines Ansehens ein allgemeines Concilium einzuberufen, damit es den gebrandmahlten Papst absetze, die Kirche mit einem rechtmäßigen Oberhaupt versehe.

Die ausgeschriebene Versammlung wurde den 13. Juli 1303 in dem Palast des Louvre eröffnet. In ihrer Gegenwart mußte Wilhelm Plasian, Herr von Bernezobre, ein langes Verzeichniß der gräulichsten Verbrechen, deren Bonifacius sich schuldig gemacht habe, ablesen. Der brauchbare Beamtete schloß mit einem Schwur auf die Evangelien, alles Vorgebrachte vor einem Concilium erhärten zu wollen, und bat den König, ein solches fördersamst einzuberufen. Augenblicklich erhob sich derselbe von seinem Throne mit der Erklärung: Allem, was Plasian gesprochen, pflichte er voll-

kommen bei; auch er berufe sich auf das bevorstehende Concilium. Dem ließen die pflichtgetreuen Stände ein allerunterthänigstes Ja folgen. Die anwesenden Geistlichen aber, 5 Erzbischöfe, 21 Bischöfe und 11 Aebte, meinten damit sich herausziehen zu können, daß sie ihren Unterschriften beifügten, sie seien durch das Unvermeidliche zum Beistimmen gezwungen worden. Darauf ließ der König (man sieht, es gibt nichts Neues unter der Sonne) Emissäre durch Frankreich streifen, um Unterschriften für die Einberufung des Conciliums zusammen zu treiben. Der Erfolg war so ausgiebig, wie wir ihn im Jahre 1848 bei ähnlichen Vorkehrungen bisweilen gesehen haben. Zu besserer Bekräftigung aller vorgebrachten Wahrheiten wurden sämmtliche italienischen Geistlichen, die sich in Frankreich ausfindig machen ließen, eingekerkert.

Tobte nun, lärmte, gerieth Bonifacius in unbezähmbaren Zorn bei dem langsamen Eintreffen dieser Nachrichten aus Frankreich? Nichts von alle Dem. Er wandte den Blick auf die nächste Zukunft; er ahnete, was diese bringen werde. Philipp hatte das bereits sehr gelockerte Band, welches ihn an das Oberhaupt der Kirche knüpfte, vollends zerrissen; sein bisheriges Auftreten ließ Alles, selbst das Gewaltthätigste, erwarten. Bonifacius hielt es für angemessen, sich nach Anagni, seiner Geburtsstadt, zurückzuziehen, weil er da sich für gesicherter hielt, als in dem von Parteien zerrissenen Rom. Am Marien Himmelfahrtstage eröffnete er den Cardinälen in ruhiger, würdevoller Sprache, was ihm von Frankreich zu Ohren gekommen sei, und wies namentlich die Beschuldigung der Ketzerei unter Betheurung seiner innigen Anhänglichkeit an alle Lehrsätze der katholischen Kirche entschieden zurück. Dann legte er gegen die Willkürlichkeiten des französischen Königs Verwahrung ein, und theilte dem Consistorium fünf Erlasse mit. Der erste sprach über alle, ohne Unterschied ihrer Stellung, welche die Verbreitung seiner

Vorladungen hindern würden, den Bann aus. Der zweite suspendirte den Erzbischof von Nicosia, weil er den König in seinem Ungehorsam bestärkt habe. Der dritte entzog allen Doctoren der Universität Paris, die demselben etwa mit Rath beigestanden hätten, das Recht, Licenzen zu ertheilen bis dorthin, da der König den Weisungen des heiligen Stuhls sich fügen würde. Der vierte suspendirte das Wahlrecht der geistlichen Körperschaften, und behielt die Besetzung erledigter Pfründen dem Papst vor. Der fünfte: Nuper ad audientiam, zählte dem König alle bisher verübten Gewaltthaten auf, fügte einige Drohungen bei, sprach aber keineswegs den Bann gegen ihn. Hat Bonifacius mittelst dieser Verfügungen den Kreis seiner Befugnisse überschritten? Ist er bei deren Ausübung in ein fremdes Gebiet eingefallen? Soll die Kirche die einzige Gesellschaft seyn, deren Obern keine Strafgewalt zukommen dürfte? Würde das Wohl des menschlichen Geschlechtes gefördert, wenn dieselbe dermaßen in dem sogenannten Staat aufginge, daß sie wollen müßte, was dieser wollte, und nur wollen dürfte, was dieser gut hieße?

Inzwischen hatte Philipp bereits begonnen, seine Staatszwecke durch Staatsmittel zu verfolgen. Nogaret mußte sich heimlich nach Italien verfügen, um ebenso heimlich mit Sciarra Colonna Verabredungen zu treffen; der Eine war des Andern, Jeder des Herrn würdig, dessen Absichten zu fördern er sich beflіß. Nogaret und Sciarra warben Söldner, versahen sich bei einem Wechsler zu Florenz mit Geld, lockten Feinde des Papstes und Häuptlinge der Ghibellinen an sich heran — Alles in solcher Stille, daß der Papst dessen nicht die mindeste Ahnung hatte.

Auf Mariä Geburt sollte gegen Philipp, wahrscheinlich unter Aufdeckung des bisherigen staatskirchenrechtlichen Getriebes, die Bannbulle verkündet werden, anhebend mit den Worten: „Durch göttliche Fügung auf den erhabenen Stuhl Petri gesetzt, vertreten wir die Stelle desjenigen, zu welchem

der ewige Vater gesagt hat: du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget." Hatten Nogaret und seine würdigen Genossen von dem Vorhaben Kunde oder war es Zufall, gewiß ist, daß sie am Vorabend jenes Festtages ihre meuchlerischen Anschläge vollführten. Vereinzelt mußten ihre Gehülfen während der Nacht in die Stadt sich heranschleichen. Darauf erscholl am frühen Morgen durch Anagni der Ruf: „Nieder mit Bonifacius! Hoch der König von Frankreich! Nieder mit der Pfaffen-Herrschaft!" Die würdigen Anführer der geworbenen Söldlinge, durch herbeigelaufenes Gesindel verstärkt, hatten durch Verrath des Marschalls des päpstlichen Hofes und der beiden Cardinäle Richard von Siena und Napoleon Orsini Einlaß in die Stadt sich verschafft. Wildes Geschrei tobte durch die Gassen; urplötzlich richtete sich der Anlauf gegen den päpstlichen Palast. Des Papsts Neffe, Marchese Gaetani, wies beherzt den ersten Sturm zurück. Vielleicht hätte dieses die Angreifenden entmuthigen können, wäre es nicht dem Stadthauptmann Adenulf gelungen, das gemeine Volk aufzuwiegeln, um dieses den Widersachern des Papsts zur Hülfe herbei zu führen. Da wurde Gaetani überwältigt, er mußte jenen den Palast preisgeben.

Ungeahnete Ereignisse, gewaltige Unfälle setzen des Mannes wahre Größe auf die Probe. Hat Bonifacius diese bestanden? Beruhte seine Größe bloß auf stürmischer Leidenschaft, auf starrer Unnachgiebigkeit während der Augenblicke günstigen Windes? — Als die wilden Rotten mit Schwert und Brandfackeln in den Palast hineinstürmten, waren die Cardinal-Bischöfe von Ostia und Sabina die einzigen, die nicht von dem Oberhaupt der Kirche gewichen waren. Bonifacius aber mochte jetzt wohl seines Lebensendes gedenken; nicht diesem auszuweichen, in würdiger Fassung es zu gewärtigen, war seine einzige Sorge. „Oeffnet meine Gemächer," sagte er den wenigen Dienern, welche geblieben waren, „ich bin bereit, für die Kirche und für Gott den Tod zu lei-

den." Als die Horde hineindrang saß Bonifacius mit den päpstlichen Gewändern angethan, Constantin's Tiara auf dem Haupt, in der einen Hand Sanct Peters Schlüssel, in der andern das Leidenswerkzeug seines Herrn, auf dem Thron, das Antlitz gegen einen Altar gewendet, zur Seite jene beiden muthersfüllten Cardinäle. In dieser Fassung harrte er seiner Mörder. Sie tobten heran; aber der Anblick der Würde und des hochbejahrten Greisen lähmte sie; sie wagten es doch nicht, Hand an das Oberhaupt der Kirche zu legen.

Sciarra und Nogaret traten an Bonifacius heran. Der erstere, der Rohheit seines Wesens gemäß, richtete ein Fluth von Lästerungen gegen denselben. Einige behaupten, er habe sogar Hand an ihn gelegt, die Zahl derjenigen, welche es verneinen, ist größer. Höhnischer handelte der Franzose. Er wollte es sich gegen den Papst zum Verdienst anrechnen, daß eigentlich er seinen Gefährten an Aergerem gehindert habe. „Erbärmlicher Papst!" soll Nogarets Rede gelautet haben, „erkenne und würdige die Gnade meines Herrn, des Königs von Frankreich, der, wie entlegen auch von dir sein Reich seie, durch mich dich beschützt, deine Feinde von dir abwehrt." Seinem Herrn und Meister gleich beobachtete Bonifacius bei diesen Schmachworten tiefes Schweigen. Erst als Nogaret drohte, ihn als Verbrecher in Ketten nach Lyon vor das angebliche Concilium zu schleppen, erwiderte er mit dem Ton des Schmerzens und des Unwillens: „hier ist mein Haupt, hier mein Hals! für das Wohl der Kirche will ich katholischer, ich rechtmäßiger Papst, ich Stellvertreter Jesu Christi, es erdulden, von Patarenern" (den schlimmsten Irrlehrern jener Zeit) „abgesetzt zu werden; denn ich sehne mich, für den Glauben an Christum, für die Kirche mein Blut zu vergießen." Bei diesen Worten gedachte Nogaret der Verurtheilung seines Großvaters als eines Patareners, er erröthete, verstummte und zog sich zurück.

Durch drei Tage wurde Bonifacius streng bewacht, mußte

jeglichem Hohn und aller Entbehrung sich unterziehen. Sein Schatz wurde geplündert, sein Palast verwüstet, die Reliquien entweiht, die Archive zerrissen, ein Erzbischof getödtet. Die Häuser der Cardinäle entgingen nicht demselben Loos. Am dritten Tage regte sich bei den Einwohnern von Anagni Reue, dergleichen Gräuel möglich gemacht zu haben. Sie ließen sich durch den Cardinal Fieschi aufmahnen. Zu den Waffen, zu den Waffen! Tod den Verräthern! Hoch lebe der Papst! scholl es durch die ganze Stadt. Die Bürger überfielen Nogarets und Sciarra's Banden in ihrer Zügellosigkeit und jagten sie sammt deren Häuptlingen aus der Stadt; die erbeutete Lilienfahne wurde durch den Koth geschleift, indeß 400 Bewaffnete aus Rom zu des Papstes Beistand herzueilten.

Frei geworden, ließ Bonifacius die Einwohner von Anagni zusammenrufen. Die Schuldigen mochten eine um so schwerere Züchtigung befürchten, je empörender ihr Vergehen war. Sie irrten sich. Nicht über Schuld, nicht über Strafe erging seine Rede, bloß von Verzeihung sprach er. Er gab den Gefangenen die Freiheit, schenkte den beiden verrätherischen Cardinälen seine Huld wieder; einzig die Plünderer des päpstlichen Schatzes (die Andern hatten wider die Person, diese wider das anvertraute Gut des Papstes sich vergangen, daher der Unterschied!) blieben von der Verzeihung ausgeschlossen. So handelte auch hier wieder der als unversöhnlich, als stürmischer Greis verschriene Bonifacius!

Er eilte nach Rom zurück. Seine Erlittenheiten hatten dort Mitgefühl erweckt; dieses gab sich bei seiner Ankunft in aufrichtiger Weise kund. Aber die ihm widerfahrene Demüthigung hatte die Orsini, deren Hut während seiner Abwesenheit die Stadt anvertraut worden, herrischer und gewaltthätiger gemacht. Sie ließen ihn ihre Gewalt fühlen, überwachten alle seine Schritte, verhinderten sogar seine Uebersiedlung aus dem Vatican in den Lateran, der Region der besser gesinnten Annibaldeschi. Ein Gesuch des Papstes an

den König von Neapel, er möchte ihm zu Hülfe kommen, wurde durch den Cardinal Orsini aufgefangen.

Da brach Bonifacius das Herz. Er wurde von einem hitzigen Fieber befallen. Mit eben jener Festigkeit, die er gegen seine Feinde entfaltet, sah er die Todesstunde herannahen. Laut sprach er in Beiseyn zahlreicher Anwesenden die Glaubensartikel aus, erklärte, daß er in dem katholischen Glauben sterbe, und empfahl, gestärkt durch die heiligen Sakramente, am 11. Oktober des Jahres 1303 seine Seele Gott, nachdem er durch acht Jahre, neun Monate und achtzehn Tage dessen Kirche geleitet.

Ein ghibellinischer Schriftsteller jener Zeit hat aufgezeichnet, Bonifacius sei von Tollwuth befallen worden, also daß er mit dem Kopf wider die Mauern gerannt, Geifer aus seinem Munde herabgeträufelt sei, er die Finger sich zernagt habe. Solche verdankenswerthe Mittheilung hat sich dann von Blatt zu Blatt, von Geschichtenbuch zu Geschichtenbuch herabgeerbt, so daß wir uns sehr wundern sollten, wenn nicht der braunschweigische Consistorialrath Henke, in seiner zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgefaßten Kirchengeschichte, auf diese angebliche Thatsache in der Ehre nüchterner Beurtheilung hierarchischer Anmaßlichkeiten ein besonderes Gewicht gelegt hätte. Indeß geht dieser so glänzend ausstaffirten Thatsache nur eine Kleinigkeit ab: die Wahrhaftigkeit. Im Jahre 1605, dreihundert und zwei Jahre nachdem Bonifacius gestorben war, wurde in Beiseyn vieler Augenzeugen sein Grab geöffnet. Es zeigte sich eine Gestalt, welche 7¾ Palmen maß. Der Leichnam war in allen Theilen unversehrt erhalten, nur Nase und Lippen angegriffen; von jenen Beschädigungen, die Bonifacius unmittelbar vor seinem Ende selbst sich sollte beigebracht haben, war nicht die leiseste Spur wahrzunehmen. Es ist damals über diese Grabes-Eröffnung eine amtliche Beschreibung abgefaßt und bekannt gemacht worden, die keinem, welcher das Leben dieses Papstes von Rubeus in der Hand

gehabt, unbekannt seyn kann. Dennoch hat bei Sismondi *) die maurerische Freisinnigkeit es nicht gestattet, diese amtliche Berichterstattung zu berücksichtigen; das Mährchen des alten Ferretus Vicentinus bot zweckgemäßern Stoff, und dessen Zeugniß, dieweil es von drastischerer Wirksamkeit ist, hat als unbestreitbar gelten müssen. Bei solchem Verfahren ist freilich der Geschichtschreiber sicher, erwünschtes Renomee unter den Zeitgenossen sich zu verschaffen.

Uebrigens dürfen wir nicht übersehen, daß der ruhige, einfache, eben so sehr durch Lebensernst, als durch einen Reichthum von Kenntnissen ausgezeichnete Benedict XI., Bonifacius' Nachfolger, ein halbes Jahr später erfolgen ließ, was dieser in frischer Kränkung über das Unerhörte unterlassen hatte. Bonifacius zeigte nur Milde nach den Gräueln von Anagni; der persönlich unbetheiligte Nachfolger hielt den Verlauf von neun Monaten nicht für lange genug, um nicht doch noch die Strenge anwenden zu dürfen. Am 7. Juni 1304 erließ er die Bulle Flagitiosum scelus, worin er alle Theilnehmer an jenen Gräueln, deren mehrere mit Namen genannt wurden, mit dem Bann belegt, unter Vorladung noch vor dem Fest der heiligen Apostel Petrus und Paulus, damit in ihren Sachen gehandelt werde. „Denn," sagt er in seiner Bulle, „wo wäre das Felsenherz, welches nicht zu Thränen bewegt würde? Wo wäre der Widersacher, der nicht Mitleid fühlte? Wo wäre der Richter, wie schwach auch sonst, der nicht zur Bestrafung sich erhöbe? wenn die Unantastbarkeit verletzt, das Pontificat entehrt, die Kirche sammt ihrem Bräutigam in die Dienstbarkeit versetzt wird! O unsühnbares Verbrechen! O unerhörter Frevel! O unglückliches Anagni, welches du, ohne es zu hindern, duldetest, daß nicht mehr der Thau des Himmels auf dich herabträufle!" Vergessen wir es nicht, es ist nicht der beleidigte, es ist nicht der als unversöhnlich ver-

---

*) Hist. des republ. ital. IV., 146.

schriene Bonifacius, der so spricht, es ist der als ruhig geschilderte Benedict, den die Kirche unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen hat, der in solcher Weise sich vernehmen läßt. Aber auch da ist es nicht die Persönlichkeit, welche die strafende Stimme erhebt; es ist der Nachfolger Petri, der gleich dem Vorgänger von Philipp von Frankreich Rechtfertigung über sein Verfahren wider die Kirche verlangte. Wir können diesen geschichtlichen Umriß nicht treffender schließen, als mit Damberger's Worten: „Werfen wir einen Blick auf die in allen Geschichtsbüchern stereotyp gewordene Anschuldigung: Bonifacius VIII., der letzte gewaltige Papst des Mittelalters, war ein Riesengeist, der die Welt regieren wollte, hochfahrend, schnell zum Zorne gereizt, ohne Maß in seinen Forderungen, rücksichtslos, so daß er auf Hohe wie auf Niedere, selbst auf die mächtigsten Könige, die Blitze des Vaticans schleuderte, und den Unterthanen (welchen je?) den Eid der Treue löste. — Der Verlauf der Geschichte hat zureichend enthüllt, daß an dem Allen nichts ist, und daß man eher Ursache hat, zu staunen über die Langmuth und Geduld, womit Bonifacius das ebenso böswillige als thörichte Betragen der meisten damaligen Herrscher und besonders das empörende des Königs Philipp und seiner Räthe (hat er es auch gerügt) ungestraft hingehen ließ. — Hitziges Uebergreifen hinderte schon, nichts zu sagen von der dem Greisenalter eigenthümlichen Bedächtlichkeit, Bonifacens streng eingehaltener Gebrauch, alle wichtigen Geschäfte mit dem heiligen Collegium zu berathen und nur nach dessen Gutachten zu handeln. Man hat aber Belege genug, daß er selbst ein Mann war, welchen Weisheit und Klugheit zierten, sowie frommer Sinn und Eifer für Religion und Wissenschaft."

XXXIII.

Kirchlich-politische Umschau aus Anlaß des badischen Conflikts.

In Baden geht gegenwärtig eine der schnödesten und widerlichsten Verfolgungen der katholischen Kirche vor sich. Von dieser soll hier nicht eigentlich die Rede seyn; wir nehmen sie zur Veranlassung, nicht zum Inhalte desjenigen, was wir zu sagen haben. Daß die badische Regierung zu Schanden werde, dafür lassen wir die Zeit und den lieben Gott sorgen. Dergleichen ist nicht der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit oder Bekümmerniß. Aber allerdings ein sehr wichtiger Gegenstand der Betrachtung schließt sich den Thatsachen an, die sich heute in Baden vollführen; eine alte ungelöste Frage dringt sich von neuem auf, und ist geeignet, alle Deutschen zu beschäftigen, die ihr Vaterland lieben und an dessen Zukunft Theil nehmen oder haben. Denn wenn sie freilich die Katholiken zunächst und vorzüglich angeht, so zieht sie sich im Reflex sehr bedeutend an die Andersdenkenden hinüber, und ist am Ende keine Frage des Glaubens und der Kirche allein, sondern das öffentliche Wohl von Deutschland, seine Sicherheit und Ruhe, wie die Ehre seiner Regierungen steht damit in so nahem Zusammenhang, daß sie

um dieser Rücksichten willen schon allein die Aufmerksamkeit auch derjenigen verdient, die ihre Aufmerksamkeit keinerlei anderen Rücksichten zuwenden.

Das gegenwärtige Attentat der badischen Regierung ist nicht das erste oder einzige in Deutschland. Wie die Großen und Mächtigen, so dergleichen unternommen, dabei zu Rechte gekommen sind, wissen sie selbst am besten; dieß sei um des Zusammenhangs der Sache willen und zu Niemands Kränkung gesagt, denn am wenigsten den Katholiken stünde es an, auf gutgemachte Unbilden zurückzukommen. Aber was einmal, und von ein paar Seiten versucht worden ist, kann von anderen wieder versucht werden. Denn die historische Erfahrung pflegt nur allzuselten klug zu machen, am wenigsten eine fremde. Der endliche Ausgang wird freilich immer der gleiche seyn; das ist unangenehm für unsere Gegner, und ist nicht dasjenige, was wir suchen und begehren dürfen. Aus dem Uebel das Gute zu bereiten, ist das Vorrecht der göttlichen Welt-Regierung. Es ist wahr, daß die Kirche niemals großartiger, niemals herrlicher, niemals göttlicher erscheint, als in der Verfolgung, daß sie darin ihre innerlichsten, ihre verborgensten, ihre unwiderstehlichsten Kräfte gewinnt. Ein umgekehrter Antäus wird sie dann von der Erde gegen den Himmel gedrückt, den sie leidend und betend berührt, und dessen väterliche Stärke in sie überströmt. Die Mächtigsten aller Mächtigen auf Erden haben das in einer dreihundertjährigen über jene verhängten Verfolgung erfahren müssen und bezeugen können. Dessen ungeachtet ist die Kirche weit entfernt, die Verfolgung zu wünschen oder zu begehren, denn diese ist ein Uebel an sich; sie setzt, wenn auch der Kirche unschädlich, doch viele ihrer Glieder in Gefahr, und sie ist das größte Unglück für die Verfolger. Die Kirche hat, wie die Pflicht, so das Recht, ihre Ruhe und ihren Frieden, die Sicherheit ihres Bestandes, d. h. ihrer Wirksamkeit und ihrer Entfaltung hier auf Erden zu fordern. Sie hat dieses Recht

unbedingt gegen Jedermann, gegen jede Macht und jedes Gesetz; denn die Macht, die es verweigerte, sänke in dem Augenblick zur bloßen Gewalt herab, und das Gesetz zur Norm des Unrechts. Aber dieses ewige und unveränderliche Recht der Kirche bedarf, nach den Bedingungen dieser Erde, damit es sicher sei und unantastbar walte, der menschlichen Formalisirung; d. h. wir bedürfen einer Anerkennung eben dieses Rechts in Gesetz und Verfassung, einer ausgesprochenen Rechtsgültigkeit aller nothwendigen Ausflüsse desselben, mit Einem Worte eines Rechtszustandes, der der Kirche gibt, was der Kirche ist, und weil er ein solcher, d. i. weil er zugleich menschliches, gesetzliches, verfassungsmäßiges Recht ist, gleich den Bestimmungen des westphälischen Friedens, von Jedermann, auch von Andersgläubigen, anerkannt werden kann und, unter den gehörigen Bedingungen, werden wird. Ein solcher Rechtszustand fehlt aber in Deutschland heut zu Tage ganz und gar, und bis auf die ersten Vorstellungen davon. Es ist dieß die Frage, die wir meinen, und welche den Inhalt dieser wenigen Blätter bilden soll.

Die Lage und Verfassung Deutschlands, rücksichtlich des Verhältnisses der Confessionen sowohl untereinander, als zu den Staatsgewalten und Regierungen, ist ganz eigenthümlich, mit derjenigen keines andern Landes vergleichbar, ein wahres historisches Unicum. Als im 16ten Jahrhundert der große Riß durch die europäische Christenheit ging, und die Bevölkerungen sich hinüber und herüber warfen oder hielten, da traten in den verschiedenen Ländern, und nach längeren oder kürzeren Kämpfen und Erschütterungen des inneren und äußeren Lebens, verschiedene Endergebnisse in dem Verhältnisse der Anhänger der alten oder neuen Lehre ein. In Einigen war es gelungen, die Neulehre entweder völlig abzuhalten, oder die eingedrungene wieder auszuscheiden, der kirchliche Glaube blieb im Kampfe vollständiger Sieger, und die Bevölkerung ungetheilt katholisch. Gerade das Umgekehrte

war der Fall in andern Landen, wo man den alten Glauben mit den letzten Bekennern desselben gänzlich verdrängt, und die Neulehre zum allein zulässigen Bekenntniß der Einwohner erhoben hatte. Was in dem Einen oder anderen Falle latent im Lande geblieben war, kann hier, wo in Beziehung auf äußere Rechte gesprochen wird, nicht zählen oder in Anschlag kommen. In den meisten Staatsgebieten war man zwar weder mit dem Einen noch mit dem Andern durchweg zu Stande gekommen, und die Bevölkerungen blieben auch am Ende des Kampfes in ihrem Glauben offen getheilt, aber das Bekenntniß der Einen Seite befand sich doch durch die Mehrheit der Bekenner, wie durch die Zustimmung der Staatsgewalt so sehr im Uebergewicht, daß es als das herrschende betrachtet werden konnte, oder als solches ausgesprochen war. Die gegentheilige Seite befand sich dann im Zustande der ecclesia pressa, die ihren Schutz in einer mehr oder minder unholden Landesgesetzgebung, oder in völkerrechtlichen Verträgen mit dem Auslande, oder im Geheimnisse suchen mußte. Von allen diesen Resultaten verschieden, hatte sich allein in Deutschland die Bevölkerung fast in zwei gleichen Heerlagern, mit verhältnißmäßig geringem Uebergewicht des katholischen Antheils, gegenüber geschaart — und dieß ist der erste Punkt der Eigenthümlichkeit — welche beiden Hälften nach verschiedenen und endlich dreißigjährigen Kämpfen sich zu vollkommen gleichem Rechtsgenusse mit einander vertrugen, und dieß ist der zweite. Aber noch nicht genug. Die Vielheit der deutschen Staatswesen und Regierungen, oder die politische Zertrennung Deutschlands neben der religiösen kommt hier gar sehr in Betracht, und wenn sie gleich zur Zeit des Beginnes der religiösen Wirren bereits angebahnt war, so hat sie sich doch nach der Hand, und zum Theil in Folge derselben, völlig vollendet. Dabei ist das Verhältniß doch anders, und das Zusammenleben der deutschen Geister viel inniger, als z. B. in Italien, wo

eine ähnliche Mehrheit der Regierungen besteht. Wenn die Kirche im Königreich Sardinien verfolgt wird, so ist das sehr traurig an sich, und beklagenswerth für die dortigen Katholiken; aber das Königreich Neapel, aber Modena und Toskana, aber das österreichische Italien und vor Allem der Kirchenstaat verspüren nichts davon; und selbst ein scheinbar gelungenes Unternehmen der Einen Regierung wird darum allein noch keine Versuchung zur Nachahmung für die andere. Daß die Sachen in Deutschland anders liegen, fühlt Jedermann, und bezeugt das ängstliche Pochen aller katholischen Herzen bei der Nachricht von irgend einem Attentate wider die Kirche in einem deutschen Nachbarlande. — Und noch eine höchst eigenthümliche und bemerkenswerthe Erscheinung! Während die Gesammtbevölkerung Deutschlands seinem Bekenntnisse nach, im Ganzen noch zum Vortheile der Katholiken, sich zweigetheilt hat, ist das Verhältniß der Regierungen ein mehr als entgegengesetztes, und zum entschiedenen Nachtheil der Kirche; denn unter sechsunddreißig Regierungen gehören nur vier dem katholischen Bekenntnisse an, und darunter ist eigentlich in Sachsen nur die Regentenfamilie, nicht die Regierung katholisch, und die Lichtensteinische gebietet über zwei Quadratmeilen. Fügen wir zu Alle diesem hinzu, daß seit dem Untergange des deutschen Reiches mit dem ganzen Reichsrechte auch der westphälische Friede zu den Antiquitäten gerechnet wird, daß die neueren grundgesetzlichen Bestimmungen so unentschieden und allgemein lauten, um jeder beliebigen Deutung der Gewalthaber Raum zu geben, und daß sich die höchste Amphiktyonie des deutschen Volkes dem katholischen Rufe um Gerechtigkeit gegenüber als incompetent erklärt hat — so bleibt der höchsten Eigenthümlichlichkeit, der Verworrenheit, sagen wir der Trostlosigkeit dieses Zustandes weiter nichts hinzuzusetzen.

Also ein dem Bekenntnisse nach in der Bevölkerung fast gleichgetheiltes Deutschland, der Ueberschuß doch noch auf der

katholischen Seite, unter 36 (persönliche oder collektive) Herren vertheilt, von welchen 32 protestantisch sind, ohne Grundgesetz, ohne anerkannte Rechtsgewohnheit oder Ueberlieferung über die Rechte der katholischen Kirche und ihrer Bekenner, ohne allen rechtlichen Anhalt*), ohne competente Bundesbehörde — das ist die betrübte Seltsamkeit des Zustandes, das ist die Lage der Gegenwart. Sei es vergönnt, mit wenigen Worten die historischen Vorbedingungen eines so monstruosen Sachverhaltes in Erinnerung zu rufen.

Als sich im gedachten 16. Jahrh. ein Theil von Deutschland unter den bekannten Führern wider die Ordnung Gottes im kirchlichen Gebiete aufgelehnt hatte, da konnte die Auflehnung wider die weltliche Ordnung im Reiche so wenig, als nach dem gleichen Vorgange in irgend einem andern europäischen Lande, dahinter ausbleiben; war doch die ganze christliche Gesellschaft, und vorab das heilige römische Reich deutscher Nation, so augenfällig auf das Heiligthum gegründet, und in allen seinen Wurzeln und Fasern damit verwachsen und verschlungen, daß der Streich unmöglich gegen das Eine geführt werden konnte, ohne die andere in ihrem innersten Leben zu treffen und zu schädigen. Der Eifer für die Sache Gottes, wie der eigene Erhaltungstrieb widerstand dem Beginnen; also war Krieg in Deutschland. Nachdem derselbe durch alle Schichten unsers Volkes brennend als Bauern- Ritter- und Fürstenkrieg, zwischendurch von vielerlei falschen Friedensversuchen unterbrochen, allerletzt, Dank sei es dem tückischen Landesverrath des Churfürsten Moritz, mit einem verhältnißmäßigen Siege der Empörung geschlossen, und im Augsburger Religionsfrieden der offene Waffenkampf sich für das 16. Jahrh. zur Ruhe gelegt hatte, so hatte man zwar müssen geschehen lassen, daß die katholische Uebung und Kirche

*) Denn was die Regierungen etwa mit dem heiligen Stuhle vertragen, bindet begreiflich nur ihr Gewissen oder ihre Ehre.

aus mehreren Reichsterritorien verwiesen wurde — denn der Widerpart hatte den Grundsatz geltend gemacht: Cujus est regio, ejus est religio — aber sie bestand in allen übrigen deutschen Landen in vollen Rechten und Würden und in der Sicherheit des Reichsschutzes. Nach sechszig faulen Friedensjahren und eben so langer stillen, friedlichen Beraubung der Kirche von der Gegenseite entzündete sich der Kampf von neuem zu dem entsetzlichen dreißigjährigen Kriege, und nachdem man die siegreiche katholische Sache durch dänische, schwedische, französische Helferschaaren abgemüdet, mußte man sich, weil der Becher alles Gräuels und Kriegesjammers bis zu den Hefen geleert war, doch wiederum zum Frieden legen, wohl einem aufrichtigen von beiden Seiten, denn die Entkräfteten hatten ihn gesucht und geschlossen. Was nun auch immer mit gutem Grunde an diesem weltberühmten westphälischen Frieden beklagt und gerügt werden mag, die Noth hatte ihn wenigstens zum gründlichen Frieden gemacht, freilich nur insofern ein solcher zwischen Parteien geschlossen werden kann, die das Unvereinbare und nothwendig wider einander Begehrende im Schilde führen; es war eben ein Friede zwischen den Reichsgliedern, den Menschen, und von dem Gesichtspunkte gefaßt: „was haben wir zu thun, um trotz des innerlichsten Widerspruches unserer Gedanken, Herzen und Seelen neben einander bestehen zu können, und uns das Leben so wenig als möglich sauer zu machen." Insoferne aber war das Bestreben nach Frieden allerdings ernsthaft, und die Arbeit, wie gesagt, gründlich entworfen und ausgeführt. Das Reich war freilich paritätisch geworden, und die Eifersucht dieser Parität zog sich hinab bis zur Aufmerksamkeit auf die Confession des Reichstrompeters; aber man wußte doch nun, was einem Jeden gehörte, und was ihm gehörte, das sollte er haben mit gutem oder üblem Willen des Nachbars. Die Empörung war nun freilich eingeladen, neben dem Gesetze Platz zu nehmen, und das Unrecht war des Rechtes Pair

geworden; aber jene hatte sich zu einer neuen Art von Gesetz, und dieses zu einer besondern Species von Recht formalisirt, und diese Formalien waren jetzt die öffentlich gültige Norm in Deutschland. Gesetz Nr. 1 und Gesetz Nr. 2, Recht Nr. 1 und Recht Nr. 2 hatten ihre besonderen, scharfsinnig abgemarkten Stätten und Wirkungssphären; das Eine wußte wohl, wo es das Andere in Ruhe lassen mußte. Der Boden der Kirche in Deutschland war auch abgemarket, aber inner dieser Marken wohlverwahrt; sie war an vielen Orten gar nicht, aber wo sie war, da war sie ganz, kräftig, unbeschrien, von Reichswegen aufrecht und sicher. Ihr kamen zu Gute die große Zahl der katholischen Fürsten, darunter die Bischöfe und geistlichen Churfürsten des Reichs; über alles dieß das katholische Bekenntniß des Kaisers. Was nicht war, wie es sollte, das fehlte nicht sowohl durch Schuld des westphälischen Friedens oder des damaligen Reichszustandes, als durch Furchtsamkeit oder Gleichgültigkeit auf der katholischen Seite. Jammervolles Loos der deutschen Kirche, daß ein Zustand, den die von den Unkatholischen zugerufenen Fremden gemacht, und den sie garantiren zu wollen die Mühe übernommen hatten, beinahe heut zu Tage als das mindere Uebel, und wie als ein Stand der Sicherheit und Rechtsgewißheit bedauert, und fast zurückgewünscht werden muß! Denn die Fremden kamen abermals (dießmal waren die Protestirenden daran unschuldig), und warfen das Reich völlig auseinander; die deutschen Fürsten halfen redlich zu. Der Kaiser ward hinausgedrängt, und die ehemaligen Reichsunmittelbaren, die alten Ministerialen und Vasallen des Kaisers, erlangten von Gnaden des Reichszerbrechers die lange lüstern begehrte Souveränität; aber von mehreren Hunderten derselben erreichte den Preis nur eine bescheidene Zahl; die Schwachen füllten den Bauch der Starken; das Eigen der Kirchenfürsten hatte man vorerst verwendet zur Entschädigung für dasjenige, was die Andern verloren und nicht verloren hatten. Also standen die übrig gebliebenen

Souveränen unter dem französischen Gewalthaber. Nach einer kleinen Zeit war des Gewalthabers Ende; die Souveränen konnten sich besinnen und zurechte setzen; man gewahrte jetzt erst, was des Zustandes Meinung und Ende war. Auf dem Wienercongreß war Wiedereintritt in den verlorenen Besitz oder Entschädigung für denselben der Hauptgedanke gewesen; daneben die Sicherstellung gegen Frankreich. Beide Gedanken hatten Millionen katholischer Bevölkerung unter den Scepter protestantischer Fürsten gestellt; was der Franzose früherhin Gleiches verfügt, erhielt seine Bestätigung. Das Unglück hatte gewollt, daß die stehengebliebenen Souveränitäten zur übergroßen Mehrzahl protestantisch waren. Die deutsche Bundesakte hatte die Religionsverhältnisse in großen, weiten, wohlklingenden, aber dehnbaren Sätzen und Gesetzen behandelt; allein den Sätzen fehlte die Möglichkeit der authentischen Erklärung und den Gesetzen die Sanktion, denn der Bund ist in Sachen der Religionsverhältnisse nicht competent. Mochten einige jener Sätze der katholischen Kirche sogar günstiger scheinen, als das alte Reichsrecht, das bleibt so als Satz stehen, und es ist dafür gesorgt, daß es nicht in's Leben treten kann.

Es kam, was bei diesen Umständen natürlich war. Sollen wir die Geschichte von 38 Jahren erzählen? Es ist eine trübselige Erinnerung für beide Seiten; sie ist auch zu neu, um den Gedächtnissen völlig entschwunden zu seyn; wir möchten endlich jede kränkende Auffrischung vergangener Irrungen vermeiden. Wir meinen die Zukunft. Statt besonderer Geschichten von gestern und ehegestern soll uns allein der allgemeine bisherige und heutige Zustand Rath für dieselbe leihen.

Die neu gewonnene Souveränität war allgemein als eine Loszählung der Gewalt von allen bisherigen rechtlichen, vertrags- oder gewohnheitsmäßigen Schranken verstanden worden. Derjenige, welcher sie gewährt hatte, hatte zugleich ein allzu ausgiebiges und verführerisches Beispiel aufgestellt, wie

man sie üben könne. Obwohl Katholik von Bekenntniß, hatte er diese Uebung bis in die innerste Verfassung und den Mittelpunkt der Kirche fortgesetzt. Man freute sich seines Sturzes viel mehr, als daß man sich über die tieferen Gründe desselben zu belehren versucht hätte. Wie seine uniformirende Handhabung der Gewalt in Allem, so wurde sie auch insbesondere im Verhältnisse zur Kirche zum Muster genommen. Unkatholische Fürsten mußten das am begreiflichsten finden. Außerordentliche Schwierigkeiten konnte man sich dabei nicht vorstellen. Die Kirche hatte in den letzten Zeiten so wenig auffallende, die Augen der Welt blendende Zeichen ihres Lebens und ihrer Stärke gegeben; sie hatte sich eben mit Mühe dem Arme des Drängers entwunden, und den alten, legitimen Fürsten ihre Rettung mit verdanken wollen; man hatte sie in Deutschland eben wieder, freilich mit einem kleinen Theil des ihr Entrissenen, von Neuem ausgestattet; sie hatte auch dafür Dank gesagt; es stiegen Gedanken auf, die Fügsame und Geduldige werde auch fernerhin, und unter aller Art Behandlung, als eine solche sich bewähren. Gleichheit des zu beherrschenden Materials verlangte der Staatsgrundsatz; konnte man auch nicht füglich die unterthänigen Tausende, Hunderttausende oder Millionen von Katholiken alsbald in Protestanten umschaffen, so ging es doch an, die katholischen Kanten abzuschleifen, allzu markante Vorragungen niederzuquetschen, das gänzlich Unhandsame zu ignoriren und möglichst in Vergessenheit zu bringen, und so ein gegenseitiges „Durchbringen der Confessionen" und „Aufgehen" derselben in der höheren Idee des „Staatsbürgerthums" mehr oder minder bewußt oder deutlich anzubahnen. Die Zeitverhältnisse lagen zu solchem Unternehmen überaus günstig. Fand sich doch die katholische Kirche nirgend in Europa in ihrer vollkommenen Geltung und Rechtsstellung, und waren die katholischen Monarchen seit länger als einem Jahrhundert mit dem Beispiele der Nichtachtung, Verknechtung oder offenen Befehdung der-

selben vorangegangen. War doch insbesondere auf deutschem katholischen Boden in der Febronianischen Kirchendoctrin ein mysterium iniquitatis ausgeheckt worden, ein Schulbuch und Leitfaden zum bequemen Gebrauch aller gegenwärtigen und zukünftigen Kirchenbedrücker; und hatte der erste, der daraus gelernt, seinem segensreichen Stamme ungleich, er selbst noch mit altkaiserlicher Herrlichkeit geschmückt, in moderner Schwäche hohenstaufische Velleitäten verrathen und in sein liebliches Oesterreich den Sauerstoff übertragen, der erst vor wenig Jahren daselbst ausgegohren! Lagen doch die Generationen blasirt, genußsüchtig, entsittlicht, von hoffärtigen Philosophen belehrt, mit heidnischen Poesien geweidet, vom Ernst religiöser Gedanken weiter abgekehrt, als je zu einer Zeit der christlichen Geschichte, um das Erbe des Heils unbekümmert, in tiefsten Indifferentismus versunken! Und die Hände der Bureaukraten, der unbelehrbaren und unverbesserlichen, arbeiteten so geschäftig, und grüßten das Handwerk von Norden nach Süden und von Westen nach Osten, und hatten so viel schon vor sich gebracht, und getrösteten sich der Zuversicht, das Werk in Kürze zu vollenden! Und unsichtbare Hände hinter ihnen und neben ihnen langten hervor aus dem Geheimniß und der Finsterniß, und schoben die geeigneten Männer an die geeigneten Plätze, daß die Sichtbaren mit den Unsichtbaren sich schürzten zu neuer Architektur über dem Schutt der Mauern Sions. Und damit wir den Schaden Jakobs nicht verhehlen, sie hatten Mithelfer oder schweigende Zunicker gefunden, wo ihres Werkes Anstoß hätte seyn sollen; geschmeidige Hirten hie und dort weideten die Heerde auf den von der Regierung abgegrenzten Triften, und holten Wort und Sendung aus den Kanzleien des Ministeriums. War nun dieß Alles zusammen in die wohlangesetzte Rechnung genommen, das Facit gezogen und der unausbleibliche Triumph schon verkündet, so war dabei freilich auf den Wächter Israels vergessen, der nicht schläft, der faulen Meeresstillen wie Stürmen

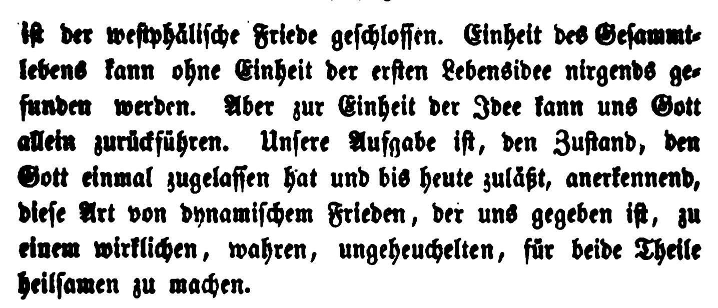
gebieten kann, der bei seiner Kirche bleiben wird bis an's Ende der Welt, auf den am sichersten hofft, wer sonst nichts zu hoffen hat. Einige Begebenheiten, die wir, unserem Vorsatze getreu, nicht näher bezeichnen, haben ihn gezeigt; vor der höheren Macht war selbst bureaukratische Weisheit und Allanstelligkeit, zu ihrer höchsten Verwunderung, am Ende ihres Lateins. Was Andere daraus gelernt haben, zeigen die heutigen Vorkommnisse in Baden. Und wenn auch dort der Arm verdorrt seyn wird, der wider den Propheten sich ausgestreckt, so werden Andere hinter ihnen eben so wenig belehrt seyn; sie werden die Schuld des Mißgeschicks irgend einem im Rechenexempel untergelaufenen Fehler zuschreiben, oder der Erwartung sich getrösten, die unbequeme Macht werde doch am Ende sich zurückziehen, oder sich umgehen lassen. Wir Katholiken aber sollen nicht allein immerzu den Wundern vertrauen, so gewiß sie uns sind; wir sollen thun was in unseren Kräften ist, und der menschlichen Verkehrtheit mit menschlichen Mitteln begegnen, weil wir die Wurzel des Uebels nicht beheben können, allen Ernst der Ueberlegung dahin wenden, daß denjenigen Zuständen gewehret werde, die dessen Wachsthum befördern, und die Hülfeleistung unmöglich machen.

Unser öffentliches Recht in Deutschland — in Sachen der Kirche und ihrer rechtlichen Ansprüche in den einzelnen deutschen Staaten — ist die Gesetz- und Verfassungslosigkeit. Dieser Satz darf kühn aufgestellt und kann von Niemanden bestritten werden, denn der deutsche Bund hat ihn anerkannt. Er hat sich in Fragen dieser Art für incompetent erklärt. Wir sind weit entfernt, den Bundesspruch zu beurtheilen; wir ziehen daraus nur die nothwendige, unabweisliche Folge. Der Bund ist incompetent; also fehlt es an einem Grundgesetze, an einer Verfassung Deutschlands, die seine Competenz begründen könnte; das ist es, was wir gesagt haben. Dieser Abgang ist ein so wesentlicher, ist ein so ungeheurer, das es nicht nöthig

ist, die Weisheit der Staatsmänner Deutschlands aufzufordern, sich die ganze Bedeutung desselben in allen ihren Folgen auszudenken. Zu dieser ganz natürlichen Betrachtung kommt aber noch eine zweite, nicht minder natürliche, daß eigentlich Niemand in Deutschland ein wirkliches, wohlverstandenes und ehrliches Interesse haben kann, das Ungeheuerliche dieses Zustands aufrecht zu halten. Dem guten Willen wird es gestattet seyn, sich über die Tragweite des ersten, und über die Unläugbarkeit des zweiten Satzes rhapsodisch, nicht erschöpfend, mit Gleichgesinnten zu unterhalten.

Ohne Grundgesetze, ohne Verfassung (nicht in pseudophilosophisch-modernem, sondern im thatsächlichen und ewigen Sinne genommen) besteht keine Gesellschaft und lebt kein Staatsverein, noch viel weniger ein Staatenverein; Gesetze aber und Verfassungen binden und vertragen nicht das Gleichartige, denn das Gleichartige kann nicht wider sich selbst begehren, und es kann keine Aufgabe seyn, die Eintönigkeit zur Harmonie zu stimmen. Jedes Leben aber ist Harmonie, denn das Leben ist allemal Einheit in der Mehrheit, Eintracht in der Verschiedenartigkeit, Zusammenstimmung manigfaltiger, aber sich wechselseitig hervorrufenden und ergänzenden Töne. So bestanden die wahren, wirklichen und dieses Namens würdigsten Verfassungen des christlich-germanischen Mittelalters in der Verschiedenartigkeit aber Einigkeit der Stände, Ideen, Bestrebungen, Beschäftigungen, als wahre, lebendige und gesunde gesellschaftlichen Körper. Denn das besondere Leben schließt sich im Allgemeinen, ohne im mindesten von seiner Lebenskraft zu verlieren oder diejenige des Gesammtlebens zu gefährden, zum blühenden Organismus zusammen. Es ist freilich wahr, daß Einigkeit der Ideen nur bestehen kann bei Einheit der höchsten Idee; und daß in dieser, d. h in der über alle Gedanken und Bestrebungen der Menschen hinausgerückten kirchlichen Gesinnung als der erzeugenden und reifenden Sonne dieses Lebens, der gesammte christliche Welt-

garten, so wie derjenige jedes einzelnen Landes oder Volkes mit all der Manigfaltigkeit, Schönheit und Nutzbarkeit seiner Gewächse erblühte. Als darum die Glaubenseinheit zerrissen, und die Meinungen von dem höchsten Gute, oder der Art, sich es anzueignen, verschieden geworden waren, wurde das Verhältniß der christlichen Gesellschaften alsbald ein anderes, und in soferne ja die Gesellschaften sich behauptet und eine äußere Befriedigung erworben hatten, trat an die Stelle der organischen Einheit gewissermaßen ein dynamisches Gleichgewicht. Denn zur Einheit kann wohl das Verschiedenartige, aber nicht das Widersprechende verbunden werden, und daß ein solcher Widerspruch, wirklicher, vollständiger, schneidender Widerspruch der ganzen Lebens-, Glaubens- und Gottesauffassung zwischen der alten und neuen Lehre vorhanden war, begriffen die zuerst in den Zwiespalt geschobenen Generationen mit vollkommener Ueberzeugung. Das Widersprechende muß sich aber endlos bekämpfen, oder ignoriren. Da weder das Eine noch das Andere sich unbedingt durchführen ließ, so stellte sich der Friede her auf die Bedingungen eines Mittelzustandes, wornach die Gesellschaft in verschiedene Glaubenssphären auseinander fiel, die sich fortan auf eigene Hand setzten, von einander gesondert hielten, und das Element des Kampfes auf den geistigen Bereich und die defensive Wahrung des äußerlichen Rechtskreises beschränkten. Die entgegengesetzten Theile blieben nun also in ihren Kreisen eingeschlossen, wachsam an den Peripherien die Bewegungen des Gegentheils beobachtend. Also konnte Ruhe seyn, denn ein Körper ruht eben sowohl, wenn er unerschüttert auf fester Unterlage wurzelt, als wenn entgegengesetzte Kräfte nach entsprechenden Richtungen auf ihn wirken. Dieses brauchbare Bild aus der Mechanik zeigt eben das Verhältniß schon durchaus nicht mehr als ein organisches; anstatt der Einheit des Gesammtlebens ist hier bloß relative Unschädlichkeit des wider einander begehrenden, entgegengesetzten Lebens. Auf solche Bedingungen



ist der westphälische Friede geschlossen. Einheit des Gesammtlebens kann ohne Einheit der ersten Lebensidee nirgends gefunden werden. Aber zur Einheit der Idee kann uns Gott allein zurückführen. Unsere Aufgabe ist, den Zustand, den Gott einmal zugelassen hat und bis heute zuläßt, anerkennend, diese Art von dynamischem Frieden, der uns gegeben ist, zu einem wirklichen, wahren, ungeheuchelten, für beide Theile heilsamen zu machen.

Je eifersüchtiger aber der Stand eines solchen Friedens ist, desto nothwendiger ist Bestimmtheit seiner Gesetze, die sichere Unterscheidbarkeit der allseitigen Rechtsgebiete. Der deutsche Bund kennt diese Gesetze und den Umfang dieser Rechtsgebiete nicht; wer soll sie sonst kennen und anerkennen? Jene sind also, wie gesagt, nicht vorhanden; diese vor vielen Augen verschwommen und unklar geworden. Der bescheidenste Rechtsanspruch ist aber der auf Existenz, und die geringste Forderung, die Bitte, seyn zu dürfen. Existenz schließt aber die Bedingungen der eigenen Natur und Wesenheit nothwendig in sich, und es hieße dem Menschen Hohn bieten, wollte man ihm nach den Bedingungen der Pflanze zu existiren erlauben. Daß es dahin gekommen ist, der katholischen Kirche nicht ihre Blüthe, nicht ihren Besitz, nicht den Reichthum ihrer Entfaltung, nicht ihre geistige Wohlhabenheit oder Lebensfülle, sondern das dürre, nackte Daseyn in Deutschland zu bestreiten, ist zu sagen und zu hören hart. Aber die badische Regierung hat sich dessen unterwunden; so übermüthig, gewaltthätig und rechtsverachtend, als nur jemals ein Bewehrter denjenigen, welchen er für wehrlos hielt, beraubt oder mißhandelt hat; und wir zweifeln noch, daß Recht und persönliche Sicherheit für die Kirche in Deutschland nicht ist? Das hat nun zunächst seine Folgen in Baden. Ein greiser Kirchenfürst, seit Jahren ehrenreicher Jubelpriester, treu seinem Gott, aber auch treu seinem Landesfürsten, und der von dieser zweiten Treue nicht weniger

thatsächliche, wirksame, nützliche Beweise gegeben hat, als von der ersten, wird von seiner Landesregierung erst zur Untreue wider Gott und seine bischöfliche Eidespflicht versucht, und als er die Versuchung abgewiesen, verläumdet, seiner geistlichen Rechte, so viel an ihr ist, beraubt, und in der gleichen Beschränkung abgesetzt. Denn einem Bischofe einen Obercommissär setzen, ohne dessen Controle er nichts verlautbaren darf, heißt ihn eben so gut absetzen, als es eine Regierung absetzen hieße, wenn man ihr einen so beschaffenen Controleur überordnete. Pflichtgetreue Priester, die ehrwürdigsten ihres heiligen Standes, werden für das Vergehen des Gehorsams gegen Gott und Eid mit Geldstrafen erdrückt, von ihren Gemeinden gerissen, in Arreste geschleppt, unter Formen und begleitenden Umständen, die nicht minder jeden natürlichen Sinn für Recht und Anstand, als die oft beregten eigenen Landesgesetze verletzen. Die Gemeinden stehen verwaist, die priesterlichen oder seelsorglichen Funktionen unterbleiben. Mit der flagrantesten Verhöhnung eben dieser eigenen Landesgesetze wird in einem Lande, wo Preßfreiheit verfassungsmäßiges Recht für Alle ist, der Bischof außer dem Gesetz erklärt, und die gesammte Presse des Landes wird ihm und denen, die für ihn eintreten wollen, versiegelt. Daher ein stummer Schmerz im ganzen Lande; ängstliche Betroffenheit, tiefgekränkte Gemüther, Thränen von Kindern, Frauen und Männern. Das sind Dinge, die man gewollt, oder wenigstens vorhergesehen und nicht geachtet hat. Aber die Entwicklung steht nicht auf diesem Punkte still. Es kommt das Unvorgesehene, das Nichtgewollte und wohl zu Beachtende. Die Bevölkerung von Baden hat entweder Sinn für Gerechtigkeit, Treue, Gewissen und Eidespflicht, oder sie ist dessen beraubt. Und da ergibt sich nun das unerhörte Verhältniß, daß Alle, welche jenen Sinn noch haben, ihn zum Unglück für die Regierung haben. Sie findet eben so viele Ankläger, als gewissenhafte, treugesinnte Herzen im Lande

schlagen, eben so viele Richter, als Männer im Lande wissen, was Recht ist. Es gab aber Zeiten, wo solche Herzen und Wissenschaften sehr nützlich gewesen sind. Der Schlag in's Gesicht für die Treue, und der Fußtritt für die Liebe thun überaus wehe, sogar viel mehr als andere Schläge und Fußtritte. So dürften viele Ankläger sehr bitter klagen, und viele Richter sehr hart sprechen. Dabei wird es verbleiben, und Gott wird sein Volk bewahren vor jedem Schritt darüber hinaus; aber der badischen Regierung ist nicht Glück zu wünschen, daß es dabei bleiben wird. Die Monarchie lebt vom Glauben und der Liebe; hierin allein ist ihre Stärke und ihr erhabener Vorzug vor der Republik; ein Monarch regiert nicht glücklich über zertretene Herzen, verwundete Gemüther, vereitelten Glauben und zurückgestoßene Liebe. So viel also von dem ersten, besten Theil der Bevölkerung von Baden. Was den anderen betrifft, den ohne Sinn für Treue, Recht und Gewissen, so wird er sich bei dieser Gelegenheit ohne Zweifel recht laut und zahlreich um die Regierung schaaren. Wir beneiden ihr solche Bedeckung nicht.

Die Zeit wird daran nichts ändern. Es gibt Wunden, die nicht ausbluten, Risse, die nicht heilen, es sei denn durch offenes, freimüthiges, vollständiges Einbekenntniß des Unrechts und Aufhebung desselben von Seite des verletzenden Theils. Damit wäre freilich Alles wieder gewonnen und noch mehr, denn die Gemüther der Guten sind nicht nur heilbar, sie lieben nach der Versöhnung noch inniger und wärmer. Aber dazu ist vor der Hand leider noch keine Hoffnung. Zwar muß die Verblendung ihr naturgemäßes Ziel haben, und man wird bald sehen, oder sieht bereits, daß auf diesem Wege kein weiteres Fortschreiten ist. Aber dann wird man suchen, zwischen Recht und Unrecht, Gesetz und Gewalt in der Diagonale durchzukommen; man wird einen Theil des Raubes herausgeben und den andern behalten wollen. Das kann das Fieber verlängern, aber nicht heilen. Oder man

gibt am Ende Alles, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb", mit der Miene der Gnade, wo das heiligste Recht gefordert wird, und mit dem Vorsatze, Alles wieder zurückzunehmen, wenn Zeit und Augenblick sich günstiger erweist. Darüber bleibt der Stachel in den Herzen, die Regierung verdächtig und das Land unglücklich.

Dieß einige der Folgen in Baden! Von den Regierungen, welche mit Baden in der schwebenden Sache Rechtsgenossenschaft, oder vielmehr Unrechtsgenossenschaft haben, kann nur das Nämliche gelten. Sollte die Eine oder andere darunter mehr durch den geschichtlichen Zusammenhang der Dinge und die Verlegenheit der Lage, als durch gegenwärtige Rechtsverkennung und feindselige Gesinnung gegen die Kirche, in jene Genossenschaft gerathen seyn, so ist ihre Stellung um so viel günstiger, als der Ausweg näher liegt, und so viele inneren und äußeren Hindernisse wegfallen, den vollen Rechtsstandpunkt zu gewinnen.

Aber es fehlt unendlich viel, daß die traurigen Folgen dieses Conflictes, oder, bestimmter gesagt, der deutschen Gesetz- und Verfassungslosigkeit, die ihn verschuldet hat, sich auf die Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz beschränkten. Die Frage ist eine deutsche, das Gefühl des mißhandelten Rechts ist ein deutsches, der Jammer aller Folgen ist ein deutscher. Das katholische Bewußtseyn aber ist ein ökumenisches, und wenn die katholischen Herzen über jeden Gewinn der Sache Gottes in allen Welttheilen mitjauchzen, und über jeden Schaden derselben mittrauern, so werden diese Empfindungen, die letzteren zumal, durch die Nähe und Verwandtschaft des Trauerhauses, aber auch durch die natürliche Reflexion des: jam proximus ardet Ucalegon — nur noch gesteigert. Es gibt also in Deutschland genau so viele Gekränkte, zum Theil auch Befürchtende, als Katholiken. Das ist nicht vortheilhaft für die Regierungen. Jene Gekränkten, oder wollen wir sie Unzufriedene nennen, werden nicht con-

spiriren, insurgiren, rebelliren, das ist gewiß. Es dürfte aber doch eben so blödsichtige, wie schlechte Politik seyn, ihren Schmerz deßhalb zu verachten, oder zu häufen. Es ist nicht wohlgethan, sein Herz darum schalkhaft werden zu lassen, weil ein Anderer gut ist. Recht muß doch Recht bleiben, auch gegen den Willen vieler Ministerien; und es wird um so reiner, glänzender und beschämender Recht bleiben, wenn es aus sich selber, und ohne alle menschliche Einschreitung zum Siege und zum Triumphe gelangt ist.

Eine eigenthümliche Bemerkung muß sich hiebei jedem Beobachter der Zeiten von selbst aufdrängen. Daß auch die feinste und ausgesuchteste Politik die imponderablen Elemente und incalculablen Potenzen außer ihren Erwägungen und Berechnungen hält, darf nicht befremden, und ist von jeher so gewesen. Denn dem Sinne kann nicht zugemuthet werden, daß er des Unsichtbaren und Ungreifbaren Kunde habe, und darnach sein Verfahren einrichte. Eben diese Politik mochte darum zu andern Zeiten, wenn auch unzulänglich, so doch nicht in ihrem eigenen Geräthe defekt, und mit sich selbst in Widerspruch befunden werden. Zu dieser Höhe aber steigt der Fehler, wenn die unsichtbaren und unwägbaren Kräfte einmal schon die ausgedehntesten und handgreiflichsten Wirkungen in der sichtbaren und faßlichen Welt vor sich liegen haben. Das nicht Gewahrwerden derselben wäre dann schon nicht mehr die natürliche Begränzung des Sinnes, sondern Abgang oder Krankheit desselben, Blindheit, oder wenn das besser klingt, Verblendung. Blinde Steuerleute haben aber die Fahrzeuge zu allen Zeiten gefährdet.

Auch an den menschlich oder weltlich klugen Staatsmann kann nichts Geringeres gefordert werden, als daß er der Zeiten Erkenntniß habe. Es hat aber dem Herrn gefallen, die alte Macht und Herrlichkeit und Unüberwindlichkeit seiner Kirche zu unsern Tagen, auch äußerlich, in neuem Glanze den Geschlechtern zu zeigen; und Niemand kann sagen, das

ist nicht. Das Faktum mag Vielen unbegreiflich seyn; aber auch der Naturforscher nimmt eine ihm unerklärliche Natur-Erscheinung als Thatsache hin, und richtet seine Manipulationen und Experimente darnach ein. Die Behandlung der Kirche nach den Meinungen und dem Rechtscodex des vorigen Jahrhunderts wäre ein furchtbarer Anachronismus, und würde den staatsmännischen Stümper verrathen. Viele Feinde der Kirche wissen das mit Ingrimm; wir wissen es mit Freude, Zuversicht und Dank. Weit eher hätte man im achtzehnten Jahrhundert nach den Grundsätzen des dreizehnten, als im neunzehnten mit denjenigen des achtzehnten regieren können. Es ist völlig ander Weltwetter. Diffugere nives, redeunt jam gramina campis. Es ist aus mit der insipiens sapientia der Aufklärung, aus mit der Eiseskälte der Herzen, aus mit der passiven Hingabe der Völker an jeden Befehl einer jeden Gewalt. Je lebendiger die Geschlechter in der neuerkannten und neugeliebten Kirche zu bessern Christen werden, desto gewisser werden sie dem Kaiser geben, was des Kaisers ist; aber sie werden ihm versagen, was Gottes ist. Sie werden den Gehorsam versagen ohne Empörung, ohne Leidenschaft, ohne Ungebühr, ohne Ueberhebung; dieser leidende Widerstand wird unerwindlich seyn. Wer wird über ein Volk von Martyrern regieren können?

Die Regierungen Deutschlands haben ihr gutes Recht behauptet gegen das Ungeheuer der Revolution. Sie sind bestanden oder wiederauferstanden, nicht in ihrer Stärke, nicht in ihrer Klugheit, sondern in ihrem Rechte. Eine höhere Hand hat die Tage der Prüfung abgekürzt, und die Gewalt, die da von unten wider sie begehrte, vor ihren Augen zerbrochen. Möchten sie nie das Verhältniß umkehren, das Recht wider sich setzen, und in die Stelle der Gewalt eintreten!

In jenen bösen Tagen ist viel von der Einheit Deutschlands geheuchelt worden. Das war damals gemeint zu dessen Zertrümmerung. Jener luftige Tempelbau eines Panger-

manicums, dessen Riß im Nebel verschwamm, und von dem Niemand Portal oder Altarsstelle kannte, war nur in Vorschlag gebracht worden, um aufrecht stehende Häuser inzwischen wegzuräumen, und den Boden zu rasiren. Aber eine andere Einheit muß in Deutschland leben und wahr werden, oder wir sind in Kurzem nicht mehr bloß der Spott, sondern die Beute der Nachbarn. Zwar hat uns eine unglückselige Vergangenheit der süßesten und innigsten Verbrüderung beraubt, uns Eines Glaubens zu wissen! Aber wie wir uns Eines Blutes, Einer Sprache, Einer Geschichte, Eines alterthümlichen Ruhmes, Einer gesunden Wissenschaft, Einer Kunst wissen, so muß es auch durchaus dahin kommen, daß wir uns Eines Rechtes wissen. Ein oberstes, gemeinsames, völkerrechtliches Gesetz kann allein dem deutschen Volke seine höchsten Güter wahren, während wir die geringeren, das Leben mit einbegriffen, mit Freuden den Rechtsnormen des specielleren Vaterlandes dahingeben. Doch das ist unserer ganzen Rede letztes Ziel, auf welches wir noch vollständiger zurückkommen. Hier handelt es sich um Eine einzige Anwendung. Wie soll ohne diese Einheit des Rechts, das jeden tröstet und jeden sichert, diejenige Einheit der öffentlichen Gesinnung kommen, die uns Alle, und mit uns das allgemeine Vaterland, und mit demselben jede einzelne Regierung stark macht? Wissen denn die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz, was jenes Weges, den sie unbedachtsam wandeln — und zwar nach der natürlichen Sachlage, ohne Appellation auf unbegreifliche Dazwischenkunft — nothwendiger und nächster Ausgang seyn muß? Bei der Unmöglichkeit, die Welt wieder auf den Zustand der Gleichgültigkeit zurückzuführen, auf welchen die Maßregeln jener Schule berechnet sind, in welcher ihre Rathgeber gelernt haben, erhitzen sie, so viel an ihnen ist, zuvörderst die katholischen Gemüther; aber der Rückschlag auf die andere Seite unserer protestantischen Brüder kann nicht ausbleiben. Unter ihnen ist eine

Anzahl der Besten, denen Wahrheit heilig ist, und Recht, und gewissenhafte Ueberzeugung, und das Einsetzen des ganzen Glückes und des ganzen Mannes für dieselbe. Diese können ihre auf solchen Wegen ziehenden Regierungen nicht begleiten, nicht loben, nicht lieben. Es ist auch eine Anzahl der Schlimmsten, denen die Wahrheit und Recht verhaßt sind und die katholische Kirche vor Allem. Diese werden in den Brand blasen, den die Regierungen angeschürt; sie werden Sturm erregen von allen Seiten, und mit ihren infernalen Tönen in den Sturm heulen, denn jetzt sind die Tage ihres Heils, wo sie ungefährdet und um Lohn ihr Müthchen kühlen können; sie werden auf allen Seiten das Werk der Regierungen fördern, glücklich genug, daß sie Regierungen gefunden haben, welche ihr Werk fördern. — Es ist dann eine unermeßliche Anzahl derjenigen, welche weder von den Besten, noch von den Schlimmsten sind. Seien nun diese einfach-gesunden Verstandes und von billiger Gemüthsart, oder Philister, die immer der Meinung desjenigen sind, der am lautesten schreit und, mit dem eigenen Rechte begnügt, das Recht des Andern demjenigen überlassen, der es haben will, so wird der Orcan des Tages mit seinen Staubwolken von Lügen und Verdrehungen die Einen wie Spreu fortreißen, und die Augen der Andern verdunkeln; sie werden in grimmen Schaaren hinter ihren Führern wider ihre katholischen Mitbrüder daherziehen und die Gegenwirkung hervorrufen, und es wird ein Brand durch Deutschland gehen von Einem Ende bis zum andern, wie zu Anfang des 17ten Jahrhunderts. Das wird aber besonders dienlich seyn, die Stärke und das Ansehen Deutschlands, gegenüber dem Auslande, zu erhöhen, so wie die Gelüsten der Auswärtigen nach deutschen Landen oder Landestheilen zu mäßigen. Man hat immer Irland, und zwar auf Grund der nämlichen Verfolgung des katholischen Rechts, die verwundbare Ferse Großbrittanniens geheißen. Deutschland aber ist verwundbar vom Schei-

tel bis zur Ferse, und seine Kinder arbeiten verrätherisch oder verblendet ununterbrochen daran, es immer mehr und mehr zu entpanzern und zu entblößen. Niemand sieht auf die Aspektentafel der Zeiten, die umsonst vor Aller Augen hängt; sie haben ihren Blick nur dahin gewendet, der katholischen Kirche die Uebung irgend eines Rechtes abzulisten, oder eine neue Gewaltthat wider sie auszuführen. Möge es niemals dahin kommen, daß die Babylonier von den Persern überwunden und vernichtet werden müssen, um das Volk Israel aus der Gefangenschaft zu befreien!

Diese geringen Andeutungen über die Folgen unserer deutschen Verfassungslosigkeit, was die kirchlichen Rechte betrifft, sowie über die Tragweite derselben, mögen inzwischen, und als das Wenigste, was darüber gesagt werden kann, genügen. Wir haben aber auch ferner behauptet, daß Niemand in Deutschland an Aufrechthaltung dieses Zustandes, den wir als einen ungeheuerlichen bezeichnet haben, ein wirkliches und wohlverstandenes Interesse haben kann. Und zwar für's Erste weder die deutschen Großmächte, noch die kleineren und kleinen Staaten. Nicht die Großmächte; denn dieser Zustand ist keine Ehre für Oesterreich, er ist kein Vortheil für Preußen. Man mißnehme oder mißdeute den ersten Ausdruck nicht. Der erhabene Kaiser von Oesterreich — quem honoris causa nominamus! — hat im Morgenroth seiner Herrschaft, die Meinungen und Reden der Menschen, wie seine Art ist, geringachtend, und dem Scheine Nichts, der Wahrheit und dem öffentlichen Wohle Alles gewährend, denjenigen Ruhm erworben, der in sich selbst gerechtfertiget ist. In den ersten, beruhigteren Läuften seiner Regierung, und zu einer Zeit, wo seine Kraft noch in Schlingen zu liegen scheinen konnte, hat er das Wort der Befreiung an die Kirche gesprochen mit so erhabenem Ausdruck, daß er vor den Augen von Europa sich in erhöhter Majestät erhoben. Nach dieser wahrhaften Kaiserthat, und weil Er das Werk des

Herrn vor seinem eigenen Werke gethan, ist das Gelingen der Begleiter aller seiner Unternehmungen geworden, und hat die nächste Nähe der dunklen Verbrecherhand nur beweisen müssen, daß seine Hülfe ist im Schutze des Herrn. Das weiß das deutsche katholische Volk, und seine Blicke schauen nicht erst seit gestern und ehegestern sehnsüchtig und hülfsbedürftig auf Oesterreich. Es weiß aber auch, was Oesterreich ihm und seinem Glauben gewesen ist in den Tagen der Väter, und daß es diesem Hause mit verdankt werden muß, wenn der katholischen Kirche noch irgend eine Stätte geblieben ist in deutschen Gauen. Es läßt sich gerne vorerzählen die Geschichten alter Zeit, und erhebt sich und jubelt auf bei dem Worte des Habsburgers, der superkluge Staatsweisheit, die ihm seinen Eifer für die katholische Sache zu mäßigen anrieth, weil man auf diesem Wege in den laufenden Zeiten, und wie ihm Schottland und Schweden und andere beweisen könnten, Länder und Kronen verliere, mit der Entgegnung von sich wies: Das weiß ich, aber ich will Länder und Kronen, und mein Leben daran setzen! — Darum liebt es Oesterreich, und diese Liebe ist alt und nachhaltig, und hat in Oesterreichs kalten Zeiten kaum erkühlen wollen, und hat in der Gegenwart flammender und lebendiger aufgeschlagen, als je zuvor. Aber die Liebe ist ungerecht, wie der Haß, und klagt bei jedem Leiden, das sie drückt, gern über mangelnde Hülfe oder Theilnahme ihres Gegenstandes, gleich als könnte derselbe allem Unheil wehren, und alle Unebenen gerade machen. Daß Oesterreich groß und mächtig sei, und daß sie selbst, die Unterthanen zum Theil schwacher und abhängiger Herren, ihre heiligsten Güter jeder ministeriellen Laune preisgegeben sehen müssen; daß Oesterreich dem deutschen Bund präsidire, und daß der Bund für ihre gerechten Beschwerden nicht Ohr noch Hülfe habe, das wissen sie nicht zusammen zu reimen, denn die Arglosen verstehen besser ihre innersten Empfindungen, als die Verhältnisse,

den Gang und die Möglichkeiten dieser Welt. Sie sehen nun, daß die Kirche in Deutschland leidet, und daß Oesterreich nicht hilft. Was, meinen sie, könnte es abhalten? Ueber jeden Verdacht unlauterer Hintergedanken stünde es ja doch erhaben; habe es ja bei der allgemeinen Abrechnung, wo Vieles zu haben war, und Viele Vieles bekommen haben, kaum nur das Seinige wieder genommen! Sein Wort, für die gerechte Sache mit dem gehörigen Accente gesprochen, müßte jedenfalls, auch ohne andere unangenehmen Weiterungen, an vielen Orten aufmerksame und geneigte Ohren finden. Wenn nun aber dennoch Alles bleibt, wie es ist, so murmelt man von Gleichgültigkeit, von Hintansetzung seiner Antecedentien, und seines eigenen, wohlerworbenen historischen Ruhmes. Wie ungerecht solche Vorwürfe Demjenigen, der die thatsächliche Lage der Dinge kennt, auch immer erscheinen mögen, sie hören darum nicht auf, auch ihrerseits Thatsache zu seyn, und sind der Consideration Oesterreichs und seiner Geltung in deutschen Landen abträglich.

Aber nicht nur um nichts günstiger, sondern noch bei weitem nachtheiliger ist der gegenwärtige Zustand, nach unserer entschiedensten Ueberzeugung, für Preußen. Der Edelmuth des Königs ist den Ansprüchen der katholischen Kirche in seinen Landen gerecht geworden, und die Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit dieses Entschlusses hat sich gerade wieder bei der jetzigen Gelegenheit des oberrheinischen Conflikts glänzend bewährt. Aber es ist darum noch immer wahr, und die preußischen Staatsmänner wissen es, daß sie die öffentliche Meinung der katholischen Bevölkerungen Deutschlands nicht für sich haben. Die Antecedentien Preußens, der katholischen Kirche gegenüber, sind denjenigen Oesterreichs gerade entgegengesetzt, und — denn hier, wo es Preußens eignen Vortheil gilt, muß davon geredet werden — die Erinnerungen daran sind von frischerem Datum, nicht in der historischen Wissenschaft, sondern in den Erlebnissen der Geschlechter ver-

zeichnet. Den von dem Könige erworbenen Ruhm der Gerechtigkeit theilen viele Rathgeber und Stellvertreter desselben, und die preußische Bureaukratie im Allgemeinen, keineswegs. Man ist geneigt in Deutschland — und dieß nicht allein katholischer Seits — der preußischen Politik große Klugheit, mannigfaltige, auf verschiedenen Wegen zum Ziele führende Mittel, indirekte Wirksamkeiten und verhüllte Unternehmungen zuzutrauen. Wie und wo immer auf deutschem Boden Unrecht oder Gewaltthat gegen die katholische Kirche verübt werden möchte, man wird preußischen Einfluß, preußisches Interesse, preußische Ränke, preußische Hegemoniegedanken dahinter argwohnen. Ein gerader und energischer Schritt Preußens, ein Schritt der Mitwirkung oder selbst Initiative von Seite dieser Macht zu Herstellung einer wirksamen und gerechten Bundesgesetzgebung für die confessionellen Rechte aller Parteien könnte allein diesem Vorurtheile, wie wir es gerne nennen wollen, ein Ende machen. Sonst befindet sich Preußen in ununterbrochenem, offenen oder geheimen Kriege mit dem katholischen Bewußtseyn, das heißt mit der öffentlichen Meinung der größeren Hälfte Deutschlands, und einen solchen Kampf auf die Dauer und in die unabsehbaren Jahre fortzusetzen, dürfte Preußen, mächtig wie es ist, doch nicht mächtig genug seyn. Und der Gegner ist ein Solcher, der mit jedem Jahre erstarkt, und dem auch nur weltmännische Zeitbetrachtung viele, viele Zukunft einräumen muß. Napoleon (ὁ πανυ) hat seinem zur Abschließung des Concordats nach Rom abgehenden Gesandten auf die Frage, wie er den Papst behandeln sollte, die Weisung gegeben: „Verhandeln Sie mit dem Papste, als wenn er 200,000 Mann hinter sich hätte“ — denn dergestalt, nach militärischen Aequivalenten, pflegte der Krieger Kraft und Geltung jeder Stellung abzuschätzen. Also dieser im Jahre 1801. Könnte er heute wieder aufwachen, er würde den Numerus um Vieles höher ansetzen, oder selbst schon begriffen haben,

daß es Mächte gibt, deren Stärke und Wirksamkeit in kriegerischen Aequivalenten nicht ausdrückbar ist. — Seit wir hier von Preußen reden, haben wir nichts Anderes, als den Vortheil und das Ansehen dieser Macht im Auge, und wir maßen uns an, daß von den hingegebensten Freunden und Söhnen dieses Reiches nicht aufrichtigere und nützlichere Worte zu seinem festen Wohle gesprochen werden könnten, als wir hier gesagt haben.

Was die übrigen Staaten angeht, so ist Deutschlands Mittelmacht, Bayern, seiner Kraft, seiner Geschichte, seiner weit überwiegenden Bevölkerung und seinen alten Verdiensten um die Kirche nach katholisch. Es wäre beleidigend, ihm eine Ansicht zuzutrauen, die mit allen diesen Potenzen, mit den Empfindungen seiner Bewohner, mit dem Bekenntnisse seines Herrschers, mit dem öffentlichen Wohle Deutschlands im Widerspruche wäre. Am allerwenigsten könnte diese Ansicht durch seinen Vortheil bestimmt werden. Principien und Verhältnisse liegen hier so einfach, daß Nichts widerlegt werden kann, weil Nichts zu begreifen ist, was eingewendet werden könnte.

Am unbeneidenswerthesten dünkt uns aber das Loos der kleinen deutschen Staaten zu liegen, und ihre Stellung bei der gegenwärtigen Rechtsanarchie weitaus die nachtheiligste. Es ist der geringeren Macht mehr als jeder andern Bedürfniß, die Begränzung der rechtlichen und physischen Möglichkeit ihrer Aeußerung mit großer Bestimmtheit zu kennen, und ihre eigenen Vorstellungen in dieser Beziehung mit denjenigen der Beherrschten und der Nachbarn nicht in Widerspruch zu setzen. Ihre natürliche Politik muß sie Conflikte jeder Art vermeiden lassen, worin ihr nicht das ganze, volle, unwidersprochene und unbeugsame Recht zur Seite steht. Wenn die Bundesgesetzgebung bis heute die Rechte der Kirche in einem unbestimmten und verschwimmenden Halbdunkel gelassen hat, so folgt daraus weder, daß diese in sich unbestimmt

sind, noch daß sie von den Bekennern derselben dafür gehalten werden. So kann es kommen, daß das Kabinet die Gränzen seiner Befugnisse anderswohin setzte, als sie von der öffentlichen Rechtsempfindung gesetzt werden. In den Grundlagen des Rechtsbewußtseyns muß aber ein jeder Fürst mit seinem Volke übereinstimmen, um regieren zu können, am allermeisten ein schwacher. Die Position eines solchen kann sonst wahrhaft unleidlich werden. Könnten wir die badische Regierung Beichte hören, wir würden sie ohne Zweifel heute schon ihre höchst aufrichtige, wenn auch nur natürliche Reue ausdrücken hören über den Handel, den sie angefangen. Möchten die Anderen aus fremdem Schaden lernen! Daß sie die Zustimmung ihrer wichtigen Nachbarn nicht haben, daß die Großen von den ihrigen entgegengesetzte Wege eingeschlagen, wäre ein weiteres Moment des Besinnens. Mögen sie nun den Schritten derselben Rechtsgefühl oder bloße Klugheit als Beweggrund unterlegen, so sollte es für die Schwachen gleich bedenklich scheinen, das Recht kühner zu brechen, oder mindere Klugheit für ihre Selbsterhaltung anzuwenden, als die Starken. Sie sind auch allerlei Gerede preisgegeben, dessen die Großen überhoben bleiben. Kleine Macht gilt für vorprallend und kokett eifersüchtig, als die leicht in den Verdacht der Unzulänglichkeit gerathen könnte, und dem Schwachen wird es zugemuthet, daß er gern noch einen Schwächern aufsucht, ein wohlfeiles Müthchen an ihm zu kühlen. Es muß auch natürlich auffallen, daß, nachdem man vor dem Aufpochen der Empörung die Flucht genommen, oder deren Heischungen in condescendentester Rede mit übermäßigen Gewährungen erwidert hat, jetzt auf einmal das hohe Pferd gefunden worden ist, und der Kampf gegen wehrlose Priester mit so energischem Muthe geführt wird. Sagen wir es kurz, die Kleinen haben sich am schlimmsten gehalten, auch was die Schätzung ihrer Kräfte und den eigenen Vortheil betrifft. Wenn aber solche Fehler, wie sie

begangen worden sind, entschuldigt werden könnten, so wäre es nur durch die Unsicherheit des confessionellen Rechtszustandes in Deutschland. Diese hat sie verführt, verlockt, verblendet; sie trägt einen überaus großen Theil jener Schuld. Wer auf zweideutiges Recht für eignen Vortheil pocht, hat es sich freilich nur selbst zuzuschreiben, wenn es nach der andern Seite überschlägt, aber er wäre bei klarem Rechte doch nicht in den Schaden gekommen. Diese kleinen Regierungen vor Allen haben Ursache, ein sicheres deutsches Verfassungsrecht für die religiöse Frage zu wünschen, zu begehren, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln anbahnen zu helfen. So kann es bei dem gegenwärtigen Schaden sein Verbleiben haben, und wird allen nachkommenden Ministerien, die etwa, wie es gewöhnlich ist, durch den Schiffbruch ihrer Vorgänger nicht klug geworden seyn sollten, die Versuchung zu fernerer Schädigung des Landes aus dem Wege geräumt. Es wird auch das Uebel nicht bis zu einem Grade gemehrt, wo Niemand mehr der Geschicke Herr ist, und ein aufbrandender Sturm die kleinen Staatsschiffe am ersten und gewissesten verschlingen würde. Endlich wird es ihnen wohl auch ehrenvoller dünken, vor Bundesschluß und Bundesrecht, als vor den Anforderungen ihrer eigenen Unterthanen sich zurückzuziehen. Wir gönnen ihnen von ganzem Herzen diese Genugthuung, so wie jede Ehre, die sie noch gewinnen oder behalten können; auch daß sie zum Rückzug lauter goldene Brücken finden mögen. Mögen sie nur erkennen, was ihnen Noth thut, und daß ihr eigenster, wahrster und nöthigster Vortheil in dieser Frage, wie in vielen andern, mit jenen der großen Mächte übereinfällt.

Wir haben von den Interessen der Regierungen gesprochen. Es ist ein großes Glück, daß die Bevölkerungen kein anderes haben, wenn es ja ein Interesse der Völker heißen kann, das geordnete Recht zu besitzen für die wirkliche oder mögliche Willkür. Es ist dafür gesorgt worden, dieß den

Katholiken nur allzubegreiflich zu machen; wir haben eine viel zu gute Meinung von dem Verstande unserer protestantischen Mitbürger, als daß wir an deren Zustimmung zweifeln sollten. Die katholischen Unterthanen Badens werden im gegenwärtigen Augenblicke helotisirt. Der Ausdruck ist vielleicht zu mild, denn nie hat die spartanische Gerusia den dortigen Unfreien den Weg zu den Göttern abzuschneiden unternommen; aber wir haben nicht gleich einen andern. Was anderwärts geschehen kann, muß immer erwartet werden. Es thut überaus Noth, daß sich alle Millionen deutscher Katholiken vollständig überzeugen, daß sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, und ihn mit allen Folgegedanken zu ihrem beständigen Begleiter wählen: „Für unsere Kirche ist kein Recht in Deutschland. Was wir besitzen, das besitzen wir von einem gerechtigkeitsliebenden Fürsten, von einem wohlgesinnten oder vorsichtigen Ministerium. Aenderungen sind möglich; Beispiele fehlen nicht.“ Es wäre ungeschickt, mit Mehrerem zu erörtern, was Jedermann sieht und die Thatsachen predigen. — Daß die Angelegenheiten der Protestanten um keine Linie gesicherter stehen, dessen haben sie selbst das volle Bewußtseyn. Freilich droht hier die Gefahr nicht von den Regierungen des entgegengesetzten, sondern des eigenen Bekenntnisses. Für den Erfolg ist das Einerlei. Wenn der Anprall minder laut vernommen wird, so geschieht das nicht sowohl, weil der Stoß geringer, als weil die Widerstandskraft schwächer ist. Der Feind sitzt fast überall schon in der Festung; daher selten Belagerungen, nur Straßengefechte, die von den armen, ungeschulten Insassen gegen überlegene Macht und geordnete Taktik mit dem entschiedensten jedesmaligen Nachtheil gewagt werden. Die es besser haben wollen, müssen erkennen, was wir erkennen, und begehren, was wir begehren.

Also der Ausgang des gegenwärtigen Rechtszustandes der Confessionen ist eine Katastrophe; sein Bestand ist ein

Schaden für Jedermann, und ein Nutzen für Niemand. Wir wollen nicht in Erwägungen und Beschuldigungen eingehen, wie das denn also werden, und die lange Frist der Jahre also bleiben konnte. Unsere Väter haben Herlinge gegessen, und uns sind die Zähne davon stumpf geworden. Das Bleiben aber ist in menschlichen, und zumal in deutschen Dingen eine gar zu leichte Sache, denn die vis inertiae ist nicht bloß eine allgemeine Eigenschaft der Körper, und wenn dem Menschen überhaupt, so kommt sie dem deutschen Menschen insbesondere zu. Wer wird der politische Hermann Vicari seyn, der den Weg findet, und ihn zu betreten Muth hat, aus einem alt-gewohnten, verrosteten und verrotteten Zustande herauszuführen? — Wir wissen es nicht. Fata viam invenient. Auf daß sie uns aber nicht, wie die Geschicke zuweilen pflegen, auf überaus rauhen und furchtbaren Wegen dahinführen, möge die Weisheit von oben die menschlichen Führer der Geschicke erleuchten, so lange der Ausgang einigermaßen in menschliche Hände gegeben ist. Die Frage ist von der ungeheuersten Bedeutung; Deutschlands ganze Zukunft liegt darin. Auch seine ganze Vergangenheit hat darin gelegen, und sie haben es nicht erkannt. Wir haben einmal den traurigen Beruf unter den Völkern, die Fragen des innersten Geistes- und Herzenslebens unter uns, zum Schauspiele und Beispiele der Andern, abzustreiten. Das Beispiel ist aber leider meisthin ein warnendes geworden, auch dadurch, daß wir den Streit vor allen Andern in einen blutigen verwandelt haben. Daß dem nicht wieder also werde, und daß ferner Alles hübsch unter uns bleibe, und daß nicht neue Franzosen oder Schweden, mit gleichen oder andern Namen, die innere deutsche Streitsache uns zu Hohn und sich zu Nutz austragen helfen — das ist die Sorge, das ist die Aufgabe, das ist die Nothwendigkeit der Gegenwart. Mögen wir nicht abermals die Tage versäumen, die noch genutzt werden können.

Diese Aufgabe will aber zuerst in einer Weise gefaßt werden, daß sie eine Möglichkeit der Lösung bietet. Was vor fünf Jahren von einer deutschen Einheit geredet wurde, das haben die Kinder geredet, oder die Träumer, oder die Schelme. Aber auch nicht Alles, was Wohldenkende und Verständigere dazu gemeint, scheint die erschwerenden Bedingungen der Frage hinreichend erwogen, und die Gränzen der Ausführbarkeit in beständigem Augenmerk behalten zu haben. Unsere Rede muß dahin zurückkehren, von wo sie ausgegangen ist. Das deutsche Volk ist im Glauben getheilt. Das ist eine ungeheure, durch keinerlei Anstrengung aufzuhebende, durch keinerlei Sophistik wegzuläugnende, durch keinerlei Drehung zu bemäntelnde, durch keine patriotische Fantasie zu vergoldende Thatsache. Was aber im Glauben entzweit ist, das ist es in seinem ganzen Herzen, in seiner ganzen Seele, in seinem ganzen Gemüthe und in allen seinen Kräften. Was helfen alle verhüllenden und verhehlenden Reden und Vorstellungen, wo der Schaden lebenstief, und die mögliche Rettung allein in der Wahrheit ist! Jegliche Art von Vereinigungsvorschlag wäre ein überaus unpraktischer Gegenstand menschlicher Verhandlungen. Der protestantische Theil hat in dreihundert Jahren Zeit genug gehabt zur Ueberlegung, daß er Deutschland nicht protestantisch machen werde; wir unserer Seits hoffen nicht, es über Nacht katholisch zu machen. Einige Regierungen, mancherlei Ministerien, viele Zeitungen und noch mehr Philister haben allerdings sich des Glaubens getröstet, auch Hand dazu angelegt, dasselbe deutsche Gesammtvolk zwar nicht eigentlich protestantisch, noch weniger katholisch, aber aufgeklärt-fadenscheinig-weltbürgerlich-ministeriell-indifferentistisch zu machen. Denn sie sind in ihrer Weisheit der geheimnißvollen Wahrheit Meister geworden, daß, wenn Niemand mehr etwas hat, alles Streites um den Besitz, und um den Werth des Besitzes ein Ende, und die Ruhe des unzerstörbaren Schlafes gefunden seyn wird. So viel

ist auch unzweifelhaft gewiß: wenn wir verfaulen, so verbrennen wir nicht. Die Vielwissenden haben aber doch das Geheimniß des deutschen Geistes und Lebens nicht allerdings gewußt, und es hat ein guter Theil des Volkes ihre Opiate sich fern gehalten, ein anderer halbbetäubter aber sich wieder aufgerafft, so daß das Bewußtseyn des alten Zwiespalts neuerdings recht sichtbarlich an's Licht getreten, was denn, jenen Zwiespalt einmal gesetzt, jedenfalls das Bessere gewesen. Das Vernünftigste wird ja wohl seyn, eine Thatsache anzuerkennen, die wir Alle nicht ändern können, und den Kampf fortzusetzen, dessen wir uns einmal nicht entschlagen können. Also mit dieser Aufforderung zum Kampfe leiten wir unsere Vorschläge zum Frieden ein? — Ohne Zweifel. Denn wir haben schon gesagt, daß wir nur einen möglichen Frieden anstreben, und keinen chimärischen, vor Allem aber einen wahren, und keinen falschen. Der ganze, aufrichtige, ehrliche Kampf kann uns nicht nur am Ende den Frieden bringen, er wird ihn, das ist unsere eigentliche Absicht, schon mit und neben sich führen. Denn es ist ein anderes Gebiet der Waffen und ein anderes der befriedeten Häuslichkeit; trägt ja doch auch der wirkliche Krieg, unter redlicher und menschlicher Führung, seine Zerstörung nicht in die Hütten hinein. Wir aber können die Hütten und die Häuser, und die Palläste und die Staatsgebäude, und das ganze öffentliche und äußere Leben vom Kriege frei haben, wenn wir wollen. Laßt uns nur Sonne und Wind gerecht theilen, und wie gesagt, in Allem ehrlich seyn. Laßt uns kämpfen, Wort gegen Wort, Grund gegen Grund, Ueberzeugung gegen Ueberzeugung; der Stärkere wird doch am Ende Sieger bleiben. Und daß der stärkere Grund und die stärkere Ueberzeugung auf Seite der Wahrheit stehen müssen, darüber können wir jetzt schon einig seyn.

Daß nun aber der Kampf auf diesen seinen eigentlichen Bereich und seine ehrlichen Waffen beschränkt bleibe, das ist

eben die praktische Aufgabe der Gegenwart. Es kann nicht geläugnet werden, daß diese von den schwierigsten, ja wohl die schwierigste aller Zeit- und Weltfragen ist, deren Lösung an die Gesellschaft gefordert werden kann, denn sie liegt völlig außer dem Bereich der Einzelnen. Wo der Streit über den Glauben geführt wird, da wird er es zugleich über das innerliche und göttliche Gesetz selber. Die Streitenden werden sich also nicht hierin, aber sie können sich, wenn sie den äußern Frieden ernstlich wollen, in einer formellen Norm des gegenseitigen Verhaltens, in einem äußeren Gesetze einigen, welches jedem Theile den ungeschmälerten Bestand in seinem eigenen Besitze, ohne Gefährde des Gegentheils, verheißt und sicherstellt. Solche äußerlich formalisirte Norm des gesetzmäßigen Verhaltens nennen wir aber eben Recht; die wider einander (geistig und innerlich) streitenden Theile können sich also eben in dem (bürgerlichen und äußerlichen) Rechte einigen. Damit aber hierin nicht ein neuer Fallstrick gelegt, und dieses Recht entweder durch unklare und zweckwidrige Auffassung von vorne herein unmöglich gemacht, oder statt zum Frieden auch zum äußeren bürgerlichen Kriege und Vergewaltigung eines Theils mißbraucht werde, ist die bestimmteste Vorstellung von seinem innerlich verbindenden Grunde, von seiner Art und Ausdehnung, und von der Möglichkeit seiner Handhabung unerläßliche Vorbedingung jeder Verständigung hierüber.

Also dieses Recht kann 1. nur Vertragsrecht seyn. Bei den oben angegebenen Umständen, und weil in Folge davon jede unmittelbare Herleitung desselben aus dem ewigen göttlichen Rechte schwerlich der Zustimmung beider Parteien zugleich sich erfreuen dürfte, so kann der verpflichtende Grund desselben nur im Vertrage bestehen. Die Möglichkeit der Einigung zu einem solchen Vertrage ist aber keine Chimäre, so wenig es eine Chimäre ist, anzunehmen, daß beide Theile, jeder um seines eigenen Vortheils willen, den äußer-

lichen Frieden mit gutem Willen suchen, oder suchen werden. Denn wenn das nicht einmal mehr angenommen werden darf, so hört ohnehin jede Rede auf, und die Zukunft gehört dann allein den Thaten. Jener Vertrag ist aber nicht bloß möglich, er ist durch die deutsche Bundesakte schon wirklich. Die Aufgabe ist nur, ihn zu jener durchgängigen Klarheit zu erheben, welche die guten Freunde macht.

2. Dasselbe Recht darf nicht den Grund der Frage entscheiden, und in dieser Beziehung nichts voraussetzen, nichts erschleichen wollen; sonst bleibt es ewig unpraktische petitio principii. Es muß den Gegensatz des Glaubens in Deutschland als Thatsache anerkennen, und beide Theile nehmen, wie sie sind. Wie aber jeder Theil ist, kann eben von Niemand andern, als von ihm selbst vernommen werden. Es kann also die Aufgabe und Tragweite dieses Rechts keine andere seyn, als jeden Theil in seiner Rechtssphäre, und dem ruhigen Genusse desjenigen, was sein Eigen ist, gegen Jedermann in Deutschland zu schützen und sicher zu stellen, und jede äußere Befehdung von ihm abzuhalten. Den geistigen Kampf aber wird dieses Recht so wenig abhalten können, daß es sein größter Fehler wäre, dieß auch nur zu wollen. Denn zwischen entgegengesetzten Grundsätzen kann kein innerlicher Friede seyn, und wer einen solchen erzwingen wollte, würde Gefahr laufen, durch die gewaltsame Explosion des unnatürlich Zurückgehaltenen auch den äußern Frieden gefährdet zu sehen.

3. Dieses nämliche Recht darf der sanktionirenden Gewalt nicht entbehren. Ein Artikel in der Bundesakte oder in was immer für einem neu zu errichtenden Statut ist aber, wie Jedermann sieht, eben nur ein Gesetz, und keine Sanktion. Die Gewalt aber, der das Recht und die Pflicht der Handhabung dieser, wie aller anderen bundesrechtlichen Gesetze zustehen muß, kann keine andere seyn, als

der deutsche Bund. Die in Rede stehende Frage liegt aber in so hoher Region, und ist mit dem Zwecke des Bundes, Art. 16 der Bundesakte, so recht eigentlich, und nach den obschwebenden Verhältnissen ganz innerlichst verwachsen, daß ihm hierin, wenn irgendwo, eine die Souverainetät der Einzelstaaten bedingende und begränzende Gerechtsame zukommen muß.

„Aber das ist doch am Ende nur eine neue Auflage des westphälischen Friedens?“ — Ganz gewiß; aber es kann eine sehr verbesserte seyn, wenn man will. Nachdem die thatsächlichen Bedingungen des westphälischen Friedens fortbestehen, so wird nicht leicht ein anderes Princip gelegt werden können; aber die Zeiten haben seitdem viel gelehrt, mögen wir nur aufmerksam und verständig der Lehre gehorcht haben. Dazu haben sich tausend Verwickelungen von ehedem gelöst; die Verhältnisse liegen unendlich einfacher; die Geister können aus bequemeren Standpunkten niederschauen; manches muß gelernt worden seyn, wenn man auch noch so ungerne gewollt hat. Wir segnen uns unser Jahrhundert vor dem siebenzehnten wie vor dem achtzehnten.

Soviel über die allgemeinsten Grundprincipien des deutschen confessionellen Rechts. Man vergönne uns nur noch ein paar Ausführungen im Einzelnen. Es wird dabei natürlich seyn, daß wir die speciellen Anwendungen vorzüglich auf unsere, die katholische Sache machen, es dem andern Theil überlassend, die Schlußfolgerungen für die seinige auf eigne Hand zu nehmen.

Wir kommen für's Erste noch einmal auf die wesentliche Deutlichkeit und Unzweideutigkeit des Gesetzes zurück. Der Art. 16 der Bundesakte klingt sehr wohl, aber die Praxis scheint eine überaus verschiedene Auslegung desselben zu constatiren. Soll er etwa bloß heißen, daß die Bekenner aller christlichen Religionsparteien vor dem Civil- und Criminal-

Richter gleich stehen, und daß sie das gleiche Recht haben, Gemeindeglieder, Beamte, Hofräthe, Geheimräthe und Minister zu werden? Dann wäre der Artikel eine ungeheure Lüge, ja recht eigentlich ein Fallstrick; während er die Personen duldete und berechtigte, verböte er die Religion, der er seine Anerkennung vorenthielte, und wäre also ein machiavellistisches Mittel, die katholische Kirche z. B. mittelst einer trügerischen Phrase auf die hinterlistigste Weise vom deutschen Grund und Boden hinweg zu eskamotiren. Wir sind auf das innigste überzeugt, daß den Gesetzgebern nicht die Spur eines Gedankens von so unredlicher Absicht zu Last fällt, und daß sie die christlichen Confessionen als solche berechtigen wollten. Ist aber die Kirche berechtigt, so muß sie berechtigt seyn in ihrem eigenen Wesen und nach ihrem eigenen Gesetz, oder wir haben abermals nur Hinterlist desselben Charakters. Wer den Rechtsbestand der Kirche anerkennt, der anerkennt den Bestand ihres Glaubens, ihres Sittengesetzes, ihrer Hierarchie, ihres Cultus, ihrer gewohnten Uebungen, ihrer Genossenschaften, mit Einem Worte Alles, was sie ist, und mit sich bringt — oder er hat Worte in den Wind geredet, und dem guten Glauben und einfältigen Zutrauen eine verrätherische Schlinge gelegt. Würde der Staat nicht zum Heuchler, der den Juden einerseits Duldung zusicherte, und hinterher von ihnen verlangte, daß sie am Sabbathe der Arbeit pflegen sollen? — Vielleicht hieße es dem Artikel Unrecht thun, wenn man ihn so übergroßer Undeutlichkeit beschuldigte. Da man ihn jedoch nicht allseitig zu fassen gewußt hat, so kann auch eine überflüssige Deutlichkeit nicht schaden. Vor Allem dürfte die Bestimmung fürderhin nicht fehlen, daß was katholisch ist, nur die katholische Kirche bestimmt.

Ist ferner ein christliches Glaubensbekenntniß in Deutschland berechtigt, so ist es dieses nicht nur den Individuen der gegentheiligen Glaubensformen, sondern vor Allem den Regierungen gegenüber. Das ist der Hauptpunkt der Frage.

Die souverainen Regierungen haben dieß einhellig und freiwillig vertragen; es wird ihnen also hiemit kein fremdes, ihre Unabhängigkeit beeinträchtigendes Gesetz zugemuthet. Aber auch ohne jenen Vertrag würde man ihnen zwar das Recht einräumen müssen, eine bestimmte Glaubensform von ihrem Gebiete auszuschließen, keineswegs aber, eine solche erst durch Versprechungen zu locken, dann zu bedrücken und zu ersticken. Ueber die Unbegreiflichkeit des Motivs solcher Vorgänge, der katholischen Kirche gegenüber, gäbe es eine lange und nutzlose Rede. Gewissen Geistern ist die Furcht vor jeder freien Regung derselben eingeboren, oder einerzogen; es ist eine Gespensterfurcht, welche bei nächtlichem Dunkel im grünen Busch ein gräßliches Gerippe sieht, und ein Aberglaube, der wie jeder Aberglaube gegen alle vernünftigen Gründe guthält. Wenn diese Regierungen wüßten, was sie thun sollten, nicht um unsertwillen, sondern um ihretwillen! Wenn sie den Geist unserer Kirche erkennten, den Geist des Friedens, der Treue, der Liebe, der Hingebung, des Gehorsams gegen jede Obrigkeit, nicht um des Zwanges, sondern um des Gewissens willen, so lange der Befehl nicht ausdrücklich und unzweideutig wider Gottes Gebote geht! Mußten sie gerade diese Wege des Befehles finden? — Wenn sie sich erinnerten, was die Haltung der Katholiken gewesen ist im bösen Jahre und in der Stunde der Versuchung, und daß wir besser wußten, was ihres guten Rechtes war, und freudiger dafür einstanden, als sie selbst und die Ihrigen! Wenn sie hinblicken möchten, wo man uns mit Füßen tritt, unsere heiligsten Rechte beschimpft, unsere süßesten Gefühle verletzt — wie die Priester schweigend in die Kerker gehen, wie die Männer es weinend sehen, wie zwei Drittheile der Landes-Bevölkerung dulden und beten — und wo etwa eine Menschlichkeit sich regen möchte, sogleich der Geist der Kirche widersteht, und der herrliche gekränkte Oberhirt jede rebellische Ausschreitung mit denselben Kirchenstrafen bedroht hat, die

er gegen die hartnäckigen Feinde der göttlichen Ordnung in Anwendung bringen mußte! — Wenn sie verstünden, mit welcher zarten Liebe die katholischen Herzen ihren Fürsten anzuhängen geneigt sind, wenn diese ihren Glaubensbedürfnissen nur einigermaßen billig und gerecht werden, und den protestantischen Fürsten in einem ganz besonderen Grade, als welchen sie diese Gerechtigkeit in ihrem Innern vorzüglich hoch anrechnen, und mit der dankbarsten Seelenfreude von ihnen empfangen! — Ja, wenn die Regierungen dieß Alles wüßten und verstünden, so wäre Alles anders, als es ist, und wir würden diese Zeilen nicht schreiben. Weil es aber leider einmal ist, wie es ist, so bedürfen wir des Rechtes und der Sicherstellung auch wider die Regierungen.

Ist es der Zweck des deutschen Bundes, die Ruhe des gesammten Deutschlands nach außen und nach innen zu sichern, so müssen mit dem Zwecke auch die Mittel gewollt werden. Vor allem Andern muß vorhergesehen werden, von welchen faktischen Sachlagen und besonderen Motiven die Ruhe Deutschlands am wahrscheinlichsten gefährdet, oder beeinträchtigt werden könnte. Mit Ausscheidung alsdann der untergeordneten, zu deren Bestreitung und Beseitigung jede einzelne Regierung, auch die schwache, Macht und Bedarf in sich hat, gilt es die causas majores zu definiren, und die Competenz des Bundes in denselben zu erklären. Die ausgesprochene Competenz des Bundes macht aber allerdings jede Einzelregierung zur Partei, und es wäre ein logischer Widerspruch, ihr gegenüber auf uneingeschränkte Souverainetät zu pochen. Die das wollen, müssen sich zuerst außerhalb des Bundes stellen, und des Bundes nicht bedürfen. — Die erste causa major, ja die causa maxima Deutschlands und der Gegenwart ist aber die Frage von der Religion. Sie stellt einmal jede besondere Regierung schon darum als Partei hin, weil jede derselben in ihren Häuptern und Rathgebern Einer der widerstreitenden Confessionen angehört, und der an-

dern gegenüber verfügen will. Sie hat zweitens eine Tiefe der Bedeutung und eine Immensität des Umfanges gewonnen, auf welche weder die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten, noch die allgemeinen bisherigen Bundesnormen berechnet waren. Die Tragweite ihrer Folgen ist drittens für alle deutschen Lande von so unberechenbarer Ausdehnung, daß die Handhabung derselben unmöglich den Combinationen und dem Selbstvertrauen jeder kleineren Regierung überlassen bleiben kann. Ihre heilbringende Lösung ist die Gesammtangelegenheit Deutschlands per excellentiam, die erste Bedingung seiner innerlichen Ruhe, der Nerv seiner äußerlichen Kraft. Sie ist also Bundessache vor allen andern; wir möchten sagen, sie ist die Bundessache.

Der deutsche Bund ist die höchste, gesetzmäßige Autorität des deutschen Volkes. Alle Wohlgesinnten wünschen ihn stark; stärker, viel stärker, als er bisher gewesen ist. Andersgesinnte haben andere Wünsche, das ist natürlich und der Welt Lauf. Es gibt aber kein gründlicheres Mittel, ihn zu schwächen, als in allgemeinen deutschen Lebensfragen die Souverainetät auf Kosten der Bundesautorität zu accentuiren. Als ob Hunderte und Zehente von Quadratmeilen zwischen Tausenden in wirklicher, unbegränzter Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit bestehen könnten! Die das sagen, können nicht dieses meinen, sie meinen damit etwas Anderes. — Die schwebende Frage wird früher oder später an den Bund drängen. Sie wird Zeugniß und Maßstab geben vor aller Welt, von dem Inhalt und dem Höhenstande seiner Macht. Vermöchte der Bund hierin Nichts, so wäre nicht abzusehen, worin er noch irgend etwas vermögen sollte.

Aber nicht Schlichtung und Begütigung eines vereinzelten Streitfalles ist dasjenige, was Noth thut. Der Schrei, das Bedürfniß, die Existenz Deutschlands heischen ein deut-

sches Recht, eine deutsche Verfassung für die Frage der Religion. Nicht nur ein bestimmtes Unrecht soll geheilt, das Unrecht soll unmöglich gemacht werden für alle künftigen Zeiten. Jener Schrei um Gerechtigkeit wird sich verstärken, und durch alle deutschen Gauen wiederhallend mehren. Er darf sich mehren, denn er ist loyal. Den um Gerechtigkeit Schreienden soll aber nicht statt des Brodes der Stein gegeben werden. Die ungewöhnliche Schwierigkeit der Sache haben wir im höchsten Grade anerkannt. Bloße Schwierigkeit ist aber nie eine Antwort für den ernsten Willen, und nie eine Entschuldigung gegen das Recht.

Die Unschuld unserer Meinungen wird ohne Zweifel in vielen Kreisen viele Heiterkeit erregen. Das wird nicht hindern, daß sich erfüllen wird, was wir begehren. Die deutsche Kirche wird bald ihr gutes, sicheres und volles Recht besitzen. Wollen die Menschen den Weg nicht finden, so werden ihn die Verhängnisse weisen.

XXXIV.

Dr. Ringseis'

Erwiderung auf eine Recension in der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien; Redacteur Prof. Dr. Ferdinand Hebra; 9ter Jahrgang, 12tes Heft. Wien 1853.

Dr. Weinberger bespricht S. 541*) obiger Zeitschrift mein Vorwort nebst 136 Thesen zu meinen Vorträgen über allgemeine Pathologie 2c. (Erlangen bei Palm und Enke, 1853), und sagt von mir wörtlich, daß ich „die Naturgesetze läugne, die Naturwissenschaften und ihren Einfluß als verdammungswerth beseitigt wissen wolle, die objektive Anschauungsweise als ein ganz Richtiges verdamme, die Wissenschaften und ihre Fortschritte verdächtige, die Medizin (bloß) vom theologischen Standpunkt erfasse, nur das Transscendentale, Unsichtbare, Unwägbare anerkenne, mit theosophischen Phrasen und frommen Betformeln den Dämon der Krankheit bekämpfe," und daß ich behaupte, „die politischen Irrlehren, welche vor wenigen Jahren ein paar Dutzend Köpfe verwirrten, und die Vernunftrichtung in religiösen Dingen seien der Wissenschaft, insbesondere dem Aufschwung der Naturwissenschaften zu verdanken."

---

*) Diese Besprechung ist mir erst jüngst zugekommen.

Darauf erwidere ich: Von mir ist keine einzige dieser Behauptungen, auch kann man keine einzige aus meinen Schriften und Vorträgen folgern; ja, wer zwei Sätze miteinander zu vergleichen und verbinden im Stande ist, muß einsehen, daß ich diese Behauptungen unmöglich gemacht haben könne. Ich achte jede objektive Thatsache, lehre, daß jede wahre Theorie nur subjektiv treue Abspieglung (Deutung) des objektiv Aufgefaßten seyn könne; ich selber treibe notorisch alle Naturwissenschaften in einem Umfange, wie wenige meiner Collegen. Dr. W. citirt meinen therapeutischen Haupt-Lehrsatz, These 5: „Thue, was in ähnlichen Krankheitsfällen genützt, und meide, was in denselben geschadet." Kann denn derjenige, welcher diesen Satz aufstellt, und in These 4 auf die bisherige historische Praxis, „die Werke" der ärztlichen Kunst, und in These 134 auf die großen praktischen Autoritäten sich beruft, kann der zugleich die Naturwissenschaften und die objektive Auffassung verdammen? Paßt auf ihn ein einziger der obigen Vorwürfe? Denn um Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten eines frühern und eines vorliegenden Krankheitsfalles zu beurtheilen, dazu gehören alle von den verschiedenen Naturwissenschaften dargebotenen diagnostischen Hülfsmittel. Das verstünde sich von selber, auch wenn ich es in meinem System der Medizin nicht ausdrücklich gesagt hätte.

Keine der diagnostischen Hülfswissenschaften ist aber eine im strengen Sinne „exakte," und selbst wenn alle im strengsten Sinne es wären, so ergäbe sich aus allen zusammen noch keineswegs der Hauptgrund der ärztlichen Praxis. Dieser beruht zunächst auf obigem Grundsatz, was bei einigem Nachdenken Jedermann klar wird*). Erwäge Dr. W. nur Folgendes: Herr Virchow, stets der historischen Pathologie

*) und was ich bald ausführlicher nachweisen werde.

und Therapie zugewendet, huldigte niemal der Hochmuthsnarrheit, „die ärztliche Praxis auf „„exakte““ Einsicht zu gründen.“ Herr Wunderlich und Andere, in frühern Jahren an jener Krankheit leidend, scheinen davon gänzlich genesen; und diejenigen Kliniker, die ihr noch anhängen, (Herr W. wolle nur in seiner Nähe sich umsehen) sind über eine Wissenschaft der Praxis ganz in Verzweiflung. Essen, trinken, verdauen, athmen, leben und weben wir denn zunächst und vorwaltend geleitet durch physiologische Einsicht? Unsere Therapie gründet im Wesentlichen auf keinen andern Principien als unsere Diätetik.

Aber woher denn die mir so oft gemachten, und von Hrn. W. erneuten Beschuldigungen? Antwort: das mit den äußern Sinnen aufgefaßte materielle Objektive, und seine Berechtigung mit allen andern Naturforschern vollkommen anerkennend, unterscheide ich in sträflich aristokratischem Sinne schon in den unorganischen Dingen als objektiv vorhanden (nebst, über und inner den elementaren und allgemeinen) besondere höhere, z. B. die krystallisirenden Kräfte und das bipolare ätherische Kraftwesen; in den pflanzlichen aber nebst und inner den Kräften der unorganischen Natur die eigenthümliche höhere Pflanzen- und in den Thieren (nebst, über und inner den pflanzlichen Kräften) in stufenweise aristokratischer Steigerung die noch höhere und innerlichere thierische Seele. Ich vermesse mich sogar, die Denknothwendigkeit aller dieser Behauptungen zu zeigen. Was aber mein Verbrechen zum unverzeihlichen steigert: ich unterscheide von der Natur und allen ihren Kräften, als zwar mit ihnen verbunden, aber nicht mit ihnen identisch, die menschlich geistige Seele und in höchster und innerster monarchischer, ja ultramonarchischer Instanz den über und inner Geist und Natur waltenden persönlichen Schöpfer und Erhalter, hierin in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Lehre und mit



vielen der größten Naturforscher, Aerzte und Philosophen (Newton, Leibnitz, Boerhave, Stoll, Cüvier ꝛc. *).

In der Pathologie lehrte ich: der Kränkungsproceß ist zwar ein überhaupt natürlicher, aber nicht ein der menschlichen Natur angemessener, also kein menschlich physiologischer, und ebensowenig als die Revolution in der bürgerlichen Gesellschaft, ist er ein heilender, sondern Empörung oder Auflehnung der niedersten und niedern (zur Unterwerfung bestimmten) Kräfte wider die höhern und höchsten;

*) Man läugnete aus „naturhistorischen" (?) Gründen die Möglichkeit des Himmels, der Engel und Gottes, weil selbst in Entfernungen, aus denen das Licht bis zu uns Millionen von Jahren braucht, nur zahllose Weltkörper vorhanden, für einen überweltlichen Himmel also kein Raum sei. Aus ähnlichen Gründen (?) läugnet man die höhere pflanzliche, thierische und menschlich geistige Seele. Welch unaussprechlich rohe Vorstellung! Gott und der Himmel sind Wesen nicht neben, sondern inner allen andern Dingen; nicht bloß den Aether, sondern auch Seelen und Geister durchdringend, von keinem Geschöpfe durchdrungen. Man redet von „unendlichen Tiefen" (also auch Höhen) der Natur, von „unendlicher Feinheit" einzelner Materien und Wesen, z. B. des Aethers. Sind Höhe und Tiefe der Dinge nur nach Schuhen und Klaftern über und unter der Erdoberfläche, und ihre Feinheit nur nach ihrer Dünnheit zu messen? Schon der Aether, der Träger von Wärme, Licht, Feuer, Elektricität und Magnetismus, ist nicht, wie roher Weise gelehrt wird, etwas neben den wägbaren Elementen (in ihren Poren) Befindliches, sondern ein jedes Molekül durchdringendes, also im nämlichen Raum mit dem Elemente befindliches Wesen. Die Naturwissenschaft anerkennt jetzt, durch das Mikroskop es nachweisend, ein früher für unmöglich gehaltenes, unglaublich zahlreiches Nebeneinander. Die richtige Abstufung und Gliederung des Nebeneinanders der organischen Individuen begreift man nur aus einem in höchst zahlreichen Stufen vorhandenen Ineinander. Wie die Pseudodemokratie die Obrigkeit, der Unglaube Gott, so läugnet die atomistische Naturanschauung in- und durchwohnende höhere Naturkräfte.

im gelindesten Falle ist der Kränkungsproceß ein auf Kosten des organischen Individuums sich entwickelnder Schmarotzer.

Endlich sagte ich zwar nicht den Gallimathias, daß „die Vernunftrichtung in religiösen Dingen und die politischen Irrlehren*) der Wissenschaft und insbesondere dem Aufschwung der Naturwissenschaften zu verdanken seien" — aber ich war und bin der Ansicht, die jetzt Gottlob wieder Mehrere theilen, (s. die letzten Jahrgänge des Litteraturblattes von Wolfgang Menzel), daß der christlich kirchliche Glaube die innerste Grundlage alles Wissens und Handelns seyn soll, und daß durch diese Grundlage das Wirken des Arztes das gedeihlichste werde**). Virchow äußert in seinem Archiv II, 14. 15., daß „aus der Annahme, die Krankheit sei göttliche Schickung, der Schluß folgte, daß auch die Heilung ein Akt göttlicher Einwirkung seyn müßte;" „daß es aber Gott nicht gefallen, den Bestrebungen von Ringseis und Görres eine lange Dauer und segensreichen Erfolg zu gewähren." Virchow erwartet aber (in seiner Abhandlung „die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medizin," 1849 S. 48), „die Medizin müsse Gemeingut Aller werden, und aufgehen im allgemeinen Wissen und Können." Wenn also künftig alle Men-

*) Dr. Weinberger sagt Eingangs seiner Besprechung, daß „die politischen Irrlehren vor ein paar Jahren (nur) ein paar Dutzend Köpfe verwirrten." Trifft also weniger als ein Viertelskopf auf jede der hundert revolutionirten Provinzen. Im Ländchen Baden waren bei den Aufständen bloß von Aerzten mehr als zwei Dutzend betheiligt.

**) Bekanntlich erklärten nicht bloß der Schweizer Geschichtschreiber J. v. Müller, sondern seither mehrere der größten Historiker und die tiefsinnigsten Philosophen, Jesus Christus für den Mittelpunkt der Menschen- (ja der Natur-) Geschichte. Baco von Verulam und Niebuhr sagten, jener von den Naturwissenschaften, dieser von der Geschichte, „ein flüchtiges Studium führe von Gott ab, ein tieferes zu ihm zurück."

schen Aerzte seyn sollen, wäre die Forderung denn unbillig, daß auch alle, somit auch alle Aerzte, Priester werden, wenigstens ihren Katechismus in- und auswendig üben sollten? Daraus folgte ja noch nicht, daß Alle aufhören müßten, zugleich Aerzte zu bleiben, ebensowenig als Gevatter Schneider und Handschuhmacher, wenn sie Aerzte wären, zugleich aufhörten, ihre Kleider und Handschuhe zuzuschneiden. Selbst der Erlöser aß und trank, und bediente sich materieller Mittel zur Heilung. „Altissimus creavit de terra medicamenta." Eccl. 38. 4. Virchow, der das Elend des Volkes in Schlesien der „Unfähigkeit der Bureaukratie," und der „absoluten Knechtung des Geistes durch die Hierarchie" zuschreibt, erwartete im Jahr der Ungnade 1849, wie er wiederholt emphatisch und in gesperrter Schrift es versichert, alles Heil von der „vollen und unumschränkten Demokratie," „von dem heiligen Willen des Volkes" *) (S. 305 und 316), „von der Freiheit in der größten Ausdehnung," „von der absoluten Trennung der Schule von der Kirche."

Mit der Kirche glaube ich, daß Krankheiten, Armuth und Elend in der göttlichen Heilsordnung nothwendig seien, daß aber die Kirche trotz dieser Voraussetzung ihren Angehörigen keineswegs, wie Herr Virchow meint, bloß Anweisungen auf den Himmel ertheile, sondern da, wo man sie nicht von Staatswegen hindert, in Krankheiten und allen Arten des Elends thätigere Hülfe geleistet habe, als alle andern Anstalten. Wirkten nicht Mitglieder der von V. so geschmähten Hierarchie, die Mäßigkeitsprediger, die barmherzigen Schwestern, die Schulbrüder und dgl. für die untersten Klassen des Volkes z. B. in Irland und Schlesien wohlthätiger als die Demokratien in irgend einem Moment der Geschichte? **) Im

---

*) Warum nicht auch vom „heiligen Orden der Maurer"?

**) Ich verwerfe die Demokratie nicht unbedingt. Es gibt gesunde und kranke, wie Aristokratien, so Demokratien. Die gesunde Demokratie

pseudodemokratischen Musterstaate der Schweiz mehren sich seit sechs Jahren Armuth und Verbrechen in furchtbarer Weise (s. die Schrift: das Armenwesen und die dießfälligen Staatsanstalten von J. B. Vogt. In zwei Bänden. Erster Band. Bern, in Commiss. bei Huber und Comp., 1853. Mit dem Motto: „Die Sünde ist der Leute Verderben"); und unter den acht Kreisen von Bayern zählt der moderne Musterkreis der Pfalz viel mehr Arme, ($4\frac{6}{10}$), als die altbayrischen Kreise ($1\frac{8}{10}$ und $1\frac{9}{10}$).

Doch Herr W. ist, weil der historischen Richtung der Pathologie und Therapie zugewendet, nicht unverbesserlich, und ich wünsche und hoffe, daß seine seit 1849 gemachten Erfahrungen im Jahr der Gnade 1854 seine frühern Ansichten zum Bessern geändert.

Summa. Die aus meinen wirklichen Lehren von Dr. Weinberger und Seinesgleichen gezogenen Folgerungen und Schlüsse lauten ganz genau in folgender Weise:

1) Ringseis hält jede Entdeckung in Natur- und Menschengeschichte und jede Erweiterung der sinnlichen Anschauung für wahren Gewinn und für einen (zur immer größern Bestätigung des Christenthums führenden) Fortschritt; aber die von Vielen aus den objektiven Thatsachen (wider die höhere Wissenschaft, wider das Christenthum, wider Kirche und Monarchie) gemachten subjektiven und individuellen Folgerungen, d. i. den weltkundigen Mißbrauch der s. g. Wissen-

hatte und hat ein aristokratisches, bisweilen sogar monarchisches, und die gesunde Aristokratie (und Monarchie) ein demokratisches Element in sich. Die pseudodemokratische Auffassung der Dinge vereinerleit und vermengt in Theologie, Philosophie, Politik und Naturwissenschaften Höheres und Niederes, Inneres und Aeußeres, Wägbares und Unwägbares, allgemeine und besondere Gesetze und Kräfte.

schaft zur Läugnung des Christenthums (die s. g. Vernunftrichtung in religiösen, politischen, historischen und naturhistorischen Dingen) hält Ringseis für un- und afterwissenschaftliche Vernünftelei oder für volle Unvernunft, somit für höchst verdammlichen Rückschritt.

Daraus folgert Herr Weinberger: Also verdammt R. die Wissenschaft überhaupt, die Naturwissenschaften insbesondere, alle objektive Auffassungsweise und jeglichen Fortschritt, ja hält diesen Fortschritt für die Ursache der jüngsten politischen Wirren.

2) R. anerkennt nebst den sichtbaren und wägbaren Dingen inner und über denselben auch unsichtbare, unwägbare, und hält diese für eben so objektive als jene.

W. schließt daraus: R. anerkennt also nur unwägbare ɾc. ɾc., er läugnet die fünf Sinne und was man damit wahrnimmt.

3) R. anerkennt verschiedene Ordnungen der Dinge und in jeder Ordnung andre Gesetze, läugnet also die Allgemeingültigkeit eines Gesetzes einer Ordnung für alle übrigen Ordnungen.

W. schließt daraus: Also läugnet R. alle Naturgesetze.

4) R. will, daß alles Denken und Thun (wie Essen und Trinken, so auch Arznei Verordnen und Nehmen) von religiösem Geiste durchdrungen sei.

W. schließt: Also will R. Hunger und Durst und alle Krankheiten nur mit theologischen Phrasen bekämpfen.

5) R. stellt 136 auf objektive Naturanschauung gegründete Thesen auf, wovon ich Dr. Weinberger mit meiner Vernunft (d. i. der Vernunft, welche die eben 1—4 angeführten Schlüsse macht, und die „auf exakte Einsichten" ausgeht) keine einzige begreife.

Also, schließt Herr W., sind alle diese Thesen absolut unvernünftig.

So unwahr, widersinnig und lächerlich nun die über meine Lehren verbreiteten Behauptungen sind, so wiederholte man sie dennoch alle seit der Julirevolution, besonders aber seit 7, 8 Jahren in stereotyper Weise mit der größten Beharrlichkeit und wie durch Verabredung von den verschiedensten Seiten her, nicht bloß in einer Menge von Partei-Schmierblättern, sondern selbst in Schriften, die Anspruch machen auf wissenschaftlichen Charakter. Wie ist das zu erklären? Es gibt nur eine Erklärung. Von der Wahrheit des Christenthums so fest als vom eignen Leben überzeugt, und Religion und Sittlichkeit nicht als Eigenschaften neben andern, sondern als die Seele alles wahrhaften Wissens und rechten Handelns betrachtend, suchte ich die medizinischen Doktrinen mit christlichem Geiste zu durchdringen. Den Götzendienern des Materialismus genügt es aber keineswegs, daß man die gerechten Ansprüche des Stoffigen, Wäg- und Meßbaren zugestehe; nein, sie verlangen trotzig, daß man außer und über diesem nichts andres, daß man nur diese Stoffe anerkenne. Das Christenthum, schon den alten Juden und Heiden ein Aergerniß und eine Thorheit, lange Zeit den Literaten eine gleichgültige Sache, ward in allmäliger Steigerung Gegenstand unheimlicher abstoßender Scheue (Theo- und Christophobie), endlich einer weit verbreiteten Sekte das unverrückte Ziel des ingrimmigsten, verfolgungssüchtigsten gott- und christusmörderischen Hasses*); „Ecrasez l'infâme!" „Calumniare audacter, semper tamen aliquid haeret."

Es ist Methode und Zusammenhang in dieser Verfolgung. Am wenigsten verzeiht man das Christenthum den Naturforschern, und unter diesen findet man es am unerträglichsten bei den Aerzten, fast wie man ehemals geglaubt hat,

---

*) Vgl. Franz Baader's philos. Schriften.

ohne Leichtsinn und Lüderlichkeit wäre Einer unmöglich ein tüchtiger Künstler. Namhafte Naturforscher hatten die Aufrichtigkeit, mir, und zwar mit Eifer, in's Angesicht zu betheuern, sie hielten es für unmöglich, daß Jemand, der ernstlich an's Christenthum glaubte, ein tüchtiger Arzt und Naturforscher seyn könnte.

Mit „wehmüthigem Gefühl" bespricht Dr. Weinberger meine in so „kleinem Raume" zusammengedrängte Menge von „Irrthümern." Die Besprechung Dr. W.'s erregt aber noch etwas andres als wehmüthiges Mitleid. Man wird zugestehen müssen: Dr. W. hatte entweder im Zusammenhang mit der großen glaubenslosen Brüderschaft die klar bewußte Absicht, bei seinen Zuhörern und Lesern meine Lehren durch Verdrehungen und Entstellungen zu verdächtigen und lächerlich zu machen; oder er ist ganz und gar nicht im Stande, selbst nur zwei einfache Sätze zu einem Schluß zu verbinden. In beiderlei Fällen ist er unbefugt und unfähig, mitzureden über alle eigentliche Wissenschaft, d. i. eine Deutung der objektiven Thatsachen, welche nicht bloß über die fünf Sinne, sondern auch über den flachen und abgestandenen Rationalismus (die unwissenschaftliche Vernünftelei) weit hinausgeht. Der Verfasser der 136 Thesen ist kein junger Schwärmer, er hat in fast 50 Jahren allmälig alle Zweige der innern Medizin, Chirurgie und Okulistik praktisch und klinisch demonstrativ ausgeübt, er kennt auch die Geschichte der medizinischen und philosophischen Systeme, und wird, so Gott ihm noch einige Jahre Leben und Gesundheit schenkt, seine 136 Thesen alle, wenn sie gleich „unmöglich scheinen in unsrer Zeit des Fortschritts," gegen die ihm wohlbekannten Gründe dieser fortgeschrittenen sich so nennenden Wissenschaft, die von Geist und Lebenskräften auf's Glücklichste sich emanzipirt hat, zu vertheidigen wissen.

Frage an die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien und an die Redaktion ihrer Zeitschrift.

Halten diese es mit Gewissen und Ehre verträglich, daß eines ihrer Mitglieder, statt einfach objektiv zu berichten, oder ein wissenschaftliches Werk mit wissenschaftlichen Gründen zu bekämpfen, der Gesellschaft und dem lesenden Publikum förmlich aus Parteischriften oder von reisenden literarischen Commis verbreitete Unwahrheiten und Verläumdungen vorbringe, und zwar über ein Ehrenmitglied derselben Gesellschaft*)? Wäre dieses der Fall, so müßte ich dagegen erklären, daß ich es mit meiner Ehre unverträglich hielte, das mir übersandte Diplom zu behalten.

---

*) Ernannt ward ich in der a. o. Versammlung am 11. Juni 1838. Das Diplom, ausgestellt in der Hauptversammlung am 2. April 1839, ist unterzeichnet von: Malfatti, Wirer, Czernack und Knolz. Dieses geschah, nachdem ich die erwähnte Masse von Irrlehren bereits eilf Jahre hindurch öffentlich vorgetragen hatte!

XXXV.

Motivirte Gedanken über osteuropäische Thesen.

V.

Altrußland und Jungrußland; Großfürst Alexander und Großfürst Constantin.

Wenn man von der innern oder äußern Zukunft Rußlands reden will, muß vor Allem die Thatsache festgehalten werden, daß auch dort zwei Parteien um die Herrschaft sich streiten, deren politische und kirchlichen Tendenzen auf absolut sich entgegenstehenden Principien ruhen. Es sind die beiden Parteien der nationalen und kirchlichen Reaction, und des nationalen und kirchlichen Fortschritts — Altrußland und Jungrußland. Ihre Strebungen gegen einander und hinwiederum gegen das herrschende System verlaufen sich freilich nicht mit dem Geräusch des offenen Marktes, wie das verwandte Parteitreiben bei uns im Westen, da die kaiserliche Polizei hierin vorzubauen weiß; aber sie gründen deßhalb um nichts weniger tief. Ein Sieg der Einen wie der andern würde zu einer durchgreifenden Umgestaltung Rußlands im Innern führen, und zwar ohne Zweifel der Sieg Altrußlands zur raschern und durchgreifendern, da Jungrußland noch eher in und mit dem gegenwärtig herrschenden

Systeme, dem der ausgebildetsten aller europäischen Bureaukratien, sich vorderhand und klugerweise seinen Tendenzen gemäß bewegen könnte. Wesentlich verschieden ist die Stellung der beiden Parteien auch dadurch, daß die eine sich ausschließlich in den Kreisen der sogenannten Gebildeten aufhält, die andere dagegen starke Wurzeln im gemeinen Volke treibt, geradeso, wie auch in Deutschland einst von den höhern Schichten der Gesellschaft herab das Gift des Liberalismus in Religion und Politik lange vergebens bemüht war, die unverdorbene Natur des arglosen Volkes zu bearbeiten. Herzen, der berüchtigte Vertreter Jungrußlands bei der rothen Centralgewalt in London, behauptet freilich das Gegentheil, aber Niemand, der nicht völlig Fremdling in den russischen Volkszuständen ist, glaubt seinen Reden von der Popularität Jungrußlands. So diametral entgegengesetzt jedoch dem Wesen nach die Tendenzen und Mittel der Parteien auf dem Gebiete der innern Politik sind, so innig verbunden sehen sie sich auf dem der äußern. Wir brauchen wohl nur das Wort Panslavismus zu nennen; in ihm treffen aber hinwiederum auch nicht nur jene rivalisirenden Adspiranten der russischen Zukunft zusammen, ihn feiert folgerichtig das Petersburger Kabinet selbst je nach Umständen nicht minder herzlich, als die europäische Revolution. So hängt er als zweischneidiges Schwert über dem Scheitel Europa's, und die Besorgniß, es im nächsten Moment herabfallen zu fühlen, dürfte aufmerksamern Beobachtern als der wahre innerste Kern der augenblicklichen Wendung in der orientalischen Frage erscheinen.

Betrachten wir — und zwar, wie kaum zu erwähnen nöthig ist, vornemlich an der Hand Harthausen's *) —

*) „Studien über die innern Zustände, das Volksleben, und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands“ (3 Bände, deren letzter zu Berlin 1852 erschien) von Freiherrn von Harthau-

die Männer der russischen Zukunft nach den beiden Richtungen näher, so ergibt sich, daß die Reaction der Altrussen, die nationale und die religiöse, allerdings eine Reaction zum relativ Bessern ist. Was die von der Fremde heimgeholten, und dem russischen Wesen applicirten Culturvorschritte seit anderthalbhundert Jahren an alter russischen Freiheit und Ursprünglichkeit unterdrückt, das soll restituirt werden. Die russische Kirche verfiel, fast vom Anfange an, dem Schisma, und darum unaufhaltsam steigender Abhängigkeit vom Staate, so daß es für Peter I. wahres Kinderspiel war, die mit schweren Fesseln, noch dazu ohne sich derselben zu schämen, beladene vollends zur Sklavin, sich selbst zum Czar und Papst in Einer Person zu machen. Nun datirt die Opposition der „Altgläubigen" oder Starowerzen*) zwar allerdings schon aus dem Jahre 1659, wo der Patriarch Nikon mit Czaren-

---

sen, ein auf Autopsie und die verlässigsten Quellen gebautes Werk, dessen Werth für unsere Auseinandersetzungen ein unschätzbarer ist. Da der Herr Verfasser bei der Bereisung Rußlands sich der liberalsten Förderung von Seiten des russischen Geuvernements erfreute, und seine Beobachtungen überall den Stempel gerechten Wohlwollens aufweisen, so verfehlen seine liberalen Nachtreter, indem sie ihn übrigens fleißig ausschreiben, nicht, über „russische Bemäntelung" zu seufzen. Indem wir überall die Angaben solcher Stimmen mit Harthausen's Darstellung verglichen und umgekehrt, haben wir über den beregten Mangel das Gegentheil von Beweis gefunden; dagegen hoffen wir in einer andern Beziehung dem Werke des edlen Freiherrn zu dienen. Die gerade für den jetzigen Moment wichtigen Aeußerungen desselben sind nämlich nirgends in einer systematischen Ordnung zusammengestellt, oder etwa in irgend ein Register, zum Behuf der Auffindbarkeit, eingetragen, sondern fast durchgängig in der unübersehbaren Masse statistischen 2c. Materials der Art zerstreut, daß zu fürchten ist, sie dürften deßhalb für das größere Publikum todt bleiben. Unsere Arbeit soll daher zugleich auf diese Schätze aufmerksam machen.

*) Uneigentlich auch Roskolnik's (Ketzer) genannt.

Hülfe die bis zum Unsinn verunstaltete Liturgie verbesserte; allein der völlige Bruch mit den unerschütterlichen Anhängern des traditionell Ueberkommenen entstand unläugbar erst durch jene Wendung Rußlands zum Cäsareopapismus, die Peter andererseits als unumgängliche Bedingung der Realisirung seiner abendländischen Civilisations-Ideen für Rußland erkannte. Auch in diesem ersten Hauptpunkt der Opposition fallen aber die Altrussen mit den Starowerzen völlig zusammen, in der Opposition gegen das Czarenpatriarchat! — Ferner! Bildete Rußland einst eine Art aristokratischer Republik, nicht ohne daß die politische Bedeutung des Bojarenthums mit schnellen Schritten von Stufe zu Stufe herabsank, so war es doch wieder erst Peter I., welcher es gänzlich zermalmte, und auf den Atomen die vom Abendlande abcopirte, aber in der Grelle der Farben noch übertroffene bureaukratisch-uniformirte Centralisation aufbaute. Der Czar war ein anderer Czar geworden, und nicht selten verweigern seitdem die unter den Altrussen ausgehobenen Recruten den Fahneneid, weil sie nur dem ächten „weißen Czaren" schwören dürften, wie er in ihren Büchern und Bildern dargestellt sei, mit der Krone auf dem Haupte, Zepter und Reichsapfel in den Händen, und eingehüllt in ein langes goldenes Gewand, der jetzige Kaiser aber Uniform, Hut und Degen trage, und aussehe wie alle andern Soldaten. Es ist hierin der mehr oder minder bewußte Widerwille ausgeprägt, den die ganze national-russische Reaction gegen den Czarenabsolutismus trägt. — Endlich: bis auf Boris Gudunow war der russische Bauer frei; dieser erst hob am 21. Nov. 1601 die Freizügigkeit auf, und fesselte alle Bauern an die Scholle, die sie am jüngsten St. Juriewstag innegehabt; von da ab trat allmählig die Leibeigenschaft an die Stelle der verlorenen Freiheit, und Peter I. vollendete auch hierin, indem er schon zur Bevölkerung seiner modernen Fabriken 2c. solchen dinglichen Menschenmaterials bedurfte, dessen Rußland jetzt

24 Millionen zählt, die Entwicklung. So ist denn auch die Opposition gegen die Leibeigenschaft Opposition gegen die von Außen geholten Culturvorschritte.

Die Altrussen verehren folgerichtig in Peter I. den Antichrist, der nicht nur jene fremden Neuerungen eingeführt, sondern auch noch andere Abweichungen vom rechten Glauben, und also die jetzige officielle Kirche geschaffen, welche z. B. sogar das große, bis auf Peter in ganz Rußland gültige Dogma, um der Verbindung mit dem Abendlande willen, darangegeben, daß die Abendländer (Njemtzi, die Stummen), weil bei ihrer Taufe nicht untergetaucht, nicht wahrhaft getauft, demnach gar nicht einmal Christen seien. Je nachdem nun die Opposition das politische oder das religiöse Moment mehr hervorhebt, mag man Altrussen und Altgläubige (Starowerzen) unterscheiden; immerhin aber wird eine reale Trennung jener Momente unmöglich seyn, und daher altrussisch und altgläubig faktisch stets in Eins zusammenfallen. Man findet das Starowerzenthum freilich vielfach dargestellt als bloße versteinerte Verbissenheit gegen etliche modernen Abweichungen der Staatskirche in altrussischer Sitte und Tracht, in alten liturgischen Lesarten und Gebräuchen rc., darum als innerlich machtlos; wer aber Rußland kennt, der weiß, daß jene Formfragen zwar allerdings unter Peter I. anfangs noch auf den Rennfähnlein der Parteien geschrieben standen, seitdem aber die Trennung eine principielle wurde, und der oberste Grundsatz des russischen Absolutismus: die Vereinigung des Patriarchats mit der Würde und Person des Czaren, den eigentlichen Streitpunkt bildete. Indem nun die Partei der religiösen und nationalen Reaction den Czaren als Kirchenoberhaupt desavouirt, raubt sie ihm den seinem Absolutismus angeklebten göttlichen Nimbus, und trifft, in sofern sie in zahllosen Schattirungen ihre Ausläufer bis zu einer Art von Social-Demokratismus verlängert, mit den Tendenzen einerseits der freigeistigen Sekten Rußlands

(der sogenannten Duchaborzen), andererseits Jungrußlands überein, das dem officiellen System die erste Revolution in europäischem Style vorbereitet, während auf moskowitischem Boden bis jetzt nur dynastische, sozusagen legitimistische, Rebellionen erhört waren.

Es ist leicht erklärlich, daß jene nationale Reaction durch einen oft blinden und vorurtheilsvollen Haß gegen alles Fremde und alle Fremden charakterisirt ist. Ursprünglich gegen die moderne cäsareopapistische Gestaltung des Herrscherbegriffs und der entsprechenden Verfassung, gegen die Staatskirche als Mörderin an der alt katholischen Freiheit der Kirche vom Staate gerichtet, konnte sie in ihrer Opposition gegen das Fremde eine Gränze der Berechtigung gerade deßhalb nur sehr schwer finden, weil hinwiederum auch die Regierung seit Peter I. alle nationale Anschauung beargwöhnte, officiell bevormundend zur Ummodelung vornahm, ja als ihren Culturvorschritten hinderlich zum Verbrechen stempelte. Indessen repräsentiren die Starowerzen selbst die eigentliche nationalrussische Cultur-Entwicklung und Bildung, erobern auch für sie, vom eigentlichen Moskowien aus, in den Gränzprovinzen, in Süd- und Neurußland immer mehr Boden. Intellectuell den übrigen Russen weit überlegen, obgleich in einer stark nach Altbyzantinismus riechenden Art, sind sie meist des Lesens und Schreibens im altslavonischen Alphabet (die neuere Schrift halten sie für ketzerisch) wohl kundig, wissen ihre Bibel fast auswendig, und so geübt ist ihr Verstand in theologischen Fragen, daß man bei einfachen Bauern auf die gewandteste Dialektik stößt; umgänglich und mittheilsam besonders gegen fremde Reisende, die bei ihnen russische Nationalität studiren, sind sie einfacher, sittenreiner, nüchterner, zuverlässiger, als alle officiell Orthodoxen, wogegen der russische Bauer überhaupt, sobald er sich europäisirt, den Bart abscheert, die alte Tracht ablegt, ein modernes Haus baut, in der Regel auch schon ein

Spitzbube geworden ist. Auch findet sich bezeichnender Weise von der ernsten und grübelnden starowerzischen „Dogmen-Versteinung“, wie man sich gerne ausdrückt, mit ihren „verdummenden“ Kirchenfreiheits-Ideen keine Spur unter dem melancholischen und resignirten Stamm der Kleinrussen, die sich vielmehr als absolut unempfänglich dafür erweisen; dagegen ist sie mächtig unter den lustigen, unstäten und leichtsinnigen Großrussen, und begleitet sie überall hin in ihre Colonien, am meisten die frischesten von allen, die muntern und kecken Kosaken.

Von dieser enggeschlossenen Opposition nun, die sich officiell einer gewissen faktischen Anerkennung erfreut, behaupten die abendländischen Beobachter aller Parteifärbungen, daß sie einen geheimnißvollen, aber großen moralischen Einfluß auf die ganze russische Politik übe, daß das Gouvernement bereits gewohnt sei, bei jeder Staatsaktion sich insgeheim zunächst zu fragen: was werden die Starowerzi dazu sagen? daß sie der Regulator seien, an dem zu beobachten ist, wie weit man gehen darf. Nirgends in ganz Europa haben die sogenannten „Altconservativen“ eine solidere Unterlage, als die altaristokratischen Russen, wenn sie auf die Starowerzen sich stützen. Man mag sagen, sie repräsentirten das Princip der Stabilität, der starren Vergangenheit; allein dieß ist für Rußland relativ und vorderhand noch das Beßte. Ihm bleibt nur die Wahl, am modernen Europäismus unterzugehen, oder denselben wieder möglichst von sich auszutreiben. Der Mittelweg, in ihm die Nationalität selbst zu veredeln, existirt für das russische Volk nicht; dazu fehlt ihm die moralische Freiheit und Selbstständigkeit; diese aber fehlt ihm, weil ihm eine Kirche fehlt, die nicht Staats- oder Polizeikirche wäre. Die Altrussen wollen eine freie Kirche, aber sie wollen sie im Schisma, wollen also das — Unmögliche. Darum werden sie Rußland nie regeneriren, werden es höchstens

für eine Regenerirung vorbereiten, der wahren regenerirenden Macht die Pfade ebnen *)!

Es gibt aber noch eine andere Partei, die sich in Rußland, wie überall, für die regenerirende Macht im Volke hält. Rußland in den Europäismus getaucht, gibt eben roth Jungrußland. Wir müßten den Nationalitätsschwindel des jungen Italiens z. B. nicht kennen, wenn wir uns wundern wollten, daß auch Jungrußland voll des entschiedensten Hasses gegen das Fremde ist. Stößt Altrußland am Fremden um seiner schlechten und mit dem russischen Charakter insbesondere unverträglichen Elemente willen auch das Gute zurück, so beutet dagegen Jungrußland gerade das Schlechte am Fremden für sich aus, und vertheidigt das Land gegen seine guten Seiten. Die bis zum Nonplusultra ausgebildete omnipotente russische Bureaukratie z. B. convenirt ihm, vorausgesetzt ihre Belebung mit andern leitenden Grundsätzen, denen Ledru Rollin's etwa, ganz ausgezeichnet; käme man ihm dagegen nur mit irgend einer katholischen, zum Exempel mit der auch starowerzischen Idee von der Kirchen-Freiheit! Es ist eine in der That unwiderstehlich zum ernstesten Nachdenken reizende Erscheinung, daß die europäische Civilisation, trotz aller nur erdenklichen Vorsicht, immer wie schleichendes Gift auf den russischen Charakter wirkt. Nehme man nur die bis in's Minutiöseste uniformirten, exercirten, inspicirten, gewöhnlich von alten Commiß- und Kamaschen-Generalen vice-regierten Universitäten! Wehe dem Studenten, den die Pedelle, an den Straßenecken lauernd, ohne sorgfältig geknöpften Uniformrock, oder mit andern als den reglementirten Hosen erwischen; der Ruf „guter Führung“ ist für immer dahin, der Carcer unvermeidlich. Ebenso sind

*) Vgl. über die angeführten Fakten den strengconservativen Haxthausen I, 350 ff., 381 ff., und die gothaisch-liberale Schrift: „Rußland und die Gegenwart“, Leipzig 1851. I, 143 ff.

die Vorlesungen genau controlirt. Nach Dorpat z. B. kam erst noch jüngst ein Rektor perpetuus, nicht etwa ein Gelehrter, sondern ein Kronbeamter, der unter Anderm die Pflicht auf sich hat, die Conspekte der Vorlesungen zu prüfen, oder auch die Hefte der Docenten und der Zuhörer einzufordern, fleißig in den Collegien zu hospitiren, und alljährlich nach Petersburg zu berichten. Die Philosophie ist an allen Universitäten orthodoxen Priestern übertragen, welche die ausführlichen Conspekte ihrer Vorträge dem „heiligen Synod" zur Prüfung und Approbation vorlegen müssen. Die Professoren dürfen sich nicht einmal Bücher kommen lassen, ohne die vorhergehende censorische Prüfung, zu welchem Zwecke dann die Bücherpakette oft ein halbes Jahr und länger uneröffnet an dem unmenschlich überhäuften Censoramt zu Petersburg, Riga ꝛc. liegen, und so fehlen ihnen fast regelmäßig die nothwendigsten Hand- und Lehrbücher für ihre Vorlesungen *). Aber trotz dieser strengsten aller Quarantainen gesteht auch Harthausen (II, 130), daß die Pest revolutionärer Ideen unaufhaltsam in allen russischen Bildungsanstalten wüthe: „Vom eigentlichen deutschen Studentenwesen, Duellen ꝛc. soll nichts zu merken seyn, um so auffallender aber ist die sich überall, wo sie nicht beobachtet und control-

*) E. Ofenbrüggen: Nordische Bilder. Leipzig 1853. S. 238 ff. — Derselbe nordische Reisende erzählt noch einen andern Zug russischer Pflege der hohen Schulen: „Vor reichlich 20 Jahren kam nach Kasan der neue Curator der Universität, General M., und besuchte bald nach seiner Ankunft die Anstalten. Im anatomischen Museum sah er menschliche Embryonen, Mißgeburten und mancherlei Menschenstücke. Das erschien dem frommen Manne so profan, daß er befahl, den ganzen Apparat auf der Stelle zu beerdigen. Ein Pope mußte vorher mit seinem Quast geweihtes Wasser darüber spritzen. Dem Professor der Anatomie blieb nichts übrig, als in seinen Vorlesungen die Knochen an die Tafel zu zeichnen, und die Eingeweide, so gut es ging, mit seinem seidenen Schnupftuch nachzubilden."

lirt zu seyn glauben, kundgebende politische Gesinnung meist der allerdestructivsten Art; und doch ist die Literatur scharf überwacht, und von den Professoren hören sie in den Vorträgen auch niemals nur die leisesten Andeutungen solcher Doctrinen und Meinungen. Es ist ein Miasma! Die frühere geringe Ueberwachung der Hofmeister und Gouvernanten, welche alljährlich aus Frankreich und der Schweiz nach Rußland strömten, trägt die Hauptschuld, daß diese Doctrinen sich dort im Schooße aller Familien verbreitet haben. Die spätern Verschwörungen unter Kaiser Alexander haben sie dann traditionell der Jugend überliefert. Diese Lehren herrschen in großer Ausbreitung unter allen Studenten, und selbst in den Gymnasien und Seminaren, dann aber vorzüglich in den Kadettenhäusern, den Erziehungsinstituten der Hauptstädte, und unter den jungen Leuten im Civil und Militär, besonders den jungen Gardeofficieren."

Trotz dem sucht auch Jungrußland seinen Ruhm in der Nationalität, dem Aeußern nach nämlich, das innerlich den Pariser-Gamin verhüllt. Es trägt Haß und Groll gegen das Fremde, namentlich sogar persönliche Abneigung gegen die in gewaltiger Zahl in Rußland lebenden, und seit anderthalb hundert Jahren mit dessen Cultivirung beschäftigten Nichtrussen zur Schau. Und doch ist sein eigenes ganzes Wesen Rußland fremd! Solche Widersprüche sind aber dort an der Tagesordnung, auch auf kirchlichem Gebiet, und erweisen abermals den dem gesammten Volksthum inhärirenden Mangel der moralischen Freiheit und Selbstständigkeit. Innerlich Atheist, äußerlich treuester, devotester Sohn der orthodoxen Kirche, und dennoch nicht Heuchler — das sind in Rußland nichts weniger als unvereinbare Gegensätze. Es fiel daher auch Niemand auf, wenn einst Czarin Katharina, die bewunderte Correspondentin Voltaire's und Diderot's, die Ermordung ihres unglücklichen Gemahls Peter III. in offener Proclamation damit rechtfertigte, daß „er die heilige ortho-

doxe Kirche bis auf die letzte Spur aus seinem Herzen ausgelöscht habe."

Wenn nun die beiden Parteien auch in der Richtung auf die äußere Politik das Princip der Nationalität geltend machen, dazu die allgemeine Sympathie aller Slaven untereinander, und noch mehr ihre gemeinsame Abneigung gegen die Fremden, namentlich die Deutschen, von denen man doch durchaus nicht sagen kann, daß sie solchen Haß provocirten oder erwiderten — so hindert das natürlich nicht, daß Jungrußland in Ein und demselben Panslavismus revolutionäre Zwecke verfolgt, Altrußland orthodox kirchliche. Daß dieser Panslavismus nicht bloß eine jugendlich poetische Schwärmerei, sondern eine kräftige Realität sei, hat man 1848 erfahren, nur weiß man bis zur Stunde noch nicht recht, was aus ihm machen. Damals erschien er als eine politische Fraktion der Alles vergiftenden Revolutionspropaganda, heute erscheint er als getragen von der orthodoxen russischen Kirche und als eine gefährliche Waffe in den Händen des Czars selbst. Es fragt sich eben auch hier immer, welche Partei ihn, oder den Vorwand der Nationalität der Slaven, gerade benützt. Den Altrussen ist er Mittel zur Vereinigung aller ordentlich durch Untertauchen Getauften, also aller Christen zu einer slavischen Gesammt-Nationalkirche, der Einen wahren unter lauter Heiden. Nationalität und Kirchenthum stehen hier in der innigsten Wechselbeziehung; und in der That betrachten die orthodoxen Slaven bereits die russische Kirche als die Mutterkirche, durch welche Rußland eben seinen unberechenbaren geheimen politischen Einfluß auf die Slaven übt, und neben der das byzantinische Patriarchat nur noch den Ehrenvorzug hat, so daß der czarische Staatspapismus faktisch Spitze und Mittelpunkt der ganzen orientalischen Kirche mit ihren 60 Mill. Slaven ist, nicht mehr Rom und Constantinopel sich gegenüberstehen, sondern der Felsen St. Peters in Rom und — Petersburg an der Newa.

Die Idee von der göttlichen Berechtigung ihrer Nationalkirche über alle Slaven, und von der Nothwendigkeit, auch die noch übrigen 24 Millionen unirter und lateinischer in ihren Schooß hinüberzuziehen, das ist die Seele des altrussischen Panslavismus; das Uebrige ergäbe sich dann natürlich von selbst, und auch Jungrußland mit seinen Zwecken kann dabei füglich nebenher laufen. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß Czar Nikolaus selbst in dem Maße auf jener kirchlich-panslavistischen Laufbahn sich vorwärts drängen ließ, als er unter den lateinischen und unirten Slaven seines Reiches in einer Weise für slavische Orthodoxie und nationale Kirche missionirte, die es den sogenannten „Altconservativen" aller Orten schwer macht, ihm das Prädikat des „Tyrannen" abzustreiten. Man darf nur nie vergessen, daß er zuerst daran ging, alle fremd kirchlichen Elemente des Reiches zu gräcisiren; die Russificirung aller griechisch Orthodoxen außerhalb ist nur die andere Seite, und Recht hier so viel, wie dort. Im Verfolg erschien Mentschikoff in Stambul; und damit ja kein Zweifel über den Charakter dieser Erscheinung überbleibe, hat Gortschakoff bereits in dem „Pfand" an der Donau begonnen, die moldau-walachischen Katholiken an ihre nationale Pflicht kräftigst zu erinnern, der slavischen Kirche anzugehören, und keiner andern.

Es dürfte daher guten Grund haben, was die Zeitungen seit geraumer Zeit von einer bedeutenden Neigung des officiellen Systems nach den Ideen der Altrussen hin melden*);

*) So äußerte sich z. B. ein offenbar kundiger Feder entflossener Wiener-Brief in der „Allg. Ztg." vom 2. März 1854: „In Rußland war eine noch stärkere Gewalt auf einmal (?) lebendig geworden, und diese, mit dem russischen Kreuz voran, konnte sich der Kaiser noch weniger vom Leibe halten; die altrussische Partei sucht das Heft ganz in die Hände zu bekommen, und sich der deutschen Capacitäten möglichst zu entledigen, Nesselrode wird von jener Partei bereits behandelt wie ein schwachgewordener Greis; auch in die

aber immerhin sind in diesem Falle deren Tendenzen doch nur sehr äußerlich aufgefaßt, auch das Begehren nach dem Protektorat über die griechisch-griechische Kirche und eventuell einer russischen Secundogenitur in Constantinopel nicht ausgenommen. Wie bald würden die Wege des Czaren Nikolaus und die der Starowerzen auseinander gehen müssen! Deren Schuld ist es nicht, wenn Petersburg an der Newa den Felsen Petri vertritt; und wenn ihre Partei am hitzigsten auf Constantinsstadt versessen ist, was möchte wohl der tiefste Grund solcher Begehrlichkeit seyn? Der Besitz Zarigorods würde freilich die mit einer Art von Vice-Gotts-Nimbus umkleidete russische Theo-Autokratie erst vollenden; denn nach der officiellen altbyzantinischen Theorie gibt die rechtgläubige Herrlichkeit über jene auf ausdrücklichen Befehl Gottes erbaute „Hauptstadt der Welt und irdische Residenz Jesu Christi" zugleich die Würde des wahren Imperators des Orients, und sohin der ganzen Erde, waren diese Imperatoren „nur Substitute und irdische Collegen des himmlischen *Βασιλεύς*", und nannten sich daher auch nicht: von Gottes Gnaden, sondern „von Christus gekrönte Monarchen des Erdkreises" *); eventuell stünde ein orthodoxer Krieg aus

---

Armee bringt die Geltendmachung des alleinigen altrussischen autonomen Stammes, da man im Heere die deutschen Generale nicht entbehren kann, so beläßt man sie dort in zweiter Reihe. Man verhehlt sich (in Wien) nicht, daß in Petersburg und Moskau die altrussische Partei, mit dem Endziel Constantinopel als Secundogenitur nicht todt war, sondern nur schlief, nur zu schlafen schien." Auch die „Kreuzzeitung" drohte: „Rußland isoliren, heißt das etwas Anderes, als die sogenannte altrussische Partei dechargiren?"

*) S. die zwei berüchtigten Artikel: „Blick auf die untern Donauländer" in der „Allg. Ztg." vom 31. Aug. und 1. Sept. 1839, welche die slavische Universalmonarchie ankündigten, und gerade jetzt wieder von besonderem Interesse sind. Möge Gott Preußen hüten und bewahren, denn es könnte keiner Seele im weiten deut-

Präcedenz-Differenzen mit China und seinem neuen Kaiser als dem protestantischen „Bruder Jesu“ in nächster Aussicht.

Anders aber bei den russisch Altgläubigen! Warum sie nach der alten Metropole des Orients trachten, wenn sie darnach trachten, ist leicht zu ermessen. Es geschähe zur Vernichtung des russischen Staatspapismus, zur Beschwörung des gespenstisch umgehenden Antichrists Peter I. Es ist wahr, die griechisch-griechische Kirche bietet nur noch halbversunkene Trümmer jenes alten Baues voll theologischer Haarspaltereien, Habersucht und unzählbarer Sekten; aber sie hat doch die Tradition des orientalischen Primats für sich, sie ist die „heilige Mutter“ der russisch Altgläubigen, die Kirche an der Newa nur ihre jüngere Tochter. Es ist wahr, was an gelehrter Theologie etwa dort noch existirt, ist zu tiefest in den Klöstern vermauert, unbewußt allem Volke, und was in Athen geistig rege geworden, ist vielfach protestantisirt; aber dennoch hat die officielle Doktrin von Byzanz noch nie die lateinisch Getauften für Christen erachtet, die Starowerzen müssen ihr gestehen, das Depositum treu bewahrt zu haben. Und was wäre natürlicher, als daß sie die altkatholische Unabhängigkeit ihrer Kirche gerade mit dem Patriarchen-Stuhle zu Constantinopel wieder zu gewinnen trachteten? daß sie die officielle russische Politik allerdings nach der Hagia Sophia hinlenkten, daß aber die Gelenkte hinginge, um dort dem Welt-Wunderbau des russisch-panslavistischen Cäsareopapismus den

schen Lande zweifelhaft seyn, wer die furchtbare Verantwortung trägt, wenn man sich an der Newa nicht getäuscht hat, als man vor fünfzehn Jahren in die Welt hinaus schreiben ließ: „wenn einst der am Ostrande des lebenvollen Welttheiles sich erhebende Coloß glaubensbegeisterter und kluggelenkter Menschen sein Antlitz gegen Abend kehre, um die Deutschen für altes Unrecht an den Slaven zu strafen, dann werde er doch nur auf ein von Parteiungen zerrissenes und für fremdes Uebergewicht bewunderungsreiches Deutschland stoßen.“

Schlußstein einzusetzen, die Lenkenden, um ihn zu zerreißen, zu unterjochen und der griechisch-slavischen National-Kirche ihren unabhängigen Primat zu geben. Nie wird freilich das Schisma zu solcher Stellung gelangen, der bloße Versuch würde es bis in's Innerste erschüttern, nicht nur zwei orientalische Kirchen, sondern zwei orientalische Imperatoren stritten wider einander, und jeder müßte hinwiederum wüthen gegen die eigenen Eingeweide, Griechen gegen Slaven, Starowerzen gegen officiell Orthodoxe und umgekehrt — aber alles Das beeinträchtigt die Wahrscheinlichkeit eines altrussischen Planes nicht, Petersburg zu degradiren und wieder Rom mit Constantinopel sich gegenüber zu stellen.

Fassen wir nur die faktische Constellation der russischen Parteien, auch abgesehen von der gegenwärtigen Verwicklung, in's Auge, so müssen die weitverbreiteten Ansichten über deren Einwirken auf die kaiserliche Familie selbst eine Bedeutung für die nächste politische und kirchliche Zukunft des ungeheuren Reiches, ja der Slavenwelt überhaupt gewinnen, auf welche die Aufmerksamkeit zu lenken nicht mehr zu früh ist. Nicht erst seit heute tauchen von Zeit zu Zeit wunderliche Gerüchte auf über unversöhnlichen Widerstreit zwischen den beiden ältesten Söhnen des Czaren, dem Thronfolger Alexander (geb. 1818) und dem Großfürsten Constantin (geb. 1827): wie letzterer dem ersteren sogar den Thron streitig mache, da er nicht porphyrogeneta, vor Nikolaus' Thronbesteigung geboren, und daher nach altslavischen Gesetzen nicht successionsfähig sei, wie er wenigstens Theilung des russischen Reiches verlange, und der Czar eben deßhalb seinen Liebling Constantin mit einem byzantinischen Kaiser-Diadem abzufinden trachte. Schon vor einem halben Jahre vertrat eine augenscheinlich wohlunterrichtete französische Feder diese Ansichten*), und von hohem Interesse sind die bei-

*) S. P. M. Etienne's Aufsätze über „Rußland und die Aussichten

gebrachten Umstände, welche an eine Gegenüberstellung Alt- und Jungrußlands im Schooße der kaiserlichen Familie selbst erinnern, wenn man anders die letztere Parteirichtung auch noch in einer nach abendländischen Begriffen allerdings moderirten, nach russischen aber schon sehr weit vorgeschrittenen Neigung gegen den herzlosen Staatspapismus gelten lassen will.

Der Charakter der beiden Brüder repräsentirt einen bis in die Extreme ausgedehnten Gegensatz, wie einst zwischen ihren Onkeln, dem milden Alexander und dem wilden Constantin, nur daß deren junge Neffen durch feine Bildung über beiden stehen. Der Thronfolger ist ausgezeichnet durch eine edle Gutherzigkeit, die der nationalen Partei bereits die schlimmsten Befürchtungen einflößt; leider aber ist das wohlwollende Herz, der feine Geist nicht frei von Schwäche und Unbedacht. So wurde er der rettende Engel zahlreicher um ihres Glaubens willen eingekerkerter polnischen Katholiken, deren einige er sogar in seine Umgebung aufnehmen durfte, und es gibt Leute, die es nur der Unbekanntschaft mit katholischem Wesen zuschreiben, wenn er nicht einst die Bahnen Alexanders wandeln, und wie dieser als Katholik aus der Welt gehen sollte; gerade so hat er aber auf seiner Reise durch England und Italien auch mehr als billiges Mitleid mit den italienischen Carbonari's verrathen, und man erzählt von ihm Aeußerungen, gemäß welcher seine Regierung im J. 1848 schwerlich gegen die Februarrevolution und gegen die italienische Erhebung sich aufgestellt hätte. Selbstverständlich bildeten also einst die fremden civilisirenden Elemente in der russischen Gesellschaft die Träger seiner Richtung, und unmöglich könnte die altrussische Seite des Panslavismus seinen Beifall haben.

Großfürst Constantin dagegen zeigte schon als Knabe starken Geist und eiserne Energie; man trägt sich mit einer

auf seine Rückkehr zur katholischen Einheit" im Ami de la religion 30. Aout 1853.

Masse von Anecdoten über ihn, und sein Name ist ausnehmend populär; die in Rußland weit verbreiteten Gerüchte über seine Absichten gegen den Bruder scheinen dem Nationalgefühl noch besonders zu schmeicheln, und aus diesen erklärt man sich ganz offen die Stellung, welche er an der Spitze der alt- oder national-russischen Partei eingenommen. Faktisch ist diese Parteinahme; und namentlich seit seiner römisch-türkischen Reise (1845), von der er die tiefste Verachtung gegen den Sultan, neben entsprechender Hochachtung vor dem Papst, mitbrachte, ist sie auf das decidirteste prononcirt. Alsbald zeigte er den glühendsten Eifer für das Nationale gegen das Fremde und für die slavische Orthodoxie; selbst aus der Umgebung seiner deutschen Gemahlin schickte er alles weg, was nicht Vollblut-Russe war, trennte sich sogar von seinem Erzieher und Reisegefährten Admiral Lütke, bloß wegen seiner deutschen und lutherischen Abstammung; ja er soll sogar entschlossen seyn, seinen Sohn keine andere Sprache, als die russische lernen zu lassen, während bekanntlich in der hohen Gesellschaft zu St. Petersburg das Russische sonst so verachtet ist, daß z. B. manche hohen Damen von der eigenen Muttersprache kein Wort verstehen; dem gemeinen Volke imponirt er durch seine Andacht, seine strengen Fasten und Abstinenzen; den Klerus hat er noch besonders durch die Sorgfalt gewonnen, mit der er als Admiral jedes Schiff der Flotte mit einer ansehnlichen Kapelle versorgen ließ, kurz, er ist Altrusse vom reinsten Wasser, und von der Partei der nationalen Reaction auf den Händen getragen.

Die fernere Vergleichung dieser großfürstlichen Parteiung aber mit der Parteiung im Großen, und beider mit dem officiellen System in der Mitte, sowie mit dem eventuellen Ziel aller drei am Bosporus — überlassen wir füglich dem eigenen Nachdenken der Leser. Wir wollen auch kein weiteres Gewicht darauf legen, daß seit Katharina II., deren „bis auf unsere Zeit vermachte Visionen und Absichten“ auf Constan-

tinsstadt Czar Nikolaus „nicht geerbt" haben will *), der zweitgeborne Großfürst jedesmal den bedeutungsvollen Namen „Constantin" trägt. Deßgleichen genügt eine kurze Andeutung über die von England jüngst veröffentlichte, wahrhaft erschütternde geheime Correspondenz von der Newa nach der Themse, um zu den weitgreifendsten Meditationen zu spornen. Am 20. Febr. 1853 setzte der Czar dem englischen Botschafter mit dürren Worten auseinander: „was er nicht wolle", daß mit Zarigorod geschehe, wenn der kranke Mann am Bosporus ausgelitten. Er will nicht, daß Rußland, nicht daß England, nicht daß Frankreich, nicht daß eine andere große Nation Constantinopel besitze; einen Versuch zum Wiederaufbau des byzantinischen Reiches will er auch nicht dulden, noch eine Ausdehnung der „systematischen Mißregierung Griechenlands" zu einem mächtigen Staat; noch weniger will er leiden, daß die Türkei in kleineren unabhängigen Christenstaaten fortbestehe! Was will er nun aber, daß mit dem Kern des türkischen Erbes geschehe? Antwort: es bleibt nach allen Möglichkeiten, die er nicht will, absolut nur mehr Eine übrig, die er demnach wollen muß: ein byzantinisches Reich unter einem russischen Prinzen, mit provisorischer Besetzung der Hauptstadt durch die Russen. Unvergleichlich fein drückt er diese Eventualität selbst also aus: „Meinerseits bin ich gleichfalls geneigt, die Verbindlichkeit zu übernehmen, mich nicht in Constantinopel festzusetzen, wohlverstanden als Eigenthümer, denn — als Depositar sage ich nicht" **). Also — Secundogenitur Prinz Constantin's!

*) Geheime russisch-englische Correspondenz. Depesche Seymour's vom 22. Jan. 1853.

**) Geh. russ.-engl. Corresp. Depeschen Seymour's vom 21. Febr. und 10. März 1853.

VI.

Die abendländische Civilisation und der russische Volkscharakter.

Daß die Russen fest überzeugt sind, es stehe ein neues Weltalter bevor, das den Slaven gehöre und den Slaven die Herrschaft über das ganze Abendland geben werde, den Primat über alle Slaven aber hinwiederum dem russischen Stamm, also eine panslavistisch-russische Universalmonarchie — das ist eine ausgemachte Thatsache; die Journale treten besonders in diesem Augenblick ganz unverholen mit der Farbe hervor, und es besteht bereits eine eigene slavische Philosophenschule, welche die Weltgeschichte in diesem Sinne auslegt. Unverkennbar hat das mißverstandene Gottesgericht von 1812 die Flamme des politischen Hochmuthes lichterloh angeblasen, die glimmend und glostend in der Asche der mit dem orthodoxen Primat herübergenommenen altbyzantinischen Prätensionen lag, „einziger Herrscher zu werden auf der ganzen Erde," wie das orthodoxe Kirchenrecht selbst dem Czarthum verheißt. Daß Jungrußland an eine abendländisch-russische Weltmonarchie glaubt, ist leicht erklärlich; die Jakobiner haben ihrer Zeit denselben Glauben für sich gehegt. Daß aber auch die altrussische National-Partei die europäische Universalmonarchie der Russen predigt, das können wir uns nur mit dem erschrecklich blinden Fanatismus erklären, der eine unmittelbar göttliche Mission den Orthodoxen, als den einzigen Christen, über die verstockten „Heiden" gegeben wähnt, und unter diesen Heiden nicht etwa die Teufelsanbeter im Süden und Norden des eigenen Reiches versteht, sondern die nichtorthodoxen Christen, besonders die Lateiner, der übrigen Welt. Sonderbar! Vertritt ja doch gerade diese Partei das russische Volk, das in einer unerhört strengen Geschiedenheit, wie einem ganz andern Volke, der Masse der russischen Gebildeten gegen-

übersteht, und gerade sie hofft nur dadurch Rettung für das russische Volksthum überhaupt, wenn alles Fremde aus dem Volke der Gebildeten herausgerissen wird, Personen und Sachen. Was bleibt aber dann übrig zur Vermittlung neuer volksthümlichen Bildung und zur geistigen Belebung des weltherrschenden Volkes? Antwort: Jungrußland und ächtrussisch gebildete moralische Verworfenheit! Nun sind wir aber der Meinung, daß nur moralisch höher stehende Völker abgelebtere unterjochen und auf deren Trümmern neue Welt-Culturepochen eröffnen können.

Man mißverstehe uns nicht, wenn wir hier von einer culturgeschichtlichen Eigenthümlichkeit Rußlands reden, die ein berühmter Kenner russischer Zustände, Graf Ficquelmont, uns schließlich auf dem Weg der Philosophie der Geschichte erklären helfen soll. Wir sind weit entfernt, die Russen unter dem Gesichtspunkt „überleckter Barbaren" zu betrachten. Sie sind keine Barbaren, sondern ein frischer, naturkräftiger, geistvoller Volksstamm von edler Race, religiös und von guten Sitten. So weit hat Niemand mehr Achtung und Liebe für ächtes Russenblut als wir, solange sie nämlich aus dem Kreise volksthümlicher Unbefangenheit nicht heraustreten; auch zählen sie immerhin einige ächt Gebildeten, an denen wahr geworden, daß halbe Philosophie von Gott ab, volle zu ihm hin führt. Aber — und das ist uns die merkwürdige Erscheinung! — wo die moderne Cultur, für die der Russe noch dazu ganz außerordentlich empfänglich ist, an ihn herantritt, da verschwinden augenblicklich seine Nationaltugenden, Religiosität und Sittenkraft, Einfalt und Treue, von dem Einen Tropfen ist alles Edle vergiftet, und es bleibt nichts übrig, als die gemeine erbsündliche Bestie; er wird, von unserer landläufigen Cultur berührt, gleich durch und durch verdorben, und dann schlechter, als die ihr Unterlegenen im Westen, die ihr Gift leichter ertragen, aus keinem andern Grunde, als weil sie doch immerhin vor der Cultur schon besaßen, was

dem Russen heute noch abgeht, das Bewußtseyn — moralischer Freiheit und Selbstständigkeit. Man mag über diesen Erklärungsgrund vorerst denken, wie man will, über das Faktum selbst sind die Beobachter der verschiedensten westlichen Parteirichtungen einig, und wir folgen hierin namentlich dem strengconservativen Freiherrn von Harthausen. Man sagt mit Recht: wenn der Russe den Bart abscheert, den Kaftan aus-, den europäischen Ueberrock und Frack anzieht, so wird er ein Spitzbube; und er braucht nicht etwa zu studieren, um sich in Berührung mit der Cultur den moralischen Tod zu holen; der gemeine Mann, der Bauer ist liebenswürdig und von Herzen gut, aber sowie er nur überhaupt in größere Kreise heraustritt, Geld erwirbt, Speculant, Kaufmann wird, so ist er verdorben und ein arger Schelm.

So wachsen die faulen Pfützen des Volkes der Gebildeten unaufhörlich und in stets steigenden Progressionen durch den Zuguß aus der reinen Quelle des wahren russischen Volkthums; zwischen die beiden Schichten aber hat sich eine tiefe Kluft gelegt, im gegenseitigen Nichtverstehen, die zum Glücke auch der jungrussische Nationalismus bis jetzt noch nicht zu verengen wußte, Altrußland begreiflicher Weise zur Zeit noch nicht verengen will. Die Bildungs-Qualität jener obern Schichte ist aber um so gefährlicher, als sie nicht etwa von deutschen Elementen herrührt, mit denen Peter I. seine vielfach übereilte Civilisirung betrieb; sie sanken bald zu harmlosen und ehrlichen Lehrern des Handwerks und der Schulkenntnisse herab, während die eigentliche Erziehung schon seit Elisabeth dem Franzosenthum zufiel; und dennoch sind gerade die Deutschen auch bei den Altrussen am meisten verhaßt, sind vor allen die zu entfernenden Fremden, selbst die deutschen Inländer aus den Ostseeprovinzen, deren Erwerb das Reich doch erst zum europäischen Staat gemacht, nicht ausgenommen, weil sie am meisten in Civil- und Militärstellen sich einschöben und die Russen verdrängten. Indeß hatten seit hun-

dert Jahren französische Hofmeister und Gouvernanten Moskowien überschwemmt, mit der ebenso frivolen als oberflächlichen encyclopädistischen Bildung die größte Barbarei und Verderbtheit der Sitten und des Charakters im Schimmer äußerer Politesse übertüncht, und die gebildeten Klassen, über alles Ahnen der Regierung, mit socialem und politischen Gift versetzt, an dem nun das ganze Staats- und Volksleben wie am Krebse kränkelt. Nicht, wie in andern Ländern, in den untern Klassen hat man in Rußland die mit Staat und Kirche tödtlich verfeindeten Elemente zu suchen, sondern unter den Gardeofficieren des Czaren, unter den Beamten seines Palastes und den Großen seines Hofes.

Hier haust Jungrußland, unter den Gebildeten oder, was in Rußland dasselbe ist, im Adel, der von Jugend auf an Luxus und Verzärtelung gewöhnt, wie in solchem Grade nirgends sonst in der Welt, vom nationalen Leben angeekelt, sich ein Treibhausleben europäischer Genüsse schafft, es mit unermeßlicher Verschuldung zahlt, seine Güter an corrumpirte Parvenu's und Spekulanten, sammt seinen unglücklichen, nun erst recht zu bloßen geldmachenden Maschinen degradirten Leibeigenen, verliert; umgeben von einem ärmern Adel, „gemeinen Kerls," wie der höhere selber sagt, aber auch rasirt und befrackt, gleichfalls abgeglättet und lüstern nach dem Luxus der Ordnungen über ihm, in den niedern vom Adelscorps selbst vergebenen Stellen der Landräthe oder Isprasniks auf den verächtlichsten Wegen die Mittel dazu suchend, verfolgt der reichere in den höhern Stellen, ohne Herz und Eifer für das Amt selbst, in seiner Weise dieselben Zwecke der Geld- und Ehrsucht; nirgends kennt er die im Westen ihn auszeichnende Anhänglichkeit an das Vatererbe, nirgends bindet ihn innigere patriarchale Beziehung an seine Hörigen, nirgends tritt die Liebe für Stabilität des Besitzes dem überschwenglichen Luxus moderirend in den Weg, und selten kommt in Rußland, mit Ausnahme einiger großen historischen, im altererbten Besitz

erhaltenen Familien, ein namhaftes Vermögen auf den — dritten Erben.

Fallen aber in Rußland Adel und gebildete Klassen überhaupt in Eins zusammen, so ist beides hinwiederum in dem Einen Tschinwesen, der Beamtenhierarchie, untergegangen; wer immer in eine der zahlreichen Rangklassen des Civil- oder Militär-Staatsdiensts eintritt, erwirbt dadurch den Adel, der also täglich durch neue Parvenu's anwächst. Und da Ehre und Ansehen nirgends zu gewinnen sind, außerhalb der Bureaukratie, die alle reelle Macht in sich concentrirt, da man außerhalb ihrer Zäune dem Vaterland gar nicht zu dienen vermochte, so trat schon deßhalb auch aller alte Adel in die Reihen der Beamten. Es gehört dazu nicht mehr als jener Grad von Abglättung und falscher Cultur, der gerade nur hinreicht, um alles Edle und Nationale im Menschen zu vernichten, und entsprechend herrscht in dieser gefährlichen Bureaukratie ein allgemeiner Geist niedrigster Corruption, der allzu bekannt ist, um hier näher besprochen zu werden, und in immer größeren Peripherien über Rußland sich verbreitet. Vor Allem charakterisirt ihn die schamloseste Plusmacherei, so daß z. B. Sibirien von den einheimischen Völkern sich fast völlig entleert hat, weil alle aus Furcht vor der russischen Habgier unter — chinesischen Schutz sich flüchteten. Die Beamten selbst sind diejenigen, welche mit dem ausgeprägtesten Bewußtseyn das Gesetz übertreten; sie scheinen weit mehr da zu seyn, es zu beugen, als zu wahren. Ihre Bestechlichkeit ist sprüchwörtlich; erst vor Kurzem noch sagte der Kaiser, bei Gelegenheit der Entdeckung einer großartigen Defraudation, zum Thronfolger: „Ich glaube, mein Sohn, wir sind die einzigen ehrlichen Leute in Rußland!“ Auch eine Erhöhung der allerdings niedrigen Gehälter würde nur die Folge haben, daß auch die Bestechungstaxen sich erhöhten, denn diese Summen richten sich nach Rang und Besoldung der Beamten; in Petersburg hat man es daher für die bequemste Uebung

erkannt, nach der angedeuteten Proportion gleich im vorhinein Aversionalsummen in Neujahrsgeschenken zu zahlen. Und was das Aergste ist, die Russen nehmen gar keinen Anstoß an solchem Wesen; ohne Ahnung, daß es mit ihren Herren möglicherweise auch anders stehen könnte, haben sie sich so sehr in die ganze Praxis eingelebt, daß ihnen z. B. in den Ostsee-Provinzen das deutsche Verfahren höchst unbequem ist, und sie mit den dort gesetzlich normirten Sporteln sehr unzufrieden sind, obgleich sie bei russischen Gerichten vielleicht das Hundertfache zu zahlen hätten, um zur Sentenz zu gelangen.

So ist denn in Rußland das, was man nach Belieben Gebildete, oder Adel, oder Beamtenschaft nennen mag, zu einem eigenen Volke der Herren im Gegensatze zum altrussischen Volke der Knechte angeschwollen*), getrennt von diesem durch fremde Bildung, Sitten und Kleidung, ja selbst zum Theil Sprache, durch fremde Lebensanschauung und gänzlichen moralischen Verfall, aber unablässig hinab greifend, um aus der Unbefangenheit des Volkslebens immer neuen Stoff zum verderblichen Werke der s. g. Cultivirung hervorzuholen, die zu immer tieferer Entartung führen muß, je weiter sie in die Breite geht, ohne daß weder oben noch unten das nothwendige und einzige Fundament einer gedeihlichen Cultur gelegt wäre: geistige Freiheit und Selbstständigkeit. Wir verwahren uns ausdrücklich gegen eine Ableitung dieses Mangels aus der eigenthümlichen Regierungsform Rußlands; aber auf ihn und seine Wirkungen in den zweierlei Völkern des russischen Stammes hinweisend, dürfen wir unter allen Umständen fragen: ist dieß das Material, das geistige, zur dauernden Schutzmacht des staatlichen und religiösen Conservatismus im Abendland, der europäischen Legitimität, ja, zur

*) Vgl. über die ganze Auseinandersetzung: Harthausen III, 201; I, 65; III, 18 ff; I, 48. 9; III, 22. 51. 47; I, 117; — Ofenbrüggen S. 86 ff.; — auch Kohl's Petersburg III, 154.

Gründung einer neuen Weltcultur-Epoche, zum Träger einer neuen Weltherrschaft, zum Herrn des „dritten Weltalters der Geschichte?" Oder ist es bloß Material genug, um etwa seiner Zeit, als Gottesgeisel für das Abendland und für das schismatische Russenthum selbst, sich und Andere zu zerschlagen, und im Untergehen nur die Trümmer der Katastrophe hinter sich zu lassen, auf denen die Weltstellung der Zukunft sich erbauen soll?

VII.

Die vorbehaltene Feuerprobe der russisch-griechischen Kirche.

Der Defekt moralischer Freiheit und geistiger Selbstständigkeit am russischen Volkscharakter im Ganzen und Großen tritt aber am schlagendsten im Verhältniß zur Nationalkirche hervor; er erklärt sich hier zugleich selbst. Die ungemeine Religiosität der Russen ist weltbekannt, und sie ist, äußerlich, ganz allgemein auch unter dem Volke der Gebildeten; bei diesen findet sich freche Frivolität des Herzens, Indifferentismus, leichtfertige Negation bis zur Atheisterei genug und übergenug, aber nie und nimmer offene Mißachtung der Kirche. Auch der Atheist krümmt sich vor ihr in tiefster Devotion, und er heuchelt dabei nicht; denn — und hierin liegt im tiefsten Grunde das Eigenthümliche des Russenthums! — Kirche und Nationalität, Religiosität und Vaterlandsliebe sind ihm so ganz und gar identisch geworden, daß ein Aufgeben der Kirche Aufgeben der Volksangehörigkeit wäre. Es ist auch nur noch diese Eine Einheit, die religiöse, welche die moralisch gescheiterten höhern Stände an das eigentliche Volksleben knüpft. Dessen Religiosität aber hat eben durchaus unwillkürlichen und naturnothwendigen Charakter, ruht, wie beim Germanen in der Erkenntniß, so beim russischen Sla-

ven im Gefühle, versteht sich bei ihm ganz so von selbst, wie die Luft, ohne die er nicht athmet, und umfaßt auch sein ganzes Seyn und Fühlen so ganz, daß ihm jeder Naturtrieb Religion wird, von der Elternliebe bis zum unbedingten Gehorsam gegen jede Stufe der über ihm stehenden Autorität, endlich gegen den Czar, der ihm wieder Vater in höchster Potenz ist. Der von der Tradition unerschütterlich überlieferte Glaube fällt gänzlich in Eins zusammen mit dem Russenthum; der Russe glaubt aus demselben Grunde, aus dem er Russe ist, und die Gegenstände des Glaubens selbst sind so absolut und direkt nur für ihn da, daß sie seine Nationalität annehmen, und bekanntlich Gott selbst der „russische Gott“ wird. Auch der in moderner Aufklärung erwachsene Atheist hat seinen „russischen Gott“ und dessen nationale Religion, und die Starowerzen sind eben nur die Consequentesten in der slavischen Auffassung des Christenthums, wenn sie auch das Geringste und Aeußerlichste an den Traditionen der Kirche und der Nationalität, zum Beispiel den langen Bart und die Zahl der Weihebrode, selbst für russisch göttlich und für Religion halten, an dem keinem Menschen, auch dem gesammten Priesterthum nicht, auch nur die allermindeste Aenderung erlaubt sei. So ist die russische Religiosität in ihrem ganzen Wesen selbst Abwesenheit aller moralischen Freiheit und geistigen Selbstständigkeit; auf der Stufe naiver Kindheit und Unschuld stehend, ist ihr Gefühlswesen allerdings auch unvertilgbarer, und dem speculirenden Raisonnement weniger zugänglich, als das Produkt der Vernunft und des freien Willens in der religiösen Erkenntniß des Westens. Dabei kümmern die einzelnen Dogmen den Russen natürlich wenig; seine Theologie ist bloß Gedächtnißsache, die Predigt an das Volk fast unerhört, und die Popen kommen nur als Verrichter der Liturgie ꝛc. in Betracht.

Schade aber, daß wir nicht gleich hier an einer Schilde-

rung des russischen Sektenwesens nachweisen können, in welche tiefe religiöse Entartung der Russe folgerichtig in dem Moment verfällt, wo er von dem gefährlichen Baume der Erkenntniß ißt, der bei uns im Westen die alltägliche Kost, auch für den entlegensten Bauern ist, sobald er sich nur in der Dorfkneipe das Wochenblättlein besieht. Der Russe hört aber, wie die verschiedenen, eigentlich sektirerischen, aftermystischen oder freigeistigen Richtungen in Rußland zeigen, logisch nothwendig und thatsächlich auf, Russe zu seyn, sobald er, in irgend einer der etwa zweihundert Dissidenten-Nuancen, die von ihnen unterminirte National-Religion zu bekennen aufhört. Meistens verfällt er auch direkte einer Anschauung, die im Westen stets nur den vorgeschrittensten Sektenbildungen eigen ist, und entwickelt dann allerdings plötzlich, aber in malam partem, eine moralische Freiheit und geistige Selbstständigkeit, die in der Nationalkirche selbst mit keiner Spur angezeigt ist. Kurz, sein ganzes Daseyn verliert alle und jede religiösen und nationalen Wurzeln im Volksleben, und treibt haltlos in der Brandung einer ungewohnten Subjektivität, sobald es aus der unvermittelten Objektivität des puren Gefühlslebens heraustritt. Die nationale Kirche selbst dagegen hat sich, in diesem als ihrer Lebensluft, allerdings seit dem Mittelalter ungebrochen und unerschüttert erhalten, unbekannt mit allen Gefahren, welche die westliche Kirche seitdem unablässig bestand, Rußland, während diese die Nationen mit dem unverlierbaren Bewußtseyn des Zusammengehörens erfüllte, von aller Welt in sich abschließend, es einerseits als unberührt von den Interessen und Kämpfen Europa's in die Rolle des bloßen Zuschauers zwingend, andererseits seine Nationalität, sein ganzes Staatswesen mit der eigenen Intoleranz durchdringend, so daß kein Czar einen Krieg führen kann, es sei denn ein Religionskrieg. Aber dabei ist sie, selbst von einer erstarrten Kirche unter den Horden Moskowiens gepflanzt, stets in einer Erstarrung und Sterilität

versunken geblieben, die überall da unmöglich ist, wo das Christenthum wahrhaft die Gemüther befruchtet.

Wir gaben bereits zu bedenken, daß Alles, was seit anderthalb Jahrhunderten zur Cultivirung und Civilisirung Rußlands geschah, durchaus ohne und also gegen seine Nationalkirche geschah. Eine solche engherzige Kirche mit ihren territorialen Gränzen — wie sollte sie auch je der universellen Macht der Civilisation gewachsen seyn? Wo hat sie in Rußland Liebe zur Wissenschaft aufkommen lassen, wo Cultur verbreitet? Gilt nicht fast noch heute das Wort, mit dem Peter I. dem Klerus einst den Cäsareopapismus diktirte: „Ihr Büffel könnt doch das Volk nicht unterrichten?" Wo hat sie das Evangelium verkündet, wo war sie auch nur im Stande, die schismatischen Starowerzen zu sich herüberzuziehen, geschweige denn Katholiken oder Protestanten, mit kirchlichen Mitteln nämlich? Unter den Heiden missionirt sie allerdings da und dort im eigenen Reiche; aber nicht bloß an nationaler Antipathie, sondern vorzugsweise an der geistigen und moralischen Unfähigkeit der Popen scheiterten z. B. bis jetzt alle Versuche der Regierung, die Tartaren zu christianisiren; die mit deren Bekehrung officiell beauftragten Popen betreiben die Sache bloß zum Schein und als ein Geschäft, das weltliche Belohnung und Beförderung verspricht; die drei Stücke: daß er das Haupthaar nicht mehr scheere, kein Pferdefleisch mehr zu essen verspreche, die Bilder verehre und das Kreuz schlage, constituiren eine tartarische Conversion, und auf diese Bedingungen hin tauft der Pope; natürlich läßt sich nur schlechtes Gesindel dazu herbei, und verliert so der Tartar die Strenge des Muselmanns, ohne vom Christenthum irgend etwas zu gewinnen. Kurz, in kaum zweihundert Jahren brachte einst die kleine englische Kirche weit mehr Erfreuliches und eigenthümlich Christliches hervor, als die ungeheure russische in fast tausend Jahren, Beweis, daß das Evangelium in ihr noch nicht lebendig geworden. „Sagt man, es sei die

Unterdrückung der dortigen Kirche die Ursache, so antworte ich: eben weil das von Rom ausgehende Evangelium und die durch dieses gebildete Kirche sich nicht unterdrücken ließ, sondern immer frei, rührig, lebendig, ihrer Würde bewußt sich zeigte, nie von den Verhältnissen niedergehalten seyn, sondern sich ihrer bemächtigen und sie selbst durchdringen wollte: das ist das Merkmal, daß der wahre Geist des Evangeliums von Rom ausging *)".

Es sind edle Geister, die den endlichen Sieg im letzten großen Völkerkampfe Europa's der Seite verheißen, „wo die größere Kraft des Glaubens herrscht." Aber herrscht sie, kann sie herrschen in jener so beschaffenen slavischen Nationalkirche, deren Glaube in der That noch gar keine Probe bestanden, die mit Hülfe der Polizei bis jetzt jede Gelegenheit ängstlich vermieden, ihn da zu stählen, wo er allein zu stählen ist — im Kampfe? „Erst jetzt werden zunächst die Geistlichen in den theologischen Schulen auch dazu angeleitet, den Volksunterricht übernehmen zu können; und im russischen Klerus hat sich seit 20 bis 30 Jahren eine bedeutende wissenschaftliche Regung gezeigt" — so berichtet unser Gewährsmann, legt uns aber zugleich die Frage nahe: wie wird nun, wenn es endlich zum Treffen kommt, die „Kraft des Glaubens" der Nationalkirche bestehen? Die Vorzeichen sind nicht die besten. Offenbar ist es der geringere Theil jenes strebsamern Klerus, der das Studium der Patristik, namentlich der griechischen, erwählt, während der größere auf die westliche Theologie sich geworfen hat, aber nicht etwa auf die mit dem blindesten Hasse vermiedene scholastische und neuere katholische, sondern auf die neuere protestantische, in der diesen russischen Theologen hinwiederum ganz vorzüglich die Schule — Schleiermacher's imponirt, also der christlich verbrämte pantheistische Rationalismus, den Berlin einst als schwachen Nothbehelf

*) Möhler in den gesammelten Schriften. I, 77.

für die Leere des Trivial-Rationalismus acceptirte, an dessen Ausstoßung aber zur Zeit das ganze protestantisch-gläubige Deutschland gegen die Frechheit der „Bekenntnißlosen" aus Leibeskräften arbeitet. Freilich muß der Schleiermacherianismus russischer Popen trefflich conveniren mit der in den höhern Ständen durch deutsche Hofmeister und Heirathen neben französischen Gouverneurs und Gouvernanten eingeimpften Encyclopädisten-Religion. Und so unbekümmert sicher sind die Glaubenswächter des Lehrinhalts ihrer Kirche, daß sie gar nicht zu merken scheinen, wie der Mäusefraß der Berliner-Theologie an ihrem altkatholischen Dogmensystem nagt, obgleich es schon Popen gibt, welche die Messe offen für bloße Liturgie erklären und ihre Abendmahlslehre im — Calvinismus wiederfinden. Diese Richtung hat bereits ihre Tradition; die calvinisirende Dogmengeschichte des Erzbischofs Methodius von Twer, der in die Fußstapfen der protestantisirenden Dogmatiker Erzbischof Plato von Moskau und Archimandrit Theophylakt daselbst eintrat, wurde von der „heiligen Synode" selbst approbirt und in ihrer eigenen Officin gedruckt; Staatsrath Stourdza schrieb zwischenein im voltairianischen Geiste der russisch Gebildeten, aber mit dem unverkümmerten Katholikenhasse des ächten Schismatikers, sein Werk „über Lehre und Geist der orthodoxen Kirche;" derselbe hat auch „Briefe über die Pflichten der Geistlichen" geschrieben, die erst noch im J. 1852 in's Griechische übersetzt wurden, um den „orthodoxen" Popen auch außerhalb Rußlands dringendst empfohlen zu werden; was aber die Theologen von Fach betrifft, so regiert gegenwärtig Metropolit Philareth zu Moskau die von ihm selbst an der Academie daselbst festgegründete protestantisirende Schule, und sucht durch seine Predigt- und Katechismus-Werke sie über die 120,000 russisch-orthodoxen Popen zu verbreiten.

Nehme man zu diesem, wie es scheint, wieder fast unwillkürlichen und von Seite des Kirchenregiments nicht ein-

mal verstandenen theologischen Abfall von der alten Orthodoxie, und zu den mystischen oder speculativen Richtungen des um sich greifenden Sektenwesens, etwa gar noch eine nahe Collision mit der griechisch-griechischen Kirche, wo die Cultur der Jetztzeit noch breitere Bresche gerissen, und die englisch-amerikanischen Missionäre, namentlich auch unter den Armeniern, triumphiren, nicht zu vergessen endlich die früher oder später unausweichliche Entscheidung zwischen den immer wenigstens mit Einem Fuße auf kirchlichem Gebiete stehenden politischen Parteien — so wird die Ahnung einer Katastrophe zur innern Umwandlung dieser Kirche nicht mehr verfrüht erscheinen. Auch für sie wird ein 16. Jahrh. der katholischen Kirche kommen; diese entwickelte damals gewaltige geistige Kraft nach allen Radien von ihrem centrum unitatis aus und überwand so innerlich siegreich die zersetzende Zeit; der anatolischen Kirche aber fehlt ein solches centrum, und in Rußland versteht man theils diese Zeit nicht, theils aber, wo das oft von furchtbaren Gräueln begleitete Sektenwesen nicht mehr zu ignoriren ist, beschränkt sich aller Widerstand auf die rohe Gewalt, mit der die Bajonette das Uebel möglichst niederzuhalten suchen. Was die tragische Krisis unfehlbar beschleunigen würde, wäre eine irgendwie nähere Berührung des russischen Kirchenlebens mit dem zerrissenen Westen. Herr Bruno Bauer, ein höchst unverdächtiger Zeuge, dem die national-kirchliche Abgeschlossenheit Rußlands in sich in der That weltherrlich imponirt, spricht sich darüber in einer Weise aus, daß wir mit seinen Worten unsere Ansicht, unter ein paar Vorbehalten, füglich noch einmal in Kürze zusammenfassen können.

Während — sagt er — das religiöse Leben der Germanen der Kampf einer stolzen und mächtigen Individualität mit sich selber ist, während daraus mit Nothwendigkeit die Schöpfung zweier Welten, die Aufrichtung zweier Autoritäten und Gewalten resultirte, „von denen die eine

die Ueberlegenheit der Moral über die Politik, der Universalität des Geistes gegen die beschränkten Zwecke des Staats begründet und sicher gestellt hat" — findet sich im religiösen Leben des Russen von allem Dem nichts! Es ruht auf einem unwillkürlichen Gefühl, durch geistigen Kampf weder erzeugt noch genährt; einen Gegensatz zwischen geistlichem und weltlichen Reich kann die Religion des Russen ebensowenig kennen, da sein ganzes Leben unmittelbar von Religion durchdrungen ist: Familie, Gemeinde, Land, Hauptstadt und Czar — Alles unmittelbar religiöse Bedeutung hat. Die Gottheit selbst ist dem Russen nationalisirt; er hat seinen eigenen, den „russischen Gott" (Ruski Bog), wie ihn schon Suwarow, zum Entsetzen der Aufgeklärten, unter diesem Titel auf den italienischen Kampfplätzen anrief; das moskowitische Vaterland ist das „heilige Rußland," die revolutionirten Völker des Westens sind „Heiden"*), und tritt der Russe mit andern Völkern in Krieg, so bekämpft er in ihnen die Rebellen gegen seinen Gott und dessen Czar. Aber gerade hierin stellt sich auch der wunde Fleck der Zukunft Rußlands dar; „seine Kirche ist der Beweis, daß es nicht die Kraft der frühern welthistorischen Nationen hat, die die eroberten Kirchen sich assimilirten und für ihre Religion gewannen. Die russische Kirche kann weder den katholischen Adel Polens gewinnen, noch den lutherischen der Ostsee-Provinzen, noch die lutherische Bürgerschaft der finnischen Städte. Selbst noch im jetzigen Katholicismus trifft sie auf die Reminiscenz eines Grundsatzes der Universalität, dem ihre Nationalität, noch im jetzigen Protestantismus auf die Reminiscenz eines innern Seelenkampfes, dem ihre Unmittelbarkeit nicht gewachsen ist." Wenn dieses Rußland einst mit den Völkern des Westens in dauernde Berührung kommt, „wird sich dann die Ungebro-

*) Beide Bezeichnungen gebraucht z. B. die Proclamation vom 26. März 1848.

chenheit seiner Kirche und nationalen Religiosität noch behaupten können? wird sein Sieg nicht auch sein Fatum werden?" *)

Aber gerade hier geht uns frohe Hoffnung auf! Nach den uralten Weissagungen wird Rom einst die slavische Kirche sich wieder vereinigen. Freilich stehen von dieser Seite Berge unerhört lügenhaften Vorurtheils, wahrhaft dämonisch blinder Wütherei entgegen, und noch am entmuthigendsten könnte die berüchtigte Halsstarrigkeit der altkatholischen Richtung der Starowerzen selbst gegen ihre eigene Kirche erscheinen. Aber alles Das beweist nur die Nothwendigkeit eines tüchtigen Fegefeuers. Dann mag allerdings, wenn es Gottes Wille ist, die Krone vom germanischen Blute zu nehmen, die „größere Kraft des Glaubens" auf slavischer Seite seyn, und slavische Nationalität die Cultur-Epoche der römischen Kaiser deutscher Nation in höherer Potenz wieder aufnehmen; aber nicht früher!

VIII.

Graf Ficquelmont über die Schwäche des russischen Staats- oder Volksthums, und deren Genesis.

Wir vermißten, dem russischen Volksthum auf den tiefsten Grund geschaut, daran die moralische Freiheit und geistige Selbstständigkeit, welcher allein die größere Kraft des Glaubens, das innere Mark der frühern welthistorischen Na-

*) Bruno Bauer: Rußland und das Germanenthum. Charlottenburg 1853. S. 16 ff. — Vgl. im Uebrigen Harthausen III, 85; I, 187; III, 206 ff.; I, 481; I, 377; — endlich Hefele: „Die russische Kirche" in der Tübinger theolog. Quartalschrift. 1853. III, 412 ff.

tionen entstammen kann; wir vermißten sie selbst auch bei den voltairianisch oder freimaurerisch *) gebildeten höhern Ständen, und nahmen bloß den Fall aus, daß der Russe aus dem unverstandenen Gefühlsleben seines nationalen Kirchthums herausfalle, und durch das ihm neue Princip der religiösen Wahlfähigkeit irgend einer der meistens wahrhaft furchtbaren Sekten zugeführt werde, welche — merkwürdiger Weise! — ausschließlich unter dem gemeinen Manne verbreitet sind. Auch Herrn Bruno Bauer, dem Meister jener mittelst der Kritik glücklich über das Christenthum hinweggekommenen Schule, ist der Mangel aufgefallen, und er hat eine Erklärung desselben versucht, die jeden Katholiken wie ein heißer Strahl unerwarteter Freude durch das Herz treffen muß. Aber es ist ihm doch dabei ein Quid pro quo begegnet: denn nicht die mächtige Individualität der Germanen hat, wie er meint, die „zwei Gewalten" geschaffen, sondern es ist vielmehr unter dem Schutz dieser „zwei Gewalten" jene mächtige Individualität, die christlich-germanische, erst ewachsen.

Unter freudiger Ueberraschung sahen wir diesen Gedanken der jüngsten, zum Vorhinein mit allgemeiner Spannung erwarteten Schrift des Grafen Ficquelmont über die orientalische Frage zu Grunde gelegt **), und wir fühlen uns berufen, gerade ihn um so schärfer zu betonen, als gewisse großen Blätter, aus selbstverständlichen Gründen, in ihren Be-

---

*) Auch dieses Unkraut hat in Rußland tiefe Wurzeln geschlagen!

**) „Die religiöse Seite der orientalischen Frage" von C. L. Grafen Ficquelmont (Wien 1854). Der Herr Verfasser, einst lange Jahre hindurch Vertreter Oesterreichs in St. Petersburg, und tief eingeweiht in die Zustände des russischen Staatswesens, wurde — sagen wir nicht: deßhalb, sondern: dennoch! — so oft man von einer russenfreundlichen Partei im Kaiserstaate sprach, als Haupt derselben vermeint. Leicht erklärlich! Man vermag eben in der Regel bei der politischen Orientirung über das diplomatische Ent-

sprechungen kein Sterbenswörtlein davon verlauten lassen *). Es waren, sagt er, wilde, urwüchsige Menschen, die vom Norden vorwärts getrieben nach dem Westen, sämmtlich Stammväter neuer, und zwar der civilisirtesten Völker des Erdballs wurden; es waren sodann die Bewohner derselben nordischen Länder, jenen Trägern einer neuen Cultur in Allem ähnlich, unter welchen die orientalische Kirche das Kreuz aufpflanzte, dieselben Keime schlugen in ihnen Wurzel, sie wurden und blieben aufrichtig und aus voller Seele Christen; aber — der christliche Glaube, welcher sonst aller Orten in

---

weder-Oder: englische Sympathien, russische Sympathien! nicht hinauszukommen. Nun aber hat der edle Graf an England ein abscheuliches Exempel gottverlassener Politik statuirt, und das berühmte, bis jetzt in zwei Bänden vorliegende Werk: „Lord Palmerston, England und der Continent" geschrieben: also mußte er wohl — russisch gesinnt seyn. Die deutsche Mitte zwischen beiden Polen einem großen Diplomaten zuzumuthen, fiel Niemanden ein. Und dennoch hat der edle Graf sie eingehalten, geradeso, wie die „Hist.-pol. Blätter" seit dem Beginn der brennenden Frage zu thun nie aufgehört. Wie übrigens auch er über die Rechtsfrage bezüglich der Mentschikoff'schen Forderungen denkt, ist vollkommen aus seinen wenigen Worten zu ermessen: „Rußland gelangte dahin, in dem neuen Traktate, welchen es von der Pforte forderte, an die Stelle des in dem Traktat von Kainardschi gebrauchten Ausdruckes „„Christen"", das Wort „„Griechen"" zu setzen." Beizufügen wäre gegen gewisse publicistischen Sophistereien bloß etwa noch: die Verwandlung des Schutzes par la porte in den Schutz par le Czar, und die Convertirung der „religiösen Rechte" in — „politische Vorrechte"!

*) Der edle Graf deducirt: auf dem Princip der „zwei Gewalten" ruht „der Grundsatz der Duldung in Glaubenssachen", und dieser Grundsatz ist „die einzig mögliche Grundlage des Friedens unter den Menschen." Soweit aber geht die protestantische Vorsicht, daß z. B. die „Allg. Ztg." (vom 18. März) das erste Glied des Arguments jählings unterschlägt, das zweite dagegen mit der trivialen Phrase wiedergibt: „Graf F's. Broschüre ist vor Allem eine Schrift zur Wahrung des — confessionellen Friedens."

Europa so mächtige Früchte trug, vermochte bei diesen keine Spur jener ihm sonst allenthalben eigenthümlichen Fruchtbarkeit zu entfalten. Die Volksstämme des russischen Reiches wurden bessere Menschen, ihre Gesittung minder rauh, aber sie blieben, trotz des sie durchdringenden neuen Lebens, stationär; sie erwarben einige Tugenden mehr, aber nie die Cultur der Intelligenz, nie kamen sie über die Culturstufe hinaus, welche dem bloßen Instinkte eigen ist; es wurde aus ihnen nur ein Werkzeug des jeder Lebenskräftigkeit baaren passiven Gehorsams. So blieb Rußland achthundert Jahre lang versunken in Unwissenheit und Rohheit, ganz Rußland gesteht, daß es erst von Peter I. an die Wohlthaten der Civilisation kennen gelernt, und doch ist dieses Volk mit Fähigkeiten des Geistes und des Gemüthes von der Natur reichlich ausgestattet, welche es längst auf gleiche Höhe mit den vorgeschrittensten Völkern hätten heben können! Woher nun die höchst auffallende Thatsache seines absoluten Zurückbleibens? Antwort: Rußland hatte sich zur byzantinischen Kirche bekehrt, und wie diese Kirche von den Bruchstücken der frühern Civilisation des Orients, der ältesten der Welt, nichts zu retten verstand, so hat dieselbe Kirche in Rußland sich unfähig erwiesen, die Millionen neubekehrter Christen zu civilisiren. Und wiederholen wir: als Peter I. mit einer Civilisation begann, war es ohne und gegen diese Kirche!

Wie kam es nun aber demalso mit der ganzen byzantinischen Kirche? Graf Ficquelmont schreckte vor der Untersuchung nicht zurück. Er erklärt das Christenthum nach seiner Stellung im Leben als den „nothwendigen Gegenstand des Studiums für den Staatsmann", dem dann die merkwürdige Erscheinung in die Augen springen müsse, die an und für sich allein schon das innerste Wesen des Christenthums charakterisire, und wodurch es sich von allen andern Religionen unterscheide, die Erscheinung einer von der weltlichen

Macht unabhängigen geistlichen Gewalt. Sie hat den christlichen Völkern ihren eigenthümlichen Charakter aufgeprägt, dessen Wesen in der moralischen Schranke liegt, welche jene Gewalt der weltlichen Macht entgegenstellt, und die sie in dem Gewissen jedes Einzelnen aufgerichtet hat; sie hat die Civilisation geschaffen, denn das Glaubensbekenntniß an und für sich allein übt keinen Einfluß auf die Regierung der Welt. Das unterscheidende Merkmal des Christenthums besteht also darin, daß es die Idee zweier von einander unabhängigen Gewalten in's Leben geführt, deren gleichzeitiges und einverständliches Wirken zur Regierung des Menschen erforderlich ist; immer führt die eine ohne die andere zum Verderben; die religiöse Macht allein ist für die weltlichen Interessen unzulänglich, während die weltliche Macht allein die moralische Freiheit des Menschen vernichten würde. „Diejenigen, welche die katholische Kirche bekämpfen, haben daher gar keinen Begriff von dem tiefinnersten Gedanken ihrer Stiftung, sie haben gar keine Ahnung davon, daß einzig und allein die Selbstständigkeit der geistlichen Gewalt die moralische Selbstständigkeit des Menschen begründet hat, jene größte aller Wohlthaten, welche dem Menschengeschlechte je zu Theil werden konnte, und die schon an und für sich genügt hat, um die Civilisation der modernen Völker, welche ihr Werk ist, so hoch über jene der alten Völker zu erheben, als die Wahrheit über dem Irrthum steht."

Die Theilung der Gewalt zwischen Staat und Kirche, und deren beiderseitige freie Bewegung gewährleistet dem Individuum die Freiheit des Gewissens; wo beide in Eins verschmolzen, die Kirchen säcularisirt und nationalisirt werden, da kann der Einzelne sich keiner moralischen Freiheit mehr erfreuen. Protestantischerseits hat man daher ein Gegengewicht in der politischen Freiheit gesucht; um die Welt nicht unwiederbringlich um die vom katholischen Princip geschaffene Gewissensfreiheit zu bringen, fand man sich genö-

thigt, nach gewissen Regierungsformen zum Schutze derselben sich umzusehen. Die orientalischen Schismatiker aber, zunächst die Byzantiner — wer sieht nicht, daß die Verschiedenheit der Verfassung ihrer Kirche und der lateinischen die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Geschichte erzeugt hat? Wer könnte noch zweifeln, woher die moralische Schwäche der Byzantiner-Kirche datire, der es Anfangs nirgends an Sternen erster Größe fehlte, die von dem ganzen Gewichte der kaiserlichen Macht unterstützt war, deren neue Religion aber keinerlei Besserung bewirkte, in ihrer mit dem vollen Sittenverderben der Römerwelt überkommenen Stadt Constantins, weil sie eben stets jener Gewalt unterthänig geblieben, welche sie zur Praktik der Grundsätze des Christenthums zurückzuleiten berufen gewesen wäre. Daher kommt es, „daß diese so gewaltig gewappnete Kirche dennoch so schwach blieb, während die lateinische Kirche, obwohl ihr keine andern Waffen zu Gebote standen, als der Glaube und das Wort, einen so großen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit erlangte.“ Denselben Weg ist aber die russische Kirche gegangen, schon lange bevor Peter's System ihr den Patriarchen nahm, ihr die Güter raubte, sie vom Staate besolden ließ, sie förmlich zur stummen Dienerin machte; und sie ist zu denselben Resultaten gekommen. Wie die byzantinische die alte Civilisation nur der hoffnungslosesten Barbarei entgegenführte, so verstand die russische Kirche es nicht, aus einer ganz neuen Menschennatur etwas zu machen; „die Unterwerfung der geistlichen Gewalt unter die weltliche und die aus dieser Unterwerfung als unvermeidliche Folge hervorgehende grundsätzliche Intoleranz sind die beiden Ursachen dieser Gleichartigkeit.“

XXXVI.

W. Menzel's

Geschichte Europa's vom Beginne der französischen Revolution bis zum Wiener-Congresse 1789 — 1815 *).

Die Franzosen besitzen bereits eine Geschichte der französischen Revolutionsgeschichten; wir Deutsche werden bald dahin kommen, die Untersuchungen über die französische Revolution, wie sie A. W. Rehberg vor 61 Jahren unternommen hat, wenigstens als Quellenkunde wieder aufzunehmen, und diese namentlich über die deutschen Bearbeitungen auszudehnen. Wie lange hat es gedauert, bis wir aus der Nachbeterei jener gemachten Größen der Revolutionszeit, jener ekelhaften Spukgestalten, welche man als Helden des Jahrhunderts aufputzte, hinauskamen, und, ich will nicht sagen, den deutschen Boden, sondern nur überhaupt ein ethisches Gebiet zur Beurtheilung eines der größten Ereignisse der Weltgeschichte gewannen! Welche Masse verkehrter Anschauungen, ja welche Fülle von Oberflächlichkeit ist nicht

*) In zwei Bänden. Stuttgart. Verlag von Adolph Krabbe. 1853.

durch Mignet in die deutsche Literatur gekommen, ein Buch, welches man dem schlechten Gehalte und der schönen Form nach mit Schiller's Geschichte des 30jährigen Krieges vergleichen kann. Von einem ganz beschränkt französisch-nationalen Standpunkte aus geschrieben, hat es Mord und Aufruhr beschönigt, und was von der französischen Revolution vor Allem zu lernen ist, ihre universalhistorische Bedeutung als Zuchtruthe für die verrosteten Staaten, wie einst die Reformation Zuchtruthe war für die verrotteten kirchlichen Zustände, ebenso systematisch nicht berücksichtigt, wie Thiers die furchtbaren Leiden der von der Revolution überrannten Völker, die sich unter ihren Peinigern wanden und krümmten, wie der Wurm unter dem Fuße des ihn Zertretenden, in erhabenem Pathos nicht berührte. Uns Deutsche hat die Schlosser'sche Geschichte des 18ten Jahrhunderts wohl in einen tiefen Grimm über alle Dynastien, das ganze Treiben des bezeichneten Jahrhunderts stürzen können; der alles bekrittelnde, alles tadelnde, mit allem unzufriedene Schriftsteller, der seine Feder nicht in Tinte, sondern in Ruß und Pech tauchte, hat aber über dem, was der Schwabe so recht sprechend mit „Greinen" bezeichnet, das θεῖον der Geschichte gänzlich zur Seite gelassen, und dafür sich in trivialen Ausfällen gegen Lebende oder kurz Verstorbene ergangen, welche um eine oder zwei Spannen größer waren, als der Heidelberger Geschichtsprofessor. Zum Cynismus der Revolution gesellt sich da das Maß der Ungebühr in solchem Grade, daß jede edlere Natur sich zuletzt mit Ekel von dem bändereichen Werke wegwendet. Sind in ihm absichtlich die Lichtseiten der Zeit versteckt, ist das Ganze eine fortwährende Apologie jeder nichtchristlichen Gesinnung und nichtchristlichen That, wo, was nur ganz leise in dieses Gebiet hinüberstreift, mit Aberglaube, Jesuitismus und ähnlichen banalen Phrasen abgefertigt wird, so gereichte es der Niebuhr'schen Geschichte des Zeitalters der Revolution zum besondern Vorzuge, sich von den grellen Uebertreibungen ferne gehalten, den

Sinn der Zeitgenossen auf das Maß zurückgeführt und überall ethische Würde beobachtet zu haben. Wachsmuth's schwerfälligere Geschichte war mehr für den Forscher berechnet, und geht ihren gemessenen Weg, ohne je sich zu solchen Hülfsmitteln zu bequemen, wie Schlosser, welcher diejenigen, die anderer Meinung sind, in seiner Geschichte mit Ausdrücken belegt, die jeder Gesittete selbst im gewöhnlichen Conversationstone vermeidet*). Ist er der Vater jenes Cynismus, welcher seine Schule bezeichnet, und den Gervinus durch seine Kraftsentenzen nun auch in die Geschichte der deutschen Literatur hinüberleitete**), so ist es eine doppelt erfreuliche Sache, wenn Männer, welche die literarische Polemik zu ihrem Fache erwählten, den breitgestampften Pfad absichtlich vermeiden, und in der Darstellung einer Zeit, welche mehr als eine andere das Gemüth erschüttert, die Leidenschaft hervorruft, den Haß entfesselt, Maß, Ruhe und Vermittlung

*) Wir werden, sobald nur einige Zeit zu erübrigen ist, unsere Leser mit einem Florilegium urbaner Ausdrücke der Schlosser'schen Schule und ihrer gleichgesinnten Consorten überraschen, um die Feinheit der Empfindung und den edlen Ton überhaupt, und den Grad der Urbanität zu bemessen, den die Athener an dem Nekar in der deutschen Literatur herrschend zu machen suchten.

**) Vergl. Geschichte der deutschen Dichtung III. Bd. S. 336: „neuere Abtrünnige, wie Friedrich Schlegel 2c.“ War Schlegel ein Abtrünniger, was waren denn Luther und Consorten und die Vorfahren des Hrn. Gervinus? Wie dann die Alten sungen, zwitschern die Jungen, was sich an Hrn. Schade erweist, welchem jedoch Franz Pfeiffer in seinem ungemein lehrreichen Nicolaus von Jaroschin S. XI die gebührende Lection (Note *) ertheilt. Wenn aber Gervinus bei Hervorhebung literarischer Verdienste sich solche schmachvollen Ausdrücke gestattet, denn die ganze Phrase heißt: „Neuere Abtrünnige, wie Friedrich Schlegel, haben des Johann Scheffler (Angelus Silesius) Gedächtniß unter uns erneuert“, so wird die Rohheit wie natürlich für des Meisters Gesellen der Sporn und Antrieb zu literarischen Gassenbübereien.

zu bringen suchen. Jedermann kennt die gute Klinge, welche W. Menzel führt. Wir sind ihr vor Jahren in diesen Blättern begegnet, und haben damals das Schlachtfeld auszumessen gesucht, das uns gemeinsam ist, und die Punkte ausgesteckt, wo eine Verständigung erst eingeleitet werden muß. Seitdem ist Vieles anders geworden. Damals hofften wir noch auf die Möglichkeit einer Ausgleichung unserer Gegensätze; wir waren der Meinung, je offener die Parteien sich aussprächen, desto leichter könnten sie sich verständigen. Wir waren des eitlen Wahnes, daß die deutsche Wissenschaft, als ein Allen gemeinsames Gebiet, die Männer der verschiedensten Ansichten einander näher bringen werde, daß es möglich sei, eine Heilung unserer heillos gewordenen Zustände anzubahnen. Die Zustände des Jahres 1847, insbesondere die Politik der Könige, welche dem Radicalismus in der Schweiz zum Siege verhalf, haben schon vor dem Champagnerrausche des Jahres 1848 überzeugt, daß auf diesem Wege nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu helfen sei. Jetzt rauschen bereits die Flügel der Nemesis und der Erinnyen eherne Füße lassen sich wieder vernehmen. Die Zeiten sind rasch vorbeigegangen, wo man mit Grundsätzen feilen durfte, wo die Unterthanentreue nur dazu vorhanden schien, um nach Gefallen damit zu spielen, und die Religion zur Larve ward, welche man abnahm oder vorhielt nach Laune, nach Antipathie und dem Interesse des Momentes. Mit tiefem Schmerze muß man, wenn Menzel's Buch zu Ende gegangen, sich von der Wahrheit überzeugen, wie nahe wir im 19ten Jahrhunderte den Zuständen gekommen, welche unmittelbar vor dem Ausbruche der französischen Revolution Europa erfüllten, wie in mehr als Einem Staate mutatis mutandis Ludwig XIV. noch einmal aufgespielt worden ist.

Doch es ist falsch, die Revolution von diesem Fürsten abzuleiten; der Umsturz des französischen Thrones konnte geschehen, ohne daß ein Weltbrand Europa ergriff. Als aber Ludwig XIV.

das Mark seines Landes aussog, entstanden in Deutschland die Lustschlösser in Haiden und Wäldern, die noch jetzt als Denkmäler stehen, daß man auf deutscher Erde nicht, wie die Bourbons, nichts gelernt und nichts vergessen, nein, im 18ten Jahrhunderte doch drei Wörtlein romanisch, l'état c'est moi, wenn auch nicht mehr, gelernt habe. Daß auf dieses Treiben hin die Reaction erfolgen mußte, ist klar, und darin stimmt die katholische Anschauung der Geschichte mit der conservativen des anderen Theiles überein. Allein, wenn wir in dieser Beziehung gleichen Boden haben, so schwindet derselbe, wenn wir weiter zurückgehen. Nach Schlosser hatte das 18te Jahrhundert die Aufgabe, zu zerstören, was von dem Mittelalter noch übrig war; dieses ist zum einen Theil wahr, zum andern grundfalsch. Auf die mittelalterliche Ordnung hatte das 16te und 17te Jahrhundert eine neue kirchliche und politische begründet, welche mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts ihre Lebenskraft schon verloren hatte; das 18te Jahrhundert richtete sich zunächst auf Zerstörung dessen, was das 16te geschaffen, das 17te zur Herrschaft gebracht hatte. Die ganze Richtung der Geister in Deutschland ging darauf hinaus, den Bau des Lutherthums, lutherische Schulen, Scholastik und Denkweise aufzuheben, und weil sich das Lutherthum mit dem Staate identificirt hatte, höhlte die oppositionelle Richtung zugleich den Staat und die neue Kirche aus. Wir haben nur immer Voltaire, Rousseau rc. im Munde. In Deutschland ist die gleiche Richtung, die Zersetzung des Positiven, von protestantischen Theologen ausgegangen. Die Pietisten, welche alles Christenthum subjectivirten, haben dazu im Anfange des 18ten Jahrhunderts den Grund gelegt, und man darf nur Spittler's Kirchengeschichte lesen, um Beweise für diesen Satz zu holen, ja, um sich zu überzeugen, wie der große Historiker Würtembergs, einst die Zierde Göttingens, die Operation der Zersetzung des Christenthums den protestantischen Theologen, Kirchengeschichtslehrern und Exe-

geten als ihr unveräußerliches Eigenthum vindicirt. Das vorige Jahrhundert bietet zum 16ten den Gegenhalt dar; das letztere schuf den Cäsareopapismus in politischer Beziehung, in kirchlicher bildete sich der Abfall von der katholischen Kirche durch Lutherthum, Zwinglianismus, Calvinismus, bis zu seiner letzten Consequenz, dem Socinianismus, aus. Mit diesem hatte die religiöse Bewegung, die sich an Luther anreiht, den Punkt erreicht, wo sie überschlug und ein anderes Rinnsal sich suchen mußte. Als die von Leibnitz unternommenen Versuche einer Vereinigung der Protestanten unter sich ebenso scheiterten, wie die, die Katholiken mit den Protestanten zu vereinigen; als in der Pfalz die Tempel für die drei Confessionen gegründet wurden, der Socinianismus an den deutschen Universitäten immer mehr Eingang fand, der bloße Autoritätsglaube sich ein für alle Mal als unwirksam erwiesen, war eine neue Zeit eingetreten, welche ihr Denkmal an dem Könige Preußens erhielt, der im öffentlichen und Privatleben sich vom christlichen Cultus losgesagt hatte. Friedrich II. ist die Verkörperung des neuen revolutionären Princips, solange man darunter nicht Aufruhr der Völker, sondern Bruch mit der Vergangenheit, Herrschaft der Gewalt im öffentlichen Leben, Spiel mit Grundsätzen des Staatsrechts, mit dem Leben, Eigenthum und den Rechten der Unterthanen, die Aufrichtung des Staates als letzter Raison aller Dinge versteht. Er hat durch die Kraft seines Geistes seine Zeitgenossen in seine Bahnen hineingetrieben, und unter königlicher Autorität den Staat ohne christliche Basis begründet. Er ist dadurch der Götze einer unchristlichen Zeit geworden, welche sich instinktmäßig von ihm angezogen fühlt; er hat sein Jahrhundert zu der Vollendung dessen gebracht, was es seinem Anfange gemäß vollenden konnte, nicht der Glaubensspaltung des 16ten Jahrhunderts, sondern der Zersetzung der in der Glaubens-Spaltung noch übrig gebliebenen christlichen Momente. Mit ihm kam der neue Protestantismus, welchen Luther als

„Abtrünnigen" von seiner Schule behandeln müßte, zur Herrschaft, und in diesem haben sich die großen Geister der deutschen Literatur auf völlig gleichem Boden mit Friedrich II. befunden. Als Friedrich starb, war auch alles vom 16ten Jahrhundert Herübergekommene so durch und durch morsch geworden, daß die Revolution nicht die Pfeiler, sondern nur die eingefügten Holzstützen herauszuschlagen brauchte, und das Gebäude, in dessen oberen Stockwerken getafelt und getanzt wurde, stürzte unversehens und unaufhaltsam ein. Das ganze 18te Jahrhundert ist ein vorzugsweise protestantisches. Was der Protestantismus erzeugen konnte, erzeugte er frei. Seine Ideen durchzogen die katholische Welt, wurden von katholischen Fürsten und Staatsmännern adoptirt, von katholischen Gelehrten angenommen. Niemand wird ihm dieses streitig machen können. Großbritannien und Preußen dominiren, protestantische Doctrinen erlangen die Herrschaft; das Lutherthum, und was man im 16ten Jahrhunderte als nichtkatholischen Glauben bezeichnete, tritt vor einem allgemeinen Indifferentismus, welchen man seitdem als Protestantismus bezeichnet, zurück. Die katholischen Staaten erliegen dem Einflusse des letztern, und was das Lutherthum, der Calvinismus nicht vermochte, vermag die neue geistige Macht, zu indifferenziren. Da ist nur die Prüderie lächerlich, mit welcher, während vor Allem Deutschland sich entchristlichte und diesen Charakter in das 19te Jahrhundert hinüber trug, noch immer von dem Ueberwiegen heidnischer Ideen und Anschauungen, heidnischer Kunst und Wissenschaft im 15ten Jahrhunderte zur Rechtfertigung des Abfalles im 16ten gesprochen wird; das Heidenthum jener Zeit, geschmückt mit Poesie und Wissenschaft, den Werken der Kunst und der Heiterkeit des Lebens, war zehnmal lieblicher und edler im Vergleiche zu dem Heidenthum, welches das 18te Jahrhundert gebar, das in Zopf und Frack, in uniformirten und nummerirten Beamten, in dressirten Soldaten sich erging, und als es anfing, aus der

leidigen Prosa in die Poesie des Lebens sich zu verlieren, seinen Orgiasmus in der Arbeit der Guillotine fand.

Man kann wirklich die Frage aufwerfen, was wäre denn, nachdem alles öffentliche Recht durch die Fürsten entfernt worden, und die Klagen zur Wahrheit geworden waren, mit welchen einst bei Gelegenheit des Vertrags von Sevilla 1730 Karl VI. die deutsche Reichsversammlung bestürmte; als der Glaube durch die Theologen Preis gegeben wurde, die christliche Poesie mit Klopstocks wirkungsloser Messiade abschloß, die Philosophie den persönlichen Gott geradezu entthronte — was wäre denn ohne die Revolution das Schicksal Europa's geworden? Der Vertrag von Teschen hatte Rußland zum Schiedsrichter Deutschlands gemacht, Polen war getheilt, die Feindschaft Preußens und Oesterreichs entzog dem erstern alle Stützpunkte in Deutschland und befestigte die Türkei an der österreichischen Grenze, die deutschen Fürsten verkauften ihre Unterthanen, sie säcularisirten die Kirche, die Höfe waren alles; die Völker nichts! Es kann nicht genug wiederholt werden, daß, nachdem die Politik beinahe aller Staaten sich in Rechtsverletzung genährt, das Princip der Gewalt statt des Rechtes überall herrschend, der höhere Grund der Staatenordnung überall aufgegeben worden war, die Revolution ein Factor der Weltgeschichte werden mußte und durch diejenigen geworden ist, die in ihres Herzens Uebermuth nur sich selbst als Gott erkannten. Wie im 16ten Jahrhundert die Päpste, so im 18ten die weltlichen Fürsten! Im einen Jahrhunderte erhielt die Häresie, im andern die Revolution die Gewalt; im einen riß man sich von angeblicher Menschensatzung los und verfiel dem Worte eines eidbrüchigen Mönches, das die bethörte Welt als Gottes Wort anzusehen beliebte, im andern riß man sich von der Gewalt der Fürsten los und verfiel der Gewalt blutgieriger Volksführer, welche noch ärger hausten als die Fürsten. Im erstern erfolgte auf die großen Demüthigungen, den Hohn und den Abfall die wahre Reformation, die das

Concil von Trient vollbrachte und seit der das Lutherthum Position auf Position verlor; im andern die Demüthigung durch das Emporkommen neuer Familien (einer jüdischen in Schweden, einer corsischen in Frankreich) und die erzwungene Verbindung der alten Familien mit den neuen. Aber nach dem Acte wahrer Reform, welcher in der Revolutions-Periode dem Trienter-Concile entspräche, sehen wir uns vergeblich um, es müßte denn nur der Wiener-Congreß als tertium comparationis gelten! *) Wo es sich um die Entwicklung eines so furchtbaren Weltengesetzes handelt, als eben in unsern Tagen stattfindet, wo das humiliate capita vestra mit ehernen Buchstaben an den Himmel geschrieben ist, jede Heuchelei, jedes schlechte Buhlen mit Principien Verachtung und Strafe von selbst herbeiführt, ist es ein großes Verdienst, der Gegenwart das entsetzliche Drama zu entrollen, mit welchem das 19te Jahrhundert unter dem Knalle umstürzender Staaten debutirte. Es ist ein großes Verdienst der elenden französischen Geschichtschreiberei gegenüber, welche das Verschweigen des schlechten Thuns der Ihrigen zur Profession machte, der Wahrheit das Zeugniß zu geben und, nachdem man sich vor wenigen Jahren so bereit erklärt hatte, den Neffen des großen Lügners unter Ausstellung eines ungeheuren testimonii paupertatis als Erlöser von Gefahren zu begrüßen, deren Wirklichkeit bezweifelt werden mag, da ferner das Gedächtniß der im Taumel der Vergnügungen schwimmenden vornehmen Klasse so außerordentlich kurz ist, als Mahner des deutschen Sinnes, als Wächter des ethischen Ernstes in der Geschichte aufzutreten. Man hat Hrn. Menzel in dem „Centralblatte" nachgewiesen, er habe auf 1007 Seiten (2 Bänden) einige Male ein nicht historisches y für ein historisches u gebraucht; wir haben auch einige Stellen bemerkt, wo wir uns einbilden, die Wahrheit

---

*) Hierüber möge der Leser das 24. Buch Menzel's: „Neue Gestaltung Europa's im J. 1815," nachlesen.

schärfer erkannt zu haben. Allein das benimmt dem Buche nicht im Mindesten seinen hohen Werth; der Maßstab des Pedanten ist nicht der Maßstab des Denkers. Der tiefe Abscheu vor dem heillosen Revolutioniren, der hohe Sinn für des Vaterlandes Ehre und Größe, die Aufdeckung der gleißnerischen Lügen des Bonapartismus, des Verfalles der Völker, der Schmach der Dynastien und ihrer Wiederermannung, die richtige Erkenntniß dessen, was uns Noth thut, die Schilderung des moralischen Jammers, des Elendes, der Erniedrigung durch so viele Jahre hindurch, und wie dann sich der Himmel erheiterte, das dunkle Gewölke ein Lichtstrahl durchbrach, der stete Nachweis, wo der Sitz der Krankheit war, und wo die Möglichkeit der Heilung liegt, alles dieses gibt dem Buche einen Werth, so daß wir ihm den ausgebreitetsten Leserkreis wünschen, und unseren Lesern dasselbe nachdrücklichst empfehlen. Man pflegt zu sagen, die Brust macht den Redner; man kann im höheren Sinne sagen, das Herz macht den Historiker. Die Wahrheit beruht nicht auf Kritik allein, vielmehr vor Allem auf dem festen Willen, sie auch dann zu lieben, wo sie unangenehm lautet, wo sie gegen das eigene System ist, wo der Verstand ja, und die menschliche Trägheit oder Convenienz nein sagt, wo, ihr Zeugniß zu geben, uns selbst in die Verlegenheit bringen kann, daß die Stadien unserer Entwicklung von Unverständigen wider uns selbst als Zeugen aufgerufen werden können. Man hat in neuerer Zeit einen außerordentlichen Werth da auf katholische, dort auf protestantische Geschichtschreibung gelegt, dann die Karten gemischt, und, nachdem zuerst protestantische Geschichtschreibung for ever gegolten, ist auf einmal der Curs des Entgegengesetzten wunderbar gestiegen. Wir haben niemals zu denen gehört, welche, weil ihnen selbst der Leitstern erloschen, abwechselnd vor Berlin knieten und Heidelberg beräucherten, sondern unsere Meinung ziemlich klar und jedenfalls sehr unzweideutig ausgesprochen, auch die katholische Wissenschaft, d. h. diejenige,

welche auf ewigen und unvergänglichen Principien beruht, stets viel zu hoch erachtet, als daß sie nur als Magd diene, um da zu kehren, wo Andere das ausschließliche Privilegium haben, Kehricht hinzulegen. Wir haben immer geglaubt, daß die Geschichtschreibung vorzugsweise den gemeinsamen deutschen Charakter behaupten könne, daß sie die Möglichkeit besitze, eine deutsche Wissenschaft zu begründen, ihr kein größeres Unheil geschehen könne, als ihr heute diesen, morgen jenen Charakter aufdrücken zu wollen. Es ist natürlich, daß, nachdem sie längere Zeit ausschließlich vom engprotestantischen Standpunkte aus betrieben worden war, der katholische Standpunkt schon deßhalb sich geltend machen mußte, um den verrückten Schwerpunkt wieder herzustellen. Wie diese Versuche belohnt wurden, weiß jeder; auch hat sich seitdem das Häufchen derjenigen, welche die gleiche Nothwendigkeit empfanden, der exclusiven Richtung entgegenzutreten, nicht sehr vermehrt; nichts destoweniger hat es aber eine edle und wichtige Mission. Da ist ein Gebiet, wo die confessionellen Gegensätze ihre Ausgleichung selbst finden werden, wenn man sie nur sich frei bewegen läßt. Diese Aufgabe hat Hr. Menzel gelöst, und zwar zur wahren Freude derjenigen, welche es noch redlich mit der Kirche, mit dem Staate, mit Deutschland meinen; zur argen Beschämung freilich für die Sorte von Katholiken, welche sich dieses ihres unverdienten Namens nur dann erinnern, wenn es gilt, jeden gerechten Eifer, der sie selbst in ihrer Schalheit darstellen könnte, möglichst fern zu halten und auszuschließen. Diesen halben Gemüthern, welche die Principienlosigkeit zu keinem Willen und zu keinem Entschlusse kommen läßt, empfehlen wir insbesondere den ersten Band, damit sie sehen, wohin man mit Rathlosigkeit, mit halben Maßregeln, mit dem Wechsel der Parteien komme. Für die großen Politiker aber, welche sich für die Vorsehung halten, und von der geschichtlichen Aufgabe der Völker abstrahiren zu dürfen glauben, für

die großen Calculanten, welche auf dem Wege der Diplomatie Alles zu bereinigen hoffen, schreiben wir eine Stelle eigens noch her; sie bildet den Schluß des ganzen Werkes, und speciell der Darlegung dessen, was der Wiener-Congreß geschaffen hat.

„Das Mißverhältniß der Staatsregierungen zur Kirche hat der Revolution binnen wenigen Jahrzehnten unglaublichen Vorschub geleistet. Die Treue des Volkes gegen seine Regierung stand überall im gleichen Verhältnisse mit seiner Gläubigkeit. Wo die letztere durch die Fehler und die falschen Maximen der Regierungen selbst, durch Schule und Presse bereits zerstört oder tief untergraben war, da brach die Revolution unaufhaltsam herein, aber auch die Revolution vermochte da, wo sie unbestritten herrschte, nicht fruchtbar zu werden, nichts Positives, nichts Dauerndes zu gründen. Auch sie nämlich entfernte sich überall, wo ihr eine gute Berechtigung zur Seite stand, wo in ihr nur der tiefere Instinkt der Völker einen gewaltsamen Ausweg suchte, von dem Wege der Kirche, und suchte bald in einer der altjüdischen ähnlichen Ausschließlichkeit einer einzigen Nationalität, bald in einer neuen socialistischen Naturreligion ihr Heil. Und so ist nirgends Segen, weder bei der Reaction, noch bei der Revolution, und nirgends eine Möglichkeit, weder für die eine noch andere, endlich zu siegen. Nur immer in demselben Kreise der Negation laufen beide herum, und verdrängen sich, wie die Speichen des rotirenden Rades an einer unbeweglichen Achse. Trotz alles Fortschrittgeschreis kommt man nicht vorwärts. Reiche versinken und schmelzen im Vulkane der Revolution, Dynastien verdrängen sich, Republik und Kaiserthum jagen einander in Frankreich, und selbst im ehrwürdigen Wien, der Wiege uralter hoher Kaiserpolitik, sahen wir Studenten und Judenjungen mit dem Scepter spielen. Der Restauration im Jahre 1815 folgte die Revolutionsperiode von 1830, dieser abermals die Reaction,

dann wieder die Revolution von 1848, dann wieder Reaction, die unfehlbar in eine neue Revolution umschlagen wird, und so geht es sinnverwirrend fort ohne Ziel, ohne irgend eine Gewißheit der Zukunft. Da beginnt man nun endlich zu erkennen, daß die Kirche noch auf Erden steht, und daß sie, wie Gottes Gebote, so auch Gottes Verheißungen bewahrt hat, und daß in ihr ein Trost zu finden und Heilung aller klaffenden und tiefgeheim brennenden Wunden der Völker, weil sie den Bedrückten und Geknechteten einen König über allen Königen zeigt, und den Wildempörten eine Bruderschaft, die inniger und schutzreicher ist, als die des Klubs, und weil sie allein ihre uralten Mittel besitzt, um das sociale Wehe der Zeit zu lindern, dem kein Staat, keine Armensteuer mehr abhelfen kann; endlich weil bei ihr allein die Autorität ist, der die empörten Geister in der Gedankenwelt und Presse sich wieder unterwerfen können und werden. Diese Wahrheiten sind in den letzten Jahrzehnten von um so mehr Menschen und um so klarer und fester begriffen worden, je ärger die Revolution um sie getobt hat. Die Kirche ist nicht mehr stumm und wehrlos, sie hat ihre Stellung zu den Kämpfen der Gegenwart, sie hat ihre Zukunft begriffen. Da sie nicht revolutionär werden kann, liegt es in der Natur der Dinge, daß sich früher oder später die Staatsregierungen und alle conservativen Schattirungen mit ihr vertragen, und sich ihrem hohen Gesetze unterwerfen müssen, wenn noch irgend ein Schutz und Halt im allgemeinen revolutionären Brande für sie bleiben soll. Alle Zwischenzustände und Mittelparteien werden am Ende verschwinden, und es wird nur noch die Kirche der Revolution gegenüberstehen."

Gewiß nur ein Blinder kann die Spirallinien übersehen, welche die züngelnde Schlange der Revolution immer enger und enger beschreibt, erst fünfzehn Jahre, dann zehn, dann acht, dann ...? Hier stehen wir selbst im Angesichte eines Krieges, wie ihn noch niemals die politischen Constellationen drohender

und schreckenhafter brachten; im Angesichte eines Glaubens-Kampfes im Osten, mit welchem sich, wie 1821, die Sympathien aller Christen vereinigen müssen, einer Revolution im Süden und eines republikanischen Heeres von 60,000 Schweizern, welches der kolossale Unverstand des Jahres 1847 zum Werkzeuge des Radicalismus umschuf. Und woher das Alles? Wir wollen den Grund mit den Worten einer Frau bezeichnen, welche Niemand als nicht legitim, als nicht conservativ, als nicht katholisch ansehen wird. Dreißig Jahre, nachdem Friedrich II. von Preußen erklärt, eine neue Zeit beginne für Europa, und des Jünglings Ungestüm losbrach, während die große Wöchnerin seufzte, schrieb Maria Theresia die bekannten Worte: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach (der polnischen), wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß bekennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst (Kaunitz), was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes Stuck von Pohlen oder von der Moldau und Walachey unser ehr und reputation in die schanz schlagen."

Niemand kann läugnen, daß die Revolution zur Weltmacht wurde, als die „himmelschreienden" Thaten wirklich stattfanden, und ein elendes Stück von Polen mehr galt, als Ehre und Reputation. Seitdem liegt Europa krank darnieder, und die Jahre 1830, 1840, 1848 konnten sattsam beweisen, daß die fieberhaften Paroxysmen eher rascher wiederkehrten, als sich verlaufen hatten. In diesem Augenblicke sieht man den Mann, welcher bisher als das Orakel Europa's gegolten, in der That aber der Verfolger der unirten Katholiken Rußlands war, nach einem elenden Stücke der Moldau und Wallachei greifen, der Revolution ἐν διασπόρᾳ ein Cen-

trum und die Waffen in die Hand geben, die gesammte Ordnung Europa's in Frage stellen. Ehe noch eine Sühnung der einen himmelschreienden That stattgefunden, ja, während die Raben der Revolution von Land zu Land flogen, den Moment zu verkünden, wo der immer enger und enger gezogene Kreis den Sturz des Wagens herbeiführe, wird bereits Hand angelegt, die Vollendung auch des andern Werkes auszuführen, was Friedrich's II. große Freundin, nachdem sie die eine That gewagt, Katharina II., mit gleichem Aufwand von Ehre und Reputation in Ordnung zu bringen gestrebt hatte. Soweit sind wir jetzt gekommen!

Wird man uns schelten, wenn wir sagen, daß ein Buch, welches treu und wahr die Geschichte Europa's vom Beginne der französischen Revolution bis zum Wiener-Congresse erzählt, sich ankündigen dürfte, als die Geschichte des ersten Actes des großen mitteleuropäischen Revolutions-Drama's. Wann der zweite Act beginnen würde, erfuhren wir am 18. Febr. 1853, als eine verbrecherische Hand das Leben bedrohte, mit welchem Friede, Wohlfahrt und Gedeihen von 36 Millionen Unterthanen verbunden ist; als, von unwiderstehlichem Revolutionsdrang beseelt, die Dynastien, welche im Verderben des deutschen Reiches groß geworden, an dem kirchlichen Frieden rüttelten und die Frage erzeugen mußten, was besser sei, deutsch und im Punkt der Religion rechtlos, oder nicht deutsch, und im wesentlichsten Punkt des Lebens geschützt zu seyn? als wieder die alte Thatsache so recht grell hervortrat, daß es seit dem Untergange der alten Kaisermacht kein öffentliches Recht in Deutschland gebe, und es wirklich zu bedauern sei, daß die Ferdinande nicht besser aufgeräumt hatten. Die nächste Zeit wird lehren, ob Deutschland in politischer Beziehung, einem auswärtigen Feinde gegenüber, größere Bürgschaften biete, als das Recht der Gewissen bisher dem Radicalismus einer deutsch-chinesischen Mandarinenschaar gegenüber erlangen konnte.

XXXVII.

Theiner's „Geschichte des Pontifikates Clemens' XIV."

Wenn diese Blätter, wie sie es bereits versprochen, auf die von dem bekannten Historiker A. Theiner veröffentlichte „Geschichte des Pontifikates Clemens' XIV." näher eingehen, so glauben sie jene Unbefangenheit und Unparteilichkeit vollkommen behaupten zu können, die sie bei der Beurtheilung anderer Werke, welche dieselben Fragen erörtert, bereits an den Tag gelegt zu haben versichert sind. Damals, wo es sich um die Schrift von Crétineau-Joly: „Clemens XIV. und die Jesuiten" (Paris 1847), sowie um eine andere, gleichzeitig in Berlin gedruckte: „Ganganelli — Papst Clemens XIV. — seine Briefe und seine Zeit" (so viel bekannt, eine Arbeit des preußischen Diplomaten von Reumont) gehandelt hat, waren es eben diese Blätter, die gegen die für den heiligen Stuhl ehrenrührigen Aeußerungen des Erstgenannten ebenso entschieden sich erhoben, als sie der weit ruhigeren und gemäßigteren Darstellung der zweiten Schrift vollkommene Anerkennung gezollt*). Die so vielfach getheilten Ansichten über den Papst Clemens XIV. und sein Breve vom 21. Juli 1773, wodurch

*) Hist.-pol. Bl. XX. Bd. S. 166 ff.

er den Orden der Jesuiten unterdrückte, wie wir sie bei den Zeitgenossen des Papstes in einer fast unübersehbaren Reihe von Broschuren ausgesprochen finden, hatten im Ganzen fortgedauert bis in die neueste Zeit, obschon von den hervorragendsten Geschichtsforschern der richtige Maßstab für ein gründliches und gerechtes Urtheil längst gefunden schien. Clemens XIV. — darin kamen die gediegensten Forschungen überein — war Werkzeug und Opfer der bourbonischen Politik, mehr durch äußere, als durch innere Nothwendigkeit zu jenem Schritte bewogen, nur nach langem Zaudern und mit Widerstreben sich entschließend zu einer Maßregel, die als ein Sieg der ungläubigen Philosophie von den Feinden der Kirche begrüßt, von ihren treuesten Freunden aber als eine Niederlage für das Princip der Autorität schmerzlich empfunden ward. Doch schien der Papst, der dieses unter seinen Vorgängern so vielfach erprobte Bollwerk des römischen Stuhles zerstörte, in Anbetracht seines Charakters und in Rücksicht auf seine fast ohne Beispiel schwierige Lage immer noch vertheidigt oder doch entschuldigt werden zu können; wenn er kein Held war, der ungebeugt dem Sturme die Stirne bot, so war er doch am Wenigsten ein sittliches Ungeheuer, das aus unedlen Motiven mit roher Gewalt einen um die Kirche hochverdienten Orden dem Moloch des Zeitgeistes Preis gab; er konnte wirklich, sei es innere, sei es äußere Gründe gefunden haben, die sein Nachgeben in diesem Falle rechtfertigten; die Vermeidung größerer Uebel, insbesondere einer gefährlichen Spaltung, die Herstellung des Friedens in der Christenheit schwebten ihm unstreitig vor, wie dieses das Aufhebungsbreve §. 25 selbst besagt, wo er seine Pflicht hervorhebt „ad christianae reipublicae quietem et tranquillitatem conciliandam, fovendam, roborandam,“ und wie er später in seinem Breve vom 9. März 1774 an den Cardinal Bernis wiederholt: „Nimirum hunc in modum pacem et concordiam in Ecclesiam revocare et constituere volebamus.“

An den bisher vorliegenden Dokumenten fand die eben entwickelte Auffassung, die natürlich wiederum viele Nuancen zuließ, je nachdem man mehr oder weniger einen Anlaß in dem unterdrückten Orden selbst zu finden suchte, zahlreiche Stützpunkte und Beweise. Selbst die in der „Revue des deux mondes" (April 1844) und nachher in der Schrift: „Histoire de la chûte de Jesuites" (2. edit. Paris 1846) von dem Grafen Alexis von Saint-Priest aus Familienpapieren, namentlich aus dem Nachlasse des gleichnamigen französischen Gesandten unter Ludwig XV. und XVI., mitgetheilten Aktenstücke begünstigten noch diese Ansicht, obschon derselbe zu Gunsten der bourbonischen Höfe und mit einer nicht zu verkennenden Antipathie gegen die Jesuiten schrieb, die großentheils den oft allzueifrigen Apologeten des berühmten Ordens, Crétineau-Joly, gereizt hat. Eine Verherrlichung jener That Clemens XIV. kam — mit Ausnahme der liberalen Aufgeklärten, von denen der Marchese Carracioli sein mehr einem Roman, als einer historisch treuen Biographie gleichendes „Leben Clemens XIV." schrieb, und der obligaten Pamphlet-Literatur gegen die Jesuiten — keinem besonnenen Beurtheiler, keinem ächten Historiker in den Sinn; selbst Protestanten, von dem Nürnberger Murr an, der nebst einer „Disquisitio Brevis Pontificii de Societatis Jesu abrogatione" acht und zwanzig „Briefe über die Aufhebung des Jesuitenordens" (1774) verfaßte, bis auf Leo*), haben sich entschieden gegen die Suppression dieses Institutes ausgesprochen, wenigstens in formeller Beziehung.

Dieser vorherrschenden historischen Auffassung warf nun P. Augustin Theiner, Priester des Oratoriums in Rom, den Fehdehandschuh hin. Von Gregor XVI. bereits mit der Fortsetzung der Annalen seines berühmten Ordensgenossen Cäsar Baronius beauftragt, speziell noch von dem Papste aufgefor-

---

*) Vgl. Leo's Lehrbuch der Universalgeschichte. Halle 1840. Bd. IV. 476. 477.

dert, Clemens XIV. wider die von Crétineau-Joly vorgebrachte Anklage einer simonistischen Wahl zu vertheidigen, gab er endlich sein obgenanntes Geschichtswerk in Frankreich und Deutschland heraus, worin er sich nicht auf die Erfüllung des ihm gewordenen Auftrags beschränkte, sondern das ganze Pontifikat Ganganelli's, und zwar als eines der glänzendsten in der Geschichte der Kirche, darzustellen bemüht ist. Er verherrlicht Clemens XIV. nach der Weise und oft mit den Ausdrücken des Carracioli als eines der größten Genie's, die seit den Tagen des Mittelalters die Kirche geziert haben (Thl. I. S. 151. Pariser Ausg.), und sieht in der Abschaffung des Jesuitenordens eine Heldenthat, die Lob und Bewunderung verdient, eine frei beschlossene und für durchaus nothwendig erkannte, heilsame Anordnung, welche nur die Verläumder dieses großen Mannes — die Jesuiten und ihre Freunde — zu tadeln und zu verdächtigen gesucht. Er nimmt nicht Mitleid, sondern staunende Huldigung für ihn in Anspruch, und glaubt durch seine reichlicher als bei seinen Vorgängern fließenden Quellen das Andenken jenes vielgeschmähten Kirchen-Oberhaupts in glänzender Weise wiederherstellen zu können.

Wir sind am allerwenigsten abgeneigt, der apologetischen Thätigkeit des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wir erkennen mit allem Danke das Treffliche in seiner auch für andere geschichtlichen Fragen wichtigen Leistung an. Dennoch fordert eine richtige und besonnene Kritik die sorgfältigste Würdigung und Prüfung der von ihm entwickelten Auffassung, sowie der beigebrachten Beweismomente, die nicht von vorneherein jener These beipflichtet, bevor sie von allen Seiten beleuchtet und als stichhaltig erprobt ist. Theiner's Auffassung führt aber, wie sich dem Kundigen auf den ersten Blick ergibt, zu vielen Inconvenienzen, die allein schon ihre Haltbarkeit äußerst bedenklich machen müßten. Dahin gehört einmal das exorbitante Lob, das er vielen der damaligen Staatsmänner, selbst einem Pombal und Choiseul, im reich-

lichsten Maße spendet,* wogegen die unzweifelhaftesten Data zeugen; kirchlich gesinnte Männer sind sie ihm, weil sie selber es von sich aussagen. War die Unterdrückung des Jesuiten-Ordens ein Akt der reinen Gerechtigkeit, dann sind freilich die scheußlichsten Prozeduren Carvalho's, wo nicht ganz zu rechtfertigen, doch mit einem heiligen und gerechten Eifer zu entschuldigen; die Intriguen der Diplomaten erscheinen in einem ganz anderen Lichte; man vergißt darüber leicht ihre sonstigen Schattenseiten. Ferner erhebt Theiner Clemens XIV. auf Kosten seines Vorgängers, des so standhaften Clemens XIII., der freilich „seine Zeit nicht verstand" und bei Pombal den Namen eines „imbécil" sich verdiente, und erweiset Ersterem eine Ehre, die seinem Namen mehr als alles Andere Gefahr bringt, indem er ihn gänzlich isolirt von seinen erlauchten Vorgängern und seinen Nachfolgern. Endlich zeigt er eine unverkennbare Gereiztheit gegen die Gesellschaft Jesu, ohne doch nur ein einziges Verbrechen derselben zu constatiren, ganz im Widerspruche mit seinen früheren Schriften, namentlich mit seiner „Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten" (Mainz 1835); ja er nimmt Umgang von dem Allem, was er früher zu deren Gunsten gesagt, selbst von offenkundigen Thatsachen, die ebenfalls in die Wagschale gelegt werden mußten; er ignorirt die antichristliche Conspiration des vorigen Jahrhunderts, die hauptsächlich den Untergang dieses Ordens herbeigeführt hat*); er läßt überhaupt alle jene Fakta unberücksichtigt, die mit seiner Thesis nicht leicht in Einklang gebracht werden könnten. „Es scheint," sagt der geistreiche Le Normant**) mit Recht, „als wenn es für Theiner kein achtzehentes Jahrhundert noch eine Revolution gegeben hätte."

*) Vgl. Riffel, Aufhebung des Jesuitenordens. Mainz 1845. S. 9—59; Crétineau-Joly, Hist. de la Comp. d. J. t. V. p. 146 sq. und das Urtheil Friedrichs II. von Preußen, Oeuvres posthumes XI, p. 75.

**) Corréspondant 25. Dec. 1852.

Theiner schrieb sein Buch in den Jahren 1846 — 1848, gerade in der Zeit, als die italienischen Demagogen das Institut der Jesuiten als nationalfeindliches, an Oesterreich verkauftes, unmoralisches mit allem Hasse ihres wüthenden Fanatismus verfolgten, als das „Viva Ganganelli!“ in einer Weise an der Tagsordnung war, die den apostolischen Stuhl auf das schändlichste entehrte. In seinem „Gesuita moderno“ hatte der radikale Priester Gioberti den großen Ganganelli als den ersten Papst verherrlicht, in dem sich die wahre christlich-humanitarische Idee und das Bewußtseyn der modernen Civilisation verwirklicht, und sein Suppressionsbreve als den Keim des „cristianesimo civile accomodato all' età moderna,“ dem jetzt der „Jesuitismus,“ und zwar im weitesten Sinne gefaßt, als Opfer fallen müsse. Theiner will aus Rücksichten auf die damaligen Umstände, in denen man durch Polemik gegen die Jesuiten die höchste Popularität mit leichter Mühe erringen konnte, und auf die schweren Bedrängnisse der von ihm hochgeschätzten Gesellschaft in jener Zeit von der Veröffentlichung seines Werkes Umgang genommen haben; aber abgesehen davon, daß seine Darstellung, und zwar gerade in den am wenigsten auf geschichtliche Dokumente gestützten Parthien, mit seinen Freundschaftsversicherungen schlecht harmonirt, verräth sie nur zu sehr die Einflüsse und Eindrücke jener stürmischen Zeit, wie sie denn gewöhnlich nicht etwa bloß die Glieder des Jesuitenordens, sondern auch dessen Anhänger und Freunde auf das heftigste angreift, und im Jahre 1852, wo jene Gährung noch keineswegs völlig beseitigt war, sie wieder neu beleben zu wollen scheint. Die Turiner „Armonia“ und die „Bilancia“ von Mailand (13. Jan. 1853), welche letztere das Urtheil Le Normant's zu dem ihrigen gemacht hat, sowie der „Ami de la religion“ (Jan. und Febr. 1853) haben daher auch die Opportunität dieser Publikation Theiner's völlig in Abrede gestellt und zugleich darauf hingewiesen, wie sie bei Unkundigen, die statt der Do-

kumente Theiner's Raisonement zum Anhaltspunkte ihres Urtheils machen, nur die Vorurtheile gegen den „Jesuitismus" zu begünstigen, bei Kundigen aber das Ansehen des päpstlichen Stuhles noch weit mehr bloßzustellen geeignet ist, als es in den meisten der bisherigen Darstellungen der Fall war.

Diese und andere Gebrechen des Theiner'schen Geschichtswerkes haben bereits mehrere katholischen Zeitschriften genügend hervorgehoben. Außerdem sind aber, besonders in Frankreich, mehrere Schriften erschienen, die noch weit mehr die historischen Verstöße und Einseitigkeiten desselben enthüllen. Dahin gehören die drei Briefe des von Jenem hartangegriffenen Crétineau-Joly (Paris 1852, 1853. Liège 1853), die „Contradictions historiques du R. P. A. Theiner" (2. edit. Bruxelles 1853), die Schrift des Abbé Maynard: „Des études et de l'enseignement des Jésuites à l'époque de leur suppression" (Lyon und Paris 1853) mit einem „Examen général de l'histoire du Pontificat de Clément XIV. par Theiner," endlich die „Osservazioni sopra l'istoria del Pontificato di Clemente XIV. scritta dal P. Theiner." (Modena, Tipografia di C. Vicenzi 1853). Die letztgenannte Schrift theilt mehrere Urkunden aus den Archiven der Gesellschaft Jesu mit, welcher der ungenannte Verfasser selbst anzugehören scheint, und prüft mit scharfer Logik die einzelnen Behauptungen Theiner's, von denen viele berichtigt und auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden. Dieselbe ward in Italien schnell vergriffen, so daß eine zweite Auflage (Monza 1854) nöthig ward. Durch diese Gegenschriften wird Theiner's Darstellung vielfach ergänzt und berichtigt und die Zahl der Dokumente erhöht; dabei kommen so viele Einseitigkeiten und Blößen des Theiner'schen Buches zu Tage, daß dessen Verbot für den Kirchenstaat hiedurch allein schon genügend motivirt wäre. Es ist in Italien und Frankreich ziemlich allgemein anerkannt, daß dasselbe weit mehr den Charakter einer Invektive gegen die Jesuiten, als den einer Ehrenrettung Ganganelli's oder

einer glaubwürdigen geschichtlichen Darstellung aufweiset; der heilige Stuhl aber kann für eine solche Schmähung gegen den Jesuitenorden ebenso wenig verantwortlich gemacht werden, als Letzterer für die von einem seiner Apologeten ausgegangene Beleidigung des heiligen Stuhles. Der verstorbene General der Jesuiten hat durch seine Erklärung (Journal des Débats. 5. Jan. 1853) jede solidarische Verbindung seines Ordens mit Crétineau-Joly zurückgewiesen, wie auch Letzterer in seinem „Clément XIV." bezeugte, daß P. Roothan ihn beschwor, diese Schrift nicht der Oeffentlichkeit zu übergeben, und daß zwischen ihm und den Gliedern der Gesellschaft in der Beurtheilung des Verfahrens Clemens' XIV. keinerlei Uebereinstimmung, sondern vielmehr „désaccord complet" bestehe. So wenig deßhalb, weil dieser französische Autor eine Zeitlang die Archive der Jesuiten benützen konnte, diese verantwortlich gemacht werden können für den Inhalt seiner Schriften: so wenig kann man mit dem Luzerner Propste Leu die Gesinnungen Theiners für den Ausdruck der Gesinnungen Pius IX. erklären, der ihm seine Archive geöffnet, aber keinerlei Garantie für seine Arbeit übernommen, ja jede derartige Illusion schon durch das Verbot des Buches für den Kirchenstaat sattsam zerstört hat. Es ist völlig lächerlich, in dieser Schrift eine „Gesinnungsäußerung des römischen Hofes" zu erblicken, der ganz andere Gesinnungen hierüber in der neuesten Zeit an den Tag gelegt hat.

Wenden wir uns nun zu den von Theiner benützten Geschichtsquellen. Mit Ausnahme einiger Noten des Staats-Sekretärs Pallavicini und der päpstlichen Nuntien, sowie einiger anderen Diplomaten reduciren sich Theiner's Dokumente auf das Protokoll über die Papstwahl von 1769 aus den vatikanischen Archiven, auf die (jedoch keineswegs vollständige) Sammlung der Breven Clemens XIV., von denen viele schon bekannt waren und die wenigsten für die Hauptfragen Aufschlüsse gewähren, und endlich auf die Berichte des

Cardinals de Bernis, damals französischen Gesandten in Rom, an seinen Hof. Letztere bilden für Theiner die wichtigste Geschichtsquelle*). Joachim de Bernis, ein gewandter, ehrgeiziger Hofmann, den gallikanischen Principien ergeben, war durch die Gunst der Pompadour**) zu den höchsten geistlichen und weltlichen Würden emporgestiegen; er war Gesandter Frankreichs in Venedig, dann Minister des Aeußern geworden; als er die Gnade des Hofes verlor (1758), erhielt er zu dem Purpur, der ihn bereits schmückte, noch das Erzbisthum Alby. Bald schien aber Choiseul einen gefährlichen Rivalen in ihm zu erblicken, der abermals das Vertrauen der „Götter von Versailles" sich erringen könnte; das verschaffte ihm den sehr erwünschten Gesandtschaftsposten in Rom, bald nach der Erhebung Ganganelli's, zu der er Vieles beigetragen zu haben sich rühmte; dadurch ward er fernegehalten vom Hofe, der doch von seinen Talenten großen Nutzen zog. Etwas mehr als die gewöhnliche französische Eitelkeit leuchtet

---

*) Es erleidet keinen Zweifel, daß Theiner die ihm geöffneten päpstlichen Archive zu den Zwecken einer gehässigen Polemik mißbraucht hat. Uebrigens bezweifelt der Verfasser der oben angeführten „Osservazioni" (p. VII nota), daß Theiner seine Dokumente sämmtlich oder der Mehrzahl nach aus den vatikanischen Archiven entnommen hat. Da Bernis französischer Gesandter war, so konnten seine Berichte eigentlich nur in dem Gesandtschaftsarchiv zu Rom, oder in dem des Ministeriums zu Paris sich vorfinden; und es ist in Anbetracht der Zeitverhältnisse bis auf die Gegenwart nicht wohl erklärlich, wie diese Aktenstücke in den Besitz der päpstlichen Behörden gekommen seyn sollten. „Dazu kommt", bemerkt derselbe Autor weiter, „daß Personen von Autorität viele Ideen des P. Theiner für eben dieselben erkannt haben, welche man im Jahre 1847 von Jemand vorbringen hörte, der damals wohl im Stande gewesen seyn könnte, ihm die Manuskripte der französischen Archive in die Hand zu geben."

**) Der Cardinal Albani warf ihm im Conclave vor, er verdanke der Pompadour den rothen Hut. Theiner I. S. 163.

hervor aus allen seinen Berichten; er glaubte in der von den bourbonischen Kabineten mit aller Energie betriebenen Jesuitensache Alles leisten zu müssen, und fühlte sich sehr gekränkt, als seine Regierung nur die bescheidene Rolle ihm zutheilte, den Repräsentanten Spaniens in dieser Angelegenheit zu secundiren. Es lassen sich zwar in seinem Benehmen manche edlen Züge, manche besseren Regungen seines Innern nicht verkennen*); aber Alles war dienstbar seiner Politik und der seines Hofes. Ist es nun schon an sich mißlich, eine ganze Geschichtsanschauung einseitig auf diplomatische Depeschen zu basiren, besonders wenn sie in der stärksten Weise die Farbe eines Partei-Interesse an sich tragen, und tadelt Theiner selbst an den Gegnern, die er bestreitet, die rein auf diplomatische Noten gestützte Construktion der Geschichte: so wird seine Auffassung und Darstellung um so bedenklicher erscheinen, als sie nicht nur weit mehr in jenen Fehler verfallen ist, sondern auch gerade in vielen der wichtigsten Punkte fast einzig auf die Relationen des französischen Cardinals sich stützt, nichtsdestoweniger aber in anderen Fragen diesen Gewährsmann zu verlassen sich genöthigt sieht. Letzteres ist nicht nur der Fall mit Bernis' Berichten über das Conclave, worin ihn unser Historiograph für leichtfertig und unzuverläßig erklärt, wobei vorerst — um nur dieses hervorzuheben — sehr auffällt, wie er sogleich (zehn Tage) nach demselben als völlig exceptionsfreier Zeuge und als „wahrhaft kirchlicher Diplomat" (Th. I. S. 164, 165) erscheint, indem wohl sein Gesichtskreis sich erweitern, nicht aber so plötzlich seine Leichtfertigkeit und Lügenpolitik cessiren konnte — sondern es zeigt sich auch noch bei mehreren seiner späteren Angaben, wie mit der von Theiner (Th. II. S. 518) zurückgewiesenen Fabel von einer Vergiftung Ganganelli's, deren Urheber, laut den von Saint-Priest und Crétineau-Joly mitgetheilten Depeschen

*) Flassan Hist. de la diplom. française VI, 125; VII, 474.

vom 28. Sept. und 26. Okt. 1774, Niemand als der Cardinal Bernis gewesen zu seyn scheint. Ein sehr übles Licht wirft es ferner auf den Charakter und die Ehrenhaftigkeit dieses „wahrhaft kirchlichen Diplomaten," daß er ein neues Attentat, das nach der Behauptung des portugiesischen Gesandten Almada die längst aus diesem Reiche vertriebenen Jesuiten gegen den König Joseph I. angezettelt haben sollten — ein Attentat, woran weder Clemens XIV. noch Bernis selbst glaubten — in einer besondern Denkschrift an den Papst als unumstößliche Wahrheit voraussetzt und zum Motive seines neuen Drängens macht; hier hat wahrhaftig der Zweck das Mittel geheiligt. Theiner theilt uns das Aktenstück deßhalb nicht mit, weil er es „der Vergessenheit für würdig erachtet" (Th. I. S. 543). Dazu kommt, daß Bernis, den lange Zeit das Mißtrauen der Spanier verfolgte, der aber um jeden Preis auf seinem Posten sich zu halten suchte, da ihm schon die Last seiner in Frankreich zurückgelassenen Schulden ihn äußerst wünschenswerth machte (Th I. 163), Alles aufbot, um im Sinne der vereinigten bourbonischen Höfe zu handeln, sich als unentbehrlich, den Papst als ganz von ihm gewonnen, und nur noch durch äußere Schwierigkeiten und Besorgnisse von dem gewünschten Schritte fernegehalten darzustellen. Demgemäß mußte er Alles mit den Augen seines Hofes ansehen und diesem seine Worte wie seine Handlungen conformiren. Auf der andern Seite aber kam er in das Gedränge wegen der besonders ihm zur Last gelegten Verzögerung der unablässig von Spanien aus postulirten Suppression; er, der sich beständig seines großen Einflusses auf Clemens XIV. und seiner besondern Freundschaft rühmte, mußte das Zögern des Papstes, den er selbst in einer Depesche vom 14. Dez. 1771 den Fabius Cunctator unter den Päpsten nennt, zu rechtfertigen suchen, und das in einer Weise, die nach keiner Seite hin gegen ihn selbst und gegen seine Aussagen gegründeten Verdacht erregen konnte. Und

hierbei gibt er uns nun manche wichtigen Winke und Aufschlüsse, die aber gerade, gehörig gewürdigt, zu ganz anderen Resultaten führen, als denen, welche Theiner seinem einmal angenommenen Fundamentalsatze zu liebe darin gesucht hat. Die Berichte des Cardinals, obschon namentlich in Bezug auf Alles, was außerhalb des Kreises seiner diplomatischen Thätigkeit stand, mit größter Vorsicht und mit genauer Berücksichtigung aller anderen Dokumente zu gebrauchen, bleiben daher immer noch, auch abgesehen von den durch sie feststehenden oder näher erklärten Thatsachen, eine wichtige Quelle.

Ein Gedanke geht nun durch die meisten dieser Depeschen: der Papst will temporisiren, will Zeit gewinnen; er möchte gerne den Wunsch der bourbonischen Höfe erfüllen und doch wiederum der ihm gestellten Forderung sich entziehen. Bezeichnend für den ganzen Gang der vierjährigen Unterhandlungen sind die Aeußerungen des Cardinals über das dabei einzuhaltende Verfahren. „Die ganze Kunst“ — schreibt er am 9. Sept. 1769 an Choiseul — „muß darin bestehen, den Papst zu bestimmen, daß er hierin täglich einige Schritte macht, so daß er zuletzt sich so eingesponnen und gebunden sieht, daß er ohne Aufsehen nicht mehr aus diesem Kreise heraustreten kann. Keine andere Methode paßt für den Charakter dieses Papstes.“ In derselben Depesche gibt Bernis den Rath, nicht allzusehr auf Clemens einzudrängen; wolle man ihn ganz entmuthigen, so werde er noch schwächer werden und, zwischen zwei Feuern sich sehend, dem heiligen Collegium und den die Jesuiten begünstigenden Mächten sich in die Arme werfen. Aehnliche Bemerkungen kehren sehr häufig in diesen Relationen wieder*). Am 21. Juli 1770

---

*) Charakteristisch ist folgende Stelle aus dem Berichte des Cardinals vom 23. Nov. 1769 (Th. I, 400): Nous ne viendrons jamais à bout du Pape, qu'*en l'engageant insensiblement; son caractère doux et conciliant le porte à faire des promesses*,

schreibt Bernis: „Man wird den Papst noch dahin bringen, daß er einen festen Entschluß faßt; aber man muß sich in Geduld ergeben und nicht einen furchtsamen Mann, der vierzig Jahre Religiose war, allzusehr beunruhigen“ (Th. I. 552). Anderthalb Jahre später glaubt der Cardinal den Schlüssel zu dem zurückhaltenden Benehmen des heiligen Vaters darin zu finden, daß er an eine Reform der Jesuiten denke, die, nützlich und ehrenvoll für die Jesuiten selbst, ihn zugleich seines Versprechens auf eine würdige Weise entledige und die Souveräne mit Ehren aus einer Verbindlichkeit herauskommen lasse, die sie im Angesichte Europa's übernommen und bei der die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen die Würde und das Ansehen ihrer Kronen beeinträchtigen könnte. (Depesche vom 21. Jan. 1772) *). Nirgends sehen wir eine

---

dont il ne sent pas d'abord toutes les conséquences; et je vois plus clairement depuis cette dernière explication avec Sa Sainteté, *qu'il faut la conduire pas à pas*, en prodiguant les *caresses* et en ménageant avec beaucoup d'art les *ménaces*. Er erklärt, der Papst habe sehr nöthig d'être rassuré et pressé sans violence à porter un coup, auquel son penchant et le désir de satisfaire la maison de France le déterminent, mais auquel sa *faiblesse voudrait pouvoir se réfuser*. Wir bedienen uns absichtlich der französischen Ausgabe, weil wir hier den Originaltext dieser Depeschen vor uns haben.

*) Nach den von Theiner publicirten Documenten erweiset sich die Behauptung vieler neueren Historiker, die Jesuiten hätten sich hartnäckig jeder Art von Reform widersetzt, und so den Versuch des Papstes, sie noch zu retten, selber vereitelt, als irrig; vielmehr verhielten sich diese ganz passiv, und es ward unter Clemens XIV. nie ein solches Ansinnen an sie gestellt; der Papst glaubte seinerseits dadurch die bourbonischen Höfe befriedigen zu können; allein diese verwarfen das Projekt als halbe, ungenügende Maßregel mit aller Bestimmtheit; sie wollten nur von totaler Suppression hören. Der dem P. Ricci beigelegte, so berühmt gewordene Ausspruch: „Jesuitae aut sint ut sunt, aut non sint“ rührt ebenfalls nicht von diesem her, sondern weit eher von Clemens XIII., der auch

Spur von einem gleich anfangs feststehenden Plane des Papstes, sondern nur Schwanken und Widerstreben; Bernis redete noch später, als der Kampf heißer zu werden begann, von „falschen, chimärischen Hoffnungen," die Clemens XIV. zu Gunsten der Jesuiten gehegt, während er „aus Furcht vor einem Bruche" den Höfen bestimmte Zusicherungen gemacht habe (5. August 1772). Ja nach der Publikation des Aufhebungsbreve schreibt Bernis (18. August 1773): „die katholischen Fürsten, welche die Auflösung der Gesellschaft Jesu verlangt haben, dürfen dem Papste um so mehr verbunden seyn, als er großes Widerstreben fühlte, eine so große Anzahl von verdienten Männern und deren respektablen Beschützern zu mortificiren" (Th. II. 341). Schon damit scheint der Satz, den Theiner durchzuführen bemüht ist, hinlänglich widerlegt werden zu können. Was Bernis an anderen Stellen den angeführten Aeußerungen ganz oder theilweise Widersprechendes vorbringt, findet in dem bereits oben Bemerkten und namentlich im Hinblicke auf seine eigene jedesmalige Lage die hinreichende Erklärung; wenn er es uns als seine wohlbegründete Ansicht bezeichnet, der Papst hasse die Jesuiten noch weit mehr, als er sie fürchte (Th. I. 262), so dürfen wir das zur Ehre Clemens XIV. selbst für eine jener Versicherungen halten, die der Cardinal-Botschafter zur Beruhigung seiner Regierung hie und da freigebig vorbringt, zumal da er in demselben Berichte wiederholt, Clemens sei schwankend und suche ohne Gefahr das Netz zu durchbrechen, in das er sich eingesponnen.

Aeußerst interessant ist die Schilderung, die uns der Cardinal vom Charakter Clemens XIV. gibt, aber dabei durchaus nicht geeignet, den Urtheilen Theiners zur Unterlage und

---

in seinem Schreiben an Ludwig XV. vom 28. Januar 1762 ganz diesen Gedanken im Auge hat. Vgl. Osservaz. p. 15. Crétineau-Joly Hist. de la Comp. de J. t. V. p. 390 note.

zum Beweise zu dienen. Wir stellen nicht Abrede, daß in Bernis' Darstellung Vieles mit sehr starken Farben aufgetragen und übertrieben, daher auch einer Modifikation bedürftig ist; aber es zeigen die Ereignisse im Einzelnen und die Handlungen des Papstes selbst, daß folgendes Urtheil des französischen Diplomaten in der Hauptsache wohlbegründet ist. Dieser schreibt an Choiseul (30. Nov. 1769): „Der Wunsch Clemens XIV. ist, Sixtus V. zu gleichen und mit ihm verglichen zu werden. Es ist wahr, beide sind aus demselben Orden; beide hatten dieselbe „fortune"; aber Clemens XIV. hat weder die üblen Eigenschaften, noch die Talente eines Sixtus V. Letzterer hatte ein erhabenes Genie und eine große Gewandtheit in politischen Dingen, dabei einen großen Muth, und ging mit Festigkeit auf sein Ziel zu. Clemens XIV. hat Geist *); seine Kenntnisse sind aber auf die Theologie, auf die Kirchengeschichte und einige Anekdoten des römischen Hofes beschränkt. Die Politik versteht er nicht; das Geheimhalten liebt er mehr, als er es versteht; sein Vergnügen findet er darin, freundschaftlich sich zu unterreden, und dabei offenbart er sein Inneres **). Sein Umgang ist angenehm. Er will gefallen, und fürchtet sehr, zu mißfallen. Umsonst waffnet er sich mit Muth; Furchtsamkeit ist Grundzug seines Charakters ***). In seiner Regierung wird er mehr Güte als Festigkeit zeigen; in das Finanzwesen wird er Ord-

---

*) Am 9. Sept. 1769 schrieb aber Bernis: „Ein armer Religiose, Sohn eines Dorfarztes, ohne Connexionen, ohne Freunde im heiligen Collegium, kann nur in seinem Geiste Muth finden, und diese Seite ist bei ihm nicht die vorherrschende, wie bei Sixtus V." (Th. I. 378—380.)

**) Bernis 20. Dez. 1769: „Der Papst ist Herr über seine Worte, aber nicht über sein Gesicht." (Th. I. 405.)

***) Darauf deutet Bernis sehr oft hin, namentlich in den Depeschen vom 23. und 30. Nov. 1769, vom 21. Juli 1770, vom 19. August 1772. (Th. I. 282. 263. 402. 552. II. 229.)

nung und Sparsamkeit bringen. Er ist mäßig und thätig, ohne schnell und gewandt zu seyn. Er ist heiter, möchte Frieden haben mit der ganzen Welt, und lange leben. Wäre die Jesuitenfrage nicht, so wären alle Höfe mit solch' einem Papste zufrieden, dessen Tugenden sonst das größte Lob verdienen" (Th. I. 262. 263. 386). Besonders aber hebt es Bernis hervor, wie er vor Allem den bourbonischen Höfen zu gefallen bemüht war, denen er schon als Cardinal sich sehr ergeben zeigte (Th. I. 157. 158); er erklärte es als seine Passion, die Gunst der Souveraine des Hauses Bourbon zu erlangen (Th. I. 364. 547. II. 125); Ludwig XV. nannte er stets „il nostro Re", und küßte, in Gegenwart des Gesandten, seine Briefe (Th. I. 377. 323. 287. 364). Seine Politik war die der Nachgiebigkeit und der Concessionen *). Clemens XIV. arbeitete für sich mit rastlosem Eifer, so daß man schon im ersten Jahre seines Pontifikates ernstliche Besorgnisse für seine Gesundheit zu hegen begann, wie Bernis bereits am 13. Juli 1769 seinem Hofe meldete (Th. I. 388). Ueberall wollte er selbst handeln; so zog er die Cardinäle nur sehr selten zu Rathe, wodurch er diese, gleichwie den römischen Adel verletzte (Bernis 9. Nov. 1771. Th. II. 131). Selbst der Cardinal Staatssekretär Pallavicini genoß sein Vertrauen nicht **), und vor der Veröffentlichung

*) Am stärksten zeigte sich das in der Beilegung des unter seinem Vorgänger ausgebrochenen Zwistes mit Parma, wo seine Condescendenz so weit ging, daß selbst Maria Theresia ihm von der beabsichtigten weiteren Genugthuung abrathen zu müssen glaubte, weil man leicht eine im Conclave ihm auferlegte erniedrigende Bedingung darin erblicken könnte (Th. I. 286. 287. Th. II. 416 ff.).

**) Vgl. Bernis' Bericht an Choiseul 27. Sept. 1769. (Th. I. 385 ff). Später, am 24. Aug. 1773, bemerkt er, Pallavicini fühle sich gekränkt über seine Zurücksetzung bei dem Erlaß des Suppressionsbreve. „Hätte er" — fährt er fort — „sich uns angeschlossen, so hätte er eine schöne Rolle gespielt, und uns viele Mühe erspart; so aber hielt er die Aufhebung der Gesellschaft für eine Unmöglichkeit." (Th. II. 345. 346.)

des Breve „Dominus ac Redemtor“ hielt er erst eine neue Cardinals-Promotion (März und April 1773) für nothwendig, weil die entschiedene Mehrzahl der Glieder des heiligen Collegiums, wie Bernis an mehreren Stellen selbst gesteht, auf Seite der Jesuiten stand, und er für die zum Vollzug des Breve bestimmte Congregatio pro rebus exstinctae Societatis mehrerer ganz willfährigen Cardinäle bedurfte. Uebrigens tadelte selbst Choiseul das Streben des Papstes, ganz allein zu regieren, indem er bemerkte, er würde mehr Muth und Festigkeit haben, wenn er sich mit Cardinälen und Prälaten von unabhängiger Gesinnung umgeben würde (Depeschen vom 11. und 18. Dez. 1770. Th. I. 558). Dennoch hatten mehrere Personen einen nicht geringen Einfluß auf den Papst, vor Allem einige Religiosen seines Ordens (Minoriten), namentlich der P. Bontempi, der den Unterhändler bei dem spanischen Gesandten machte, und diesem die besten Dienste geleistet hat, dann der Bruder Franzesco, des Papstes Koch, dann ein Signor Bischi, der eine Anverwandte des Papstes zur Frau hatte, der Prälat Macedonio und der von Clemens mit dem Purpur geschmückte Prälat Marefoschi, der, den Jesuiten abgeneigt, die bourbonischen Diplomaten unterstützte *), auf den übrigens auch die (nicht-jesuitische) Umgebung des Papstes nicht gut zu sprechen war (Th. I. 405). Bernis weiß sehr Vieles von Verdacht, Eifersucht und kleinlichen Kloster-Intriguen zu erzählen, die unter dieser vertrauten Umgebung des Papstes vorgekommen seyn sollen; so namentlich in seiner ausführlichen Relation vom 9. Nov. 1771 (Th. II. 125—131). Die meisten der genannten einflußreichen Personen, namentlich Bontempi, Bischi und Macedonio, waren unter dem folgenden Pontifikate in Un-

*) Bernis berichtet von ihm (27. Juli 1770), er wünsche vor Allem, daß der Papst sich zu einem eklatanten Schlage gegen die Jesuiten entschließe, damit er sich an Kanonendonner gewöhne. (Th. I. 552.)

gnade, hatten sich aber der Protektion Spaniens in hohem Grade zu erfreuen *).

Wir müssen in der That sehr bezweifeln, ob die Berichte des Cardinal Bernis geeignet sind, Clemens XIV. in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen, als er bisher erschien; und würden uns nicht viele edlen Züge und manche verdienstvollen Thaten in seiner Regierung aus sonstigen Quellen bekannt seyn, wir wären nach jenen Dokumenten ein ziemlich hartes Urtheil über ihn zu fällen genöthigt. Noch weniger aber gereicht es seinem Andenken zur Ehre, wenn man ihn, wie Theiner, isolirt, und fast in Widerspruch setzt mit seinen Vorgängern, wie mit seinen Nachfolgern, wenn man behauptet, er habe, mit vollkommener Freiheit und überzeugt von seinem Verfalle und seiner Entartung, ein Institut aufgehoben, das sein unmittelbarer Vorgänger noch mit der größten Entschiedenheit und unter den stärksten Bedrängnissen vertheidigt, als ein heilsames und tadelloses erklärt, das seine Cardinäle in ihrer Majorität begünstigten, sein unmittelbarer Nachfolger nach der Suppression in seinen Ueberresten mit aller Milde behandelt und sein zweiter Nachfolger wieder hergestellt hat; er habe ohne rechtliche Untersuchung, ohne die gehörigen Vorbereitungen, und doch mit vollkommener Freiheit, den Untergang des Jesuitenordens dekretirt. Jene Ansicht war auch durchaus der Meinung der bestunterrichtetsten Personen in Rom geradezu entgegen **).

*) Vgl. Crétineau-Joly Hist. de la Comp. d. J. V. p. 388 note 1. Leben Clemens XIV. Frankfurt und Leipzig 1775. Th. III. 7. 8. 25. 66. 95. Leben Pius VI. Cesena 1781. Th. I. 31. 75. 77 ff.

**) Daß in Rom damals eine ganz andere Meinung herrschte, läßt sich nicht nur aus den Aussagen des Cardinals de Bernis (Depeschen vom 19. Aug. und 24. Nov. 1772, Th. II, 229, 363) eruiren, sondern wird noch von vielen Andern bezeugt. Auch beim Cardinal Pacca, der zur Zeit der Suppression der Jesuiten, wie zur Zeit ihrer Wiederherstellung unter Pius VII. sich in Rom be-

Der Gang der Unterhandlungen selbst stellt dieses noch augenfälliger heraus. Es lassen sich dieselben in zwei Hauptepochen zerlegen, zwischen denen die Ankunft des Advokaten Monnino (später Graf Florida Blanka), als spanischen Gesandten beim heiligen Stuhle, im Juli 1772 die Gränze bildet. In der ersten Epoche, von der Wahl Ganganelli's bis zu dem genannten Zeitpunkte, geht die Negociation, die in den ersten Monaten sehr energisch betrieben ward, bald nur noch matt und träge vorwärts; die Höfe zweifeln an der Willfährigkeit des Papstes, und halten ihn für schwankend und unschlüssig; sie lassen aber nicht ab von ihrem Drängen und Drohen; der Papst sucht Zeit zu gewinnen, damit die Hitze sich abkühle, fordert Aufschub, und sucht durch einzelne Verfügungen gegen die Jesuiten den Drang zu beschwichtigen;

fand, und die trübe Stimmung der Römer bei der ersteren im Gegensatze zu ihrer freudigen Theilnahme an der letzteren schildert (Memorie storiche sopra il suo ministero. Roma 1830. P. III. p. 361, 362), wird Clemens XIV. bezeichnet als „l'intimorito e titubante Pontefice, il quale contro sua voglia era spinto a quel passo" (ibid. P. I. p. 6. 7), und zwar nach der Meinung vieler edelgesinnter Römer, die Pacca selbst zu theilen scheint, wenn er auch darin ihnen nicht beistimmen mag, daß ein kräftigeres Auftreten des damaligen Jesuitengenerals den Schlag hätte abwehren können; war doch den Jesuiten aller Zutritt zum Papste ganz abgeschnitten (Osservaz. p. 37). Flassan VII. 101. 102 note bemerkt: „L'opinion vulgaire est, que Clément XIV. était ennemi mortel des jésuites. Cette opinion, suivant quelques *Romains du premier rang*, serait moins fondée, qu'on ne pense. Ganganelli, cordelier, *pouvait*, par rivalité monastique, ne pas aimer les jésuites; mais Ganganelli, pape, retenu par la crainte d'indisposer la grande majorité du sacre collége, et sentant les meaux, que la chûte des Jésuites pouvait attirer sur l'église, *hésitait*. N'étant point encore sorti du conclave où il avait été élu, il dit au Cardinal Albani, „„qu'il éspérait amuser les puissances ennemies des jésuites."" Die letztere Angabe ist übrigens durchaus zweifelhaft.

Bernis sucht zu vermitteln, die Höfe zur Geduld, Clemens XIV. zu rascherem und entschiedenerem Handeln zu bewegen. Bis zur Ankunft des Monnino in Rom sind die Diplomaten noch immer in Ungewißheit; sie glauben, den Papst gebunden zu haben, fürchten aber, er werde sich von seiner Verbindlichkeit wieder loszumachen suchen; oft bricht ihr Unmuth gegen den Papst sehr stark hervor *). In der zweiten Epoche tritt Bernis mehr und mehr in den Hintergrund; Monnino, anfangs auf seinen Collegen sehr mißtrauisch, leitet ausschließlich die Verhandlungen, und in Zeit eines Jahres (Juli 1772 bis Juli 1773) erlangt er vollständigen Sieg. Bernis' oben besprochener Kriegsplan war gut angelegt; aber er führte nur langsam zum Ziele. Der Spanier, das von Jenem im Verein mit dem Gesandten von Neapel, Cardinal Orsini, dem von Portugal und seinem Vorgänger Azpuru in gemeinschaftlichen Operationen bereits gewonnene Terrain benützend, trat barsch und drohend auf; ihm mußte der furchtsame Papst, der oft in bittere Klagen über dieses Ungestüm ausbrach, von außen, wie von seinen vertrauten Rathgebern unablässig bestürmt, sich endlich ergeben. Nicht unwahrscheinlich ist, ja es wird durch Theiner's Dokumente vielfach bestätigt, daß es den Jesuitenfeinden nach und nach gelang, Besorgnisse über manche von Seite der Jesuiten ihm drohenden Gefahren dem Papste einzuflößen; man sprach von Gefahr der Vergiftung **),

*) Vgl. die Depeschen des französischen Ministers Aiguillon an Bernis 18. Nov. und 3. Dez. 1771 (Th. II. 121. 132 ff). Wie der Nuntius Giraud in Paris dem Cardinal-Staatssekretär berichtete (Th. II. 174), sah man am französischen Hofe sogar in der Sendung des Nuntius Caprara nach London den Plan des Papstes, England zu Gunsten der Jesuiten zu gewinnen, und durch seinen Einfluß den Orden zu retten.

**) Ueber die Furcht des Papstes vor einer Vergiftung lachte Choiseul gleich Friedrich II. Jener schrieb an Bernis am 13. Aug. 1770 (Th. I. 554): „Die Gesellschaft der Jesuiten kann staatsgefährlich und intriguant seyn; aber aus Giftmischern besteht sie doch nicht."

von einem Aufstande im Kirchenstaate (Th. I. 366); sogar der nachher als unbegründet erkannten Vorspiegelung einer bewaffneten Intervention Rußlands zu Gunsten der Jesuiten schenkte Clemens XIV. Glauben (Th. I. 535). Dabei ward die Gefahr eines Schisma und eines völligen Bruches mit den bourbonischen Höfen ihm unzähligemal vor Augen gestellt; „Spanien, das Land des Gehorsams, sollte das Land der Freiheit werden" (Bernis 5. Aug. 1772). Dem Frieden ergeben auch in einer Zeit des Kampfes und in der Absicht, den Frieden zu erhalten, glaubte Clemens, fortwährend widerstrebend, endlich sich doch in das Unvermeidliche fügen zu müssen. Die Geschicklichkeit Monnino's ward auch von Bernis bewundert. „Hätte Spanien" — so schrieb er am 24. März 1773 (Th. II. 325) — „vor vier Jahren einen solchen Repräsentanten hieher gesandt, diese schwierige Unterhandlung hätte nicht so lange gedauert." Aber Bernis und seine Collegen hatten ihm vorgearbeitet; sie hatten bereits von Clemens mehrere Verheißungen erlangt, durch die man ihn als gebunden betrachtete, sowie ihn zu mehreren Schritten gegen die Jesuiten veranlaßt, deren Endpunkt die völlige Unterdrückung derselben bilden zu müssen schien.

Aber eben diese Verheißungen und Verfügungen des Papstes sind es, die eine genauere Untersuchung verlangen, und zugleich dazu dienen, das Bild, das wir eben im Allgemeinen von dieser Negociation entworfen, im Einzelnen zu vervollständigen.

(Schluß folgt.)



XXXVIII.

Motivirte Gedanken über osteuropäische Thesen.

IX.

Die materiellen Bedingungen zur russischen Universalmonarchie: was Rußland heißt?

Vor reichlich einem Menschenalter sprach Karamsin, der Historiograph Rußlands, das stolze Wort: „Mit Riesenkraft schreitet Rußland vorwärts, und einst nach Stambuls Fall wird ganz Europa davor zittern.“ Er hat wahr gesprochen; es kostet nur einen Blick auf die Parlamente und Kabinette Europa's, um den Anfang des Zitterns bereits zu sehen. Die Zukunft der Slaven ist es, was sie in allem Ernste an die Thüre pochen zu hören glauben; unter diesen Slaven aber hat zur Zeit kein Zweig mehr die Physiognomie einer welthistorischen Nation, als der der Russen. Rußland ist allerdings, materiell genommen, in einer innern Entwicklung begriffen, die es dem politischen Uebergewicht in zwei Welttheilen nahe zu bringen scheint; es hat in soferne nur an Nordamerika eine Paralelle, einzig aber steht es da durch seine noch nie und nirgends dagewesene riesenhafte Grundlage an nationalem Stammcapital. Es wäre daher Wahn-

sinn, ihm die materielle Befähigung zu einer künftigen Weltherrschaft abläugnen zu wollen, wie wir ihm die geistige vorerst abgesprochen; und wir begreifen recht wohl, daß alle Die vor dem Wort des Czaren zittern müssen, die den geistigen, und insbesondere den religiösen, Potenzen ihr Recht, in der Politik in Anschlag gebracht zu werden, in Theorie und Praxis überall abzuerkennen gewohnt sind. Wir an ihrer Stelle wüßten uns selbst keinen bessern Rath, als baarfuß nach St. Petersburg zu laufen.

Rußland, sagen wir, besitzt alle materiellen Bedingungen zur Universalmonarchie in dem gleichen Maße, als es die moralischen, warum? haben wir gezeigt, nicht besitzt. Mehr als hundert Völker, mit hundert verschiedenen Sprachen, bewohnen es, aber fast alle nur an den äußern Rändern des ungeheuern Landstrichs, während dessen Inneres einen ganz homogenen Volksstamm birgt, an 50 Millionen stark, um welche alle übrigen Völker des Reiches, mit kaum 12 bis 15 Mill. Seelen, sich anreihen. Das Kernland selbst mit seinen vier colossalen Theilen ist von Natur auf staatliche Einheit angewiesen, und auf gegenseitige Ergänzung in sich: der Norden mit seinen ungeheuern Wäldern auf die 16 Millionen gewerbthätiger Einwohner zwischen dem Ural und Smolensk, deren 18,000 Meilen wenig fruchtbaren Bodens sich südlich fortsetzen in dem Mittelland der „schwarzen Erde", das, zweimal so groß als Frankreich, in fabelhafter Fruchtbarkeit hundert Jahre nacheinander auf dem ungedüngten Acker Waizen treibt, und hinwiederum die gewaltigen Steppen des Südens versieht, bis Colonisirung sie einst zu den blühendsten Ländern Europa's gemacht haben wird. Hier, auf einer an Größe dem übrigen Europa nicht nachstehenden Fläche, zwischen nicht weniger als vier Meeren, wohnen die kerngesunden Stämme der Großrussen und Kleinrussen, ersterer allein 34 bis 36 Millionen zählend, und die zahlreichste und compakteste National-Masse in Europa bildend. Nimmt

man die im ausgeprägtesten Einheitsgefühle ihnen verbundenen Kleinrussen dazu, so hat sonst überhaupt kein anderer Staat in Europa eine solche National-Masse (England zählt unter 30 Mill. nur etwa 19 Mill. Britten), und nur als Nation kommt das über ganz Mitteleuropa zerstreute und hundertfach zersplitterte Germanen-Blut an Zahl der höchst compakten Russen-Nationalität fast gleich. In dieser Masse, wie die Natur selbst sie völlig uniformirt hat, gibt es auch nur Eine Sprache für die Gebildeten, wie für den gemeinen Mann, fast keinen Dialekt und gar keinen Unterschied zwischen Volks- und Schriftsprache; der Bauer und der Czar drücken sich ganz gleich aus; wenn eine Dialekt-Verschiedenheit existirt, die zwischen Großrussen einerseits, den Weiß- und den 11 Millionen Kleinrussen andererseits, so ist sie doch nicht so bedeutend, wie in Deutschland die zwischen dem Harzbewohner und dem Braunschweiger. Dazu die merkwürdige Einheit in Sitte und Tracht; sie übt gegenüber der poetischen und malerischen Manigfaltigkeit in Deutschland einen deprimirenden Eindruck durch ihre Monotie und den Mangel aller frischen Poesie des Lebens, jeder provinciellen und individuellen Eigenheit; aber sie erhöht ungemein die Energie der politischen Kraft. Es ist um den monotonen Ernst dieses Russenthums wie eine zweite Auflage des antiken Römerthums.

Auch die Racenmischung, die man für unumgänglich nöthig zur weltherrschenden Qualität eines Volkes hält, fehlt troß der Einförmigkeit jener russischen Stämme ihnen nicht, noch eine Geschichte aus kleinen, mühevollen aber glaubenskräftigen Anfängen. Als Kiew einst unter mongolisch-tartarischer Botmäßigkeit stand, verdankten die Russen ihr jetziges Daseyn nur der religiösen Schwäche der Eroberer, welche, gerade wie die Türken gegenüber den Griechen und Südslaven, statt mit Gewalt für den Propheten Propaganda zu machen, zufrieden waren, den Halbmond über dem Kreuz aufzupflanzen,

und so eben unter dem Druck und Elend die Russen, denen Hülfe und Trost besonders von den Klöstern aus in's Volk kam, zum tiefsten Gefühle ihrer Einheit gelangen ließen. Und ihre faktische Einheit ging ihnen nie verloren bei allen Mischungen des ursprünglich slavischen Russenblutes, im Norden mit den finnischen Racen, im Süden mit Mongolen und Tartaren, und mit dem edlen normännischen Blut der ersten Eroberer und eigentlichen Gründer des Staats. So hat der Russe, immer unstät und gleichgültig gegen die Scholle des Geburtslandes, wie er ist, und beseelt von einem steten Drang in die Ferne, als der unwiderstehlichste und ausdauerndste Colonist der Welt von einem kleinen Territorium aus fast den siebenten Theil des Erdbodens in sein Colonial-System hineingezogen; überall ist ihm aber der Stempel unzerstörbarer Einheit aufgedrückt geblieben; nirgends bildete er, wie die erobernde Propaganda der Germanen allenthalben gethan, durch Vermischung mit den vorgefundenen Volkselementen neue Nationalitäten; zwar stieß er die durch Berührung mit der fremden Cultur gewordenen russisch „Gebildeten" als ein eigenes Volk von sich aus, sonst aber bleibt er überall Russe, gründet russische Provinzen und verändert die Ureinwohner in Mitrussen, indem er ihnen das Fundament der russischen Familie mittheilt, oder aber er steht ihnen völlig getrennt gegenüber, selbst überall die Grundlage dieser eigenthümlichen Familie unter sich, das Ganze, ohne das er sich nicht zu denken vermag, den national-russischen Volksstaat mit dem Czar als allgemeinem Vater, vor dem wieder alle Mitglieder der Volksfamilie gleich sind, über sich wissend. Und hier weist das Russenthum wieder eine neue Gestaltung des antiken Römerthums an sich auf, nur daß in ihm die Idee endlich förmlich Fleisch geworden, mehr noch als dort im Cäsarenthum.

Es bedarf nur einer flüchtigen Vergleichung mit dem Staate der Germanen, des „Adelsvolkes in der Weltgeschichte,"

um die homogene Natur des antiken mit dem russischen Staate zu erkennen. Rom und Athen, Staaten durch Naturnothwendigkeit und unabhängig von menschlichem Belieben gleich ihren Gottheiten, kraft ihres abstrakten Vaterlandsbegriffes, kraft dessen Allmacht und Präexistenz, von den Einzelnen jeden Augenblick das Opfer der Individualität fordernd, und zwar ebensogut zur Zeit ihrer demokratischen Periode, wie zur Zeit des ihr entsprossenen Cäsarenthums, der eigentlichen Incarnation der Staatsgottheit — wo hätten sie Raum gehabt für die freie Persönlichkeit des Germanenstaats, deren einzelnes Subjekt die äußere Gewalt und Autorität über sich anerkennt, aber nur unter der Bedingung der ihr selbst in jedem Gewissen vorgeschriebenen Pflichten und nicht ohne Vorbehalt seiner unantastbaren speciellen Freiheiten und Besitztitel, unter dem Schutze des objektiven göttlichen Rechtes, über welches weder Staat noch Autorität Gewalt haben? Ist unser moderner Staat freilich jeder Spur jenes edlen Staates der wahren Freiheit verlustig gegangen, und eine wurzellose, pur abstrakte Nachäffung des antiken Götzenstaats geworden, so finden sich im russischen Staat dagegen die Hauptzüge des antiken Staates als wahre Realitäten wieder, hervorgewachsen aus dem Leben und durch natürliche Schöpfung der Volkseigenthümlichkeit. Die Familie, die Gemeinde, die Nation sind in dem Grade die Lebenssubstanz des Russen, daß er ohne sie nicht einmal Eigenthum haben kann. Im Westen hat man sich aus der lieblichen Jungfrauen-Büste privatrechtlicher Frei-Persönlichkeit und dem häßlichen Fischschwanz staatlicher Omnipotenz ein Staatsbild geschaffen, eine wahre Spottgeburt aus Dreck und Feuer; nicht so in Rußland, hier passen die Theile zusammen. Mikrokosmus des russischen Staats ist die russische Familie, in der jeder gleiche Rechte, während ihrer Ungetheiltheit aber der Vater oder der älteste Bruder allein unbeschränkte Disposition über alles Vermögen hat, und jedem Familiengliede nach eigenem Ermessen das

Nöthige zutheilt. Die erweiterte Familie ist die russische Gemeinde, in der Keiner Eigenthumsrechte, jeder aber Nutzungsrechte hat und eine Art socialdemokratischer Gestaltung nicht zu verkennen ist. Alle russischen Gemeinden als Eine Familie unter ihrem Vater, dem Czar, dem daher auch allein die Disposition über Alles zusteht und unbedingt gehorcht wird, das ist — Rußland.

Wie im antiken Staat, so verhält es sich mit dem Einzelnen in diesem russischen Staat, der consequent und regelrecht auf der aller westlichen Anschauung durchaus fremden Familien- und Gemeinde-Verfassung erbaut ist. Von einer Bedingung der Pflichten, einem Vorbehalt der Rechte, oder gar etwa einer s. g. Theilung der Gewalt, kurz von irgendwelcher Schranke der Macht des Czaren kann dem Russen nichts denkbar seyn. „Wie kann ein Vater anders als durch göttliche Gesetze eingeschränkt werden!" sagten die Russen bei der Erhebung der Romanow's, und sagen sie noch nach 230 Jahren. Diese „göttlichen Gesetze" aber! — wie die Sachen jetzt stehen, ist der Czar auch ihr nicht controllirbarer Interpret, seine vollendete Autokratie ist allein lebendiges und fleischgewordenes Gesetz. Der Czar ist eigentlich der Staat, und der Staat ist Alles. Ein Recht der Persönlichkeit ist hier absolut unmöglich. Es gibt fürstenmäßige Familien mit unermeßlichem Reichthum und entsprechendem Ansehen; persönliche Bedeutung aber können sie nur vom Staate, für je den einzelnen Angehörigen zu Lehen, haben; es zeigt scharf den principiellen Unterschied vom germanischen Adel, ist aber nothwendige Folge der russischen Staatsidee, daß eine Familie den Adel verliert, aus der durch drei Generationen kein Glied im Staatsdienst gestanden. Noch bezeichnender ist der Ausspruch Czar Pauls: „in seinem Staate habe nur derjenige Bedeutung, der mit ihm spreche und solange er mit ihm spreche." Aecht russisch, aber auch ächt antik! Allerdings hat man den verschiedenen Ständen die größte Freiheit der Be-

wegung und merkwürdige Selbstständigkeit in ihren eigenen innern Angelegenheiten, sogar bedeutende administrativen und polizeilichen Befugnisse nebst den entsprechenden Pflichten eingeräumt; das sind aber nicht „Rechte," sondern Verordnungen. Nur wo Recht und Pflicht gegenseitig sind, kann von einer Freiheit des Gehorsams, des germanischen z. B., die Rede seyn; der Staats-Schöpfung des „russischen Gottes" aber und ihrer Incarnation in der Einen Czaren-Person, dem allgemeinen Vater, gegenüber kann nur die Alternative des kindlichen oder des sklavischen Gehorsams bestehen. Bis jetzt gab es, abgesehen von den blutigen Verschwörungen unter dem demoralisirten Volke der „Gebildeten," allerdings Empörungen gegen einzelne Personen, aber meistens nur aus Legitimitäts-Gründen, z. B. für und gegen die falschen Dimitri, nie gegen das Czarthum als solches. Zwar behauptet man mit Grund, daß die russische Bureaukratie, die abscheulichste der abscheulichen, durch die noch mehr als europäische, weil niedrig verworfene Unsinnigkeit ihres Treibens im besten Zuge sei, den kindlichen Gehorsam immer allgemeiner in den sklavischen zu verwandeln; aber noch hat es damit keine nahe Gefahr. Noch macht jene väterliche Autorität, im Volke secundirt von glühender Leidenschaft und stolzem Eifer für das „heilige Rußland," das ungeheure Reich zum stetsbereiten und strengdisciplinirten Heerlager an der Grenze des Westens.

Wahrlich Stoff zu neuen Römern! Aber es sind Christen, die ihnen gegenüber stehen, und wenn Rußland den einzig möglichen Weg zu moralischer Freiheit und Selbstständigkeit, deren absoluten Mangel im Volksthum die eben geschilderte Natur des russischen Staatswesens abermals und schließlich erweist, nicht bald einschlägt, so wird seine Mission keine andere seyn, als die des römischen Weltreichs unter den Cäsaren, auch für die Kirche und auch zum eigenen Untergange in einer neuen und fremden Culturepoche, aber vollbracht in verhältnißmäßig kurzer Spanne Zeit. Die eigentliche

Achillesferse seiner Staatsnatur ist leicht gefunden; ein katholisches Rußland böte wenigstens sie nicht, ohne andererseits mit den eigenthümlichen Principien der russischen Familie, Gemeinde, Nation, soweit sie nicht geradezu heidnisch und verderblich in ihren Consequenzen sind, unverträglich zu seyn. Dagegen steht jetzt der Czar als der nicht controllirbare Interpret des „göttlichen Gesetzes", ja als dessen Incarnation selber da, als der jedesmalige Christus des „russischen Gottes." Kein asiatisches Sultanat besaß jemals einen Macht-Begriff von gleicher Ausdehnung, denn immerhin bildete doch, wie wir noch heute am Großtürken erfahren, die Priesterschaft ein bedingendes, die Rechte des Volkes auch nach Oben, wenigstens mittelbar schützendes Gleichgewicht, und der Richterstand gerade in den Staaten ächtasiatischen Gepräges von jeher unabhängig; selbst der Souverainetäts-Absolutismus des Kaisers von China besteht nicht in solcher Uebertreibung, denn er ist wenigstens durch die Erstarrung der Gewohnheitsrechte eingeschränkt; in Rußland dagegen hat die bureaukratische Signatur der Theo-Autokratie auch diese Milderung unmöglich gemacht. Gesetz, Recht, ja, im Princip selbst das religiöse Dogma, sind hier der reinsten Willkür des Czaren auf Gnade und Ungnade ergeben. Man kennt die russischen „Ukase", wozu jede auch bloß im Namen des Czaren erlassene Ordonanz durch Senats-Promulgation werden kann; sie sind aber weit entfernt, etwa in ihrer Sammlung eine Art positiven Rechts zu bilden; denn wenn auch der „höchste Wille" in einem gegebenen Falle als Ukas so oder so sich ausspricht, so ist damit noch nicht gesagt, daß er im nächsten Falle, bei ganz gleichen Vorlagen, nicht das Gegentheil entscheiden könne. Als man im J. 1767, verkehrt genug, mit der Organisation eines positiven Rechtes für Rußland umging, und zu dem Zwecke eine Art Parlament versammelt hatte, fragte daher ein tartarisches Mitglied: ob es denn nach der Proklamation der aufzustellenden Grundgesetze

auch noch Ukase geben werde? und auf die bejahende Antwort entgegnete er: wozu dann diese Gesetze? Das persönliche Recht aber, die Natur des geforderten Gehorsams in einem solchen Staatswesen, sind leicht zu charakterisiren! „Wenn ich einen Freund habe", sagte der vorige Curator der Universität Dorpat, „und der Kaiser sagt mir, ich dürfe mit dem Freunde nicht länger verkehren, so gehe ich hin und sage dem bisherigen Freunde: Höre! mit unserer bisherigen Freundschaft ist es aus, du bist ein Schuft." Das ist ächtrussische Loyalität!

Es ist ein großer Unterschied zwischen Autokratie und Autokratie. Sie kann möglicher Weise recht wohl vereinbar seyn mit der Idee des germanischen Rechtsstaats, was z. B. niemals der Fall ist mit der modern-abstrakten oder constitutionellen Bureaukratie. Gerade die Bureaukratie aber ist es, was in Verbindung mit der russischen Theo-Autokratie zu einer Vernichtung alles Rechts und aller freien Persönlichkeit geführt hat, die ihres Gleichen bloß in jener römischen Zeit finden könnte, wo die Cäsaren als lebendige Götter angebetet wurden. Nur wer völlig verfangen ist in den Illusionen des modernen Staats, kann die absolut heidnische Signatur des modern-antiken Czar-, d. i. Cäsarenthums übersehen, und schreiben, wie die „Allg. Ztg." vom 24. Januar thut: zur bureaukratischen Autokratie dränge gleichmäßig die Natur der monotonen sarmatischen Ebene und ihrer Bewohner, die weder Welthandel, noch Industrie, weder Bürgerthum, noch Städte heimisch zu machen vermocht, denen die Selbstverwaltung (!) immer unnatürlich gewesen, „denen ein Segen sei, was für die germanischen Völker ein Fluch — die Tyrannis." Der „Segen" dieser Tyrannis, der ächtheidnischen, wird sich noch offenbaren; christianisiren aber könnte sie nur die Wegräumung dessen, was den russischen Mangel moralischer Freiheit und geistiger Selbstständigkeit überhaupt verschuldet hat, aus dem allein hinwiederum sie

erwachsen ist, nicht aus der „sarmatischen Ebene" und aus dem russischen Blut.

Sie selbst jedoch gibt sich bereits, so wie sie ist, und weil sie so ist, für christlich aus, ja für ausschließlich christlich. In demselben Augenblick, als Peter I. sich zum Gegenpapst aufwarf, setzte er, der Russenkönig, sich zugleich die Kaiserkrone auf, und nahm den römischen Doppeladler als Reichssiegel an, verkündete damit die Wiederherstellung des oströmischen Kaiserthums, zur Seite des weströmischen unter der noch glänzenden Krone Karl's des Großen, gerirte sich seinerseits, und dieser gegenüber, als Schutzherr der ganzen orientalischen Kirche, und so ungemessen waren seine Hoffnungen vom neuen Kaiserreich, daß er schon auch die Wissenschaft, circulirend wie das Blut, West- und Mitteleuropa verlassen sah, um sich etliche Säcula in Rußland aufzuhalten, und endlich in die alte griechische Heimath zurückzukehren. Seitdem aber sind die Ansprüche noch viel ungeheurer gewachsen. Je mehr der Westen in den revolutionären Ideen zerfiel, andererseits Altrußland in seiner Exclusivität die Oberhand erhielt, bis endlich in der russischen Einbildung nur mehr zwei Mächte sich um den Erdboden stritten: das heilige Rußland und die diabolische Revolution — desto unzureichender mußte die Würde eines bloß oströmischen Kaisers erscheinen. Der Czar an der Spitze der orthodoxen Kirche gegenüber den „Heiden", und zwar nicht bloß als ihr Schirmherr nach Art der mittelalterlichen Kaiser deutscher Nation, sondern als ihr wirkliches weltliches und geistliches Haupt nach Art der alten römischen Imperatoren — er konnte nie Mit-, er mußte stets Allein-Kaiser seyn. Wenn heute wieder ein weströmischer Kaiser vom Grabe der Apostel ausginge, so wäre er in den Augen des russischen Gegenpapsts — Gegenkaiser.

So steht Rußland, mit allen materiellen Bedingungen einer weltherrschenden Macht reichlich ausgestattet, der übrigen Welt drohend gegenüber. Selbstverständlich ist das

antik-imperatorische Wesen seines Czarthums gar nicht fähig, mit ihr wahren Frieden zu halten; es muß von Allen Unterwerfung verlangen, und weigern sie diese, früher oder später über die Gränzen brechend, sie erzwingen. Es folgt dabei nur der innern Nöthigung, denn zu einem freundschaftlichen Nebeneinander hat es keinen Anknüpfungspunkt mehr in sich. Freilich ist die faktische Vollendung des Czarthums in dieser Bedeutung und Ausdehnung noch nicht von altem Datum; man darf dieß nie vergessen. Erst Nikolaus I., die Bewunderung des blödsinnigen Westens, ist ihr Vater, und auch er hat sie bis jetzt erst in seiner innern Politik in Praxis gesetzt. Den Nationalitäten, wie den Religionen, Katholiken und Protestanten, hat er zugerufen: „Opfert meinem russischen Gott, oder Tod und Sibirien!" Damit hat er sein russisch-antikes Imperatorenthum proclamirt; die Götter des Vaterlandes können nicht allmächtig seyn nach Außen, wenn sie es nicht erst sind nach Innen! Leider hat man diese Sprache zu den katholischen Polen im Westen nicht verstanden; war es ja bloß die Religion, noch dazu die katholische, an der Nikolaus I. sein antikes Imperatorenthum übte! Der türkische Handel mußte kommen, um den Weisen des Abendlandes die Augen zu öffnen.

Jetzt zittert freilich mit Recht, wer immer innere Anlage zum Zittern hat. Es ist kein Baum in ganz Altrußland, der seinen Schatten auf das Dach eines Bauernhauses verbreitete, und zum Verbleiben an dem heimischen Fleck Erde einlüde; es hat sich in Jahrhunderten kein Großrusse Zeit genommen, ein solches lebendiges Denkzeichen für Kinder und Kindskinder zu pflanzen; das ganze Volk ist stets reisefertig, und erzählt sich von Mund zu Mund: im Westen sei gut wohnen. Daher nur Jubel, wenn das Czarthum heute daran ginge, seine weltherrschende Mission zu erfüllen; und wer weiß, ob es ein Mißverständniß ist, wenn der gegenwärtig eröffnete „heilige Krieg", für den Hoch und Nie-

drig in unbeschreiblichem Enthusiasmus ihre Rubel opfern, in den streng überwachten Petersburger-Journalen unaufhörlich commentirt wird, nicht etwa bloß als Weg zur ersten orthodoxen Messe in der heiligen Sophia, sondern zum Sieg über alle europäischen Feinde, zur nahen Weltherrschaft Rußlands, als dem Lohn für die Frömmigkeit des Volks und seines Czars, jetzt, in diesen „Zeiten der Offenbarung des Rathschlusses Gottes", des „russischen Gottes", wo der zweiköpfige Adler des „heiligen Rußland" seine Schwingen weit ausgebreitet. Dröhnend und gellend dringen die unartikulirten Interjektionen solch überschwänglicher Begeisterung nach dem Westen, und er hört sie unter merklichen Frösteln. Man darf als in den Wind gepredigt erachten, was ihm bislang gepredigt worden: von der Tollheit, die es wäre, wenn Rußland durch weitere Eroberungen sein inneres Gleichgewicht, seine säuberlich normirten Gränzen stören wollte, nachdem es ohnehin schon zu rücksichtslos auf die innere Festigkeit sich vergrößert, und mit der Eroberung in seinem Innern noch hundert Jahre und länger zu thun habe; von der bekannten Volksleere seiner ungeheuern Gebiete *), wo es in Kurzem

*) Wenn man ein jährliches Wachsthum der Bevölkerung um Ein Procent annehmen darf, so betrüge sie jetzt im eigentlichen Rußland über 55 Mill., mit Finnland und Polen über 62, mit den Unterthanen in Asien und (den 60,000) in Amerika 68, und würde bis zum J. 1900 etwa auf 111 Mill. steigen. Diese Population ist aber so dünn über das ungeheure Land zerstreut, daß von jenen 62 Mill. in Europa nur 648 Seelen auf die Quadratmeile treffen, die in England je 4983, in Oesterreich 3163 Seelen zählt. In Asien treffen, das stärker bevölkerte Transkaukasien abgerechnet, gar nur 12 Seelen auf die Meile; dieß ist namentlich das Verhältniß der Bevölkerung des von der Natur so herrlich ausgestatteten Südens von Sibirien, und im europäischen Rußland selbst sind die unermeßlichen Räume der Wälder im Norden und der Steppen im Süden, sämmtlich zu neun Zehnteln Eigenthum des Staats, noch ganz leer.

10 Mill. homogener Unterthanen gewinnen könne für jede Million unzuverlässiger Knechte im eroberten Lande, wo die Städte mit ihren hunderten von Kuppeln und Palästen noch immer der innern Füllung ihrer weit gesteckten Gränzen warten, und Menschenmaterial in bedenklichem Maße verzehren sollen, so daß z. B. in St. Petersburg die entsetzende Thatsache officiell anerkannt sei, daß die Stadt in kaum hundert Jahren vollkommen ausgestorben seyn würde, wenn die Zuzüge aufhörten; von der jetzt schon auf's äußerste angespannten Steuerkraft des Reiches, das die Gildensteuer z. B. in den acht Jahren von 1841 an fast vervierfacht, und seit 1849 wieder verdoppelt habe; kurz, von der vernünftigen Abwesenheit jeder Spur kriegerischer Eroberungssucht in der Nation, soweit sie nicht panslavistisches „Jungrußland" sei, und beim Gouvernement, abgesehen etwa von den religiösen Sympathien für Constantinopel *).

Man hat all Das Jahre lang gehört, aber endlich erfahren, daß die „religiösen Sympathien" Rußlands von seinen politischen und weltherrschenden nicht zu trennen sind; man hat sich sagen lassen, daß Rußland seit Jahrhunderten nicht mehr erobert habe, als am Ende jeder sich kräftig entwickelnde Staat erobere, der das ihm von Natur und Geschichte zugetheilte Maß noch nicht gefunden; aber man sieht nun, daß dieses Maß für das wiedererstandene antike Imperatorenthum durchaus unmeßbar und unwägbar sei. Man hätte allerdings meinen sollen, daß der Koloß sich bereits als kräftig und zierlich ausgewachsen fühlen könnte: den Kopf in Helsingfors auf Finnland, der stets blutenden Wunde Schwe-

*) Zu den angeführten Thatsachen vgl. Harthausen Vorr. S. 11. 14; I, 309; III, 197. 88. 63. 133. 210; II, 332 ff.; — Bruno Bauer. S. 10 ff. 22 ff. 26; — Rußland und die Gegenwart. I. 64. 105. 203; II, 252 ff.; — Osenbrüggen. S. 220 ff.; — Kohl. II. 238.

dens, die ihn aber mit Holz und Mann für die Marine speist, den Arm in Warschau, dem Herzen des Westens zugewandt, die Füße in Sebastopol und über dem schwarzen Meere, die freie Bewegung im Osten hemmend, und schon die Weltstraße vom Kaukasus über Persien nach Indien durchbrechend. Man hat geirrt mit jener Meinung! Der Koloß fühlt sich augenfällig unbehaglich, er hat noch lange nicht die rechte Lage und das „zugetheilte Maß". Naturgemäß rückt er mit den Füßen zuerst vor, und selbstverständlich aus „religiösen Sympathien", über die Donau an die Dardanellen und an das adriatische Meer. Ist diese Verschiebung einmal gelungen, unmöglich könnte dann der Kopf in der alten Lage verharren, er müßte sich nothwendig auch vorschieben, und zwar über die Ostsee und den Sund, mit Dänemark eine Scheidewand ziehend zwischen dem todtwunden Schweden und — Deutschland; hier, in Frankfurt am Main, käme der Arm zu liegen, wenn auch nur als Votant am Bunde, rechts und links hinsiechend zwei neue Polen: das flankirte Preußen und das von seiner Lebensader im Osten abgeschnittene Oesterreich. Diese Position dürfte allerdings eine Zeitlang als das „zugetheilte Maß" genügen; es wäre eine recht würdige Stellung für den gepriesenen Champion gegen die Revolution, und Deutschland als Vasall des „heiligen Rußland" hätte ja dann doch wenigstens Siegesaussicht im Kampfe gegen die „zweite wahrhafte Weltmacht." Also flectamus genua!

An der westlichen Feigheit mästet sich die östliche Macht, und jedenfalls begehrt das Czarthum so lange, als man es fürchtet, ist gerade so stark, als man es glaubt; unerträglich wäre ihm nur, was seine Grundlagen selbst nicht haben, moralische Freiheit und geistige Selbstständigkeit durch die wahre Religion im öffentlichen Wesen des Westens! Dann aber wäre freilich auch die andere europäische Revolution am Ende, ohne und wider die gerühmte Stütze des

Conservatismus, die in Wahrheit nichts stützen könnte, was sein Bestehen nicht in sich selber hat, auch wenn sie jemals ernstlich wollte.

X.

Die Philosophen und die slavische Weltherrschaft; Dr. Volkmuth und Graf Cieszkowski.

Wie nun, wenn Rußland, sei es unmittelbar oder durch eine Secundogenitur in Constantinsstadt, einmal bis an das adriatische Meer ausgedehnt ist, wenn eines schönen Morgens ein Romanow über See fährt, am Grabe der Apostel erscheint, und als zweigewaltiger Imperator der Christenheit auf den achtzehnhundertjährigen Stuhl Petri sich setzt, um irgend einen halbinvaliden Cavallerie-General mit der Vice-Präsidentschaft des fortan römischen „heiligen Synod" zu bekleiden, desselben „heiligen Synod", der seine eigene „Orthodoxie" und den Calvinismus bis Dato noch nicht unterscheiden gelernt hat — was wird dann die aus Rom verjagte katholische Kirche anfangen mit ihrem Papst und seinen Cardinälen? Wird sie zu den „revolutionirten" westlichen Völkern flüchten? oder dem neuen Romanow-Papst-Kaiser auf Gnade und Ungnade sich ergeben, wie drei Viertel unserer deutsch gebornen und französisch erzogenen Ritterschaft dem „Hort des Conservatismus" gegenüber für recht und billig halten werden? Für uns ist nun zwar die Frage eine müßige; wir haben zum Ueberfluß unsere Ansicht motivirt: Gott habe auch in diesem Falle gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Welch sonderbaren Eindruck aber der bloße Gedanke der Möglichkeit einer solchen Collision macht, beweist die Thatsache, daß die Frage bereits auch unter den Protestanten lebhaft besprochen wird, und selbst bei dem

gutkatholischen Freiherrn von Harthausen (III, 207) sich unter Anderm die auffallende Stelle findet: „Der traurigste Ausgang für die lateinische Kirche wäre allerdings, wenn die romanischen und germanischen Völker so bodenlos tief in Anarchie und Antichristenthum versänken, daß das Papstthum selbst zum slavischen Volksstamm hinüber zu flüchten gezwungen wäre, wo dann freilich der Traum der Panslavisten wahr werden könnte, daß die Slaven nach Untergang der Germanen der Mittelpunkt der Cultur und der Weltgeschichte werden würden.“

Jedenfalls ist für uns die Hypothese der slavischen Welt-Herrschaft eine Frage an den freien Willen der Slaven: ob sie sich würdigen werden, die neuen Träger für das centrum unitatis zu werden? und an den freien Willen der Romano-Germanen: ob sie sich entwürdigen werden, es zu seyn? Anders die philosophische Vernunft. Sie tappt forschend am blinden Fatum herum, seitdem ihr die schwere Hand des Slaventhums die Kreidestriche ihrer Regeln und Kategorien-Tafeln ausgewischt hat, und selbst also nicht mehr zu ignoriren ist. In Deutschland ist es freilich erst sehr kurze Zeit her, daß die apriorische Intelligenz das umgekehrte Mene-Tekel wahrgenommen, und eigentlich hat sie sich von dem Schrecken über die rohe Faust inmitten ihrer sublimen Decorationen noch nicht erholt. Ist es ja doch im Grunde selbst der aposteriorischen Diplomatie hierin nicht besser ergangen. Als Katharina II. den Grund legte zur russischen Diktatur über den Westen, hatte sie auch zugleich Garantie gegen alle Besorgnisse gegeben, indem sie, Namens der Freiheit des Evangeliums, gegen katholische Nothwehr zu Gunsten der heillosen protestantischen Dissidenten das ultramontane Polen confiscirte, und mit ihrer Toleranz-Philosophie, die sie auf die Fahnen der russischen Armeen in Polen schrieb, die westlichen Nationen in süßes Vergessen des Völkerrechts und ihrer eigenen Spontaneität einlullte. Selbst die Liberalen waren

höchlich zufrieden; und auch als sie nach der Julirevolution und über den Trümmern ihrer getäuschten Hoffnungen auf den Polen-Aufstand malcontent wurden, grollend jene gehässige Pamphlet-Literatur gegen die „nordischen Barbaren" losließen und bis zur Stunde fortsetzten, hob all Dieß den Czaren doch nur um so höher in den Augen der andern Partei, und trotz aller Wütherei gegen Rußlands Katholiken und Unirte haben in der That kaum seine letzten starken Stücke die Ueberzeugung zu erschüttern vermocht, daß seine fein friedlich und leise schleichende Diktatur eitel — „Toleranz-Philosophie" sei. Warum hätten nun gerade bloß die Philosophen vom Fach über den großen und kleinen Fragen des Westens den Osten nicht vergessen sollen — sie, deren norddeutsche Heroen sämmtlich ihr System und die Weltgeschichte mit der deutschen Intelligenz bereits abgeschlossen hatten, und daher für Rußland unmöglich mehr Platz darin finden konnten? Und nun vollends, nachdem auch Hegel diktirt hatte: daß die christlich-germanische Welt (i. e. Berlin) die Entwicklung der Menschheit endzwecklich schließe, wie konnte noch irgend Jemand an ein neues, und gar slavisches Zeitalter denken?

Dieser theuern Ueberlieferung blieb der Seher am Neckar noch treu, als er 1852 seine „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" schrieb; Rußland, orakelt er, ist zwar ein Koloß, aber vor dem „östlichen Siegeszuge der Freiheit" aus Nordamerika auf der badischen Etappenstraße über Heidelberg wird er zerschmelzen, wie Butter an der Sonne; nicht einmal zur Civilisation im Oriente wird er dienen, sondern Rußland selbst und Asien haben vielmehr ihre Cultur von Karlsruhe aus zu gewärtigen. Warum? Darum! — Aber ach! schon nach wenigen Monaten erlebte die philosophisch-demokratisch deutsche Vernunft den Schmerz, daß Einer aus der eigenen Mitte ihr nach der Krone griff, und Bruno Bauer den „östlichen Siegeszug der Freiheit" in einen west-

lichen Siegeszug der russischen „Freiheit von den westlichen Fragen," nach alter Mongolenart von Moskau über Heidelberg sich ergießend, verkehrte, und zwar unbeirrt durch die heldenmäßigen Grimassen des Freischärler-Enthusiasmus à la Gervinus. Obgleich er bezweifelt, daß Rußland „eine neue Idee und Kraft" in den Kampf zu werfen habe, und weiß, daß das Beste an ihm: seine patriarchale Cultur in der reinnationalen Verfassung der russischen Familie und Gemeinde, unmittheilbar ist, so erklärt er doch, daß es nur mehr zwei Fragen der deutschen Gegenwart und Zukunft gebe: erstens ob die germanischen Völker Europa's ebenso der russischen, wie einst die griechischen Völker der römischen Diktatur unterliegen werden? zweitens ob im Falle „Ja" die germanische Welt ganz untergehen, die russische Nation allein die neue Civilisation bestimmen und das beginnende Zeitalter das russische heißen, oder ob ihm im Vereine mit dem Russenthum auch das Germanenthum seinen Namen beilegen werde? *)

Soweit ist es mit der deutschen „Herrschaft der Ideen" gekommen! Um so natürlicher, daß die slavischen Philosophen der Zukunftsgeschichte mit jenen Fragen kurz angebunden sind. Der Form nach ursprünglich meist Hegelianer, wie namentlich ihr Chorführer Graf Cieszkowski, nehmen sie doch Hegel's Eintheilung der Geschichte nach den vier Lebensaltern, wobei die germanische Zeit dem Greisenalter entspricht, nicht an, weil sie an ihm inconsequent sei, appliciren vielmehr auch hier die Hegel'sche Triplicität der Kategorien, theilen die Geschichte in drei Perioden: die antike, die germanische und die — slavische, und setzen uns an die Schwelle der letztern. In dieser Weise hat sich (Cieszkowski's größeres Werk erschien im J. 1848) bereits eine slavische National-Philosophie gebildet, in zwei Richtungen: der hegelisch-methodischen und der anonym-genialen, die in Vorausver-

*) Bruno Bauer: Rußland und das Germanenthum. S. 1—7; 28.

kündung der slavischen Weltmission, ihre Aufgabe erkennt, und — was wohl zu merken ist! — mit Vorliebe, ja fast ausschließlich in die Philosophie der Geschichte sich versenkt.

Wir werden sehen, ob die Zeit nicht eine germanisch-slavische Geschichtsphilosophie-Polemik über uns bringt; vorerst hat Dr. Volkmuth, der auf dem Gebiete der philosophischen Literatur bereits überhaupt seinen Namen hat, zwischen Gervinus, der die Slaven Nichts, und zwischen Cieszkowski, der sie Alles allein gelten läßt, sich gestellt*). Seine philosophische Betrachtung der Geschichte gibt ihm bemerkenswerthe Resultate. Gegen Gervinus: daß er in demokratischer Verranntheit einen bedeutenden Rückschritt, von Hegel bis auf Aristoteles, gemacht und wieder die falsche Dreitheilung der Staatsformen: Absolutie, Aristokratie, Demokratie, vorgezogen, während die Viertheilung, mit der wahren Monarchie des zweiten Königthums, dem christlichen Rechtsstaat, als viertem Stadium, allein wahr sei. Und demgemäß gegen Cieszkowski: daß der Weltalter nicht drei, sondern viere seien, deren zweites mit der Völkerwanderung ende, und deren drittes uns eben zum Abschluß noch bevorstehe. Sobald bei den Germanen das Autoritäts-Princip der christlichen Weltansicht dem Sturme nicht mehr gewachsen sei, dann sei die Zeit der Slaven da, gleichzeitig aber mit der slavischen Universalmonarchie auch die religiöse Wiedervereinigung der in Orient und Occident getrennten Völker der Erde nahe, und entsprechend der wahren politischen Monarchie das rechte Verhältniß zwischen Kirche und Staat, worauf denn auch die nationale Herrschaft des Slaventhums mit dem dritten Weltalter aufhören, die nordamerikanische Entwicklung mit dem Ganzen sich vereinen,

---

*) Dr. P. Volkmuth, Prof. d. Philosophie am erzbischöfl. Seminar zu Posen: Gervinus und die Zukunft der Slaven. Halle 1853. Die Schrift ist zur Orientirung über geschichts-philosophische Begründung einer slavischen Weltmission sehr zu empfehlen.

und die Geschichte in das vierte Alter eintreten werde: in das „Vollalter Christi.“ Im Uebrigen schließt er mit Recht: „Auch unsere Römer sind schon im Anzuge.“

Es leuchtet ein, daß hier, wie einst die Weltmission deutscher Nation, so künftig das slavische Principat nur Mittel zum großen Zwecke der Kirche ist, und die katholische Anschauung mit dieser speculativen Geschichtsbetrachtung vereinbar wäre. Nicht so in der Nationalphilosophie Cieszkowski's; er weiß für die lateinische Kirche des zerfallenden Westens keinen Platz. Zwar erwartet auch er ein neues Europa nicht von der Einschwärzung des nordamerikanischen Demokratenwesens, sondern von einer Evolution des christlichen Geistes; aber indem er seine drei Weltalter als Adam, Christus und Paraklet personificirt, damit völlig in die Denkweise der orthodox-nationalen philosophischen Mystik eingehend, hält er dafür, daß seine Slaven, sobald sie zum Aufbau des dritten Stockwerks der Menschengeschichte schritten, auch einer ganz neuen Religion bedürften: einer „Offenbarung der Offenbarungen,“ nicht nur, wie zahlreiche protestantischen Sekten sie ersehnen, einer „neuen Ausgießung des heiligen Geistes,“ sondern einer förmlichen Incarnation des Paraklet; und das eben, behauptet er, „sei die Blindheit der christlichen Zeit, daß sie sich für die letzte halte, da sie doch nur eine Zeit der Vorbereitung seyn solle.“ Gewiß sehr tröstlich für die verrostete slavische „Nationalkirche“ und allen orthodoxen Zukunftgeschichts-Philosophen aus sehr begreiflichen Gründen der einzige Hoffnungsstern neuen Lebens im Geiste; aber auch ebenso ungemein beruhigend für die „christlichen Germanen“ von der „Kreuzzeitung“ und ihr verrottetes Evangelium! Allerdings werden zuletzt wir Katholiken allein stehen mit dem Glauben, daß Gott das Erlösungs-Werk für die Menschheit bereits bis zu Ende gethan, und es nun Sache dieser sei, auch das Ihrige zu thun. Darum haben wir aber gerade so viel voraus vor den auf den rechten Messias, den

parakletischen oder den demokratischen, erst noch harrenden Christen-Juden im Slaven- und im Germanenlande. Wir warten nicht auf Staatsstreiche der Vorsehung, und dennoch ist Niemand mehr als wir überzeugt, daß Gott die große Nation der Slaven nicht im Daseyn erhalte für die Rolle der — ewigen Statisten.

XI.

Das Czarthum und die Andersgläubigen: Katholiken und Lutheraner.

Solche Ueberzeugung hindert uns aber gar nicht, allen europäischen Mächten als Pflicht anzusinnen, daß sie Nikolaus I. in seiner Art, slavisch-weltherrliche Zukunft zu machen, soviel als möglich stören. Dabei meinen wir namentlich die Wege seiner innern Politik, denn von der äußern versteht sich die Pflicht von selbst. Zugleich erklären wir ausdrücklich, daß diese innere Politik im Grunde nur der Eine Vorwurf trifft, daß Nikolaus I. bis jetzt der einzige und der erste Czar war, der sein Czarthum, wie wir es geschildert, nach seiner ganzen und vollen Bedeutung, allseitig, consequent und ohne allen auch nur den leisesten Anflug von scheuer Tergiversation auffaßte und bis zur Stunde also realisirte. Dazu paßte die Religionsduldung nicht, welche Peter I. statuirt, und die unmittelbaren Vorfahren Nikolaus' I., Alexander und Paul, noch fest gehalten hatten. Der Papst-Kaiser muß eben, je mehr er seiner Würde als Summus pontifex bewußt ist, desto fester wollen, daß die orthodoxe Kirche in allen Herzen siegreich sei; und sobald er dieses Ansinnen an irgendwelche nichtorthodoxen Individuen stellt, haben diese dem Wunsch sogleich als Befehl nachzukommen; wo nicht, so ist ihre Rebellion gegen die heilige Macht des Czarthums constatirt, also Sibirien oder Tod! Und da solcher Widerstand am meisten und zähe-

sten bei den Katholiken vorkommt, so sprechen die czarischen Depeschen schon deshalb mit Recht von der „lateinischen Revolutionskirche.“

Russificirung und Werbung für die orthodoxe Kirche ist aber identisch; ja, es gibt keinen andern Weg, die fremden Elemente im Reich zu russificiren, als den, sie kirchlich zu gräcisiren. Noch ein Sporn mehr für Nikolaus, dem die nationale Einheit und Uniform vielleicht noch stärker am Herzen liegt, als die kirchliche, und der eben hierin gleichen Boden hat mit der altrussischen Partei! Daß die kirchlichen Sympathien der Slaven noch über die nationalen gehen, konnte man allerdings an den Stämmen des alten Polenreiches lernen; die kirchlichen Sympathien überwanden z. B. die nationalen Antipathien der orthodoxen Kleinrussen gegen die Großrussen und führten sie dem Czarthum in die Arme, sie trennten dagegen die katholischen Russinen oder Rothrussen, so wenig Sympathien diese für die Polen hatten, von den orthodoxen Groß- und Kleinrussen, und vereinigten sie mit den gallicischen Religionsverwandten. Aus diesen Gründen hat der Czar die katholischen Polen und Russen, sowie die lutherischen Deutschen an der Ostsee für reif gehalten, gräcisirt, d. i. russificirt zu werden. Es lagen freilich völkerrechtliche Verträge inzwischen; aber im Wörterbuche des Czarthums steht nichts von „Völkerrecht“ und „Vertrag,“ außer für Auswärtige, die damit gefesselt werden sollen; nach Innen gilt nur ein resolutes „Es ist befohlen.“ Bloß die russischen Muhamedaner bewegten sich bisher ganz frei, denn dieselbe Politik, welche an der polnischen Westgränze und an der Ostsee Scheidewände aufrichten zu müssen glaubt, will diese gegen den Kaukasus, gegen Persien und die Türkei niederreißen, wozu die fatalistische Ergebung der Söhne des Propheten unter jeder Uebermacht an sich schon einlädt. Die Mißhandlung der Juden endlich, deren es übrigens im Kerne Rußlands nicht gibt, und die sonst, wie überall, auch hier Land

und Leute depraviren, scheint mehr aus einer Art Geschäfts-Rivalität hervorzugehen; denn der speculirende Russe weiß deren Stelle selbst nur zu gut auszufüllen, und das gemeine Sprüchwort läßt nicht umsonst an schlauer Berechnungskunst Einen Russen über zehn Griechen Herr seyn, und erst zehn Griechen über Einen Juden. Kurz, nur an Katholiken und deutschen Lutheranern erprobt die russisch-orthodoxe Kirche ihre Russificirungskraft.

Was zuerst die Katholiken, Lateiner oder Unirte, betrifft, so ist es nicht unsere Absicht, hier im Einzelnen die gegen sie geübten Gräcisirungs- und Russificirungs-Acte der Gewalt oder jener „angeerbten Hinterlist" aufzuzählen, von der die Allocution Gregor's am 22. Juli 1842 sprach. Das Gute hat der türkische Streit bereits im Gefolge gehabt, daß doch auch manche der rücksichtslosesten Freunde Rußland's darüber öffentlich sich entsetzt haben, z. B. Herr von Florencourt an der „Deutschen Volkshalle." Die unzähligen Thatsachen sprechen eben allzu laut: der blutig hart verpönte Verkehr mit Rom, die verwaisten legalen Bischofsstühle, die zu Hundert unterdrückten concordatsmäßigen Klöster, das strenge Verbot Kirchen zu bauen, oder nur die zerfallenden auszubessern, der systematisch decimirte Klerus, die ausgestorbenen Pfarrsitze, die für den Orthodoxismus confiscirten Schulen, milden Stiftungen, Wohlthätigkeitsanstalten, die gepreßten Schüler und Studenten, die Hunderte verjagter und nach Sibirien transportirten Priester und Religiosen, die Tausende der von allen Heilsmitteln Abgeschlossenen, und ohne das Viatikum Sterbenden, die unerbittliche Consignirung der standhaften Katholiken an ihre Scholle Bodens, so daß russische Pässe für sie nicht einmal über die Dorfmarken hinaus existiren, die Schaaren nichtswürdiger mit Geld und Ehren überhäuften Convertiten, die überall mit List und Gewalt auf das Schamloseste officiell getriebene Proselytenmacherei, die gesetzlichen Strafen dagegen für jedes specifisch

katholische Wort, Sibirien für jede Mahnung unter vier Augen zur Rückkehr in die Einheit der Kirche, und die entsprechende Ehe-Gesetzgebung (Letzteres Einrichtungen, die seit einem halben Jahre auch auf — Serbien ausgedehnt sind), unfehlbar sibirisches Exil für Jeden, zumal, wie noch jüngst ein Petersburger Predigermönch erfahren, für Beichtväter, welche von gemischten Ehen als öffentlich proclamirten Pflanzstätten des Schisma abmahnen, überhaupt ängstlichste Ueberwachung der Beichtstühle, wo solche noch stehen, und der nur mit Gefahr öfter zu frequentirenden Abendmahlstische, Mißhandlungen der standhaften Priester selbst bis zu Schlägen, der Eltern, welche ihre Kinder den orthodoxen Schulen vorenthalten, und namentlich der Convertiten der alten Kirche — so behandelt man jetzt auch die Lateiner, deren es, Polen abgerechnet, immerhin drei bis vier Millionen in Rußland gibt, nachdem Nikolaus I. mit nahezu zwei Millionen dragonadisirter unirten Griechen die von Katharina zum Abfall gezwungenen sieben Millionen vermehrt hat. Und nicht zu vergessen ist, daß alle diese Gräuel, wie sie namentlich seit 1839 gegen die Katholiken des griechischen Ritus in Thätigkeit gesetzt waren, erst seit etwa zwei Jahren auch gegen die Katholiken des lateinischen Ritus in den vollsten Gebrauch kamen. Einzelnheiten dringen nur von Zeit zu Zeit durch. Im letzten Oktober ward der von den Schismatikern einst todtgemarterte polnische Jesuit P. Bobola canonisirt; an ihn knüpft sich die Volkssage: Rußland werde wieder zur kirchlichen Einheit zurückkehren, sobald Bobola einmal im Kalender der Heiligen stehe; reizte dieß noch mehr, oder war es bloß der verpönte Verkehr mit Rom, genug, zwei Dominikaner in Litthauen und, dem Ami de la religion zu glauben, der Prior des Ordens in Petersburg, wurden in einer Nacht mit Militär aus den Klöstern gerissen, und verschwanden spurlos, weil sie der Congregation der Riten in Rom etliche biographischen Notizen über Bobola hatten zukommen lassen. Nur noch Ein Exem-

pel! Man weiß, daß die Orthodoxen absolut unfähig sind, den Heiden das Evangelium zu predigen, nicht demalso die katholischen Missionäre in Transkaukasien; die Czarkirche verträgt sich aber leichter mit Heiden und Teufelsanbetern, und es ist daher jenen Missionären bei Strafe der Deportation nach Sibirien verboten, einen Heiden zu taufen, weßhalb z. B. die Kapuziner zu Kutais, um sich nur ihrer Heerde zu erhalten, alle die zahlreich um die Taufe bittenden Götzendiener aus den Suaneten und Abchasen abweisen müssen, Thatsachen, welche unglaublich scheinen dürften, wenn man nicht wüßte, daß auch die Mennoniten unter den Kalmucken ihr Missioniren aufgaben, weil die um deren Seelenheil sonst nicht im mindesten bekümmerten Popen ihnen die Proselyten sämmtlich für die Czarkirche mit Sequester belegten. Nun sagt man freilich, daß der Czar selbst größtentheils nichts wisse von diesen und jenen Schandthaten; allein ausgemacht ist — und man kann dieß nicht genug wiederholen! — daß gerade, seitdem Nikolaus I. das Loos der Katholiken zu verbessern versprach und im J. 1848 eine Art von Concordat mit Rom abschloß, die Lage der Armen vollends unerträglich geworden ist, unter den neuen, einer Elisabeth von England vollkommen würdigen Strafgesetzen, die man an der Newa in demselben Augenblick proclamirte, als der Papst den Vertrag mit Rußland publicirte.

Aber auch Protestanten gestehen, daß der Katholicismus, trotz aller unmenschlich despotischen Verfolgung, in Rußland noch immer eine Macht geblieben, während dem nicht mit dem tausendsten Theil von List, geschweige denn Gewalt, angegriffenen Protestantismus „voller Untergang drohe, und zwar binnen Kurzem." Obgleich Rußland mit Polen einen Kampf auf Leben und Tod gekämpft, fürchtet es doch heute noch die um das katholische Banner geschaarte polnische Nationalität; das Deutschthum dagegen erstickt schweigend in den Umarmungen des slavischen Kolosses, und

gibt seine protestantische Kirche für russische Gnadenerweise hin *). Noch im Febr. 1846 ward einer Deputation livischer Ritter gegen die systematische Russificirung vollste Heilighaltung ihrer garantirten Rechte zugesichert. Aber immer zahlreicher nisten die Popen in den gesegneten Ebenen an der Ostsee, steigen ihre Kuppeln an den Waldsäumen auf, während die lutherischen Spitzthürmchen in die Hügel versinken, und da und dort nur noch der Herrenhof am Pastor hält. Und auch im Adel gibt es kaum mehr eine Familie, die nicht orthodoxe Zweige hätte, die sich, weil alle Kinder aus gemischten Ehen orthodox seyn müssen, reißend schnell vermehren, während der lutherische Urstamm untergeht. Schon bezeichnet man officiell die alten Schwertritter als die „besten Russen des Reiches.“ Woher solche Erfolge? Von den „Höllenkünsten“, wie z. B. in den Hungerjahren 1845 und 1846 die Hülflosen durch reiche Getreidespenden orthodox gemacht worden, hört man wohl, aber doch nirgends von jenen Quälereien, die man gegen die Katholiken anwendet, und damit entschuldigt, daß der Staat keine Unterthanen dulden könne, die in Rom ihr eigentliches Oberhaupt fänden, die Gebote ihrer Priester höher achteten, als die Befehle des Kaisers — eine Revolution, welche die gewaltsame Losreißung der Lateiner von Rom vollkommen rechtfertige. Den Protestanten aber gegenüber spricht man nie von „Berechtigung“, sondern behauptet immer, „die Uebertritte geschähen freiwillig.“ Und wirklich erfolgte bloß auf das Versprechen weltlicher Vortheile der „massenhafte, in der Geschichte beispiellose Abfall“, daß in Livland allein die orthodoxe Kirche im J. 1845 an Uebergetretenen 15,600 Bauern zählte, im J. 1846 wieder 10,000, und 1847 im Ganzen 58,064 Convertiten aus den Protestanten. Von Zwang nirgends eine Spur, außer, daß hinter einem etwaigen Rücktritte Sibirien steht, und jedes Kind

*) So wörtlich unser Leipziger Anonymus.

aus der Ehe eines Convertiten der russischen Kirche gehört, auch abmahnende Schritte Seitens der Prediger nicht geduldet werden. Sonst aber war im J. 1841 in Livland kaum das Gerücht wach geworden, wer sich anschreiben lasse, werde Eigenthum im „warmen Land" erhalten, so strömten auf die bloße Lüge hin Schaaren des Volks nach Riga, um „Seelenland" zu gewinnen. Alsbald wurde der deutsche Gouverneur durch einen eifrig orthodoxen Generallieutenant ersetzt, und schon im folgenden Jahre konnte man in dem altlutherischen Lande die griechische Kirche fast als die herrschende betrachten, worauf im J. 1846 ihr Titel: „orthodoxe", gesetzlich eingeführt, und dem Consistorium die Benennung „Popen" untersagt wurde, weil sie die Würde der orthodoxen Prediger verletze, deren Aufführung freilich von vielen Russen selbst als ihre Kirche entwürdigend und befleckend erklärt wird, namentlich seitdem man aus der Zahl der Nationalen schnell und ohne Vorbereitung Leute zu Priestern umgeformt hatte, deren kirchliche Richtung und Lebensweise stets mehr als verdächtig gewesen. Dem Czaren selbst erschienen die erstaunlichen Triumphe endlich als zu leicht, und er suchte dem tumultuarischen „Bekehren" Einhalt zu thun, indem er ein Interstitium von sechs Monaten zwischen Anmeldung und Aufnahme befahl; als aber das lutherische Generalconsistorium zu Petersburg über neue Uebergriffe Beschwerde einreichte, erklärte der Minister des Innern, mit dem „heiligen Synod" in Relation getreten und zur Einsicht gekommen zu seyn, daß „die Beschwerdeführer eigentlich als falsche Ankläger zu einer Criminalstrafe verurtheilt werden müßten." Seitdem die Bauern gesehen, daß die versprochenen Vortheile und das gelobte Land ausgeblieben, haben die Popen nun freilich nicht mehr so leichtes Spiel, aber dennoch ist der orthodoxen Kirche der endliche unverkürzte Sieg vollkommen gesichert.

Begreiflich stachelt die Vergleichung dieser steten Siege

gegen die Protestanten mit den steten Niederlagen gegen die Katholiken zu immer neuer Wütherei; eine größere religiöse Macht dicht neben sich fühlen zu müssen, muß ein ungemein bitteres Gefühl erzeugen, nachdem das stolze Czarthum in fatalistischem Trachten nun einmal seine ganze Idee zu erfüllen entschlossen ist. Darum hat Nikolaus I. zu den im Winterpalast zu concentrirenden Beziehungen auf seine Person ganz consequent auch das Gewissen der Katholiken seines Reiches gerechnet, und sich so förmlich auch zum geistlichen Oberherren derselben gemacht, daß man von großer zweifelerregenden Consternation unter den eifrigsten Orthodoxen selber spricht, die sich überall staunend fragten: kann denn der orthodoxe Patriarch auch Bischof der Ketzer seyn? Ohne Zweifel sind dieß vor Allem die Gedanken der Altrussen oder Starowerzen, die freilich über die Stellung des Czaren, als selbsteigenen Interpreten des „göttlichen Gesetzes", selber altkatholischer Meinung sind. Aber vom wahren Standpunkt des Czaren aus, dessen „göttlicher Beruf" die Hütung des christlichen Princips oder, politisch gesprochen, des Legitimitäts-Princips ist, und zwar vermittelst der „sakramentalischen Vermählung der griechischen Kirche als russischer Staatskirche mit dem Staat auf ewig", ist allerdings Jeder Rebell, der ein anderes Haupt seiner Kirche, in oder außer Lands, als göttlich verordnet anerkennt, und nicht den Czaren. Man hat sich aus der polnischen Frage, die eine Identificirung des Katholicismus mit Sarmatenthum und Revolution nahe gelegt, die beständige russische Uebung erklären wollen, officiell und ohne viel Hehl die ganze Kirche Roms als „lateinische Revolutionskirche" hinzustellen. Es bedarf dessen nicht; auch ohne Polen müßte der Papst dem czarischen Hochgefühle stets als verketzerter und revolutionirter Gegenpapst erscheinen!

Daher die Hinneigung zum geschmeidigern Protestantismus, dessen Häupter sich nicht, wie bisher noch die meisten katholischen Dynastien, den verwandtschaftlichen Verbindun-

gen an der Newa entzogen hätten. Daher darf die russische Publicistik ein kirchenhistorisches Recht zur völligen Austilgung des Katholicismus im Westen des Reiches predigen, und die christliche Politik bejauchzen, welche unter dem Scheine der Freundschaft die Angriffe auf den Stuhl zu Rom unausgesetzt fortführe. Daher benützte man die Anarchie von 1848, die eine pur und bloß antichristliche gewesen sei, um namentlich die katholischen Höfe, und die Conservativen überhaupt mit Mißtrauen gegen die wenn nicht selbst mitschuldige, so doch ohnmächtige Kirche zu erfüllen, und zu überzeugen, daß nur noch absolute Gewaltherrschaft über Kirche und Leben zu retten vermöge. Daher stellte die berüchtigte März-Proclamation besonders die zwei deutschen Großmächte als rettungslose Opfer der rebellirenden „Heiden" hin, und erwies man daraus „die göttliche Sendung des wie eine heilige Arche über diesem unermeßlichen Meere von Vernichtung schwebenden andern noch viel unermeßlichern Reiches." Daher erklärte zu derselben Zeit eine merkwürdige, hernach freilich wie gewöhnlich wieder abgeläugnete, wenigstens halb officielle Denkschrift: die „römische Kirche und ihre Diener" rühmten sich sogar der „Gnade der Revolution", und seien „mit dem revolutionären Lügensystem in einen offenen Bund getreten"; „läge aber einem solchen Verfahren auch nur bloße Berechnung zu Grunde, so wäre der Umstand allein schon Beweis von Abtrünnigkeit, es geht indessen aus Ueberzeugung hervor, und so ist ihr Abfall von Gott offenbar*)." Um so

---

*) Die Denkschrift (s. Fr. Paalzow's Aktenstücke der russischen Diplomatie. Berlin 1854. S. 48 ff.) wurde um die Zeit der französischen Expedition nach Rom von einem hohen Beamten des auswärtigen Ministeriums zu St. Petersburg für den Czaren ausgearbeitet. Sie stellt ferner vor, daß der „orthodoxe Kaiser des Orients" jenen von den Deutschen stets „als persönliche Feinde" mißhandelten 6 bis 7 Mill. slavischer Völker in Böhmen und den Nachbarländern, die ihre ganze Zukunft von Rußland er-

mehr Recht hat der Czar-Papst wider den Gegenpapst, die orthodoxe Conservatismus-Kirche gegen die „lateinische Revolutionskirche"; und natürlich ist jeder dieser anhängende Staat keinen Augenblick sicher, in Rußland auch als revolutionär zu gelten. Mit den protestantischen Summepiskopaten steht es um kein Haar anders; sie haben bis jetzt bloß den Vortheil voraus, die unverhältnißmäßig unbedeutenderen Gegner zu seyn. Dieses wie jenes liegt nothwendig in dem endlich allseitig und ohne Tergiversation aufgefaßten Wesen des Czarthums als der absoluten Identität von Politik und Kirche. Es leuchtet so neuerdings ein, daß und warum der wahrhaften Mächte auf Erden jetzt und in allweg nur zwei seyn können: das heilige Rußland und die — Revolution *)!

warteten, nothwendig, gegen die Magyaren zunächst, die sie von Rußland abzuschneiden suchten, zu Hülfe kommen müsse. „Was in Böhmen", äußert die Schrift, „noch von seinem alten Volksleben übrig ist, liegt in seinen hussitischen Glaubenslehren, in der stets wachen Protestation seiner unterdrückten slavischen Nationalität gegen die Usurpationen der römischen Kirche und der deutschen Oberherrschaft. Auf diesen Punkt kann man nicht genug zurückkommen, denn es sind gerade jene alten sympathetischen Erinnerungen an die morgenländische Kirche, jene Rückblicke auf den alten Glauben, von welchen das Hussitenthum zu seiner Zeit nur ein unvollkommener und entstellter Abdruck war, in denen sich der weite Unterschied zwischen Polen und Böhmen offenbart — Böhmen, welches das Joch der abendländischen Kirche nur gezwungen erträgt, und dem abtrünnig-katholischen Polen, der fanatischen Schiitin des Occidents, die da immer bereit war, ihre eigenen Kinder zu verrathen." Jedenfalls genuin russische Ansicht über die Stellung beider Kirchen zum Panslavismus!

*) Vgl. im Allgemeinen Harthausen II, 260. 484; — Rußland und die Gegenwart. Leipzig 1851. I, 151. 156. 162. 166; II, 205. 226; — Osenbrüggen. S. 93 ff.; — Ami de la Religion (Paris), namentlich die Hefte vom 24. Febr. und 10. Sept. 1853.

XII.

Altrußland und die „heilige Allianz".

Mit demselben Moment, wo die volle Idee des Czarthums in's Leben trat, mußte die orthodoxe Kirche nothwendig aus ihrer frühern, ihr selbst in sich genügenden und abschließenden Stellung in eine innerhalb der Reichsgränzen erobernde und nach Außen offensive Haltung übergehen, mußte sie, allen andern Confessionen gegenüber, als ergrimmte Feindin im Angriffskriege auftreten. Der Schritt ist geschehen, und seitdem ist das Czarthum unverträglich mit dem Frieden Europa's, auch abgesehen von aller weltherrlichen Mission der Slaven. Diese „grundsätzliche Intoleranz," von der auch Graf Ficquelmont spricht, hat aber erst Nikolaus I. vollendet, und damit seinem Staatspapismus und kirchlichen Nationalismus die Krone aufgesetzt; er, dessen „hochherzige Mäßigung," „Gerechtigkeit" u. s. w. man von den Dächern predigte, glaubte so allein den selbstgesetzten Lebenszweck zu erfüllen, den nämlich: der erste der Czaren zu seyn, der alle fremden Elemente im Reiche unter sein Papstthum zwinge, sie somit russificire. Welche Früchte seine Regierungsmaximen für Rußland tragen werden, muß eine nahe Zukunft lehren. Gewiß ist, daß durch Aufhebung der berühmten, so heilig garantirten russischen Toleranzgesetze mittelst des neuen Strafgesetzbuches alle Nichtorthodoxen theoretisch mehr als helotisirt wurden; das Strafgesetz sanktionirte die Principien jener Zeit, in der Rußland noch keine anderen als zur Staatskirche gehörige Unterthanen hatte. Es datirt von 1822; aber noch fehlte der Mann, der die Theorie solcher tyrannischen Gewissens-Despotie in's Leben einführte, und dieser Mann erschien in vollstem Maße mit Nikolaus I. Der Czar hat dadurch allerdings der altrussischen Partei sich gefällig erwiesen, der die Duldung

Andersgläubiger durchaus antinational-russisch ist; aber er hat gerade die verkehrteste und bedenklichste Consequenz ihrer kirchlichen und nationalen Anschauung zur Aneignung sich ausgewählt, und diese Partei verlangt — noch mehr, und auch zum Theil Besseres, wie wir gezeigt. Hinwieder ist seine levantinische Politik, entschieden verfolgt wie jetzt, ohne Zweifel die Wonne derselben Partei; aber eben diese Partei ist es, die sicherlich Anderes damit anstrebt, ganz Anderes, als das officielle System erstrebt, und hierin Jungrußland deßgleichen. So sind wir denn mit Recht auf die innere Entwicklung der Dinge in Rußland, nach Kirche und Staat, wie sie dort in Eins zusammengelaufen, viel mehr noch gespannt, als auf das Schicksal seiner äußern Politik. Ueber diese dürfte bald Niemand mehr im Unklaren seyn; Rußland's Hand will gegen Jedermann seyn, darum ist es Pflicht der Nothwehr, daß Jedermann's Hand sich entgegen balle.

Es gibt in Deutschland eine scharf markirte Partei, die anderer Meinung ist. Sie beruft sich auf den heiligen Schwur, den einst die drei Souveraine einander gethan, auf die „ungarische Hülfe", und spricht von der Pflicht der Dankbarkeit, der Treue u. s. w.; sie meint aber dabei das heilige Princip der blassen Furcht, für ihre Pfründen, ihre Procente, ihre Jagd- und andern Rechte. Im stillen Herzen wird sie kaum umhin können, der ganzen Theorie von der orthodoxen Conservatismus-Kirche, als einziger Wächterin des Legitimitätsprincips, Beifall zu geben, und gleichfalls keinen andern Rettungsanker zu sehen, als in ihr, bloß zwei wahrhafte Mächte in der Welt: das heilige Rußland und die Revolution. In ihrem Kerne aus den Männern der protestantischen Reaction, der „innern Mission", und leider! einem großen Theile der Aristokratie bestehend, gibt sie ein trauriges Zeugniß über das Gewicht dieser an sich so bedeutenden Elemente für eine deutsche Regeneration. Des historischen und volksthümlichen Bodens verlustig geworden,

hegt sie eitle Hoffnungen, die ebenso undeutsch, als selbst unchristlich sind, eitel, weil wir, wir und sie, bestehen — ohne Rußland oder gar nicht. In Preußen hat sie es sogar zu einer förmlichen, der Idee des Czarthums durchaus angepaßten Theorie von Staat und Kirche gebracht, wie z. B. Stahl sie in seiner bekannten Schrift: „Der Protestantismus als politisches Princip", ausführlich darlegt, indem er die Texte zu den Kanzelreden des Hofpredigers Krummacher zu Potsdam liefert: über den König als unmittelbaren „Stellvertreter Gottes auf Erden" und den Staat, der nur gleichsam der Leib des Königs sei. So spricht die ganze „Kreuzzeitungspartei", in so fern sie gewiß ist, selbst zu regieren, wobei sie, mit Hülfe Rußlands, sich zu erhalten hofft. Noch greller aber tritt die nackte Furcht an der Russenpartei in Oesterreich hervor, von der wir jüngst in der Times lesen mußten, daß sie sich bis in die Umgebung des Kaisers erstrecke, in demselben Oesterreich, wo man seit fünfzig Jahren besser als irgendwo Gelegenheit hatte, den ungeschminkten Charakter der russischen Freundschaft herauszufinden *),

*) Man hatte auch in den Tagen vor Austerlitz seine Hoffnung auf Rußland gesetzt, und gleich nach der verlornen Schlacht warfen dieselben Politiker sich aus den Armen Czar Alexander's mit der gleichen verzweifelten Hingebung in die Arme Napoleon's, um nur Wien von ihm wieder zu bekommen. Gentz schrieb damals über diese Leute an einen vertrauten Freund: „Ach, wenn diese nur untergingen, welche Wollust wäre der Sturz der Monarchie! Aber die Provinzen, die Ehre, Deutschland, Europa verlieren und die Z., die U., die C., die L. u. s w. behalten zu müssen, keine Genugthuung, keine Rache, nicht einer der Hunde gehängt oder geviertheilt, das ist unmöglich zu verdauen." Das Dokument steht unter den von Maurer-Constant herausgegebenen Briefen von Gentz an Johannes von Müller, und ist datirt: „Breslau, den 14. Dez. 1805." Noch empörender aber fand Gentz von dem Benehmen der alliirten Russen selbst sich aufgeregt. In Breslau besuchte er die Zirkel der Fürstin Dolgorucki, einer geistreichen

wo man denn doch am besten wissen muß, wie endlich auch in der Richtung der innern russischen Politik die „heilige Allianz“ sich ausgewachsen.

In jenen hoffnungsvolleren Tagen freilich, als sie in's Leben trat, herrschte an der Newa weder Alt- noch Jungrußland; damals gab es dort noch gewisse Principien, auf deren gemeinsamer Basis die zwei Mächte ihre Hände reichen konnten. Jetzt ist es anders; was damals das Band der Einigung bildete, die heilige christliche Religion, hat der Czar nun

---

Frau, aber eingefleischten Russin, und hörte dort, nebst einem Freunde der einzige Deutsche in der Versammlung, am 13. Dez. den Fürsten Dolgoruckí, Commandanten bei Austerlitz, selbst über die Geschichte der Schlacht berichten. Wer erinnert sich nicht an die vielbesprochene „ungarische Hülfe“, wenn Gentz über diesen Abend und die Unterhaltung in dem glänzenden russischen Salon, mit einer seinen Zorn gegen die deutsche Mattherzigkeit denn doch noch weit überragenden Entrüstung, erzählt: „Nicht genug, daß die gränzenlose Wuth, mit welcher diese ganze, für die größten Angelegenheiten der Welt nur allzu wichtige Gesellschaft von ihrer Begierde, die Oesterreicher zu strafen, zu schlagen, zu vernichten, sprach, uns einen Blick in die Zukunft thun ließ, der uns mit Schauder erfüllte, so empörte uns doch auch (und mich nun besonders mehr, als sich beschreiben läßt) dieser blinde, dumme, unverschämte Nationalstolz, mit welchem sie überhaupt auf Deutschland, als einen verächtlichen Theil der Erde, wo nichts als Verräther und Memmen zu finden wären, herfielen. Ich weiß wohl, daß wir jetzt unsere Würde als Deutsche kaum geltend machen dürfen, dafür haben unsere Regenten gesorgt; aber wenn man sich denn doch sagt, was die Russen gegen uns sind, wenn man nun überdieß zwei Monate lang betrübter Zeuge davon war, wie sie, trotz der Tapferkeit ihrer Truppen, doch nichts gegen die Franzosen vermögen, wie sie wirklich unsere Sache eher noch verschlimmert, als verbessert haben, kurz, wenn man sich von denen beschimpft und verschmäht sehen muß, die auch nicht einmal das Verdienst hatten, uns zu retten, so fühlt man recht, wie elend man geworden.“

grundgesetzlich, mit Ausschluß aller Andern, für sich allein angesprochen, und es zum Motiv seiner Kriege gemacht. Die Stellungen sind also vollkommen geklärt. Graf Ficquelmont selbst bemerkt: „Unmöglich konnte einer von den bereits so eng miteinander verbündeten drei Souverainen bei Unterzeichnung des Allianz-Vertrags einen feindseligen Gedanken gegen die Confessionen der beiden andern hegen; man muß darum auch zu dem Schlusse gelangen, daß, wenn der Geist, in welchem dieser Vertrag abgefaßt und unterzeichnet worden, noch vorhanden wäre, wir keine von den traurigen Verwicklungen erlebt hätten, deren Zeugen wir sind, und wobei wir selbst eine Rolle spielen.“ Rußlands innere Politik ist die Wurzel der orientalischen Welt-Verwirrung! Aber sie ist auch der natürliche Ableger des schismatischen National-Staats-Papismus, so gut wie die Nichtgleichstellung der Christen die conditio sine qua non des Korans. Als daher der Czar in die berüchtigte geheime Correspondenz mit England eintrat, mit der unwürdigen Aufdringlichkeit des schmuggelnden Handels, die wir seinen alten Tagen wahrlich gerne erspart gesehen hätten, da mußte er von England (23. März 1853) sich mit dürren Worten sagen lassen: „Die von der Pforte gegen ihre christlichen Unterthanen bezeigte Toleranz könnte wohl gewissen Regierungen, die auf die Türkei als eine barbarische Macht mit Verachtung herabsehen, als — Muster dienen!“ Woher hier eine „heilige Allianz?“

XIII.

Das Czarthum und die geöffneten Archive der kriegführenden Mächte; die deutsche Mittelstellung.

Rußland und die Revolution — die „heilige Arche“ und der rothe Brander! — dieß sind demnach die zwei wahrhaften

Mächte, welche, nach der Weltanschauung im Winterpalast an der Newa, in die Herrschaft über den Erdboden sich theilen müssen, bis einst nach dem großen Kampfe das heilige Rußland allein die Geschicke der vom revolutionären Antichristenthum befreiten Menschheit ordnet. Die Cardinalfrage für die russische Politik ist dabei immer nur die: wo und durch wen die zweite wahre Weltmacht der Revolution repräsentirt ist? England! lautete die Antwort schon vor zehn Jahren. Solche Entscheidung für England, auf die Czaren-Politik in der Türkei angewendet, erzeugte die jüngst veröffentlichte englisch-russische „geheime Correspondenz.“ „Die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung,“ d. i. Rußland und die Revolution! „England und ich,“ „die beiden größten und am Schicksal der Türkei am meisten interessirten Mächte,“ „wenn es gelingt, daß wir uns über die Sache verständigen, so ist mir an dem übrigen wenig gelegen, es ist mir gleichgültig, was die Andern thun oder davon denken“ — das war der ewige Refrain des Czaren von 1844 bis zu den Verhandlungen mit Sir Seymour im Februar bis April 1853. Er glaubte fest, daß die Türkei sogar ohne Störung des Weltfriedens untergehen könne, sobald nur über sie „Vorsichtsmaßregeln“ abgemacht seien zwischen Rußland und der — Revolution.

England also hatte der Czar mit dem Vertrauen beehrt, es für die Hauptmacht der Revolution zu halten, mit der sich vorerst friedlich zu verständigen sei. Von Frankreich, demselben Frankreich, das ihm noch 15 Jahre früher selbst auf dem Altar des bösen Geistes gestanden war, sagte er jetzt: darum kümmere ich mich nicht, „es wird sich in die Nothwendigkeit finden.“ Aber England erwies sich nicht als würdig des Vertrauens. Frankreich war ja jetzt Napoleon's III., und bald schien Albion dem Neffen auf den Wink mit des Oheims Degen zu gehorchen, damit er sich nur nicht die Mühe nehme, in England zu landen und auf London

zu marschiren. Kurz, es zeigte täglich mehr eine der zweiten und letzten Weltmacht nicht wohlanständige Beklommenheit; sagte der Czar: der kranke Mann am Bosporus, er stirbt allernächstens, sagte er deutlich; ich will ihn durchaus bald gestorben haben, so war die Antwort immer: er stirbt noch lange nicht, und — „die andern Mächte könnten ehrlicher Weise nicht in Unwissenheit erhalten werden," „eine solche Verheimlichung könne vom Czar doch nicht beabsichtigt seyn," „gemeinsame Vereinbarung der großen Mächte sei Pflicht!" bis es endlich am 23. März offen erklärte: „jede große Frage im Westen werde einen revolutionären Charakter annehmen, Frankreich die Chancen eines europäischen Krieges wagen, um der Verbindlichkeiten von 1815 los zu werden." Schon Ende Februars kam es zu Vorwürfen, daß England in der Heilig-Stätten-Frage „zu Frankreich hinneige;" indeß schied man mit dem Ehrenwort des Czaren, nichts zum Verderben der Türkei, und nichts ohne beiderseitige Zustimmung thun zu wollen, drückte ihm als bester Freund und Verehrer die Hand, und machte sich daran, die — Gegenminen mit Frankreich in's Reine zu bringen. Während Mentschikoff auf seiner „ganz versöhnlichen," „durch ihren friedlichen Charakter," wie der Czar versicherte, „mit der drohenden Haltung des Grafen Leiningen sehr contrastirenden Sendung" in Stambul noch 14 Tage lang nachsann, ob er mit Montenegro, Mazzini und Omer Pascha, oder mit den heiligen Stätten, oder gleich mit den Rechten ab antiquo überhaupt die Händel anzufangen habe, war England geschäftig in Paris, behielt aber dabei den Mund Monate lang voll von der „Biederkeit der russischen Politik," über die es schlau genug den eigenen Herrn derselben ausgeholt, und über die es jetzt endlos schreit: „russische Perfidie!"

Rußland und die Revolution! — der Czar mußte endlich wohl bereuen, nicht lieber Frankreich die Ehre angethan zu haben, in ihm den Repräsentanten dieser zweiten Welt-

macht auch jetzt wieder, wie sonst immer, zu feiern. England scheint sich freilich als der Rechte unter der Hand noch weiter legitimirt zu haben, wenigstens droht man an der Newa bereits, nun auch geheime Briefe aufweisen zu wollen, und zwar von englischen Ministern und Hofherren, die „noch ganz andere Beweise von viel bedeutenderer Tragweite" liefer- ten, und Frankreich über die „Manöver der englischen Politik" gründlich belehren könnten; und nachdem sie einmal ange- fangen, ihre Geheimnisse aller Welt auszuplaudern, ist wohl zu glauben, daß sie damit noch lange nicht fertig sind. Indeß hat auch Frankreich seine russischen Geheimnisse! Es wäre in der That unbegreiflich, wenn Rußland, nach erkanntem Irrthum mit England, nicht um ein Haus weiter gegangen, und Napoleon III. ersucht hätte, die zweite Weltmacht so zu reprä- sentiren, daß nun umgekehrt England „in die Nothwendig- keit sich finden werde." Wirklich spricht man in Paris bereits officiell und halbofficiell von Versuchen Rußlands, wenigstens mündlichen, mit Tunis und dem linken Rheinufer Frankreich zu gewinnen, mit der Aussicht auf einen neuen Vertrag von Tilsit, ja, ganz folgerichtig, auf eine förmliche Theilung der Oberherrschaft Europa's zwischen Frankreich und Rußland. So hätten denn Rußland und England selbst den Weg ge- wiesen zur Sicherung gegen beide durch einen großen mittel- europäischen Bund; jedenfalls hat Frankreich, trotz und viel- leicht gerade wegen der englischen Allianz, sein letztes Wort noch lange nicht gesprochen, seine ungeheuren Rüstungen, den Ruin seines papiernen Reichthums nicht bloß gewagt, um für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen, wie der türkische Allianz-Vertrag es will, mit dem Paragraph: „die Seemächte wollen keine Vortheile aus dem Kriege für sich selber ziehen" — die für Albion nämlich ergeben sich von selbst. Wie aber, wenn England noch den ganzen Orient über Frank- reich vergäße? England, England hüte dich!

Also Rußland und die Revolution, oder heiliger Ost und

antichristlicher West! — und zum erstern hat der Czar, ohne nur zu fragen, auch — Deutschland gerechnet, in Consequenz des Jahres 1848. Dieß ist der fundamentale Irrthum, der seine ganze Combination zu Schanden gemacht und den er nun schwer zu büßen hat; die Mißgriffe mit den Repräsentanten der Revolution hätten wenig zu bedeuten gehabt, denn man mußte auf den äußersten Fall immer beide gegen sich rechnen. Aber Nikolaus I. hat übersehen, daß es zwischen jenem Ost und diesem West eine Mittelstellung gibt und geben muß, und daß in dieser Mittelstellung Oesterreichs und Preußens europäischer Beruf liegt. Noch steht Deutschland aufrecht, auf alle Fälle Oesterreich, und darum ist sogar jenes Dilemma selbst: Rußland und die Revolution, bloß ein Hirngespinst russischen Uebermuthes. Welche Täuschungen muß der Czar mitgebracht haben in's Herbstlager zu Olmütz! als er kam, um von dem rettungslosen Hauptopfer der rebellirenden „Heiden" die Huldigung zu empfangen, dessen Politik mit der seinigen freilich „durch das Princip einer vollkommenen Solidarität eng verbunden seyn" mußte, da der Czar in seinem Sinne ja schon auf dem Marsche nach Stambul gewesen, als er die „ungarische Hülfe" brachte. Man weiß, wie niedrig England noch vor einem Jahre von dem jetzt so hoch gefeierten Oesterreich dachte; dennoch konnte Sir Seymour sein Erstaunen kaum verbergen, als ihm auf wiederholtes Erinnern der Czar den 21. Febr. 1853 endlich antwortete: „Oh, Sie müssen wissen, wenn ich von Rußland spreche, spreche ich ebenso gut von Oesterreich, was dem Einen ansteht, steht auch dem andern an, unsere Interessen hinsichtlich der Türkei sind vollkommen identisch." Sonst hatte Rußlands Ansicht in diesem Betreff anders gelautet, und noch die geheime Depesche an Großfürst Constantin vom Febr. 1830 bemerkt: trotz der „feindlichen Thätigkeit Oesterreichs" habe der Vertrag von Adrianopel Rußland in der Türkei so gestellt, daß sie „nur noch unter der Bedingung der raschesten

Verwirklichung aller Wünsche Rußlands forterisstire." So damals und noch lange; aber das Jahr 1848 fiel dazwischen und der Czar glaubte seine Alternative für alle Fälle und Zeiten unverrückbar festgestellt: Rußland und die Revolution. Hatte schon die Circular-Note an die russischen Diplomaten in Deutschland von 1834 das Axiom aufgestellt: dem Constitutionalism Englands und Frankreichs gegenüber „könne der außerordentliche Fall, daß das österreichische oder preußische Kabinet sein wahres Interesse ganz mißkennen und von Rußland sich trennen sollte, gar nicht statuirt werden" — um wie viel mehr jetzt, gegenüber Napoleon und Palmerston!

Damals, im J. 1834, schien aber andererseits doch noch denkbar, daß Oesterreich aus den lästigen Banden zu entfliehen trachten werde, jetzt dagegen absolut nicht mehr; denn damals war eine westliche Allianz Oesterreichs durch einen innern Umschwung hier oder dort noch möglich, nicht mehr im J. 1853. Eine deutsche Mittelstellung aber hielt man im J. 1853 an der Newa für ebenso schlechterdings unmöglich, wie man sie stets mit aller Mühe zu hintreiben gesucht, und für allezeit dadurch hintertrieben zu haben glaubte, daß man Preußen für völlig unauflöslich an sich gekettet erachtete. Es lohnt sich der Mühe, um Deutschlands willen, diese Schliche der czarischen Politik in Bezug auf Deutschland zu verfolgen *); es ergibt sich daraus die furch-

*) Das geheime russische Circulare von 1834, dessen Zweck der Beweis ist, daß „der deutsche Bundestag Rußland als den Protektor des Bundes annehmen müsse", spricht sich darüber bündig aus. In der Neuzeit sei die europäische Lage charakterisirt durch die Allianz Preußens mit Rußland, Englands mit Frankreich, Oesterreich „sei, um nicht ganz allein zu stehen, genöthigt gewesen, sich an das russisch-preußische Bündniß anzuschließen, wodurch aber Oesterreichs äußere politische Stellung höchst unbehaglich geworden, und eben die erste Differenz zwischen

terliche Wucht, mit der die nunmehrige Stellung Deutschlands an der Newa niederfällt, und die ganze ureigen czarische Combination: Rußland und die Revolution, mit einem Ruck zerreißt. Es ergibt sich daraus, warum in der That der Czar seine türkischen Forderungen im Verlaufe mehr und mehr herabgestimmt, warum er noch jüngst, nach der zwölften Stunde, in Berlin erklären ließ, mit der bloßen Mitgliedschaft an einem vertragsmäßigen europäischen Protektorat sich begnügen zu wollen, warum er überhaupt Himmel und Erde bewegte, um durch Preußens Abfall die deutsche Mittelstellung im Keime zu zerstören, zu der Kaiser Franz Joseph, im Herbstlager zu Olmütz, den ersten Grund gelegt. Sie fürchtet er, sie ist zwingend für ihn; alle Flotten und Heere des Westens nicht! Und er hat sie noch vor zwölf Monaten als undenkbar gar nicht in Anschlag gebracht; von keiner Seite und mit keiner Sylbe war in der Correspondenz mit England Preußens gedacht. Es war sein schwerster und hartnäckigster Irrthum, daß Preußen schon sein Leibeigener sei.

Wenn die schlaue russische Diplomatie scheitert, so scheitert sie an einer deutschen Mittelstellung. Als Orloff zuletzt mit den Allianz-Anträgen nach Wien kam, brachte er

---

Oesterreich und Preußen nach Außen hin hervorgerufen werden könnte." Aber auch, wenn sich je wieder eine englisch-österreichische Allianz ermöglichte, die Oesterreich aus seiner widerwilligen Stellung unter Rußland befreie, so — „bleibt demungeachtet auch dann noch der größere Vortheil für Preußen, da Oesterreich mehr durch Rußland, als Preußen durch England in Schach gehalten wird." „Und wenn", heißt es weiter, „es nun vollends der Talleyrand'schen Politik gelingen sollte, Oesterreich aus Eifersucht gegen Rußland auf Frankreichs und Englands Seite hinüberzuziehen, so ist der deutsche Bund zu einer nur noch engern Defensiv-Allianz mit Rußland genöthigt." — Aktenstücke bei Paalzow. S. 20. 34.

Vorwürfe und Drohungen mit: Oesterreich sei den Principien untreu geworden, denen es im Verband mit Rußland und Preußen bisher treu gefolgt, und wenn seine Alliirten es verließen, so würde Rußland es sich gesagt seyn lassen, auf sich selbst sich zurückziehen, und sich so einrichten, daß es ihrer in Zukunft entbehren könne. Letzteres ist unser innigster Wunsch; es sind nicht nur Revolutionäre, die der erdrückenden Wucht Rußlands in allen deutschen Dingen feindlich sind, und endlich nach dreihundert Jahren einmal ohne bösen Hausdämon seyn wollen, heiße er Frankreich oder Rußland, und in dem Maße der Entschleierung jener Wucht hat sich auch die achtungswerthe öffentliche Meinung so ganz gegen Rußland aufgestellt, wie man jetzt sieht, während noch in den Jahren 1828 und 1829 alle Welt mit Sehnsucht dem Einrücken der Russen in Stambul entgegensah. Ersteres aber beruht auf der russischen Einbildung: es habe die europäische Erde nur mehr für zwei wahrhafte Mächte Raum: Rußland und die Revolution. Es gab freilich in Deutschland hunderttausend Herzen derselben Meinung, die zum vernünftigern Theil nun über der englisch-russischen „geheimen Correspondenz" brüten, und die Hände ringend jammern: auch du, mein Brutus! Ja, diese Correspondenz ist ein tödtlicher Schlag gegen den falschen und feigen Conservatismus, hoffen wir, zum Vortheil des wahren! Es gilt, überall die Meinung auszurotten, als wenn die Czarthums-Idee absolut wahr, und ein Drittes zwischen Rußland und der Revolution nicht mehr möglich wäre, und diese Mission hat Deutschland; es wird sie erfüllen, wenn Preußen einmal ganz deutsch ist.

Die deutsche Mittelstellung schließt eine förmliche Allianz mit dem Westen so gut aus, wie mit dem Osten. Die czarische Entgegensetzung: Rußland und die Revolution, wäre ganz richtig, wenn sie nur des damals freilich noch nicht gebornen, wahrhaft conservativen deutschen D r i t t e n in der

Mitte nicht vergessen hätte. Tres faciunt collegium, Gott sei Dank! sonst wäre Europa verloren. Nie aber kann es Sache jenes Dritten seyn, Rußland zu verringern und England zu vergrößern, jenem an Einfluß im Orient zu benehmen und diesem zuzulegen, und nie könnte es sich z. B. die Hände binden lassen, nicht ohne den Westen mit Rußland Frieden zu schließen, und umgekehrt, wenn einmal der Krieg ein allgemeiner werden sollte, wie noch zu fürchten ist, wenn auch seit dem 9. Apr. viel weniger. England will nicht minder scharf bewacht seyn, als Rußland; wie Ungeziefer im durchlöcherten Flaus hat es in der Türkei sich eingenistet. Auch die elende „Emancipation" der dortigen Christen, wenn der Sultan, durch keinen Vertrag gebunden, sie je durchführen wollte oder könnte, würde, angelegt nach der bannalen liberalistischen Gleichmacherei von Jud und Türk, Heid und Christ, nur beide Parteien demoralisiren, wie England es will und braucht. Soweit hat sich seine christliche Idee bereits geltend gemacht, daß der Sultan das Säkularisiren gelernt, und nun sich die Moscheen-Güter fiscalisch gemacht hat. Zum Glück „hofft" es seine „Emancipation", die den Christen nichts nützt, die Moslim aber nicht bestehen läßt, wie sie, wenn überhaupt, zu bestehen das Recht haben, bloß von der Geneigtheit des Sultans und des Koran, neben andern Dingen, die es auch noch „hofft".

Kurz, um einen Krieg mit allen und den äußersten Mitteln für das ausschließliche Uebergewicht in der Levante handelt es sich, ausschließlich zwischen Rußland und dem mehr und mehr sich amerikanisirenden England; beide in Schranken zu halten, ist die Aufgabe des europäischen Dritten. Sie ist schwer, aber nicht unmöglich. Es hätte eine erste Wiener-Note, jenes diplomatisch-verzwickte Produkt voll Selbstbelügung und Täuschung der Contrahenten unter einander, nach der man an der Newa so begierig haschte, und die dem

Sultan das Verdienst ließ, selbst den schmutzigen Schleier zu zerreißen, und Europa's tiefste Wunde zur Heilung aufzudecken — es hätte sie nie gegeben, wenn jenes Dritte schon wirklich gewesen wäre. Die schwere Geburt desselben zu beschreiben, haben wir nicht mehr Raum, aber es besteht nun dem Wesen nach in dem neuen Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oesterreich und Preußen*). Auch indem wir sofort seine Geschichte prüfen werden, soll uns kein Mißtrauen in seine Zukunft beschleichen; hoffen und harren wir, daß der fruchtbare Keim sich fröhlich auswachse zur Rettung Europa's, die in der deutschen Mittelstellung liegt. Ihr war jeder Zug unserer Feder geweiht seit Jahr und Tag, nun sei Gott gelobt! Noch steht die europäische Charwoche bevor, aber auch das endliche Allelujah für Alle, die nicht das Ihre zum Verderben der Andern suchten, vor Allem auch für die armen Christen in der Türkei. Und wird Ostern, so wird es ein — deutsches Ostern!

München, den 11. April.

*) Völlig ist dieses aber noch nicht geboren!

Anm. d. Red.



XXXIX.

Briefliche Mittheilungen.

Aus Baden,

an der Schwelle der neuesten Ereignisse.

Den 29. März 1854.

Schon dreimal war die bevorstehende Abreise des Grafen „Leiningen nach Rom" verkündet worden, und ebenso oft hieß es wieder, die badische Regierung erkenne das Nutzlose dieser Sendung, oder der Graf verweigere die Annahme des bedenklichen Auftrags. Auch der sehr begabte, wohlwollende, obschon protestantische Herr von Meysenbug, badischer Gesandte zu Berlin, soll im Vorschlag gewesen seyn; für den Grafen entschieden wohl sein Name, seine katholische Geburt, ein gleichfalls ehrenwerther Charakter, und die im Allgemeinen viel geltenden verwandtschaftlichen Rücksichten *). Einer weitern Befähigung zu der Mission bedarf man nicht, indem der Gesandte nur die würtembergischen Stipulationen auch für Baden durchzusetzen hat. In häufigen Conferenzen mit Oberkirchenraths-Mitgliedern soll der Graf den Regierungs-Standpunkt sich haben einleuchten lassen, und zur Vorsorge für immerhin denkbare Lücken soll ein gewisser Assessor Turban, irre ich nicht, Schriftführer bei den kirchlichen Conferenzen am

*) Graf Leiningen-Billigheim ist Vater des Hofmarschalls und Oheim der Frauen von Rüdt und von Wechmar.

Oberrhein, und officieller Correspondent des „Schwäb. Mercur“, in der Marschall'schen Schule gebildet, Sohn eines protestantischen Pfarrers, nicht ohne Befähigung und angenehmes Aeußere, ihn begleiten. Man fragt sich erstaunt, was soll diese Mission? Wird Rom überhaupt unterhandeln, Angesichts des Treubruchs vom 7. November? wird es die würtembergischen Vorschläge deßhalb genehmigen, weil auch Baden ein Verlangen darnach trägt? Indessen fühlt die Regierung wenigstens immer deutlicher die Nothwendigkeit einer Vereinbarung, und Graf Leiningen hat doch wohl auch erwogen, daß es für den Ruf eines hochgestellten Mannes nicht gleichgültig ist, ohne sichere Garantie einer Mission sich zu unterziehen, welche leicht entweder die Erfüllung einer übernommenen Verbindlichkeit, oder auf der andern Seite Ehre und Gewissen gefährden kann.

Ueber unsere endlosen schwankenden Gerüchte dürfen sie sich nicht wundern; man erfährt im Publikum überhaupt, namentlich in Karlsruhe, sehr wenig über die Kirchenfrage. Niemand berührt sie gerne, weil sie brennend ist, und die Regierung, wie natürlich, immerhin Macht genug besitzt, um ihre üble Laune an Einzelnen zu kühlen, die inmitten der lautlosen Stille, die man im Innern des Landes herzustellen gewußt, eine unvorsichtige Miene machen, oder gar ein kühnes Wort sprechen. „Das Entgegenkommen der großen Mehrheit des Volkes“ dürfte sonst dem öffentlichen Zweifel verfallen. Sie werden mit mir gestehen, daß ein solcher Zustand geistiger und materieller Unterjochung einem Völkchen nicht gut ansteht, das noch vor wenigen Jahren den freiheitlichen Mund so gewaltig aufgerissen hat. Man muß jedoch billig seyn und erwägen, daß dieses Volk seit mehr als einem Menschenalter eine Regierung hatte, die Alles aufwendete, um dasselbe in religiöser, sittlicher, politischer und öconomischer Hinsicht zu verwüsten und zu verderben. Wenn daher unter dem Banner eines greisen Kirchenfürsten, den Gott auf bewunderungswürdige Weise zu einem noch höher gesteigerten Berufe erweckte, als ihn der katholische Bischof an und für sich schon besitzt — die letzten Reste katholischer Gesinnung sich zusammenraffen, so kann die Erwartung auf einen raschen Verlauf der Krise nicht allzu hoch gespannt werden. Kein Volk der Erde, wage ich zu behaupten, es wäre denn das irlän-

dische, hätte unter den gegebenen Verhältnissen so viele Keime katholischen Glaubens im stillen Schooße wohl aufbewahrt, als sie nun zum Erstaunen Vieler in Baden zu Tage treten. Wäre das Land nicht aus so vielen ungleichartigen Stücken zusammengesetzt, die unter sich weniger Bindemittel haben, als die entlegensten Provinzen eines weitgedehnten Reiches, und hätte sich nicht schon in der österreichischen Zeit der josephinische Geist über das große, so lange und furchtbar verwahrloste Bisthum Constanz in Fülle ergossen, so würde einheitlichere Gesinnung einem willkürlichen Regimente entgegentreten, welches dermalen auf dem Lande lastet, und in Belgien z. B., in Rheinpreußen, Westfalen eine Unmöglichkeit wäre. So aber kann es in Baden nicht leicht zu einem gemeinschaftlichen Handeln innerhalb des Gesetzes unter den Katholiken kommen.

Vor Kurzem noch galt in Baden dumm und katholisch ungefähr für identisch; so hatte man Priester und Lehrer gelehrt, und war mithin auf dem besten Wege, dem Volke die gleiche Gesinnung beizubringen. In den höhern und mittlern Ständen wagte man, mit seltenen Ausnahmen, bereits kaum mehr anders, als in dem bekannten aufgeklärten Sinne katholisch zu seyn, und das ist es, was sich nach und nach jetzt ganz anders gestaltet. In den untern Ständen aber hatte jene Tages-Weisheit nicht so leicht eindringen können, und man war also wohl gezwungen, die äußere Form des katholischen Gottesdienstes, mit Einschluß sogar des heiligen Rosenkranzes, beizubehalten, um nur allmählig zu der Religion des Fortschritts ohne Dogma, ohne Disciplin, ohne sittliche Schranke, ohne Cultus zu gelangen. Daran hat man in Baden mit Hülfe Wessenberg's, des Oberkirchenraths und vieler katholischen Priester und Laien seit bald fünfzig Jahren gearbeitet, und sieht sich nun, am nahen Ziele, um den Preis betrogen, das klug und mit langem Vorbedacht ausgesonnene Machwerk liegt, mag es im Uebrigen wie immer gehen, jedenfalls unwiederbringlich in Trümmern, und zwar auf den einfachen Ruf eines 81 jährigen Greises: non possumus. Nie aber kann man unter diesen Umständen verlangen, daß unser Volk wie ein Mann für seinen heiligen Glauben sich erhebe. Rechnet man die Vielen, erschrecklich Vielen ab, die eine klare Anschauung der Dinge nicht haben, beim

besten Willen nicht haben können, die durch Unterricht und Leben der Kirche Entfremdeten, ja ihr Verfeindeten, die Verführten, die Verlockten, die Eingeschüchterten, die unbeschriene Ruhe und stille Zurückgezogenheit Liebenden — so werden sich allerdings die Männer von Einsicht, Muth, opferwilliger Glaubenstreue überall, und nicht allein in Baden, in der Minderzahl befinden. Man bezeichnet sie daher auch gerne als die „wenigen excentrischen Köpfe“, welche in unserer Zeit der Majoritäten in keiner Weise zu beachten seien, und die „vereinzelten“ Männer werden in Baden ihres katholischen Bekenntnisses wegen eingethürmt, oder mit oft unerschwinglichen Geldstrafen belegt, wenn sie auch nur von ihren verfassungsmäßigen Rechten Gebrauch machen. Wären sie so glücklich (?), einer neuen italienischen Sekte anzugehören, Türken oder gar politische Verbrecher zu seyn, so hätten schon längst Friedens- oder Bibelgesellschafts-Deputationen, Namens der freien Forschung, in Karlsruhe protestirt, ein Shaftesbury oder sonst „Frommer“ auf dem Wollsack die Rücksichten „englischer Aufklärung und Humanität“ angerufen. Nun aber handelt es sich bloß um — Katholiken! Und da man die badische Regierung nicht einmal im Interesse des „reinen Worts“ loben kann, so schweigen selbst solche, welche nicht zwar die geübte rohe Gewalt an und für sich hassen, wohl aber die Ungeschicklichkeit stillschweigend verurtheilen müssen, womit die unterwühlende „gesegnete Arbeit“ so vieler Jahre mit Einem Schlage vernichtet zu werden droht, indem der schon erstorben geglaubte Katholicismus unter der Herrschaft der Brutalität plötzlich wieder Leben gewinnt. Im Geheimen mögen sicherlich solche Warnungen, wenn auch nicht aus Wohlwollen gegen die katholische Kirche, in Karlsruhe ertheilt worden seyn, allein bis jetzt keine Spur, daß sie auf fruchtbaren Boden gefallen.

So ist denn unsere Aussicht auf befriedigende Lösung, wie immer, so auch dießmal durch noch unheildrohendere Zwischenfälle gestört worden. Bekanntlich leidet Baden an großem Priestermangel; eine bedeutende Zahl von Pfarrstellen ist daher mit Amtsverwesern besetzt, welche ihre Tagsgebühren aus den Intercalar-Gefällen der betreffenden Pfarreien beziehen; die oft sehr bedeutenden Ueberschüsse fließen dann in die Kasse des „Religionsfonds,“ über den die Regierung ohne Controle allein und unbedingt verfügt. Nun aber empfingen die Intercalargefäll-Verrechner die hohe Weisung,

allen seit etwa einem halben Jahre ernannten Vicaren — die Tagsgebühren nicht auszubezahlen, diese Arbeiter im Weinberge des Herrn also ihrer ohnehin kärglichen Subsistenzmittel, die sie in diesen Zeiten steigender Noth noch dazu mit den Dürftigen theilen, zu berauben. Anlaß zu dem verhängnißvollen Schritte war um so weniger vorhanden, als in Besetzung jener Stellen seit dem Conflikt keine wesentliche Aenderung vorgegangen war, indem das Ordinariat darüber nach wie vor verfügte. Bloß das Eine nun geben wir zu bedenken, ob es wohl einen traurigern Zustand geben könne, als wenn eine durch die Fürsorge der Väter mit einem reichen Pfarreinkommen bedachte Gemeinde, die eines Priesters sich erfreuen dürfte, der dasselbe auch im Geiste der Religion verwendete, nach vieljähriger Verwesung jetzt gar noch mit dem Verlust jeder religiösen Pflege bedroht wird? wenn solche Gemeinden mit ihrem katholischen Eigenthum einen „Religionsfond" bereichert sehen, über welchen Andersgläubige oder atheistische Bureaukraten ohne Schranken gebieten. „Stiftungen dürfen ihrem Zwecke nicht entzogen werden!" — sagt allerdings Verfassung und Gesetz, aber darauf beruft man sich in Baden wie anderwärts immer nur gegen die Kirche. Dem Erzbischof aber wird dabei nichts übrig bleiben, als die Pfarrverweser, falls nicht die Gerichte zu ihren Gunsten entscheiden, oder die armen Gemeinden selbst ihre Almosen mit dem Priester theilen, zurückzuziehen und die Gotteshäuser zu schließen, obgleich die österliche Zeit an der Schwelle ist und ohnedem das Bedürfniß religiöser Uebungen so manchem tief empörten und verwundeten Gemüthe in unsern Tagen mit doppelter Gewalt sich aufdrängt.

Aber noch mehr! Jüngst ist nun auch noch an alle Aemter die Verfügung ergangen, daß ihnen künftig zu verlässigen sei, ob fremde Geistliche, welchen der Cultus in einer Gemeinde übertragen werde, ein Zeugniß über ihre theologischen Kenntnisse und seelsorgliche Befähigung von Seite des Oberkirchenraths (!!!) aufweisen können, widrigenfalls solche Priester unbedingt aus der Gemeinde fortzuweisen seien. So wird es denn auch unmöglich, dem drückenden Priestermangel durch ausländische Kleriker abzuhelfen, denn kein Priester kann seine Mission von einem Oberkirchenrath annehmen, geschweige denn von einem excommunicirten. Wenn nun der Erzbischof über kurz oder lang neuerdings zur Besetzung einer

großen Anzahl von Pfarreien wird schreiten müssen, was dann? Nach jenem Erlaß können die Ernannten zur Ausübung ihrer seelsorglichen Thätigkeit nicht zugelassen werden, und welches andere Mittel erübrigt in diesem Falle, als die betreffenden Kirchen zu schließen, und nicht nur die Gemeinden, welche neue Seelsorger erhalten sollen, sondern auch die, von denen die Neuernannten abziehen, ohne allen Gottesdienst zu lassen. Welches Stadium der Verwicklung dann eintritt, wird sich zeigen. Jedenfalls dürfte kein vernünftiger Mensch an die Möglichkeit einer solchen wahnsinnigen Ueberschätzung glauben, wenn sie nicht in Wirklichkeit vor uns stünde, gegenüber der nächsten Zukunft und in einer Lage der Dinge, über die man sich nur in Karlsruhe etwa durch die Berichte jener Beamten täuschen lassen kann, die sich der besondern Gunst Marschall's und Wechmar's erfreuten, wenn sie kriechend nach Oben, unverschämt und hart gegen ihre Untergebenen sind.

Wer das von Menschenliebe wahrhaft überfließende Herz des Erzbischofs kennt, mag seinen Schmerz um „das Heil der ihm anvertrauten Seelen" bei den angedeuteten unvermeidlichen Maßregeln ermessen; aber er schreitet vor mit einer Umsicht, Mäßigung und würdevollen Langmuth, welche offenbar nicht das Werk menschlicher Berechnung sind. So mahnte er fünfmal als väterlicher Hirte den ehemaligen Dekan Haury in der kleinen ganz katholischen Stadt Neuenburg am Rhein, wohin auch noch viele in der altbadischen s. g. obern Markgrafschaft lebenden Katholiken eingepfarrt sind, von seinem Ungehorsam ab, und wiederholt schien die unkirchliche Richtung des Mannes sich zu beugen, ehe er noch persönlich sich Rath von Karlsruhe holte, bis endlich (26. Febr.) der Kaplan Riesterer von der Kanzel herab seine Excommunikation verkündete. Gegen die dafür über ihn verhängte Kerkerstrafe von 4 Wochen ergriff Riesterer den Recurs, um Zeit zu gewinnen, da in dem Augenblicke ganze Schaaren von Katholiken aus jenen Gegenden nach Amerika auswanderten, und noch vor der weiten Reise sehnlich nach den Tröstungen der Religion verlangten. Haury dagegen bleibt unter hoheitlichem Schutze im Genusse seiner reichen Pfründe und eines ansehnlichen Capitalvermögens, das mit Beihülfe eines strengen Executions-Verfahrens und befreundeter Machthaber in der nahen Amtsstadt inmitten des allgemein wachsenden Elendes sich noch zusehends mehren soll. Der nämlichen Handhabung bei dem Ein-

kommen wird sich sicherlich auch noch ein anderer in Untersuchung befindlicher Priester erfreuen, der die vier Predigten gegen die Kirche gehalten und sie also vorschriftsmäßig an das Ordinariat einsendete. Kurz, alle Schritte der Regierung gehen dahin, den Erzbischof zu zwingen, sich wieder der Autorität des Oberkirchenraths zu fügen. Nach allem Geschehenen ist das Bemühen ebenso eitel als unverständig; aber Niemand wird sich darüber wundern, der die Hartnäckigkeit kennt, mit welcher auf dem einmal betretenen, wenn auch noch so dornenvollen Wege fortgegangen werden will, indem man sich der Servilität der Kammern, der Presse, der Beamten für sicher hält, und auf dauernde Einschüchterung des katholischen Volkes rechnet.

Von der staunenswerthen hoheitlichen Ausdauer gegen die auswärtige Presse gibt die „Freiburger Zeitung" z. B. zeitweise Zeugniß durch lange Register confiscirter und vernichteter katholischen Blätter, und im Lande selbst gelangt eine katholische Stimme nur unter den größten Schwierigkeiten und selbst fortwährender Gefahr vor das Publikum. So hatte Hofrath Zell eine kurze und schlagende Erwiderung auf das ministerielle „Paßt auf Katholiken!" im Heidelberger Journal anzubringen versucht; vergebens. Da druckte Herder in Freiburg das Blättchen unter dem Namen des Verfassers und die Polizei gestattete die Ausgabe; aber kaum fand man eine Anzahl Exemplare in der Tasche eines braven Bürgers, so wurde dieser 8 Tage eingesperrt und Herder zu Protokoll verpflichtet, die Schrift Niemanden anzubieten und sie nur „auf Verlangen" abzugeben. Der knechtliche Sinn vieler unserer Beamten ließ selbst die Hirscher'sche Schrift nicht überall der polizeilichen Fahndung entrinnen. Dabei läßt eine gewisse für Regierungen durchaus nicht wohlanständige Doppelzüngigkeit stets zweifelhaft, was hierin eigentlich Wille der Machthaber sei. Während Herr von Wechmar in offener Kammer erklärte, jene Schrift eines „treuen (!) Katholiken" sei nicht im Auftrag der Regierung verbreitet worden, habe ich selbst Exemplare mit oberämtlicher Unterschrift circuliren sehen; ein Regierungsdirektor ertheilte der Redaction eines Localblattes, das die amtlichen Anzeigen veröffentlicht, eigenhändig den Befehl, das Flugblatt als Gratis-Beilage für die Abonnenten abzugeben, widrigenfalls dem Journal die Insertionen entzogen würden, worauf der Redacteur lieber seine Stelle nieder-

legte; und Oberamtmann Jagemann gab seine Entlassung und erhielt sie, weil er sich weigerte, eben dieselbe Schrift amtlich zu verbreiten. Indeß mehren sich die katholischen Schriften erstaunlich, namentlich von Mainz aus, und werden trotz Allem massenhaft verbreitet; die täglich neu auftauchenden Erscheinungen ermüdeten allmählig auch die wachsamste Polizei, und die Wuthäußerungen treten vorerst nur noch sporadisch in solchen Amtsbezirken auf, wo die Vorstände ganz besondere Beweise ihrer „Loyalität" ablegen wollen, z. B. in den Aemtern Staufen, Stadt und Land Freiburg, Ettenheim, Säckingen u. s. w.

Dieß ist der Stand unserer Dinge, wie er sichtlich zu einem raschen und schmählichen Ende drängt. Ich schildere Ihnen die entsetzliche Noth des Landvolks, besonders in den Gebirgsgegenden nicht, wo Menschen bereits den Folgen des Hungers erlegen sind. Der Mangel greift weiter und weiter um sich; seine letzten Gründe sind allgemeiner Natur und wurzeln wohl zunächst in dem Verkennen des katholischen Geistes in Gesetzgebung und in der Gesinnung der Großen und der Kleinen, nicht in Baden allein, sondern in beinahe allen Ländern der Welt. Sollte diese Wahrheit nach den Plänen der Vorsehung sich nicht in unsern Tagen ohne allen Zweifel kundgeben, wenn sogar die gesegnetsten Theile der Erde, wozu das herrliche Rheinthal, namentlich das Breisgau zu rechnen ist, nach einem länger als ein Menschenalter dauernden Frieden, ihre Völkerschaften gänzlich verarmt und dem Hunger preisgegeben sehen? Einen solchen Moment wählt aber die badische Regierung, um die katholische Kirche, welche sie vor 50 Jahren gegen alles Vertrags- und Völkerrecht beraubt, deren Anstalten sie theils zerstört und theils verfälscht hat, auf Tod und Leben zu bekriegen. Was die Gesinnung des Landes angeht, so könnte die Regierung sie wohl nicht besser erproben, als wenn sie z. B. das Deficit des Budgets, das sehr bedeutend seyn soll, die Kosten der Anlage von Wintergärten, Theaterbauten, wofür sich die Staatsgesammtheit lebhaft interessiren müsse, den Ankauf von Palästen, welche die großherzogliche Familie bereits innehat, u. s. w., durch National-Anleihen nach französischem Maßstabe decken wollte. Es wäre damit eine Gelegenheit geboten, das Capital von Liebe und Vertrauen nachzurechnen, das sich seit dem Eintritt Leopolds in den Herzen des badischen Volkes angehäuft hat.

XL.

Theiner's „Geschichte des Pontifikates Clemens' XIV."

(Schluß.)

Es läßt sich durchaus nicht erweisen, daß Ganganelli schon im Conclave in Betreff der Jesuiten irgend eine Verpflichtung im eigentlichen Sinne übernommen. Obschon auch gerade nach Theiner feststeht, daß die Höfe einen starken Einfluß auf die Wahl von 1769 geübt (Th. I, 154. 155), und das Projekt, den künftigen Papst durch ein schriftliches Versprechen zur Aufhebung der Jesuiten zu verbinden, von Seite des damaligen französischen Gesandten in Anregung gebracht ward (Th. I, 217 — 227), was aber an dem Ehr- und Pflichtgefühl der Cardinäle scheiterte; obschon ferner, auch nach Theiner (I, S. 244. 245), eine besondere Negociation zwischen den spanischen Cardinälen Solis und La Cerda und Ganganelli Statt fand, die aber ein „undurchdringliches Geheimniß" bleibt; obschon endlich die so oft wiederholten Aeußerungen des Papstes, der von ihm geforderte Schritt würde die Welt leicht glauben machen, man habe ihm im Conclave Bedingungen gestellt (Th. I, 257. 263. 264. 364. 402; II, 109. 110), gegen ihn einigen Verdacht erregen könnten: so

dürfen wir doch aus anderen, zum Theil von Theiner ganz gut geltend gemachten Gründen mit aller Sicherheit annehmen, daß der Vorwurf einer simonistischen Transaktion ganz unbegründet ist, selbst abgesehen davon, daß eine eigentliche Simonie auch dann noch nicht constatirt wäre, wenn das von Crétineau-Joly mitgetheilte Billet als unzweifelhaft ächt anerkannt werden müßte. Aber nachher gab Clemens XIV. erst unbestimmte, dann immer deutlicher und präciser werdende Zusagen. Es scheint mit Fug und Recht angenommen werden zu dürfen, daß die ersten Verheißungen des Papstes nur beschränkt und bedingt waren, die Gesandten sie aber absolut nahmen; Bernis selbst führt mehrere solcher Clauseln an, während er in anderen Berichten sie wieder übergeht. Nachdem er bereits mehrmal den Papst als durchaus zur Abolition der Jesuiten verpflichtet dargestellt, läßt er ihn selbst sagen, er habe nie so ohne Weiteres versprochen, dieselbe hic et nunc in's Werk zu setzen (Th. I, 400 401). Clemens XIV., der alle möglichen Mittel anwandte, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, verlangte von den Höfen vor Allem, man solle ihm Zeit lassen zu einer so folgenreichen Entschließung; dann forderte er von den bourbonischen Höfen Denkschriften über die Motive der Expulsion der Jesuiten aus ihren Staaten; ferner einige Gutachten von Bischöfen und Theologen der drei Reiche, und endlich auch die Zustimmung der übrigen Regierungen, namentlich der Kaiserin Maria Theresia *). Was die Denkschriften und Gutachten betrifft, so ward hierin dem Wunsche des Papstes nur theilweise entsprochen, der darin einigen Rückhalt zu finden gehofft haben mag; Bernis hatte angedeutet, die Höfe könnten jene Vota ja nach Belieben redigiren (Th. I, 385), aber

*) Man vergl. die Depeschen des Cardinal Bernis vom 26. Juli, 20. Sept. und 23. Nov. 1769 (Th. I, 361. 362. 384. 385. 400. 401) und vom 26. Febr. 1771 (Th. II, 108. 109).

Frankreich lehnte entschieden die Uebersendung derselben ab. Nur Spanien übersandte seinem Gesandten derlei Aktenstücke, wovon aber kein officieller Gebrauch gemacht werden sollte (Th. I, 544—546). Der Papst mußte sich damit zufrieden geben, und als der König von Sardinien, der besondere Gönner der Jesuiten, (Febr. 1773) gestorben, von dem schwachen Könige von Polen keine Intercession mehr zu besorgen, und die Zustimmung des Wiener-Hofes erfolgt war, schien die größte Schwierigkeit beseitigt.

Mündlich hatte der Papst schon wenige Tage nach seiner Wahl die Destruktion der Jesuiten zugesagt (Th. I, 353); so wenigstens behauptete der französische Gesandte Aubeterre (am 30. Mai 1769), dem bald darauf Bernis im Amte folgte. Aehnliche Zusagen wurden nach den Berichten Bernis' öfter erneuert, namentlich als das Breve vom 12. Juli 1769 „Coelestium munerum thesauros", zu Gunsten einiger Jesuiten-Missionäre erlassen, die bourbonische Diplomatie in die größte Unruhe versetzt, und eine sehr herbe Denkschrift derselben (Th. I, 360 — 362) hervorgerufen hatte. Aber es kam den Gesandten vor Allem darauf an, schriftliche Zusagen zu erhalten, und nach vielem Drängen bewogen sie den Papst zu dem kurzen, in sehr mysteriöser Sprache abgefaßten Schreiben an Ludwig XV. vom 30. Sept., und zu dem weit deutlicheren in italienischer Sprache an Karl III. vom 30. Nov. 1769; auf letzteres hatten sicher die Drohungen des spanischen Gesandten Monsignor Azpuru mit einem Bruche, in der Audienz vom 23. Nov. (Th. I, 402), Einfluß. Beide Schreiben enthielten das Versprechen der Aufhebung der Jesuiten, wenn die verlangten Dokumente vorliegen würden, und waren sonst in ihrer Fassung ziemlich unbestimmt. Daraus leiteten nun die Diplomaten eine strikte Obligation des Papstes zur Abschaffung des Jesuitenordens ab (der Marquis d'Ossun an Choiseul 18. Mai 1770 Th. I, 532). Bernis sagt in einer zuerst von Saint-Priest mitge-

theilten Depesche vom 19. April 1770: „Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, zu wissen, ob der Papst die Unterdrückung der Jesuiten nicht gerne vermeiden möchte, sondern ob Se. Heiligkeit nach den dem Könige von Spanien gemachten Verheißungen sich von deren Ausführung noch losmachen kann. Der Brief, den ich ihn an den spanischen Monarchen habe schreiben lassen, bindet ihn so fest, daß er das begonnene Werk zu vollenden genöthigt ist.“ Dieselbe Verpflichtung hebt Bernis in dem Berichte vom 9. Nov. 1771 (Th. II, 125 ff.) hervor. Wer erinnert sich hier nicht an das „engager insensiblement“ und das „conduire pas à pas“ in den oben angeführten Depeschen? Darauf gründete es sich auch, wenn Choiseul den Papst geradezu als „Lügner“ und „wortbrüchig“ bezeichnet (Th. I, 377). Noch stärker trat das später in einer Schrift hervor, welche die bourbonischen Höfe im Zorne über des Papstes Saumseligkeit 1772 im Kirchen-Staate verbreiten ließen. Sie führte den Titel: „Riflessioni delle corti borboniche sul Gesuitismo“, und hat zum Grundgedanken: „Jeder ehrliche Mann hält sein Wort; der Papst hat schriftlich und mündlich die Aufhebung der Jesuiten verheißen, und doch schiebt er unter allerlei nichtigen Vorwänden den Vollzug hinaus.“ Dann werden die Hindernisse untersucht, die allenfalls den Papst abhalten könnten, sein Wort zu halten*). Gegen dieses elende Machwerk schrieb der Jesuit Karl Benvenuti eine Broschüre: „Irreflessioni

*) Es sind folgende: 1) das Stillschweigen der übrigen Höfe, 2) die große Anzahl von Jesuiten in den päpstlichen Staaten, 3) der Mangel an tauglichen Individuen, auf die man bei dem Vollzug der Suppression zählen könnte, 4) das Beispiel der Bulle Unigenitus, die noch nicht allgemeine Anerkennung gefunden, 5) der Ausgang der Beatifikationssache des Palafox, 6) die Furcht vor denen, die den Schild der Pietät und der milden Moral vorhalten, um sich den Dekreten des Vatikans zu widersetzen, 7) die Furcht vor dem Schein, als habe man die Jesuiten um den Preis der Zurückgabe von Avignon verhandelt.

dell' autore di un foglio intitolato: Riflessioni delle Corti borboniche sul Gesuitismo", die mit großer Mäßigung und Zurückhaltung den Papst vertheidigte. Der Verfasser untersucht nicht, ob der Papst die Aufhebung der Gesellschaft Jesu förmlich versprochen habe, bemerkt aber nach Cicero de offic. I, 10, es gebe oft Fälle, wo das Naturrecht ein Versprechen zu halten verbiete; es hätte jener Autor fragen sollen, ob und wie das Wort frei gegeben ward, ob die Erfüllung gerecht, nützlich u. s. f. sei. „Ich bin von dem", sagt er, „was das Publikum darüber denkt, zu sehr überzeugt, als daß ich nicht eine Untersuchung hierüber für unnöthig halten sollte." Die Zögerung des Papstes schreibt er (§. 14.) der Reue zu, „welche die Entdeckung eines Irrthums zur Quelle hat, worin sich der Papst zur Zeit seines Versprechens befunden." Uebrigens bemerkt er (§. 31.): „Clemens XIV. mag ruhig leben; was er immer mit den Jesuiten beschließt, er kann von ihrer Ehrfurcht gegen seine Person versichert seyn." Dennoch ward diese zweite Schrift auf Tanucci's Verlangen verboten, während die erste, die für den Papst äußerst ehrenrührig war, frei cirkulirte *).

In der That ging Clemens XIV. gegen die Jesuiten auch „schrittweise" zu Werk; er glaubte, durch verschiedene Demüthigungen derselben die Bourbonen beschwichtigen zu können; es sollte dadurch auch dem Klerus Anlaß gegeben werden, sich gegen den Orden zu erklären (Th. I, 376).

---

*) Osservaz. p. 38—41. Hier wird Theiner's Irrthum, der (I, 382) die erste Schrift, die er nicht gelesen hat, für ein von den Jesuiten ausgegangenes Pamphlet bezeichnet, vollständig widerlegt, es sei denn, es wäre noch eine andere mit ähnlichem Titel erschienen. Die zwei obengenannten Schriften, die großes Aufsehen erregten, wurden auch in Deutschland zusammen übersetzt: „Bedenken der bourbonischen Höfe über den Jesuitismus, mit Anmerkungen beleuchtet. Aus dem Wälschen übersetzt." Freistadt bei Christian Lebrecht 1773.

Zuerst ward den Jesuiten verboten, während des Jubiläums in ihren Kirchen zu predigen; dabei gedachte man, einige Schriften von Ordensgliedern zu censuriren, und die Zahl ihrer Häuser und Collegien zu reduciren (Theiner a. a. O.). Dann ward ihnen die Leitung des griechischen Collegiums entzogen, bloß um den neapolitanischen Minister Tanucci zufriedenzustellen (Th. I, 381), der damals eine Reihe kirchenfeindlicher Verordnungen erließ, und die Einkünfte jener Anstalt aus Sicilien sequestrirte, bis sie den Jesuiten entzogen sei. Am 12. Febr. 1770 ward ihnen ebenso die Leitung des Seminars von Frascati abgenommen. Das Alles sahen aber die Höfe als Palliative und halbe, unbefriedigende Maßregeln an (Th. I, 547. 548). Im April 1771 ward eine Visitation des von dem Orden dirigirten römischen Seminars angeordnet, durch die Cardinäle York, Marefoschi und Colonna, wovon die zwei ersten als Feinde der Jesuiten bekannt waren, der letztere nur gezwungen an der Commission Antheil nahm *). Gleicherweise wurden das irische **), schottische und englische Collegium visitirt. Zunächst sollten die Visitationen auf den ökonomischen Stand dieser Anstalten sich erstrecken. Am 10. Nov. 1772 ward dann die Kirche und das Collegium der Jesuiten in Tuskulum mit dem dortigen Se-

*) Wesentliche Berichtigungen zu Theiner's Darstellung dieser Visitation geben die Osservazioni p. 70 sq.

**) Auch hierüber weisen die Osservazioni p. 59—61 mehrere Unrichtigkeiten in Theiner's Besprechung (II, S. 112. 113) nach. Der Bericht des Cardinals Marefoschi über das irische Collegium mit vielen Beilagen ist vollständig abgedruckt bei Walch: Neueste Religionsgeschichte, Lemgo 1774, Thl. IV, S. 211—422. Er zeugt von offenbarer Parteilichkeit des Berichterstatters. Uebrigens verwandelte sich später Marefoschi's hartes Benehmen gegen die Jesuiten in wahre Achtung und Freundlichkeit, und das Benehmen Alfani's und anderer bei der Aufhebung betheiligten Commissäre fand seinen entschiedenen Tadel. Osservaz. p. 92—94.

minare vereinigt (Bullar. Clem. XIV. p. 510); am 25. Juni 1773 wurden die nicht den Jesuiten gehörigen Güter des von ihnen geleiteten deutschen Collegiums im Herzogthum Urbino vom Papste in Besitz genommen (Bullar. p. 602. 603). So geschah es am 26. Juni mit den Gütern des römischen Collegs in Fiastra (ib. p. 603. 604). Aehnliche Weisungen ergingen an andere Bischöfe. In Bologna machte der jesuitenfeindliche Cardinal Malvezzi, durch päpstliche Breven autorisirt, den Anfang mit Aufhebung der Jesuiten, noch bevor das Suppressionsdekret erschienen war *). Vor dessen Erlaß ward an keine Untersuchung gegen die Ordensglieder gedacht; erst nach derselben ward ein Prozeß gegen mehrere eingeleitet, der aber unter Pius VI. mit Freisprechung der Detinirten sich endigte. Darum konnte der Protestant Murr schreiben: „Man fing den Prozeß, nach der jetzigen neuen Jurisprudenz, mit der Exekution an."

Sicher glaubte der Papst anfangs selbst nicht, daß es bis zur völligen Auflösung des Ordens kommen werde; aber jeder Schritt, den er that, die Höfe zu befriedigen, ward benützt, um ihn noch weiter zu treiben; bei seiner Unschlüssigkeit war das nicht schwer. Er klagte bitter über Karl's III. Ungestüm (Th. I, 386); einmal äußerte er sogar, wie Bernis 7. Mai 1770 berichtet (Th. I, 547): wenn der König von Spanien ihn so zu bedrängen fortfahre, so werde er resigniren, und sich in das Castell St. Angelo zurückziehen; einmal sprach er davon, sogar nach Spanien und Frankreich reisen zu wollen, um den Monarchen die Schwierigkeit seiner Lage auseinanderzusetzen, und sie zu bewegen, sich mit einer Reform des Ordens zu begnügen (Th. II, 200). Spanien suchte er mehrmals mit der Canonisation des Bischofs Palafox **) hinzuhalten (Bernis 9. Nov. 1771 und 22. Jan.

---

*) Hierüber sind die in den Osservaz. p. 73—90 vollständiger, als bei Theiner (II, 327—331) vorliegenden Aktenstücke zu vergleichen.

**) Auch unter Pius VI. ward die Beatifikation desselben von Spanien

1772. Th. II. 125 ff. 200. 201). So entwarf er verschiedene Pläne, wie er jenen Gewaltstreich ohne Beleidigung der Höfe vermeiden könne. Am 23. Jan. 1771 berichtete Bernis: „Ich glaube, der Papst hat verschiedene Projekte gehabt, und ist bei keinem stehen geblieben. Entschlossen, sein Wort zu halten, wenn man es durchaus will, wird er suchen, solange als möglich die Entwicklung eines Ereignisses ferne zu halten, dessen Folgen und Consequenzen er fürchtet" (Th. II, 107). Um sich der Zudringlichkeit der Gesandten einigermaßen zu entwehren, hatte er eine Zeit lang den Plan gehegt, direkt mit dem katholischen Könige zu conferiren (T. I, 555 ff.), wie er früher mit dessen Beichtvater und Don Manuel de Roda correspondirt (Th. I, 386), worüber aber die Dokumente fehlen. Zweimal brachten die Diplomaten den Gedanken in Anregung, den Papst zur Aufnahme von spanischen Truppen zu vermögen (Th. I, 402. II, 254); die Restitution von Avignon, Venaissin, Benevent und Pontecorvo machte man abhängig von der Aufhebung der Jesuiten (Th. II, 55 ff.). Frankreich handelte in dieser Sache gemessener, als Spanien; nach dem ersten stürmischen Auftreten Choiseuls, der dem Papste nur eine Frist von sechs bis acht Wochen gestatten wollte (Th. I, 358—371), zeigte sich, namentlich seit dem Sturze dieses Staatsmannes (20. Dez. 1770), das französische Ministerium hierin minder eifrig; in Frankreich wurden Hoffnungen laut, man könne die Jesuiten erhalten (Th. II, 105. 106), und es war zunächst nur

---

noch sehr eifrig betrieben; aber eine Sitzung der Congregatio Rituum im Januar 1777 fiel dafür äußerst ungünstig aus. Das interessante Votum des Cardinals Calino bei dieser Sitzung ist theilweise abgedruckt in den Osservaz. p. 190. 191. Auf diese Sitzung bezieht sich die äußerst heftige Denkschrift des Ritters Azara bei Le Bret (Magazin VII, 353—381), worin er das mißliebige Resultat derselben einer Conspiration gegen Spanien zuschreibt.

die Rücksicht auf Spanien, die das Pariser-Kabinet zu fortgesetzten Bemühungen in dieser Sache bewog (Th. II, 111). Spanien aber, das vom Papste sogar ein Breve verlangte, worin Alles, was es gegen die Jesuiten verfügt, approbirt würde (Th. I, 399), bestand um so hartnäckiger auf einer gänzlichen Aufhebung der Jesuiten, und als der Gesandte Azpuru, Erzbischof von Valencia, der Karl III. viel zu gemäßigt war, durch seine ganz geschwächte Gesundheit zum großen Leidwesen des Papstes (Th. II, 199) in seine Heimath zurückkehrte, folgte ihm der starre und rücksichtslose Don Jose Monnino, der schon in Rom gefürchtet war, ehe er noch daselbst auftrat (Th. II, 208—211).

Als Monnino in Rom erschien (4. Juli 1772), waren bereits drei Jahre seit den ersten Zusagen des Papstes in der Sache, die er vor Allem betreiben sollte, verflossen. Man besorgte, es habe Clemens XIV. sein Versprechen gereut. Unterstützt von dem verschmitzten Azara und zahlreichen untergeordneten Spionen, mißtrauisch gegen die Vertreter von Frankreich und Neapel, die jetzt nicht mehr so genau in den Stand der Sache eingeweiht waren, wie vorher, begann Monnino mit aller Energie sein Werk. Der Papst verschob seine Audienz wegen Unwohlseyn um acht Tage; der stolze Castilier gab sich mit allgemeinen Versicherungen nicht zufrieden, und deutete an, eine fortgesetzte Weigerung Sr. Heiligkeit könne die Unterdrückung aller geistlichen Orden in Spanien zur Folge haben (Monnino an Grimaldi 16. Juli 1772 bei Saint-Priest p. 153). Er verlangte einen bestimmten wöchentlichen Audienztag, um das Aufsehen der außerordentlichen Audienzen zu vermeiden, was der Papst vorerst noch ablehnte aus Rücksichten auf seine Gesundheit. Dabei zeigte Clemens seinem Dränger den entblößten Arm, um ihn von seiner Hautkrankheit zu überzeugen (Th. II, 220). Bernis mußte den Papst vor längerem Verzuge warnen; die Instruktionen von Madrid wurden immer strenger; Monnino

beschloß, die Umgebung des Papstes entweder für sich zu gewinnen, oder sie offen anzugreifen (das. 224). Aus dem Berichte des Cardinals Bernis vom 5. August 1772 (Th. II, 226—228) geht klar hervor, daß Clemens XIV., der auch von seinen Nuntien Berichte zu Gunsten der Jesuiten erhalten hatte, einen harten Kampf mit sich selbst kämpfen mußte; er war daran, alle Achtung bei den bisher von ihm so sehr begünstigten bourbonischen Höfen zu verlieren, die ihn des Wortbruches *) ziehen; würde er so sehr seine Achtung bei denselben auf das Spiel gesetzt haben, wäre bei ihm die Abolition der Jesuiten von Anfang an fest beschlossen gewesen? In der Audienz vom 23. August stellte Clemens neue Maßregeln gegen die Jesuiten in Aussicht; Monnino wies derlei „Palliative" zurück; er wollte „das Uebel mit der Wurzel ausgerottet" wissen. Gegen alle Bedenken des Papstes blieb er taub (Th. II, 234). Am 30. Aug. wollte er dem Papste anfangs eine Denkschrift über das zu beobachtende Verfahren vorlesen; Clemens, mit Recht entrüstet, daß man ihn auch hierin noch meistern wolle, weigerte sich zuerst, sie anzuhören, gab dann nach; doch verschob es Monnino aus Furcht, ihn zu sehr zu beleidigen oder zu ermüden. Karl III. ließ dem Papste eröffnen, wenn er in diesem Punkte nachgebe, so werde er ihm in den andern Angelegenheiten des heiligen Stuhles beistehen; aber Clemens XIV. entgegnete würdevoll, er pflege nicht mit den Geschäften Handel zu treiben, und das Eine zu thun, um das Andere dafür zu er-

*) Zu Bernis sagte der spanische Gesandte: „Entweder waren die frühern Zusagen des Papstes aufrichtig gemeint, und dann hat er seit drei Jahren sein Wort nicht gehalten; oder sie waren zweideutig, und er hat Zeit gewinnen wollen; dann hat er mit den bourbonischen Fürsten nur sein Spiel getrieben. Ehemals handelte es sich nur um die Jesuiten; jetzt handelt es sich um den Papst, der Sr. katholischen Majestät ein schriftliches Versprechen gegeben hat" (Th. II, 222).

langen *). Bernis mußte versuchen, den Papst für den Plan des Spaniers zu gewinnen, und dieser versprach, ihn im Castel Gandolfo zu prüfen, beklagte sich aber über Monnino's Benehmen, und ließ den französischen Hof bitten, er möge die Hitze Karl's III. etwas zu mäßigen suchen. Monnino sandte nun dem Papste seinen sehr umfassenden Plan ein. In einer weitern Audienz wies er auf den strengen Inhalt seiner Instruktionen hin, auf die Gefahren der längeren Verzögerung und auf die entscheidenden Maßregeln, welche im Falle eines Wortbruchs die Höfe nehmen würden, um sich dagegen Gerechtigkeit zu verschaffen (Th. II, 241. 242). „Die falschen Hoffnungen" — schreibt Bernis am 16. Sept. 1772 — „mußten dem Papste zuerst genommen, und die drohenden Gefahren ihm begreiflich gemacht werden." Bontempi stand fortwährend mit Monnino in Verbindung; ihm sagte man dasjenige, was man dem Papste nicht in's Angesicht sagen wollte (Th. II, 244).

Nach der Rückkehr von seinem Herbstaufenthalte in Castel Gandolfo gewährte der Papst, der inzwischen ein neues drängendes Schreiben Karl's III. vom 13. Oktober erhalten hatte, am 8. Nov. dem spanischen Gesandten eine neue Audienz, worin er die Versicherungen seiner Willfährigkeit wiederholte, Besorgnisse wegen der übrigen katholischen Höfe aussprach und sich entschuldigte, daß er bisher den Plan des Gesandten noch nicht habe lesen können. Monnino, darüber äußerst ungehalten, beklagte sich nicht nur bei Bernis, sondern auch bei P. Bontempi in wenig bemessenen Ausdrücken und mit abermaliger Androhung eines völligen Bruches. Bernis und Almada bearbeiteten den Papst, indem sie ihm die Größe der drohenden Gefahr schilderten, und

*) Monnino an Grimaldi 3. Sept., Bernis an Aiguillon 6. und 9. Sept. 1772 (Th. II, 237—239. 241. Crétineau-Joly Hist. de la Comp. de J. t. V. p. 351).

Bontempi schien völlig von dem Spanier gewonnen*) (Th. II, 258). Nur eine neue Cardinals-Promotion und einige auf den Schlag die Gemüther vorbereitenden Maßregeln hielt der Papst noch für nöthig; in letzteren glaubte der mißtraunische Monnino wieder das alte Reformprojekt auftauchen zu sehen, und die ziemlich allgemein gehaltene päpstliche Antwort auf das Schreiben des katholischen Königs befriedigte ihn so wenig, daß er gegen Clemens und dessen Ueberbringer, den P. Bontempi, die heftigsten Drohungen ausstieß (Th. II, 257—260).

Clemens konnte nicht wieder zurück; er mußte vorwärts schreiten. In den Audienzen vom 15. und 22. Nov. schien Monnino bereits seinen letzten Widerstand gebrochen zu haben. Er stellte in einer längeren Erörterung dem heiligen Vater vor, die Motive des so gewissenhaften katholischen Monarchen und das Verlangen vieler spanischen Bischöfe seien hinreichend, um das Gewissen Sr. Heiligkeit zu beruhigen; nach dreijähriger Duldung der Jesuiten könne Niemand Dieselbe eines vorher im Conclave zu deren Nachtheil abgeschlossenen Paktes beschuldigen; es sei des heiligen Stuhles unwürdig, die Zustimmung aller großen und kleinen Potentaten in einer Sache zu fordern, die einzig von Sr. Heiligkeit abhänge; übrigens sei das Stillschweigen der übrigen Fürsten als consensus tacitus zu betrachten; es bringe jede Verzögerung den apostolischen Stuhl in Gefahr. Es handle sich aber auch gar nicht darum, den Gliedern der Gesellschaft Jesu etwas Uebles zuzufügen, im Gegentheil nur darum, sie nützlicher zu machen, das Brandmal der Proskription und des Fluches von ihrer Stirne zu vertilgen; es sei endlich

*) Schon am 9. Nov. 1771 hatte Bernis darauf aufmerksam gemacht, um bis auf einen gewissen Grad das Vertrauen des Papstes zu gewinnen, müsse man den inneren Kreis, der ihn umgebe, in die Sache hineinzuziehen suchen (Th. II. 125 ff.).

einmal Zeit, die Welt aus der Ungewißheit zu reißen, in der sie in Betreff des Schicksals dieser Gesellschaft schwebe; diese Verlegenheit wirke störend ein auf alle anderen Orden, und werde Anlaß zu Haß, Streit und höchst nachtheiligen Verdächtigungen. Der Papst — so erzählt Bernis — widersprach ihm nicht, und gab noch bestimmtere Versicherungen, ja er las ihm bald darauf den Eingang des Suppressionsbreve vor, das er den Höfen zuerst zuzusenden versprach (Th. II, 260—262). Monnino sandte voll Jubel über das Resultat der Audienz vom 22. Nov. 1772 einen außerordentlichen Courier nach Madrid, und am 29. und 30. Nov. eröffnete Clemens den Gesandten der drei bourbonischen Reiche und Portugals, unter dem Siegel des Geheimnisses, die in Bälde bevorstehende Aufhebung des ihnen so verhaßten Instituts. Nachdem dann im März und April 1773 die Prälaten Zelada, Caraffa, Casali, Aquaviva, Delci, Braschi, Simoni, wovon die drei ersten nachher Mitglieder der Congregation für die Angelegenheiten der supprimirten Gesellschaft wurden, den Purpur erhalten, und bereits in Bologna und an andern Orten verschiedene Gewaltmaßregeln ausgeführt worden waren, welche die Bevölkerung auf das Bevorstehende vorbereiten sollten, ward am 21. Juli das Suppressionsbreve unterzeichnet, aber erst am 16. August in Rom publicirt. Auffallend ist es, daß der Papst, der sicher mit Absicht nicht die feierliche Form einer Bulle, sondern die des Breve wählte, darin ganz genau den Vorschlag Monnino's befolgt hat. Bernis meldete bereits am 2. Dez. 1772 dem Herzog von Aiguillon, der Papst habe Monnino's Plan zu dem seinigen gemacht, und wirklich entspricht das Breve Dominus ac Redemtor ganz genau den 18 Artikeln des von Jenem überreichten Planes über die Durchführung der Suppression (bei Theiner II. S. 251—254). Es erleidet keinen Zweifel, daß Monnino schon vor dem August und vor dessen Veröffentlichung in Rom genaue Kunde davon hatte, obschon

dieses Theiner bestreitet; denn der Papst hatte dem spanischen Hofe ausdrücklich versprochen, es ihm vorher mitzutheilen (Th. I, 388. II, 262), und mehrere andere Berichte setzen dieses voraus *). Monnino aber, der keinem andern Minister traute, am wenigsten dem Tanucci in Neapel, hatte alle Ursache, es geheim zu halten; auch sollte der Schein gerettet werden, der Papst habe ganz frei gehandelt. Daß Bernis im Anfange des Augusts noch im Dunkeln war (Th. II, 334. 335. 338), war eine große Demüthigung für den eitlen Diplomaten. Welchen bedeutenden Einfluß damals Monnino in Rom sich errungen hatte, zeigt die Geschichte Pius VI. noch deutlicher. Man verlangte, obschon vergeblich, von ihm eine Irregularitäts-Erklärung wider die in Preußen und Rußland, wo das Breve von den Bischöfen nicht promulgirt ward, noch fortbestehenden Jesuiten, sowie eine Bulle zur Bestätigung des Suppressionsbreve, und widersetzte sich der Freilassung der eingekerkerten Jesuiten. Aber ohne Spanien auf das Aeußerste zu erbittern, konnte auch Pius VI. nicht öffentlich durch einen schriftlichen Erlaß die preußischen und russischen Jesuiten als kirchliche Corporation anerkennen, wenigstens nicht in der ersten Zeit seines Pontifikates **).

---

*) Die bei Flassan VII, 102. 103 note erzählte Anekdote, Clemens habe durch Bontempi das bereits dem Monnino übergebene Breve, obschon vergeblich, zurückverlangt, enthält auch die handschriftliche Relation des Grafen Marco Fantuzzi, die sich auf den Cardinal Colonna di Stigliano beruft, der sie nachher von Florida Blanka selbst gehört haben soll (Osserv. p. 170. 171).

**) Vgl. Pius VI. und sein Pontifikat. Hamburg bei Bohn S. 31. — Uebrigens hat dieser Papst schon früher vivae vocis oraculo die Reste des Jesuitenordens in jenen Ländern anerkannt; daß überhaupt die Existenz der Jesuiten daselbst als eine legitime, und nicht mit Theiner als eine fortgesetzte Rebellion zu betrachten sei, beweist der Verfasser der „Osservazioni" mit vielen Dokumenten (p. 121 — 151. 178 — 184). Auch das Verfahren des heil. Joseph

Was nun die Jesuiten selbst betrifft, so haben sie keinen Grund, bei dem urtheilsfähigen Publikum für die Folgen der Veröffentlichung des Theiner'schen Werkes, in Bezug auf die Ehre ihres Ordens, besorgt zu seyn; kein einziges der beigebrachten Dokumente erweiset eine Schuld der Gesellschaft, selbst wenn alle die Unbesonnenheiten wirklich begründet wären, die Theiner einzelnen Gliedern derselben zur Last legt. Nirgends gehen die Diplomaten auf eine eigentliche Beweisführung ein, sondern sie setzen überall das als unumstößliche Thatsachen voraus, was man bereits unter Clemens XIII. dem Orden vorgeworfen hatte; wie es sich aber damit verhält, das zeigen die klarsten Dokumente, und vor Allem die zahlreichen Erlasse dieses Papstes selbst. Von Clemens XIV. aufgefordert, die Motive der Expulsion der Jesuiten aus Frankreich zu bezeichnen, damit er daran eine Grundlage für seine weiteren Schritte gegen sie finde, meint Ludwig XV. (Th. I, 394. 395), der heilige Vater solle sich damit beruhigen, daß so gut katholische Fürsten, wie er, der allerchristlichste König, sein königlicher Vetter und sein königlicher Neffe sie für gut befunden, einzelne Dokumente seien unnütz, und könnten Inconvenienzen nach sich ziehen. Karl III. ließ zwar seine Beweggründe angeben, aber der Beweis dafür lag in seiner subjektiven Ueberzeugung, und kein anderer ward geltend gemacht. Es waren folgende: 1) der Aufruhr in Madrid, für dessen Urheber er die Jesuiten hielt, 2) die schlechte Moral und die sonstigen, durch sie in Spanien seit Jahrhunderten verbreiteten verderblichen Lehren, 3) die von ihnen stets gegen die heiligsten Männer der Mo-

---

Calasanza bei der 1646 erfolgten Aufhebung seines Ordens diente hier zum Beispiel. Man vgl. noch Sohr: die Unterdrückung des Jesuitenordens in Schlesien (Schlesische Provinzialblätter 1836) und K. Ad. Menzel's Neuere Geschichte der Deutschen XII, I. S. 58 ff.

narchie ausgeübte Verfolgung. Demnach hätten also die katholischen Könige bis auf Karl III., trotz der Inquisition und aller Mittel ihrer Gewalt, die Ausbreitung gefährlicher Irrthümer und die schändlichste Verfolgung ihrer edelsten Unterthanen nicht nur geduldet, sondern auch gehegt und begünstigt, und Karl III. selbst noch, zu einer Zeit, in der Portugal längst den Sturm gegen jenen Orden begonnen, und die Welt mit antijesuitischen Manifesten erfüllte, die damals noch Spaniens Inquisition verbot.

Merkwürdig ist aber das Verfahren gegen die Jesuiten in den einzelnen Ländern. In Portugal hatte man, auch in den officiellen Erlassen des Ministeriums, den Jesuiten-Orden selbst als ein heiliges und verehrungswürdiges Institut bezeichnet, die Individuen aber, als vom Geiste desselben total abgekommen, auf das schärfste getadelt, während die französischen Parlamente das Institut in sich selbst für ein gemeinschädliches, unsittliches, gottloses erklärten. Nun hatten aber gerade, seit dem Bestehen der Gesellschaft, die Päpste bis auf Clemens XIV., in einer Reihe von Bullen und Breven, die Heiligkeit des Ordens, seiner Gelübde und Constitutionen in einer so feierlichen Weise ausgesprochen, wie ihn auch das Concil von Trient (XXV. Sitzung c. 16 de regular.) für ein „pium institutum" erklärt*), daß man vom katho-

*) Daß an dieser Stelle des Tridentinums eine eigentliche Approbation des Ordens ausgesprochen sei, hat der Verfasser der „Osservazioni" (p. 151—159) gegen Theiner (II, 397) treffend nachgewiesen, und zwar 1) aus den Umständen, unter denen jene Aeußerung gemacht ward, und besonders aus der Vergleichung mit der früher projektirten Fassung des Dekrets (Pallavic. Storia del Conc. di Tr. XXIV, 6); 2) aus den Briefen des damals so einflußreichen Karl Borromeo, besonders dem an Lainez vom 4. Aug. 1563; 3) aus den Aeußerungen des Papstes Pius IV., der selbst jenes Dekret veranlaßt, in seinem Schreiben an Karl IX. von Frankreich, wo es heißt: „Societatem ... propter pia et laudabilia

lischen Standpunkte aus nicht mehr seinen Geist und seine Gesetze antasten, sondern nur einzig und allein die lebenden Vertreter desselben, die Individuen anklagen konnte. Aber gerade in der Zeit, wo die Suppressionsfrage am eifrigsten

---

sua instituta et ab Apostolica Sede confirmatam et nuper a S. Concilio Tridentino approbatam esse"; 4) aus den übereinstimmenden Erklärungen der folgenden Päpste, besonders Gregor's XIII. in den Bullen „Quanto fructuosius" vom J. 1582, „Ascendente Domino" 1584, bis herab auf Clemens XIII. in den Breven an den König von Portugal vom 11. Aug. 1759, an den König von Frankreich 28. Januar 1762, an die französischen Bischöfe vom 9. Juni 1762 u. f. f. 5) Dazu kommen noch die Aeußerungen der namhaftesten Theologen anderer Orden, wie des Natalis Alerander, das römische Brevier u. A. m. Wenn daher das Suppressionsbreve §. 24 jene Stelle des Concils in ihrer Bedeutung herabzudrücken und zu schwächen sucht, worauf Theiner allein sich stützen kann, so stehen dem die bestimmtesten historischen Zeugnisse entgegen, die man bei der Redaktion des Breve übersehen hat. Aehnlich verhält es sich mit der auf §. 21 des letzteren gestützten Behauptung einer „Erxtorsion" der berühmten Bestätigungsbulle des Ordens von Clemens XIII. „Apostolicum pascendi munus" vom J. 1765, worüber die obengenannte italienische Schrift sehr interessante Details gibt (p. 15—23). Die bourbonischen Höfe schützten allerdings diese „Extorsion" vor, und verbreiteten Broschüren, die sie beweisen sollten; aber die römische Inquisition verdammte dieselben durch eigene Dekrete vom 4. Sept. 1765 und 12. März 1766. Nach jener Ansicht müßten sämmtliche Erlasse Clemens' XIII. in der Jesuitensache extorquirt seyn; denn alle sprechen dieselben Gesinnungen aus, und das ganze Verfahren dieses Papstes stimmt damit überein. Das römische Bullarium (Clem. XIII. tom. III.) enthält allein über zwanzig Antwortschreiben dieses Papstes auf die Gratulationsbriefe verschiedener Bischöfe, die diese Bulle mit hoher Freude begrüßt; darin spricht er selbst die Gründe, die ihn zu dieser Bulle bewogen, in so überzeugender Weise aus, daß an deren Erxtorsion nicht mehr gedacht werden kann. Viele anderen Schreiben des gleichen Inhalts von Bischöfen sind auch sonst noch gedruckt, darunter eines vom heil. Alphons Liguori. (Vgl. Ami de la religion. 26. Febr. 1853.)

betrieben ward, suchte man die Individuen möglichst zu schonen, und nur den Geist der Corporation, ihre Regeln und Gesetze nach dem Beispiele der Parlamente zu verdächtigen. Den Einzelnen erkannte man hervorragende Eigenschaften und hohe Tugenden zu. Choiseul schrieb am 11. und 30. Mai 1767 (bei Saint-Priest und Theiner I, 110): „Würden die Jesuiten säkularisirt, so könnten sie weit ersprießlicher ihre Tugenden und Talente für sich und Andere verwenden, während sie als Corporation stets verfolgt sind.“ Florida Blanka sagte zu Bernis, wie dieser am 26. August 1772 berichtet: „die Individuen sind nützlich, das Institut aber schädlich.“ In ähnlicher Weise soll nach Bernis (Th. I, 376. 377) Clemens XIV. selbst gesagt haben: Einzelne von den Jesuiten hätten Gutes für die Kirche und die gelehrte Bildung geleistet, der Orden als solcher aber habe nur Unruhen erregt. Ein solcher Fehler indessen lag in dem von den Päpsten approbirten Institute selbst; nach seiner Aufgabe war es zum Kampfe berufen, und Protestanten und Jansenisten sahen in ihm den gefährlichsten Feind; will man ihm diesen Kampf, soweit er in würdiger Weise geführt ward, zum Verbrechen machen, so vergißt man, daß in ganz gleicher Weise das Christenthum selbst der Unruhestiftung und Friedensstörung beschuldigt werden kann, und auch wirklich schon beschuldigt worden ist. Daß die Aufhebung des Jesuitenordens die Protestanten der Kirche näher bringen werde, war eine Täuschung, der auch damals nur Wenige sich hingaben; Viele wandten sich, in Anbetracht der Art ihrer Ausführung, desto mehr von ihr ab, und Andere sahen darin einen Sieg der reformatorischen Principien, wie denn auch Ranke (die röm. Päpste im 16ten und 17ten Jahrh. Bd. III, S. 200) den tiefsten Grund derselben in dem Uebergewicht der nichtkatholischen über die katholischen Staaten sieht, vermöge dessen letztere den ersteren sich anzunähern suchten.

Wenn nun aber Theiner die Jesuiten als Verläumder

Clemens' XIV. darstellt, so ist vorerst zu erinnern, daß bei einer so weit verbreiteten Genossenschaft es nicht Wunder nehmen kann, wenn einzelne Glieder ihrem Schmerz und Unmuth über die ohne alle Untersuchung erfolgte Unterdrückung der ihnen so theuren Gesellschaft in einer solchen Form auch bisweilen auf bittere Weise Luft machten; ferner ist zu beachten, daß, wie aus Theiner's Schrift selbst hervorgeht, die meisten ihr Loos mit musterhafter Ruhe und Ergebung trugen, und die Zahl dieser dem päpstlichen Machtspruch unbedingt sich unterwerfenden, an deren Spitze der General selbst stand (vgl. Th. II., 340), die der vorgenannten bei Weitem überwiegt. Aber wir haben noch dazu eine Reihe von Angehörigen des Ordens, die mit der größten Mäßigung und Delikatesse, mit der gewissenhaftesten Rücksicht über jene ihnen so harte Epoche sich geäußert haben. Dafür zeugen, außer dem gemäßigten Historiker Berault-Bercastel, die von der Turiner „Armonia" angeführte „Memoria sulla soppressione della Compagnia" des gelehrten Julius Cordara, die lateinischen Briefe des P. Partenio (Osserv. p. 96. 97), und die zu Freiburg in der Schweiz gehaltene „Trauerrede auf Clemens XIV." von P. Simon Mattzell. Diese treffliche Rede verdient vollständig gelesen zu werden; wir heben daraus nur Weniges hervor. Nachdem der Redner mit Geist und Wärme den verstorbenen Papst geschildert, und mehrere der gangbaren Einwendungen widerlegt, ihn mit dem Kauffahrer verglichen, der beim Seesturm selbst seine besten Waaren den Wogen Preis gibt, um nur das Schiff und mit ihm das Leben zu retten, mit dem Wächter auf der höchsten Warte, dessen weithin reichender Blick Vieles wahrnimmt, was in den Niederungen nicht gesehen wird, seine Machtvollkommenheit in der Aufhebung geistlicher Orden und seine Sorge für den Frieden der Kirche hervorgehoben, fährt er (S. 34) fort: „Ach! wenn der Friede, aber der wahre Friede, wenn die Einigkeit in der Kirche Gottes nicht anders

als durch unsere öffentliche Hinrichtung, durch gewaltsame Vergießung unseres sämmtlichen Blutes könnte hergestellt werden: wohlan, wir sträuben uns nicht wider solche Streiche; wir küssen die Hand, die uns opfert, und segnen den Arm, der uns zermalmt; mit Freuden wollen wir den Gefängnissen, den Schwertern, dem Tode entgegengehen. Und wer von den ehemaligen Jesuiten anders gedacht, geredet, geschrieben haben möchte, der hatte den Namen, das Kleid von der Gesellschaft, aber nichts von ihrem Geist!"

Was die von Theiner speciell getadelten Individuen des Jesuitenordens angeht, so war er meistens in den angeführten Beispielen sehr unglücklich. Georgel gehörte schon seit der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich nicht mehr der Gesellschaft an; de la Brillière war gar nicht in derselben; den gelehrten F. X. Feller, den die Nuntien Pacca und della Genga mit ihrem Vertrauen beehrten, hat Theiner ohne Grund wegen einiger ihm zugeschriebenen Journalartikel geschmäht*); dem berühmten Zaccaria läßt er indessen Gerechtigkeit widerfahren (II, S. 488. 489). Es erübrigt nur der ebenfalls als theologischer Schriftsteller bekannte Bolgeni, der eine allerdings für Clemens XIV. nicht ehrenvolle Exposition der nach Unterzeichnung des Breve vom 21. Juli 1773 stattgehabten Vorgänge niederschrieb; aber es läßt sich nicht erweisen, daß er jene Vorfälle absichtlich erfunden und sich bemüht hat, eine solche Lüge und „gottlose Fabel" zu verbreiten. Er selbst beruft sich auf Zeugnisse des Cardinals Simone und des Prälaten Macedonio, und Viele haben von ihm unabhängig Aehnliches berichtet**). Die Parteilichkeit

*) Osservaz. p. 5. 6. 98. 73—90.

**) Ohne Zweifel war die Sage, Clemens XIV. sei in der letzten Zeit seines Pontifikates bisweilen geistesabwesend gewesen, in Rom ziemlich allgemein verbreitet. Crétineau-Joly behauptet, dasselbe aus dem Munde Gregor's XVI. gehört zu haben. Ist der Bericht des Cardinals Calino über seine Unterredung mit Pius VI. am 1.

Theiner's zeigt sich hier eben so auffallend, als bei der Geschichte des Conclave. Dort entschuldigt er die französischen Cardinäle de Luynes und de Bernis, falls sie wirklich nach Versailles geschrieben, Ganganelli habe das von ihm verlangte Billet an den katholischen König unterzeichnet (I, S. 257. 258), womit aber sehr schlecht harmonirt, wenn er die vermeintlichen Jesuitenautoren, die dasselbe gesagt, als fluchwürdige Calumnianten des heiligen Stuhles brandmarkt (das. 252. 253). Was bei Mitgliedern des Wahlcollegs zu entschuldigen ist, findet also bei Solchen, die dem Conclave ferne standen, keine Entschuldigung. Wenn ferner Theiner die von Pombal errichtete schismatische Universität von Coimbra preist (Th. II, 190), so hat er ganz und gar vergessen, was der Nuntius Pacca aus eigener Anschauung berichtet, und was er früher selbst im Hinblicke auf dessen Werk geschrieben hat *). Aehnlich verhält es sich mit seinen kläglichen Dekla-

---

April 1780 (Osservaz. p. 185—189) ächt, so hat der Nachfolger Clemens XIV. dasselbe ausgesagt. Dasselbe hörte aber auch der Cardinal Pacca 1813 aus dem Munde Pius' VII. in Fontainebleau, als dieser über seine kurz vorher bewiesene momentane Schwäche ganz betrübt und consternirt war. Pacca erzählt wörtlich von Pius VII. Folgendes: „Proruppe in proposizioni di eccessivo dolore, conchiudendo, che non poteva scacciar dalla mente quel tormentoso pensiero, per cui non prendeva riposo da notte e gustava appena tanto di cibo, quanto bastava per tenerlo in vita; onde — *sono le sue parole — sarebbe morto pazzo come Clemente XIV.*" — Damals (1813) lebten noch viele Cardinäle, die, wie Pacca selbst, beim Tode Clemens' XIV. (1774) in Rom waren. Wir wollen damit keineswegs die Richtigkeit der Thatsache als über allen Zweifel erhaben darstellen; aber es erhellt offenbar Theiner's Unrecht, wenn er den einzigen Bolgeni so hart wegen einer Aeußerung tadelt, in der jedenfalls viele Zeitgenossen mit ihm übereinstimmten.

*) Theiner lieferte in den „Annali delle scienze religiose" 1836. n. 5. p. 171 sq. ein Referat über Pacca's „Notizie sul Portogallo" (Velletri 1835) in den Ausdrücken der vollsten Anerkennung. In diesem Werke, sowie in seiner eigenen Besprechung desselben könnte

mationen über das Studienwesen der Jesuiten, das alle Wissenschaft zerstört haben soll; ist auch Einzelnes an ihrem damaligen Studiensystem für die Gegenwart nicht zu empfehlen, so ist doch von Unparteiischen anerkannt, daß ihre Schulen, namentlich in Deutschland, zum mindesten hinter den protestantischen nicht zurückstanden, ja sie noch vielfach übertrafen *); der Protestant Murr, der Erzbischof Migazzi von Wien, der Cardinal Pacca und unzählige Andere stellten ihrer literarischen Thätigkeit die glänzendsten Zeugnisse aus, und der Abbé Maynard hat neuerdings in seinem oben angegebenen Werke eine Reihe von bedeutenden Daten gegen diese Ansicht gesammelt, wie es Theiner in früheren Schriften selbst gethan hat.

Wir könnten noch eine bedeutende Anzahl auffallender Widersprüche, Inconsequenzen und Taktlosigkeiten Theiner's namhaft machen, wäre es uns darum zu thun, alle Blößen dieses von gewisser Seite her so hoch gepriesenen Geschichts-Werkes aufzuzeigen, das zwar immer seinen Werth behauptet in Ansehung der mitgetheilten Dokumente, aber nicht in Ansehung der Kritik seines Verfassers **). Wir hätten selbst

---

er die Widerlegung seiner jetzt dieser Anstalt gespendeten Lobsprüche nachschlagen. Vgl. Osservaz. p. 26—29. 65—68.

*) Vgl. K. A. Menzel's Neuere Geschichte der Deutschen XII, I, S. 45 ff. Ueber die Jesuiten in Oesterreich vgl. Bd. XVI, S. 734 ff. dieser Blätter.

**) In Deutschland hat die „Allgemeine Zeitung" (1853 Beil. Num. 142. 143) Theiner's Schrift sehr warm empfohlen; dagegen hat der Recensent in dem sonst durch seine Richtung dem katholischen Publikum sattsam bekannten Leipziger „Centralblatt" von Zarncke (11. Juni 1853, Num. 24) die Schwäche der Kritik Theiner's in der Durchführung seines Hauptsatzes richtig erkannt. Von Seite der katholischen Presse haben der Mainzer „Katholik", die Würzburger „katholische Wochenschrift", und theilweise auch die „Wiener Kirchenzeitung" auf die Gebrechen und Mängel des Buches hingewiesen.

von diesen, nichts weniger als erfreulichen Erörterungen Umgang genommen, hätte nicht das voreilige Triumphgeschrei über Theiner's Buch, und die für seinen Zweck sehr gut ausgepreßten Extrakte des Luzerner Propstes Leu uns zu einer näheren Prüfung und Analyse dieser Schrift aufgefordert. So viel steht fest: Theiner's Buch hat am allerwenigsten die historischen Fragen über Clemens XIV. zum Abschluß gebracht, aber seine Dokumente haben ihn wesentlich gefördert. Die Auffassungen von Theiner und Crétineau-Joly repräsentiren zwei Extreme; beide zu vermeiden, ist möglich, und nicht so schwer, als es auf den ersten Anblick erscheint; man darf nur unbefangen prüfen und sichten, nicht aber die Geschichte zu einem Panegyrikus weder für Clemens XIV., noch für die Jesuiten benützen und umgestalten wollen. Wir verkennen nicht im Mindesten, daß auf Seite der Jesuiten Mißgriffe und Fehler begangen worden sind, wie z. B. in Frankreich die temporäre, wenn auch halb erzwungene Unterwerfung unter die gallikanischen Artikel war; aber diese sind verhältnißmäßig nicht zahlreich, und in Theiner's Dokumenten finden wir keine Thatsache von auch nur einigem Belang, die eine Schuld des Ordens und dessen Verdammlichkeit herzustellen vermöchte. Vor der Auflösung fand keine richterliche Untersuchung im Kirchenstaate Statt, die wenigen abgerechnet, die über den ökonomischen Stand einiger der Gesellschaft anvertrauten Anstalten, und auch da von nicht ganz unparteiischen Richtern geführt wurden, und die nachher gegen Einzelne eingeleiteten Prozesse ergaben so wenig ein ungünstiges Resultat, daß sie unter Pius VI. mit Freilassung der Eingekerkerten sich endigten, wie bereits oben erwähnt worden ist.

Ist nun die Geschichte dem Jesuitenorden das Zeugniß schuldig, daß sein damaliger Zustand keineswegs einen hinreichenden Grund zu seiner Auflösung darbot, wie es auch der General Ricci in seiner Todesstunde eidlich versichert hat,

sondern vielmehr äußere Gründe ihn herbeiführten, die ihm nicht zur Schande gereichen: so darf sie doch auf der andern Seite nicht rücksichtslos einen Papst verurtheilen, der, sonst edel in seinem Benehmen, eifrig für die Ehre der Kirche, und thätig nach allen seinen Kräften war, aber in Verhältnissen, denen er vielleicht nicht gewachsen, oder die er umzugestalten nicht im Stande war, nach der von ihm einmal adoptirten Politik der Concessionen, unter beständigem Drängen und Drohen, in der Furcht, Alles auf das Spiel zu setzen und in Bälde ein gefährliches Schisma zu erleben, endlich zu einem Schritte sich entschloß, den er, solange als es nur möglich war, ferne zu halten suchte. Einen Mann, der nahe am siebenzigsten Lebensjahre, ohne zuverlässige und intelligente Rathgeber, schwach und furchtsam von Natur, den Intriguen und Künsten einer ebenso perfiden, als gewandten und kampfgerüsteten Diplomatie fast ganz allein gegenüber stand, der immer noch durch sein Zaudern, durch andere neuen Projekte, durch seine Condescendenz in vielen andern Dingen die leidenschaftliche Hitze abzukühlen, und die Entscheidung bis auf ruhigere Momente zu vertagen bemüht war, der aber, fortgerissen von der mächtigen Strömung, der er anfangs arglos, und mehr als ihm selbst bewußt, sich hingegeben, wie von einem unerbittlichen Verhängniß getrieben, bald seinen letzten Widerstand vernichtet sah, und so sich endlich in das, wie es schien, unvermeidlich Gewordene ergab — einen solchen Mann können wir zwar nicht unter die erhabenen Heroen der Kirche setzen, aber wir finden ihn auch nicht bloß des Mitleids, sondern auch jener Achtung und Verehrung nicht unwerth, die, abgesehen von seiner hohen Würde, dem guten Willen, der Opferwilligkeit auch im Falle ungünstiger Erfolge, und einer minder gut begründeten Ueberzeugung noch immer gezollt werden muß. Wir wollen ihn keineswegs für das rohe und schonungslose Verfahren seiner Vollzugsorgane bei der Aufhebung des Jesuitenor-

dens*) verantwortlich machen, das sicher seinen, in dem Breve ausgesprochenen Intentionen entgegen war; wir werden auch über seinen Schwächen das Gute nicht vergessen, das er sonst in seinem Staate, wie in der ganzen katholischen Kirche gewirkt hat. Für das Letztere bietet Theiner's Werk reichhaltiges und treffliches Material, das alle Berücksichtigung und Anerkennung verdient.

Ganz anders als Clemens XIV. stehen die bourbonischen Fürsten da. Sie waren die Werkzeuge der unchristlichen Umsturzpartei, die Verfolger der von jener geächteten Corporation, und die nächsten Urheber ihrer Unterdrückung, während Jener nur schwer dem seine Zustimmung gab, was er in der bedrängtesten Lage für das kleinere Uebel und für eine relative Nothwendigkeit erachtete, ohne die er sicher ganz anders gehandelt haben würde. Die deutschen Regierungen nahmen am wenigsten an der Sache Theil; Maria Theresia erklärte, sie habe keine Klage über die Jesuiten ihrer Staaten (Th. I, 383). Viele erwarteten von ihr ein Auftreten zu Gunsten des Ordens, und vielleicht Clemens XIV. selbst, der es stets bei den bourbonischen Diplomaten hervorhob, daß er nicht ohne die Zustimmung der Kaiserin-Königin handeln wolle, und darin einen Rückhalt suchen zu wollen schien. Aber sie hatte den Bourbonen bereits ihre Neutralität zugesichert, und als sie endlich ihren Beitritt erklärte**), war der völlige Sieg für jene entschieden. Manche kleineren deutschen Fürsten, wie der von Hohenlohe-Schillingsfürst sprachen sich in öffentlichen Denkschriften für den Orden aus. Die Germanen hatten für sich kein Interesse an dessen Vernichtung; es war ganz das Werk der Romanen, deren Abfall dadurch gehindert werden zu müssen schien. Die Romanen, für die

*) Vgl. Osserv. p. 90—95. Crétin. Hist. de la Comp. V, p. 387. 388. Riffel Aufhebung des Jesuitenordens S. 191 ff.

**) Schreiben des Fürsten L. Rohan an den Herzog von Aiguillon 27. Jan. 1773. Vgl. K. A. Menzel a. a. O. S. 37.

Clemens XIV. alles Mögliche that, bereiteten ihm die bittersten Stunden; Frankreich, für das er so oft seine Vorliebe bekundet, betrübte ihn tief durch die Verfolgung des übrigen Regularklerus (Th. I, 464 ff.), durch die Neuerungen auf der Insel Corsika (Th. I, 330—333. 474—480), durch die Verzögerung der Restitution von Avignon und Venaissin (Th. II, 416. 417. 461—469). Der Papst hatte durch Aufhebung der Jesuiten die ihm gesetzte Bedingung erfüllt, und hatte bereits feierlich im Consistorium vom 17. Jan. 1774 (Bullar. Clem. XIV. p. 666 seq.) die Zurückgabe dieser Territorien verkündigt; und doch ward dieselbe noch hingehalten, während der Papst von Tanucci fortgesetzte Kränkungen erfuhr, was auf seine Gesundheit nachtheilig einwirkte (Th. II, 469. 510). Bald (1791) gingen die französischen Enklaven dem heiligen Stuhle wieder verloren, und von all seiner Rücksicht und Nachgiebigkeit gegen die Bourbonen ärndtete er überall den schlechtesten Dank.

Uebrigens war auch in diesem folgenreichen und immer beklagenswerthen Ereigniß eine höhere providentielle Fügung nicht zu verkennen. Die Jesuiten wurden geprüft, geläutert und dadurch neu gekräftigt; ihre im Ganzen bereitwillige und demüthige Unterwerfung gab der Welt ein herrliches Beispiel des christlichen Gehorsams in einer Zeit, die alle Autorität auf das Tiefste zu erschüttern bemüht war; der Untergang ihrer Gesellschaft hat Vielen die Augen geöffnet über den Abgrund, an dem die europäischen Staaten, und die bourbonischen zunächst, angekommen waren, sowie über die Tendenzen, Absichten und Mittel jener Richtung, die den Zeitgeist zu beherrschen schien. Wer hätte 1753 geglaubt, daß nach zwanzig Jahren der mächtigste Orden der Kirche, und nach abermals zwanzig Jahren der Enkel und Nachfolger des heiligen Ludwig ihr zum Opfer werde fallen müssen? Wer hätte damals alle Folgen des Kampfes vorausgesehen, zu dem d'Alembert in seiner Schrift: „De la destruction des

Jesuites" das Signal gab? Dieselben Elemente, die den Sturm wider die Jesuiten heraufbeschworen, drangen weiter vor und bekämpften zuletzt offen, was sie unter verschiedenen Devisen zuerst heimlich bekämpft. Die unterdrückte Gesellschaft aber erhielt nachher gerade in Neapel, Spanien, Portugal und Frankreich eine glänzende, wenn auch meist vorübergehende Genugthuung, und Pius VII. stellte sie feierlich wieder her, und zwar, wie er in der Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum" selbst sagt, auf Bitten vieler Erzbischöfe und Bischöfe, auf das einmüthige Verlangen der katholischen Welt*), nach dem Rathe der Cardinäle und in Rücksicht auf das größere Wohl der Kirche, das durch deren Aufhebung zwar beabsichtigt, aber nicht erreicht worden war. Hatten sich, wie bei Allem, was menschlich ist, während einer glänzenden Wirksamkeit durch mehr als zwei Jahrhunderte dem Orden einzelne Mängel angeheftet, so gingen diese unter im Strome der Zeit, und ein neuer, kräftiger Anlauf zum Heil der Seelen und zur Verbreitung des Glaubens ward dem großartigen Institute gegönnt, dessen reiche, selbst unter fortdauernder Verfolgung und bei vielfachen Hemmnissen seiner freien Entwicklung herangereiften Früchte in der neuesten Zeit selbst die Aufrichtigen seiner Gegner anzuerkennen sich gedrungen sehen. Die katholische Kirche bedarf nicht absolut der Jesuiten, wie sie keines anderen Ordens bedarf; aber in ihrer mannigfachen, alle Bedürfnisse befriedigenden Entfaltung bildet diese Gesellschaft ein hervorragendes Glied, was ihr, wie der menschlichen Gesellschaft, bedeutende Dienste zu leisten vermag, und dessen hohe Bedeutung die Lästerungen seiner Feinde nur desto mehr an das Licht zu bringen vermögen.

*) Mehrere deutschen Fürsten ließen 1793 und 1794 Denkschriften über die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu abfassen, die der damalige Nuntius della Genga an Pius VI. übersandte. Das Schreiben des Nuntius an den Papst d. d. Augsburg 9. Nov. 1794 ist abgedruckt in den Osservaz. p. 192.

XLI.

Motivirte Gedanken über osteuropäische Thesen.

XIV.

Singularitäten des Volkscharakters, der socialen und Culturzustände Rußlands; die Familie und die Gemeinde, der Bürgerstand und der Adel, die Bureaukratie im russischen Staat.

Eine social-politische Studie.

Vor einigen Jahren, als gerade der Abgrund sich aufgedeckt hatte, über dessen bröckelnder Decke wir tanzen, und demnach die brennende „sociale Frage" an der Tagesordnung war, über der wir nun wieder glücklich in süßes Vergessen eingelullt sind, da waren manche tieferen Denker in der That nahe daran, ihre confessionellen Vorurtheile zu überwinden, und dem Uebel auf den eigentlichen Grund zu sehen. Die ganze romano-germanische Gesellschaft, sagten sie, ist allen und jeden Gemeinsamkeits-Gefühles, des instinktiven, wie des moralisch-freien, verlustig geworden, und in die Atome des egoistischen Individualismus zerfallen. Einige hatten auch den Muth, zu gestehen, daß die letzte Ursache dieses thatsächlichen Zustandes in nichts Anderem liege, als in dem eigenthümlichen Charakter des abendländischen Abfalls

von der Einheit der Kirche, der das Princip des Subjektivismus in der Religion, und folgerichtig allmählig im ganzen Leben, herrschend machte und so, indem dieser protestantische Geist alsbald alle staatlichen und socialen Einrichtungen mehr und mehr durchdrang, an die Stelle des alten christlichen Communismus den egoistischen Individualismus setzte. Die unüberwindliche Wucht des Rückschlags von dieser veränderten Stellung — das ist eben unsere sociale Frage. Die russisch-slavische Gesellschaft dagegen weiß von ihr noch gar nichts! Den Abfall ihres Kirchenwesens vom centrum unitatis charakterisirte nach seiner rein religiösen Seite das gerade Gegentheil vom protestantischen Subjektivismus, nämlich der schroffste, in sich todte und jede Entwicklung absolut verunmöglichende Traditionalismus. Dieses Kirchenwesen hinderte auch den menschenwürdigen Uebergang vom instinktiven Gemeinsamkeits-Gefühle in das moralisch-freie, und damit freilich zugleich die Entartung bis zum Extrem. Allein der russische Socialismus ist ein pures Naturgewächs, dem eigenthümlich gemischten Slavenblute entsprossen, aber verblaßt, weil die orthodoxe Kirche das geistige Licht ihm abgesperrt; dieses Licht wird früher oder später doch durchbrechen, und wenn der Durchbruch ohne sorgliche Vorbereitung geschieht, so wird die zarte Pflanze des russischen Socialismus die — röthliche Brandfarbe des demokratischen annehmen. Wer die Verhältnisse kennt, wird uns beistimmen. Nirgends erprobt die Sentenz, daß die Extreme sich berühren, ihre Wahrheit augenfälliger, als in der Entgegensetzung dieser beiden Socialismen, des bloß naturwüchsigen russischen und des pur doctrinellen demokratischen, des innerlich instinktiven und des äußerlich octroyirten. Die folgende Schilderung wird diese unsere Behauptungen erklären. Nur die Erwägung fügen wir hier zum Ueberflusse noch an, daß auch in dieser Weltfrage die natur- wie menschenwürdige, weil positiv moralisch-freie Gestaltung immer einzig und allein

der katholischen Kirche ihr Daseyn verdankt; die Abirrungen sind nach der Einen Seite hin im orientalischen Schisma repräsentirt, nach der andern im Protestantismus.

Wie einst die alten Römer es waren, so sind es auch hier wieder die Russen, welche das Verhältniß von Staat, Land und Volk sich nicht anders zu denken wissen, als, nicht nur unter dem Bilde, sondern unter den wirklichen Beziehungen von Eltern und Kindern. Für beide ist der Patriotismus förmlich Religion, und wie der Römer einst willig Gut und Blut für die heilige Roma opferte, so der Russe für das heilige Rußland. Ihm ist das Land der ursprünglichen und ersten Gemeinde, aus der seine übrigen Gemeinden rings umher wie aus mütterlichem Schooße erwuchsen, eine heilige Person und wirkliche Mutter: die heilige Mutter Moskau des Großrussen, die heilige Mutter Kiew des Kleinrussen u. s. w. Durch Gottes Fügung ward das ganze Land dem Stammvater des Volkes angetraut, für seine Kinder, und dem Stammhaupte steht, wie in jeder Familie dem Vater, über Alles die Verfügung zu; dieser oberste Vater ist der jedesmalige Czar, ohne den das Volk nicht existiren kann, wie auch ohne die Einheit mit Volk und Czar Keiner ein Mitrecht an der Nutzung des Bodens hat, den der Czar als Gesammtgut der Volksfamilie unter die im Laufe der Zeiten allmählig entstandenen einzelnen Familien vertheilt. So wickelt sich hinwiederum in väterlichen Verhältnissen der ganze sociale Bau des Russenthums vom Fundamente in der Familie bis zur obersten Spitze ab. Die Familie muß einen frei über alle Kinder und über das ungetheilte Gut disponirenden Vater so nothwendig haben, daß sich im Todfall des natürlichen ein anderer, ein Bruder, ein Onkel, oder selbst ein ganz Fremder, aus der Familie herausbildet; daran reiht sich als nächster socialer Ring die der Familie treu abcopirte Gemeinde mit ihrem Starik oder Alten, der wieder Vater der erweiterten Familie ist, und wäre er das jüngste Gemein-

deglied; es folgt sodann der Gutsherr, der ebenfalls „Vater“ ist, ob er nun sechs oder sechszig Jahre zähle, und endlich der Vater der ganzen Volksfamilie, der — Czar. Für alle Vorgesetzten, vom leiblichen Vater bis zum Czar, hat der Russe nur Eine und dieselbe Anrede: batuschka, d. i. „Väterchen“, und jeden Russen, er mag ihm bekannt oder unbekannt seyn, nennt er: brat, d. i. „Bruder“; dabei herrscht in ihm in der That das Gefühl der ausgedehntesten Gleichheit aller Volksangehörigen, Ehrfurcht und Obedienz jedem „Vater“, der aber immer, bis auf den Czar, selbst wieder Kind eines größeren „Vaters“ ist. Wenn der Bauer daher vor den Czaren tritt, bewegt er sich am allerfreiesten, in dem tiefsten Bewußtseyn, daß vor dem Alle gleich sind; zutraulich, leicht und ohne Stocken spricht er mit ihm, was der Vornehme und Gebildete selten vermag, weil sein Bewußtseyn, dem Czaren gegenüber, ein ganz anderes ist. Wir meinen auch, wenn wir hiemit den russischen Socialismus schildern, als seinen Träger eben nur das eigentliche Volk der Russen, nicht das zweite und ihm fremde Volk der Gebildeten, deren Socialismus freilich keine Faser mit jenem gemein haben kann. So beseelt z. B. den gemeinen Russen ganz folgerichtig die tiefste Verehrung vor allem, was dem Czaren zusteht, namentlich auch dem Czarengut, wie es denn fast ohne Beispiel ist, daß die Kronabgaben-Einnehmer auch in den entlegensten Gegenden, wo sie mit offenem Beutel und der denkbarsten Sorglosigkeit von Dorf zu Dorf gehen, jemals angegriffen oder beraubt worden wären, ja, so daß sie die eingehändigten Beträge, sicher nie betrogen zu werden, gar nicht nachzuzählen brauchen; die Vornehmen dagegen und die Herren Bureaukraten berauben und bestehlen das Czarengut ohne Scham und Scheu in Dimensionen, die sonst überall völlig unerhört sind *).

---

*) Gering besoldet und doch begierig, an Luxus den reichern und vornehmern Klassen, deren verlockendes Beispiel sie vor Augen haben,

Bekanntlich verläugnet sich der egoistische Individualismus des Abendlands, ganz besonders protestantischerseits, sogar in der Kirche nicht, wo ihm an eigenen Plätzen und abgeschlossenen Stühlen nicht genügt, er meist auch noch kleine Stübchen mit Thüren und Fenstern in das Gotteshaus hineingebaut haben muß. Entgegengesetzte Wirkung hat das entgegengesetzte Princip im russischen Socialismus erzeugt. Hier ist, wie vor dem Czar, so in der Kirche vollendete Gleichheit; der Bauer hat den größten Respekt vor dem Tschinofnik und zittert vor dem General, aber in der Kirche weicht der Gemeinste dem Vornehmsten nicht, der Bettler und Leibeigene drängt sich vor den Reichen und Herrn, und in der Regel sieht man die Bauern vorn zusammengedrängt, die Vornehmen hinten. Dieses Gefühl der Gleichheit vor jeder höhern Instanz, verbunden mit dem der engsten Volkseinheit und Familiarität, ist auch die Quelle der ganz singulären russischen Umfangsformen. Auch unter den eingewanderten Wiedertäufern herrscht eine trauliche Brüderlichkeit, die aber der sonst steifen, ungelenken und schweigsamen Physiognomie des Deutschen keinen Zug benimmt; sie ist eben

---

es nachzuthun, sind besonders die Letztern in fast allgemeine Immoralität versunken. Erst noch im Juli 1853 erzählte das Quarterley Review, nur die häufigen, ganz unvermutheten Besuche des Czaren in Person hätten den Schuldigen einigen Schrecken eingejagt, und daher rühre unter Anderm der vor einiger Zeit angezeigte große Holzbrand im Arsenal zu Kronstadt. Der Kaiser habe nämlich von großen Unterschleifen Wind bekommen, wie man Schiffsvorräthe zu einem Thor des Arsenals einbringe, verbuche, bei einem Seitenthor sie wieder hinausschaffe, vorn sie abermals hineinbringe, und der Regierung sie nochmals zum vollen Marktpreis in Rechnung setze; da habe er, um die Schuldigen in flagranti zu überraschen, mit seiner Dampfjacht sich auf den Weg gemacht, aber im Angesicht des Hafens von Kronstadt aus dem Werft plötzlich eine Feuersäule aufsteigen sehen, die in wenigen Stunden das corpus delicti verbrannte.

das Werk augenblicklicher Reflexion, wogegen beim Russen die ganze Natur in eine innige Herzlichkeit aufgegangen ist, die zur kuß- und umarmungssüchtigen Zärtlichkeit in dem Maße wird, als etwa der Branntwein zu Kopfe steigt. Der gemeinste Bauer ist voll ceremoniöser Höflichkeit und liebreicher Artigkeit gegen seines Gleichen so gut, wie gegen Höhere; man kann den Beleidiger zu den Füßen des Beleidigten Staub lecken sehen, nie aber wird dieser versäumen, beim Weggehen jenen höflich mit gezogener Mütze zu becomplimentiren. So ganz ist die freundliche Stimmung des Einheits- und Gleichheitsgefühles zur andern Natur des Russen geworden, daß auch die Thiere davon profitiren; anstatt mit der Peitsche darein zu schlagen, spricht der Kutscher im sanftesten Tone zur Stute: „lieb Mütterchen! nur dießmal laß mich nicht im Stiche, du sollst dafür frisch Gräschen und goldenen Hafer haben", und zum Hengste: „gutes Brüderchen! mach mir kein Leid und denk deiner Ehre, was würde die Welt sagen, wenn du im Drecke stecken bliebest."

Neben dieser Geduld und Sanftmuth, verschwistert mit unerschöpflichem Leichtsinn, finden sich aber im Charakter des Russen eben soviel Selbstgefühl und unermüdliche Kraft, die das Wort „unmöglich" nicht kennt. Man glaubt darin wunderlich widersprechende Züge zu erkennen; in der That bilden sie bloß die gemeinsame Signatur des russischen Mangels an moralischer Freiheit und geistiger Selbstständigkeit, und treten daher die ersteren Züge hervor, wenn der Russe sich selbst überlassen, die letzteren, wenn er von den Zwecken der Gesammtfamilie und dem Befehl des Czaren getrieben ist. In diesem Falle raisonnirt er keinen Augenblick über das Warum und Wozu, noch zweifelt er an seinen Kräften. Nichts ist ihm dann zu schwer. Oder auch wenn der Gutsherr unter den Kindern der Leibeigenen, ohne lange nach den Anlagen des Knaben zu fragen, pur durch die Laune des Zufalls bestimmt, wer Schuster, wer Schmied, wer Koch, wer Schreiber rc.,

wenn der Oberst des Regiments ohne ängstliche Wahl commandirt, welche Rekruten Sattler, welche Stellmacher, welche Musiker, welche Kanzleimänner ꝛc. werden sollen, so werden die also Ausgewählten nicht nur fast immer leicht und trefflich, wozu man sie commandirt, sondern aus solchen Commandirten gehen in der Regel die solidesten Handwerker, Arbeiter und Künstler hervor, die dann auch, durch äußere Macht festgehalten, bei dem einmal ergriffenen Gewerbe bleiben. Ist der Russe dagegen in seinem Entschlusse frei, und wählt er ein Handwerk, so wählt er es doch nie als Beruf für's Leben; von regelmäßigen Lehrjahren, Liebe zum Stand, festen Arbeitspreisen, Ehrgefühl und Stolz auf seine Leistungen ist bei ihm nie die Rede; er lernt eben hier etwas, dort etwas, läßt sich zahlen, was er erhalten kann, arbeitet, gleichgültig gegen den guten Ruf, auf den Schein, und geht es mit dem Einen Handwerk nicht mehr, so greift er zu einem andern, oder wird Kaufmann, oder Fabrikant, was ihm eben einfällt. Von Natur nichts weniger als arbeitsam, namentlich den umständlichen Arbeiten des Ackerbaus abgeneigt, zeichnet er sich dafür durch lebhaften Unternehmungsgeist und ungemeine Beweglichkeit aus; aller Regel und festen Stellung im Leben feind, bewegt er sich mit der höchsten Ungebundenheit, wo immer er sich bewegen darf, will frei herumziehen dürfen, zu Hause bleiben, oder in die Fremde gehen, wie es ihm ansteht; an nichts hängt er sein Herz, als an die russische Gesammtfamilie und die Einheit mit ihr. Aus ihr kann er nicht herausfallen; dieser Umstand, mit seinen realen Schranken, allein ist die Ursache, daß Rußland nicht von 50 Millionen der liebenswürdigsten Taugenichtse von der Welt und exemplarischer Stegreifritter bewohnt ist.

Ist dem Russen jede bestimmte Lebensordnung verhaßt, nur mit Ausnahme jener wahrhaft an Sparta's und Plato's Staatsideale, an die antike Staatsallmacht überhaupt erinnernden Subjektion unter das Czarthum, so ist ihm insbe-

sondere Ordnung und Sparsamkeit in Familie und Haus ganz unleidlich; fremde Einmischung ist ihm hier ebenso undenkbar, als andererseits eine freie Stellung nach Oben. Er hängt an keiner Art des Besitzes, verliert mit Gleichmuth das eben Erworbene, weil er kaum je Alles verlieren kann, und morgen wieder ein Mehreres zu erwerben hofft; nirgends schwebt daher alles Eigenthum an so losen Fäden, und wechselt mit solch rasender Schnelle, wie in Rußland. Man erwirbt und vergeudet fast gleichzeitig, betrügt und wird betrogen, stiehlt mit der Einen, schenkt mit der andern Hand; das Nehmen liegt dem Russen nahe, aber ebenso nahe das Geben. Denn er ist von Natur gutherzig, wohlthätig, gastfrei, verschwenderisch in Essen und Trinken; nie knausert er mit seinen Vorräthen, er liebt zu wagen, zu spielen, zu speculiren, und da ihm viel Geld durch die Hand geht, achtet er den Kopek nicht; der Krämer betrügt den Nachbar ohne den mindesten Gewissensskrupel um 20 Kopeken, und schenkt im nächsten Moment einen Rubel zum Aufbau einer fremden Dorfkirche. Für solche Zwecke der Volksfamilie und der Nationalkirche hat der Russe immer ganz besonders offene Hand; die kirchlichen Bedürfnisse werden nirgends liberaler und splendider befriedigt, als in Rußland, ja, der Eifer für sie, je nachdem er mehr oder weniger bezeugt ist, bewirkt in der allgemeinen Volksgleichheit allein einen und den einzigen Unterschied *). Im Abendlande erstickt nur zu oft die

*) Das russische Landvolk setzt eine besondere Ehre darein, im Dorfe eine steinerne Kirche zu besitzen. Die alten hölzernen Kirchen nehmen daher immer mehr ab. Aus einem Dorfe mit einer steinernen Kirche in ein Dorf mit einer hölzernen Kirche ziehen, gilt für eine Degradation, ja man würde sich kaum auf eine Heirath mit Bewohnern oder Bewohnerinen solcher Dörfer einlassen. Kurz, die steinerne Kirche gibt dem Dorfe einen Rang; eine solche kostet 10 bis 30,000 Silberrubel, aber nichts ist leichter, als diese Summe herbeizuschaffen. Ein Dutzend rüstiger Bauern machen sich

starke Pietät für das Eigenthum allen Gemeinsinn; bei dem Russen ist es umgekehrt, er hat Erwerbssucht, aber gar keine eigentliche Pietät für die Habe, sie ist nirgends fest, bestimmt und dauernd; heute reich, morgen arm; kein Reichthum hält länger, als zwei Generationen hindurch. Dennoch kein Proletariat! denn wider dieses Uebel ist die russische Gemeinde unfehlbares Specifikum.

An die Scholle fesselt den Russen keine Liebe, er hat kein Heimathsgefühl, eigentlich auch keine Vaterlandsliebe, wenn man diese räumlich eingränzen will; dagegen ist er mit seinem ganzen Wesen an die Personen der Ur-, der Gemeinde- und der Volksfamilie gekettet; er hat keine Berge, an die er seine Sehnsucht, keine Wälder, an die er die Erinnerungen seiner Kindheit geklebt hätte; Heimweh nach der Geburtsstätte ist bei ihm undenkbar, solange er nur in der kleineren oder größeren Volkseinheit schwebt. Nichts steht daher seiner unstäten Wanderlust und unbezwinglichen Reisesucht geistig im Wege; Jeder von den Millionen, die alljährlich als Wallfahrer, oder in mannigfaltigen Geschäftszweigen das Reich nach allen Richtungen durchziehen, findet überall wieder seine „Brüder", und Jeder will wenigstens einmal in seinem Leben die große „Mutter" sehen: die heilige Stadt Moskau. Der gemeinen Wanderlust diente im Anfange der russischen Staatseinheit unbedingte Freizügigkeit so sehr, daß alles Volk aus minder günstigen Gegenden nach allen Seiten hin in bessere auszog, und Czar Boris Gudunow zu dem Ukas vom 21. Nov. 1601 sich gezwungen sah, der die

---

auf, vertheilen sich nach allen Weltgegenden, und sammeln zur Erbauung der Kirche; an allen Wegen stellen sie einen Opferstock aus; überall werden sie gastfrei aufgenommen, verzehren daher nichts, und nach Jahr und Tag ist das Geld beisammen; dann erbitten sie sich einen Plan von St. Petersburg, und nach einigen Jahren steht die stattliche, in modernem Style aufgeführte Kirche da, und das Dorf ist in seinem Range gestiegen.

Freizügigkeit aufhob und die Bauern an die Scholle fesselte, auf der sie am verschienenen St. Juriews-Tag gesessen waren. Noch blieben sie sonst persönlich frei, und erst allmählig kam die Leibeigenschaft auf; aber über diese völlige Unterdrückung klagen die russischen Volkslieder nicht, dagegen besingen sie jenen bösen Juriews-Tag als den unglücklichen Wendepunkt, als den „Tag der verlorenen Freiheit." Mit der Wanderfreiheit war, wie dem Volke vorkam, alle Freiheit genommen. In der That gibt es, wie keine socialere und geselligere, so keine mit stärkerm Colonisationstrieb begabte Nation, als die russische; schon in der Dämmerung ihrer Geschichte finden wir sie über die ganze ungeheure Ebene zwischen dem Eis- und kaspischen Meere, dem Ural und Ungarn, zwischen finnischen und scythischen Völkern verbreitet. Aber nirgends siedelten sie in Familien vereinzelt sich an; überall in der geschlossenen russischen Gemeinde colonisirend, engverbrüdert mit allen andern Volksgenossen, bewahrten sie treu ihre Nationalität und die Einheit mit dem übrigen Volke der Russen. Ihre überwiegende Nationalität hat nirgends die Ureinwohner verdrängt oder vertilgt, sie hat sich auch nicht mit deren Nationalität, wie die Deutschen gethan, vermischt, um in ihr unterzugehen, sondern gegentheilig diese nach und nach zersetzt, und sie nach Sprache und Sitten völlig russificirt, ein Proceß, der noch täglich vorgeht mit den finnischen Resten, den Karelen, Ingren, Mordwinen, Syrjanen, Tscheremissen und Tartaren. Selbst diese drei zähesten Stämme erliegen allmählig, die Gemeinen, indem sie direkt in's russische Volksthum, die Vornehmen, indem sie in die russische Kirche übergehen.

Wo die Individualität mit der Scholle fest verwachsen ist, da gedeihen die Bäume und Wälder; sobald im Abendlande dem Volke nimmer wohl ist auf seinem Fleck Erde, es an der Zukunft mehr oder weniger bewußt verzweifelt, da sinken die lustigen Wipfel. Man lebt dann nur bloß für

den Moment, und gedenkt nicht mehr der Nachwelt. Ist dieß bei uns ein Zeichen trauriger Entartung der öffentlichen Zustände, so liegt es dagegen beim Russen in allen Zügen des Volkscharakters, daß er ein Baumfeind und Holzverwüster ist. Die instinktmäßige Natur seines Socialismus weist ihn an den Augenblick, für ihn lebt er, und scheut sich daher zu unternehmen, was nicht schnellen Erfolg hat; er kann kaum die Reife einer Frucht erwarten, geschweige denn die eines Baumes. Er liebt diese Zukunftspflanze nicht, ja, dem gemeinen Russen wird es schwer, einen Baum irgendwo stehen zu lassen; selbst die Holznoth bekehrt ihn nicht; als er colonisirend nach dem Süden ging, schlug er die wenigen Bäume, die er antraf, sämmtlich um, ohne neue zu pflanzen; so macht er es überall, und feuert dann kläglich genug mit getrocknetem Dünger. Auch nicht einmal in seinen Dörfern findet man einen Baum, der den Alten Schatten, den Kindern Spielplatz gewährte; sie weisen sehr oft zierliche Häuser auf, aber alle kahl, ohne jedes Gebüsch, jede lebendige Hecke, mit ihren grauen Wänden und Dächern voll melancholischen Eindrucks. So liegen die Gehöfte der Russen in den baumlosen Ebenen, alle regelmäßig längs geradelinigter Straßen hinlaufend, und beleidigen das Auge durch ihre monotone Uniform, geben aber zugleich neues Zeugniß von der in der ganzen Geschichte unerhörten Gewalt ihrer Volkseinheit und Volksgleichheit *).

Eben sie ist es auch, die in jener merkwürdigen Eigenschaft der russischen S p r a c h e hervortritt, daß dieselbe kein Patois hat, für Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete ganz gleich, und die Büchersprache dem gemeinen Manne vollkommen geläufig ist. Bruno Bauer bemerkt, nicht ohne Zeichen aufrichtiger Bewunderung, wie auffallend ähnlich

*) Vgl. über vorstehende Punkte H a r t h a u s e n a. a. O. II, 120; III, 130. 132; I, 156; III, 147; I, 103; II, 184; I, 244. 431. 64. 92 ff. 113; II, 205 ff; I, 422. 487; II, 330.

nach der ganzen äußern und innern Physiognomie der russische Menschenschlag dem althellenischen sei; aber nur um so mehr muß andererseits die durchgängige Monotonie seines Wesens auffallen. Davon abgesehen steht er allerdings den edelsten Racen alter und neuer Völker, wenn nicht voran, so doch zur Seite. Wohlgebaut und von seltenem Ebenmaß der Glieder, den größten Strapatzen des Wanderns, der Hitze und Kälte, des Klima's gewachsen, äußerst wenig mit verschrobenen Krüppelgestalten vermischt, völlig ungeschwächt, soweit nicht der Branntweingeist, diese wahre Pest des russischen Reiches, die Quelle unermeßlicher Verwüstungen im Volke, gewüthet hat, wie besonders unter den Weißrussen geschehen — ist er mit entsprechenden Geistesanlagen in derselben Allgemeinheit ausgestattet. Beweist schon bei dem muntern und raschen Großrussen die hervorstechende Neigung, überall Verzierungen anzubringen, hohe Culturfähigkeit, so sind insbesondere die sinnig nachdenklichen, schwärmerisch grübelnden, überaus frommen und andächtigen Kleinrussen geborne Künstler; ihr scharfes Ohr und Gedächtniß läßt sie ohne Unterricht ganz vortrefflich und präcis mit ihrer vollen Glocken-Stimme singen und verschiedene Instrumente spielen, ihr richtiges Gefühl für alles Maß und praktischer Geschmack ohne Anleitung im Zeichnen und Malen oft unglaubliche Fortschritte machen. Schon ihre gewöhnlichen Handwerker-Vereine zeigen das Talent, mit unbedeutenden Werkzeugen und geringen Hülfsmitteln die tüchtigsten Werke auszuführen; die Plotniki's z. B., oder Zimmerleute, deren ächtrussischer Kern sogar die Säge verschmäht, und den ganzen Baum von beiden Seiten so lange behaut, bis er das benöthigte Brett hat, machen mit dem plumpen Beile und dem einfach groben Meißel zum Erstaunen zierliche Sachen. Dabei zeigt sich im Volke sehr lebhafter Drang nach intellektueller Bildung. In neuester Zeit sind in mehreren Kreisen viele Popen der Krondomainen durch namhafte Gehaltszulagen zur

Besorgung von Elementar-Schulen bewogen worden, die den allgemeinsten Anklang finden; überall drängt sich das Volk zum Unterricht, und es bedarf nirgends eines Zwanges, um die Kinder zur Schule zu treiben. Wo für solche Anstalten nicht gesorgt ist, da geben selbst minder bemittelte Bauern ihre Söhne den Winter über dem Popen in die Lehre, und zahlen ihm 25 bis 30 Silberrubel für den Cursus, so daß man in manchen Kreisen bereits sehr viele des Lesens und Schreibens kundigen Bauern trifft. Weitere Folgen stehen freilich dahin, die ein allgemeineres Abgehen von dem bisherigen kirchlich-politischen System nach sich ziehen wird, einem System, zu welchem gerade ein solches Volk gehörte, wenn es nicht völlig verthieren sollte.

Wenn nun der gemeine Russe mit seinen ungebundenen Neigungen und vielseitigen Talenten auf Zeit einem bestimmten Zweck sich widmet, irgend ein Handwerk ergreift, so thut er es nicht auf eigene Faust, nicht auf dem Wege unseres abendländischen Individualismus, sondern der natürliche Volks-Socialismus hat zu dem Ende eine Art von nationalen Associations-Fabriken gebildet, denen er sich nur einzuverleiben braucht. Katharina II. gab sich viele Mühe, das deutsche Zunftwesen einzuführen; es mußte aber in Rußland nothwendig immer eine exotische Pflanze bleiben, da es ein positiv moralisch-freies Gemeinsamkeits-Gefühl voraussetzt, und darum auch im Abendlande nur einst unter dem Schutze der katholischen Kirche gedieh. Seitdem ihr Geist im socialen Leben erlag, schmachten wir unter dem egoistischen Individualismus des Fabrikwesens, das auf den Kauf producirt und das persönlich freie, selbstständige Handwerk ruinirt; und wie denn die Extreme sich berühren, so hat Rußland dieselbe Form der gewerblichen Produktion als natürlich nationale, aber mit dem großen Unterschiede, daß ihre instinktive Association vom egoistischen Individualismus frei ist, und daher in der Idee förmlich mit den doctrinellen Arbei-

ter-Phalansterien der westlichen Social-Demokraten zusammenfällt. Die fabrikartig organisirte Handwerksgemeinde des Russen ist eine zweifache. Erstens eine mobile: wie z. B. die Plotniki's in Moskau sie bilden, in Kraft des ächtrussischen Princips vom unbedingten Gehorsam, in abstufende Ordnungen gegliedert, unter gewählten Häuptern und gemeinsamer Oeconomie, musterhafter Führung und Disciplin, in jeder Hinsicht völlig frei von aller Anordnung und Gesetz von Außen; zweitens eine immobile: wie die vollen Einwohnermassen ganzer Dörfer und Flecken sie bilden, die alle Ein und dasselbe Handwerk treiben, z. B. nichts als Stiefel, nichts als Tische und Stühle, nichts als Thontöpfe rc. machen, oder auch einzelne Familien mit fabrikmäßiger Theilung der Arbeit untereinander. Diese Associationen haben dann ihre Niederlagen in den großen Städten und auf den Märkten, die in Rußland von ungemeiner Bedeutung sind; und so ächt russisch-national ist das Associationswesen, daß auch der Bettel nicht anders als in dieser fabrikmäßigen Form im Großen betrieben wird. Außer auf den Gütern des Adels, der seine Leibeigenen betteln zu lassen für schimpflich hält, gibt es wohlhabende Dörfer, die ganz vom Betteln leben; mit dem officiellen Bettlercostüm Mann für Mann versehen, stellt jede Familie ihr Contingent zum Auszug in den ersten Frühlingstagen nach dem in genau abgezirkelte Reviere getheilten Land, und die Expedition dauert, von parlamentarischen Zusammenkünften an bestimmten Orten und Zeiten unterbrochen, bis im Herbst, wo die Familien der Heimgekehrten über den Winter die Früchte des Geschäftes zu verzehren beginnen.

Wie gesagt, unterscheiden sich die russischen Associationen von den westlichen dadurch, daß diesen das Princip des egoistischen Individualismus zu Grunde liegt, jenen das des reinsten Communismus. Will ein Petersburger ein Haus, oder selbst einen Palast bauen, so schließt er bis in's Ein-

zelnste mit einem Podrätschnik, d. i. Entrepreneur ab, der dann mit seinen Kameraden über Beihülfe und Gewinnst-Antheil contrahirt, und allein, oder wenn der Betrag zu hoch ist, mit einigen Gesellen in die Heimath reist, um das zum Unternehmen nöthige Geld zu suchen, weil der Bauherr vielleicht erst am Ende der Arbeit zahlt, worauf sodann die Leute des Dorfes, gleichfalls mit Anrecht an dem Gewinnantheil, den Betrag förderlichst zusammenschießen, und dem Unternehmer auf sein Wort überlassen. Solche Entrepreneurs gibt es nun zwar im Westen auch, vornehme Baumeister, die ihren Arbeitern den Taglohn, oder einzelne Arbeitsobjekte in Accord geben, den Gewinn des Unternehmens aber allein behalten; in Rußland dagegen sind es gemeine und ungebildete Leute, die bei ihrem technischen Genie oft kaum lesen oder schreiben können, und den Profit nicht für sich allein ziehen, sondern mit den Kameraden ihrer Association redlich theilen. Es ist in der That unbegreiflich, wie das russische Gouvernement seit Peter I. diese naturwüchsigen Associationen übersehen, und anstatt bloß ihre technische Ausbildung zu fördern, mit dem unabänderlichen bureaukratischen Dünkel der Verblendung alle Stränge anspannte, um das westliche Fabrikwesen des egoistischen Individualismus in Rußland einzubürgern. Man hat anfangs die Krone selbst und die Adelichen zu Fabrikanten nach westländischer Form gemacht, und die Bauern als Leibeigene gezwungen, zum Arbeiter-Material in ihren Fabriken zu dienen; aber was diese in der freien Association allmählig vermocht hätten, vermochten sie nicht in der octroyirten Form, und die meisten russischen Fabriken waren der Aufgabe nicht gewachsen, für ihre Arbeiter auch im Falle der Arbeitsunfähigkeit im ausgedehntesten Sinne zu sorgen. So besitzt also auch Rußland jetzt die ächte abendländische Fabrikpest, wo die „freien“ Arbeiter bloß das Capital repräsentiren, das die Aufgabe hat, sich möglichst reiche Procente auspressen zu lassen.

Auf demselben instinktiven Gemeinsamkeits-Gefühle, wie die nationale Association, beruht die **Familie** und die **Gemeinde** des Russen; die völlige Unterjochung des Rechtes der Individualität unter die Zwecke des Socialismus charakterisirt beide, und nach diesem Einen Princip sind in Rußland das Familienrecht, das Gemeinderecht und das Volks-Recht consequent ausgebildet, ihm analog die drei Gewalten des Familienvaters, des Gemeindevaters und des Volksvaters, in einer Gradation nicht nach dem innern, sondern nur nach dem äußern Umfange der Autorität, vom pater familias durch den Starost bis zum Czar. Es gibt in der russischen Familie kein Erstgeburtsrecht; ihr Erbgut ist Stammgut, allen Familiengliedern gleichmäßig, aber ungetheilt angehörend, unter unumschränkter Disposition des Vaters über die Nutzungen; die väterliche Gewalt ist überall, nicht nur in der Bauernfamilie, die unbeschränkteste aller Gewalten*), so sehr, daß sie nicht einmal auf das Blut allein gebaut ist; ein sterbender leiblicher Vater könnte auch einen dem Blute nach Fremden zum Nachfolger ernennen, wie es andererseits oft vorkommt, daß er einen jüngern Sohn zum Erstgebornen oder Familienhaupte erhebt, vor dem sich dann ohne Widerspruch selbst der Aelteste voll Ehrfurcht neigt. Dringt ein Familienglied auf Theilung, so bekommt es seinen Antheil, ist aber damit völlig ausgestoßen, und bildet eine neue Fa-

*) In der russischen Familie überhaupt verfügen Vater und Mutter unbedingt über alle ihre Kinder. Bei der Fürstin A. z. B. mußte ihr Sohn, der als General Armeecorps commandirt, als Gesandter, als Generalgouverneur gedient hatte, jeden Morgen zur Aufwartung erscheinen, wenn er in Petersburg war. Einst hatte er selbstständig einige Dispositionen in ihrem Stalle vorgenommen, ein ihm schlecht scheinendes Pferd ausrangirt und ein besseres eingestellt; das Wagniß bekam ihm herzlich schlecht, er ward am andern Morgen von der Mutter mit ganz soliden Ohrfeigen regalirt, die er demüthig hinnahm. Nach demselben Verhältniß richtet sich dann auch der unbedingte Gehorsam gegen den Czar.

milie; sonst bleiben die aus der Einen Familie erwachsenden mehreren Familien unter ihrem Haupte viele Generationen hindurch in der Einheit des Familienverbandes und des Gesammtvermögens, als förmliche Familiengemeinden. Auf einer Anzahl derselben erbaut sich dann ganz natürlich die Gemeindefamilie, die politische Commune, mit einem dem Familienrecht so genau angepaßten Gemeinderecht, und umgekehrt, daß man von jenem einen vollständigen Begriff gar nicht geben kann, ohne zugleich dieses zu beschreiben. Ihm liegt das Princip zu Grunde, daß die ganze Feldmark, Waldungen, Bäche, Deiche rc. eines Dorfes dessen Bewohnern als einer Einheit gehöre, und jede männliche Seele Anspruch auf ganz gleichen Antheil an allen Nutzungen habe; jeder in der Gemeinde neugeborne Knabe bringt also ein neues Recht auf einen Antheil mit, wogegen der eines jeden Verstorbenen an die Gemeinde zurückfällt. Waldungen und Weiden nun, Jagd und Fischerei bleiben zur Nutzung nach gleichen Antheilen ungetheilt, Aecker und Wiesen aber werden wirklich unter die Mannspersonen Kopf für Kopf gleichheitlich vertheilt; die Ackerarbeiten verlaufen dann, dem System angemessen, ohne daß irgend eine Vorschrift darüber bestände, in der größten fast militärischen Ordnung, indem an demselben Tage, zur selben Stunde alle zugleich ausziehen zum Pflügen, zum Eggen rc., und ebenso zur selben Minute zurückkehren. Dem Princip nach müßten die Bodenantheile stets wechseln, wie denn auch ursprünglich wirklich alle Jahre der Gesammtgrundbesitz, mit genauer Ausgleichung der Qualität, unter sämmtliche Ehepaare der Gemeinde vertheilt werden sollte; aber die ungemeinen Nachtheile davon für die Agrikultur lägen auf der Hand, und der Russe hat sich zu helfen gewußt. Er geht sehr ungerne an die „böse Theilung“, wenn er muß, und dieß ist in jedem Revisions- (Volkszählungs-)Jahr der Fall, das in den letzten 130 Jahren achtmal eintrat; dabei behält sich dann jede Gemeinde

einen Reservefond vor, aus dem neu hinzukommende Berechtigte ihren Antheil erhalten, und an den die Antheile der Verstorbenen zurückfallen, wobei man jedoch thunlichst vorsorgt, daß die Theile des Vaters wieder auf den Sohn kommen, und die vorhandenen Ackerwirthschaften möglichst wenig alterirt werden. Gerade darum bleiben auch die Familien gerne ungetheilt beisammen; wenn z. B. ein Vater von sechs unmündigen Söhnen wegstirbt, so haust die Wittwe meist in der bisherigen Art fort, bis die Söhne heirathen und also neue „Taiglo's" bilden, worauf sie sich nicht etwa in den vom Vater bisher benützten Bodenantheil theilen, der vielmehr an die Gemeinde heimfällt, sondern jeder von den sechs Söhnen mit allen übrigen Gemeindegliedern ganz gleichen Antheil erhält, also mitsammen vielleicht das fünf- bis sechsfache von dem, was der Vater besessen; und auch wenn der Vater am Leben bleibt, fordert er für jeden der sechs heirathenden Söhne den gleichen Antheil am Gemeindebesitz, obgleich sie mit ihm in gemeinsamem Haushalt fortleben, wie namentlich für Lebzeiten des Familienhauptes die Sitte es mit sich bringt. Im geraden Gegensatz zu den Verhältnissen im Westen ist demnach eine zahlreiche Familie, viele Kinder der größte Segen und Reichthum des russischen Bauern; eine Ausheirathung, die dort das Vermögen zersplittert, bringt hier einen neuen Landantheil, und in der Schwiegertochter eine Arbeiterin mehr. Ehelosigkeit ist daher bei dem gemeinen Russen fast unerhört *), und da die russischen Ehen ge-

---

*) Das Drängen zu frühen Heirathen hat bis in die neuesten Zeiten eigenthümliche Mißbräuche veranlaßt, die für die nationalkirchliche Moral bezeichnend sind. Die Knaben wurden so früh verheirathet, daß man häufig kräftige Weiber von 24 Jahren sah, welche ihre Ehemännchen von 6 Jahren auf den Armen umhertrugen. Erst jüngst hat die Regierung Trauungen vor dem achtzehnten Jahre des Mannes definitiv verboten. Bei der frühern Sitte, mannbaren Weibern Kinder anzutrauen, entwickelte sich in der Regel ein

wöhnlich mit zehn bis zwölf Kindern gesegnet sind, so müßte die Population in ungeheuern Progressionen steigen, wenn nicht die übliche Verwahrlosung der Kleinen mehr als zwei Drittel vor dem mündigen Alter hinsterben ließe.

Ohne allen Zweifel verleiht der merkwürdige Organismus der russischen Gemeinde dem Reiche einen unermeßlichen Werth an socialer und politischer Kraft; so lange er besteht, ist Rußland vor jenem tödtlichen Siechthum bewahrt, an dem alle westeuropäischen Staaten kränkeln, und dessen Heilung bis jetzt noch nicht erfunden ist. Es ist sicher vor Pauperismus und Proletariat; und in sofern stellt der rothe Russe Herzen in seiner Schrift: „Du développement des idées révolutionnaires en Russie" nicht mit Unrecht die russische Bauerncommune der socialen Cultur des Westens ungefähr in der Weise gegenüber, wie Tacitus das Bild des Germanenthums dem versunkenen Römervolke seiner Zeit. Jeder Russe hat Heimath und Antheil an Grund und Boden; selbst wenn er persönlich ihn aufgibt, oder irgendwie verliert, wenn Jemand arm wird und für seine Person Alles verschwendet, so schadet das doch den Ansprüchen der Kinder auf ihren Antheil am Gemeindegut nicht, den sie aus eigenem Recht, vermöge ihrer Geburt als Kinder der Gemeinde, nicht ihres Vaters, fordern; die Armuth ist also dort nicht erblich. Es gibt in Rußland nur Volk, keinen Pöbel, man müßte denn das zweite Volk der gebildeten Classen so nennen wollen; es bedarf aber nur noch einiger neuen, dem Westen abcopirten, antinationalen Institutionen, um

sehr scandalöses Verhältniß. Der Schwiegervater lebte nämlich dann mit der Schwiegertochter im Concubinat, und so setzte es sich fort von Generation zu Generation. War der Knabe erwachsen, so war die angetraute Frau längst ein altes Weib, mit der er dann nicht lebte, sondern, wie sein Vorgänger, mit dem Weibe des sechsjährigen Sohnes seiner angetrauten Frau.

auch im Czarenreich die starken Legionen des besitzlosen Pöbels anzupflanzen. Der vornehme Pauperismus existirt bereits in den niedern Ordnungen der Bureaukratie, oder des Adels, und deßgleichen die Anfänge des Proletariats in dem Abfluß aus der ungeheuerlichen Militär-Organisation, namentlich seitdem Nikolaus I. abgekürzte Dienstzeit und ein ausgedehntes Urlaubssystem eingeführt hat, Maßregeln, welche den Soldaten nicht mehr, wie früher, vereinzelt und einsam im ungeheuren Reiche absterben lassen, ihn aber andererseits auch nicht mehr in seine frühern Verhältnisse als Bauer oder Handwerker zurückzuversetzen vermögen, obwohl die Krongemeinden verpflichtet sind, jeden Verabschiedeten auf Verlangen in ihren realen Verband aufzunehmen. So wächst namentlich in den großen Städten die Zahl der Leute vis à vis du rien, wo es früher nur zwei Classen des geringern Volkes gab: entweder Angehörige einer Bauerngemeinde, die dann stets ein Recht auf Grundbesitz, gleich jedem andern Gemeindegliede, hatten, oder Hörige eines Gutsherrn, der dann Unterkommen, Kleidung und Nahrung für sie zu beschaffen die Pflicht hatte, von welchem Leibeigenschafts-Bande aber der Soldat durch den Dienst frei wird. Kurz, die Frage, ob der erborgte Geist der westlichen Uebercultur nicht endlich auch im Stande seyn werde, die Vortheile der enggeschlossenen russischen Gemeinde-Verfassung zu paralysiren? hat ihre unzweifelhafte Antwort.

Herr von Harthausen ist von Begeisterung für die Bauerngemeinde des czarischen Reiches ganz hingerissen, in der realiter und volksthümlich alle die Utopien existirten, nach welchen die westlichen Bannerträger der socialen Revolution mit den rothen Schlagworten: Abschaffung des Erbrechts, gleichheitliche Theilung von Grund und Boden rc., begehrten. Er stellt weitläufige Betrachtungen an über die schlagende Aehnlichkeit zwischen diesen russischen Volkszuständen, die der Mehrzahl aller Russen gar kein liegendes Pri-

vateigenthum, sondern bloße Nutznießung zulassen, und jenen Träumereien, die St. Simon und die nachgebornen Communisten als die höchste Entwicklung des menschlichen Geschlechtes sich ausgedacht, und er kommt zu dem richtigen Schluß, daß der Thatbestand in Rußland erweise, wie in unsern socialistischen Theorien doch auch Wahrheit verborgen, und eine solche Ordnung der Dinge an sich nichts weniger als unchristlich, unsinnig und unmöglich sei. Ebenso wahr aber sind unsere zwei anderen Folgerungen: erstens, daß der Westen, nachdem er aus der moralisch-freien Entwicklung des instinktiven Socialismus in die Erbsünde des egoistischen Individualismus versunken, zu jenem Stande der Unschuld nicht mehr zurückkehren kann; zweitens, daß auch dem Instinkt des russischen Socialismus die Feuerprobe des moralisch-freien Bewußtseyns aufbehalten ist, und er dann entweder von der katholischen Kirche die Sanction der freien That, die eigentliche Taufe, empfangen, oder aber zur rothen Republik des Social-Demokratismus sich ausbilden wird. Dr. Brownson, eine gelehrte Zierde des katholischen Nordamerika, hat jüngst in seinem Newyorker „Freeman's-Journal" gesagt: „Rußland begünstigt wenigstens nicht, und es hat das nie gethan, den Radikalismus und Socialismus, die beiden schlimmsten Feinde, gegen welche die Kirche sich zu vertheidigen hat, und das ist viel"; er scheint damit nichts besonders Geistreiches gesagt zu haben. Wenn heute die endliche Reaktion gegen den protestantischen Geist des egoistischen Individualismus, ein europäischer Sieg des Communismus, einträte, wer weiß, ob Rußland nicht sich ihm verwandter fühlte, als der katholischen Kirche und ihren Dynastien; die Extreme berühren sich, und ein russisches Sprüchwort sagt: „Ich sitze am Ufer und warte auf Wind" *).

*) Vgl. das benützte Material bei Harthausen. I, 105. 74 ff.; III, 201 ff.; II, 513. 162; I, 165. 90. 249. 215. 72. 67. 163. 206. 184 ff. 190. 156. Vorr. S. 13; III, 146. 130; I, 153. 157. 130. 124; III, 128; I, 128 ff.; III, 151; I, 68. 139. 154. Vorr. S. 12.

Eine solche Revolution, meint Haxthausen, wie sie Europa von den Socialisten drohe, sei in Rußland unmöglich, weil hier ihre Wünsche schon erfüllt seien. Aber die russische Bauerngemeinde hat bis jetzt nur ihren instinktiven Charakter erprobt; auf den ersten Befehl von Oben wäre sie nicht mehr, und eben weil sie ein bloßes Naturgewächs ist, hat sie nicht Widerstand zu leisten vermocht, als man Zentnerlasten der Ungebühr von Oben herab auf sie wälzte. Kommt das russische Gemeindeleben einst zum Bewußtseyn, und reagirt hiegegen, so ist eine „solche Revolution" mehr als zu fürchten. Wir brauchen wohl bloß das Wort „Leibeigenschaft" zu nennen, die der bislang freien Gemeinde gerade zu einer Zeit octroyirt wurde, als sonst überall im christlichen Europa das Hörigkeits-Verhältniß nahezu verschwunden war. Noch schlimmer aber wurde der Druck ihres Joches in demselben Maße, als die westliche Fabrikation und Luxusindustrie im Reiche überhand nahm. Früher, als Rußland noch ein Ackerbaustaat und sein Adel Landadel war, blieb die leibeigene Gemeinde bloß mit einem Kopfgeld belegt, übrigens in engster Verbindung, gleichsam eine freie Republik, abhängig nur durch den festen Tribut, den sie dem Herrn zahlte; als aber Krone und Adel moderne Fabrikanten wurden, änderte sich die Sache. Man bemerkte zuerst, daß alle Arbeit des Leibeigenen im Grunde dem Herrn gehöre, und als er, zur Frohnde in den Fabriken gezwungen, nicht befriedigte, dafür aber Anlagen zeigte, ein trefflicher Gewinner zu werden, wenn es auf seine eigene Faust gehe, da wendete man den Grundsatz in der Weise an, daß man jetzt die Leibeigenen, nach russischer Liebhaberei, speculirend herumziehen läßt, wie sie wollen, nachdem jeder Einzelne nach Alter, Bildung, Kraft, Talent zu seinem Capitalwerth abgeschätzt, und nach den entsprechenden Zinsen mit einem jährlichen Tribut beschlagen worden, den man „Obrok" nennt. Von großen Landwirthschaften des Adels ist unter diesen Verhältnissen keine

Rede; meist im Dienst, oder in den Städten lebend, ist er ein Stadtadel geworden, wie der italienische, und zehrt von jener Sclavensteuer. Dazu nehme man, daß unter dem zweiten oder vornehmen Volke gerade die dem wahren Volksrecht entgegengesetzten Principien herrschen, namentlich ein Erbrecht mit unbedingter Theilbarkeit des Besitzes, welchem Grundsatz selbst die Einheit der Gemeinde weichen muß, so daß die geplagten Obrokpflichtigen, zersplittert unter zersplitterter Herrschaft, dann gar keinen Rückhalt mehr haben; daß um die Masse verarmten Kleinadels immer untergeordnete Subjekte aus der Bureaukratie lauern, um ihnen kleine Häuflein Leibeigener, wo möglich in gewerbsamen Gegenden, abzukaufen oder abzupachten, 5, 10, 20 Bauern, die sie dann auf Obrok setzen, neu schätzen, und als die furchtbarsten Blutsauger quälen — nehme man solche Zustände, und es ist leicht zu errathen, warum der Czar erst jüngst, in den westlichen Provinzen wenigstens, die Verpachtung der Leibeigenen verboten hat. Unser Gewährsmann äußert sich im Allgemeinen sehr milde über die Leibeigenschaft, die, besonders so lange die alten Dorfgemeinden durch die Theilungen noch nicht gesprengt waren, vielleicht sogar ein für die staatliche Entwicklung Rußlands nothwendiges Institut gewesen*); aber auch er

*) Ganz anders spricht sich freilich z. B. der englische Reisende Oliphant aus; er verlangt schleunigste Emancipation in Masse, wenn Rußland in Agricultur, Industrie, Handel emporkommen soll. Es sei unglaublich, welche demoralisirenden Wirkungen das unselige System auf die unterworfenen Bauern äußere, so seien z. B. die Leibeigenen an der Wolga das moralisch am niedrigsten stehende Volk, unter dem er noch gereist sei; Heirathen würden, ohne den Willen der zu Verheirathenden zu befragen, auf Befehl des Eigenthümers und nach Anordnung des Haushofmeisters geschlossen; der Capitän des Reisenden selbst habe sein Weib auf fünf Jahre in Pacht genommen gehabt; der Preis einer Familie schwanke zwischen 250 und 400 fl.; Schulen seien auf dem Lande verboten, einzelne Dörfer ohne Kirchen ꝛc.

urtheilt, daß sie nun zu unerträglicher und unhaltbarer Gestaltung sich ausgewachsen, für nicht weniger als 24 Millionen Menschen. Allein Niemand sieht einen Ausweg, sie aufzuheben, ohne eine große sociale Revolution herbeizuführen. In sofern hat auch Rußland seine „sociale Frage", und je nachdem sie entschieden wird, vielleicht durch gewaltsame Reaction von Unten, gewinnt Rußland gerade an jenem gefährlichsten Proletariat zuerst eine Uebermacht, an dem vornehmen, das in Frack und Glacehandschuhen revolutionirt. Wir haben bereits früher erwähnt, daß die höhern Klassen in Rußland geistig schon jetzt so großartig dazu disponirt sind, wie nirgends in der Welt, und noch einmal! wer weiß, ob das rechte Heerlager der Communisten nicht einst — Rußland heißen wird?

Konnte aber die an sich gewaltige Organisation des russischen Gemeindewesens, eben weil sie bloß instinktiver Natur ist, beliebiger Verunstaltung von Außen sich nicht erwehren, so war sie auch unfähig, wahren Fortschritt zu fördern, der eben immer die Signatur moralisch freier Entwicklung trägt. Dieß zeigt sich an der russischen Agricultur. Zwischen der agricolen Vollendung bei der Gebundenheit und Untheilbarkeit des Grundbesitzes in England, und dem agricolen Verfall bei der schrankenlosen privatrechtlichen Theilbarkeit desselben in Frankreich, dürfte Rußland bei seinem Princip an sich einen sehr achtbaren agricolen Rang behaupten können, namentlich wenn es sein Associationstalent auch hier consequent durchführte. Aber weit entfernt; die Agricultur ist vielmehr sehr zurück. Man hat nach äußern Gründen dafür gesucht, die wohl Manches beitragen mögen, wie der Mangel an Groß-Grundbesitz, und die Abschließung Rußlands zur Hebung seiner Industrie, die aber in Wahrheit nur deren maßlose Vertheuerung, und folgerichtig die Entwerthung des Ackerbaus bewirkt, der freilich nicht blühen kann, wenn er eine verhältnißmäßig so schlechte Rente ge-

währt, daß z. B. das einfache Taglohn einer Weberin fast ein Schäffel Korn werth ist*). Aber abgesehen von diesen Umständen, was bedarf es weiter zur Erklärung, als die Thatsache, daß die Wirthschaft der leibeigenen Bauern gedeihlicher ist, als die der freien? Die Kronbauern nämlich, durch nichts gezügelt, verkaufen meist gleich, was jedes Jahr bringt, und sind dann, bei eintretendem Mißwachs, dem bittersten Mangel preisgegeben; den hörigen Bauern kornreicher Gegenden dagegen verbieten ihre Herren den Verkauf in fruchtbaren Jahren, wodurch sie einerseits unmäßiges Sinken der Preise verhindern, andererseits für Hungerjahre Vorräthe aufspeichern, so daß ihre Leibeigenen durchschnittlich wohlhabender sind, als die freien Kronbauern. Mat hat also sogar auch in dieser Beziehung von einer Aufhebung der Leibeigenschaft die größten Calamitäten zu befürchten. Ohnehin ist auf dem überreichen Fruchtboden Rußlands die entsetzlichste Hungersnoth bereits nicht selten, ermöglicht noch durch einen andern Uebelstand, welcher wieder die pur instinktive, bloß für den Augenblick sorgende, des moralisch freien Schwunges entbehrende Natur des russischen Socialismus verräth. Es mangelt nämlich der ungeheuern Fläche fast ganz an den rechten Communikationsmitteln. Eine einfache Hinweisung auf Nordamerika genügt zum schlagendsten Vergleiche; es fehlt hier die staatliche Einheit, die Energie der Monarchie, und doch, welche Vortheile für den allgemeinen Verkehr haben hier die rein persönlichen und materiellen Interessen geschaffen! Rußland dagegen, mit seinem Gemeinsamkeits-Gefühle, das an natürlicher Tiefe einzig in der Welt dasteht, wie ist es mit ihm **)?

*) In Westphalen, bemerkt Harthausen, vermag sie höchstens 5 Sgr. zu verdienen, womit sich dort kaum ein Zehntel Schäffel Korn anschaffen läßt.

**) Vgl. Harthausen. I, 116 ff., 178; II, 127; III, 60; I, 118 ff. 138; II, 126. 104.

Die Extreme berühren sich; eben das, was als das schließliche Ende des egoistischen Individualismus unserer westlichen Cultur und deren Untergang uns täglich furchtbarer bedroht, nämlich das Verschwinden der bürgerlichen Mittelklasse und damit die unvermittelte Entgegenstellung von Hoch und Nieder, Reich und Arm — dasselbe ist es, was in Rußland das principielle Resultat des Anfanges einer entlehnten Cultur bildet, die einen Theil des Volkes ganz unberührt ließ, dem andern äußerlich anflog, ohne je sein geistiges Eigenthum werden zu können. Der unter dem Czarthum so früh wie nirgends sonst ausgebrochene schroffe Dualismus zwischen dem eigentlichen Volksleben, das bis jetzt zum Glück von der modernen Gesetzgebung und selbst von der bureaukratischen Administration fast gar nicht alterirt wurde, und dem in die westliche Cultur völlig versunkenen höhern Stande hat vor dem socialen Misere des Westens Eines voraus, was an sich freilich viel wäre. Er sucht, durch Schaffung eines Mittelstandes sich von sich selbst erst zu befreien, und in die Triplicität der socialen Gesundheit erst einzutreten, während der Westen sein sociales Mittelglied Jahrhunderte lang hatte, es aber nun überwunden, von Krebsgeschwüren angefressen und hinsiechen sieht, Schritt für Schritt der Katastrophe sich nährend, wo eben deshalb und durch den absoluten Dualismus die socialistische Revolution unvermeidlich ist. Aber auch Rußland hat bis jetzt wenig Aussicht und noch weniger Erfolg für seine Bemühungen um das erst zu schaffende sociale Mittelglied, d. i. um einen Bürgerstand. Der russische Volkscharakter und das christlich stolze, in sich freie und nach allen Seiten berechtigte Bürgerthum, wie sollen diese zwei Momente sich zusammenfügen? Der Bürgerstand ist ein Kind des katholischen Geistes im socialen Leben; als dieser Geist im Westen wich, verkümmerte sein Produkt, und weil er in Rußland nicht geweht, ist es dort unmöglich. Er war die schönste Blüthe der moralisch-

freien Entwicklung eines christlichen Socialismus, eine wahrhaft geistige Schöpfung zwischen den natürlichen Ordnungen der überwiegenden Kraft Oben und der überwiegenden Schwäche Unten; die Kirche hatte erst den moralischen Charakter gebildet, aus dem dann wieder unter kirchlicher Weihe Bürgerthum, Zünfte, Innungen 2c., kurz ein edles Selfgouvernement von selbst erwuchsen. Aber das schismatisch-„orthodoxe" Rußland, das Czarthum — es will auch einen Bürgerstand!! Deß ist wahrlich zu lachen.

Der Wunsch ist jedoch aus vielen Gründen erklärlich. Um von dem Treibhausleben der russischen Fabriken abzusehen, das bloß den Zweck zu haben scheint, zum Luxus zu verführen, indem die zum Luxus berechtigten Classen sich wohl hüten, russische Fabrikate zu gebrauchen, stehen Handel und Gewerbe noch jetzt, nach 130jähriger Abzappelung der Büreaukratie, auf einer Stufe, die den czarischen Ansprüchen allerdings übel ansteht. Es galt einen festen Handels- und Gewerbsstand zu bilden, der Ordnung und Stätigkeit in das verderbliche Chaos der ungeheuren Fluctuation im russischen Commerz bringen könnte. Aber, wie bereits bemerkt, wird der Russe erfahrungsmäßig ein Spitzbube, sobald er aus dem Kreise seines unbefangenen Daseyns heraustritt, und ist deßhalb die niedere Classe der isolirten Handwerker, Krämer und kleinen Gewerbsleute durchgängig gänzlich demoralisirt; was etwa zu einer höhern quasibürgerlichen Classe sich aufschwingt, fällt noch dazu stets früher oder später mit dem Adel in Eins zusammen. Dabei ist und bleibt der russische Handel nichts Anderes als Schacher- und Krämergeist; der große Verkehr, der Welthandel in den Seestädten ist größtentheils in den Händen englischer, holländischer, italienischer, französischer und namentlich deutscher Kaufleute. Kurz, aus seinen früheren Beschäftigungen, Ackerbau und Viehzucht, gewaltsam herausgerissen, und ohne Material wie Geschick Fabrikant zu werden gezwungen, besitzt das ungeheure Reich mit seinen mehr

als 62 Millionen Menschen, jetzt, anderthalb Jahrhunderte nach der Gründung Petersburgs und der von Oben decretirten Errichtung von Manufakturen aller Art, weniger Handel als London oder Liverpool; der englische Verkehr mit Rußland ist in den letzten 20 Jahren ganz stationär geblieben, und was hier an eigentlichem Handel noch existirt, ist das Werk der Fremden. Geringer und stagnirender Handel eines solchen Landes zeigt aber nicht von socialer Stärke, sondern von socialer Schwäche. Die gleiche Signatur ist natürlich den russischen Städten aufgedrückt, in so geringer Zahl sie auch, größtentheils kümmerlich, vegetiren*). Diese czarischen Kunstpflanzen haben daher eine ganz andere Physiognomie, als die westlichen Städte, wie sie denn hier aus dem Bedürfniß gewerblicher Corporationen hervorgewachsen, dort von oben herab befohlen und auf Zukunft gebaut sind. Manche erwachsen zwar sehr schnell, andere leben bloß als Sitze der Bureaukratie, allen fehlt aber der eigentliche Kern der städtischen Bevölkerung, der Bürger- und Handwerkerstand; da die kleine Industrie in Rußland mehr auf dem Lande als in den Städten sich befindet, auf den Dörfern gewerbsmäßig betrieben und auf Märkten verschleißt wird, so ist selbst in großen Städten fühlbarer Mangel an Handwerkern; man findet z. B. in St. Petersburg Möbelmagazine, die an Eleganz den Parisern nichts nachgeben, dagegen schwer einen Handwerker, wenn es sich um eine kleine Reparatur

*) Das Verhältniß der Städte zum flachen Lande betrachtet, kommt Eine Stadt auf 130 Quadratmeilen; in Oesterreich kommt Eine auf 15, in Preußen auf 5, in Frankreich auf 10. Uebrigens sind die freilich größtentheils sehr schlecht gebauten russischen Städte meist große, so daß hier die durchschnittliche Bevölkerung einer Stadt 7300 beträgt, in Preußen nur 4640, in Oesterreich 6076, in Frankreich 7114. Die Zunahme der Bevölkerung in den Städten beträgt nur ein halb Procent, weil sie in einigen stagnirt, in andern durch Krankheiten sogar zurückschreitet.

handelt. Man möchte sich demnach fragen: was sollen solche „Städte?“ Um so glücklicher aber haben die russischen Städte darin reussirt, den modernen westlichen an innerer und moralischer Verrottung, auch in der wohlhabendern Schichte, gleichzukommen, ja sie zu übertreffen. Bei uns gibt es doch jetzt noch immer bis tief hinab unter die Handwerker und Bauern Familien, deren Kinder in Armuth und Entbehrung des Lebens eine Bildungsschule durchgemacht, und wenn sie dann auch Beamte, Officiere, vornehmere Kaufleute x. geworden, an Arbeit und Entsagung gewöhnt, nicht die mindesten Ansprüche auf Wohlleben und Luxus machen. In Rußland ist auch von einem solchen Crystallisationskern des Mittelstandes nicht die Rede. Wenn der Kaufmann auch noch als ächter Bartrusse mit gescheiteltem Haare und im langen blauen Kaftan auftritt, so doch gewiß der Sohn nicht mehr, und sobald es nur irgend angeht, strotzt die Wohnung des Vaters von europäischem Luxus, und die Mutter, innerlich roh und ungebildet, wie ein Stück Baumschlag, spielt doch äußerlich die elegante Dame; die Familien der kleineren Beamten prunken in europäischer Eleganz und fröhnen leidenschaftlich der Mode und dem Luxus; was man den niedern Bürgerstand nennen könnte, trachtet die Töchter unter die Beamten zu bringen, und es gibt für sie bereits Institute genug zu dem unseligen Zweck der einseitigen Abrichtung mit Französischplaudern, Musiciren, Tanzen und dergleichen; selbst die ächt altrussische Krämersfrau thut den ganzen lieben Tag lang nichts, und geräth im Müssigang nur allzu oft auf Excesse aller Art, wie denn ehebrecherische Liebeshändel und Lüderlichkeit nur allzu häufig sind; durch ganz Rußland sieht man in den sogenannten „Bürgershäusern“ die Frauen nirgends Hausarbeit thun, Gäste oder Kunden bedienen, im Kramladen des Mannes ein Pfund Zucker abzuwägen, würden sie sich viel zu vornehm dünken. Kurz, wenn man mit Recht ein Krebsübel an dem greisen Leibe unserer westlichen

Cultur in jener moralisch-socialen Entartung sieht, welche man mit dem Ausdruck des „über seinen Stand hinaus Wollens" bezeichnet, so ist an dieser Entartung, und zwar in einem aller Orten und Zeiten unerhörten Umfange, die russische Cultur schon — in den Windeln todtkrank*).

Der allgemeinen Sucht des „über seinen Stand hinaus Wollens," mit der die entlehnte Cultur das ursprüngliche Gleichheits-Gefühl im Volke vergiftet hat, diente die Regierung mit der langen Leiter ihrer Rangclassen oder, was dasselbe ist, Adelsgrade. Was von dem intendirten, „Bürgerstand" einigermaßen aufzuschäumen vermag, reicht alsbald an die erste Adelsstufe hinan, und andererseits ist der alte Erbadel völlig in diesem neuen Adel aufgegangen, der im Princip ein reiner Verdienstadel seyn soll. Ein Produkt der liberalen Ideen Peter I., kann er nicht vom Czar nach Willkür verliehen werden, sondern fällt nach gewissen gesetzlichen Bestimmungen zu, für die Jeder aus dem Volke sich qualificiren kann, zuerst als persönlicher, im Verlauf des Avancements aber als erblicher Adel. So ist aus dem jedenfalls wenig zahlreichen alten Erbadel ein förmliches Volk der Herren erwachsen, über dessen Zahl wunderlich schwankende Angaben existiren; die niedrigste zu 500,000 wird mitunter bis auf 12 und 15 Millionen Seelen gesteigert, bezeichnend genug für ein Adelsinstitut. Es gibt freilich z. B. auch eine Art degradirten und gänzlich verbauerten Adels (die Odnodworzen), welche je nach Umständen mitgezählt werden können, und daneben einen sehr zahlreichen Kleinadel, in manchen Gegenden so dicht gesessen, daß einzelne Dörfer unter 10 bis 15 solcher Adelichen zerfallen, deren manche auf den Besitz von zwei bis drei Bauernfamilien oder Taiglo's beschränkt, fast alle aber tief verschuldet und der Fluch je

*) Vgl. die faktischen Bemerkungen bei Harthausen. I, Vorr. S. 8. S. 187. 66; III, 18; I. 10. 164. 189; II, 518.

ihrer Gegend sind. Selbstverständlich gehört zur Metamorphose vom Bauern in den Edelmann nur eine einfache bureaukratische Verfügung, und insofern wenigstens ist die eigenthümliche russische Volksgleichheit und Uniform selbst dem moralischen Siechthum der adelichen Rangclassen nicht unterlegen, als es nur etlicher äußerlichen Manipulationen zum Adel bedarf, und jeder Bauer ein noch nicht graduirter Edelmann, jeder Edelmann ein verkleideter Bauer ist. Was dennoch eine so schroffe Trennung zwischen den zwei Volksclassen hervorbringt, ist erst das Hinzukommen der modernen Cultur, in der namentlich die Frauen ihre Muttersprache oft völlig vergessen, so daß sie einen russischen Brief nicht mehr zu schreiben vermögen; sonst aber gibt es folgerichtig keinen distinguirenden sittlichen Adelsstolz, z. B. auch nicht etwa, wie im Westen, gewisse bürgerlichen Geschäfte, die der Adel für unwürdig seines Standes erachten würde; er wird ohne Scrupel wirkliches Mitglied einer Handwerker-Gilde, nur Eines verschmäht er in der Regel, den Dienst der Kirche. Die allgemeine Verweichlichung und Corruption dieses Adels ist sprüchwörtlich geworden, und Ein Charakterzug, der ihn besonders markirt, ist eben die natürliche Folge des auf das eigentlich russische Gemeinsamkeits-Gefühl mit seinem instinktiven Socialismus gepflanzten egoistischen Individualismus der modernen Civilisation: unter den herzlichsten äußern Formen eine durchgängige neidische Verbissenheit und tückische Scheelsucht, die alle natürlichen Tugenden des russischen Herzens in den Grund vergiftet.

Was russischer Adel heißt, ist demnach eine bloße Carrikatur dessen, was wir unter Adel verstehen. Edelmann ist hier in Wahrheit der Bauer, der Herr über ihm Unedelmann; die christliche Idee des Ritterthums auf diesen Adel anwenden wollen, wäre eine Lächerlichkeit, und doch hat Polen z. B., namentlich in seiner bessern Zeit erwiesen, daß sie nicht etwa eine specifisch romano-germanische, den Slaven

absolut versagte ist; wohl aber ist sie ein specifisch katholisches Gewächs. Natürlich kann der russische Adel bei solchem Wesen auch weder die politische noch die sociale Bedeutung haben, die man ihm von Oben herab noch dazu mit aller Gewalt aufzudringen zu suchen scheint. Nirgends in ganz Europa hat der Adel so große materielle Kraft in ausgedehnten Vermögensverhältnissen, wie in Rußland; mehr als die Hälfte alles wirklich cultivirten Grundbesitzes gehört ihm als unbeschränktes Eigenthum, mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist ihm leibeigen. Nirgends sonst hat er so weite persönlichen Privilegien und Freiheiten, wie hier, wo er für seine Person steuerfrei, der Militärpflicht, der Einquartirung überhoben ist, auf seinen Gütern mit Fabrik- und Industrieanlagen aller Art völlig unbehindert schalten kann. Nirgends hat der Adel so große politischen Rechte bezüglich der ganzen innern Reichsverwaltung, wie in Rußland; die Regierung hat eigene Adelscorporationen geschaffen, sie hat dieselben erst jüngst noch durch Ausschließung des zu kleinen Besitzes vom aktiven Wahlrecht reformirt und die hemmende Uebermacht des ganz rohen armen Adels dadurch gebrochen; kurz, sie ist nach Kräften bestrebt, die Rechte des Adels auszubilden, namentlich das Institut ihrer selbstgewählten Beamten, der Ispraknikš, in deren Händen die ganze Administration liegt, so daß bei einigem Selbstgefühle eine ständische Verfassung erwachsen müßte. Aber schon alle Mühe von Oben ist verloren, die Aristokratie aus ihrer Ohnmacht nicht herauszuelektrisiren; wenig esprit du corps, kein corporatives Bewußtseyn mit bestimmtem Denken und Wollen, kurz, kein politisches Leben, höchst unbedeutender Einfluß auf die Volksmassen, nach obenhin nur soviel moralische Persönlichkeit, als das Gouvernement wünscht, hervorlockt, ja förmlich heraus zwingt, so daß die ganze politische Adelsorganisation keinen andern Eindruck macht, als wenn die Corporation nur aus Gefälligkeit gegen die Ideen und Intentionen der Regierung bestehe, und nur des leisen

Wunsches, geschweige denn des Befehles harrte, um sich sogleich aufzulösen und in's völlige Nichts zu versinken.

Wahrhaft entsetzliches Material für die socialpolitische Psychologie, wenn man damit z. B. die Geschichte des deutschen Reichs- und Landrechts vergleicht! Und doch ist es der ächt aristokratische Harthausen selbst, der solche Schilderung entwirft, augenscheinlich unter dem schmerzlichsten Eindruck, gegen welchen er denn auch allerlei Hoffnung zusammensucht. Er meint, der russische Adel könnte sich doch noch für den von der Regierung angeblich so dringend gewollten Zweck einer ständischen Verfassung qualificiren, wenn er einmal weniger französisch als deutsch erzogen werde, den Staatsdienst mehr als eine Durchgangsperiode ansehe, mehr auf dem Lande lebe, und den Obrok der Bauern zum Behuf des großen Landbaus mehr in Frohnden umsetze; und das Alles, glaubt er, sei von der jüngern Generation zu erwarten, und namentlich seitdem der Brand von Moskau, der Adelsstadt, den Adel über das Land verscheucht, und aus Moskau selbst eine Fabrikstadt gemacht. Allein er widerspricht immer wieder selber seinen eigenen Hoffnungen, indem er wieder bloß von Fabriken auf dem Lande redet, welche der Adel dirigire und zwar abermals nicht vom Lande selbst, sondern von den Provincial- und Gouvernements-Städten aus. Und Andern zu glauben, wäre jene jüngere Generation eben „Jungrußland," und dieser Quasi-Landadel das in den Provincialstädten anschwellende adeliche Proletariat, eine innere Anbahnung besserer Zustände bei der Corruption Aller eine Unmöglichkeit, reformatorische Umgestaltung nur der Weg zu noch größerm Raffinement der Corruption, oder zur Ueberstürzung durch die Revolution, in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Bauern insbesondere, wie alle bisherigen stoßweisen Reformen, bloß das Mittel zu neuen unberechenbaren Erschütterungen im Besitz des Adels, aus dem ohnehin schon das gefährlichste Proletariat hervorgehe. Nach

denselben Berichten käme der Russe von der Idee, daß das zwischen die Gemeinde und den Czar in der Gutsherrschaft eingeschobene „Väterchen“ ein rechter, wahrer und nothwendiger „Vater“ sei, mehr und mehr ab, und dürfte man sagen, daß seit 1843 die Bauernaufstände geradezu in Permanenz seien. Sogar die Jahresberichte des Ministeriums des Innern ergeben darnach das furchtbare Resultat, daß alljährlich 60 bis 70 Gutsherrn von ihren Bauern ermordet werden; und sie morden den mildern Leibherren so gut, wie den harten, bloß weil er ein Adelicher ist, und überall leuchten dabei die Ideen von 1525 hervor. Es herrscht thatsächlich durch ganz Rußland derselbe Zustand, wie ihn 1843 ein baltischer Baron in einer Kreisadelsconferenz mit den Worten bezeichnete: „Der Kaiser dürfte es den Bauern nur erlauben, nicht befehlen, und morgen lägen wir alle ermordet auf den Brandstätten unserer Edelhöfe“ *).

Verwundern darf der allmählige Abfall von jener Idee nicht; ist ja der „Vater“ Czar durch seine Bureaukratie dem Gemeinde-„Vater“ und dem Familien-„Vater“ überall gegenwärtig, wozu also noch ein so wenig zweideutiges und nur allzu fühlbares Mittelglied. Wie käme überhaupt eine solche Bureaukratie zu einem Adel, der es nicht bloß titulariter wäre? Es war consequent, daß sie im Westen seine politische Bedeutung vernichtete, und in Rußland sollte sie so unsinnig seyn, ihm eine solche erst anschaffen zu wollen? Ja, wenn sie mit Selbstmord umginge! Aber Herr von Harthausen hat sie, wie es scheint, mißverstanden; es fällt ihr nichts ein von „ständischer Verfassung“, und mit der „politischen Bedeutung“ des Adels meint sie bloß: es solle kein

*) Vgl. über die Daten Harthausen. I. Vorr. S. 13; II, 81; III, 59. 57. 42 ff.; II, 119; III, 56; — Kohl's Petersburg. III, 105. 112 ff. 145. 173. 164. 179 ff.; — den Leipziger Anonymus in der Schrift: „Rußland und die Gegenwart“ I, 330. 342. 307.

Theil ihrer selbst nicht auf das äußerste angespannt seyn „für's Volkswohl". Ihre Riesenaufgabe wird täglich riesiger, und es geschähe ja sogar noch mit einem liberalen Schein, wenn sie einen Theil derselben an ihre gutsherrliche Sektion hinüber lassen könnte. Im Grunde ist ja dort ohnehin der Adel die Bureaukratie, und die Bureaukratie der Adel. Jéder subalterne Schreiber, wie jeder Officier der Armee, ist durch sein Amt geadelt, und steigt mit seiner Charge in der Adels-Matrikel; und weil mit dem Adel doch sicherlich auch die Ansprüche an das Leben steigen müssen, so erstreckt sich seine Solidarität mit der geldmachenden Bureaukratie bis auf die allgemeine Corruption. Aber zu einer Thätigkeit ohne Geldgewinn ist er von ihr nicht zu vermögen, und nach seiner Natur überhaupt nicht fähig zu selbsteigenem Denken, Wollen und Thun. Selbst der höhere russische Adel ist fast völlig zum bloßen Bedienten der Bureaukratie geworden, an deren Spitze fremder Adel steht, den wir natürlich von unserer Schilderung des nationalen, oder nationalisirten ausnehmen. Ueber die russische Bildung ist das schon Zeugniß genug, daß von Peter I. bis zur Stunde überall, im Civil und fast auch im Militär, fremde Namen es sind, die als Leiter und Muster für das einheimische Material auftreten, und die einheimischen Namen außer allem Verhältniß zu der Masse dieser fremden stehen. Ihre, namentlich der Deutschen, Unentbehrlichkeit ist eben, gerade jetzt wieder mehr als je, ihr größtes Verbrechen. Aber sie waren es, welche die einmal eingerichtete bureaukratische Maschine im leidlichen Gang erhielten, und andererseits bewährte sich die wunderbare Elasticität des eigentlichen Volkslebens, sonst könnte Rußland unmöglich mehr seyn, was es ist, bei dem völligen Abfall von der Nationalität und der sittlichen Monstruosität, die nicht bloß in Peter's III. Germano-Lutherismus, und mit bekannten Damen, auf dem Czarthron selber saß, und nach Unten auf allen Stufen der Rangclassen-Leiter noch sitzt.

Die russische Bureaukratie hat auch die Hauptbestimmung, die ganze Klasse der „Gebildeten" zu beherbergen, ist daher schon deßhalb an Zahl und Umfang noch viel ungeheuerlicher, als die ganze westliche. In furchtbaren Progressionen stets wachsend, hat sie sich in den letzten fünfzig Jahren bereits verdreifacht; Bureau wächst aus Bureau, Collegium aus Collegium, und wofür bei uns Einer bestellt ist, sind dort wenigstens drei bezahlt. Ihr Formen-Wesen, Controlen- und Tabellen-Kram ist noch unendlich complicirter und weitläufiger, als in Preußen, das man zum Muster genommen, ohne auch die Bildung, den Fleiß und die Rechtlichkeit der Beamten mit hinübernehmen zu können; ihre Hemmnisse in allem Verkehr sind unermeßlich, und bis in die tiefsten Regionen des Volkslebens ist das Schreiberwesen schon hinabgestiegen; die Bauerngemeinde selbst wird bald schreibend regiert seyn, und Jaroslaw z. B. mit seinen 21,000 Seelen lieferte in Einem Jahr 984 städtische Acten mit 20,732 Ein- und 35,064 Ausläufen; daher steht die Papierfabrikation allenthalben in ungemeinem Flor. Von der Bureaukratie untrennbar ist die militärische Uniform, in die sie alle Beziehungen des Lebens zu stecken weiß; der Gymnasist schon hat militärischen Rang, Montur und Degen, ja Quasi-Orden, wie die Lehrer deßgleichen; Lehren und Lernen läuft auf glänzende Examen-Spektakel hinaus, wie beim Kamaschendienst Alles auf blendende Paraden und wohleinstudirte Evolutionen. Also gedrillt und in Formen verflacht, finden sich dann die Beamten aus allen bekannten Kreisen hinaus da und dorthin geschleudert im ungeheuern Reiche, ihr Gemüth verdorrt in der Isolirung, und um sie her bildet sich das bitterfeindliche Verhältniß zwischen Bureaukratie und Publikum in ihrer unbedingten Scheidung, die jene noch mehr hart, kalt und inhuman macht, als der autobureaukratische Hochmuth selber. Alles außer den Rangclassen Stehende ist eben nur willenloses Material zur Formung

nach bureaukratisch-militärischer Willkür. Da sie will, muß die Armee zugleich Nähranstalt für die Verbrecher seyn; müssen alle Soldatenkinder, von zartester Jugend an, in Militärschulen zu Czaren-Janitscharen geknetet werden, die kein anderes Leben kennen, als das von des Czaren Gnade. Müssen an der Gränze gegen den Westen seit 1810 Tausende von Bauern mit mehr als 80,000 Mann Soldaten sich verschmelzen, und so die stets schlagfertige Armee der nach Art der naturwüchsigen Kosaken-Colonien anbefohlenen Militär-Colonien bilden helfen, indem jeder Bauer gegen Befreiung von andern Lasten Ein oder zwei Mann in's Haus nimmt und verpflegt, wogegen der Soldat ihm in der Wirthschaft beihilft, beide unter dem rücksichtslosesten militärischen Commando. Müssen heut oder morgen im Osten deßgleichen hunderttausend Soldaten-Bauern werden; müssen alle Angehörigen der freigeistigen Sekte der Duchaborzen den Milchfluß verlassen, und das rauhe Gebirge von Achalziche colonisiren; müssen die kleinrussischen Juden ihren Kaftan ablegen, sich den Bart scheeren und am Sabbath exerciren; müssen die Polen russisch lernen, desgleichen alle Kindlein in den Schulen von Liv-Esth- und Curland. Mußten die Tartaren in der Krimm, die keine Lust hatten Kartoffel zu bauen, weil ihnen diese Cultur etwas Neues war, Kartoffel bauen, erhielten sie zu dem Ende einen Inspektor und wehe dem Tartaren, der es wagte, einem Kartoffel-Inspektor zu trotzen. Welcher unausdenkbare Gegensatz zwischen diesem Rußland, und dem im äußersten Osten ihm so nahe gelegenen Nordamerika! ruft ein bekannter Reisender aus. Jahre lang, fährt er fort, haben wir in zwei Welttheilen, in denen der russische Doppelaar die gierigen, gewaltigen Griffe zeigt, die russischen Zustände beobachtet, sie haben uns zwar keine Bewunderung, wohl aber ein grauenvolles Staunen abgenöthigt; von der Newa bis zum Araxes, von der Weichsel bis zum Eisstrand Kamtschatka's Eine ungeheure Rekrutenschule, Ein kolossaler Heerbann, mit massenhafter Schwere den Gegner

erdrückend, an Größe ohne Beispiel; die Pyramiden des Cheops, die große Mauer des Himmelssohns, wie gleichen sie kindischen Spielereien neben dem russischen Neubau! Ein wenig schauerlich ist die Methode immerhin, nicht nur freihandelnde und denkende Individuen, sondern ein ganzes Volk, ja hundert Völker zu absolutem Gehorsam zu bannen und den Einzelwillen zu brechen; aber mit diesem System hat der russische Staat ein Fundament gebaut, wie kein Weltreich vor ihm*).

Aber was für ein „Fundament!" Der instinktive russische Socialismus, soweit er bewegt seyn soll, bewegt von einem System ohne jeden Funken von Recht und Moral, von Religion und Freiheit, in dem die Ausnahmen gegen das Princip gehen! Russisches „Recht" ist ein Unding, und damit ist Alles gesagt. Russisches Gesetz ist nur da, um hintergangen zu werden. Wollte man die endlos verworrene Masse zum Theil sich widersprechender Gesetze in juristischem Sinne „Recht" nennen, so ist doch daraus trotz aller neueren „systematischen Sammlungen" kaum zu finden, quid juris sit. Es bedarf auch dessen gar nicht. Braucht Jemand ein Gesetz für sich, so findet er unfehlbar einen ihm passenden Ukas, und es ist bloß noch ein entsprechendes Sümmchen nöthig, damit die Behörde nicht einen entgegengesetzten Ukas in Anwendung bringe**). Gesetz ist, was befohlen wird (Ukasa), und,

---

*) Moriz Wagner in der Allg. Ztg. vom 25. und 26. Febr. 1854.

**) Osenbrüggen erzählt (S. 85 ff.) ein merkwürdiges Beispiel: Im Gouvernement Moskau erbte ein junger Mann ein großes Landgut. Ein Gutsnachbar benutzte dessen Geschäftsunkenntniß, um einen Anspruch auf eine bedeutende Waldstrecke von ihm zu erhalten. Dieser ging deßhalb zu seinem Onkel, welcher der Chef derjenigen Gerichtsbehörde war, bei der die Sache zur Verhandlung kommen mußte, und gab ihm die Sachlage an, um zu erfahren, ob er einen Vergleich eingehen, oder es zum Proceß kommen lassen sollte.

wie gesagt, Recht desgleichen; befohlen wird aber bei jedem Anlasse und soviel, daß der Russe unmöglich Alles befolgen kann; es gibt wenige Menschen in dem ungeheuern Reiche, die nicht fortwährend polizeireif sind, da sie täglich bewußt oder unbewußt gegen irgend ein Prohibitiv-Gesetz verstoßen. Das ist der Polizeistaat in höchster Potenz und ganz bezeichnend heißt der Verbrecher in russischer Sprache ein — „Unglücklicher." Furchtbar! nicht einmal in criminalibus kann die sittliche Natur des Rechtes dem armen Volke zum Bewußtseyn kommen. Und dieß sind nur erst die Wirkungen des Systems, wie es an sich schon die Gewissen demoralisirt, jeder neue Ukas sie nur noch elastischer macht; nun aber erst die Praxis! Ordre, Contreordre, Desordre! bei dem alleingeltenden höchsten Willen principieller und unaufhörlicher Wechsel in der Rechtsanschauung und dennoch die schroffste Tendenz äußerster Centralisation, eine Atmosphäre

---

Der Onkel erwiderte: „Sowie du mir die Sache darstellst, mußt du den Proceß gewinnen, denn dein Gegner hat ja gar keine Rechtstitel"; er versprach, der Sache sich ernstlich anzunehmen, und der Neffe reist getrost nach Moskau zurück. Nach einigen Monaten hört er, sein Proceß sei verloren; er glaubt es nicht! man versichert ihn, sein Onkel habe sich mit 10,000 Rubel bestechen lassen! er nimmt Postpferde und tritt mit einer Fluth von Vorwürfen vor den Onkel. Ruhig fragte dieser endlich: „Neffe, bist du bald fertig?" und auf Bejahen fuhr er fort: „Du hast gehört, du habest deinen Proceß verloren, das ist wahr; ich habe mich von deinem Gegner mit 10,000 Rubel bestechen lassen, das ist auch wahr. Sieh, deinem Gegner lag sehr viel daran, die Sache zu gewinnen; ich erfuhr genau, daß er nicht mehr als jene Summe aufwenden könne, diese aber auch aufwenden werde; hätte ich nun dich den Proceß gewinnen lassen, wie es eigentlich Recht gewesen, so wäre er mit dem Gelde nach Petersburg gegangen, und hätte in der obern Instanz gewonnen; jetzt nimm du das Geld, appellire an den Senat, und du wirst der Sieger seyn." Gerührt umarmt der Neffe den edeln Onkel!

von Widersprüchen, in der ein von der Idee seiner moralischen Aufgabe durchdrungener Beamter verzweifeln müßte. Aber das unter diesen Umständen einzig noch mögliche stetige Princip erhält alle am Leben; es heißt: der eigene Vortheil und die eigene Willkür; sollte in irgend einem Kopfe die Caprice der Unbestechlichkeit in hartnäckiger Auflehnung gegen solches Princip verharren, dann muß die Bureaukratie einen also verkehrten Beamten beizeiten ausstoßen, wie wirklich schon mehr als einmal vorgekommen. Ein „Es ist befohlen" vom „Vater" Czar ist für den Russen ein Zauberwort, dem er nie widersteht, und selbst thörichte oder ungerechte Befehle verbietet die kindliche Ehrfurcht auf die Wagschale zu legen; aber auch Harthausen gesteht, daß die Tschinofnik's alles Volk verderben, jedes Rechtsgefühl ersticken, indem ihre Befehle überall als die Willkür kleiner Despoten erscheinen, niedrige Habsucht oder stolze Ueberhebung überall durchblicken, nirgends väterliche Fürsorge oder auch nur väterlich strenger und unbedingter Wille. Daher wachse der sclavische Gehorsam, nicht der kindliche, und dieß eben ist die Gefahr, von der wir gesprochen. Wollte Rußland seine Beamten-Legionen anständig bezahlen, so wäre es über Nacht finanziell ruinirt; so aber erhält ein Polizeidirektor z. B. mit reicher Uniform, Equipage und entsprechendem Hause, dessen Luxus exorbitant theuer ist, 380 Thlr. Gehalt, etwa ein Zehntel des Bedarfs; um so plausibler macht sich jenes Princip. Und je näher dem Volke, um so niederträchtiger der Mann; der verhaßteste und verachtetste Beamte ist der Landrichter oder Isprafnik, den die Adelscorporationen wählen und der die sechsjährige Dauer seines Amtes nach Kräften ausbeutet, um seinem verdorbenen Adel aufzuhelfen; der visitirende Gouverneur selbst braucht ihn als Vorreiter und behandelt ihn als Lump, und die heidnischen Tscheremissen haben ein eigenes Götzenbild Namens Schuomi, d. i. Isprafnik, im Walde, dem sie als einem boshaften Gotte Opfer bringen, damit er sie nicht zu sehr pei-

nige. Im Princip macht aber auch die höchste Behörde des Reiches, der Senat, keinen Unterschied; wie geachtet seine Aussprüche über Recht und Gesetz im Volke sind, beweist die Thatsache, daß man allenthalben die festen Preise kennt und nennt, die für Beschleunigung oder Verschleifung ꝛc. einer Rechtssache bezahlt werden, den Sekretären oder referirenden Subalternen nämlich, dem Factotum der invaliden senatorischen Titelträger selbst, von denen der Volkswitz sagt: „Ist er ein Narr, so muß er in den Senat“ *).

Genug, um zu beweisen, daß der Eine russische Socialismus über die westliche Entwicklung bereits hinaus und am Ende seiner Geschichte ist, der andere aber erst am Anfang derselben steht. Vielleicht noch wir selbst, jedenfalls unsere Kinder, werden einem erstaunlichen Drama im Osten zusehen; welcher Ausweg offen steht, damit es nicht zum Trauerspiel werde, ist keinem Katholiken zweifelhaft. Und gleichzeitig mit diesem Drama im Osten, wird den Gegensatz das im Westen spielen. Rußland von dem Urstand des instinktiven Socialismus, Nordamerika von dem vollendeten Atomismus des egoistischen Individualismus — beide müssen nach der rechten Mitte hinstreben, oder sie überschlagen in das Eine Gegentheil beider.

---

*) Vgl. über die behandelten Materien Harthausen. I, 467. 103. 219; II, 221; I, 122. 219; III, 52; — Rußland und das Germanenthum. I, 268. 272. 245. 249. 116 ff. 122. 113; — Kohl. III, 120. 125; — Osenbrüggen. S. 86 ff.

XV.

Die europäische Zwickmühle von gestern und heute; abermals die deutsche Mittelstellung; wahrhaftige Historia des deutschen „Schutz- und Trutzbündnisses", mit angehängter neupreußischer Nativität.

Im Grunde hat alles menschlich Gesetzte drei Seiten, die den genannten Welt-Socialismen entsprechen, oder umgekehrt. Der extreme Exceß ist nach rechts und links hin möglich, die furchtbare Fünfzahl, welcher der sociale Verfall wirklich bereits zuzustreben scheint. Wenn es hier nicht wie Gedankenspielerei aussähe, sagten wir, politisch habe Europa schon lange an dieser Fünfzahl gelitten, sie drohe zunächst, die Situation dreier Welttheile zu werden, und erst nach ihrer Rückkehr zur Dreiheit werde sie, wie die heiligen Weissagungen uns verkünden, der rechten Mitte zustreben. Die Türkenfrage hat frühzeitig die Ahnung einer solchen Weltstellung der Zukunft in uns erweckt, und bei aller Unmaßgeblichkeit unserer deßfallsigen Ideen war uns doch so viel gewiß, daß wir heute oder morgen an der Schwelle einer so grandiosen Katastrophe stehen, wie sie selbst im Sturze des alten Römerreiches nur annähernd da war. Neuerdings hat sich jene Ahnung gestärkt an den von verschiedenen Seiten her bestätigten Berichten von einer plötzlichen und hinreißenden Diversion Nordamerika's zu Gunsten Rußland's, die man in England, wie in Frankreich, mit panischem Schrecken betrachte; und jedenfalls dürften manche Politiker endlich vom Erdglobus zu extorquiren suchen, was Enden denn jene beiden zusammenkommen könnten, wenn auch nur der zehnte Theil der Umtriebe wahr ist, die der Czar in Nordamerika aufgewendet haben soll. Er wäre in diesem Falle eben vom Westen Europa's über den atlantischen Ocean gegangen, um endlich den rechten Repräsentanten der „Revolution" als zweiter Weltmacht zu finden, und als Preis des

Bündnisses anzubieten, was gerade so wenig Sein ist, als Aegypten und Candia. Aber kehren wir zurück auf den Boden des weiland heiligen römischen Reiches! Er war einst das Centrum der politischen Weltstellung, und Ströme Blutes düngten seine Auen, bis endlich in ihm die Keime der unglücklichen Fünfzahl sproßten, die uns seitdem plagt. Weil wir nicht verzweifeln wollen, daß er wieder werden könne, was er war, kommen wir immer wieder auf ihn zurück. Die Mittel zur Rückkehr sind kaum auf einer Seite der 33 Bände dieser Blätter nicht angezeigt; immerhin wird Herr Justiz-Präsident von Gerlach uns nicht beschuldigen, wenn die „Osterrundschau" so tiefsinnig von dem für Gewisse allein noch übrigen negativen „Gleichgewichts-Conservatismus" redet, „welcher, weil ihm in der Nacht des Zweifels die tiefere Wahrheit abhanden gekommen, an das, was besteht, mit gebrochenem Gewissen sich anklammert."

Die Türkenfrage hat aufgedeckt, wie bequem der Czar die Fünfzahl zu einer europäischen Zwickmühle sich eingerichtet hat. Nur Eines kann sie sperren: wenn nämlich die deutschen Mächte zusammenrücken zu einer freien Mittelstellung zwischen den verdächtigen Großgewalten in Ost und West. Nicht, um dafür England die Situation zu öffnen, wie es möchte, und wofür sein Hauptblatt an Oesterreichs „gutes Schwert" sogar schon den deutschen Kaiserthron versprochen. Sie haben fleißig gelockt und abwechselnd gedroht mit Polen, Ungarn und Italien; die Börsen sind gestiegen und gefallen, je nach den Wiener-Gerüchten, und Clarendon erklärt England's schwankendes Zaudern durch ein volles Jahr für nicht verloren, wenn damit die deutschen Mächte gewonnen seien. Aber es handelt sich für diese nicht, die Suprematie zu tauschen, sonst wäre jedenfalls der festere Herr der bessere; und wenn im Orient z. B. Rußland spricht: der sultanische Süchteler stirbt durch mich! England aber replicirt: nein, er lebt durch mich! so haben zwar beide Recht, aber dieses Le-

ben und jenes Sterben ist für Deutschland gleich gefährlich. Darum war seit Monaten unser erstes und letztes Wort: „Nicht England, nicht Rußland, sondern Oesterreich und Preußen!“ und wir standen damit fast verlassen mitten in der deutschen Presse. Darum priesen wir Oesterreichs That im Herbstlager zu Olmütz als die erste Grundlegung „zu einer freien deutschen und naturgemäßen mitteleuropäischen Politik“ *). Es gibt eine „katholische Politik“, die Schlachtengemälde will, in denen die Kämpfenden Nonnenhabite, die Marschälle Scapuliere und Rosenkränze als Insignien tragen; anstatt „Zeitung“ zu schreiben, predigt sie, vergessend, daß katholischerseits die „innere Mission“ keine freie Kunst ist. Was glückseliger als jenes? aber es ist nicht, und dann wären es auch nicht — Schlachtengemälde. Von Seiten jener Politik nun entgegnete uns das Echo im eigenen Lager fast höhnisch: „Oesterreichs That?“ Allerdings, antworten wir, und, wie ihr durch euch selber beweist, eine — große That, sich endlich nach Generationen wieder frei und deutsch zu fühlen!

Man urtheilt die deutsche Mittelstellung kurz ab mit dem einzigen Wort: Unmöglich! Und so unmöglich, daß sie auch nicht einmal eines bloßen Versuches werth ist, der vermessene Tollkühnheit wäre. So weit ist es gekommen, daß Demokraten und Liberale Deutschland an den Westen verrathen, die fromm „Conservativen“ aber, zu Schutz und Trutz gegen diese, bloß zu erinnern wissen, es sei schon lange endgültig an den Osten verrathen. Nehmen wir z. B. Neupreußen**), die tapfern Ritter des Kreuzes und ihre muthigen Pastoren;

*) Vgl. über dieses und jenes Bd. XXXII, 628 und XXXIII, 19 ff.

**) Um Mißverständnissen zu begegnen, ist zu bemerken, daß wir die zwei großen nichtdemokratischen preußischen Parteien, der Kürze halber, mit ihren eigenen Parteinamen: Neupreußen und Altpreußen benennen. Die erstere ist jetzt gerade so wichtig, als bei einer etwaigen Thronänderung die letztere seyn würde. Jene, mit

gegen die Darmstädter Zollvereins-Coalition wußten sie den „letzten Hauch von Mann und Roß“ aufzubieten, den sonst endlos rasselnden Säbel des unüberwindlichen Heeres von 400,000 Musterkriegern; jetzt aber proclamirten sie den 19. April: ganz Europa könne gegen Rußlands „unermeßliche Hülfsquellen“ nicht aufkommen, und die Conclusio war schon am 16. April gezogen: nur Rußlands Gnade im deutsch-russischen Bund könne verhindern, daß Rußland mit Frankreich coalisire, d. h. „mit Vorschlägen zur Herstellung des Gleichgewichts auf Kosten Deutschlands zuerst hervortrete, und so der oft an die Wand gemalte und muthwillig heraufbeschworene Teufel wirklich lebendig werde.“ Also fordere die „gesunde deutsche Politik“ — Ergebung! Schandenhalber hat man ein volles Jahr lang das heilige Wort „Recht“ mißbraucht, um der „gesunden deutschen“ ein wärmendes Mäntelchen umzuhängen; aber nachdem man in der ersten Hälfte Aprils abwechselnd noch das wahre und ächte*) oder das vor-

der „Kreuzzeitung“ als ihrem Hauptorgan, umfaßt den aristokratisch-hochkirchlich-confessionellen Theil der „Innern Mission“. Diese, mit dem „Preußischen Wochenblatt“ als Organ, repräsentirt den bureaukratisch-niederkirchlich-unionistischen Theil der „Innern Mission“; ihr Führer, Geheimrath von Bethmann-Hollweg, ist in der Madiai-Sache mit den Engländern nach Florenz gegangen, und auch in politischer Hinsicht steht sie für England zum Behuf „definitiven Sturzes der russischen Präponderanz“. Sie ist aber auch die eigentlich gothaische und unverdeckte Hegemonie-Partei, und ihr Programm, daß Preußens Vortheil und Aufgabe immer im Rücken Oesterreichs sei. Eine besondere Nuancirung dieser Partei glaubt denselben Vortheil bereits definitiv ersehen zu haben, in direkter Allianz mit England; man benennt sie gewöhnlich nach dem Prinzen von Preußen, Bruder des Königs und Thronfolger, der schon jetzt in öffentlichen Schriftstücken sich das Amt beilegt, „durch Rath und That das Vertrauen zwischen König und Volk, in welchem die Macht liegt, stets fester zu knüpfen.“

*) „daß es ein wesentliches Hoheitsrecht jeder selbstständigen Großmacht sei, schließlich allein über den Umfang ihrer Rechte zu be-

gegebene und unächte*) „Recht" Rußlands defendirt, ist endlich am 22. April die Einsicht durchgebrochen: „in den Anfängen des Zwistes ist, wie wir nicht läugnen wollen, von allen Seiten so vielfach gefehlt worden, daß es schwer zu ermitteln, auf welcher Seite das Recht, auf welcher das Unrecht sich befand." Kurz, es ist ein verwandtes „Recht" hier wie dort, und heißt eigentlich: gute Gelegenheit. Bei dem Vertrag von Kainardschi z. B. schien es sich erst nach achtzig Jahren zu finden, und zwar nicht etwa für Reclamationen gegen specificirte türkischen Ueberfahrungen des Traktats, sondern für die Forderung einer neuen und vermehrten Auflage des alten „Rechts," will sagen: der guten Gelegenheit. Bei Neupreußen ist es gleichfalls für Alles gut. Als z. B. die geheime englisch-russische Correspondenz von keiner Seite und mit keiner Sylbe Preußens gedachte, da steifete man sich wieder auf jenes „Recht," und zwar also: laßt nur die Türkei an die übrigen vererben, wir sind dann aller „Erbe in der Hegemonie der Civilisation," inclusive Deutschland natürlich!**) Allerdings dürfte über solchem „Recht"

---

finden, und daß die verbleibenden Differenzen endgültig nur durch die ultima ratio regum als durch ein Gottesurtheil entschieden werden können." Kreuzzeitung vom 1. April.

*) „Aus der Pflicht, dem öcumenischen Patriarchen zu Constantinopel, als dem Haupte der griechisch-orthodoxen Kirche, treu, hold und gewärtig (!!) zu seyn, hat Rußland von Alters her das Recht abgeleitet, auf den Schutz dieser Kirche in der Türkei bedacht zu seyn." Kreuzzeitung vom 6. April.

**) Den 15. März schreibt die Kreuzzeitung aus London: „Aus gepreßten Lippen haben wir das Bekenntniß gehört, daß die westliche Colonie des germanischen Stammes (England) vielleicht der östlichen (Preußen) ihre Rolle werde überlassen müssen, daß die geistigen Erben des Culminationsjahres 1846 nicht an der Themse, sondern an der — Spree zu suchen seien." — Den 24. März ebendaher: „Preußens geschieht (in jener Correspondenz) auch nicht ein einziges Mal Erwähnung, und es kann jedem Preußen nur lieb

und der entsprechenden „Rechts“-Anwendung endlich ein großer Erbfall eintreten, und es fragt sich nur wo? „Gott,“ sagt die Kreuzzeitung vom 16. April, „Gott hat nur der Redlichkeit seinen Schutz, der Pfiffigkeit dagegen verheißen, daß er sie zur Narrheit machen wird.“ Genau dieser Meinung sind wir auch!

Unmöglich, unmöglich! wirft man gegen unsere deutsche Mittelstellung ein; unmöglich, nicht nur aus Rücksichten unserer — Feigheit! Unmöglich, weil wir sammt und sonders Pygmäen sind gegen den Herrn der europäisch-continentalen Erde, obgleich sonst die „Erben in der Hegemonie der Civilisation;“ unmöglich noch mehr, weil wir ja dann nicht wüßten, zu wem im stillen Kämmerlein die Hände ringen, in Zeiten neuer Pflasterstein-Diktatur mit obligater Katzenmusik. Fände Dr. Leo in Halle z. B. wieder ein deutsches Wort, so wäre er ganz gewiß kurz und gut angebunden: es heiße eben dann wie jetzt „Vogel friß oder stirb!“ Darüber ist nun einmal früher oder später nicht hinauszukommen; und so gründlich, als wir mit Rußland seit 1849 die Revolution besiegten, können wir es allein nicht nur auch, sondern unsere deutsche Mittelstellung ist an sich selber, und politisch gesprochen einzig und allein sie, der erste Spatenstich zum wahren und wirklichen Grabe derselben. Unmöglich! sagt man ferner, weil es sich nicht allein um die Gefahren einer innern Revolution in der Zukunft, sondern um die Noth zwischen zwei Feuern im nächsten Momente handelt, denn weder England und Frankreich noch Rußland werden solche Stellung dulden. Aber, den Stab und Stecken, dessen jeder der Beiden gegen den andern bedarf, wird keiner zerbrechen

---

seyn, der sich etwas darauf einbildet, daß sein Staat etwas mehr, als eine diplomatische Maschine, daß er der Träger eines Princips und der wahre Keim für die Zukunft Europa's, und nur als solcher eine Großmacht ist, die man nicht zu stolz, sondern — zu scheu ist, zu fragen.“

wollen, es müßte denn nur der Westen oder ein Theil desselben den förmlichen Revolutionskrieg intendiren, in welchem Falle ohnehin jede Berechnung aufhört. Jener Einwurf fällt also zusammen mit dem letzten und schwersten Unmöglich, das man triumphirend in die Frage einkleidet: Deutsche Mittelstellung! nun und was dann? Unsere Antwort ist einfach. Die Andern rühmen sich ihrer Uneigennützigkeit in dem brennenden Streite, und nun geht ihr hin, und beweist ihr sie wirklich! Sagt zum Westen: Bis hieher! sagt zum Osten: Nicht weiter! sagt's zu beiden als bittere deutsche Ritter, gestützt am rechten Platze auf euer gutes Schwert, und wenn ihr gegen den ersten Ueberfahrer des Rechts Garantien mit Gewalt nehmen müßt, so soll es zugleich seyn gegen den eventuellen letzten Ueberfahrer. Bedenkt, auf welche Höhe euch Gott gestellt; die Strafe müßte furchtbar seyn für jeden, der dem göttlichen Vertrauen ein — Dementi gäbe!

Der Czar hat der deutschen Mittelstellung selbst ihre Aufgabe gewiesen, indem er wiederholt in Wien und Berlin die letzte Entscheidung über die Ordnung der Dinge in der Türkei schmeichelnd anbot. Er hat eben mehr Einsicht über Deutschland als bislang Deutschland über sich selber; er weiß, daß der Westen nur in der Hoffnung den Krieg unternehmen konnte, die deutschen Mächte würden für beliebige westlichen Zwecke förderlichst in's Feuer gehen, daß Rußland hinter dem deutschen Bollwerk der Seegewalten spotten mag. Darum spannte er seine Forderungen an die Türkei jüngst in demselben Maße herab, wie er nicht mehr als Herr und Meister der deutschen Stellung sich fühlen zu dürfen glaubte. Darum thut das Obercommando an der Donau, seitdem es in den Händen des Fürsten Paskiewitsch ist, das Möglichste, um den Oesterreichern aus dem Wege zu gehen, um nur ja sie nicht zu reizen. Darum noch in dieser Stunde das verzweifelte Werben in der Diplomatie, in der Presse, auf allen Wegen und Stegen um deutsche Gunst. Darum, darf man

annehmen, hat Orloff sich wohl gehütet, die geforderte Verpflichtung, daß Rußland nicht nach territorialen Eroberungen trachte, Namens des Czaren zuzusagen, während die russische Diplomatie sonst unerschöpflich in solchen Zusicherungen war, und der Czar selbst damit den Engländer Seymour so splendid traktirte. Darum wäre er noch heute zu den liberalsten Concessionen, ja ohne Zweifel zu halb Part, bereit, wenn nur die deutsche Aufstellung für ihn wäre. Aber nirgends sind Garantien gegen Uebergriffe von Ost oder West, als die Deutschland sich selber zu nehmen weiß; und kurz — nur so viel soll mit dem Czar anders werden, daß er mit Schmeicheln nicht mehr zum Zwecke kommt, so wenig als mit Drohen.

Die Stipulationen des Wiener Protokolls der vier Mächte sind negativer Natur: die deutsche Mittelstellung hat sie zu positiviren, sonst würde sie bloß den Zuschauer machen, wie England, Rußland und Frankreich, zum Vernichtungskrieg bis an die Zähne gewaffnet, mit der Türkei das umgekehrte Schicksalsspiel aufführen: „stirbt der Fuchs, so gilt's den Balg." Jene Stipulationen besagen Nichtbeschneidung des türkischen Gebiets und Nichtunterdrückung der Rajahs; beides kann in Eines zusammenfallen und, positiv statuirt, auch für den Fall zur friedlichen Neubildung dienen, daß der Fuchs, wie er wird, unter der Hetze stirbt. Es gilt den fressenden Krebs der Emancipations-Gaukelei auszuschneiden, mit der Englands feile Niedertracht Türken und Christen vergiftet, es gilt, diesen ganz bestimmte und specificirte Rechte und Freiheiten der Administration, des Selbstgouvernements nach den einzelnen Stämmen, zur Garantie zu bringen. Denn*) „nur eine Vorbildung der innern türkischen Zustände für die endliche Auflösung und bestimmte Garantien für die Einwir-

*) wie eine, von ihren voreiligen Hoffnungen auf Frankreich abgesehen, vortreffliche und uns als competent wohlbekannte Feder aus Berlin in der Allg. Ztg. vom 7. April sagt.

kung von Deutschland und Frankreich auf die freie Gestaltung in sich geschlossener slavischen und griechischen Gebietstheile der Türkei können den Schlüssel zur friedlichen Beilegung der Frage geben."

Aber schwärmen wir nicht? Ja, die deutsche Mittelstellung, wenn sie möglich wäre! — so mahnt uns eine allerletzte aber gewichtigste Stimme — allein Preußen bleibt ihr nie und nimmermehr treu! Und leider ist diese Stimme fast vox populi, und gegen sie haben wir nur — Resignation. Wider die schleichenden Gespenster im deutsch-politischen Wesen gab es sonst einen unfehlbaren Talisman, ein Zauberwort gegen die Berückung, lautend: „von der preußischen Politik präsumire immer das denkbar Schlimmste." Wie gerne schickten wir unsererseits das publicistische Kleinod als ersten Maikäfer des neuen deutschen Frühlings an das Bureau der „Kreuzzeitung" zur Execution! Allein — aber und stets wieder aber! Preußen hat im Wiener Protokoll vom 9. April zu den Principien der westlichen Politik in der Türkenfrage sich bekannt, und Rußland rechtlich aufgegeben; weil die Westmächte die projektirte „Zauderpolitik" nicht dulden wollten, blieb ihm nichts übrig als Anschluß an Oesterreich, und es hat am 20. April das seit einem Monat verhandelte „Schutz- und Trutzbündniß" mit Oesterreich gezeichnet. Noch ist von letzterm die Ratifikation nicht erfolgt, vielmehr beklagt man neue Anstände; aber es wird endlich doch in die Wirklichkeit treten. Nicht viel ist damit gethan, und was geschehen, geschieht spät, sehr spät; aber doch besser als gar nicht, und unzweifelhaft wäre in jenem Bündniß der Boden für unsere deutsche Mittelstellung bereitet. Es stellt ganz bestimmte Fälle zur Beihülfe fest. Neupreußen aber zu glauben, hingen schon dem Vertrage selbst „Separatbestimmungen" an*),

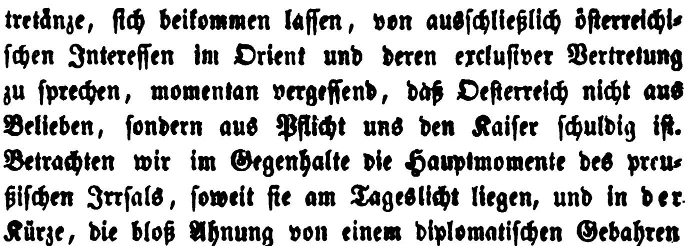
*) Sie scheinen die österreichische Ratifikation bis jetzt (27. April) verhindert zu haben. Anm. d. Red.

die in die Hände Preußens traktatmäßige Befugniß legten, in jeder Stunde der Entscheidung die ganze Vereinigung illusorisch zu machen, und die andererseits wie eine förmliche Sanktion des preußischen Programms von der „negativen Bundespolitik" aussähen, welche da vorschreibt: Deutsches, wenn je, doch niemals durch den Bund zu thun*). So ist denn zum wenigsten von Neupreußen klar, daß ihm das Drama: „Fürst Schwarzenberg's Reue von Olmütz oder wie man Einen in der Noth gutherzig laufen läßt," mit Lust noch einmal in Scene ginge; gebe Gott, daß die deutsche Mittelstellung dennoch sich redlich auswachse! Es ist wahr, wir haben bloß diesen frommen Wunsch gegen jene vox populi, aber er ist doch nicht ganz ohne gegründete Hoffnung!

Die deutsche Allianz Preußens ist nämlich der absoluten Nothwendigkeit zu danken, die keine andere Wahl mehr übrig ließ, und es ist zu hoffen, daß diese Nothwendigkeit, treu bei Oesterreich zu stehen, durch Gottes Langmuth fortdauern werde. Ein Blick auf die Geschichte der Allianz ist daher trostreich; denn man hat alles Andere versucht und ist mit Allem gescheitert. Oesterreich dagegen ist sichern und geraden Schrittes aus der Verrottung herkömmlicher Diplomatik hervorgegangen, die alle fünf Mächte nochmals den faulen Frieden um jeden Preis, auch den des Gewissens, versuchen ließ, aber Gottlob an Englands Tücke und der türkischen Blindheit unterging; nur einmal hat die officiöse „Oesterr. Correspondenz," überwältigt von Entrüstung über die preußischen Con-

---

*) Erstens, „daß Oesterreich nicht einseitig erkennen kann, wann es im deutschen Interesse in die Aggressive überzugehen hat, daß es vielmehr dazu der besonders einzuholenden Zustimmung Preußens bedarf"; zweitens aber, daß „der Vertrag nicht dem Bundestage behuf Beitritts der übrigen Bundesstaaten, sondern den letztern einzeln zu diesem Zwecke mitgetheilt werden soll" — diese Bestimmungen sind für die „Kreuzzeitung" am deutschen Allianz-Vertrag die — Hauptsache.



tretänze, sich beikommen lassen, von ausschließlich österreichischen Interessen im Orient und deren exclusiver Vertretung zu sprechen, momentan vergessend, daß Oesterreich nicht aus Belieben, sondern aus Pflicht uns den Kaiser schuldig ist. Betrachten wir im Gegenhalte die Hauptmomente des preußischen Irrsals, soweit sie am Tageslicht liegen, und in der Kürze, die bloß Ahnung von einem diplomatischen Gebahren ohne Beispiel gibt, zugleich neuen Beweis, daß kaum ein Land der Welt so gründlich, wie Preußen, in diametrale Parteien zerrissen ist, bis auf die Stufen des Thrones. Der Eindruck ist fast unabweisbar, daß selbst die Gesandten in London und Paris zweierlei Instruktionen empfangen: neben der legalen noch die von einer Art Winkelregierung, etablirt im Rücken des Thrones.

Die „Politik des Zuwartens“ nahm mit Ende Februars ein Ende; die drei Mächte der Wiener-Conferenz hatten deren Resultate in eine völlig unverfängliche, im Princip aber antirussische Convention gefaßt und drängten den vierten Collegen zur Unterzeichnung. Wird verweigert; eine bloße „Formsache,“ sagte Manteuffel später, aber dennoch gab er jetzt seine Entlassung. Schwägerliche Briefe vom Hort der Legitimität an der Newa hatten also Revanche für die Abweisung Orloff's; aber schon waren Briefe von der englischen Monarchin im Laufe an den „Hort des Protestantismus auf dem Continent,“ und Manteuffel blieb. Oesterreich in schlimmem Andenken; eigene Gesandte Preußens da und dort in Deutschland, namentlich aber Agenten an den mittleren Höfen, anfragend und bedauernd: „Oesterreich sei ja durch Drohungen der Westmächte dahin gebracht, in der Vorderreihe gegen Rußland zu kämpfen;“ der „Volkshalle“ (vom 22. März) zufolge allgemeine „plötzliche und ehrenhafte Ermannung“ in München, Stuttgart, Dresden, Karlsruhe rc., in die Arme ihres „uneigennützigsten und kräftigsten“ Schützers zu laufen, „durch einen zweiten Rheinbund ihre Existenz nothgedrungen

zu verkaufen," und durch eine eigene Armee bewaffnete Neutralität zu behaupten. Altpreußen in tiefen Gedanken: also endlich Hegemonie, und wie führen wir nun die Hegemonirten mit Profit dem — Westen zu? Neupreußen in noch tiefern Gedanken: statt „russische Allianz" lieber „unbedingte Neutralität" auf die Fahne, und dann sammt den „neutralen" Mittleren mit Sack und Pack gen — Rußland! Altpreußen hat auch „geheime Correspondenzen," und behauptete nachher, seine Politik sei „vom Dez. 1853 bis zur neuesten Wendung der Dinge (vom 18. März) Regierungs-Politik" gewesen; Neupreußen ließ ähnliche Reclamationen bezüglich der Hofpolitik errathen. Mitte März; die Allg. Ztg. steckt voll Berliner Jammer von „überaus rathloser Stimmung" wegen des Ausfalls aus dem „europäischen Concert," von „unaussprechlich düsterer Verwirrung," von „wahrhaft schauerlicher Ungewißheit." Specialgesandte gehen nach London und Paris mit der preußischen „Neutralität," und um die liberalen Zusicherungen der ordentlichen Gesandten (Bunsen und Hatzfeld) an die Westmächte zu dementiren, um die unterderhand schon abgemachten Kaufpreise zu desavouiren und in London besonders zu erklären: „Preußen werde sich nie kaufen lassen." So die „Kreuzzeitung" (24. März); sie drang auf Bunsen's Abberufung, aber Bunsen wollte nicht einmal in „Urlaub;" sein Sohn verdient ein hübsches Sümmchen mit Privatstunden bei verschiedenen Princessinen, er selber sitzt verschanzt hinter Instruktionen und ruft Altpreußen zum Zeugen an; so viele Kelche sind seit 1848 an dem diplomatischen Falstaff vorübergegangen, er hoffte nicht umsonst: auch dieser! Indeß geht die „Neutralität" über Meer und Rhein als Krebs retour. Schon zuvor lag das Wiener Circulare vom 14ten März vor, erklärend: „die Interessen, um die es sich handle, seien auch diejenigen der deutschen Staaten, und Oesterreich werde alte Sympathien den gegenwärtigen Interessen seiner Völker und des deutschen Bundes zu opfern

wissen;" Manteuffel junior geht zur Vorsorge von wegen der westlichen Krebse donauwärts ab mit derselben Proposition und um ein „Neutralitätsbündniß." Dritter Krebs. Entschluß, wegen des dafür angetragenen „Schutz- und Trutzbündnisses" mit Oesterreich zu unterhandeln; nützt es nichts, so schadet's doch nicht. Englands Flotte in der Ostsee, vielleicht mit versiegelten Instruktionen, fast an der preußischen Grenze! russisch-englische Correspondenz ohne ein Wörtlein vom „Hort des Protestantismus auf dem Continent!" zahlreiche preußischen Adressen wider Rußland! 30 Millionen Thlr.-Bedürfniß, und eine vor Neugierde über das Wohinaus berstende Kammer! Herr von Manteuffel muß reden, und er that's am 18. März. Herr von Florencourt*) voll Freude:

---

*) Wir wollen den Namen dieses Publicisten nicht nennen, ohne wiederholten Protest, als wenn sein Standpunkt in der Türkenfrage mit Anschauung, Zweck und Mitteln der Neupreußen irgendwie identisch wäre. Herr von Florencourt vertritt ebenso aufrichtig und redlich, als muthig und beharrlich diejenige preußische und deutsche Politik, welche allerdings die correkte wäre, wenn die Forderungen Rußlands als unzweifelhaft und unverdächtig rechtlich begründet sich darstellten, wie er stets annahm, und Neupreußen anzunehmen sich lange den Anschein gab. Ueberdieß — was er im ersten Anfange sagte, das denkt er offenbar noch: Kaiser Franz Joseph hätte sofort den Degen ziehen, die Russen nach Stambul geleiten, und den Czar in die Sophia einführen sollen, womit die christliche Welt pacificirt, Oesterreich selbst gerettet, das Schisma in die Einheit der Kirche zurückgenöthigt worden wäre. Neben einem wunderbar zarten und, wie selten, schnurgeraden Rechtsgefühle hat er eben einen gewissen idealistischen Zug, eher verstärkt als herabgestimmt, zu uns mit herüber gebracht, und da Rußland in der Ferne glänzt, anderwärts in der Nähe dagegen Manches sehr abstößt, so verletzte ihn die Collision nur noch mehr, selbst, wie diese Gemüthsrichtung immer mit sich bringt, bis zu momentaner Bitterkeit gegen Personen und Sachen, am meisten das diplomatische Versteckensspiel der Wiener-Conferenz um den faulen, fei-

„endlich in der eilften Stunde das letzte entscheidende Wort,“ „der Zauberbann gelöst,“ „Preußen als Führer an der Spitze Deutschlands,“ Olmütz und 1850 „in gleich edler Weise“ revanchirt, „Oesterreich der Weg gezeigt, auf welchem es sich aus dem Labyrinth seiner jüngsten Politik herausfinden kann rc.“ Kurz, er verstand die Premier-Rede — russisch; Kreuzzeitung stillvergnügt; Altpreußen verstand sie westlich, ward aber bitter böse, daß „beide deutschen Mächte sich activ auf eine der beiden Seiten stellen sollten;“ fast ganz Süddeutschland verstand sie deutsch, und mit dem gleichen Recht, wie alle andern Verständnisse, verstanden wir sie hegemonisch für die Mittelstaaten, die ja dieselbe hier künstlich umschriebene Neutralität begehrten, bewunderten übrigens die Gewandtheit im Verstecken der wahren Absicht, überhaupt nicht nach Grundsätzen, sondern nur nach der Gelegenheit des Moments zu handeln.

Folgt das deutsche Stadium, zur Zeit der einzig mögliche Ausweg, um nicht sofort entweder den Westen oder Rußland auf den Hals zu bekommen! Also deutsche Erwärmung unter Angst-Kataplasmen und wachsende Sympathie für ein deutsches „Schutz- und Trutzbündniß;“ Kreuzzeitung will am 24. März „schon wiederholt“ ganz deutsch consultirt haben, und predigt am 26. von der „Schamröthe des Patrioten“ über die westmächtlich Gesinnten, die nichts merkten von der durch „gesunden Menschenverstand und Rechtsgefühl zugleich“ gebotenen „selbstständigen und gewichtvollen Politik des großen mitteleuropäischen Staatenbundes.“ Manteuffel im examen rigorosum vor der 30 Millionen Thlr.-Credit-Commission.

---

gen Frieden. Also Unrecht — sagt er — hat Rußland! warum wolltet ihr denn selber ihm Recht geben? — Indeß sind gerade wegen seiner entschieden russischen, aber durchaus ehrenhaften Stellung zur preußischen Politik die Ansichten des Chef-Redakteurs der „Volkshalle“ uns von großem Gewicht.

Attest-Noten: famos deutsch zu lebhafter Befriedigung der Examinanten, aber wahrscheinlich bloß auswendig gelernt, jedenfalls in der Auffassung „Veränderung von einem Tag zum andern," „fortlaufende Widersprüche" im politischen Programm, schreibt heimlich das veraltete System der „Neutralitätspolitik" aus. Zweiter Candidat: der Kriegsminister Bonin; Frage: was ist preußisch-russische Allianz? Antwort: „Unmöglichkeit oder an Deutschland und Preußen verübter Vatermord;" Note: cum eminentia; Altpreußen (übrigens abwesend) protestirt schriftlich und proponirt: von Hof aus politisch verdächtig, ergo consilium abeundi. Hohngelächter; Deutschthum im Wachsen. Manteuffel's disputatio pro facultate legendi (die 30 Mill. nämlich) vor der Kammer (8. April); „Morning Chronikle" darüber: ihre Phraseologie geflissentlich dunkel und nichtssagend; fordert Vertrauen zum Ministerium, „ob aber dessen Politik sich von Hofintriguen oder vom Nationalgefühl leiten lassen wird, ganz ungewiß und wird wohl ungewiß bleiben, bis irgend eine glänzende Waffenthat zeigt, welches die rechte, d. h. die gewinnende Seite, im europäischen Streite ist;" Herr von Florencourt: „Es ist etwas Wahres in diesem Raisonnement." Ein Theil der Kammer will antirussische Garantien für das Geld; von Gerlach droht den Oesterreich gegenüber sonst so ostensibel gepriesenen „liberalen Institutionen" des preußischen Constitutionalism mit der „Gränze des Möglichen," wenn die Kammer nicht sofort „als Kammer ihre Unfähigkeit bekenne, etwas auszusprechen, was irgend einen Einfluß auf die preußische Politik haben könnte;" Vincke redet von „nebelhafter Romantik" höchsten Orts, Rußland ließe doch jedenfalls Preußen die Zeche bezahlen, und schon Friedrich II. habe eingesehen: „hätten die Russen erst Constantinopel, so stünden sie in zwei Jahren in Königsberg." Lärm, Trommeln und Zischen, mit Aussicht auf Perfektionirung bis zum englischen „Grunzen," rechts; Credit ohne odiose Bedingungen.

Den 9. April unterzeichnet Preußen die in ein „Protokoll“ verwandelte, principiell antirussische Wiener-Convention. Altpreußen: dazu habe Oesterreich genöthigt, und dadurch Preußen „aus höchst gefährlicher Isolirung gerettet.“ Herr von Florencourt (11. bis 15. April): „man mag die Kunst des Einlenkens und Revocirens nun in noch so großer Virtuosität besitzen, ganz ungeschehen kann man doch seine eigenen Handlungen nicht immer machen;“ das Manteuffel'sche System treibe das Schisma „mit unausweichlicher Nothwendigkeit in die allerausgedehnteste Eroberung“, aus der es „riesengroß und gestärkt durch eine politisch-correkte Stellung“ hervorgehen werde; also fort mit den Ministern! „was sie mit Anstand nicht wohl vermögen, das vermögen die Nachfolger“ *). Neupreußen ist bereits der praktischen Sanktion des Protokolls im neuen „Schutz- und Trutzbündniß“ zugewendet. Commissionen verhandeln in Berlin mit dem österreichischen Bevollmächtigten: eine altpreußische über den militärischen, eine neupreußische über den politischen Theil; der Letztern Versuch, die russische „Neutralität“ in den Vertrag einzuschwärzen, ist abgeschlagen; man wirft sich auf „Separatbestimmungen“, damit „Oesterreich mit seinem gesammten Ländergebiet als ein Ganzes“ nicht die deutschen Staaten „für seine specifischen Sonderinteressen gefangen nehme.“ Der Abschluß verzögert sich; halsbrechende Anstrengungen der russischen Agenten; neue königlichen Vergleichsvorschläge an die Mächte; den 18. April erscheinen England und Frankreich mit dem mündlichen „Ultimatum“: wo Preußen endlich hinauswolle? Am 20. Zeichnung des Allianz-Vertrags. Neupreußen hält sich für leidlich berücksichtigt; Altpreußen hat schon am 14. April Preußen vor Oester-

*) Aber, das ist ja eben die Frage: ob die preußische Politik möglich und wirklich ist wegen Manteuffel's, oder ob Herr Manteuffel möglich und unvermeidlich ist wegen der preußischen Politik?

reich und — Oesterreich vor Preußen gewarnt, und bezüglich der Vertrags-Clauseln das Wiener-Kabinett zu „gerechtfertigtem Mißtrauen" aufgemahnt.

So ist der Kern der deutschen Einigkeit für die Zeit der Todesgefahr und der der europäischen Mittelstellung in den mütterlichen Schooß der deutschen Zukunft gelegt worden. Neupreußen gerirt sich norddeutscherseits als Obergärtner; vierfach sind die Aufgaben seiner Tagesordnung. Und zwar Erstens: in Anbetracht, daß „der König nicht weniger Mensch, sondern mehr Mensch ist, als jeder Andere", das Vaterland also allerdings einen russischen Schwager hat, zu demonstriren, daß Nikolaus I., „dem Mannsstamme nach, kein Romanow, sondern ein Herzog von Holstein", ja, nach Geblüt, Geist und Sympathie ein deutscher Kaiser sei; daß er als solcher nicht nur der „Hort gegen die Revolutionen des Westens", sondern auch (hört! hört!) „namentlich der Hort Europa's gegen die absolutistischen Naturtriebe seiner eigenen Nation und des Slaventhums" sei, und daß er Rußland für das Bereich „deutscher Verbindungen" gegen den Panslavismus festhalte *); daß endlich Gott diesem seinem wahren Stellvertreter auf Erden, im Hinblick auf sothane schwierigen Aufgaben, ausnahmsweise erlaubt habe, dreihundert Jahre lang auf Erden zu leben.

Zweitens ist aber Preußen seinerseits „der Hort des Protestantismus auf dem Continent", und daraus resultirt eine doppelte Aufgabe, denn wir haben umsonst gehofft, daß wenigstens dem schweren Verhängniß der jetzigen Weltkrisis gegenüber die protestantische Propaganda schweigen werde. Man muß also ad a geltend machen, daß es der protestantische Zweck sei, der die russische Freundschaft fordere, und etliche Britten nicht umsonst das Parlament vor unwill-

*) Oster-Rundschau und Nummer vom 23. April.

kürlicher Förderung „einer papistischen Aggression gegen die griechische Kirche" warnten. Neupreußen hält daher seit dem 21. April symbolische Vorträge: Wittenberg und Rom contra St. Petersburg hätten nur Eines gemein, das ohnehin zweifelhafte filioque; Wittenberg und Schisma dagegen contra Rom viele Punkte der „Disciplin und Verfassung", zuöberst die innige Allianz zur Opposition „gegen die Suprematie des Papstes, und als das entsprechende Surrogat das oberste Kirchenregiment des weltlichen Herrschers." Also solidarische Interessen! Ad b ist zu trachten, daß „die russischen Sympathien" die „wohlberechtigten englischen" nicht verdrängen, „denn vielleicht", sagt Herr von Gerlach, „ist der Zeitpunkt nicht fern, wo wir an Waterloo mit demselben Nachdrucke zu erinnern haben, wie heute an den Einzug in Paris", dann nämlich, wenn England die Augen aufgehen, und es aus der „papistischen" Umarmung Frankreichs sich flüchten wird in die gerade Linie der drei nördlichen „Horte" des continentalen und außercontinentalen Evangeliums und des alliirten Schisma gegen den „papistischen" Süden.

Drittens ist Preußen Hort und „Erbe der Civilisation", inclusive Deutschlands. Daher Obsorge für die Mittelstaaten gegen ihre Verstrickung in die kriegerisch-slavischen Interessen Oesterreichs; der czarische Schwäher in Stuttgart consentire, und anderwärts seien tüchtige Agenten Rußlands thätig. Nur Griechenland macht eine Ausnahme von jenen unerlaubten „slavischen Interessen", aus zwei Gründen. Denn einmal könne Bayern, wegen seiner bezüglichen Traktaten, der deutschen Allianz unmöglich beitreten ohne Garantien „für die Sicherstellung Griechenlands", und dießmal ist Preußen bundesmäßig verpflichtet, München und Athen wider die antibyzantinische Lauheit an der Donau zu fördern. Dann aber hat es als „Metropole der Intelligenz" die philologische Mission, „die Söhne der alten Hellenen nicht gleichgültig hinschlachten", und dem eventuellen Usurpator,

Prinz von Cambridge, unterwerfen zu sehen*), kurz, aus beiden Gründen den Rechenfehler Nikolaus I. zu berichtigen, der bekanntlich hoch und theuer geschworen, daß die „systematische Mißregierung Griechenlands" nicht nur nicht byzantinisiren, sondern auch kein Haar breit über ihre Gränzen, wenn solche überhaupt noch zulässig seien, rücken solle. Von Neupreußens Freundesmund ist an der Newa jeder Wunsch Befehl, und der Czar räuchert wirklich bereits der sonst ostensibel verurtheilten griechischen — Rebellion mit Wort und That!

Viertens, und vor wie über Allem, muß man bestrebt seyn, dem Czar einen Hauptfehler in seinem politischen Argument zu corrigiren. Er sieht nämlich so gut, wie andere Leute, daß die französisch-englische Allianz mehr als alles andere Menschliche dem Gesetz unterliegt: heute roth, morgen todt; daß diese englisch-französisch-türkische Allianz, und der entsprechende Krieg, in Francia ausnehmend unpopulär, die Finanz am vollen Ruin, und eine Schwenkung bald bei Verlust der Kaiserkrone geboten seyn wird. Urquharts, des berühmten englischen Agitators, Prophezeiung ist mehr als wahrscheinlich: England werde endlich Streit mit der Türkei selbst und Krieg mit Frankreich haben, dann eine Revolution über Europa, und schließlich über sich selber bringen. Dennoch berücksichtigt man an der Newa gerade Frankreich mit einer gegen die Behandlung des „treulosen Albion" seltsam abstechenden Schonung; es ist klar, daß man dort, wenn je eine westliche Allianz, auch jetzt wieder eine französische hofft. Traurige Verirrung! Ist nicht der neupreußische „Hort" in Esse, um das Freundschaftsband zu bilden zwischen den protestantischen und quasiprotestantischen „Hor-

*) Vgl. Kreuzzeitung vom 19. und 23. April; Allg. Ztg. vom 19. April.

ten" zur Rechten und zur Linken? Herr Wagener träumt allnächtlich so süß von dieser dreifach verschlungenen Welt-Mission, und der Czar sollte an Frankreich, das „papistische", denken? sollte, in Anbetracht gewisser Rivalitäten in Asien, England hassen, und Neupreußen, das devote, mit desavouiren? Hat denn Neupreußen nicht mit schwerem Bedacht alle russenfreundliche Politik, die eigene und die des Herrn von Florencourt, seit langem exclusiv und consequent als — „antifranzösische" bezeichnet, nicht etwa als antienglische, oder antienglisch-französische? Und der Czar sollte nicht einsehen warum und wozu? Convertere Jerusalem!

Bis die vierfache Aufgabe Neupreußens vollbracht seyn wird, ist unsere deutsch-europäische Mittelstellung sehr beliebt, weil bequem gegen die Zudringlichkeiten des zum höchsten rathlosen Westens. Wir aber hoffen, wie gesagt, der die erste Angsthitze gegeben, werde auch den ergänzenden Schweißregen nicht sparen, und schließlich den Hagel auf die — rechten Köpfe.

XLII.

Benno Maier,

Probst des regulirten Chorherrnstiftes Ranshofen *).

Aus dem Klosterwesen des 17ten Jahrhunderts.

Es dürfte vielleicht nicht außerhalb der Sphäre der Historisch-politischen Blätter liegen, im Folgenden mit einer kurzen Charakteristik eines Mannes sich zu befassen, der zwar bei großen politischen Aktionen nicht mitgewirkt, nicht zu jenen gehört, unter deren Händen die Ereignisse im Großen, gleichsam im Lapidarstyle sich formen, um welche sich dann die Alltagsbegebenheiten des Jahrhunderts wie die Marktbuden an die gothischen Dome ankleben: der aber in einem beschränktern Wirkungskreise eine Thätigkeit entfaltete, welche uns bedauern läßt, daß ihm nicht zu größern Gebilden Hammer und Meißel in die Hand gegeben waren. Den Namen des Mannes, den wir meinen, haben wir an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt, der hauptsächlich auf das Manuscript eines Stiftinventars basirt ist, das einst auf Befehl Probst Benno's angefertigt worden, und sich bis jetzt — 43 Jahre

*) Am rechten Innufer aufwärts von Braunau gelegen, und von beiden eine halbe Stunde entfernt.

nach Aufhebung der Probstei durch die bayerische Regierung — im Pfarrhofe zu Ranshofen erhalten hat. Die Handschrift von 97 Papierblättern besteht aus vier Abtheilungen: einem summarischen Inventar vom Jahre 1665, wie solches dem Probste Benno, gelegentlich seiner Wahl zum Stiftsvorstand, von den Commissären ausgehändigt worden; einem sehr genauen Inventar vom Jahre 1687, welches P. Benno bei seiner Resignation zu Handen seines Nachfolgers stellte; einem summarischen Inventar vom gleichen Jahre zur Vorlage bei den Wahlcommissären; einer Sammlung von ältern herzoglich bayerischen Urkunden. Den Anfang des Werkes bildet eine Vorrede, welche die Motive desselben angibt; den Schluß ein Memoriale, „was bey der Wahl aines Neien Herrn Praelatens zu thuen, vnd zu gewinnung der Zeit vor ankonft der Chrf. Commissarien zu richten", und die Resignationis competentia, d. i. das Leibgeding des Resignanten. Der Titel des Buches ist: Codex Inventariorum rerum praecipuarum monasterii Ranshoviensis de annis 1665 et 1687, quibus Benno Praepositus Praelaturam invitus suscepit, operose gessit, et sponte ac libere resignavit. Cum Appendice quorundam notabilium Ducalium etc. decretorum.

Es war eine kritische Zeit für die Klöster, die Zeit des 30jährigen Krieges. Blieben sie in Ober- und Nieder-Bayern auch theils von feindlichen Raubzügen verschont, so brachte der Kriegszustand doch der Molestationen so arge über sie, daß viele sich davon nicht mehr erholen konnten. Da finden wir schon alte und neue Anlehen, von der Regierung bei den Klöstern erhoben, welche wahrscheinlich nur für den einen Compaciscenten freiwillig, für den andern aber uneinbringlich waren. Da gab's Kriegssteuern, Lieferungen, Einquartirungen mit Soldatenexcessen, Profanation des Heiligen, Angst Tag und Nacht ꝛc., wie denn immer in Kriegszeiten. Speciell hatten es damals, wie auch sonst, die

churfürstlichen Beamten, vom Pfleger an bis herab zum Ueberreiter, auf die Stifte abgesehen, und extorquirten von ihnen, soviel sie nur vermochten, unter jeder Form, bei jeder Gelegenheit, auf die unbilligste Weise. Bequemste Veranlassung dazu boten die Visitationstage und die Prälatenwahlen, wo die Commissäre unter der Form freiwilliger „Verehrungen“ und Gastereien den Convent ordentlich brandschatzten. Die Sache wurde zuletzt so arg, daß der Landesfürst mit Ernst gegen den Unfug einzuschreiten genöthigt war *). Sogar die geistlichen Wahl- und andern Com-

---

*) Unser Inventar bewahrt darüber selbst mehrere Erlasse. Z. B.: „Von Gottes genaden Albrecht Pfalzgrave bey Rhein, Herzoge in Obern und Nidern Bayrn etc. Thuen khundt meniglich mit disem offnen Brief. Nachdem wür in erfahrung gebracht, daß sich ains Thaills, vnnser Pfleger, Castner, Richter, Gerichtschreiber, Veberreither, Jäger, Vorst- vnd Ambtknecht, auch in gemain ander vnser Ambtleut vnd Diener, bey vnsern Clöstern mit täglichen ab vnd Zuereithen vnd beschwerlichen Vncossten, wider die Gebür erzaigen, vnnd dieselben vnnsere Clöster, zum höchsten, mit dem täglichen ansal, und der Lüferung, für Ir Personen vnnd Pferdt, beschweren, darauff dan bißher vnsern Clöstern nit geringer nachthaill vnnd abfahl ervolgt. Dieweil vnns dan solches verner zugestatten nit gelegen, sonder wür mehr mit Gnaden genaigt sein, vnsere Clöster, auch all andere vnsere Underthonen, bei der Billehait, handt zu haben, zu schüzen, vnd in aufnemen zu bringen. So wellen vnd bevelchen wür Euch, allen vnd yeden amtleuthen, vnd Dienern etc., deßgleichen auch allen andern personen, so nit der Notturfft vnd geschäfft halber, bey vnsern Gottshäusern zu thuen haben, daß Ihr Euch des ab vnd Zuereitens, wider alt herkhomen vnd die gebür, auch der beschwerlichen Zerung, in vnsern Clöstern, enthaltend. Zudem wöllen wür, daff Ihr vnnser Abt, Praelaten, Prior, Abbtisin, Priorin, vnd all vnser Clöster Verwalter, vnnd Verwalterin, bey Vermeidung vnnser Straff vnd Ungnad, obgemelt vnser gebott, nit übertretet, noch yemandt, ob die gleich vnnsere Clöster ersuechen, vnd sich auffer vnsers Befelchs, vnnd ohne alts herkhomen, anzaigen wurden, die lüferung vnd Underhaltung gebet.“ München,

missäre machten auf unwürdige Art von diesem Erwerbmittel Gebrauch *). Daß unter solchen Umständen die Leitung ei-

---

den 5. Februar 1551. Zwei Tage darauf erging die Weisung an die Klöster: „Wür schickchen Euch hiebei 2 Mandat, vnnd wellen, daſſ Ir daß ain beu Eurn Handten behaltet, daſſ ander an ein Täfel leimen, vnd an vnserm Closterthor anschlagen laſſet. Auch desselben inhalt allerding Volziehung Thüet." — Den 10. August 1569 rescribirte Herzog Albrecht von Aerding aus neuerdings an die Klöster: „Weil vnnß fürkhomben, daſſ dergleichen ansuechen vnnd aigennuzig Prackhtikhen, von andern mer Leuten bey vnsern Clöstern fürgeen, so wellt vnns gleichfahls Lauter berichten, ob vnd von wem daſſ biſſ daher bey Euch beschehen, Eſſ sey dan schankhung oder anlehensweiſſ, vmb vüll oder wenig begert, oder durch andere Praktikhen von Euch erdrungen worden, vnnd in dem allem es treff an wen es well, obs gleich vnnsere Söhn, sament oder sonder, Räth, Renntmeister, Pfleger, oder ander Ambtleuth, Landsaſſen, oder ander geistlich oder Weltlich, Inn oder außlender weren, Solt ihr vnnſſ nichts verhalten, vnnd Euch derwegen zum wenigisten nichts zu befahren haben, Im fall Ir vns aber hürvber was wüſſentlich verhalten solt, würden wür daſſ mit entsezung von der Prälatur Vnnd in anderweg ganz Vngenedig gegen Euch andten, davor wür Euch lüeber verhüet sehen wollen." — In Betreff der Präsente und lucullischen Mahlzeiten für die Wahlcommissäre verordnete Max I. den 1. März 1635: „Damit fürderhin so woll bey vorfahlender Election aines neuen haubts, alſſ bey andern dergleichen actibus der Vncosten auf das genauist eingezogen, insonderheit obenangeregte kostbare vnnothwendige Panquet vnd mallzeiten, Ingleich die vnzlemblich vebermessige Verehrung ganz abgestellt, vnd die ankhoment Commissarij gleichwohl regulariter in denen refectoriis, wie in denen Clöstern gebreuchig, oder da es Je ainem oder dem andern nit gelegen were, in ihren Zimmern privatim, so es das Closter vermag, vnnd ohne alle andere yberflissige Spesa abgespeiſſt, denen Commissarien auch, daſſ dises vnser ausstrukhentlicher Will vnnd mainnung sey, vnd sye sich der gebür nach zu accomodiren haben werden, andeitet werden sollte."

*) Den 10. Febr. 1605 forderte Churfürst Max von dem Propst von Ranshofen, Stefan Hofer, genauen Bericht ein, nachdem „bey vnns

ner Stiftscorporation, Abwendung ihres materiellen und moralischen Ruins kein Kinderspiel war, und daß diejenigen Klöster vom Glücke zu sagen hatten, welche tüchtige Prälaten erhielten, leuchtet von selbst ein. Dieses Glückes erfreute sich Ranshofen. Den Prälatenstuhl dort nahmen nach-

der Würdig vnd Hochgelehrt vnnser Rath vnnd Dechant zu St. Peter alhie Doctor wolfgang Hannemann dergestallt beschrait worden, daſſ er ein zeithero etliche vnnsere, vnnd Innsonderhait auch Eur anbevolchenes Closter mit einnemung, Ja wol einforderung der schankh vnnd verehrungen ain Zeithero nit wenig beschwert haben solle, also daſſ man bey Ime alſſ directore deſſ geistlichen Raths schwerlich zu ainem beschaid gelangen mögen, es seyen dann schankhungen vorhero geloffen, oder doch hernach ervolgt ꝛc." — Schon am 10. Nov. 1614 erging von den churfürstlichen Anwälten und Räthen zu Burghausen an den Propst Hilarius Steyerer ein neuer Erlaß: „Vnserm Gnedigsten Herrn, Herzog Maximilian, wüll glaubwürdig fürkhomen, waſſ gestalt von den herrn Ordinarien, vnnd derselben abgeordneten, bei den Clösstern dero Land- vnd Fürstenthumben, ain sondere aigennuezigkhait in Verehrungen vnnd andern aufgewendten Vnkossten auf Malzeiten bei den electionibus aines Praelaten oder Brobstens, vnd sonsten vnderm schein der Visitationen gesuecht werden solle. Weill aber obhöchstgedacht Ihr Dchlcht. diſs, wie es hierinnen beschaffen, zuemahlen solches den Clösstern zu Merkhlichen schaden geraichen wurde, gnedigst zu wissen vonnötten, vnd dahero vnns sonderbar anbefolchen, fürderlich vneinstelligen bericht einzunemmen" etc. — Der vorletzte Paragraph einer Instruktion desselben Fürsten vom 1. Juni 1620 lautet: „Es sollen auch die Herrn Praelaten darob sein, damit die Clöster mit vnnothwendtig übrigen Göſten nit beschwerdt, vnnd sovil müglich abgethetiget werden." — Obwohl nun einige dieser Verordnungen um 40 oder 50 Jahre älter sind, als die Regierungszeit Probst Benno's, so dürfen wir doch mit Grund annehmen, daß auch in seinen Tagen noch die gerügten Uebelstände nicht gehoben waren, da der Resignant gerade diese Verordnungen, mit Umgehung aller andern, in sein Inventar aufzunehmen für gut fand. Eine radikale Cur aller Schmutzigkeiten, welche die Klöster seit Jahrhunderten über sich ergehen lassen mußten, war freilich erst deren Aufhebung.

einander (von 1620 bis 1687) drei Pröbste ein, sämmtlich aus dem alten Burghausen gebürtig, von denen jeder mit dem Ernste des Ordensmannes tüchtige Geschäftskenntniß und den klugen Takt des Weltmannes verband. Die beiden Ersteren (Philipp Vetterl von 1620 bis 1643, und Simon Meier von 1643 bis 1665) führten während der Schrecken des Religionskrieges die Regierung. Dem Probst Benno ward die Aufgabe, die klaffenden Lecke zu bessern, und das Schiff wieder segelfertig zu machen.

Am 17. März 1665 wurde dem neuerwählten, im kräftigsten Mannesalter (41 Jahre) stehenden Prälaten, von dem passauischen Ordinariatscommissär Domherrn Johann Graf Santhilier, dem churfürstl. geistlichen Commissär Canonikus zu U. L. F. zu München, Bartholome Schenk auf Notzing, den beiden weltlichen Commissären, Hofkammerrath Friedrich Inninger und Wilhelm von der Boje, das Inventar über die vorhandenen Kirchen- und Klosterfahrnisse zur Unterschrift vorgelegt und überantwortet. Als Hauptnummern entnehmen wir daraus: 3 silberne Monstranzen, eine davon 43 Pf. schwer, ein großes silbernes Augustinibild, ein Weihbrunnkessel, ein Pastorale, ein Handbecken, 18 Kelche, 2 Leuchter, 8 Altar-Tafeln — alles von Silber *), ein vollständiger Ornat, 43 Meßgewänder und Kirchenleinwand zur Nothdurft; an Temporalien: eine Baarschaft von 1257 fl. 9 kr., ein auf die Landschaft und die churfürstliche Bundeskasse lautendes Guthaben von 4200 fl., 1600 fl. Schulden, ein doppeltes Credenz von Silber, 37 Silberlöffel, 19 unterschiedliche Becher und Schalen von Silber, 12 Bund Wein, gegen 500 Eimer Bier, 135 Schäffel verschiedenen Getreides. Der geistliche Personalstand des Stiftes belief sich auf 18 Priester und einen Frater.

---

*) Von allem, und dem, was später noch dazugekommen, sind nur mehr 6 Kelche und eine Monstranze, aber nicht jene mit 43 Pfunden, vorhanden.

Die erste Sorge des neuen Prälaten ging nun dahin, die Grundbedingung des klösterlichen Gedeihens, die Ordenszucht, sowie sie von seinen beiden Vorfahrern löblicherweise eingeführt, herzustellen. Sein Hauptmittel dazu war das eigene Beispiel; „vir fuit virtutibus et omnigena vitae integritate insignis . . . pulcherrimarum virtutum exemplo suis praeluxit . . . in conservanda regulari disciplina strenuus," heißt es auf seinem Grabsteine*). Wohl wissend, daß die wissenschaftliche Bildung außerhalb des Klosters nur gar zu leicht auf die moralische Integrität und den Ordenssinn des jungen Klerikers nachtheilig einwirke, errichtete er theologische und philosophische Hausstudien, während ehedem die Stiftscandidaten auf den Universitäten Salzburg oder Ingolstadt absolvirten. Probst Benno schickte nur mehr seine ausgezeichnetsten Köpfe zur Erlangung der wissenschaftlichen Grade an die bayerische Universität. Die Hausstudien befanden sich in den ersten Jahren seiner Regierung in der nahen Stiftspfarre Neukirchen, zuletzt im Stifte selbst. Bei der Resignation des Prälaten waren es zwei Drittel der Conventualen, welche ihre Bildung zu Hause genossen hatten. Benno suchte aber nicht im Kloster allein, sondern auch bei den Laien des Archidiakonatsbezirkes den frommen Sinn und die Freude an ihren Gotteshäusern zu wecken und zu nähren. Er führte in allen Stiftspfarren die Bruderschaft zur Anbetung des h. h. Altarssacramentes ein, und förderte besonders die Andacht zur seligsten Jungfrau, unter Anderm durch die bei der Stiftskirche seit 40 Jahren bestehende Erzconfraternität zum hl. Rosenkranze. Er schmückte die incorporirten Kirchen und Kapellen

*) Es befindet sich im Pfarrhofe zu Ranshofen noch ein handschriftliches Fragment, welches, den Schriftzügen nach, aus den Zeiten Probst Benno's, oder seines unmittelbaren Nachfolgers herrührt, und die damalige klösterliche Hausordnung enthält, die freilich gar sehr von jener abweicht, welche bisher in dergleichen Instituten in Uebung blieb.

mit den werthvollsten Fresken *), und suchte vor Allem die Mutterkirche und ihren Gottesdienst mit würdiger Pracht auszustatten. Drei silberne Brustbilder der H. H. Pankraz, Michael und Valentin, 6 silberne Leuchter, 8 Kelche, eine silberne Ampel, zusammen 267 Mark 20 Loth an Gewicht, 9 vollständige Ornate, 23 Meßgewänder, zum Theil schwer an Gold und Silber, schaffte Probst Benno während seiner Regierung neu an. Die Altarüberzüge in der Klosterkirche wurden auf 77 gebracht; für die übrigen Kirchenrequisiten ward auf mehr als ausreichende Weise gesorgt **). Was damals in dieser Kirche allein an geschlagenem oder gesponnenem Silber vorhanden war, überstieg weit den Werth von 500 Mark. In eine einzige Monstranze waren gegen 700 Ametyste, Granaten und andere mehr oder minder edle Steine gefaßt. Der Mann konnte von sich sagen: „Domine dilexi decorem domus tuae."

Macht Wissenschaft ohne Frömmigkeit aufgeblasen, so macht Frömmigkeit ohne Wissenschaft nicht selten den Kleriker da und dort verächtlich. Namentlich seit der Reformation — und das ist ein Verdienst an ihr — durfte der katholische Priester nicht mehr versäumen, die Wissenschaften ernstlichst zu pflegen. Probst Benno, selbst ein Mann von nicht gemeinem Wissen („eruditione et omni doctrinae genere clarus," sagt der Grabstein), ausgezeichnet durch den Grad eines Licentiaten der Theologie, suchte auf der soliden Basis klösterlichen Gehorsams und ungeschminkter Frömmigkeit eine gleich solide wissenschaftliche Bildung bei seinen Conventualen zu organisiren. Bei Uebernahme der Prälatur waren von sämmtlichen

---

*) Kein Kenner sollte an dem Wallfahrtskirchlein Haselbach bei Braunau vorübergehen, ohne die dortigen Fresken zu besichtigen — ein Werk des P. Benno.

**) Was würde uns darüber die Sakristei erzählen, wenn sie reden könnte?

Canonikern der Probstei nur 5 curat. Eine seiner ersten Anordnungen war, daß er der Mehrzahl derselben die Verpflichtung zur Cura auferlegte, um ihnen einestheils Gelegenheit zu geben, ihr theologisches Wissen gehörig anzuwenden, andrerseits ihre Ausbildung immer auf dem Laufenden zu erhalten. Zur Zeit seiner Resignation waren 13 Curaten unter 20 Priestern des Stiftes. Da ferner die Adspiranten schon nach absolvirtem Gymnasium aufgenommen, also in den Hausstudien Philosophie und Theologie gelehrt wurden, so kann man sich denken, was der kleine Körper für wissenschaftliche Anstrengungen zu machen hatte, um die benöthigten Lehrkräfte disponibel zu machen, gesetzt selbst, daß diese Doktrinen nicht in der heutigen Vollständigkeit behandelt wurden. Um die Lehrkräfte zu vermehren, suchte Probst Benno die tüchtigsten Jünglinge für das Stift zu gewinnen. Dreißig Petenten fanden während seiner Administration Aufnahme. Das war für jene Zeit nichts Geringes, wo die heftigen Angriffe der Reformatoren gegen die katholischen Orden selbst auf katholische Kreise zurückwirkten, namentlich in Bayern uralte Stifte ganz entvölkerten, und die Abneigung gegen die Klöster unter den jungen Leuten kaum geringer war, als zur Zeit der josephinischen Abklärung im vorigen Jahrhunderte. Auch auf die literarischen Hülfsmittel richtete sich Benno's liberalste Fürsorge. Die Bibliothek, schon von seinen beiden Vorfahrern reichlich ausgestattet, wurde unter ihm um 914 Werke vermehrt. „In bibliotheca mortuos dilectissimis voluminibus magno pretio exquisitis disputare fecit," sagt ein Chronist von ihm. Diese Werke gehörten nicht etwa nur der philosophischen und theologischen Disciplin an; gegen 300 derselben gehen auf civilrechtliche, politische, profanhistorische, medicinische, chemische, ökonomische, musikalische und andere schönwissenschaftlichen (wenn wir dieß Wort für die damalige Zeit gebrauchen dürfen) Betreffe. Unwillkürlich fiel uns bei Durchlesung des Büchercatalogs, der auf so vielseitige gelehrten

Bestrebungen des kleinen Stiftes schließen läßt, die Frage bei: wie es doch nur möglich sei, daß Leute, die als Geschichtschreiber um dergleichen ja wissen müssen, solche Berge von Schmach auf die Klosterinstitute jener und späterer Zeit zu häufen vermögen, ohne schamroth zu werden? Zur Verfertigung der benöthigten wissenschaftlichen Apparate errichtete Benno eine Glasschleiferei, eine Drexlerei und Schreinerei; zur Förderung der Heilkunde, sowie zum Frommen der Ortskranken eine Apotheke, endlich eine Buchbinderei zur würdigen äußern Ausstattung des acquirirten Bücherschatzes. Ach! von allen diesen schönen Dingen ist nur wenig mehr vorhanden. Die Bibliothek wurde bei und seit der Aufhebung des Stiftes geviertheilt, zerrissen, verschleppt, bestohlen, verschachert, ebenso die physikalischen Apparate. Was von beiden noch in einem Anbaue der ehmaligen Stiftskirche vorliegt, ist gerade genug, um an das Verlorene den richtigen Maßstab des Werthes und der Trauer anzulegen. Selbst die Lokale, welche zur Unterbringung der Sammlungen dienten, sind größtentheils niedergerissen. Es war ein Akt ungeheurer Barbarei, des Zeitalters eines Attila und Alarich würdig, diese, Stapelplätze der Wissenschaft und Kunst dem blinden Hasse gottloser betreßten Rotten preiszugeben.

Besondern Werth legte Probst Benno auf das Stiftsarchiv. Sämmtliche päpstlichen, bischöflichen, kaiserlichen, churfürstlichen Dokumente, mochten sie auf was immer Bezug haben, ließ er aufsuchen, und in möglichst bequeme Uebersicht bringen. Er achtete es eines Prälaten unwürdig, in diesen Dingen, die so wichtige Interessen des Klosters beträfen, ein Fremdling zu seyn, während die weltlichen Beamten sich mit der indiscretesten Gier über Rechnungen und Inventare der Stifte zu informiren trachteten*). Doch lassen wir den ge-

---

*) „Cum Principum nostrorum Commissarii plurimum inhient omnium rerum nostrarum Rationibus et Inventariis eaque vehe-

lehrten Probst seine Ansicht darüber selbst aussprechen. „Die maiste Privilegia, donationes, oder ankauffsbrief, Abschid vnd recess, Decreta generalia et particularia hab ich lassen abschreiben vnd zusammenbinden, welches hinfiran nuzlich mechte continuirt, vnd was noch nit geschehen, supplirt werden. In Massen Documenta literaria propter suam compertam utilitatem von mir alzeit höcher, als Paargelt aestimirt werden, ceu validissima pro Petitorio et possessorio armamenta. Vnd wäre woll zu winschen, dass dess Conradi I. Praepositi loblicher Intention a successoribus bösser wäre nachgelebt worden, welcher in hoc genere fir sich selber vill gethon hat, volens, consulens, rogans suos sequentes, ut et ipsi eo modo sua Gesta annotarent, ne eorum negotiatio daretur in oblivionem Posterorum. Weill aber soliches Ubersechen, in deme man aintweder wenig aufgezaichnet oder dass aufgezaichnete nit alzeit wollverwahret, ist nit allein fast all ihr negotiatio, sondern auch Personarum Nomina et Praepositorum numerus, cum Juribus, factis et rebus in Vergessen gerathen. Dan wer kan sagen, wie termini Parochiales amplissimi usque in Haunsperg etc. also constringirt, capellae Nospach, Neunkirchen etc. jure Parochiali liberae abstrahirt, die hofmarch Elling im gericht Eggenfelden verlohren worden? Und tausend andere Sachen, deren Vnwissenheit antecessores et Posteros zu schanden macht.

Si pereunt Numi, redeunt: scriptura reverti
Nescit: et acta Dies cum pereunte perit.

. . . Da doch die haiden schon vor alten Zeiten alle ihre Gesta mit den Consulibus, Ludis etc. gezaichnet haben: wo-

---

menter urgeant et importune extorqueant, dubio procul, ut eadem suis archiviis inserant, ut tempora temporibus conferant etc.: absurdum sit, Praelatum esse in domo sua jejunum hospitem etc.“ — sagt P. Benno unter den Gründen der Anlegung seines Inventars.

mit auch vnsern Zeiten vil geholfen: Vnd mueſſ der woll ein Ignorant sein, oder selber vnder dem Ofen der ambition ligen, oder gar wenig de generoso spiritu Posteros erudiendi, excitandi etc. haben, welcher die Praelaten einiger ambition arguirt, wan sie ihre werkh mit ihren Namen oder wappen bezeichnen, Cum quae bona et mala esse possunt, a bonis non nisi bene accipi Deceat. Gleichwie aber des Closters begebenheiten fleissig wollen annotirt werden, also begehren Sie auch, daſſ mans fleissig durchlese vnd den Inhalt wiſſe: zemalen ex hac ignorantia et incuria dem Closter zum öffteren grosse jactura jurium, utriusque Jurisdictionis et Bonorum erfolget. wan aber solche wissenschaft nit in offentlichen Büechern, sondern auſſ deſſ Closters particular scripturis hrrzenemen, wurde nit woll geschehen, daſſ die administration recht gefihrt werde, wan nit aintwederes ein Vorsteher selber in allen documentis fleisig sich informirt machet, oder ainen fleisigen vnd getreuen Papier wurmb an der hand, welcher das ganze archiv woll im Kopf habe, vnd pro rerum emergentia ains vnd anders prompte zu suggeriren, vnd feliciter aufzuschlagen wiſſe. ad quod Consequendum praestat liberalem esse in erogando stipendio, quam incurium in eruenda Veritate, et rebus ac juribus conservandis.“ In Folge dieser Ansichten über den Werth der archivalischen Urkunden entstand unser Inventar. Denn nebst dem, daß daraus Gottes Segen ersichtlich werde, wie er während seiner Regierungszeit über dem Stift waltete, sollte es hauptsächlich dazu dienen: „ut historica rerum veritas secure transeat ad Posteros, semper de antecessorum negligentia in transmittenda historia querulos“ und „ut Dominus successor, si quid bene et oeconomice gestum viderit, stimuletur ad similia, si quid adhuc praetermissum, id suppleat.“

Aus der ungemeinen Hochschätzung der Urkunden als Rechtsquellen läßt sich schließen, daß Probst Benno keineswegs

der Mann war, der gutwillig eines der wohlerworbenen Rechte seines Stiftes hätte fahren lassen. Seine Zeit, die Tochter des dreißigjährigen Krieges, wo sich die schlimmsten protestantischen Grundsätze über Kirchenrecht und Kirchengut auf katholisches Gebiet herübergeschlichen, wo namentlich die Sache der Klöster selbst vor dem geistlichen Forum nicht selten arge Widersacher fand, diese Zeit gab ihm Gelegenheit genug, seine Stärke in gerechter Nothwehr zu erproben. Die geistliche und die weltliche Jurisdiktion über das Stift und dessen Zugehörungen wurde seit einigen Jahren dem Probste streitig gemacht; Benno behauptete die Civilgerichtsbarkeit gegen den Churfürsten, die geistliche Gerichtsbarkeit und die Exemtion gegen den Bischof von Passau. Seinen Anstrengungen gelang es überdieß, daß der jeweilige Probst vom römischen Stuhle in der Würde eines Archidiakons neu bestätigt, und von Papst Innocenz XI. im J. 1670 in den lateranensischen Verband aufgenommen wurde. Daß der Rechtshändel Benno's noch mehrere gewesen seyn müssen, geht aus der Notiz des Inventars hervor: „Plures causae litigosae cum victoria obtentae", und sein Leichenstein sagt von ihm: „In asserendis monasterii juribus assiduus."

Es trifft sich nicht häufig, daß gelehrte Leute ein ökonomisches Verwaltungstalent entwickeln; man findet sie da meistens unpraktisch und linkisch. Probst Benno jedoch war auch auf diesem Gebiete zu Hause, und Ranshofen hat wenige Prälaten aufzuweisen, die ihm in der temporellen Administration gleich gekommen wären, keinen, der ihn übertroffen hätte. Er war, wie sein Panegyrist auf dem Grabsteine sagt, „In re familiari augenda indefessus." Wie man sich erinnern wird, wurden ihm von den Commissären nur etwas über tausend Gulden Baarschaft, 4200 fl. uneinbringbare Aktiva und 1600 fl. Schulden, Getreidevorrath nur für den eigenen Bedarf, Kirchen- und Wirthschaftsrequisiten im bloß zur Nothdurft ausreichenden Stande übergeben.

Man kann dessen ausgezeichneten Vorfahrern darob keine Schuld beimessen, daß das Uebergabsinventar nicht properer ausgefallen. Ohnehin gehörte nicht wenig dazu, erst 15 Jahre nach dem gräulichen Religionskriege das Stift fast schuldenfrei dem Nachfolger einzuhändigen. Hatten doch andere Verwaltungen 30 und mehr Friedensjahre hinter sich, und enorme Hilfsmittel zu Gebote, ohne sich gleichen Erfolgs rühmen zu können. Wenn aber auch die Vorfahren unsers Probstes kein Vorwurf trifft, so ändert dieß doch an dem mißlichen ökonomischen Stande des Klosters nichts. Benno war auf klugen Haushalt angewiesen. Wie er das verstanden, davon gibt das Inventar Zeugniß, welches er bei der Resignation zu Handen seines Nachfolgers stellte. Nachdem der Mann auf Kirchenzier über 300 Mark Silber und 8000 fl. verwendet, nachdem er die Paramente verdreifacht, Kirchen- und Stiftslokalitäten mit Gemälden verziert, Glocken herbeigeschafft; nachdem er die Bibliothek nahe um 1000 Bände bereichert, für Anfertigung der kostbarsten wissenschaftlichen Apparate gesorgt, ganze Stockwerke zur Unterbringung der Sammlungen und der Apotheke erbaut; nachdem er die Hofmark Neukirchen von einem Grafen von Thöring um 12,000 fl., Zehenden vom Landgute Pogenhofen um 4000 fl., das Fischereirecht in der Enknach, von der churfürstlichen Kammer als Lehen, erworben, 16 größere oder kleinere Güter und Grundstücke angekauft, den Viehstand nahezu verdoppelt, die Wirthschaftsrequisiten in besten Stand gesetzt; nachdem er 13,000 fl. auf Zinsen ausgeliehen hatte: war er noch im Stande, 65,122 fl. 59 kr. in klingender Münze, 13 Mark Bruch- und Schatzsilber, über 500 Eimer Wein, 241 Schäffel alten Getreides ꝛc. dem Nachfolger zu überweisen. Im Wohlgefühle eines so reichen Segens schrieb der Prälat mit eigener Hand dazu: „Divitiae si affluant, nolite cor apponere. Omnia ad majorem Dei gloriam, et sanctorum honorem, et ecclesiae Ranshovianae incrementum."

Was er als getreuer Haushalter erworben, wollte er auch im Besitze des Stiftes sichern. Damals schon bewiesen die weltlichen Regierungen für die Klostereinkünfte eine Sorgfalt, zu der man sich nichts Gutes versah. Namentlich vindicirte sich die bayerische „die Inspection bei dem Temporalwesen in denen Klöstern.“ Wie dieß zu verstehen sei, zeigen nicht nur die Regierungsvorschriften über den Haushalt in den Klöstern, über die Uebung der Gastfreiheit, Beschränkung des Luxus ꝛc., sondern auch die Weisungen, daß ohne Erlaubniß des Churfürsten kein bedeutender Bau geführt werden durfte *), und daß seit 1687 jährlich wenigstens eine summarische Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben der Klöster abgelegt werden mußte **). Probst Benno äußert sich selbst über den

---

*) Die einschlägige Verordnung vom 10. Nov. 1682 lautet: „Von Gottes genaden Maximilian Emanuel etc. — Vnnsern Grueß zuvor, Ersamber in Gott, Lieber gethreuer, Waß Euren Vorfahren beraiths im Jahr 1605 den 7 July vnd 1611 den 7 Merz wegen der Clostergepeu, daß nemblichen ohne Landesfürstl. Bewilligung khaine Neue gepeu, welche in die 100 oder zum maisten 150 fl. pauvnkosten anlauffen mechten, sollen angefangen, oder vollfihrt werden, für gemessene Bevelch zuegefertigt worden, werden sich auf nachsuechen fündten. Wann nuhn verlautten wüll, daß Thaills Clöster vnsers Rentambts München die obangezogene Bevelch, wie sich gebürth hette, nit beobachtet, sondern außer acht gelassen haben, dises aber vnserm gnädigsten will vnd mainung zuwider Laufft, Alß wollen wür hiemit die vorher ergangene Mandata widerholt, vnnd Euch anbevolchen haben, hinfüran bey Eurem anverthrautten Closter, khaine Neue gepeu, welche verstandtenermaßen bis in die 100 = oder meistens 150 fl. Cossten wurden, nit anzufangen, oder zu vollfiehren, Ehe vnd Zuvor Ihr vnß solches mit yberschikhung ainer Visier vnd Ueberschlags, auch benennung der werkhmaister, welche daß vorhabendte gepeu machen sollen, vnnd ainer Specification, waß dar zue für mitl vorhandten, oder woher selbe ohne schaden der Gottshäuser zu nemmen, vmbstendtig berichtet, vnd deßwegen die Bewilligung habet.“

**) Unterm 17. Juli kam an die Klöster der Befehl: „Demnach wür

Heißhunger *), mit welchem sich die designirten Staatsbuchhalter in das Stiftsvermögen hineinarbeiteten, und überall leuchtet hervor, wie ungern, gleichsam in Vorahnung der hundert Jahre später erfolgten Maßregeln, die unbefugte Bevormundung von den damaligen Stiftsvorständen gesehen wurde. Benno hielt daher für klug, den Staatsbuchhaltern die reichen Früchte des seine Amtsführung begleitenden Gottessegens nicht in ganzer Vollständigkeit vorzulegen. Er ließ ein zweites summarisches Inventar zur Vorlage bei der Wahl seines Nachfolgers anfertigen, in dem die Rechnungen so gestellt waren, „ne Heliodoris, si quorum manus incurrerent, salivam moverent. Tob. 12, 7."

Nachdem Probst Benno so Alles zum Besten des Klosters geordnet, legte er ein Amt nieder, das er mit dem Ernste und der Würde eines Regenten, mit der Frömmigkeit des Ordenspriesters, mit dem Eifer eines gewissenhaften Haushalters, mit der Klugheit eines Weltmannes getragen hatte. Am 17. Oktober 1687 wurde Ivo Kurzpaur zu seinem Nachfolger gewählt; er selbst trat ein otium cum dignitate an, wo er, wie der Chronist sagt, sese totum doctissimis scribendis libris pietatique impendit. Natürlich war der vor-

---

von vnnsern zu denen Electionen genedigist abgeordneten Commissarien abgelegten relationen ein Zeit hero wahr- vnnd abgenohmen, daſſ thaills vnnsere Clösster khein ordentlich- vnnd formbliche Rechnungen zu halten pflögen, vneracht hieran denen Clöstern haubtsächlich gelegen; Alſſ ist hiemit vnnser genedigistes haiſſen, vnnd wollen, daſſ Ir von Zeit Eurer angetrettener Brobstey, ordentliche vnnd formbliche Rechnungen (auf den fahl Ir kheine Solche Rechnungen gehalten haben sollet) vber alle gelt, getraydt, vnnd andere Einnamben, vnnd auſſgaben verfaſſen, vnnd Jährlich in ein Haupt-Rechnung eintragen laſſen sollet, deſſen wür vnnſ versehen."

*) Zur Ehre des Institutes sei bemerkt, daß der Eifer bisher nicht nachgelassen.

sichtige Prälat bei Zeiten auch darauf bedacht, sich für die noch übrige Lebenszeit, gegenüber den Mitbrüdern im Stifte, eine honette Behandlung zu sichern. Er verfaßte einen eigenen Leibgedingsbrief, den er am Wahltage von seinem Nachfolger, den Stiftsministerialen und den Wahlcommissären bestätigen ließ. Zu dieser Vorsicht, sagt er, habe ihn besonders das Schicksal des berühmten Bischofs Barbosa veranlaßt, welcher nach seiner Resignation nichts als Undank zu befahren hatte, nicht einmal die zugesicherte Pension ausbezahlt erhielt, und von Richter zu Richter laufen mußte, um den Pensionsgeber zu Erfüllung seiner Pflicht zu nöthigen. In dem Leibgedinge ist festgesetzt: freie Verfügung über seine Zeit durch gänzliche Exemtion von allen Funktionen; eigener Tisch, Nahrung und Kleidung, wie sie sich für einen freiwilligen Resignanten ziemen; bequeme Wohnung mit zwei Zimmern, nach Belieben entweder im Stifte, oder in einem andern dem Stifte gehörigen Orte, z. B. Neukirchen; ein Kammerdiener nach eigener Auswahl, der vom Stifte ernährt werden muß; honette Verpflegung allenfallsiger Gäste, oder eines benöthigten Arztes; „solle können einen trunkh anschaffen denen, so mir Dienst erweisen, vnd auch den Tisch“; eine Equipage zur Hin- und Herfahrt von Neukirchen, oder auch zu weitern Reisen; freie Benützung der Gärten, auch außer der Rekreationszeit; ein eigener Schlüssel zur Bibliothek; dann jährlich 200 fl. vom Stifte, und jährlich 400 fl., wenn er aus irgend einer wichtigen Ursache sein Domizil in einem andern Kloster aufschlagen würde, und über alle diese Punkte gesetzliche Sicherheit.

Eilf Jahre nach diesem Acte, am 20. Dez. 1698, starb Benno im 74sten Jahre seines Alters. Wir haben hiemit aus der siebenhundertjährigen Geschichte der Probstei Ranshofen einen Abschnitt von zweiundzwanzig Jahren herausgehoben, und das Andenken eines Mannes, der mit Unrecht

der Vergessenheit anheimgefallen, eines Mannes, der, hätte er in unsern Tagen gelebt, so gut und besser, als der oder jener, eines Monumentes würdig gewesen. Er hat keines, außer dem einfachen Marmorgrabstein und den 97 Blättern seines Inventars. Unter ihm und seinem Nachfolger stand Ranshofen in dem Perihel seiner innern Kraft, seines Reichthums und seines äußern Ansehens. Von da ab sank das Stift zusehends in sich zusammen, bis endlich seine Tage erfüllt waren, und es unter dem Scalpiermesser der modernen Mohikaner verblutete *).

*) Das Inventar enthält noch mehrere interessanten Notizen, die jedoch dem vorgesteckten Ziele nach im Obigen keine Erwähnung finden durften. So z. B. über die nöthigen Vorbereitungen zu den Prälatenwahlen, über einzelne kirchlichen Andachten, über den damals gebräuchlichen Dienstbotenlohn 2c. Auch eine Notiz zu der im 16ten Jahrhundert von den Herzogen in Bayern zeitweilig bewilligten Communio sub utraque: „Im Cästl gegen den Ofen ein trichel von Ebenholz mit Cleinodien, ring, föttl, Pontifical - Kreuz 3, ain Silbers, vnd 2 silbern vergolten rörl pro sumendo a laicis sacro sanguine more priori seculo introduci et praecipi coepto auctoritate principis.“

XLIII.

Katholicismus und Heidenthum*).

III.

Die heiligen Engel.

Es gibt in der heiligen Kirche, neben der Verehrung Maria's, wenig so reich und schön Entfaltetes, als die Lehre von den heiligen Engeln, besonders dann, wenn wir neben dem Dogma auch die Tradition verfolgen, die sich in wunderbarer Fülle entwickelt hat. Hat doch diese Lehre auch so viel Tröstliches für den Menschen, so viel Erhebendes und Beruhigendes in dem Kampf gegen Welt und Sünde, greift sie doch auf allen Seiten so tief in sein Leben ein.

Die heiligen Bücher geben uns ein erhabenes Bild von den Engeln. Sie sind die Boten Gottes, daher angeli, sie vermitteln den Zusammenhang der Geister- mit der Menschen-Welt, sie sind vollkommene Seelen, wie die Seele ein unvollkommener Engel ist. Ihr Verstand und ihre Erkenntniß

*) In der Nummer II. dieser Aufsätze, S. 353, dieses Bandes, bei der Besprechung des Dr. Sepp'schen Buches, hat sich ein Fehler eingeschlichen, welcher einen ungerechten Vorwurf für diesen Gelehrten involvirte. Statt „Schöpfung der Welt“ Z. 6 v. u. soll es nämlich heißen: „Schöpfung des Menschen.“

sind vollkommen, das ganze Gebiet der Natur und des Geistes beherrschend. Stark und mächtig ist ihr Wille, sie können menschliche Gestalt annehmen und, obwohl reine Geister, doch Körper haben und tragen. In verschiedene Rangordnungen eingetheilt, wohnen sie bei Gott in Seinem Himmel, und bewegen sich mit der Schnelle des Gedankens zu uns und wieder zurück. Die heil. Hildegard nennt sie „nach dem Bilde des Vaters geschaffen", und in ihrer Schnelligkeit sind sie wie ein Gleichniß der Allgegenwart Gottes. Dessen Thron umschweben sie, den Herrn dreimal heilig preisend, und in größter Ehrfurcht, denn die Seraphim verhüllen ihr Angesicht und ihre Füße mit je zwei Flügeln, mit zweien fliegen sie, Gott in inbrünstiger Sehnsucht umkreisend, und trachtend, Ihm näher zu kommen. Sie tragen das Gebet und Flehen der Menschen vor Sein allerheiligstes Angesicht, und unterstützen es durch ihre Fürbitte, sie sind die treuesten Freunde der Menschen, und ihnen stets mit ihrem heiligen Schutz nahe; Jeder hat seinen Engel, der ihn nie verläßt, ihm räth und hilft, der, nach dem allgemeinen Glauben der Kirche, die Seele einst vor Gottes Thron führt. Endlich sind sie die Kämpfer des Herrn, wenn Er Rache üben will unter den Völkern, Strafe an den Nationen *).

Das ist die Lehre der Kirche und der heiligen Schriften. Die von ihr abweichenden Bekenntnisse des 16ten und mehrere früherer Jahrhunderte haben sie aufgegeben, oder ignoriren sie wenigstens, so wie die auf sie gegründete Verehrung der heil. Engel und ihre Anrufung. Man glaubte sie auch damit zu beseitigen, daß man sie als Personificationen der verschiedenen göttlichen Eigenschaften hinstellte; doch spricht eine ganze Reihe von Stellen der heiligen Schrift dagegen, und bezeichnet sie als durchaus persönliche erschaffene Wesen. We-

*) Bellarmin: Himmelsstiege, übersetzt von Dieringer. S. 231 folg.; Billuart: summa S. Thomae II. p. 149.

niger gleichgültig und feindselig war das Heidenthum gegen die Lehre; in ihm, und zwar in seinen edelsten Formen, hat sie sich erhalten und lebte, ja lebt sie noch theilweise fort, denn sie liegt dem armen Menschenherzen zu nahe, sie kommt zu vielen seiner Bedürfnisse entgegen, als daß das Heidenthum sie leichthin hätte aufgeben können. In ihm ist sie selbst so tief begründet und so sehr verbreitet, daß wir aus den Mythen einen consensus gentium für sie gewinnen können. Uns am nächsten liegt das deutsche Heidenthum, in welchem wir die Engel aufsuchen wollen.

Wir denken sie uns als männliche Geister, wenn der Geschlechtsbegriff überhaupt bei uns auf Geister anzuwenden ist. Bei den Heiden ist er von größerer Bedeutung, weil sie, in die Materie versunken, sich zu der Vorstellung eines reinen Geistes nicht mehr erheben konnten; ihre Götter und die ganze Götterwelt waren nach dem Bilde des Menschen und der irdischen Welt geformt. In dieser aber war es des edeln, freien Mannes unwürdig, zu dienen, Frauen dienten und Sklaven; das göttliche Wort, „er soll dein Herr seyn", ist auch im Heidenthum unverschollen. So konnten denn dem Deutschen auch die den Göttern dienenden Geister nicht männlich gedacht werden, es mußten nothwendig Frauen seyn.

Außer dem, daß sie den Göttern dienten, hatten sie auch den Menschen zu verkündigen, ihr Dienst schloß das Botenamt in sich. Dieß fordert Vertrauen auf beiden Seiten, und so erscheinen denn auch die Engel als theilweise Vertraute der göttlichen Geheimnisse, wenigstens die der obern Stufen. Dasselbe gilt auch von dem Heidenthum, und dadurch fiel ein göttlicher Schein auf die Dienerinen der Himmlischen, die als eingeweiht in die Zukunft betrachtet und verehrt wurden. Die Verehrung wuchs durch die Würde des Dienstes, die hohe Stellung in der Götterwelt, mit der natürlich auch höhere, als menschliche Kräfte verbunden waren. Dieß

und der erhabene Rang der Göttinen warf auch auf die irdischen Frauen einen Abglanz zurück, und führte zu dem schönen, folgereichen Glauben, „aliquid divini et providi feminis inesse“, wie Tacitus lehrt. Der Deutsche war nicht unempfänglich für die Milde, Reinheit, Opferfähigkeit und den edeln Muth seiner Frauen. Ihr stilleres Leben im Hause führte sie eher zur Beschaulichkeit; die so hochgeachtete Keuschheit, die mit dem weiblichen Priesterthum und dem Botenamt bei den Göttern unauflöslich verknüpft war, gab ihnen als Jungfrauen etwas Unnahbares, den Göttern Vertrautes, mit ihnen selbst Verwandtes, und durch dieß Alles wurde die Stellung der deutschen Frau eine weit günstigere, als die der Frauen anderer Völker.

So sind die Engel der Deutschen ausschließlich Frauen, und sie theilen sich in die einander verwandten Walkyrien und Elben.

Der Vater ist uns das Licht, die Engel sind wie Ausflüsse von Ihm, die Strahlen der Sonne der ganzen Geisterwelt. Darum erscheinen sie auch leuchtend und weiß, und wenn die heilige Kunst sie in vielfarbig schimmerndem Gewande darstellt, so will sie damit die prächtigen Regenbogen-Farben andeuten, in welchen das Licht sich bricht. Auch Odhin, Wodan ist das Licht, aber nicht das der Geisterwelt, sondern das strahlendste der Körperwelt. Er ist in seinem weiten blauen oder gefleckten, mitunter selbst zerrissenen Mantel der weite Himmel, die Sonne sein einziges allschauendes Auge; das andere hat er für einen Trunk aus Mimirs Born hergegeben. Seine Dienerinen sind Töchter des Ostens, des aufsteigenden Lichtes, darum tragen sie auf dem schneeweißen Körper goldene Brünnen, auf dem Haupte goldene Helme, und reiten auf goldenen Rossen, denn Gold ist das Metall der Sonne, seine Farbe die des Lichtes; auf altdeutschen Bildern stehen darum Gott und Heilige im Goldgrund, und im Kinderglauben tragen die Engel goldene Flügel.

Die heilige Kunst konnte, wenn sie die schnelle Bewegung der Engel durch die Luft ausdrücken wollte, dieß nicht anders und nicht besser sagen, als indem sie Flügel an ihre Schultern heftete. Sie hatte um so mehr Recht dazu, als die Engel im alten, wie im neuen Bunde mit Flügeln versehen dargestellt werden; so die Cherubim über der Arche, so die Engel in der Apocalypse. Auch jene Dienerinen des höchsten germanischen Gottes trugen Flügel und flogen mit großer Schnelle, nur ging der Heide weiter. Ein mit Flügeln versehener Menschenleib, oder ein bloßes geflügeltes Haupt lagen ihm zu ferne. Die Seelenwanderung, von der sich Spuren im deutschen Cultus finden, gab ihm Menschen-Seelen, in Thierleiber eingeschlossen, an die Hand, nur ruhte auf ihnen der Bann, daß sie das Thiergewand nicht verlassen konnten. Der fiel bei jenen himmlischen Frauen weg, sie konnten die Thiergestalt annehmen und ablegen, und diese Gestalt war die des weißen, edlen Schwans. In ihr fliegen die Valkyrjen zu stillen Waldseen zum Bad, werfen sie am Ufer ab, und springen als wunderschöne Jungfrauen in die spiegelklare Fluth. Dann naht meistens der Held, nimmt einer das Fluggewand weg, und hat sie nun in seiner Gewalt. Einem solchen Raub folgt die Vermählung, also eine geschlechtliche Verbindung der Töchter des Lichtes, des höchsten Gottes, mit den Söhnen der Menschen. Dieser Gedanke geht durch fast alle Mythologien, und er erinnert an Genes. VI, 2, 4, nur mit dem Unterschiede, daß das geschlechtliche Verhältniß umgekehrt ist. Wie dort die Söhne Gottes die Töchter der Menschen beschliefen, so verbinden im Heidenthum sich die Töchter Gottes mit den Söhnen der Menschen, und dort wie hier zeugen sie ein Heldengeschlecht. Wie dieß zu vereinigen ist, darüber können wir an anderm Orte mehr sagen.

Einige Valkyrjen fassen selbst von des Helden frühester Kindheit an Liebe zu ihm, sie sind stets um ihn, sie schützen

ihn in Gefahren, später im Kampfe, und sind immer besorgt, daß ihm nichts Böses widerfahre. So werden sie dem Schutzengel der christlichen Lehre ähnlich, den nach Bruder Berthold Gott zugleich mit der Seele des Kindes der Mutter eingießt, und an den sich mancher schöne Gedanke knüpft. Wer einst grüßte, der wünschte zugleich: „Daß euch mein Engel grüße!“ und wen man in sichern Schutz befehlen wollte, dem rief man: „Daß deiner mein Engel walte! Daß mein Engel Deiner Ehren hüte!“ Man theilte das gebetete Vaterunser mit seinem Engel, als dem besten Freunde auf der Welt, der mit dem Menschen lacht und mit ihm weint; man fühlte seine beständige Gegenwart in vollster Lebendigkeit. Vor Allem aber war und ist es die Kinderwelt, die seines Schutzes bedarf, und in ihr finden wir darum auch die schönsten Vorstellungen von dem Wesen und Weben der heiligen Engel, ihrer Engel, die allzeit das Angesicht des Vaters schauen; ja die Kinder selbst werden „guldig's Engele“ genannt. Droben im Himmel sind die Engel stets fürbittend thätig für das Kind, denn so sagt das schwäbische Lied:

Es geht a Thürle in Himmel nei,
Laufet Engele aus und ei,
Betet für mich Tag und Nacht,
Daß ich selig sterben mag *).

Mit Liedern von den Engeln werden die Kinder zur Ruhe gebracht; so im Oppaland:

Schluof, Jengla, schluof,
D' Engelan lohn dech grüßa,
D' lohn dir a gude Bodschaft sähn,
Morne warren se dech af's Himmerla trän.

Im Traum sehen Kinder die Engel und spielen mit ihnen, daher das Lächeln, welches sich oft im Schlaf um ihre Lippen zieht; die Engel tragen sie dann in den Himmel:

---

*) Meier: Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben. S. 18.

Willst dö, liebes Kindel, sahn,
Wos an Himmel thut geschahn,
Dou schließ dö lieben Guckel zu
Und schlouf al lieber, süßer Ruh.

Dort hürst do schiene Engel singen,
Und viele guldne Horsen klingen,
An Himmel, och, muß schiene sain,
Dort werd'ch mai Kindel racht erfraln *).

So der Böhme; der Schwabe weiß schon mehr von den Himmelsfreuden:

Im Himmel, im Himmel
Sind der Freuden so viel,
Da sitzen die Engel
Und haben ihr Spiel.
Sie singen, sie springen
Und haben einen Muth,
Sie theilen mit einander
Das ewige Gut **).

Aber nur frommen Kindern wird ihr Schutz, darum singt der Norddeutsche:

Schläpst du sau, so wirst du fromm'n,
Sau okh de Engel tau dick komm'n
Un währn dick bewahren,
Dat dick nischt kann wedderfahren.

Er muß in Schwaben das Kind selbst wecken, und zwar zu bestimmter Zeit:

Engele kumm,
Weck me zur Stund,
Et zu früh und et zu spät,
Wenn die Uhr auf sechse steht.

Am schönsten aber ist der Gedanke des englischen Schutzes bei der Nacht in dem bekannten Lied von den zwölf oder vierzehn Engeln ausgedrückt, dessen reichste Version sich in dem altkatholischen Münster in Westphalen findet.

*) Firmenich: German. Völkerstimmen.
**) Meier a. a. Orte.

Aowens, wenn ick in min Bettken triäde,
Triäd ick in Maria's Schaut.
Maria is min Moder,
Johannes is min Broder,
De leiwe Här is min Geleidsmann,
De mi den Weg wull wisen kann.
Twiälf Engelkes gaoht met mi,
Twee Engelkes an den Kopp-End,
Twee an den Föten-End,
Twee an de rechte Siet,
Twee an de linke Siet,
Twee, de mi decket,
Twee, de mi wecket,
Jesus in min Hiätken,
Maria in minen Sinn,
In Namen Gaodes slaop ick in.

Das ist wohl der schönste Ausdruck, den es für den heiligen Frieden, der über einem schlafenden Kinde ruht, geben kann. Es tritt in Maria's Schooß, da ruht es, und Jesus und Johannes halten bei ihm Wache, mit ihnen zwölf Engel, die es von allen Seiten schützend mit ihren Flügeln decken und es wecken zum Lobe Gottes. Ein Zug gebricht dieser Version, der sich in allen andern findet, die statt zwölf vierzehn Engel zählen, nämlich noch

Zwei die mich weisen
In's himmlische Paradeis;

denn auch das ist das schöne Amt der Engel, daß sie die dem Sterbenden entschwebende Seele in ihren Armen empfangen und gen Himmel tragen. Zahllose Legenden wissen von dem himmlischen Sang und Klang, der bei dem Tode heiliger Menschen gehört wurde, und worin deren Seelen in lichtem Engelgeleit durch die Lüfte zogen. So erhebt sich auch des unschuldig Hingerichteten Seele aus seinem Mund in Gestalt einer Taube, und zwei andere weißen Tauben fliegen zu ihren Seiten empor. „Es geh'n drei Engelein mit der Leich,“ singen die Kinder bei uns, und nach rabbinischer

Ueberlieferung gehen drei Haufen von Engeln vor dem Heimgehenden her, und geleiten ihn zum Throne Gottes. Und auch des gefallenen deutschen Helden Seele zog nicht einsam nach Valhöll hinauf, die Valkyrje empfing sie beim Ausgang aus dem Körper, und trug sie zum Pallast des Siegvaters; da aß der Held mit den andern Einherien jeden Tag von dem Fleisch des immer neulebenden Ebers, während die Valkyrje ihm den Becher kredenzte mit köstlichem Meth; da zog er zur Jagd und zum Kampf mit seinen Genossen, in dem er zwar fallen konnte, aber bei dessen Ende er wieder in frischer Kraft erstand.

Dieß Mahl der Helden ist aber auch christlich, es ist das Himmelsmahl, ein symbolischer Ausdruck für den Genuß der ewigen Anschauung Gottes, welche die Freude des Himmels ausmacht. Sinnlich aufgefaßt lebt es u. a. im Märchen von dem frommen Knaben fort, der lange sein Stückchen Brod mit dem Bilde des Jesuskindes theilte, und von diesem zu seinem himmlischen Gastmahl geladen wurde; in der Vision eines Minoriten, der den Himmel offen und, Christus an der Spitze, die Heiligen bei einem köstlichen Mahle sah, wobei die Engel dienten. Nach dem Talmud kommen die im Gericht als gerecht Befundenen auch zum Mahl; jeder hat seinen Thron, vor sich einen Tisch von Perlen, in der Hand einen Becher mit Würze des Lebens, und drei Engel zu seinem Dienst, deren Häupter Strahlen der Herrlichkeit umglänzen.

Die Engel sind Boten Gottes, die Valkyrjen Botinen Allvaters. Er sendet sie aus, wenn der Kampf entbrennt, damit sie den Sieg demjenigen zuwenden, dem er ihn bestimmt hat; sie bringen Entscheidung des Kampfes. Aber nicht thatenlos schweben sie über den Reihen der Streiter, sie greifen thätig mit ein, wie die Legende auch die heiligen Engel über den Häuptern der Gotteskämpfer mit leuchtenden Schwertern die Feinde schreckend schildert, und die heilige

Schrift sie darstellt als Ausführer der Rache des Herrn an den Nationen. In den frühesten Zeiten bereits erscholl auch das Flehen der christlichen Heere: „Herr, sende uns Deine Engelschaaren!“ Aus dem deutschen oder einem andern Mythus läßt sich das nicht ableiten, denn es kommt an Orten vor, wohin dieser nie drang, wo das Heidenthum überhaupt diesen Schutz nicht mehr kannte.

Schon die früh im Mittelalter bekannte lauretanische Litanei nennt die heilige Gottesmutter regina angelorum und regina sanctorum omnium, des ganzen Himmels Königin. Diesen Rang hatte gewissermaßen auch Freyja im germanischen Alterthum, denn sie war das Oberhaupt der Valkyrjen; sie zog selber in den Kampf, und Maria ist auch die Königin des Sieges; sie war die Göttin der Liebe, und Maria ist die schönere Mutter der süßen Liebe. Freyja scheint überhaupt die vorgeahnte Maria.

Wie so Valkyrjen und Engel sich in vielfachen Beziehungen berühren, so finden wir dasselbe, wenn wir die deutsch-heidnischen Elben mit den Engeln vergleichen, und zwar die Elben der höchsten Rangstufen, die Lichtelben.

In Odhin oder Wuotan ist deutlich noch die alte Gotteinheit zu erkennen, die andern Götter sind nur Personificationen seiner verschiedenen Kräfte und Aemter, die wir darum auch ebensowohl von ihm, als von den Göttern verwaltet finden. Wie er als Kriegsgott Zio wurde, als Gott des Wetters Donar, so wurde er als Gott der Liebe und als Sonnengott Freyr, in Deutschland Fro, der gnädige, herzerfreuende, Fruchtbarkeit spendende.

Um diese andere Sonnengottheit sammelte sich auch wieder eine andere Engelswelt. Die bei Allvater, dem Siegvater wohnenden Valkyrjen konnten nur des höchsten Gutes der deutschen Männer warten, des Sieges, der Schlachten; die Dienerinen Fro's aber sind rein das von der Sonne

ausgestrahlte Leben in der Natur, die erwärmenden und befruchtenden Strahlen des Tagsgestirns; darum verlegt der Mythus ihre Wohnung auch in lichte glänzende Palläste. Da sie nicht nur im Himmel zu walten haben, wo das Kinderauge in den Sternen noch Augen der Engel sieht, sondern auch und hauptsächlich auf der Erde, so theilen sie sich in zwei Klassen, deren erste in den weiten Gebieten der Luft umschwebt, während die zweite auf der Erde wohnt. Jene sind durchaus frei; sie fliegen, sie haben das Schwangewand der Valkyrjen; so der Engel, der der Gudrun als Bote Gottes gesandt wird, und den das Epos einen Vogel nennt, so die an schattigen Waldbrunnen erscheinenden schönen Jungfrauen, die sich Königstöchter aus Osten nennen u. a. m. Die zweite Klasse ist weniger frei; sie sind gleichsam in die organische, halbbelebte Natur gebannte Tropfen der Quelle alles Lebens, und als Gebannte seufzen sie nach Erlösung. Wenn auch auf der einen Seite mit höherer Macht, als die Menschen, begabt, denn wie den Engeln, sind auch ihnen alle Kräfte der Natur erschlossen, so sind sie doch weit unvollkommener, als diese, denn sie entbehren der Seele, oder diese ist unvollkommen, wie im umgekehrten Verhältniß die des Menschen gegen die der Engel. Die Pflanze, der Baum lebt, denn sie wachsen und grünen und blühen, die Quelle lebt, denn sie springt keck wie ein fröhliches Kind aus des Berges Schooß; aber das ist nur ein Leben niederer Art, das Edlere, Seelische mangelt ihnen, die Scholle fesselt sie. Nur dann können diese Elben ihre Umhüllung verlassen, wenn die Sonne im reichsten Glanz, in vollster Kraft vom Himmel leuchtet, oder wenn sie ihn ganz verließ, um Mittag und um die Zeit der Nacht. Dann kommen sie freudig hervor in ihrer lockenden Schönheit, mit langem, fliegendem Haar, baden sich in klaren Brunnen und Bächen, und suchen die Liebe der Menschen zu gewinnen; denn wenn diese sich mit ihnen verbinden, wenn deren Kuß ihre Lippen dreimal

berührt, dann sind sie beseelt, erlöst. Durch den Kuß wird ihnen gleichsam die Seele eingegossen. Gelingt dieß nicht, oder vielmehr, wird es vereitelt, dann klagen sie, daß der Baum noch lange nicht gepflanzt sei, daß erst ein Rabe die Eichel dazu aus hoher Luft müsse fallen lassen, daß ein Hirsch die Nuß in den Boden treten müsse, aus der er erwachsen muß, der die Wiege ihres Erlösers werden soll. Grünt dieser Baum dann wieder in voller Kraft, wird er zu heiliger Zeit gehauen und ist die Wiege daraus gemacht, dann hüten sie, wie getreue Schutzengel, das darin liegende Kind, sie herzen es und pflegen es, warnen und schützen es in spätern Jahren, besonders vor dem Verlust der Reinheit, denn sie selbst sind rein, wie Gold, und nur der Reine vermag es, sie zu erlösen. Aus diesem zarten, innigen und sinnigen Verhältniß ergeben sich oft rührende Scenen.

Mit dem Schutz hängt auch die Unterstützung in anderer Art, selbst in häuslichen Arbeiten, zusammen. Solch ein Mensch ist ein Glückskind, ihm gelingt Alles, die Elben helfen ihm überall und Segen wohnt auf den Aeckern, den Wiesen und im Stall. So sind auch in der Legende die Engel den Frommen zu Dienste, und sehen wir nicht solchen Segen auch in jenen alten, frommen Haushaltungen, bei denen ihr Schutz am Morgen und Abend angefleht wird?

Wir erwähnten Eingangs, wie die Seraphim den Vater in heiligen Liebesgluthen umkreisen. Dieß scheint den in der sinnlichern Auffassung des Volkes angenommenen Tanz der Engel zu erklären, der auch in der Legende so oft vorkommt. Ihm eint sich ihr in der heiligen Schrift vielfach berichteter Gesang, daher fanden wir sie vorhin im Kinderlied singend und springend. Ganz dasselbe thun auch wieder die Elben in thauigen Mondscheinnächten, und Morgens trägt das Gras die Spuren davon; wo ihre Füße es berührten, da wächst es üppiger und saftiger, da ist größerer Segen;

wird da ein Haus gebaut, so zieht Friede und Glück mit den Bewohnern ein.

In jedem Jahre halten die Elben zu heiligen Zeiten feierliche Umzüge, bei denen auch ihre Königin erscheint. Das ist in Deutschland die zarte Göttin der Liebe, Holda, von der auch die Elben Holden genannt werden. Dazu klingt voll und rein die schöne Sage, welche Pangkofer (bei Schöppner, bayerisches Sagenbuch Num. 1127) erzählt. Im Liebfrauensommer zieht Maria mit den elftausend Jungfrauen und ebensoviel Engeln durch alle Lande, über Fluren und Berge. Vor jeder Jungfrau fliegt ein Engel mit goldenem Rocken her, der mit Silberseide umwunden ist, und die Jungfrauen spinnen und überspinnen Alles mit den silbernen Fäden des Herbstes, und hängen neckisch Jedem einige an Rock und Hut. Setzen wir nur statt Maria Holda, statt der Engel und Ursulajungfrauen elbische Jungfrauen, so haben wir den alten Mythus in vollster Reinheit; die alte Elbenkönigin ist zur Königin der Engel und Jungfrauen umgewandelt, und dieß wirft ein schönes, reines Licht auf die alte Göttin; Venus hat diese Ehre nicht.

Diese Zusammenstellungen ließen sich noch weiter führen, aber es genügt an ihnen, die genaue Uebereinstimmung der Lehre der Offenbarung und christlichen Tradition mit der des deutschen Heidenthums über die Engel darzuthun, und das war für dießmal unsere Aufgabe. Möge man die Kürze der Andeutungen mit dem Reichthum des sich von allen Seiten aufdrängenden Stoffes entschuldigen.

XLIV.

Motivirte Gedanken über osteuropäische Thesen.

XVI.

Rußland in Asien, England als Nachbar.

„Ohne die asiatische Stellung Rußlands in Betracht zu ziehen, sind die Verhältnisse in Europa, und namentlich die Englands, gar nicht recht verständlich.“ Nichts ist wahrer als dieser Ausspruch des „Auslands“ (vom 21. April), aber mit nichts befahren wir auch mehr, ungläubigem Lächeln zu begegnen, als wenn wir im großen Türkenhandel von Hinterasien und Nordamerika zu reden anfangen. In einem Jahre vielleicht wird es anders seyn; man wird einsehen, daß es in unserer Zeit der Telegraphen und Dampffahrzeuge einen europäischen, d. i. bloß europäischen Conflikt gar nicht mehr gibt. Das Areal unserer Geschichte, das sonst Jahrhunderte lang stabil geblieben, wächst nun fast plötzlich in ungeheuren Dimensionen; es ist dieß das Kreuz der Publicisten, aber auch die Großartigkeit unserer Tage, wenigstens nach der Breite, wenn auch freilich nicht nach der Höhe. Als im dritten Decennium des 16ten Jahrhunderts viel Unglück und Wirrniß über die etlichen Völker der Germanen und Romanen kam, da glaubten ihre Gelehrten, es sei nun

an dem, daß die Welt verbrannt werden solle durch das Feuer Amen. Was würden sie erst jetzt sagen, wenn sie die Erben des obscuren Großfürsten der Moskowiter und des wüsten Inselkönigs, der seinen Ruhm in theologischem Dilettantismus suchte, hätten handeln sehen um das Principat über die Culturſitze der ganzen alten Welt, hinter dem Rücken der einst allgewaltigen Nationen der Deutschen und Franzosen? Und Berge von Wenn und Aber liegen noch dazu zwischen der von diesen und allen andern Umständen gebotenen Vereinigung der beiden Letztern!

Ohne Betrachtnahme auf die asiatische Stellung Rußlands und Englands ist namentlich die berühmte geheime Correspondenz fast unverständlich. Man mag im Uebrigen sie beurtheilen, wie man will, so viel ist klar, daß der Czar nur zwei Interessenten am Schicksal der Türkei supponirte, sich und England, und daß seine Anerbietungen stillschweigend den — Frieden mit England nicht nur in Europa, sondern auch in Asien involvirten. Er wollte sagen: sind wir nur in Europa einig, so können wir in Asien noch lange um uns greifen, ohne gerade absolut nothwendig zu collidiren. Er war bereit, Candia und Aegypten aus dem türkischen Erbe an England zu vergaben. Eine doppelt höchst bedeutsame Thatsache! Denn einerseits sprach er damit die Garantie der englischen Stellung in Indien aus. Andererseits aber zog er nur zu deutlich, wenn auch vielleicht wider Wissen und Willen, die eventuelle Gränzlinie von West nach Ost zwischen sich und England, was nördlich liegt für Rußland reservirend, dem Welthandelsvolk bloß den Weg im Süden offenlassend, nach dem Lebensquell seiner Macht, sich das Land, diesem die See, zunächst die schmale Straße durch den arabischen Busen. Was aber liegt nicht Alles nördlich von jener imaginären Linie? Ganz Kleinasien, das schwarze Meer, Syrien, Mesopotamien, Armenien, die sämmtlichen Adjacenten und Landzugänge Persiens im Westen! Wie

nahe und unabweislich lag für Albion der Gedanke: Candia und Aegypten — wir werden auch sie unter diesen Umständen niemals anders haben, als unter dem schweigenden Vorbehalt Rußlands, sie uns zu jeder gelegenen Stunde wieder zu nehmen, uns auch den mittelmeerischen Seeweg nach Indien abzuschneiden, wie es mit dem Landweg offen geschieht? Es ist nur zu verwundern, daß England über solcher Perspektive noch so lange still lauernd saß, nicht augenblicklich in voller Raserei aufsprang, mit dem letzten Schiff und dem letzten Mann. Aber es hat schlau seinen Vortheil ersehen, Rußland dagegen die Sache recht bärenhaft-pfiffig eingerichtet. Sein Wunsch, durch friedlichen Handel mit England zum Zwecke zu gelangen, ist freilich natürlich, denn das ungeheure dünnbevölkerte Reich hat an Menschenleben keinen Mann zu verschwenden; aber um so unbegreiflicher ist die Täuschung über die Möglichkeit solchen Abkommens. Es hätte vielmehr gegolten, England als Gegner zu isoliren, bezüglich der Streitobjekte in Europa nämlich — wozu wir natürlich stets die benöthigten Appertinentien in Kleinasien und Vorderasien gerechnet wissen wollen — denn hinsichtlich der zukünftigen Streitobjekte in Asien ist es schon isolirt; keine Macht und keine Interessen als die englischen, stehen in Asien gegen Rußland. Allerdings bezeichnete also das Motto: „Ich Czar und England, England und ich Czar!" die Situation ganz richtig, aber nur soweit, als Asien im Spiele ist, und nie anders, als in feindlicher Entgegensetzung. Die Interessen der deutschen Mächte am türkischen Erbe in Europa, und die Frankreichs ebenda, hätte daher Rußland unverdächtig sicher zu stellen suchen sollen, dann wäre ihm England allein gegenüber gewesen. Statt dessen betrachtete es jene als seine geschworenen Knechte, verachtete dieses zu früh, gedachte einer englisch-französischen Allianz nur wie einer Unmöglichkeit, einer deutschen Mittelstellung nur wie eines hölzernen Eisens, und so ist England an sei-

nem Ziele. Nur Eine politische Machtstellung ist jetzt und in Zukunft unmöglich: russisch-englische Freundschaft. Für den Moment aber hat das „England und ich“ sich verkehrt in: „Ich und Europa“. Der Glücksfall ist für Albion unermeßlich und fast über alles Verhoffen, und es weiß ihn zu schätzen, wird ihn ausbeuten bis auf den Grund. Mit der ganzen europäischen Türkei wäre es kaum mehr zufrieden; denn es bedarf des ungefährdeten Besitzes in Asien, und muß zu dem Ende Rußland um hundert Jahre zurückzuwerfen trachten. England führt den Vernichtungskampf; aber nicht so die übrigen Mächte, und darin liegt der einzige Trost, der Rußland daran geblieben. Sie bedürfen nichtrussischer Christen-Völker in der europäischen Türkei; sie haben aber keine Welt-Blutegel-Teiche in Asien zu assecuriren. Dieß ist der Kern der Frage!

Sibirien — mit diesem Worte beweisen wir die Existenz antienglischer Interessen Rußlands in Asien. Selten hat man noch gedacht, Sibirien anders als unter fröstelndem Grausen und mit Zuchthaus-Gedanken in der Politik in Anschlag zu bringen; und doch schwebt es wie ein überhängender Felsriese über allen den schwächeren asiatischen Gebilden von Syrien bis Japan, erfüllt es erst den gigantischen Leib des russischen Kolosses, neben dem ein Blick auf die Karte alles Nichtrussische von Portugal bis China fast nur wie phantastischen Tressenbesatz erscheinen läßt. Man mag sagen, noch sei Sibirien klein, eine Welt mit kaum drei Millionen Bewohnern; aber es ist ein Land, vielmehr ein Welttheil, dessen nahende ganz unberechenbare Entwicklung nicht zu verkennen ist. Was man an Nordamerika erfahren, wird man in nicht geringerem Maße, und vielleicht in reißenderen Progressionen, an Sibirien erfahren; die Zeit wird kommen, wo die Emigrationsfluth der germanischen Völker nach Amerika aufhören muß, und dann wird der Strom sich nothwendig ostwärts kehren, Sibirien die Losung seyn für

den unwiderstehlichen Auswanderungsdrang im Herzen der abendländischen Cultur. Noch ist der ganze südsibirische Erdgürtel mit den Spuren starker und cultivirter Bevölkerung bedeckt: mit unzähligen Grabhügeln, Ruinen, Resten alter Städte und Befestigungen, den Gängen untergegangenen künstlichen Bergbaus überall, wo man in Sibirien neue Schachte öffnet, alles zumeist von verschwundenen Urvölkern herrührend, über welche die Geschichte schweigt, und deren Fußtapfen daher allen jetzt dort lebenden Geschlechtern unverständlich bleiben. Sie sind eben selber noch nicht dreihundert Jahre alt, und noch im Anfange des 16ten Jahrhunderts wußte man in Rußland selbst wenig von Sibirien; erst um das Jahr 1584 von etlichen Kosaken-Schwärmen den Tartaren entrissen, und dann an das Czarthum übertragen, hat allmählig eine colonisirende russische Eroberung es überzogen, oasenartig über alle vorläufig bewohnbaren Landstriche des ungeheuren Areals zerstreut, vom Ural über ganz Asien hinüber bis nach Kamtschatka und an das japanische Meer, bestehend aus den ursprünglichen kosakischen Eroberern, zahlreichen Kronbauern Groß- und Kleinrußlands, namentlich Starowerzen und andern Roskolniki's, die hieher vor den Quälereien der officiellen Nationalkirche flüchteten, russischen Kriegs-Gefangenen, die sich hier freiwillig eine neue Heimath suchten, ausländischen Colonisten, die man seit Peter I. anzuziehen beflissen war, endlich aber zum größten und wichtigsten Theile aus dem Material der russischen Justiz, den Verbrechern und Verwiesenen des europäischen Rußlands. Diese neue Colonisation lebt in Südsibirien, das Augenzeugen als eines der schönsten, fruchtbarsten und gesundesten Länder der Welt schildern, mit einem unerschöpflichen Rückhalt an Nord-Sibirien, welches bis nahe an die Gränzen der Vegetation, wenn auch rauh, so doch durch gesundes Klima ausgezeichnet ist, in durchaus glücklicher Lage, wo nicht der Landschaden der russischen Bureaukratie sie verbittert. Aermlich an-

gesiedelt, sind die Leute gewöhnlich schon in der zweiten Generation wohlhabend, oft reich, in trefflichen Häusern unter einem Ueberfluß an Vieh und Bodenprodukten aller Art lebend, so daß hundert Pferde, hundert Kühe, tausend Schafe noch keinen reichen Bauern machen, ohne Geld zwar mit Tauschhandel sich behelfend, aber eben im Austausche mit blühender Industrie versehen, da Jedes der verschiedenartigsten Elemente mit sich bringt, was ihm an Kenntnissen in der Heimath eigen geworden. In natürlichem Proceß haben sich hier alle russischen Nationalnuancen ausgeglichen, und zu einer sehr bestimmten sibirischen Nationalität verschmolzen, zu einem eigenen Volke, ausgezeichnet vor dem eigentlich russischen durch Intelligenz, Sittenreinheit, Wohlthätigkeit und Ehrlichkeit, so daß man nirgends sicherer reist, als in Sibirien, und an keinem Hause ein Schloß zu finden ist, Alles trotz der Abstammung von Verbrechern und Verwiesenen, welche, wie eine hundertjährige Erfahrung erhärtet, einmal angesiedelt, sehr bald friedliche, fleißige und ordentliche Leute werden *). In neuester Zeit nun ist ein folgenreicher Um-

*) Eigenthümliche Umstände haben diese Verbrecher-Colonisation, die übrigens schon lange vorher in Uebung war, seit hundert Jahren sehr erweitert. In Rußland ist seit 1751 die Todesstrafe fast ganz, nur mit Ausnahme der Attentate gegen den Czar, abgeschafft. Sibirien ersetzt sie und alle anderen schwereren und leichteren Criminalstrafen, nimmt aber unter den drei Verbrecher-Kategorien auch die wegen bloßer Lüderlichkeit Verwiesenen auf. Nur die schwersten Verbrecher werden nicht angesiedelt, alle andern stehen als Colonisten nur unter mehr oder weniger strenger Soldaten-Regierung, welche aber schon in der zweiten Generation gewählten Starosten Platz macht. In den Jahren von 1823 bis 1832 zählte die Deportation 72,901 Männer, 10,795 Weiber, Summa 83,699 Seelen, und mit den Weibern, die das Recht haben, den Männern zu folgen, wie umgekehrt, selbst auch sammt den Kindern, dürfte die jährliche Zahl 10,000 betragen, wovon freilich immerhin ein Fünftel auf dem beschwerlichen Trans-

stand hinzugetreten, der zwar nichts weniger als die Moralität Sibiriens fördern wird, aber ihm materiell und bezüglich der Population einen plötzlichen und ungeahnten Aufschwung fast mit Gewißheit verheißt, sowie er überhaupt Rußlands Richtung nach Asien unaufhaltsam steigern und beschleunigen muß. Erst in neuester Zeit nämlich haben kleine Kosakenhaufen von ihren Streifereien in den fast ganz menschenleeren Gebirgen an der sibirischen Gränze gegen China, in der gewaltigen Jablonoi-Kette, große Schätze an Gold zurückgebracht, und zur Entdeckung eines so unermeßlichen Gold- und Silber-Reichthums geführt, daß dadurch alles bisher Dagewesene übertroffen, und Herodot's Erzählungen von den Greifen, die dort oben im Nordosten ungeheure Goldschätze bewachten, keine Märchen mehr seyn sollen. Wie vernachlässigt diese eventuellen Cultur-Wiegen bislang waren, beweist schon der Umstand, daß gerade jene grandioseste Berg-Goldregion am Stromgebiet des Amurlandes wie herrenloses Gut zwischen Rußland und China lag, und Besitzansprüche noch zur Stunde weder von dem einen, noch von dem andern erhoben sind. Aber schon im J. 1844 hatten sich 19,000 Deportirte den Goldwäschen zugewendet; in China wüthet der Umsturz, und bald wird vielleicht an der südöstlichen Gränze Sibiriens nicht mehr der mächtige Himmelssohn des Reiches der Mitte herrschen, sondern die in ihre alten Sitze

---

porte zu Grunde geht. Legt man nun den Maßstab der Volks-Moralität an, so ist er überhaupt nicht in der Zahl der Verbrechen von Mord und Raub gelegen, die entweder aus den wildesten Leidenschaften, oder dem vollen sittlichen Verfall hervorgehen, sondern in den Fällen von Diebstahl und Betrug. Hierin steht aber Sibirien hoch über ganz Rußland; bei einer Bevölkerung von 2,656,000 Seelen kommt erst auf 15,532 — Ein Dieb oder Betrüger. — S. über alle diese, obige und folgende Daten Harthausen. II, 230. 236 ff. 276. 242. 221. 101; III, 235. 224; II, 261. 306.

zurückgeworfenen flüchtigen und geschlagenen Geschlechter der Mandschu-Kaiser, deren letzter bereits seine Staatsgelder dorthin in Sicherheit bringen läßt — Eventualitäten, deren unberechenbare Folgen wir ahnen, die man aber in London genauer abzuschätzen weiß.

Wir mußten nach Kräften anzudeuten suchen, was wir meinen, wenn wir das schwere Wort aussprechen: „Rußland in Asien." Der modernisirte Czarenstaat hat sich zwar bislang allzu sehr, berufen und unberufen, mit Europa beschäftigt, als daß er seiner Mission im Innern Asiens gebührend hätte nachkommen können; das Unglück für ihn selbst und Andere würde complet, wenn er auch noch zur Realisirung seiner ehrgeizigen Phantasien in der europäischen Türkei gelangte. Wirft er sich dagegen mit seiner unvergleichlichen nationalen Volkskraft auf die Erschließung der großen Reiche und Länder Innerasiens, in der Linie von Kleinasien bis China, so hat ganz Europa Ursache, ihm in aufrichtiger Freundschaft den Rücken zu sichern, nur mit Ausnahme — Englands, seines asiatischen Concurrenten vom Süden her. Der europäische Continent hat daher kein Interesse an einer Schwächung der russischen Macht; er will sie nur wohlwollend vor der Gefahr bewahren, ihre Mission gänzlich zu verkennen, und durch den thöricht begehrten Besitz der Türkei in die europäischen Wirrnisse endlos und sicher zu ihrem eigenen endlichen Untergang verwickelt zu werden. England dagegen ist es um Vernichtung der czarischen Machtgrundlage in Europa zu thun, gerade zum Behufe der Lähmung des russischen Fortschrittes in Asien; sein Sieg wäre eine Welt-Calamität in majorem gloriam der englischen Pfeffersäcke, und ihm müßten die übrigen Mächte um ihrer selbst willen mit derselben Entschiedenheit in den Weg treten, wie jetzt den übelberathenen Strebnissen Rußlands in der Türkei. Die Feuersgefahr Englands in Asien ist für unsern Continent nur befruchtende Wärme; und es ist unser Glück, daß jene

Gefahr groß und größer wird. England weiß wohl, daß es ein ganz natürlicher Zug ist, der nicht erst seit gestern, und trotz aller staatsbureaukratischen Tölpelei und Lumpen-Consumtion, den Schwerpunkt des Czarenreiches nach Osten und Südosten fallen macht, der die colossale Messe von Nischni-Nowgorod, in ihrer geraden Richtung ostwärts gegen und durch Südsibirien, jetzt schon nahezu den ganzen europäisch-russischen Verkehr aufwiegen läßt. England weiß wohl, daß es selbst nur Eines Schlüssels zu Asien mächtig ist, des südlichen in Ostindien, daß ihm die Schlüssel zur Linken in Persien, zur Rechten in China kaum erst zu probiren gelungen, daß seine Flotten hier wie dort vor verschlossenen Pforten stehen; daß Rußland dagegen den Hauptschlüssel zu allen Hinterthüren vom Lande her in und mit Sibirien besitzt, daß seine industrielle, commercielle und politische Entwicklung die Richtung dahin bereits eingeschlagen, daß es vom Kaukasus her in Persien, von Sibirien her in Bokhara und China dem englischen Verkehr auf den Märkten zu begegnen begonnen. Die vom geistigen Uebergewicht etwa hergenommene Beruhigung hält nicht Stich. Rußland ist in Bezug auf Asien, mit Ausnahme der alten Culturländer Indiens und China's, immerhin noch ein Culturland. Selbst seine Nationalkirche ist noch eher ein Mittel zur Verbreitung des Christenthums in Asien, als der Protestantismus. Denn wenn auch die Hoffnung Harthausen's nicht erfüllt wird, daß die den Slaven eigenthümliche Gemüthsauffassung der christlichen Lehre bei den in sich versunkenen, contemplativen und zugleich sinnlichen Asiaten leichter Eingang finden werde, als jede andere Auffassung; wenn das nationalisirte Schisma auch, wie zuverlässig, in Zukunft so wenig, als bis jetzt, Missionseifer und Missionstalent entwickeln wird, so ist doch so viel aus den eigenen Berichten der protestantischen Missionäre in Asien gewiß, daß sie gleichfalls entweder nichts Christliches ausrichten, oder durch

ein bezahltes Heuchelchristenthum die armen Heiden nur noch mehr in Grund und Boden verderben. Die Ahnung liegt nicht fern, daß gerade Rußlands welthistorische Mission in Asien das Grab des Schisma werden müsse; jedenfalls aber ist so viel klar, daß in der alten Wiege der Menschheit Rußland vom Landwege her dieselbe Aufgabe für Christenthum und Civilisation hat, wie England sie vom Seewege her hatte. Wie sie beide diese ihre Aufgaben bislang überhaupt erfüllt, erzählen sie einander gerade jetzt selber, indem die Petersburger Zeitungen schreckliche Schilderungen über die blutige Barbarei der Engländer in Ostindien, die Londoner-Journale entsprechende Gegenbilder von der Barbarei und Niedertracht der russischen Politik im Allgemeinen liefern, und beide vollkommen Recht haben. So qualificirt, müssen sie früher oder später auf asiatischem Felde Brust gegen Brust sich begegnen; Harthausen glaubt zwar: es sei damit nicht gesagt, daß dieß feindlich geschehen müsse, England selbst aber ist augenscheinlich anderer Meinung.

Südsibirien, d. i. das asiatische Rußland mit seiner großen Zukunft, muß um dieser selbst willen nothwendig das Meer suchen, und zwar nach zwei Richtungen. Mit den europäischen Hinterländern Rußlands war der Fall ganz derselbe, nur kommt bei Sibirien auch noch der Umstand hinzu, daß dem grassen Menschenmangel selber nur auf dem Wege an's Weltmeer-Ufer gründlich geholfen werden kann. Jene weiten Striche allerfruchtbarsten Bodens von Pensa bis Kiew konnten nicht gedeihen, weder bebaut noch gehörig bevölkert werden, so lange Rußland nicht im Besitze der Süd-Küsten und Steppen am schwarzen Meere war; sie erstickten zuvor so zu sagen im eigenen Fette; jetzt aber wirken die Südhäfen selbst über diese Binnenländer hinüber bis auf Polen und Ostgalizien zurück, welche Länder ehemals keine andern Absatzwege hatten, als die Häfen der Ostsee, und noch vor sechszig Jahren all ihr Getreide nach Danzig, Kö-

nigsberg und Memel schicken mußten, an deren Stelle nun Odessa in fünfzig Jahren aus einer wüsten Ruine zu einer Stadt von 80,000 Einwohnern erwachsen ist. Diese Verhältnisse sind in Asien die gleichen, wenn auch die Dimensionen noch viel ungeheurer. Sibirien fordert in zwei Richtungen Wasser und wieder Wasser. Westsibirien in gerader Linie durch das trefflich gelegene caspische Binnenmeer den persischen Golf, andererseits die durch das Stromgebiet des Euphrat und des Tigris geschützte Straße sowohl nach diesem Golf, als an das offene Mittelmeer, und zwar Letzteres um so mehr, wenn die frisch reclamirten Rechte ab antiquo in der Türkei nicht zu dem Einen Hauptzweck führen sollten: Verwandlung aller Gewässer des schwarzen und Marmora-Meeres in russische Dardanellen. Ostsibirien aber strebt an der chinesischen Gränze nach den Mündungen des Amur an der nördlichsten Fortsetzung des japanischen Meeres, mitten durch das einst streitige, in dem Vertrag von 1729 aber an China verlorene Stromgebiet des Amur. Wie in Europa das schwarze Meer für den Süden, und noch früher das Ostsee-Gestade für den Norden Rußlands Lebensathem und Bedingung der Cultur war, so jetzt für Ostsibirien das Amurland, das dem Czarenreiche die Wassercommunication zwischen St. Petersburg und dem stillen Meere, Japan, Indien und Amerika zum Angebinde brächte, eine großartige Position, die schon Peter I. von Kamtschatka aus, freilich vergeblich, zu erobern suchte. Wie und wann der Czar das Amurland, nach europäischem Maßstabe Boden für ein gewaltiges Kaiserreich, von dem „kranken Mann" in China heischen wird, bekümmert uns hier nicht*); wir wollten nur

*) Im Juni 1853 kam die russisch-japanische Expedition, unter Admiral Putiatin, nach Hongkong, um für Rußland als westeuropäische Macht die Handelsfreiheiten des Friedens von Nanking anzusprechen; als unter Hinweisung auf die alten Handelsverträge mit China, die

nicht unterlassen, unser eigenes Staunen über den in der ganzen Weltgeschichte unerhörten Umfang der russischen Welt-Mission vollständig einzutragen, und kehren, unter aufrichtigen Schauern über die Tiefe der göttlichen Rathschlüsse, zurück auf jenes Gebiet westsibirischer Tendenz meerwärts, das der „orientalischen Frage" nahe liegt, wenn nicht sie selber ist.

---

für Rußland freilich sehr ungünstig sind, abschlägige Antwort erfolgte, kam es zu kriegerischer Sprache. Später ging, obwohl nicht gerade deshalb, eine Verstärkung der östlichen Flotte von Kronstadt ab. Erst vor einigen Tagen traf ferner die Nachricht ein, daß dieselbe Flotte von dem hermetisch verschlossenen Japan Handelsprivilegien erhalten habe, Concessionen, welche die colossale nordamerikanische Expedition nach Japan vom vorigen Jahre bekanntlich vergebens angestrebt hatte. Ja, man vernahm bereits von russischen Ansiedlern, die von Ochotzk herab kämen an die Gestade der Mandschurei und Städte am japanischen Meere bauten, als vorgeschobene Posten gegen den Golf von Tatary, die Insel Jeso und das übrige japanische Reich.

Diese und andere merkwürdigen Berichte rühren sämmtlich von katholischen Missionären her, die mit ihren bloßen Füßen bekanntlich viel weiter vorbringen, als die geschätzten Ledermaterialien der protestantischen Bibel-Deckel. Aus den Relationen der französischen Patres in China hat der Ami de la religion schon am 8. Nov. 1853 unter Anderm mitgetheilt: „Das Grund- und Hauptstreben des St. Petersburger Kabinets, dem auch ein glücklicher Erfolg mit Sicherheit bevorzustehen scheint, ist die freie Schifffahrt auf dem Amur-Fluß, an dessen Mündung es dann die Insel Saghalin besetzen wird. Mit dieser Stellung wird es zugleich den Schlüssel zu den großen Wasserstraßen nach allen Landstrichen im Innern Chinas (durch das an Ausläufern überreiche Amur-Stromgebiet nämlich) in Händen haben, und einen unübertrefflichen Wache- und Operations-Posten über ganz Japan. Rußland hat in jenen Gewässern schon eine Fregatte zu 50 Kanonen, nebst einem Steamer, und man sagt, daß es die Station verstärken werde. Sur mere, donc, comme sur terre elle est en mesure d'agir."

In der speciell türkischen Frage ist Napoleon's I. ägyptisches Commando erschollen: „Gelehrte und Packesel hinter die Front, Kanonen vor!" Aber mit ungeschwächter Courage hat die Gelehrsamkeit sich in der von den letzten Gründen noch unbestrichenen Nachbarschaft breit gemacht, und insbesondere gewaltige Argumente pro et contra bezüglich des Problems aufgestapelt: ob eine russisch-asiatische Südlands-Sehnsucht faktisch existire und thätlich applicirt sei oder nicht? Wir dispensiren uns von den Specialitäten des Streites. Von Chiwa, Kabul, Bokhara, Afghanistan ꝛc. geschah ohnehin in diesen Blättern seit einigen Monaten genugsam Erwähnung. Andererseits ist ein Theil von türkisch Armenien bereits in Rußlands Händen und mit dem Hauptsitze der armenischen Kirche wünschenswerther Einfluß auf ein Volk, das unläugbar einen Schlüssel für Vorderasien besitzt, zunächst für das Stromgebiet des Tigris-Euphrat. Führt der eine Weg vom Aralsee nach der Südspitze des caspischen Binnenmeeres mitten in das Herz des „kranken Mannes" am persischen Golf, der mit geübten Krankenwärtern so gut versehen ist, wie sein kranker Bruder am Bosporus: so überflügelt der andere Weg von Tiflis und Eriwan gen Erzerum, Mossul und Bagdad dasselbe Persien, und triebe das Reich des Schah in so feste russische Umarmung, daß der Welt für allzeit die Zweifel erspart wären, ob der Schiiten-Chalife englisch-türkische oder russische Sympathien pflege. Darüber sind nun aber die Gelehrten einig, daß eine Gebundenheit Persiens durch Rußland, sei sie direkt oder indirekt, nördlich oder westlich, von den Tartaren-, Kirgisen-, Turkmanen-Chanaten herab, oder von Mesopotamien herüber, den Engländern in Indien absolut unerträglich wäre. Die angloindische Presse sagt laut genug: „wenn wir Persien haben, können wir Rußland auslachen," am caspischen Meer nämlich, am Tigris und Euphrat; und während sie noch jüngst diese Stellung den Russen fast geöffnet, ihren Einfluß in Teheran fast allmächtig geworden sah, trotz der ängstlichsten

officiellen Verheimlichung der höchst bedenklichen Sachlage in Persien, drohte sie zähneknirschend, binnen Jahresfrist könne Persien sehr wohl eine Annexe der Präsidentschaft Agra seyn. Gelangt Rußland noch die paar Schritte weiter gegen den Taurus und Tauris, so ist England in Indien zum Losschlagen gezwungen; das ist kein Geheimniß, denn es hätte sonst im Westen und Norden eine endlose Reihe kleiner Kriege, durch russisches Geld unterhalten, im Nacken, die ihm bald den letzten Tropfen Blutes aussaugen müßten. Dieß meinen wir, wenn wir Rußland und England als Nachbarn in Asien bezeichnen; es bedarf zu dieser Situation weder einer unmittelbaren Berührung der Grenzen, noch eines russischen Einfalls im Norden oder Nordwesten Hindostans durch die Pässe Afghanistans und Kabuls.

Von jener Nachbarschaft aber war in der ganzen geheimen englisch-russischen Correspondenz mit keiner Sylbe die Rede; überhaupt ward die ganze asiatische Seite der Frage mit einer Sorgsamkeit umgangen, die das Daseyn einer höchst empfindlichen Wunde am projektirten Bund zur Theilung der Welt verräth. Nur aus dem Anerbieten von Egypten und Candia scheint, behutsam angebracht, eine czarische Anfrage zu flüstern: unser Begegnen dort in Asien, auf dem Felde unserer Weltmissionen, muß es denn nothwendig ein feindliches seyn? England hat geantwortet. Man hörte vor einiger Zeit, daß es einen Theil seiner indischen Armee „dem Sultan zu Hülfe" herbeiziehen wolle; wenn je, so wären diese Schaaren sicherlich über das gewaltige Stromgebiet von den Quellen bis zu den Mündungen des Euphrat und Tigris nicht hinausgegangen; und wenn die neuesten Nachrichten vom Bosporus einen auffallenden Eifer des englischen Theils der türkischen Expedition anzeigen, ihre Lagerplätze nicht auf der europäischen, sondern der asiatischen Seite der Meerengen zu suchen, wenn das Augenmerk der englischen Riesenflotte vor Stambul stets augenscheinlich fast exclusiv auf die südöst-

lichen Gestade des schwarzen Meeres gerichtet war — so mag man wohl an Indicien glauben, daß der europäische Continent über kurz oder lang einem englisch-russischen Kampfe auf Leben und Tod zuschauen wird, der nicht in — Europa spielt.

Und zwar im engsten Zusammenhang mit der „orientalischen Frage!" die Rußland an England rächen wird, ob die czarische Macht nun in Europa siege oder unterliege. Sie hat dazu mehr als Einen Zugang, wenn auch Persien immer die Haupt-Operationsbasis bleiben wird. Sogar von der asiatischen Seeseite wäre ein Versuch Rußlands nicht unmöglich; es vermehrt unverkennbar seine Flotte in den asiatischen Gewässern, und man macht sich selbst an dem indischen Hauptwaffenplatz Bombay nicht die Illusion, vor einem russischen Bombardement gesichert zu seyn. Ein anderer wunder Fleck ist der Birmanen-Krieg, den abzuwickeln England nicht gelingen will; also Gefahr von der ungeheuren zwischen westlich Indien und China tief nach Süden sich erstreckenden Halbinsel her, von der es Pegu sich einverleibte, Ava aber, den andern Theil des alten Birmanen-Reiches, fortbestehen lassen wollte, weil sein indischer Ländermagen alljährlich nur etwa ein Stück von der Größe Spaniens verdauen kann. Aber Ava will nicht ohne Pegu seyn, und hat abermals losgeschlagen, wie man glaubt, dießmal noch besonders durch einen europäischen Rivalen Englands verlockt, und zwar mittelst eines genialen und landeskundigen französischen Capitains, der den Birmanen die schlaueste Kriegstaktik gelehrt, in mysteriöser Weise in Indien erschien, gerade zur Zeit, als Paris und London (1852) sehr übel aufeinander zu sprechen waren, und ebenso mysteriös abberufen ward, als statt einer napoleonischen Landung auf der Nebelinsel die englisch-französische Allianz das Licht der Welt erblickte. Das ist, bemerken Unterrichtete, abermals eine Probe der heimlichen Sendungen sowohl Frankreichs als Rußlands nach vielen

Theilen Asiens, deren Anzettelungen erst im Laufe des Krieges sich entwickeln werden*).

Der Hauptschauplatz der russischen „Sendungen“ war übrigens stets im Norden Indiens, das Land der Afghanen und der Hof ihres Chans Dost Mohamed, mit seinen Hinterländern von Chiwa, Kabul, Bokhara ꝛc., die man im Spätherbste 1853 sämmtlich, im Parlamente zu London, wie in Calcutta und Bombay, bereits für Rußlands förmliche Alliirten hielt. Dost hat sich nun zwar England angetragen, dem er höchst willkommen ist, obwohl in Indien Jedermann weiß, daß ihm Rußland nur nicht ausreichend und sicher genug zu bieten vermochte; aber gerade dieß, und die gewaltige Rüstung und Aufstellung an den nördlichen Stationen beweist, daß jene Gerüchte nichts weniger als leer waren, und man jetzt noch plötzlichen Umschlag fürchtet. 100,000 Russen werden freilich nicht wohl in Afghanistan auftreten können, aber vielleicht dürften auch 15 bis 20,000 als Hülfstruppen jener tapfern Barbaren, deren Schwerter schon das Blut von mehr als 20,000 englischen Söldnern getrunken, nicht zu unterschätzen seyn, wenn man bedenkt, daß das ganze angloindische Heer kaum 20,000 Europäer neben 300,000 eingebornen Soldaten zählt, und selbst einzelne indischen Völker nur mit mörderischen Verlusten der Engländer gebändigt wurden. Kurz, noch vor 30 Jahren traf verächtlicher Hohn die Warner vor Rußlands mit schlauester Consequenz verfolgten Planen in Asien; jetzt sieht man in England selbst die Sache anders an, und betrachtet die Türken-Noth am Bosporus mit allem Rechte nur als die Eine Seite der großen Frage. Und der Vortheil ist auf alle Fälle für Rußland, ob es nun in Europa zu seinem Willen gelange oder nicht. Der

*) S. den unten citirten Artikel des „Auslands“.

Eingangs citirte Kenner der orientalischen Politik weist dieß schlagend nach *).

Zum ersten, sagt er, „kann Rußland in seinem Plane auf die europäische Türkei aufgehalten werden, es braucht sie auch nicht einmal zum äußersten zu treiben, und doch kann es seinen Zweck in Asien erreichen; es kann allenfalls in Europa Friede schließen, und in Asien sein bisheriges mit großem Erfolge befolgtes System der Belästigung der Engländer fortsetzen.“ Zum zweiten aber, wenn es in Europa siegt, so ist allerdings auch dann ein russischer Kriegszug nach Indien nicht wahrscheinlich, allein „man nennt dort nicht ganz mit Unrecht Constantinopel das Thor Indiens, denn liegt Constantinopel darnieder, so ist Persien vollständig Vasall und Mesopotamien nebst Syrien eine Beute Rußlands; von Persien aus kann man dann alle möglichen Intriguen in Indien anzetteln, und die Engländer beschäftigen und plagen, ohne einen Mann marschiren zu lassen. Der russisch-englische Krieg ist daher das allgemeine Gespräch in der angloindischen Gesellschaft, er hat alles Andere in den Hintergrund gedrängt, und man betrachtet ihn als den Anfang der Lösung der Frage, wie lange England Indien behalten werde? Das deutet die ganze Wichtigkeit an, die man dem Kampfe beilegt, und man beginnt schon fromm zu werden, und über die alten gegen Indien begangenen Sünden Reu und Leid zu tragen. Dieß sind bezeichnende Symptome! Denn die Engländer in Indien selbst wissen am besten, wo sie der Schuh drückt; sie wissen recht gut, daß gegenwärtig zwar Indien keinen Feind aufstellen kann, dem man nicht mit 5000 Mann den Garaus machen könnte, sie wissen aber auch, daß in zahlreichen Classen Unzufriedenheit gährt, und ein mächtiger Feind in der Nähe Unruhen erzeugen kann, die zu fortdauernden Anstrengungen zwingen.“

*) Vgl. den Artikel: „Asiatische Angelegenheiten“ im „Ausland“ vom 21. April 1854.

Diesem tödtlichen Feinde sucht England jetzt an der Donau, in der Ostsee, am schwarzen Meere zuvorzukommen; mit seiner bloßen Vertreibung aus der Türkei ist ihm nicht gedient. Es wird ihn wo möglich und nöthig auch in Asien selbst verfolgen, und hier allein ist die brennende Frage recht und ganz zu erfassen. Die Dinge werden dort vielleicht, wie in Europa ohne Zweifel nicht, zu einer schnellen, durchgreifenden, großartigen Entscheidung und zur Zeit völlig unberechenbaren Neugestaltung treiben. Jedenfalls hat sich jetzt schon Alles so mächtig verändert, daß Ansichten über asiatische Fragen, die vor 20 Jahren noch richtig waren, es jetzt durchaus nicht mehr sind. Wenn wir nun aber den Blick erst noch, über Europa zurück oder östlich über Asien hinaus, nach dem Westen, auf Nordamerika richten, das mit jedem Tage längere Schatten über beide Welttheile wirft — wo wäre ein armer Publicist, dem nicht vor dem Gedanken schwindelte, die politische Entwicklung einer nahen Zukunft durchschreiben zu müssen?

Erst noch Ende April überraschten die englischen Blätter den noch immer darum, „wie weit hinter der Türkei die Völker aufeinander schlagen," wenig besorgten Continent mit sonderbaren Betrachtungen: über Rußlands permanente Flottenstation im Norden des stillen Meeres, wo sonst nur vorübergehende Besuche von ein paar Fregatten alljährlich belächelt worden, über die leider unaufdeckbare Stärke und Stellung des Geschwaders, über die ebenso unangemeldeten als ungenirten Visiten russischer Fregatten bei den angloindischen Häfen von Singapur und Sidney, über die verdächtige Expedition nach Japan, über drei neue Fregatten, die durch das nördliche stille Meer von Kronstadt aus zugesegelt seien, über die Kraft und Macht der zur Ueberwachung der Russen im stillen und chinesischen Meer aufgestellten englischen Schiffsstationen, welche hoffentlich vor dem czarischen Geschwader von der Kriegserklärung erfahren, die sicher sich wähnenden Russen

überfallen, und „unsere Kaufleute und Schiffseigner daheim und in den Colonien von der Angst befreien würden, die sie bereits erfaßt habe.“ Sonst würden die Russen in jener See einen Flibustier-Krieg in Scene setzen, und, auch wenn ihre Schiffe weggefegt wären, zu besorgen seyn, daß sie vom Westen Nordamerika's Abenteurer aufbrächten, die von ihnen Kaperbriefe annähmen, und den englischen Handel und Wandel im und am ganzen stillen Meer vernichteten. Der Schlag wäre unberechenbar, und daß England vor ihm überhaupt sich sicher glauben darf, liegt einzig und allein an dem Versprechen der Regierung in Washington, russische Rüstung und russische Kaperbriefe den Amerikanern nicht gestatten zu wollen, und an Englands „unbedingtem Vertrauen auf ihre Ehrenhaftigkeit,“ wie seine Organe selber sagen. Man kennt auch den Preis des Versprechens, und er beweist, daß — England, wie von Rußland in Asien zu Land, so von Nordamerika überall zur See überflügelt zu werden nahe ist, daß eine Verbindung dieser zwei natürlichen Feinde Albions in diesem Moment die Träger seiner stolzen Macht von Irland bis an die Ostküsten der Atlantis und von den westlichen Gestaden Amerika's bis Australien, Indien, China und Japan zu Tode jagte.

Diese Verbindung gegen sich zu verhüten, war Englands größte und ängstlichste Sorge, während russische Agenten in Amerika Alles aufboten, sie herbeizuführen. Ein paar Federstriche hätten Englands eventuelles Todesurtheil unterschrieben, und wenn auch die westliche Union die Zeit noch nicht gekommen glaubt, so sind doch die Reizungen zu stark, als daß sie nicht früher oder später geschrieben werden müßten, und Rußland wird, eben um seiner Stellung in Asien willen, dazu stets bei der Hand seyn. Konnte der Czar in Europa Aegypten und Candia anbieten, warum nicht durch seine Diplomatie in Washington vorstellig machen, was ohnehin jedem Amerikaner mit feurigen Lettern in's Herz geschrie-

ben ist: daß den vereinigten Staaten dringend noththue, die Engländer von ihrem Festland ganz zu verjagen, das unter englischem Schutz noch für spanisch geltende Cuba zu besetzen, das herrliche Canada England zu entreißen, vielleicht auch gleich Mexiko lieber zu erobern als zu kaufen? In der That predigte man bereits überall in der Union, daß Englands jetzige Verlegenheit eine unvergleichliche Gelegenheit und bestens zu benützen sei; die „Kreuzzeitung" bejubelte, über Rußland augenblicklich sogar ihrer „evangelischen" Sympathien vergessend, am 19. April schon den ausgemachten und absoluten Total-Umschwung der öffentlichen Meinung Nordamerika's für den Czar, und verhöhnte den 5. Mai die langsamen Truppentransporte Englands nach dem Bosporus, denn, sagt sie, wenn es nun erst einmal gelte, „hinlängliche Streitkräfte nach Canada zu senden?" Indeß hatte in Washington England gesiegt, aber unter Opfern, die den Sieg zur Niederlage machen. Es mußte, für die Neutralität der Union, sein altes Seekriegsrecht aufgeben und zur humanen Doctrin Franklins sich bekennen: daß die neutrale Flagge Schiff und Ladung frei mache, mußte selbst auf das Durchsuchungsrecht verzichten, und den Neutralen nicht nur überhaupt den Handel mit dem bekriegten Rußland freilassen, sondern den Amerikanern insbesondere sogar auch den nach den blokirten Häfen. Die Union bejubelt vorerst diesen unvergleichlichen Triumph über den ältern Rivalen; dieser aber hat sich die Hände zur See gebunden, sein Meerprincipat ist untergraben, und möglich, daß ihm noch im gegenwärtigen Kriege der Dreizack so gut, wie das exclusive Scepter über das civilisirte Asien entfällt. Die „Kreuzzeitung" hofft noch dazu jedenfalls, daß der Czar seine Kaperbriefe in Amerika trotz Allem dennoch an Mann bringen werde.

Praktisches Resultat unserer langen Untersuchung ist, wie von selbst in die Augen springt, wieder — die deutsche Mittelstellung. Der Krieg um die Türkei ist nur das

erste Glied einer langen Kette welthistorischer Kämpfe zwischen England, Rußland und — Nordamerika, an denen Deutschland kein weiteres Interesse mehr hat, sobald den lebensfähigen Elementen der europäischen Türkei ihre selbstständige Entwicklung gegen die Uebermacht Englands sowohl, als Rußlands gesichert ist. Keine von beiden Mächten kann es dort als Nachbar dulden, wenn anders ihm die eigene welthistorische Mission lieb und heilig ist, die Mission: ruhig, friedlich und frei als das wahre Reich der Mitte die christliche Civilisation zu behüten, und sie segnend, nicht verderbend nach Osten, wie bislang nach Westen, auszubreiten. Der englische Luchs dagegen ist mit gewaltigem Satz aus dem tückischen Hinterhalt herab dem fetten russischen Widder zwischen die Hörner gesprungen, und seine Aufgabe wäre allerdings, ihm am Nacken sich einzubeißen, bis er verblutete; aber auch von Frankreich ist nicht abzusehen, aus welchem Interesse es dazu helfen sollte. Die „napoleonischen Ideen" freilich dürften in dem brennenden Streite besondere Zwecke ersehen haben, vielleicht Aegypten und Candia für den eigenen Fiskus und Parteinahme an dem Weltkampf um Asien selbst. Aber sie stehen in der Luft und ermangeln der benöthigten starken Träger; auch die neugeschaffene alte Garde, mit entsprechenden Polen und Mameluken, ist Alles nur morsches Skelett, das des Lebensodems erst wartet, und woher dieser? Frankreichs Volk findet sich in eine ihm widernatürlich fremde Lage gebracht, und seufzt in trübster Stimmung; sein natürlicher Platz ist offenbar neben der deutschen Mittelstellung, und wir erfahren, daß das Gefühl davon täglich tiefer sich in ihm eingräbt, in dem Volke nämlich, das Napoleon III. vor den manigerlei Nothen schützt und stützt, die allein noch davon träumen, wie ehedem la belle France in Europa den Ton angeben zu lassen. Diese Kleinigkeitszeiten sind definitiv vorbei; es kann überhaupt keine einzelne tonangebende Macht mehr geben. Für Frankreich

aber bleiben in der nächsten Zukunft nur zwei politische Möglichkeiten übrig, und beide sind identisch mit dem definitiven Untergang der „napoleonischen Ideen" (ob auch der Napoleone ist nur in dem Einen Fall die zweite Frage). Entweder schließt es sich in der Türkei und fortan der deutschen Aufgabe an, oder es überträgt die Realisirung der bezüglichen „napoleonischen Ideen" der Revolution und gegen England. England und Frankreichs conservatives Volk, dieses Volk und die napoleonischen Ideen, diese Ideen und England — sie wollen zwar jetzt gezwungen werden, sich zu vertragen, aber sie vertragen sich nicht. Immerhin ist die deutsche Mittelstellung für Frankreich Zufluchtshafen oder Klippe, ganz je nach seiner eigenen Wahl.

XVII.

Eigennützige und uneigennützige Aufgaben in der Türkei.

„Es wäre gewiß besser gewesen, wenn die fünf Großmächte sich verständigt hätten" — so rechtfertigt man die geheime russisch-englische Correspondenz. Nichts ist wahrer; aber darum handelte sie nicht, und eben zu dem Ende ist vorstehend die asiatische Stellung der europäischen Ost- und der Westmacht beschrieben, damit klar sei, wie durchaus verschiedene Interessen dabei die zwei Mächte gegen die drei, und wie absolut unvereinbare die zwei untereinander hatten. Uneigennützig konnte bloß die Anschauung der drei seyn; zwischen den zweien dagegen fragte es sich immer nur, ob nicht die augenblickliche Machtstellung ein kluges Nachgeben der Eigensucht für den Moment bei der einen oder der andern räthlich mache. Der Czar setzte dieß von England voraus, dem er darum bloß Aegypten und Candia anbot; und ganz folgerichtig erklärte er, den andern dreien nichts nachzufragen,

wenn nur England zufrieden seyn wolle. Wenn sogar der höchst eigennützig Betheiligte ihm nachgeben mußte, um wie viel mehr erst die uneigennützig Betheiligten? Aber eben der Obersatz war falsch! Mentschikoff harrte in getrostem Vertrauen der Ankunft Lord Redcliffe's als seines Beistandes in Stambul entgegen, und war, wie russische Stimmen versichern, über dessen wirkliche Politik wie aus den Wolken gefallen; England hatte inzwischen, wider Vermuthen, und Dank der allerseits unerwarteten Wendung in Paris, gefunden, daß eine Nothwendigkeit des Nachgebens nicht existire, da eine der uneigennützig betheiligten Mächte sich auf seine Seite stellte, und von diesem Augenblicke an war seine Politik nothwendig und consequent, weit über die Türkei hinaus, darauf gerichtet, sich von dem leidigen Concurrenten im Orient möglichst zu befreien. Es ist darum auch jetzt völlig erwiesen, daß der eigentliche Vertreter der ächt englischen Politik, selbst gegen die kurzsichtigeren Träger des Ministeriums Aberdeen, daß Lord Redcliffe von Anfang an durch alle möglichen Intriguen bei der Pforte den Krieg suchte, und in dem englisch-französisch-türkischen Allianz-Vertrag ist diese Politik äußerst geschickt eingetragen, indem er bestimmt, daß der dereinstige Friede zwischen Czar und Sultan „dauerhafte Grundlagen" haben, „durable" seyn müsse. Die Entscheidung, ob und wann die „Grundlage" endlich „durable" sei, gedenkt England möglichst weit hinauszuschieben, und darum verbietet der Vertrag den beiden andern Compaciscenten Separat-Friedensunterhandlungen; unter der Voraussetzung aber, daß der Czar bis zur Lähmung niedergekriegt werde, konnte es im Art. 4 gar leicht sich selbst und Frankreich verbieten, „besondere Interessen" in der Türkei zu suchen. Als ob nicht jeder Schuß über den territorialen Status quo ante hinaus recht eigentlich „particulier" für England wäre, und es überhaupt in der Türkei für England irgend andere Interessen gäbe, als ganz specifisch „besondere"! Ob aber Frankreich durch den Art. 4

abzuhalten ist, daß es sich nicht auch „besondere Interessen" an den türkischen Meeren mache, ist eine andere Frage.

Zu demselben Zwecke, wie es ihm unerklärlicherweise mit Frankreich bis jetzt gelang, aber auch zu jeder Stunde nur bis jetzt, wollte England die deutschen Mächte herbeiziehen, und als die Wiener-Protokolle vom 5. Dez., 13. Jan. und 9. April unterzeichnet waren, wähnte es in unsinniger Verblendung auch bereits, ihrer versichert zu seyn, wie denn namentlich von jenem 5. Dez. schon die noch jetzt nicht zu ertödtende Lüge datirt: als sei Oesterreich zu Zeiten in engerer und zu enger Verbindung mit dem Westen gewesen. Alle diese Protokolle verpflichten aber bloß zu den zwei Punkten: „aufrecht zu erhalten die Territorial-Unabhängigkeit der Türkei als conditio sine qua non," und „durch jedes mit der Souverainetät des Sultans vereinbare Mittel die bürgerlichen und religiösen Rechte der christlichen Unterthanen der Pforte zu sichern." Dieß ist auch das Programm der deutschen Allianz; aber nicht das der Westmächte, und äußerst naiv entladet sich nun die Wuth der Engländer über den Vertrag vom 20. April, der nur den Schutz speciell deutscher Interessen zum Ziele habe, die absolute status quo ante-Politik, und nicht — speciell englische. Ja, so ist es allerdings und so muß es seyn! Deutschland wird dem Begehren der Times niemals entsprechen, wird niemals „eine genügende Sühne für all das Unheil, welches die russische Herrschaft über die civilisirte Welt gebracht," nur in der Clausel erblicken, in der die Westmächte sich „das Wort gegeben, nicht nur das türkische Gebiet vom Feind zu säubern, sondern auch Europa gegen die Wiederkehr einer russischen Friedensstörung zu sichern;" ebensowenig den gleichlautenden Voraussetzungen des Moniteur. Nicht als wenn Deutschland diesen Zweck an sich nicht anstreben müßte; aber es weiß, was er in Englands Mund besagen will, und hat mit ihm weder Absicht noch Mittel gemein. Rußland zu be-

belliren, liegt gewiß im asiatischen Interesse Englands, aber in keinem andern Interesse; so möge es ihm denn allein überlassen bleiben. Deutschlands Mittel zum Zweck ist nach hergestelltem territorialen Statusquo ein in allweg unbescholtenes und christliches, und in ihm vereinigen sich jene zwei Punkte der Protokolle oder des Programms; es heißt: Schlichtung der Frage um die rechtliche Stellung der Rajahs bis zum Ende.

England will keine selbstständige christliche Türkei, Rußland will keine selbstständige christliche Türkei; beide haben ihre Anstalten darnach getroffen. Deutschland dagegen bedarf einer selbstständigen christlichen Türkei, und darnach Anstalten zu treffen, ist seine nächste, sie zu erhalten seine ganze Aufgabe. Sie liegt so klar vor, daß selbst Neupreußen ihr manchmal das Wort redet, indem es ihr jedoch, um ihres schmählichen Versteckensspiels mit Rußland willen, das banale Schimpfwort „Neutralität" anhängt. Also Anstalten darnach zu treffen, gilt es für Deutschland. Ein einfaches gemeinschaftliches Protektorat wäre noch vor Jahr und Tag ein vielleicht christliches Auskunftsmittel gewesen; aber Gottlob, zum endlichen beschleunigten Heile des armen Christenbluts und zur schnellern Ausmerzung des türkischen Schandflecks! fand Rußland seine Rechnung dabei nicht, und Englands geheime Diplomatie drängte zum Krieg. Rußland jetzt selbst und russische Stimmen agitiren noch immer für ein solches Protektorat, das sie früher als pure und platte Unmöglichkeit erklärt hatten; und dieß ist es nunmehr auch wirklich geworden. Der Türke ist nicht nur ein „kranker Mann," er ist, freilich wider Willen der geheimen Correspondenten, schon halb todt; es drängt somit jetzt zu einer andern „Integrität" der Türkei, die noch weniger als die frühere eine „Integrität" der Türken, aber um so mehr eine „Integrität" der Rajahs ist. Die nach Englands Zweck getroffenen Anstalten zeigen, wie diese Integrität nicht, die

nach Rußlands Zweck getroffenen zeigen, wie sie mutatis mutandis allerdings zu erreichen ist.

England hat die sultanische Integrität vorangestellt, und als am jüngsten Charfreitage seine Vorhut in Stambul landete, kamen sie als die eigentlichen Bundesgenossen des Halbmonds, dem dafür nur alle und jede Freiheit der Bewegung vertragsmäßig abgenommen ward. Wenn die Moslims über die freisinnigen Pascha's schimpfen, daß sie den Islam an den Giaur verrathen, und der Sultan selbst stets Czar und Lord Redcliffe nebeneinander zürnend nennt, so ist es nur, weil sie endlich fühlen, daß England bloß vorgezogen, lieber die Türkei als Vasallen ganz zu beherrschen, als vom Czar mit Aegypten und Candia sich abspeisen zu lassen. Christlicher Eifer war es nie und nimmer, was Anstoß gegeben; er liefe auch völlig wider den englischen Zweck. Nie hat England für die Leiden der Rajahs Aug oder Ohr gehabt, von ihnen ist in allen seinen hundert Noten mit keiner Sylbe die Rede, und als es endlich mit denselben Tiraden, wie sonst Rußland, um sich zu werfen begann, war es nur diesem zum Trutz, den Hellenen zum Köder, und mit Vergunst des Koran, d. i. vorerst eitel Spiegelfechterei. Man gerirte sich anfänglich, als wenn die Christen-Emancipation die conditio sine qua non der orientalischen Tripelallianz wäre, aber am 7. April erklärte Russel im Parlament den betreffenden Ferman gar bloß für eine reine Privatarbeit Redcliffe's, der für seine Person, „treu der Politik, die er seit 10 bis 15 Jahren verfolgt, die türkische Regierung dringend aufgefordert habe, die Lage ihrer christlichen Unterthanen zu bessern und alle unzeitgemäßen Gesetze abzuändern." Der Ferman gewährte demnach Abschaffung der Kopfsteuer, das Recht vor Gericht zu zeugen und gemischte niedere Criminal-Senate; Waffenrecht, sogar Anspruch auf den Staatsdienst stand auch in Aussicht; die Christen sollten „ausländischen Schutzes nicht mehr bedürfen." Allein von allen wesentlichen Formen, welche die

Concessionen als Vertrag oder als Gesetz charakterisirt hätten, fand keine statt; der Koran hatte keinen Schatten von Grund zur Klage über das ephemere Rescript, das heute unter Lachen gelesen, morgen vergessen ist; und so specifisch christlich waren die Concessionen, daß man in London und Paris den gleichfalls darnach verlangenden Juden-Deputationen unbedenklich antworten konnte: warum denn nicht? Zwar mußten damals die Flotten in Stambul für den Sultan strenge Wache halten, und geschah das in den moslemischen Annalen Unerhörte, die Absetzung des sonst in würdigster hierarchischen Exemtion thronenden Mufti; aber es war nicht um der Christenrechte willen, sondern weil die türkischen Demagogen den Todesstoß gegen die Moscheen-Corporationen führen wollten, durch die bald darauf erfolgte Säcularisirung ihrer überreichen Güter, ein Unterpfand liberalen Fortschritts auf koranischem Boden, über das die „Times" vor Entzücken außer sich gerieth. Dazu waren die Flotten gut, und Lord Redcliffe's Politik, der seine Macht in der Partei der Reform-Türken hat, und in ihrem Fanatismus religiös-politischer Natur nach Art des Fanatismus, wie die Welt ihn z. B. auch an Mazzini kennt.

Voll Indifferentismus und Ehrgeiz, voll dunkler und mißverstandener Doktrinen, wie unser vulgärstes Aufkläricht, liegt ihnen der Gedanke an eine aus Türken und Christen gemischte Republik nicht fern, und von einem türkisch-griechischen Parlament war wirklich schon viel die Rede. Ihnen secundirt die jüngere Generation der Griechen, unter denen Redcliffe den Samen seiner Ideen auszustreuen vierzig Jahre lang Muße hatte, mit der Mehrheit des gänzlich demoralisirten Fanariotenthums, den Fürsten Vogorides an der Spitze und seine Creatur, den neuen, unter englischem Einfluß gewählten Patriarchen Germanos, den nebst dem herkömmlichen unersättlichen Golddurst eine politische Richtung charakterisirt, welche nur den in Stambul auf englischen Schultern zur Herrschaft gelangten Liberalen nicht revolutionär und verdächtig erscheint.

Zwischen ihm, Redcliffe und Haus Vogorides sollen die bekannten Fermane verabredet worden seyn, und jedenfalls führt England beide, Reform-Türken und Junggriechenland, an dem Leitseil derselben Ideen, deren Krone unzweifelhaft eine — constitutionelle Türkei ist*). Dann wäre Englands Einfluß unbestritten, seine Herrlichkeit in der Türkei gesichert, der enormste Kriegskosten-Betrag bezahlt, nur etwa noch zwei neue Gibraltar zu Gallipoli und in Thracien dazu gerechnet, den Schritten Rußlands in Asien ein grimmiger Feind in den Nacken gesetzt, eine permanente Schutzwache für die asiatische Prosperität Englands. Kurz man kann nicht sagen, daß es England mit der Emancipation nicht ernst sei, aber nur mit einer allgemeinen liberal-constitutionellen Gleichmacherei von Christ, Jud und Türk. Der sultanische Ferman hat darum auch das Hauptstück einer ächt conservativen Rechtsordnung und die Hauptbeschwerde der Rajahs: die gänzlich willkürliche und jede Entwicklung verhindernde Administration, mit keiner Sylbe berührt. Jede andere als jene liberalistische Emancipation droht eben England den türkischen Boden unter den Füßen wegzuziehen; daher bis sie möglich ist, lieber gar keine!

Englands Plan und Partei ist stark am Bosporus. Was wir vom Anfange an behauptet, gestehen russische Stimmen jetzt selber zu. Der ganze höhere orthodoxe Klerus, die griechischen Notablen und Gebildeten überhaupt standen für England: das ihnen mit Rußland gegen Frankreich Vorrechte über die Lateiner erkämpfen geholfen, andererseits aber mit der Pforte gegen jeden Schein russischen Protektorats grimmigst gestritten habe, wodurch ihm selbst ein so ausgedehntes Protektorat zugefallen, wie man es in St. Peters-

---

*) Vgl. die zwar russisch inspirirten und zudem etwas langweilig gespreizten, aber interessanten und merkbar gut instruirten Artikel: „Zur Aufhellung der diplomatischen Schachzüge in der orientalischen Frage." Allg. Ztg. vom 17. April u. ff.

burg vielleicht selbst für ferne Zeiten kaum zu hoffen gewagt, so daß England alsbald es gewesen, das den Griechen die Parole gegeben, Adressen diktirt und Patriarchen designirt. Und als nun gar das russische Circulare mit dem „unglücklichen Ausdruck" greco-russe für die orthodoxe griechische Kirche kam, habe der russische Credit völlig fallirt — ein Geständniß, das neuerdings in Perspektive die kirchliche Verwirrung zeigt, die durch Einverleibung Constantinopels über Rußland hereinbrechen müßte. Dagegen standen aus einfachen Gründen*) der niedere Klerus und die misera contribuens plebs für Rußland; auch eine türkische Partei konnte es für sich gewinnen, die Alttürken nämlich, welche um des lieben Friedens willen natürlich jetzt noch mehr als zu Mahmud des Eroberers Zeiten geneigt sind, neben ihrer Corporation, in die sie freilich keine Einmischung dulden, desgleichen Christen-Corporationen bestehen zu lassen. Auf diese Parteistellung gestützt, hätte Rußland unter Beihülfe von ganz Europa den englischen Landschaden in der Türkei aus dem Felde schlagen können, wenn es nach dem Wortlaut des Vertrags von Kainardschi die „Christen" überhaupt, bezüglich bestimmter und positiver Fälle vertreten, wenn es wenigstens, wie gerade jene russenfreundliche Stimme in der Allg. Ztg. sehr gut und fein ausführt**), nicht für sich gleichfalls ganz generelle und

---

*) S. Band XXXII, S. 78 dieser Blätter.

**) Hätte Rußland gleich Anfangs, statt ganz undefinirbare Rechte zu verlangen, die Mißbräuche in der anatolischen Kirche und die Verrottung des griechischen Klerus als den einzigen Inhalt des türkischen Schutzes vor Augen gestellt, so hätte es Europa und die griechische Bevölkerung auf seiner Seite gehabt. So aber erinnerte sich letztere, „daß der Vertrag von Kainardschi, den Rußland jetzt in eine neue Form gießen wollte, seit den achtzig Jahren seines Bestandes die religiöse Angelegenheit nicht im geringsten gefördert habe, und unterschob dem gegenwärtigen Beginnen, eben wegen seiner Inhaltslosigkeit, alle möglichen Absichten, nur nicht die Sorge für die Hebung ihrer Leiden. Das griechische Patriar-

in's Unendliche dehnbaren Rechte angesprochen, und dabei der bestimmten und speciellen Ansprüche der contribuirenden Orthodoxen an Rußland und die Pforte zumal, wie volle achtzig Jahre lang, so auch jetzt wieder, völlig vergessen hätte.

Wäre das czarische Begehren also ächt christlich-conservativ, und nicht so offenbar eigennützig auf beliebige, willkürliche Ausbeutung berechnet gewesen, dann hätte sich die russische Diplomatie die Schmach erspart, ihre eigenen aktenmäßigen Worte und Thaten keck abläugnen zu müssen, z. B. jetzt von einem „Reclamationsrecht in den religiösen Angelegenheiten, das allein die russische Mission bezweckte," zu reden, während Mentschikoff diese Interpretation selbst noch am 21. Mai 1853 für eine „Beleidigung Rußlands" erklärte. Sie brauchte nicht die freilich höchst leidige Nesselrode'sche Depesche vom 7. Sept. zu desavouiren, wie Dr. Stahl in der Berliner Kammer that, und der Verfasser der „Schachzüge" desgleichen, der sie als einen, „wenn nicht unprovocirten, doch völlig unnöthigen, die Gegner nur aufstachelnden, alle Welt befremdenden Commentar zur Wiener-Note" verurtheilt, in dem „der vorsichtige Nesselrode plötzlich redselig wurde, und eine Auffassung der Conferenznote durch die Welt laufen ließ, welche seinen Feinden höchst erwünscht kam, und seine Freunde stutzig machen mußte." Allerdings! aber alle diese „Redseligkeiten" wären nicht gewesen, nicht alle Zweideutigkeiten und Tergiversationen, und der jetzige schlecht verdeckte Rückzug vom angeblichen „Rechtsstandpunkt" desgleichen, wenn Rußland dessen Forderungen positiv, speciell, unzweideutig klar formulirt hätte. Man wäre dann vor allen Miß-

---

chat, das ohnehin aus selbstsüchtigen und klerikalischen Gründen russischer Einmischung nicht hold war, konnte jetzt die Umwandlung der allgemeinen Stimmung zu offenen Schritten benützen, welche in den bekannten Adressen an den Sultan, zur Ueberraschung des ganzen Abendlandes, die russischen Absichten als rein politische und landesfeindliche darstellten."

verständnissen, Enttäuschungen, die man jetzt endlos beklagt, ganz sicher gewesen, vor diesen Klagen, die dem unfehlbaren Czarthum bei den Russen selbst unberechenbaren Abtrag thun müssen, um so mehr, als ganz Rußland sich selber bezeugen muß, die Nesselrode'schen Noten von Anfang an nie anders verstanden zu haben, als die beklagten böswilligen Interpretationen sie eben auch verstanden. Jetzt aber, nachdem der Nesselrode'sche Commentar und Anderes einmal erwiesen, wie man in Petersburg die Wiener-Note verstehen kann oder könnte, ist diese Note als „Basis der deutschen Mächte" (Dr. Stahl) — wie sich von selbst versteht — unmöglich, auch wenn der Zustand des „kranken Mannes" nicht sofort ihr selbst die „Basis" entziehen sollte.

Was England nicht gethan, was Rußland nicht gethan — das nun zu thun, ist die Aufgabe Deutschlands. Wir haben gesehen, wie die Westmächte das durch Annahme der identischen Note vom Ende Decembers den Vieren von der Pforte zugestandene förmliche Ueberwachungsrecht selbst der politischen Administration bloß zur Schmach des christlichen Namens benützt. Anders hoffentlich die deutschen Mächte! Die generelle Emancipation gäbe die Türkei England, das speciell orthodoxe Protektorat gäbe sie Rußland in den Schooß; nur eine vorzeitige gewaltsame Lösung konnte sie letzterm entreißen, und auch unter dieser Voraussetzung kann sie es nur dann, wenn dem Orient vorher eine absolut andere Gestalt gegeben wird; sonst triumphirt der Czar, Sieger oder besiegt, dennoch in allweg. Bei der Neugestaltung können aber nicht nach russischem Princip die religiösen Richtungen maßgeben, sondern die politischen Volksstämme müssen Substrat seyn. Nicht liberale Freiheit für den ganzen Haufen schafft ihr staatliches Gedeihen; sondern je ihre bestimmt umschriebenen Rechte des Einzelnen und des Ganzen, privilegia et libertates, müssen die einzelnen Christenstämme in Bulgarien, Albanien, Thessalien ꝛc., ebenso in Kleinasien, garantirt erhal-

ten, nach dem Vorbilde der Stellung Serbiens z. B. Je specificirter die Organisation auf solcher wahrhaft conservativen Grundlage wird, desto besser, und so allein ist es möglich, für den plötzlichen Tod des „kranken Mannes" vorzusorgen. Schutz Rußlands, Schutz Oesterreichs, soweit er exclusiv seyn soll, ist dann eine erledigte Frage; denn unter dieser Voraussetzung kann die Türkei allerdings Theil haben an der europäischen Staaten-Garantie und Solidarität, kann eintreten in die sogenannte europäische Staatenfamilie, aber unter keiner andern. Specialien der neuen Organisation zu besprechen, ist nicht unsere Sache. Genug, daß unter Christen und Türken Alles, was noch einfachen und unberückten Sinnes ist, selber zu tiefest fühlt, was noththut, und die wahre Hülfe von — Deutschland erwartet, Hellenen und Südslaven so gut, wie die tief gedemüthigten Alttürken, so daß es auf dem ganzen Gebiet des alten Byzantiums bald keinen populärern Namen mehr geben wird, als: Franz Joseph.

XVIII.

Die geheime Correspondenz und die Hellenen; der Byzantinismus und Judasküsse.

Wir dächten uns die heilbringende Neugestaltung kaum schwer, geschweige denn überhaupt unmöglich, wenn Frankreichs Stellung nicht eine so gründlich abnorme wäre, noch dazu ohne eine sichtbare Anlage zur Besserung. Es ist wahr, daß die kritische und aussichtslose Lage der westmächtlichen Expeditionen, die in der Türkei dem Verhungern näher stehen, als dem Feind, der zweideutige, außer Sinope aber doch einzige, Triumph vor dem friedlichen Odessa, kurz die Gewißheit ungeheurer Opfer für vielleicht sehr geringe Erfolge, bei den

Franzosen Zorn und Eifersucht gegen die unnatürliche Allianz täglich riesenhafter anwachsen machen, und Napoleon III. nolens volens seine Politik wird wenden müssen, wenn sie nicht anders an sich schon die Politik der Wendung ist, d. i. vorbedachtermaßen eine Art von politisch-diplomatischem Judaskuß. Noch ist nicht entschieden, welche Macht am Balkan commandiren soll: Raglan, Jerome oder Omer Pascha *), weiland der Held hinter Schumla's Mauern, und schon gedeiht es zwischen Baraguey und dem Tyrannen von Stambul, Lord Redcliffe, über der französischen Intercession für die katholischen Griechen nahezu zum Bruch. Niemand dürfte sich verwundern, wenn der Telegraph aus Gallipoli eines schönen Morgens meldete: „Die Rothröcke von den Rothhosen auf ihre Schiffe gejagt, Admiral Hamelin bei Nacht und Nebel davon"; und aus Paris: „die Schiffe in der Ostsee heimlich abberufen, französisch-russische Allianz"; es fragte sich dann bloß noch: ob mit oder ohne Mazzini-Kossuth. Auch die einfache Allianz mit der Revolution ist noch eine sehr beachtenswerthe Eventualität; dagegen höchst unwahrscheinlich, daß Frankreich unter einem Napoleon je erkenne, wie es zwischen und gegen England und Rußland im Vereine mit Deutschland eine glorreiche Mission im Orient hätte. Französische Hirtenbriefe reden von einem „katholischen Kreuzzug", predigen neue gesta Dei per Francos; aber die Politik keiner

*) Vor einem halben Jahre nannten wir einmal diesen Namen, und zwar, der „Kreuzzeitung" folgend, unter Angaben über dessen Antecedentien, namentlich seine Abstammung als Ungar, frühere Religion und Lebensstellung, die sich nachträglich als unrichtig erwiesen (s. Bd. XXXII, 306). Wir bemerken dieß auf gütiges Erinnern eines unserer verehrlichen Leser in Gratz. Später ließ sich die „Kreuzzeitung" aus Wien schreiben, daß der Renegat ein Croate sei, und durch seine Frau, eine geborne Bayerin Namens Simonis, einen Wiener-„Tandler" zum Schwager habe, der vielleicht nähere Auskunft geben könnte, da der Bezier mit ihm in vertrautem Briefwechsel stehe.

Macht schwebt unzuverlässiger und unsicherer, wohin sie von heute auf morgen falle, in der Luft, als die Frankreichs; und weil man Positives über sie nicht sagen kann, ist sie für ein Journal auch nahezu todt, bis jedesmal die Zeit ihrer nächsten Wandlung da ist.

Mit welchen Augen ferner England jene Neugestaltung ansehen würde, ist nicht zweifelhaft. Aber Rußland? Der Czar hat Herrn Seymour kategorisch erklärt: „eine Zersplitterung der Türkei in kleine Republiken, Zufluchtsorte Kossuth's, Mazzini's" ɔc., werde er am wenigsten zugeben, und daraus schließen seine deutschen Anhänger: also will er Bildung mehrerer monarchischen Staaten, und dazu wäre jene Neugestaltung der sicherste Weg. Er spricht auch wirklich ganz speciell von solchen „unabhängigen Staaten", aber, ja nicht zu übersehen — „unter meinem Schutz" *), womit die „provisorische Besetzung" von Byzanz ganz auf Eines hinaus kommt. Der unglücklichen Lage der Rajahs, für die man jetzt den „Glaubenskrieg" predigt, ist kaum flüchtig gedacht, dagegen ihr „exceptioneller Schutz" als für Rußland „lästig und unbequem" beklagt; aber nur der „exceptionelle" Schutz ist leidig, nicht mehr der ordentliche und definitive; dieser ist vielmehr conditio sine qua non. Rußland kann daher jene Neugestaltung nicht wollen, denn bei ihr gäbe es über kurz oder lang keine zu „schützenden" Orthodoxen mehr,

*) Eine neue und befriedigende Territorial-Anordnung, rückte er am 21. Febr. endlich heraus, wäre nicht so schwierig, als man gewöhnlich glaube: „die Donaufürstenthümer sind in der That ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz; dieß könnte so bleiben; Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten; auch Bulgarien, und es scheint kein Grund vorhanden, weßhalb nicht diese Provinz einen unabhängigen Staat bilden sollte"; dafür will er Aegypten und Candia, deren „Wichtigkeit für England er vollkommen begreift", an England hinüber lassen; er sieht nicht ein, weßhalb sie nicht englische Besitzungen werden sollten."

und überhaupt schon von Anfang an keinen specifisch russisch-orthodoxen „Schutz". Hätte Rußland sie gewollt, so wäre es nicht in heimlichen Handel mit England eingetreten, sondern hätte offen proponirt, und namentlich vor Allem die deutschen Mächte in's Vertrauen gezogen, was freilich bei der wirklichen Tendenz seiner Strebnisse nicht rathsam war.

Aber! seit dem 12. April liegt nun ja die russische Erklärung über die geheime Correspondenz vor, und wenn auch nur Wenige behaupten, daß durch sie nicht die für Rußland unerwartete und nur allzu gewissenhafte Treue Seymours neuerdings bestätigt sei, daß die fast spaßhaften Klagen über Mißdeutung nicht die Sache noch mehr verböserten, daß man nicht sogar das Eingeständniß späterer Verhandlungen mit Frankreich desselben Tenors herauslesen könnte — so bringt die Erklärung doch die Eine und einzige faktische Berichtigung, daß „die Besprechungen, um die es sich handelt, in vertraulicher Weise zur Kenntniß der Souveraine von Oesterreich und Preußen gebracht worden seien." Aber wann? fragten wir uns, und die Antwort lautete nicht unzweideutig: erst nach dem Falliment mit England (und vielleicht mit Frankreich), ja, erst im Lager zu Olmütz, wo die höchste Noth schon drängte. Und wie? Etwa auch jenes: England und ich, ich und England, um die Anderen kümmere ich mich nicht? auch Aegypten und Candia? auch Bulgarien rc. „unter meinem Schutz"? auch die „provisorische Besetzung" von Byzanz? und die anderen Insolenzen gegen die drei Mächte? Zum Glücke überheben uns gewisse Berichte aus Wien und Berlin aller Zweifel: es ist nicht wahr, was das Petersburger-Journal von dorthin ergangenen Mittheilungen über die geheimen Traktanden mit England aussagt, und namentlich in Wien hatte man von der Verkehrsart der russischen Diplomatie Erfahrungen gemacht, die in der That so aussahen, als wenn Wien zum Vorhinein mit Allem einverstanden seyn müsse, was Rußland zu be-

schließen beliebe, wie Herrn Seymour ungefähr angedeutet worden. Je gewisser aber diese Ignorirung Deutschlands und die übrigen Thatsachen der Correspondenz sind, desto sicherer ist, daß Rußland eine politische Befreiung der Rajahs, außer in seine Tasche, nur gezwungen dulden wird. Es müßte sonst immer fürchten, daß „ein mächtiger Staat, stark genug, Rußland zu controliren und zu beunruhigen", irgendwo erwachse, und daß es dieß „nicht dulden kann", hat der Czar bezüglich Constantinopels und Griechenlands ausdrücklich erklärt; bei dem Andern versteht es sich schon „unter meinem Schutz" von selbst. Dieser Schutz sollte ursprünglich wohl sogar über Epirus, Thessalien und Macedonien ausgedehnt, Hellenismus ebenso wenig, als Byzantinismus geduldet werden; denn es ist doch nicht anzunehmen, daß der Czar auch nur an eine solche Ausdehnung des Staatskörpers dachte, den er als entschieden antirussisch oder englisch-liberal kannte, und zornig als „systematische Mißregierung Griechenlands" benannte. Ueberhaupt ward nur Constantinopel ausdrücklich von „meinem Schutz" ausgenommen, und ihm die halbnegative Bestimmung „provisorischer Besetzung" zugedacht.

Die Frage um die Stadt Constantins ist auch die schwierigste bei jener Neugestaltung, sobald nämlich der „kranke Mann" einmal todt ist. Indeß gibt es ein Zauberwort, das diese und andere Anstände hebt; es heißt: „Kaiserthum Byzanz", und ist auch unsern deutschen Russenfreunden, besonders den protestantischen, welche Rom gerne noch ein mächtiges Schisma recht nahe auf den Hals brächten, so geläufig und hochtheuer, daß sie Nikolaus I. ernstlich verargen, es sich feierlich verbeten zu haben. Sie mögen übrigens getrost seyn! Er hat sich auch die hellenische „Mißregierung" verbeten, und nie sonst hat sein Gesandter, in legitimistischer Consequenz, deren kirchliche Freiheitsfeste anders, als durch seine Abwesenheit verherrlicht; jetzt aber, wo die neue griechische

Revolution erobernd im Felde steht, unterstützt Rußland sie mit Geld, Agenten und Noten als den werthesten Alliirten offen und officiell. Es thut solches, obgleich es weiß, daß nicht etwa die paar hellenischen Provinzen an der Gränze es sind, um deren Gewinnung es sich handelt, sondern die Hellenen als die wahre „byzantinische Nationalität" Ansprüche erheben, deren „Verkennen" Seitens der Mächte nichts anderes heiße, als „zu Gunsten des Eroberers Mahomed Kreuz und Byzanz bekriegen" (Allg. Ztg. vom 19. März); obwohl ferner mit solchem Zwecke auch die mazzinischen Flüchtlinge einverstanden sind, und Rom, den Hauptstein ihres Anstoßes, gleichfalls zu bekriegen glauben, wenn sie dazu eifrig Hülfe bieten. Die Kreuzzeitung behauptet standhaft, daß England den Prinzen von Cambridge auf der Akropolis zu placiren gedenke; warum bemerkt sie nicht auch, daß man von einem russisch-oldenburgischen Prinzen spricht, der den von der königlichen Schwester protegirten Aufstand und die erweiterte „Mißregierung" zu erben, von anderer Seite bestimmt sei? Wir haben freilich das Vermögen dieses Griechen-Aufstands stets niedrig genug angeschlagen; desto höher aber die Frage: wo hinaus mit Constantins Stadt? Und abgesehen von allem Andern, dürfte im Falle der Noth selbst ein hellenisches „Kaiserthum Byzanz" noch die für Rußland relativ angenehmste Neugestaltung seyn.

Aus denselben Gründen, die uns von Herzen wünschen lassen, die armen Rajahs möge Gott davor behüten! Zehn Millionen Slaven von ein paar Millionen Griechen beherrscht, kräftige zum Theil und vielversprechende Stämme von den bislang königlichen Hellenen und den 900,000 Levantinern, denen die „Times" so eben nachsagt, daß sie den jetzt vergötterten Hof jener sonst „haßten und verachteten" — wer sind diese Anspruchsvollen? Moralisch und politisch entartet, nur Stoff für den eisernen Befehl; ein Volk von Schacherern, deren schmähliches Treiben in der Freiheit man zwar dem

englischen Danaer-Geschenk einer radikalen Constitution zuschreibt, aber ohne zu bedenken, daß sie desselben sich vollkommen würdig erwiesen; die Andern in der Levante nach der gleichen „Freiheit“ strebend; die notabeln Spitzen, liberal in Religion und Politik, so lange nicht die jüngsten eiskalten Plumpheiten der englischen Politik den Haß paralysirten, Rußland grimmig feind; das Volk diesem geneigt, aber sein Klerus hinwiederum in unheilbarem Widerstreit mit der russischen Kirche; die ganze Nationalität, selbst der Liberalen, so unverträglich im Schisma untergegangen, daß die katholischen Nationalen nicht einmal mehr als Hellenen erscheinen; kurz lauter ächt byzantinisches Material; die zu beherrschenden Südslaven dagegen, 10 Millionen gegen etwa 3, unter russischem Einfluß geboren, so daß ohne Oesterreichs Veto sie alle, selbst die freiesten, auf den Wink aus der kleinen Walachei zum Aufstand gegriffen hätten, sogar auch die Serbier, und die eximirten Montenegriner auf ein orthodoxes Brieflein hin sofort wirklich losschlugen — wahrlich! ein „mächtiges Reich“ aus solchen theils miserablen, theils widerstreitenden Elementen wäre allerdings nie „stark genug, Rußland zu controliren und zu beunruhigen.“ Es wäre nur ein russisches — Interregnum. Wohl möglich daher, daß Rußland noch für ein hellenisch-byzantinisches Kaiserthum zu schwärmen anfängt; bei Mazzini soll dieß bereits erfolgt seyn. Die deutschen Mächte aber haben an den Rajahs kein orthodoxes, sondern ein wahrhaft christlich-politisches Interesse!

XIX.

Wie ein russischer Staatsrath von der deutschen Mittelstellung denkt!

Vielleicht langwieriger Krieg, jedenfalls Proteus-Spuk in den Stellungen der Mächte, überall rathloses Vorgehen auf gut Glück, nirgends eine feste und Andern mittheilbare Politik bezüglich des Streitobjekts selbst — da dachten wir, die absolute Eigenheit deutscher Absicht, Zwecke und Mittel müsse denn doch allgemein einleuchten unter den Deutschen. Aber weit gefehlt; vielmehr ist sogar auch die Grundanschauung der russischen Politik auf deutschem Boden üppig aufgeschossen, und wir sind weit entfernt, die deutsche Selbstverschuldung an dieser erschreckenden Thatsache zu verkennen. Es ist für die Träger der deutschen Föderation wahrlich höchste Zeit zur entschiedenen Umkehr! Den stärksten Beweis dafür gibt der eigenthümliche Charakter jener in Deutschland so glücklich acclimatisirten russischen Politik. Wir schilderten sie als die specifisch und consequent orthodox-slavische Schöpfung des absoluten Sacrilegiums der czarisch-schismatischen Theokratie. Ihre Fundamental-Anschauung, welche in voller unbeugsamen Strenge ausgebildet zu haben, Nikolaus' I. exclusives Verdienst ist, haben wir also definirt: Es gibt nur mehr zwei reelle Großmächte in Europa — Rußland und die Revolution, und alle Welt hat nur die Wahl, ob sie sich Rußland anschließen will oder der Revolution? Demgemäß gibt es nur zweierlei Staaten und Staatsoberhäupter: „conservative", d. i. schutzbefohlene Rußlands, und Opfer, Beute und Satelliten der Revolution. Desgleichen nur zweierlei Kirchen: die heilige orthodoxe Czarthums-Kirche und die heidnischen Revolutions-Kirchen, als da sind: die von Rom und die von Wittenberg et comp., doch vor Allem jene frei und unabhängig über dem göttlichen Staat zu schweben prätendirende Rom-Kirche. Jeder Einzelne endlich ist entweder

„conservativ," d. i. Freund Rußlands pour jamais, dem infallibeln Czarenwillen ganz ergeben, oder er ist dieß nicht, also revolutionär oder Beute der Revolution. Ein Drittes ist überall — unmöglich, welches nicht participirte an Rußland oder an der Revolution. Diesen absoluten Dualismus aber kann man auch bezeichnen als: Orient und Occident, als: Gräcismus und Latinismus.

Ob diese politische Grundanschauung wahr sei, das ist der Streit mit unsern Russen-Freunden. Sie sagen ja; die kurhessischen Confessionalisten z. B. sind jetzt sogar mit Hassenpflug gespannt, weil er das deutsche Bündniß bevorwortete, das Rußland, dem letzen Hort einer jeden Autorität, der kirchlichen wie der politischen, zuwider seyn müsse; und die „Kreuzzeitung" z. B. schreit über uns ohne Unterlaß: was thut ihr anders, als Chorus machen mit den Rothen? Dieser eben so bequeme als nichtige Einwand ist die Hauptwaffe gegen den deutschen Standpunkt, vielfach die einzige. Man könnte obenhin erwidern: si duo faciunt idem non est idem. Oder: Rußland hat allerdings in der Regel den Beifall der Demokratie nicht für sich; wie ist es aber z. B. mit Napoleon III. ergangen? und wie nun, wenn Rußland und Mazzini sich plötzlich für ein hellenisch-byzantinisches Kaiserthum erklärten? Oder, um gründlich zu sprechen, wenn Rußland und England damals handelseinig geworden wären, Frankreich aber und Oesterreich pflichtgemäß sich gewehrt hätten gegen solche Welttheilung? Wer, sagt doch! wer schriee dann mit den Rothen? Wir nicht; unsere Ansicht von der politischen Grundanschauung Rußlands bliebe sich gleich, und für uns fragt es sich immer nur, ob wir dieselbe richtig aufgefaßt. Für ein volles lautes Ja haben wir jetzt einen merkwürdigen Beweis in Händen. Ein deutscher Edelmann nämlich, als verehrter Gönner dieser Blätter, hat uns zur bessern Information Auszüge aus Privatbriefen eines ihm nahe stehenden, mit Deutschland und seinen verschiedenen

politischen Richtungen genau und persönlich bekannten, geistreichen Nationalrussen mitgetheilt, der als Staatsrath eine wichtige Stellung in St. Petersburg selbst einnimmt, und dessen Aeußerungen allerdings zu lehrreich sind, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten sollten. Die Briefe fallen in die kritische Zeit vom 14. Febr. bis 13. April n. St. d. Js.; Graf Orloff war bereits gescheitert, als unser Zeuge folgende Betrachtungen anstellte.

„Ich war gewiß einer der allerersten, die den wahren Charakter dieser grauenhaften Krisis erkannten, nun sie aber daran ist, die Welt zum Zermalmen und zum Umgießen anzufassen, ist es mir doch, als träumten wir nur einen gräßlich schweren Traum, so wenig auch noch eine Illusion darüber möglich ist, daß Rußland sich gürtet zum Ringkampf mit ganz Europa. Wie konnte es doch nur dahin kommen? Dahin mit einem Reiche, das vierzig Jahre lang seinem Glücke den Rücken gekehrt, und immer nur seine eigenen Interessen verrathen, um die Interessen der Andern zu fördern und zu wahren? dahin, daß es nun auf einmal alle Dolche jener ungeheuren Verschwörung auf sein Herz gerichtet sieht? Und doch war dieser Conflikt unvermeidlich. Das aber, was ihn angeblasen, ist nicht allein die schmutzige Selbstsucht Englands, ist nicht die unerhörte Erniedrigung des in einem Abentheurer incarnirten Frankreichs, ist ebensowenig das vom Dämon der Furcht auf den Boden der Revolution hinübergejagte Deutschland. All das nicht; die Ursache ist eine viel tiefere und verhängnißvollere. Es ist der ewige Antagonismus zwischen — ich weiß es nicht besser auszudrücken — dem Occident und dem Orient. Und dieser Occident! wenn er Eins wäre, wären wir verloren; aber er ist zu zwei: der rothe und der, den der rothe auffressen muß. Vierzig Jahre lang haben wir den letztern Occident dem erstern streitig gemacht, und siehe da, die wunderbare Fügung! es ist der Rothe, der uns rettet."

„Gott gebe, daß ich irre, sonst müßte unsere arme Generation ihr Haupt verhüllen, und sich bescheiden, von hinnen zu gehen, ohne den Ausgang des bevorstehenden Schreckenskampfes gesehen zu haben. Ja, es ist meine innerste Ueberzeugung, daß die ganze zweite

Hälfte dieses Jahrhunderts darüber hingehen wird. Es mag Stillstände und Pausen im Verlauf der immensen Umkehr aller Dinge geben, aber Europa wird nicht anders als gänzlich umgestaltet daraus hervorgehen. Die orientalische Frage in ihrem nunmehrigen Stadium ist nichts Geringeres als eine Frage um Leben und Tod dreier Potenzen, deren zähes Leben die Welt wohl kennt. Die drei Potenzen sind: die orientalische Kirche, das Slaventhum und Rußland. Untergang oder Triumph jener beiden ist unauflöslich geknüpft an den Untergang oder Triumph Rußlands; das wissen die Feinde der drei Potenzen und daher ihre Wuth. Aber wer sind denn mit Namen diese Feinde? Ist es das Abendland? Vielleicht; jedenfalls aber die im Abendland incarnirte Revolution. Gibt es in diesem Occident auch nur ein einziges Element des Lebens, das nicht durchdrungen und erfüllt wäre von — Revolution? Die Kirche etwa? Ihr Klerus benedicirt im J. 1848 die Freiheitsbäume, im J. 1854 die türkische Fahne! Die Ordnung etwa? Ihr Repräsentant ist Louis Bonaparte, der „Bruder" aller occidentalen Souveraine! Die Freiheit etwa? Sie ist die Revolution selbst, Hand in Hand mit Mazzini und Muselman! Was immer aber im Occident nicht Revolution ist, kann das sich als politischer Gegner Rußlands erklären, ohne unvermeidlich der Alliirte, d. i. die Beute der Revolution zu seyn? Darum handelt es sich um nichts Anderes, als um einen letzten Kampf zwischen dem ganzen Abendland, d. i. der Revolution, und Rußland. Letzteres kann unterliegen, wenn es Gottes Wille ist; wäre es aber nicht der unterliegende Theil, ginge es als Sieger aus dem Kampfe hervor, so ginge es hervor nicht mehr als Rußland, sondern als das große griechisch-russische Kaiserreich des Orients (Grand Empire d'Orient gréco-russe). Vor dieses Dilemma sieht Europa sich gestellt!"

Ueberschaut unser Herr Staatsrath die Stellung der Mächte im Einzelnen, so erscheint ihm die Haltung des „perfiden Albion" ganz natürlich. Ueber Frankreichs Blindheit ärgert er sich, das sein Aeußerstes aufbiete, um das maritime Uebergewicht der alten und unversöhnlichen Rivalin zu assecuriren und zu verewigen, und nicht bedenke, daß, sobald

England mit Rußlands Marine fertig sei, die Frankreichs an die Reihe komme. Ueber die deutschen Mächte aber ergießt sich die ganze Schaale seines Zorns; er behandelt sie nicht anders, denn als fahnenflüchtige Conscribirte, und fällt mit lebensgefährlichen Bedrohungen über die „Dummheit und Lüge" der deutschen Mittelstellung her, die er als treulosen „Abfall" brandmarkt von — Rußland zu Frankreich, zur Revolution. Was nun die „Lüge" betrifft, so ist allerdings so viel wahr, daß Rußland in Berlin unvergleichliche Thätigkeit entwickelt, damit, was noch nicht ist, doch werde; daß es jüngst noch Handelsvortheile angeboten und preußische Exemtion vom russischen Geld-Ausfuhrverbot aufgewendet, um die englischen Blätter Lügen zu strafen, die den Vertrag vom 20. April eifrig priesen, weil er „Oesterreich im Rücken vor einem preußischen Einfall von Schlesien her schütze." Vor Entrüstung, aber auch vor Scham, hat uns das Blut im Leibe gekocht, während wir aus den fein stylisirten französischen Briefen vom 14. Febr. und 1. März das Folgende übersetzten:

„Graf Orloff's Mission hat die letzten Illusionen zerstreut; Rußland steht abermals allein, und ganz Europa ihm feindlich gegenüber, denn die angebliche Neutralität Oesterreichs und Preußens ist nur ein Anlauf zu erklärter Feindschaft. Es mußte so kommen, und nur Dummköpfe oder Verräther konnten anders prophezeien. Die deutschen Mächte verdanken Rußland seit vierzig Jahren allzuviel, als daß sie nicht quitt zu werden hätten wünschen sollen; hat ja Rußland seitdem sie gezwungen, unter sich Friede zu halten, und ihnen nicht zugelassen, Deutschland der einheimischen Revolution und der Invasion von Außen als Beute hinzuwerfen. Daher in Wahrheit ihr Uebelwollen gegen uns. Ich weiß wohl: wie die Stimmung der deutschen Geister jetzt ist, zwingt man sich zu glauben, die Zerreißung der Alliance von 1813 sei Seitens der deutschen Mächte ein Act von Muth und Patriotismus; aber es ist Lüge über Lüge. Dieser Abfall, durch den man die deutsche Unabhängigkeit zu sichern vorgibt, ist nur der erste Act der Unterwer-

fung unter das revolutionäre Gestirn Frankreichs; er ist die Einflüsterung feiger Niedertracht, verbunden mit Hintergedanken aller Art, voll Verrath nach Innen und wider einander. Nur blinde Verläugnung aller Evidenz und der ganzen Vergangenheit kann die Ueberzeugung verreden, daß es für Deutschland keine feste Basis mehr gibt, als in und durch eine rückhaltlose Allianz mit Rußland, daß dieser so sehr verabscheute russische Einfluß seine Hand von den deutschen Geschicken nicht abziehen kann, ohne daß er alsbald ersetzt würde, durch eine Art von neuem Rheinbund, für die Jetztzeit zurechtgemacht, d. i. bonapartistisch und roth zumal."

„Oesterreichs Fahnen also werden wir zur Seite der Fähnlein jener ungarischen und italienischen Flüchtlinge sehen, deren Auslieferung es noch vor Kurzem reclamirte, und die es im Falle des Habhaftwerdens ohne Gnade aufgehängt hätte ꝛc. Und solche Komödie spielt im Namen des europäischen Gleichgewichts! Als wenn es ein solches Gleichgewicht noch gäbe, als wenn zu dieser Stunde im Abendland noch eine andere Macht aufrecht stünde, als die Revolution! Die Revolution, die in den Tuilerien thront, auf dem durch das allgemeine Stimmrecht sanktionirten Meineid als ihrem Rechte fußend, auf alle Malcontenten und Schiffbrüchigen der ganzen Welt gestützt, mit ihrer Avantgarde in Piemont und der Schweiz, den Erzbischof von Paris zum Hofcaplan, die Radikalen unterstützend gegen die Katholiken zu Freiburg in der Schweiz, die Katholiken unterstützend gegen die Regierung zu Freiburg im Breisgau, England mehr und mehr in ihre Kreisbahn ziehend, und im Begriffe, unter ihre Fahnen Oesterreich und Preußen einzureihen!"

„Ueber das Endresultat bin ich nicht in der geringsten Sorge. Rußland wird triumphiren. Wie es aber mit Deutschland in dem Anprall der beiden Principien (Rußland und Revolution) werden wird, das ist nicht schwer vorauszusehen — mit diesem Deutschland, dessen Souveraine bald wieder, wie im Jahre 1812, dahin kommen werden, daß sie sich nach dem Abfall ihrer eigenen Soldaten sehnen. Dieses Deutschland muß wieder in die Schule, um einen neuen Cours über Geographie zu nehmen, denn ich fürchte sehr, die Karte eures Landes wird dasselbe

Schicksal haben, wie das Testament des armen Königs Friedrich Wilhelm III."

„Es ist schwer zu sagen, wer am meisten zum Sturme angeblasen: der wüthende Haß Englands mit Frankreich im Schlepptau, nachdem dieses zuvor jenes im Schlepptau gezogen, oder der Halbverrath Oesterreichs und Preußens, welcher bald voller Verrath (complète trahison) seyn wird. Was die deutsche Politik betrifft, so ist es gewiß nicht etwa nationale Animosität, wenn ich sie miserabel finde, miserabel, weil sie eine Lüge und eine Dummheit ist. Die beiden Mächte haben gut sagen, einig in sich seien sie stark genug, um ihre Neutralität zu behaupten; aber das ist ja eben die Lüge, denn sie wissen recht wohl, daß sie nicht einig sind, und daß sie außer mit Rußland es nicht seyn können. Auch wird es sich bald nicht mehr um Neutralität, sondern um Unabhängigkeit der Action nach Maßgabe der deutschen Bedürfnisse und Interessen handeln. Die armen durch sich selber Genarrten! Preußen wird seine Betrügereien von vorne anfangen (va recommencer ses tricheries). Oesterreich aber — —"

„cette infortunée Autriche" — wir müssen hier innehalten; es ist von schwachen Füßen und der Wahl die Rede, die dem armen Oesterreich noch bleibe, wenn es verschmähe, die nöthige Stütze in den starken Armen Rußlands zu suchen, wie es ohne Zweifel verschmähen werde; aber die Ausdrücke des Herrn Staatsraths deuten da zu sehr auf henkerische Phantasie, als daß sie hier stehen könnten. Wir haben jedoch von ihm genug gehört, um fragen zu dürfen: ob wir geirrt mit unseren Behauptungen von der specifischen Signatur der russischen Politik?



XX.

Kriegsminister Bonin und unser Druckfehler.

Der Kriegsminister Bonin ist entlassen, er war in Preußen der feste und treue Repräsentant unserer deutschen Mittelstellung; der Prinz von Preußen hat seine Demission gegeben, er bevorwortete beharrlich die westliche Allianz. Hätten wir uns nur einen Augenblick Berlin ohne das altehrwürdige General-Fragezeichen gedacht, so müßten wir nun schon wieder in Blamage den Leichtsinn büßen. Wir haben uns aber vorgesehen, so gut als unser russischer Staatsrath; nur ist dabei (S. 815 des letzten Heftes Z. 9 v. o.) ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen, der zugleich eine Injurie und Calumnie ärgster Qualität involvirte. Neupreußen, nicht „Altpreußen,“ muß es dort heißen, wo von dem Minister-Examen vor der preußischen Kammer-Credit-Commission die Rede ist, und wie Herr von Bonin zu deren behaglichster Befriedigung eine preußisch-russische Allianz als „Unmöglichkeit oder an Deutschland und Preußen verübten Vatermord“ charakterisirte. Neupreußen war es, das, weil in der Commission nicht vertreten, durch seine Kreuzzeitung dagegen „schriftlich protestirte und proponirte: von Hof aus politisch verdächtig, ergo consilium abeundi.“ Also Neupreußen hat's verdient! Und Neupreußen — nur zu! so pflanzt man in der That, was man nicht pflanzen will — deutsche Einigkeit. Aber nicht minder von unten auf, als an dem 18. Märzen unvergänglichen Andenkens!

München, den 13. Mai.

XLV.

Briefliche Mittheilungen.

Aus Baden.

Den 6. Mai 1854.

Sie wundern sich vielleicht, schon längere Zeit nichts von mir gehört zu haben. — Es gab und gibt allerdings Dinge genug aus Baden zu berichten, allein fängt diese endlose Conflicts-Geschichte mit ihren ernsten und lächerlichen Seiten und Episoden nicht allmählig an, langweilig zu werden? Wir haben in der That eine Zeitlang gefürchtet, die ganze Sache könnte einschlafen, sich nach und nach verwässern, und in der Hauptsache würden sich die Erbärmlichkeiten in der alten Weise fortschleppen und verknöchern. Die Regierung sorgt, Gottlob! dafür, daß dieser Zwitterzustand, aus welchem sie, als bisheriger beatus possidens, Nutzen ziehen konnte, nicht erhalten wird, wofür ihr die katholische Welt gewiß zu Dank verpflichtet ist. Wir leben im Ganzen hier allerdings fortwährend in einem quasi-insularischen Zustand, ohne erlaubte vermittelnde Verbindung mit dem Festlande, oder, um mich prosaischer auszusprechen, in immer steigender, wenigstens officieller Abgeschiedenheit von außen. Die Historisch-politischen Blätter z. B. sind mir seit vielen Wochen nicht zugekommen; die Tagesblätter von katholischer Färbung gelangen zum Theil gar nicht, zum Theil

nur nach sorgfältiger und doch nicht consequenter Sichtung in das Land. Auf die sich ganz außerordentlich mehrenden Broschüren wird, je nach dem Diensteifer der Beamten, an manchen Orten mit unerbittlicher Strenge gefahndet, Gefängnißstrafen, Hausdurchsuchungen sind hier und dort deßhalb noch immer an der Tagesordnung, werden von den Glücklichen, welche die Verfolgung trifft, mit Ergebung, oft sogar ganz heiterm Sinne, getragen. So ist z. B. der treffliche Lektor Singer an der Universität zu Freiburg, dessen schon öfters rühmliche Erwähnung geschah, wegen Versendung der gleichfalls viel besprochenen Petition an den Regenten sieben Wochen, sage sieben Wochen lang, im Gefängniß gesessen, in welche Zeit gerade heilig Ostern fiel, die er, getrennt von seiner Familie, seinen Geschäften und den Uebungen eines erhebenden Gottesdienstes, wohl aber zur Ehre Gottes, dort in Geistesheiterkeit verlebte.

Die Folgen des Prohibitivsystems zeigten sich in Bezug auf die staatsgrundgesetzlich freie Presse auf wahrhaft glänzende Weise. Die Nachfrage nach katholischen Waaren wurde so stark, daß, wie oben angedeutet worden ist, die Production einen entsprechenden Aufschwung nimmt, und der Verkehr, namentlich der Schmuggel, nie lebhafter betrieben wurde. Der Bauer liest bekanntlich, außer dem Gebetbuch und dem Kalender, nicht viel, Zeitungen sind namentlich seine Sache nicht, denn was er liest, muß vor Allem wahr seyn; nun sagt schon das Sprichwort: „es lüge einer wie ein Zeitungsblatt.“ Die officielle badische Sprache hat sich aber seit dem Conflikt zur besondern Aufgabe gemacht, mündlich, gedruckt und geschrieben den Bauer und Bürger in dieser althergebrachten Meinung vollends zu bestärken. Diese kleinen, so höchlich verpönten Flugschriften hingegen, namentlich jene populären, wie das „Paßt auf“ und das jüngste Stück „Badischer Kirchengeschichte aus der letzten Zeit“, liest der Landmann mit besonderem Behagen, weil in diesen Schriften der Nagel, wie man sagt, auf den Kopf getroffen ist, indem die socialen Schäden, die krebsartig unter dem fünfzigjährigen badischen Unwesen an dem Mark unseres paradiesischen Landes, und an dem Herzen eines unverwüstlich gutmüthigen Volksstammes nagen, darin so wahr als scharf, und für den gemeinen Mann verständlich, geschildert sind.

Das „Entgegenkommen“ des Volkes, dessen die Regierung sich wohlgefällig rühmte, bestand eigentlich nur darin, daß es zu keinen ernsthaften Auftritten im Lande gekommen ist, nachdem die ersten thatsächlichen Aeußerungen der Unzufriedenheit im Odenwalde, wo sich bei weitem am meisten katholische Gesinnung erhalten hat, theils durch die Bemühungen der verfolgten Geistlichen selbst, theils durch Einschüchterung, und wo diese nicht anschlug, durch gütliche Beschwichtigung schnell unterdrückt wurden. Was katholische Lehre, Erziehung und Sitte vermögen, zeigt sich zur Stunde in jenen badischen Landestheilen, welche vordem Churmainz und zum Theil Speyer angehört hatten, wo man, trotz allen angewandten Mitteln, diese Gesinnung nicht zerstören konnte, während das josephinische Regiment der badischen Regierung in dem verkommenen Bisthum Constanz längst schon weidlich in die Hände gearbeitet hatte. Die gesinnungslose Erbärmlichkeit der Bevölkerung von Wien gab sich 1848 und 1849 im Spiegelbilde, als Folge derselben Bildungsweise, auch in Freiburg und in andern Städten, wie noch heute, kund. Man darf die Einzelnen in solchen Zuständen nicht beschuldigen, es liegt darin vielmehr als historische Thatsache die Verurtheilung eines ganzen Systems, das Tausende erkennen und beklagen, und an dem vielleicht Niemand mehr die Kraft, Wenige selbst nur den Willen zu kämpfen haben. Unsere, namentlich die kleinen deutschen Staaten gleichen einem Schiffe ohne Ruder, ohne Tau und Anker. Sie haben sich einst losgerissen von dem festen Grunde, zehrten von dem reichen Raube der Vergangenheit, der, nun erschöpft, sie hülflos auf unbekannten Meeren treiben läßt. Was sich, neben den riesenhaften Bewegungen auf dem großen politischen Weltgebiete, in den innern Verhältnissen des Volkes begibt, achten diese Menschen aus Papier und Tinte nicht, und die Umgestaltung der Dinge wird sie erreicht und verschlungen haben, urplötzlich wie ein einbrechendes Weltgericht!

Ich bringe Ihnen heute ein schlagendes Beispiel eines solchen gouvernementalen Irrsinnes, den man kaum für möglich halten sollte. Durch Beschluß des Ministeriums wurden sämmtliche katholischen Pfarrer des Landes, welche die gesetzlichen Vorstände der örtlichen Stiftungscommis-

sionen sind, ihrer Vorstandschaft entkleidet, und dieselbe auf die Bürgermeister übergetragen*). Die Antwort wird erfolgen. Binnen kürzester Frist sieht man einer umfassenden neuen Organisation des Stiftungswesens von Seiten des Erzbischofs entgegen, von welcher zu erwarten steht, daß sie die Mängel der seitherigen Verwaltungsart heben werde; dafür bürgt uns eine Reihe trefflich durchdachter erzbischöflichen Verfügungen verschiedenen Inhalts, welche der Clerus meistentheils willig, mit Achtung und Ehrfurcht vollzieht, und deren Wirkungen das Vertrauen des Volkes neuerdings der Kirche gewinnen werden.

Die nächste, kaum vermeidliche Folge eines Zusammenstoßes auf einem für das Volk so empfindlichen Gebiete, wie das katholische Stiftungswesen, muß wohl eine gränzenlose Verwirrung seyn. Viele Stiftungsräthe werden sich möglicher Weise auflösen, viele Rechner ihre Entlassung nehmen, um, eines kleinen materiellen Vortheils willen, sich nicht den Schlägen von zwei entgegengesetz-

*) Der betreffende z. B. landamtliche Erlaß, der mir aus Freiburg so eben zukömmt, lautet wie folgt: „Die Zahlungsanweisungen auf katholische milde Fonds betr. Num. 14,634. An die Bürgermeister der katholischen Gemeinden. Den dortigen Verrechnern von katholischen Kirchen- und Stiftungsfonds ist zu eröffnen, daß ihnen bis auf Weiteres alle Zahlungsanweisungen von hier aus durch die Vermittlung der Bürgermeister, nicht mehr durch die betreffenden Pfarrer zugehen werden. Nur in dieser Weise den Verrechnern zugekommene Verfügungen dürfen diese annehmen und vollziehen. Die Eröffnung dieses haben die Verrechner zu bescheinigen, und die vom Bürgermeister beurkundeten Bescheinigungen sind alsbald anher vorzulegen. Freiburg, den 1. Mai 1854. Gr. Landamt. Gez. Chrismar." — Eine weitere Verfügung lautet: „Dem Bürgermeisteramt . . . wird aufgegeben, den Kirchen-, Almosen- und Intercalar-Verrechnern dorten gegen urkundliche Bescheinigung zu eröffnen, daß sie einseitigen Weisungen der Kirchen-Behörde bei Vermeidung eigener Haftbarkeit keine Folge leisten dürfen. Die Eröffnungs-Bescheinigung ist binnen acht Tagen anher vorzulegen. Gez. Chrismar."

ten Seiten auszusetzen. Die Meinung hat ohnehin im Volke tiefe Wurzeln gefaßt, die Regierung könne ihre Sache auf diesem Wege nicht durchsetzen, also will selbst der Bauer, abgesehen von allen höher liegenden Gründen, sich nicht da mit verschlingen, wo so wenig Hoffnung mehr vorhanden ist, sich mit halber Ehre noch herauszuziehen. Männer aus befreundeten Regierungskreisen sogar erklären offen, man dränge sie gleichsam mit Gewalt in die Reihen der Regierungsgegner; schon beginnen die gegenseitigen Anklagen und Entschuldigungen, und nur jene um Stellung und Lohn bekümmerte Feigheit, welche gar so viele eifrigen Katholikenverfolger von 1853 und 1854 in den Jahren 1848 und 1849 zu eilfertigem Eidbruche trieb, hält viele Beamten vorerst noch auf dem eingeschlagenen Wege fest. Dieses gesinnungslose Geschlecht krümmt seinen Rücken heute vor Wechmar und Rüdt, wie es vor Brentano kroch, und sich zum Höfling eines Jeden erniedrigen wird, der seine Selbstsucht befriedigen kann. Man erzählt sich eine Geschichte, welche die Gluth dieses Eifers für jedes, sei es auch ein Eintagsregiment, bedeutend zu fühlen geeignet war. Einer dieser gefälligen Satelliten Wechmar's rühmte ihm seine Hingebung in der Conflictsangelegenheit für die Wünsche der Regierung. Der Minister, dessen barsche Art ohnehin ihm bei Untergebenen keine Anhänger gewinnt, erwiderte voll Unmuth: „Sie gehören also auch diesen Beamten an, welche durch ihr Verfahren uns diese unsäglichen Verlegenheiten bereitet haben?" Verbürgen kann ich die Sache, weder in Folge persönlicher Mittheilung von Seite Wechmars, noch von jener des Beamten, natürlich nicht; ich abstrahire aus dem Referate nur, daß man ungern, aber nothgedrungen auf der Bahn fortwandelt, die man einmal betreten und schwer verlassen kann, weil die Person des Regenten in die Frage mit verwickelt wurde, wie es allen Regeln der Klugheit, der Gerechtigkeit und der constitutionellen Sitte widerspricht.

Die Einen betrachten die oben genannte unbegreiflich fehlgegriffene Maßregel, nach so langem Schwanken, Vor- und Rückwärtsschreiten, vielfach als einen letzten Versuch, um durch eine unmittelbare Einwirkung auf das Volk, dessen Entgegenkommen zu fesseln und es gewaltsam von der Kirche abzuziehen. Daß dieser Ver-

such jetzt weniger als je gelingen könne, erscheint mir außer aller Frage. — Andere wollen in dem entscheidenden Schritte nur den Anfang einer festern und nunmehr rücksichtslos vorschreitenden Bewegung gegen die katholische Kirche, Priester und Laien begrüßen; es bestehe eine nicht unmächtige, theilweise aus gothaischen Elementen zusammengesetzte Partei, welcher die dermaligen Minister als viel zu nachgiebig und mild erscheinen. Diese Ansicht werde nur vorerst noch durch die Erwartungen von anderer Seite beschwichtigt, oder würde sich etwa, in Folge der Sendung Leiningen's, zu Zugeständnissen bequemen. Diese Hoffnungen soll man jedoch sogar in den beschränktest höchsten Kreisen nicht mehr theilen. Ist dieß einmal sicher, so sehen Manche den Erzbischof in den Casematten, Priester und Laien geköpft oder gehängt, das Kirchenvermögen in den leeren Staatsseckel auch ausgeleert, und Anderes mehr. In Baden ist alles möglich, sagt ein Sprichwort solang schon, als Baden besteht. Ein schlimmes Omen für die Rückkehr des vor einigen Monaten versuchsweise ausgeübten größern Terrorismus ist jedoch der Umstand, daß mehr und mehr die Aeußerungen roher Gewalt dem Gespötte und der Verachtung des Volkes, selbst unmittelbar Betheiligter, verfallen. Man wird Ihnen wohl schon z. B. von der Abschließung des Convikts zu Freiburg berichtet haben, wohin der Erzbischof die Studenten der Theologie berufen hatte, um von dem Gebäude, das seit 5 bis 6 Jahren seinem Zwecke entzogen war, wieder Besitz zu nehmen. Die Mehrzahl der Conviktoristen war nämlich von dort ausgezogen, um sich zur Zeit der Revolution der provisorischen Regierung anzuschließen, während der Erzbischof, unter Mißbilligung vieler seiner Anhänger, für die badische Regierung laut und muthig, mit Gefahr für sein Leben, sich aussprach. Damit der ehrwürdige Greis ja nicht in die Lage kommen könne, pflichtgetreue Priester auszubilden, sondern vorkommenden Falles die studierende Jugend um so sicherer die rechtmäßige Regierung nochmals vertreiben möge, wurde auf hohen Befehl der Eintritt der jungen Leute in eine besser zu leitende Erziehungsanstalt gewaltsam gehindert. Zu dem Ernst der That gesellte sich jedoch eine lächerliche Art der Ausführung. Man erzählte: eine gewisse Anzahl von Schlossern wurde in Eile berufen, um in kürzester Frist, nicht etwa

den einzigen Haupteingang zu sperren, sondern an alle 40 und einige einzelnen Thüren des Hauses Eisenbande anzulegen; eine Anzahl Polizei-Soldaten und Gensdarmen wurden als Wache in das Innere und bei der Thüre untergebracht, um allenfallsige Gewalt mit Gewalt zu verdrängen. Scherzweise begaben sich nun Schaaren von Studirenden an das Gebäude — des Vergnügens wegen, abgewiesen zu werden. Die Aufgabe der geharnischten Wächter der badischen Ruhe und Ordnung ist nicht leicht und führt zu zahllosen Verlegenheiten, wobei das Ansehen der Obrigkeit immer mehr dem Hohne und der Verachtung verfällt. Während der Erzbischof obige Gewaltthat einfach zu Protokoll aufnehmen ließ und dagegen protestirte, war in Karlsruhe die Nachricht verbreitet, er habe gewaltsam Besitz von dem Conviktsgebäude ergreifen wollen, Militär sei ausgerückt, habe den Gehorsam verweigert, in Freiburg sei offener Aufstand ausgebrochen u. s. w. Einige kleinen Unordnungen, welche gesetzlichen Vorwand zu Einschreitungen bieten könnten, wären in Karlsruhe vielleicht sehr willkommen, um über die wachsenden Verwicklungen, welche der passive Widerstand erzeugt, hinwegzugleiten. Hoffentlich wird es dazu nicht kommen. Das Drama muß sich friedlich abspielen und die Regierung in die Lage gerathen, keinen andern Ausweg mehr zu finden, als den einzig möglichen, den der Gerechtigkeit gegen die Kirche.

XLVI.

Sind die erlauchten Glieder des preußischen Königshauses Hohenzollern oder nicht?

Eine Frage aufzuwerfen, durch welche die allgemeine Annahme der Abstammung eines der ältesten und in der deutschen Geschichte verdientesten und berühmtesten Fürsten-Häuser in Zweifel gezogen wird, kann aus Böswilligkeit, kann aber auch aus reinem wissenschaftlichen Interesse geschehen. Leider ist, als im vorigen Herbste Hr. Haas seine Schrift „über den Rangau, seine Grafen- und ältere Rechts-, Orts- und Landesgeschichte mit neuen Forschungen über die Abstammung der Burggrafen von Nürnberg" (Erlangen, Palm'sche Verlagshandlung, 1853) erscheinen ließ, die erste Annahme, der Vorwurf der Böswilligkeit, gleich so stark in den Vordergrund getreten, daß man noch jetzt Anstand nehmen muß, bei so großer Irritabilität der Gemüther die wissenschaftliche Erörterung aufzunehmen. Es schien wirklich, nach den Artikeln, welche bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Geschichtsforscher und Archäologen zu Nürnberg in Nürnberger Blättern erschienen, als wenn Hr. Haas allein und zuerst Zweifel in eine über allen Zweifel erhabene Thatsache zu bringen die Vermessenheit, und sein Buch speciell

keine andere Tendenz habe, als die durchaus gediegenen Forschungen des Freiherrn von Stillfried grundlos zu verdächtigen, ja geradezu umzustoßen. Die Erwiderungen des heftig angegriffenen Verfassers dienten dann wieder in ihrer persönlichen und ungerechten Haltung auch nicht dazu, die Streitfrage auf ein rein sachliches Gebiet zu retten, und man mußte deßhalb Anstand nehmen, den Gegenstand früher aufzugreifen, ehe nicht alle persönlichen Leidenschaften verraucht waren.

Dem Leser dieser Zeilen wird aber wohl von selbst einleuchten, daß man eine recht verdienstvolle Geschichte des Rangaues schreiben kann, und nichts destoweniger die urkundlichen Forschungen von Stillfried, die Resultate der Monumenta Zollerana in ihrem vollen Werth bestehen können. Hr. Haas kann die Wissenschaft, und vor Allem die fränkische Geschichte, in vielen Punkten wirklich bereichert haben, und doch in Betreff der Abstammung der Burggrafen von Nürnberg sich im Irrthum befinden.

Daß die Burggrafen von Nürnberg, nachherige Markgrafen und Churfürsten von Brandenburg, und nun Könige von Preußen, nicht Hohenzollern seien, haben schon vor Hrn. Haas selbst Männer behauptet, die ein unsträfliches Leben im eifrigsten Dienste des preußischen Königshauses zubrachten. Was nur immer zur Ehre seines theuren Fürstenstammes, zur Erhärtung seiner Ansprüche auf Böhmen, Oesterreich, das Elsaß rc. auf dem archivalischen Gebiete aufgefunden werden konnte, hat der berühmte Plassenburger Archivar, Regierungsrath Spieß, redlich und eifrig, wie wenig Andere, gethan; und doch war er der sicheren Ueberzeugung, es müsse sich noch eine Urkunde finden lassen, welche die Abstammung der Burggrafen von Nürnberg von den Grafen von Abenberg darthue. Rapinam non arbitratus est. Der Geh.-Rath von Lang, so viel ich weiß, des Archivar Spieß Schüler, gleichwie der bayerische Archivar Oesterreicher wa-

ren als Kenner des geheimen Haus- und Hofarchives des brandenburgischen Hauses gleichfalls nicht der Meinung, daß die Burggrafen Hohenzollern seien, und hat die Meinung des Verfassers dieser Zeilen irgend ein Gewicht, so darf vielleicht erwähnt werden, daß auch er sich lange nicht von der Haltbarkeit der Ansicht überzeugen konnte, daß das hohenzoller'sche und das burggräfliche Haus identisch seien. Nicht als ob er die Meinung getheilt hätte, welche H. Ludwig von Bayern-Landshut vom Ursprunge des Hauses Hohenzollern während des Kampfes mit M. Albrecht von Brandenburg aussprach, und die in Ludwig von Eyb zu finden ist, oder gar jene für begründet erachtet hätte, welche gegen Ende des 15ten Jahrhunderts unter dem markgräflichen Adel circulirte, und beinahe auf die Ansicht hinausging, die Dante vom Ursprunge des königlichen Hauses von Frankreich hegte. Allein so lange nicht eine ganz vollständige Sammlung der zoller'schen Urkunden erschienen war, so lange einem zoller'schen Codex nicht ein abenbergischer zur Seite stand, und die abenbergischen Urkunden selbst die obenerwähnte Meinung zu bestätigen schienen, war für einen bedächtigen Forscher wohl Grund vorhanden, die interessante Frage sorgfältig zu prüfen; aber sich gegen die herrschende Meinung auszusprechen, hinderten wenigstens den Verfasser dieser Zeilen nicht politische Bedenken, noch viel weniger der Muth, mit einer gewonnenen sicheren Ueberzeugung hervorzutreten, sondern nur Mangel an klaren und vollständigen Beweisen. Zwar wußte man, daß der Zweifel auch höhern Orts sich, wenn auch nur vorübergehend, eingeschlichen habe, wie denn eine Tradition vorhanden ist, Se. Maj. der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen habe selbst über die von den erwähnten Gelehrten vorgebrachten wissenschaftlichen Bedenken sich Bericht erstatten lassen. Wer dann ferner aus Autopsie z. B. der äußerst merkwürdigen libri burggultariorum ecclesiae Bambergensis etc. ersah, wie so viele interessanten Notizen über den fränkischen Adel im

13ten Jahrhunderte noch nicht gedruckt sind; dann wieder bedachte, daß umsichtige und nüchterne Forscher der Nürnberger Geschichte, wie Lochner, ungeachtet aller neueren Erklärungsweisen noch immer an dem, was über die Burggrafen von Nürnberg urkundlich fest steht, mit jener Zähigkeit verharren, die keine Transaction zuläßt, letzterer z. B. noch 1853 den im J. 1190 erwähnten Burggrafen Friedrich als „vielleicht ein Zoller, am wahrscheinlichsten ein Abenberg" bezeichnete — konnte sich wenigstens sagen, daß für denjenigen, der Einwendungen gegen die hohenzoller'sche Abkunft der Burggrafen von Nürnberg suche, ein ziemlich ergiebiges Feld noch offen stehe.

Wurde dann weiter versichert, daß der gründlichste Kenner deutscher Geschichte die Authenticität der Urkunde des Speyrer-Codex von 1210 in den Monum. Zoller., auf welcher vorzugsweise der Beweis der hohenzoller'schen Abkunft der Burggrafen von Nürnberg beruht, und die sich bisher nicht im Originale, wohl aber in abweichenden Copien vorfand — bin ich recht unterrichtet, auch in einem andern Speyrer-Codex desselben Inhalts gar nicht enthalten ist — in Zweifel ziehe, so war es gewiß nicht Böswilligkeit, unvernünftiges Vorurtheil oder Uebermuth, wenn, wie es in der Einleitung zu dem Codex Fridericianus geschah, darauf hingewiesen wurde, daß noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben werden konnten. Gewiß wird es denn doch Männern, welche allem politischen Parteigewühle ferne stehen und in der Zeit, wo der ganze Schwarm der politisch Abgehausten sich wie tollgewordene Wespen auf die Geschichte wirft, die Unabhängigkeit der Forschung zu bewahren doppelt sich verpflichtet fühlen, erlaubt seyn, dasjenige auszusprechen, was sie nach reiflicher Prüfung für wahr erkannt haben, und dasjenige aufzugeben, was sie nach umständlicher Prüfung als unhaltbar erkennen. Steht doch denjenigen, welche so handeln, kein anderes Schicksal bevor, als den Einen zu viel, den Andern zu wenig gethan, und es Niemanden zu Dank gemacht zu haben.

Die Argumente des Hrn. Haas wider den Freiherrn von Stillfried laufen dem Wesentlichen nach auf die Bestreitung der Aechtheit jener Speyrer-Urkunde vom 28. August 1210 hinaus, in welcher ein Conradus de Zolre qui et Burggravius de Nurinberg erwähnt wird; 2) auf den nicht ungegründeten Mangel an Beweisen einer Güterverbindung des schwäbischen Zweiges der Hohenzollern mit dem fränkisch-nürnbergischen, eine Thatsache, welche, so viel mir bekannt ist, schon im 17ten Jahrhunderte zu fruchtlosen Nachforschungen in Hohenzollern führte, wo man auf die markgräflicher Seits gestellten Anfragen mit der bei dem Brande der Burg stattgehabten Vernichtung der alten Urkunden antwortete; 3) auf die Beisetzung der ältesten Zollern in dem anerkannt abensbergischen Heilsbronn; 4) auf die Erklärung der ältesten nürnbergisch-hohenzoller'schen Siegel und Wappen als auf Zollrecht bezüglich, die Burggrafen somit als Burg- und Zollgrafen, nicht aber als Grafen von Zollern (Hohenzollern) erweisend.

Man mag namentlich über die letztere Hypothese urtheilen, wie man will, so sieht man bereits aus dem Wenigen, dessen Mittheilung uns der Zweck dieser Blätter erlaubt, daß man es mit einem Forscher zu thun habe, welcher jedenfalls Beachtung verdient, und dem es gilt, wenn möglich, wirkliche Schwierigkeiten zu erheben. Gelingt es dann, die erhobenen Zweifel zu beseitigen, so ist die hohenzoller'sche Abstammung gesichert, und fallen mit den Einwendungen des Hrn. Haas die Zweifel eines Spieß, Lang, Oesterreicher ꝛc. Referent hat deßhalb, so lange es ihm vergönnt war, fränkischen Studien sich zu widmen, mit Spannung dem Erscheinen des zweiten Bandes der hohenzoller'schen Forschungen des Frhrn. von Stillfried und des k. preuß. Hausarchivars Dr. Märker entgegengesehen. Beide Herren sind gewiß weit entfernt, die wirklichen Lücken, welche sich in der Genealogie des preußischen Königshauses in dem Uebergange des 12ten zum 13ten Jahrhunderte finden, nicht zugestehen zu

wollen, und die großen und unausgesetzten Forschungen, welche seit dem Erscheinen des ersten Bandes der Monum. Zoll. von ihnen statt gefunden haben, beweisen, daß die Hoffnung, noch Genaueres zu finden, nicht aufgegeben wurde. Nichts destoweniger wird es kaum möglich seyn, allen Einwürfen zu begegnen, da auf einem so lückenhaften Gebiete über alle möglichen Einwendungen befriedigende Aufschlüsse zu geben geradezu unmöglich, überhaupt da, wo nur unbestimmte Daten vorliegen, Rede und Antwort zu stehen um so schwerer ist, je gewissenhafter man verfährt, und wo eben das Datum des Todes oder der Geburt fehlt, dasselbe immer nur auf dem Wege der Hypothese supplirt werden kann. Ist aber wirklich, wie Oesterreicher behauptete, der abensbergische Löwe der burggräflich-hohenzoller'sche, warum hat er dann das letztere Wappen nicht mit den Wappen der Gräfin von Ragz verglichen, die freilich nur mehr in Abbildungen vorhanden sind, aber doch in zuverlässigen? Hr. Haas freilich konnte diese Spuren nicht verfolgen, wie ihm auch der von Spieß gesammelte abenbergische Codex unbekannt blieb, aus welchem der historische Verein von Bamberg abenbergische Regesten zu liefern versprochen hat. Um so weniger kann man aber der von ihm mitgetheilten Nachfolge der seniores und juniores unter den Burggrafen, wie sie Hr. Haas zur Erläuterung des abenbergischen Stammbaumes anführt, so unbedingt beipflichten. Bringt er nicht zu den alten Schwierigkeiten neue, und wankt sein eigenes Gebäude nicht gerade dadurch, daß er, wo er den Namen Zollern nicht wegdisputiren kann, durch eine Hypothese, eine durchaus nicht hinlänglich begründete Annahme, sich aus der Verlegenheit herauszuziehen sucht? — Hr. Haas gesteht selbst, daß sein Versuch sich auf die Forschungen des Freiherrn stütze, indem in der That erst durch diesen eine wahrhaft wissenschaftliche Behandlung der wichtigen genealogischen und publicistischen Frage möglich wurde. Der Triumph, welchen die Stillfriedischen Forschungen aus

dem Bekenntnisse des Gegners feiern, scheint mir von denen nicht genug gewürdigt zu seyn, die Hrn. Haas de haut en bas abzufertigen, oder sein Buch mit der den Deutschen innewohnenden Virtuosität zu secretiren, sich berufen fühlten, während doch gewiß unter Allen, welche sich mit der wichtigen Frage abgeben, Niemand seyn wird, der nicht die Acten erst dann für geschlossen erachten wird, wenn B. Stillfried die Debatte resummirt. — Bereits ist auch österreichischer Seits in Betreff der obschwebenden Frage nicht Unwichtiges geschehen, da sowohl nachgewiesen wurde, daß jene Grafschaft Retz oder Rötz, von welcher die Stammmutter der hohenzoller'schen Burggrafen sich schrieb, nicht die Stadt Retz, sondern Ragz, babenbergisches Allodialeigenthum, als auch daß die Grafen von Ragz consanguinei der babenbergischen Herzoge von Oesterreich waren. Ich lege aber hierauf deßhalb sehr großen Werth, weil ich mir dadurch die Rolle erkläre, welche 1236 Burggraf Friedrich II. als Reichshauptmann in Oesterreich, und dann Burggraf Friedrich III. spielte, als es sich um den Sturz Otokars Premysl handelte (vgl. Friedrich III., oder Hohenzollern und Habsburg von Schönhuth, und Hrn. v. Riedel's Behandlung desselben Gegenstandes); vielleicht dürfte dieses auch noch einen Fingerzeig in Betreff der uralten Besitzungen der Burggrafen in Oesterreich gewähren, während eben dadurch erklärt wird, warum K. Friedrich II. und K. Rudolf, der eine einem aufrührerischen Babenberger, der andere einem Prätendenten des babenbergischen Erbes gegenüber, einen Burggrafen von Nürnberg aufstellten. Es ist ferner außerordentlich auffallend, daß die Burggrafen, wie ich in den fränkischen Studien nachgewiesen zu haben glaube, so früh in Verbindung mit dem Hause Ortenburg — Herzogen im ehemals bajoarischen Kärnthen — gegen das erst zum herzoglichen Hause erhobene wittelsbachische Geschlecht traten. Möchte das Alles nicht auf einen stärkeren Connex mit dem Osten als mit dem Westen schließen lassen?

Nichtsdestoweniger wird man nicht übersehen dürfen, daß der Urkunde von 1210 in den Mon. Zoll. eine spätere zur Seite steht, in welcher die Verwandtschaft der fränkischen mit den schwäbischen Hohenzollern, welche auch die Gemeinschaft der Siegel erhärtet, geradezu ausgesprochen ist. Ich weiß nicht, wie es Anderen ergeht; allein wenn ich mich auch von der Argumentation der vorher genannten Archivare und der Haas'schen (antihohenzoller'schen) Beweisführung noch so weit fortreißen lasse, so zwingt mich die Lückenhaftigkeit, welche mir hier in ungleich höherm Grade entgegentritt, immer wieder, zur hohenzoller'schen Beweisführung zurückzukehren. Wenn es auch wahr seyn soll, daß die ersten Burggrafen von Nürnberg hohenzoller'schen Stammes sich nicht selbst Hohenzollern schreiben, d. h. in den von ihnen selbst herrührenden, bisher aufgefundenen Documenten (und abstrahirend von der Urkunde des Js. 1210), so genügt doch die Hypothese von dem Zollgrafenamte nicht, zu erklären, daß sich die spätern durchaus Zollern schreiben, während von einer Verleihung jenes Zollgrafenamtes meines Wissens durchaus keine Spur sich vorfindet.

Referent ist somit weit entfernt, Hrn. Haas, den er nicht kennt, nicht jede Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es ist, abgesehen von seiner antihohenzoller'schen Hypothese, in dem Vorworte seines Buches viel Schönes, so daß Jeder, der für Franken ein Herz hat, zu der Darstellung sich hingezogen fühlt; die Erörterungen über den Rangau und dessen Bestandtheile sind und bleiben eine wichtige Bereicherung der fränkischen Geschichte. Gerade aber, weil Referent Hrn. Haas alle Gerechtigkeit zu erweisen bereit ist, auf welche dieser als Geschichtsforscher Anspruch machen kann; gerade weil Referent selbst einige Lücken in den Mon. Zoll. auszufüllen sich bemühte, und vielleicht auch ausgefüllt hat, fühlt er sich gedrungen, den Monumentis Zoller. und ihrem Verfasser auch das volle ungeschmälerte Verdienst zukommen zu lassen, das

ihnen gebührt. Nicht bloß weil wir uns erst durch die Monumenta in Betreff der fränkischen Geschichte, wie in Betreff der Geschichte des so tief im deutschen Volke wurzelnden Stammes der Hohenzollern auf festerm Grunde bewegen, sondern auch, weil durch sie der Weg gezeigt wurde, auf welchem allein in Betreff der fränkischen Geschichte, wie der der Dynastien überhaupt noch weitere Resultate gewonnen werden können. Die Quellensammlung für fränkische Geschichte, welche nach dem ursprünglichen Plane auch Adelsregesten geben sollte und sie nur nicht gab, weil das Unternehmen materieller Unterstützung entbehrt, hat den Pfad betreten, der durch die Monumenta schon geebnet worden war, und wenn wir in den fränkischen Studien einige Lücken der Monumenta auszufüllen suchten, so konnten wir das eben nur dadurch, daß die Mauer von andern Händen bereits aufgeführt worden, die Hauptarbeit somit vor uns und ohne uns geschehen war. Uebrigens fragen wir jeden unserer Leser, ob die Ehre eines uralten Stammes dadurch leide, daß Schwaben, Franken und Oesterreich sich um seine Abkunft streiten; in einem gewissen Sinne gehörten ja die Burggrafen von Nürnberg diesen drei Stämmen zugleich an, wie es denn zu nicht geringer Ehre von (Ober-)Deutschland gehört, daß Hohenzollern, Habsburger, Babenberger, Welfen, Wittelsbacher, Zähringer, Würtemberger und Hohenstaufer, fast alle großen Häuser Deutschlands im Süden ihre Heimath haben, die Herrschaft in Deutschland von dem Süden ausgegangen ist.

XLVII.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

III.

Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf.

1.

Züge aus Zinzendorf's Jugendleben; allgemeine Charakteristik seiner religiösen Richtung.

Nicolaus Ludwig Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf wurde geboren zu Dresden den 26. Mai des Jahres 1700. Sein Vater, Georg Ludwig von Zinzendorf, war chursächsischer Conferenzminister, und in zweiter Ehe vermählt mit Charlotte Justine Freiin von Gersdorf, die ihm schon im ersten Jahre der Verbindung den Sohn gebar, der bei der Taufe den Namen Nicolaus Ludwig und den dem väterlichen Hause befreundeten, damals nach seiner Entfernung aus Sachsen als Propst in Berlin angestellten frommen Spener zum Taufpathen erhielt. Bald nach der Geburt erkrankte der Vater, und als er im Sterben lag, brachte man ihm sein kaum sechs Wochen altes schlafendes Kind, damit er es noch segne. Er sagte zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich soll dich segnen, und du bist jetzt schon seliger als ich, ob ich

gleich bereits halb vor dem Throne Jesu stehe." Dann sprach er mit nachdrücklichen Worten seinen Segenswunsch über ihn aus: „daß er wandele nicht etwa nur wie ein frommer Graf, sondern wie ein völliger Jünger Christi." So war also Zinzendorf's erste Kindheit von dem belebenden Hauche tiefer Frömmigkeit angeweht, und die Kraft des väterlichen Segens offenbarte sich auf's herrlichste darin, daß er gleichsam die Losung seines ganzen Lebens wurde.

Nach des Vaters Tode zog die Mutter mit ihrem Kinde nach der Oberlausitz, wo ihre Familie ansehnliche Güter besaß, vermählte sich aber nach einigen Jahren zum zweiten Male mit dem damaligen preußischen General, später Feldmarschall von Natzmer, mit dem sie nach Berlin zog, und überließ ihren noch nicht fünfjährigen Sohn der Obhut und Leitung seiner in Großhennersdorf wohnenden Großmutter. Die verwittwete Freifrau von Gersdorf, welche auch bisher schon ihrem Enkel die zärtlichste Sorgfalt gewidmet hatte, wurde seine zweite Mutter; sie war ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Tugend, gebildet, bestimmt und sicher im Handeln; ihre Einwirkung auf den jungen Zinzendorf war entscheidend, sie befestigte ihn in der Richtung, die er gewissermaßen in dem Segen seines Vaters schon empfangen hatte, und nie in seinem Leben verließ. Mit der Großmutter wirkte in gleichem Sinne die Tante Henriette auf den Knaben ein, und öftere Besuche des Pathen Spener aus Berlin, des frommen Francke und des Freiherrn von Canstein aus Halle blieben nicht ohne andauernde Eindrücke und tiefe Anregungen. In solcher Umgebung entwickelte sich bei dem Knaben sehr früh die fortgesetzte Uebung des Gebets als eines vertraulichen Herzens-Umgangs mit dem Heilande, dem er Alles, und wenn es auch noch so schlecht wäre, vortragen zu dürfen glaubte, weil Er ja unser Bruder und für uns gestorben sei. In diesem traulichen Verkehr mit Christo wurde der Knabe besonders von seiner Tante Henriette gefördert, der

er sein ganzes Herz, sein Gutes und Böses sagte, und die es dann gemeinschaftlich mit ihm dem Heilande vortrug. Er schloß mit dem Heilande einen Bund: „Sei Du mein, lieber Heiland! ich will Dein seyn"; und diesen Bund erneuerte er oft. „Ich kontinuirte mit Ihm zu reden, wenn ich allein war, und glaubte von Herzen, daß Er ganz nahe um mich wäre. Ich konnte viele Sprüche auswendig, da standen dergleichen Wahrheiten drinnen. Ich dachte auch: Er ist Gott, und kann mich verstehen, wenn ich mich auch nicht recht explicire. Er hat ein Gefühl davon, was ich Ihm sagen will." — „So bin ich viele Jahre kinderhaft mit Ihm umgegangen, habe stundenweise mit Ihm geredet, wie ein Freund mit dem andern, und bin in der Meditation die Stube vielmal auf- und abgegangen. In dem Gespräch nun mit Ihm war ich sehr selig und dankbar für das, was Er für mich mit Seiner Menschwerdung gethan hatte" u. s. w. „Seine innere Richtung", erzählt Varnhagen von Ense, „bewährte sich auch im äußern Benehmen; er schenkte das Geld, welches er empfing, gleich und Alles den Armen; er war voll Eifer, dienstfertig gegen Jeden, und für empfangene Dienste herzlich dankbar; er liebte heftig die Personen, die ihm wohl wollten, oder mit ihm bemüht waren; er bekannte willig seine Fehler und suchte sie abzulegen. In diesen Eigenschaften und Bemühungen hatte der Knabe schon früh eine gewisse Stärke erlangt, die auch nach Außen Eindruck machte. Als im Jahre 1706 der König von Schweden, Karl XII., mit seinem Heere nach Sachsen vorgedrungen war, kam ein Trupp schwedischer Soldaten, um Kriegsgelder einzufordern, nach Großhennersdorf; sie rückten in das Schloß und unaufgehalten in den Saal, wo der sechsjährige Knabe eben seine gewohnte Betstunde hielt; der unvermuthete Anblick und Vortrag des redebegabten Kindes wirkte aber so mächtig auf diese Krieger, daß sie, ihrer Absicht fast vergessend, an der Andachts-Uebung sogleich mit Innigkeit Theil nahmen."

Diese so früh schon eingelebte Uebung des steten Gebets im vertraulichen Umgang mit Christo blieb auch in der ganzen Folgezeit der eigentliche Pulsschlag in Zinzendorf's geistigem Leben, die Seele seiner Handlungen im Kleinen, wie im Großen. Der Umgang mit Christus dehnte sich auf Alles aus, was nur irgend an seine Persönlichkeit herantrat, mochte es auch an sich der Religion noch so fern zu liegen, ihr fremdartig, oder gar widersprechend scheinen; alle Angelegenheiten, große und kleine, wurden in den Umkreis des Verkehrs mit Christo aufgenommen und als Sachen behandelt, die keineswegs ihn allein, sondern in dem Diener auch den Herrn beträfen, und daher Seiner Fürsorge überlassen werden könnten und müßten. Um dieß zu zeigen, wie Zinzendorf auch in den allerpersönlichsten Angelegenheiten, seinem Herrn gegenüber, eigentlich nichts Privates kannte, und auch das Einzelste und Unwichtigste gleich in die Gemeinschaft erhob, in der er mit Christus lebte, erlauben wir uns einige Züge aus seinem späteren Leben, mit Ueberspringung der Zeit, gleich hier beizufügen, wie wir denn überhaupt durch die Intention dieser Besprechung von vorn herein darauf angewiesen sind, uns mehr an die Einheit der Gegenstände im innern Zusammenhange der Sachen, als an die Continuität der Erzählung in der Aufeinanderfolge der Zeit zu halten.

Da Zinzendorf als achtzehnjähriger Student in Wittenberg durch die Vorschrift seines Vormunds, eines Oheims väterlicher Seits, genöthigt war, Tanzstunden zu nehmen und den Fechtboden zu besuchen, wendete er sich auch in dieser Angelegenheit an seinen göttlichen Helfer und Rathgeber: „Man sucht, denke ich, eigentlich eine Ridicule darin: ich finde es aber nicht. Ein pietistischer junger Herr, der einen geraden Verstand hat, weiß, daß, wenn ihm seine Vormünder und Hofmeister einen Fechtmeister, Tanzmeister und Bereiter zuordnen, keine genugsame Entschuldigung zu finden ist, diese

hinausreicht. Die psychologische Thatsache solcher, wenn auch an sich fehlerhaften Zustände fordert zu ihrer Erklärung nothwendigerweise andere objectiven Thatsachen im Geiste solcher Männer, die keine Aufklärerei und rationalistische Philosophisterei wegdemonstriren kann; sie muß bei solchem Versuch in Widerspruch mit sich selbst gerathen, indem sie den nothwendigen Causalzusammenhang auf geistigem Gebiete läugnet, in demselben Athemzuge, wo sie ihn in der physischen Welt krampfhaft und einseitig festhalten will. Wer so, wie Zinzendorf, in einer, wenn auch verkehrten Anwendung von seinem Umgang mit dem Heilande und seiner Macht bei demselben spricht, bei dem muß in anderer Art und Richtung etwas davon da und erfahren seyn, weil sonst ein solches Sprechen als psychologische Thatsache unmöglich, eine Wirkung ohne Ursache wäre.

In schöner Art und Weise zeigt sich Zinzendorf's Communication mit dem Heilande auf seiner Reise nach der Insel St. Thomas im Jahre 1739. Er litt bei der Seereise gewöhnlich sehr an der Seekrankheit, hatte sich aber für den dießmaligen Aufenthalt auf dem Schiffe sehr viele nöthigen und dringenden Arbeiten zu erledigen vorgenommen, und war darum wegen eines längern Unwohlseyns sehr besorgt. Da redete er mit dem Heilande, wie es nicht wohl anginge, daß er krank wäre, und wirklich dauerte die Krankheit nur einen Tag.

Ein anderes auffallendes Beispiel der Art erzählt Varnhagen von Ense aus Zinzendorf's Rückreise aus Amerika im Jahre 1743. Die Seefahrt war glücklich, bis am 14. Febr. ein heftiger Sturm das Schiff an die Klippen von Scilly zu werfen drohte; der Kapitain, selbst ein Frommer, und das Schiffsvolk ersahen schon den gewissen Tod, Zinzendorf allein war heitern Sinnes, verkündete Allen sicheres Landen, und fügte die bestimmte Vorhersagung hinzu, daß der Sturm nach zwei Stunden vorüber seyn würde; man achtete dieser

Tröstung wenig, als aber die genannte Zeit um war, ersuchte er den Kapitain auf dem Verdeck nach dem Wetter zu sehen, und wirklich legte sich der Sturm in den nächsten Minuten. Der Kapitain befragte nachher den Grafen, was es mit seiner Vorhersagung für eine Bewandtniß gehabt, und dieser stand nicht an, im Vertrauen, daß kein Mißbrauch damit gemacht würde, Folgendes ihm darüber zu sagen: „Es sind schon über zwanzig Jahre, daß ich mit meinem lieben Heilande einen herzvertraulichen Umgang habe. Wenn ich nun in gefährliche und seltsame Umstände komme, so ist mein Erstes dabei, daß ich genau untersuche, ob ich daran schuld sei oder nicht. Finde ich nun etwas, damit Er nicht zufrieden ist, so falle ich Ihm gleich zu Füßen und bitte um Vergebung. Da vergibt mir's dann mein guter Heiland, und läßt mich gemeiniglich zugleich wissen, wie es ablaufen werde. Wenn es ihm aber nicht gefällt, mich den Erfolg vorher wissen zu lassen, so bin ich stille und denke, es ist das Beste für mich, daß es mir unbekannt bleibe. Dießmal aber hat Er mich es wissen lassen, daß der Sturm noch zwei Stunden dauern würde.“

Was Zinzendorf auf's bedeutendste von dem Wesen eines Protestanten unterscheidet, der so ist, wie er nach dem Dogma der augsburgischen Confession eigentlich seyn soll und seyn müßte, das sind nicht diese oder jene Einzelheiten, Aeußerlichkeiten, diese oder jene katholischen Anklänge in seinen Einrichtungen und Strebungen, diese oder jene einzelnen Züge in seinem Leben, diese für jene Zeit allerdings sehr anerkennenswerthe Duldsamkeit und Liebe katholischen Persönlichkeiten gegenüber ꝛc.: was bei Zinzendorf dem Vorwurfe, daß er katholisire, den man ihm schon zu seiner Zeit sehr oft und auch in der Gegenwart von vielen Seiten gemacht, innern Grund gibt, das ist im Kerne eben das, was den Grundton seines Lebens ausmacht, sein Verhältniß und

Verhalten zu Gott im Umgang mit Christo seinem allgemeinen Grund und Wesen nach.

Wir sagen, seinem allgemeinen Grund und Wesen nach sei Zinzendorf's Verhältniß zu Christo in Praxi ein wesentlich und specifisch katholisches; nicht aber ist dieß gleichmäßig ebenso der Fall in seinen Aeußerungen. In großer Reinheit und Schönheit erscheint Zinzendorf's Verkehr mit dem Heilande in der ersten Kindheit und Jugend. Im Fortgang des Lebens aber entwickelten sich manche Seiten an demselben, die allerdings entschiedenen Tadel verdienen, und schon zu seiner Zeit Anlaß zu den heftigsten Angriffen geworden sind. Das Kind ist Kind, und denkt und fühlt als Kind. Das Kind soll aber zum Manne werden, nicht bloß im natürlichen, sondern auch im religiösen Leben, und wenn gleich der Mann im Christenthum immer Kind seyn und bleiben soll, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß es keinen Unterschied gebe zwischen dem Standpunkt des Kindes und dem des Mannes im religiösen Erkennen und Wollen und Handeln. Der Mann kann, unbeschadet seiner Mannheit, immer „Kind seyn"; er soll aber als Mann Kind seyn, ein solches Kind seyn, welches Mann ist. Der Christ soll zwar immer Kind bleiben, sich aber, unbeschadet seiner Kindheit, im steten Wachsthum zum Manne entwickeln, im specifisch religiösen Erkennen, Empfinden, Wollen und Wirken nicht weniger, als in seiner besondern Berufsthätigkeit, oder im bürgerlichen Leben. Wo nun dieses Wachsthum aus dem bloßen Kindheits-Zustand in das volle Mannes-Alter nicht stattfindet, das Kind nicht, obgleich zwar vor Gott Kind bleibend, doch zu einem solchen Kinde wird, das auch als Kind Mann ist, da tritt ein unnatürlicher Zustand ein, ein Zustand, der auch kein wahrhaft kindlicher mehr ist, sondern in's Kindische ausartet, die bestgemeinteste Frömmigkeit carrikirt, und ihr einen gar widerwärtigen Beigeschmack gibt. Solche Mißgestaltung findet sich nun in Gestalt kindischer Empfindeleien, Spielereien und Tändeleien bei Zinzendorf

nach vielfachen Seiten seines Umgangs mit Christo als eine Folge seines nicht vollkommenen Wachsthums in seinem geistlichen Leben. Man würde ihm aber sehr Unrecht thun, wenn man dieses sein theilweises Zurückbleiben auf einer frühern Stufe, in der Uebertreibung und Ausartung von Manchem, was auf jener natürlich war, zum Unnatürlichen und Carrikirten, lediglich als eine individuelle Schuld ihm anrechnen wollte. Selbst abgesehen davon, daß derartige religiöse Spielerei und Tändelei auch in dem Charakter seiner Zeit lag, findet sie ihren allgemeinsten und mächtigsten Erklärungsgrund bei ihm in seiner confessionellen Eigenschaft. Als Folge eines Zurückbleibens auf früherem Standpunkt, also als Mangel an Fortschritt und Wachsthum im religiösen Leben, ist Zinzendorf's Tändelei nur eine andere Erscheinung desselben Gebrechens, das sich anderwärts bei Protestanten in andern Formen, z. B. in dem falschen Pathos vieler Prediger äußert, welches eben auch ganz einfach darin besteht, daß mit Abgang des natürlichen Lebens in schon vorgerücktem Alter das neue Leben nicht den Grad der Kraft und Intensivität erreicht hat, der zur wahren Begeisterung fähig und empfänglich macht, an deren Stelle dann als Nachhall des natürlichen Jugendschwunges jenes gemachte Pathos gesetzt wird, welches in schönster Einigung mit dem gründlichsten Schlendrian diese Kanzelredner oft so furchtbar langweilig seyn läßt. Ein Zurückbleiben auf früheren Stufen religiösen Denkens, Fühlens und Wollens ist überhaupt auch bei den ausgezeichnetsten Protestanten eine sehr gewöhnliche Erscheinung, wie Jeder erfahren kann, der Gelegenheit zur aufmerksamen Beobachtung hat. Wir sehen den eigentlichen Grund dieser Erscheinung vor Allem in ihrer Entbehrung des heiligen Altarssacraments. „Ich bin das lebendige Brod, Ich, der Ich vom Himmel herabgekommen bin. Wer von diesem Brode essen wird, der wird ewig leben . . . Fürwahr! Ich sage euch: wenn ihr

das Fleisch des Menschensohnes nicht essen, und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer aber mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und Ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken." — Wer nun das Fleisch des Menschensohnes nicht isset, wie kann der hier das ewige Leben in sich haben? Ihm fehlt die Nahrung und die Kraft zum geistlichen Wachsthum bis zum vollen Mannesalter Christi. Daher vorzüglich, aus dem Mangel an dem wahren Brod des ewigen Lebens, erklären wir es uns, wenn wir auch bei so ausgezeichneten protestantischen Persönlichkeiten, wie Zinzendorf, bei allen Gnaden, die ihnen sonst zu Theil wurden, vielfach ein auffallendes Zurückbleiben auf frühern Stufen der Entwicklung, und dabei manche Ausartungen des religiösen Lebens in's Unnatürliche und Kindische wahrnehmen.

Trotz solcher Ausartungen und Fehler bleibt dennoch in Zinzendorf's Verhältniß und Verhalten zu Gott als ihr eigentliches Grundwesen eine in ihrem Princip specifisch katholische Praxis des Gebets und Lebens, die ihn gar wesentlich in seiner ganzen Haltung zu einem Zeugen gegen das protestantische Glaubens-System und Gebets-Princip macht. Den Worten ihrer Lehre nach hat die protestantische Häresie im Lehrstücke vom Gebet keinen allgemein durchgreifenden Gegensatz gegen die Kirche durchgeführt; protestantische Theologen lehren auch, daß das ganze christliche Leben in ein erhabenes Kindes-Verhältniß zu Gott aufgehen, und daß demnach das immerwährende Gebet der Grundzug des christlichen Lebens seyn und bleiben müsse; viele protestantischen Lehrer geben auch eine Anweisung zum Gebet, die mit der katholischen Lehre so ziemlich übereinstimmt; es ist aber eben ein großer Unterschied und eine ganz andere Frage, was einzelne oder viele protestantischen Theologen in irgend einem Punkte ausdrücklich lehren, und eine andere Frage, welche Lehre der symbolische

Protestantismus als strenge Folgerung der Principien seines ursprünglichen Systems implicite enthält, und von seinen Bekennern fordert, als Consequenz des ganzen Standpunkts, den er ihnen anweist.

Wer so betet, wie Zinzendorf, steht auf einem Standpunkt, der nicht mehr der protestantische, sondern nahezu der katholische in sofern ist, als er sich, Gott gegenüber, nicht mehr als Privat-Person fühlt, überhaupt in keinem einseitig bloß rechtlichen Verhältniß mit Ihm steht: er steht mit Ihm in wirklichster Gemeinschaft, denn solches Gebet ist ja eben die Verwirklichung und Bethätigung der wirklichsten und innigsten und allseitigsten Gemeinschaft.

Es gibt Gegensätze der Häresie gegen die Kirche, die in keinem Bekenntniß ausgesprochen sind, und doch allen speciellen Unterscheidungslehren zu Grunde liegen. Es sind dieß Gegensätze, die sich auf keinen symbolischen Lehrinhalt zurückführen, auf welche dieser selbst vielmehr als auf seine realen Principien zurückgeführt werden muß. Die realen Principien aller Lehre sind das wirkliche Seyn und Thun des Menschen. Das Erkennen ist ja selbst ein Thun, und wo die Lehre als Thun wahr oder falsch ist, ist sie dieses nothwendig auch in ihrem Inhalt, weil ja der Inhalt jeder Lehre nur in ihrer Wirklichkeit als ein Moment derselben sein Bestehen hat, nicht aber umgekehrt die Lehre und das Lehren in ihrer wirklichen Thatsächlichkeit sich auf ihren Inhalt zurückführen lassen. Dieß auf die Häresie angewendet, läßt sich sagen, daß aller Ketzerei Grundursache nicht in dem Inhalte des Bewußtseyns, sondern in seinen Thaten besteht, und daß umgekehrt das rechte Verhalten zu Gott auch das Princip der wahren Lehre, das Princip der Orthodoxie ist. Es gibt überhaupt keine bloßen Irrthümer des Verstandes, und die Geschichte der Ketzerei ist so im Grunde nichts Anderes, als eine Geschichte von Sünden des Denkens, bei denen allerdings die Thäter in sehr verschiedenem Maße mehr

oder minder Schuld haben können. Man kann daher immer statt nach dem, was ein Häretiker gelehrt, auch fragen, was er gethan hat, und die Antwort auf diese Frage ergibt vielleicht mehr den eigentlichen, weil genetischen Begriff des Wesens seiner Ketzerei, als die beste systematische Darlegung seiner Lehre, welche ihren Grund doch immer in ihren vorhergegangenen Thaten und ihr Bestehen in den bleibenden Thatsachen hat.

Die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts haben nicht etwa dieß und das über die Kirche, die Heiligen-Verehrung, die Rechtfertigung 2c. 2c. gelehrt, sie haben in Bezug auf alle diese Gegenstände etwas Wirkliches thatsächlich gethan, und darin, was sie gethan haben, besteht eben der Charakter ihres Werks vom katholischen Standpunkte aus betrachtet. Sie haben in und mit Diesem auch in Beziehung auf Gott etwas gethan, und in und mit ihrem Thun auch eine Lehre von Gott ausgesprochen, die sich gar wunderbar ausnehmen müßte, wenn man ihre Thaten in Worte übersetzte. Wir wollen dieß hier nur in Beziehung auf einen einzelnen Punkt thun.

Thatsächlich haben die Reformatoren an Gott, am Menschen, und am Verhältniß des Menschen zu Gott die juridische Seite so sehr hervorgehoben, daß fast alle andern Wesenheiten, Eigenschaften und Beziehungen dabei zu kurz gekommen, resp. theilweise geläugnet sind.

Determinatio est negatio. Wer an irgend einem Gegenstande ein Moment, eine Eigenschaft so betont und hervorhebt, daß er sie nicht mehr in ihrer natürlichen Einordnung in seine ganze Wirklichkeit läßt, sondern was nur untergeordnete Seite und Moment ist, durch Abstraction zum Alles dominirenden Attribute macht, der determinirt den Gegenstand im schlimmen Sinne des Worts. So z. B. wird auch im gewöhnlichen Leben, die Bezeichnung einer Persönlichkeit als Mensch, Subject, Person in einer gewissen verächt-

lichen Weise gebraucht, gefühlt, daß derartige Bezeichnungen nichts Anderes sagen wollen, als daß der so Bezeichnete nur in dieser Eigenschaft, nicht aber in höhern Beziehungen nach seiner ganzen wirklichen Persönlichkeit in Betracht komme.

Derartige Determinationen und Abstractionen, Hervorhebungen partieller und untergeordneter Beziehungen über die höhere und ganze Wirklichkeit der Gegenstände finden sich aber auch in der Wissenschaft unzählige, und die im 16ten Jahrhundert von der Kirche sich loslösende Religionslehre nahm in solcher Abstraction in sofern ihren Ausgangspunkt, als sie in der Religion an Gott, wie am Menschen die rechtliche Seite durch ihre praktische Fassung der Lehre weit hervorhob über das Maß der Wahrheit, d. h. über das Verhältniß, in welchem diese eine Seite in der ganzen vollen Wirklichkeit Gottes und des Menschen steht.

Nach der protestantischen Lehrfassung verschwindet so in Gott Sein Wesen als Vater, in welchem uns Christus Ihn kennen und lieben lehrt, vor der Eigenschaft des zürnenden, strafenden und dann sich wieder erbarmenden Herrn. Es ist nicht der Vater, welcher zürnt, straft, sich erbarmt als Vater, sondern der Herr; die Vaterschaft Gottes ist gleichsam untergegangen in Seine rechtliche Stellung zum Menschen. Dieser absolute Rechtsstandpunkt ist in der Prädestinationslehre als Recht Gottes zur Willkür bis zur entschiedenen Consequenz ausgebildet. Gleicherweise sind es am Menschen fast ausschließlich rechtliche Kategorien, in denen er in seiner Beziehung zu Gott aufgefaßt wird; in diesem ganzen Verhältniß zu Gott erscheint die rechtliche Seite nicht nur als die durchaus übergeordnete, sondern als die so ausschließlich vorwiegende, daß man vielleicht sagen kann, der Protestantismus kenne kein anderes, als nur ein pures Rechts-Verhältniß zwischen Menschen und Gott, ein Rechts-Verhältniß, in dem alle andern Beziehungen gleichsam untergegangen sind, und nur noch als accidentelle erscheinen.

Auch in diesem Stücke ist der Protestantismus das Kind seiner Zeit. Zu jener Zeit, wo er entstand, war die rechtliche Behandlungsweise aller Dinge, die Auffassung aller Verhältnisse aus den juridischen Gesichtspunkten schon sehr weit in Europa verbreitet, und diese war es, welche nach dieser Seite hin den Protestantismus erst möglich machte, während derselbe auf der andern Seite wieder das Meiste dazu beitrug, jener Auffassungsweise ihre bis in die größten, wie kleinsten Verhältnisse eindringende Ausbreitung zu geben, und dadurch unser ganzes öffentliches, wie Privat-Leben bis in Grund und Boden zu verwirren. Die Verwirrung, welche, durch jene Juristerei erst in die Religion eingeführt, den Protestantismus möglich machte, und vom religiösen Gebiete aus wieder in allen Lebenskreisen das Unterste zuoberst kehrte, besteht aber eben darin, daß an die Stelle der wirklichen, natürlichen, concreten Verhältnisse, und der einfach menschlichen Betrachtungs- und Behandlungsweise derselben, einseitig und ausschließlich eine einzelne besondere Seite gesetzt wird, die jenen zwar auch angehört, in ihnen enthalten ist, aber nicht ihr wirkliches Wesen, nicht ihre ganze natürliche Wirklichkeit ausmacht. Die Zunft-Verhältnisse z. B. waren anfangs keine bloß juristischen, es waren in den Bedingungen jener Zeit gegebene concreten volkswirthschaftlichen Verhältnisse, die Zünfte waren wirkliche Gemeinschaften, die den Menschen nach allen Seiten hin umfaßten, von dem Ausgangspunkt des Berufs in dem Gesammt-Leben der Christenheit aus begründet. Mit anderen Worten: das Zunftwesen bestand in wirklichen concreten menschlichen Verhältnissen, die Alles umfaßten, in die Alles mehr oder weniger mit hineintrat, was überhaupt den Menschen berührte: Religion, politische, sociale Beziehungen, doch letztere vorzugsweise, in sofern die volkswirthschaftliche Seite des öffentlichen, wie privaten Lebens in ihnen ihre vorzugsweise Verkörperung fand. Natürlich konnten solche volkswirthschaftlichen Gemeinschaften nicht

ohne eine auch gesetzliche Darstellung, ohne juristischen Ausdruck bleiben; wie bei allen Verhältnissen überhaupt, mußte natürlich gleich in und nach der Entstehung derselben eine bestimmte Regel, ein Recht des Verhältnisses zum Bewußtseyn kommen, und in bestimmt ausgesprochenen Gesetzen seinen auch juristischen Ausdruck erhalten, wie denn ja ohne solche auch gesetzmäßige Formationen und Ordnungen Verhältnisse unter Menschen überhaupt gar nicht möglich sind. Ein Unterschied ist es aber, ob solche Regeln und Ordnungen genommen werden als das, was sie sind, als Ausdrücke und Formationen gegebener wirklichen Verhältnisse, welche von diesen letztern ausgehen und abhängen, welche dieserwegen da, ihnen eingefügt sind und bleiben; oder aber, ob das, was bloß Recht und Regel ist, mit dem wirklichen Verhältniß selbst, also mit der realen Wirklichkeit, deren bloßer Ausdruck das Gesetz ist, identificirt oder gar verwechselt wird. Das ist aber, um bei unserm Beispiele zu bleiben, bei dem Zunftwesen geschehen. Dessen allmählige Verknöcherung hatte nach einer Seite hin seinen Grund und Wurzel darin, daß zuerst das Recht als solches mit dem wirklichen Verhältniß selbst identificirt und später verwechselt wurde. Die Ordnung, nicht eine Ordnung überhaupt, wurde als bestehendes Recht so starr festgehalten, als ob diese einmal gegebene juridische Formation in allen ihren Bestimmungen unzertrennlich verknüpft wäre mit den wirklichen Verhältnissen selbst. Dann kam es gar dahin, daß man nicht mehr in diesen selbst, als Thatsachen, sondern in den Ordnungen und ihren Gesetzen das Wesen der Zünfte sah, und die Aufrechthaltung dieser juridischen Seite also für vollkommen einerlei hielt mit dem Bestande der volkswirthschaftlichen Organisationen selbst. Das Recht, das Gesetz der Zünfte wurde also gewissermaßen für ihren Grund und ihr Princip angesehen, während es doch nach der Natur der Sache, wie nach der Geschichte nur eine ihrer Seiten und ein Ausdruck ihres Wesens, nicht dieses

selbst war. Diese Verwechslung mußte dem Zunftwesen den Tod bringen. Bei solcher Auffassung der Dinge durften die Gesetze sich nicht mehr dem Leben anschließen und einordnen; statt die wirklichen Verhältnisse zu ordnen und zu bestimmen, wurden sie zu einem Joch, welches diese in ihrer Entwicklung hemmte, und als todte Masse das Leben selbst bedrückte. Das zum puren Recht gewordene Zunftwesen war endlich in einen Zustand gerathen, in dem es nichts mehr leistete und nichts mehr bedeutete, als die privatrechtliche Befugniß zu diesem oder jenem Nahrungs-Erwerb u. dgl.; es war zum puren Vorrecht geworden, und zu einer wahren Zwangsjacke für das wirthschaftliche Leben, dessen Organisation es doch seyn sollte. Diese seine wirthschaftliche Bedeutung war ganz in das Jus aufgegangen. Sowie hier, ist es aber allenthalben in allen öffentlichen und Privat-Verhältnissen Deutschlands gegangen, daß das gesetzliche Recht die Wirklichkeit überwuchert hat. Werfen wir, der Wichtigkeit der Sache wegen, noch einen Blick auf die Familie; die scheinbare Abschweifung von unserm eigentlichen Gegenstande wird sich durch die Anwendung entschuldigen, die wir für die Erklärung des Lebens Zinzendorf's in seinem Gegensatze zum Protestantismus davon machen müssen.

Auch in der Familie ist die abstracte Rechtsbeziehung herrschend geworden über das Leben, auch in der Familie ist diese Eine Seite aus dem ganzen Verhältniß los abstrahirt; das juristische Moment in den wirklichen Verhältnissen ist als das absolut alle andern und ihre ganze Wirklichkeit beherrschende außer und über sie gestellt worden. Aus diesem Absolutismus der abstracten Rechtsbeziehung entwickelt sich jene Art von väterlicher Gewalt, die z. B. der Dichter Immermann treffend durch die Erzählung schildert, wie in seiner Jugendzeit die Väter in Magdeburg ihre Kinder mit auffallenden Costümen ausstaffirten, gleichsam um dadurch zu zeigen, daß sie ihr Eigenthum wären. Diese Väter faßten

eben ihr Verhältniß zu den Kindern ausschließlich aus dem abstracten Rechts-Gesichtspunkt, und viele Väter heutigen Tages machen es wenigstens in Bezug auf Eigenthums-Verhältnisse noch ebenso: indem sie nämlich ihre Eigenschaft als rechtliche Verwalter des Vermögens der Familie so hervorkehren, als ob ihnen allein für ihre Person das Vermögen gehöre, und die Kinder, welche doch der Natur und Idee der Sache nach einen rechtlichen Anspruch an das Vermögen des Vaters haben, in sofern als rechtlos hinstellen; es geschieht dieß dadurch, daß der Vater die juridische Person von dem Vater trennt, und, damit die Gemeinschaft des Eigenthums läugnend, sich als den absoluten Herrn faßt, der seinen Kindern nicht zu geben hat, was ihnen in und kraft der Gemeinschaft mitgehört, der nicht als Vater gibt von dem Gemeinschaftlichen, sondern als Herr von dem Seinigen. In solcher in manchen Gegenden auch heute noch gewöhnlichen Betrachtungsweise zeigt sich also die absolute Domination der abstracten Rechtsbeziehung, und die dadurch bedingte Aufhebung wirklicher Gemeinschaft im Kreise der Familie.

Wir wollen nur im Vorbeigehen daran erinnern, wie dieselbe Betrachtungsweise auch heute noch in politischen Dingen vorherrscht. In der Revolutionszeit wurde in verschiedener Weise, und nicht bloß von revolutionairer Seite, auch die Klage gehört, daß fast alle Staatsämter nur von Juristen und nur nach polizeilich juridischen Ansichten verwaltet würden. Wir erblicken in dieser Klage wenigstens das Wahre, daß die Staatsverhältnisse durchgängig nicht auf dem Grunde und nach der Natur der politischen Gemeinschaft, sondern so einseitig aus juristischen Gesichtspunkten behandelt werden, als ob es darum ginge, ein Schema des Rechts zur Ausführung und Darstellung zu bringen, dem der wirkliche Völkerbestand nur zur Folie zu dienen hätte. Wie die Hervorhebung der einen Rechtsbeziehung aus der ganzen wirklichen politischen Gemeinschaft im Staate unmöglich anders,

als zerrüttend wirken kann, so muß natürlich dieselbe Art der Auffassung und Behandlung volkswirthschaftlicher Beziehungen in den socialen Verhältnissen eine gleiche oder noch größere Verkehrung und Verwirrung hervorbringen. Auch die Eigenthums- und Erwerbs-Verhältnisse lassen sich nun einmal nicht aus bloß rechtlichem Gesichtspunkte und von der juridischen Seite fassen, weil sie nicht bloß rechtlicher und ethischer, sondern auf die ganze volle Wirklichkeit menschlicher Gemeinschaft gegründeter sehr realen Natur sind, und im Recht zwar ihre Regel, Ausdruck und fixirte Form-Gestaltung, nicht aber ihr eigentliches Wesen haben. Daher ist es natürlich, daß allemal eine Unmöglichkeit herauskommt, wo und wie und in welcher Richtung immer auch die socialen Verhältnisse einseitig juridisch gefaßt und behandelt werden. Welch ein praktischer Unsinn liegt z. B. in der Lehre der Socialisten von dem Recht der Armen auf Arbeit, sobald man dieses „Recht" im juridischen Sinne faßt! Aber kaum weniger haltbar wäre wohl die entgegengesetzte Behauptung, daß die Armen kein Recht auf Arbeit hätten; d. h. mit dem Recht nach den Begriffen der Juristen läßt sich eben die Frage gar nicht abmachen, und wenn man sie von dieser Seite faßt, so ist dadurch von vorn herein ihre Lösung unmöglich gemacht, weil man damit die eine Seite über das ganze wirkliche Verhältniß gesetzt, das Recht der Thatsache substituirt hat, während es sich doch um diese, um wirkliche Verhältnisse, und nicht um bloße Rechte handelt.

Es gibt wohl kein einziges Gebiet des ganzen wirklichen Lebens, wie der Theorie des Lebens, in dem sich nicht in ähnlicher Weise die sozusagen universal-historische Abstraction des Rechts von der Thatsache als Grund heilloser Verwirrung nachweisen ließe; aber wohl in keinem Gebiete hat diese Hervorhebung schädlichern Einfluß geübt, als in der Religion. Schon vor der Reformation war diese einseitige Hervorhebung der abstracten Rechtsbeziehung unstreitig sehr

weit verbreitet in vielen Kreisen der Christenheit, und die Mißbräuche im Buß- und Ablaß-Wesen wären nach unserer Ansicht nicht zu erklären ohne die juristische Färbung, die damals das religiöse Leben vielfach trübte. Gegen bestimmte einzelnen Auswüchse dieser juristischen Richtung und Auffassung der Religion war anfangs bekanntlich der Protestantismus gerichtet. Luther protestirte nicht gegen diese Richtung selbst, sondern nur gegen einzelne Folgen und Mißbräuche, zu denen sie geführt hatte: in der Richtung selbst blieb er stecken, ja er verrannte sich eben dadurch erst recht und unwiderruflich hinein, daß er das, was bei seinen ersten Gegnern und in seiner Umgebung nur eine falsche Auffassung der ewigen Wahrheit war, den juristischen Standpunkt und Gesichtspunkt in der Betrachtung der Wahrheit, in seiner Antithese als zur Wahrheit selbst gehörig mit zu Grunde legte, und diese Art der Auffassung gewissermaßen mit der Sache selbst verwechselte. Die ewige Wahrheit ist in der Kirche zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Standpunkten, aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet worden, je nach dem Charakter der Zeit und der Richtung der Individualitäten. Dabei blieb und bleibt aber die ewige Wahrheit immer dieselbe, sie existirt ja unabhängig von den Individualitäten, sie, die nicht bloß Lehre, sondern Wirklichkeit ist in und an der Thatsache der Kirche. Weil eben die Wahrheit nur in und an der Kirche ist, und nur im Zusammenhange mit ihr gedacht und gefaßt werden kann, hat es keine Gefahr, daß irgend eine subjective Auffassung auch der mächtigsten und größten Persönlichkeit die Wahrheit selbst in ihrem objectiven Bestehen verkehren könnte, die Kirche ist eine zu mächtige Thatsache, als daß sich — die Sache auch nur rein natürlich angesehen — der Fall auch nur als möglich denken läßt, daß irgend eine falsche Richtung über sie Herr würde, und Fehler menschlicher Auffassung das göttliche depositum fidei verfälschten. Umgekehrt ist schon nach dem na-

türlichen Zusammenhange einer Gemeinschaft von so vielen Millionen aller Zeiten und Länder begründet, daß die Auffassung der Einzelnen immer ihre Correctur erhält durch den Geist und die Lehre, die im ganzen Körper leben, denen Keiner widerstehen kann, so lange er wirklich und innerlich in der Kirche bleibt. Mochte daher zur Zeit der Reformation die rechtliche Auffassung des Christenthums in der Christenheit mitunter etwas stark hervortreten: für die Kirche hatte das nichts zu sagen, weil ihr als der objectiven Thatsache gegenüber, an und in der alle Wahrheit erkannt werden soll, die Einseitigkeit menschlicher Auffassung schon von selbst ihre Berichtigung hatte durch die gegenüberstehende Thatsache; und weil ihr, als der Gemeinschaft der Christenheit aller Zeiten und Völker, gegenüber die Auffassung der Einzelnen nur eine höchst individuelle Bedeutung hatte, und an sich schon berichtigt war durch den gegebenen Lehrconsens der ganzen Kirche, mit der Zeit aber auch factische Berichtigung finden mußte durch die natürliche Fortwirkung der frühern unabänderlich feststehenden Lehre, wie durch die übernatürliche Kraft, die der Kirche für immer von Oben versprochen ist. So ist es also innerhalb der Kirche nicht möglich, daß eine menschliche Auffassung mit der göttlichen Wahrheit der Lehre confundirt werde, weil diese unabhängig gestellt ist von jener. Außerhalb der Kirche ist das aber anders. Luther baute auf die juristische Auffassungsweise seines Zeitalters Lehren, Ordnungen, deren Inhalt selbst durch seine individuelle Richtung und persönlichen Standpunkt bedingt ist. In seiner Rechtfertigungslehre z. B. hat er nicht etwa allein den einfachen Gegensatz gegen die betreffende katholische Lehre, wie er sie zu seiner Zeit — vor dem Tridentinum — in, nicht von der Kirche ausgedrückt vorfand, ausgesprochen: er hat auch diese ganze damals geläufige menschliche Auffassungsweise eben dadurch zu einem bleibenden und integrirenden Bestandtheil seiner Lehre gemacht, daß er durch seine

Opposition gegen bestimmte Doctrinen zu einer solchen Betonung und Hervorhebung der Rechtfertigungslehre überhaupt kam, daß es gewissermaßen factisch mit zu einem integrirenden Bestandtheil seiner Lehre wurde, diese Seite des Verhältnisses des Menschen zu Gott sei die einzig wichtige, und alle anderen Beziehungen beherrschende. Hatte die einseitig juridische Auffassung der Religion zu einer fast ausschließlichen Betonung der Rechtfertigungslehre geführt, so wurde nun umgekehrt in und mit derselben die juridische Auffassung als die allein gültige und wahre sanctionirt, das juridische Moment, im Verhältniß des Menschen zu Gott, als das allein dominirende gesetzt und anerkannt. Hieraus mußte sich diese Richtung immer weiter entwickeln; immer mehr und mehr wurden alle Institutionen der Religion und Kirche in diese Betrachtungsweise hineingezogen, und was sich nicht in Gemäßheit derselben von juristischer Seite erkennen oder würdigen ließ, wurde verkannt, verworfen und abgeschafft. So hatten schon die ersten Reformatoren das Mönchsleben rc. verworfen, weil dasselbe unter Anderm auch die Seite hat, verdienstlich zu seyn, welche verdienstliche Seite in dem ganzen Verhältniß zwar nur Moment und Folge ist, aber von Luther nach seinem Standpunkt als die Hauptsache, als das Wesen der Sache selbst angesehen ward, die darum fallen mußte. So wurde viel später der Gebrauch des Kreuzzeichens, der Lichter u. s. w. in dem lutherischen Kirchenwesen abgethan, ein Stück des alten Gottesdienstes nach dem andern abgeschafft, aus dem einen Grunde, weil all dieses keinen Zusammenhang hatte mit der allein geltenden rechtlichen Seite des Verhältnisses des Menschen zu Gott, und vergebens wiesen bei solchen Gelegenheiten reactionäre Prediger auf die innere, symbolische, wirkliche Bedeutung solcher Gebräuche und Formen hin: die wirkliche Bedeutung der Sache konnte vor dem abstracten Rechtsstandpunkt keine Gnade finden. So können natürlich auch alle die Versuche, den pro-

testantischen Cultus mit dergleichen Formen neu zu beleben, ihren eigentlichen Zweck so lange nicht erreichen, als das Bewußtseyn der Geister von ihrem Verhältniß zu Gott ein wesentlich juridisches bleibt, und nicht in und mit diesem Verhältnisse selbst wieder ein concret wirkliches geworden, womit dann in diesem Stücke der Protestantismus selbst überwunden wäre.

Das abstract juridisch gefaßte Verhältniß zu Gott ist eine Unwahrheit in der Natur der Sache, weil in solcher Fassung die Ordnung der Momente in dem Wesen des Verhältnisses selbst verkehrt wird, weil bei derselben in Gott selbst die rechtliche Seite Seines Wesens in Seiner Beziehung zu uns wahrheitswidrig hervorgekehrt wird. Gott ist nicht zuerst juridische Person, sondern vor Allem Schöpfer, Erhalter, Vater, in Seinem Sohne Erlöser — und in dieser Seiner einen und allgemeinen Wesenheit sind die juridischen Beziehungen auf untergeordnete Weise eingeschlossen. Kehre ich diese so hervor, daß in Gott die rechtliche Seite in Seinem Verhältnisse zu uns als die erste und dominirende erscheint, so komme ich durch solches falsches praktisches Verhalten im Erkennen zu offenbaren Unwahrheiten in der Lehre, d. h. ich bekenne durch die Thatsache meines Denkverhaltens schon auf thatsächliche Weise eine Meinung von Gott, die, in Worten ausgesprochen, auch mit dem offenbaren Bibel-Wort im ernsten Widerspruche steht, und eine Ketzerei enthält in Ansehung der allerersten und einfachsten Grundlehre des Christenthums. Ferner, hebe ich am Menschen die rechtliche Seite in seinem Verhältniß zu Gott aus ihrer untergeordneten Beziehung im ganzen Menschen und ganzem Verhältniß heraus, so komme ich deßgleichen wieder zu ähnlichen Widersprüchen gegen die anthropologischen Lehren des Christenthums u. s. w. Das Verhältniß des Menschen zu Gott kann nur wirkliche Gemeinschaft seyn in den Grundverhältnissen, die in der Ordnung der natürlichen gegebenen

Wirklichkeit das Wesen der Gemeinschaft bilden. Es kann nur Gemeinschaft seyn, wenn Gott wirklich und wesentlich als Vater erkannt und im Glauben gefaßt wird, und wenn deßgleichen der Mensch sich als das faßt, was er seiner Natur und Bestimmung nach ist, eine geschöpfliche, aber wirkliche Persönlichkeit in der Totalität seines ganzen Wesens, durch welche und in welcher er die Fähigkeit und Berufung zur Gemeinschaft hat. Zwischen juridischen Personen als solchen ist keine wahre und wirkliche Gemeinschaft möglich, wohl aber zwischen Vater und Kind, Bruder und Bruder. Sollte zwischen Gott und Mensch eine wirkliche Gemeinschaft bestehen und nur möglich seyn, so müssen beide das wirklich seyn, was die Kirche und auch die Bibel von ihnen lehrt, daß sie sind. Eine Vorstellung der Attribute Gottes in Seiner Beziehung zu uns durch falsche Betonung des einen Moments vor dem andern in der praktischen That des Denkens, also hier die Abstraction der Rechtsbeziehung im Wesen Gottes und Seinem Verhältniß zum Menschen, enthält in sich eine thatsächliche Läugnung einer wirklichen und allseitigen Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch, beschränkt die Religion auf eine Seite des Menschen und auf ein Gebiet des Lebens, nämlich das specifisch-religiöse, und führt dadurch die Entfremdung des wirklichen Lebens von der Religion, wie die Entleerung der Religion von allem wirklichen Leben herbei. Die protestantische Religionsgesellschaft verdankt den Charakter der Transcendenz, der Leerheit und Dürre, der sich in ihrer Lehre, Verfassung, wie in ihrem Cultus überall ausgeprägt hat, keineswegs ihrer zufälligen Geschichte, sondern jener Hervorhebung der abstracten Rechtsbeziehung über und außer der lebendigen Wirklichkeit, welche sehr wesentlich mit zum ganzen Standpunkt und zum Begriff der Thatsache des historischen Protestantismus gehört*).

*) Daß die Abstraction und Transcendenz wesentlich mit zum Charakter des Protestantismus gehören, erkennen zum Theil auch pro-

Im Gegensatz gegen diese Abstraction der Rechtsbeziehung und alles dessen, was damit zusammenhängt, erscheint bei Zinzendorf überall die Religion auf das Leben zurückgeführt; sie ist so zu sagen bei ihm zwar auch Recht, er betont ganz außerordentlich stark die Versöhnung, aber die Versöhnung nicht für sich, sondern im Versöhner, in der Person Christi; das Recht ist ihm an und in der Wirklichkeit der Persönlichkeiten, der Persönlichkeiten, welche die Gegenstände der religiösen Verehrung sind, Gottes, Christi, wie auch der Persönlichkeiten, welche die Verehrung schuldig sind, von denen sie ausgeht, der Menschen. Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich erklären, wie nun Zinzendorf wie von selbst zu einer Menge religiöser Uebungen kam, die dem Protestantismus durchaus fremd sind, z. B. zu einer Betrachtung des Leidens Christi in der Art, wie sie in der Kirche üblich ist, d. h. zur Betrachtung des Leidens Christi an der gottmenschlichen Person des Erlösers bis in die Einzelheiten seiner Wunden hin. Doch geschah dieß Alles von Zinzendorf auch wieder in höchst einseitiger Weise; auch Zinzendorf hebt die Versöhnung in Chri-

---

testantische Schriftsteller. So klagt Constantin Franz über die Entfernung und Entfremdung der Gesellschafts-Wissenschaft von der Religion und allen religiösen Principien, und umgekehrt über die Entfremdung der Religion vom Leben; die Religions-Wissenschaft sei vertrocknet, „weil sie die Religion nicht als den die Welt durchdringenden Geist erkannte, sondern als ein System in sich abgeschlossener Vorstellungen, welche neben andern hergehen, und neben welchen man daher selbst vorbeigehen kann, wie es in der That überall geschehen ist. Das Erlöschen des religiösen Lebens und der Verfall der Kirche geht damit Hand in Hand."

„Unläugbar ist diese Beschränkung der Theologie in vieler Hinsicht durch den Protestantismus befördert worden, während die alte katholische Theologie einen mehr universellen Charakter hatte. Man zerriß die Tradition" u. s. w. (Die Erneuerung der Gesellschaft. Berlin 1850. S. 43.

stus fast ausschließlich hervor, und es ist nicht zu läugnen, daß diese Hervorhebung gerade deßhalb so manche Ungeheuerlichkeiten in seiner Vorstellungsweise erzeugte, weil er sie auf der andern Seite nicht mehr im bloßen objectiven Rechtsverhältniß bestehen ließ, sondern sie auf das Leben übertrug, die Versöhnung als „die im Blute des Lammes begründete Gnade" faßte. Nur diesen einen Punkt also, daß Zinzendorf wie die Wahrheit so auch das Recht, die beide ja auch zum Leben gehören und niemals außer ihm für sich bestehen können, auf das Leben, auf die lebendige Person Christi und des Menschen zurückführte, die Versöhnung also innerhalb der Persönlichkeiten dachte, nicht außer ihnen als abstractes Rechtsverhältniß, wollen wir an seiner Lehrfassung als das Katholische und Katholisirende bezeichnen im Gegensatz gegen des protestantische System, welches thatsächlich in der wissenschaftlichen Darstellung seiner Lehre die Wahrheit vom Leben, von der Wirklichkeit losgerissen hatte und ebenso im materiellen Lehr-Inhalte das Recht von der Thatsache trennte. Gegen erstere Abstraction waren die Pietisten aufgetreten, indem sie die im Dogmatismus erstarrte Lehre auf das lebendige Christenthum, d. h. also auf das Leben zurückführten. Gegen die zweite Abstraction, die Abstraction des Rechts von der Thatsache, trat dann in weiterm Fortschritt Zinzendorf auf, indem er das Recht im Verhältniß des Menschen zu Gott auf die Thatsache, die Versöhnung auf den Versöhner, und die Versöhnten und das lebendige Verhältniß der Letztern zum Erstern auf die thatsächliche Wirklichkeit des wirklichen historischen Christus zurückführte. Beides, sowohl was die Pietisten als was Zinzendorf thaten, war aber ein Fortschritt zum katholischen Systeme in der That und Haltung des Erkennens, sofern es eine Ueberwindung der thatsächlichen Abstractionen war, auf denen die Gestaltung der häretischen Lehren beruht.

Aus der wahren Auffassung der ersten Thatsachen des Chri-

stenthums, des Lebens, Leidens Christi u. s. w., ergibt sich die Wahrheit der katholischen Lehre und Kirche von selbst; die Häresien sind im Grund auch philosophische Irrthümer, d. h. unwahre Weisen des Erkennens in der Auffassung der christl. Glaubens-Thatsachen, und wiederum führt eine natürlich wahre Auffassung dieser nothwendig auch zu katholischen Consequenzen. Zinzendorfs concrete Auffassung der historischen concreten Person Christi brachte in sein persönliches Denken und Empfinden, in sein öffentliches Wirken und seine Werke eine ganze Menge Uebereinstimmungspunkte mit der katholischen Lehre und dem katholischen Leben, die auch als solche von den Protestanten gefühlt und bis auf die neueste Zeit bitter getadelt, aber mehr aus äußerer Nachahmung, als aus ihrem innern Grunde, aus der Art erklärt wurde, wie Zinzendorf alle religiösen Beziehungen unmittelbar in und an der Person Christi auffaßte, die ganze Religion wirklich auf das unmittelbare lebendige Verhältniß zu Christus zurückführte. Gerade hierin besteht nach unserer Ansicht das Princip der katholisirenden Richtung in ihm.

Wer Christum ganz auffaßt, als lebendige Persönlichkeit, für den ist Er nicht mehr bloß in der Geschichte, sondern in lebendiger Gegenwart wirklich und wirksam. Der Gott-Mensch war ja, bevor Er Mensch wurde, wirklich im Himmel und nach der Vollendung Seiner Erdenlaufbahn fuhr Er auf zum Himmel, wo Ihm sitzend zur Rechten des Vaters alle Gewalt übergeben ist. Wer nun den Gott-Menschen auf Erden wirklich in Seiner thatsächlichen Persönlichkeit im Glauben ergreift und im Glauben mit Ihm seine Erdenlaufbahn durchwandert, leidet und stirbt, der fährt auch auf mit Ihm gen Himmel: d. h. eines solchen Menschen Gottes-Bewußtseyn wird lebendiges Christus-Bewußtseyn in dem Sinne, daß er an Christus glaubt, wie Er im Himmel und Seiner Gottheit nach als der Herr, der Alles regiert und wirkt, auf Erden im Herzen jedes Menschen gegenwärtig ist, d. h.

er glaubt nicht mehr bloß an den geschichtlichen Christus, sondern an den allgegenwärtigen Christus als den lebendigen Gott und Herrn.

Wer aber Christum nicht in Seiner vollen Persönlichkeit auffaßt, sondern so einseitig, wie es die Reformatoren thaten, Sein Seyn und Wirken auf das Werk der Genugthuung in seiner zeitlichen Vollbringung beschränkt, der beschränkt Christum auf die Geschichte! Ueber dem geschichtlichen Christus geht ihm der ewige, himmlische verloren! Wir wollen dieses Thema hier nicht weiter ausführen, sondern nur daran erinnern, daß das Christusbewußtseyn in jenem eminenten Sinne des Worts zu Zinzendorfs Zeit unter den meisten Protestanten fast ganz verschwunden war, und daß es gerade ein besonderer Beruf Zinzendorfs seiner Zeit gegenüber war, Zeugniß von Christus als dem wirklichen Herrn und allgegenwärtigen Gott abzulegen.

Wer Christum als totale Persönlichkeit in Seinem vollen wirklichen Leben auffaßt, der nimmt natürlich an Allem Theil, was Christum und Sein Leben betrifft, der bezieht alle seine Handlungen auf Christum, der tritt in seiner wirklichen Persönlichkeit nicht mit Ihm in todte äußere Rechts-Verbindung, sondern in volle lebendige Gemeinschaft, in der sich das Leben Christi wiederholt, in der er sich selbst an das Leben Christi hingibt. Hieraus ergeben sich nothwendig alle Formen des Fühlens und Denkens, des Lebens und Wirkens, die bei Zinzendorf die innere Verwandtschaft mit der katholischen Kirche beurkunden, deren ganzes Daseyn, deren Lehre, Cultus, Verfassung eben darauf beruhen, daß sie Christum nicht bloß im Himmel, sondern auch auf Erden und in der Geschichte, aber wiederum nicht bloß auf Erden und in der Geschichte, sondern auch im Himmel als den Christum glaubt, der nicht bloß ein Mal in der Zeit das Opfer der Versöhnung gebracht, sondern Opfer selbst ist und als Opfer in der Kirche stets

fortlebt und wirkt, als ein Opfer, welches das Leben, wirkliche Persönlichkeit ist. Die heil. Messe, das Leben des Kirchenjahrs in seiner wirklichen Bedeutung, der sogenannte drastische Charakter des Cultus, kurz fast Alles, was die Protestanten als specifisch katholisches Wesen verwerfen, gründet sich auf die unmittelbare Bezogenheit des Lebens der Kirche auf Christum als ihr Haupt in Seiner wirklichen totalen Persönlichkeit in ihrer allgegenwärtigen Wirklichkeit und Wirksamkeit.

Vor Allem ist es schon in frühester Jugend das Gebet, in dem sich dieser Standpunkt Zinzendorfs unverkennbar äußert. Sein Gebet erscheint uns in den berichteten Zügen als persönliches Leben, gerichtet an den unmittelbar gegenwärtigen Christus in Seiner ganzen lebendigen Persönlichkeit von dem lebendigen concreten Menschen, in dem das Sünder-Bewußtseyn das Menschengefühl und Bewußtseyn nicht untergraben und überdeckt, sondern zu seiner Voraussetzung und Grundlage hat. Es ist wohl kaum möglich, sich stärker auszusprechen über das Bedürfniß der Gnade und Versöhnung, über den Mangel an eigner Gerechtigkeit, deren Einbildung ihm das größte aller Laster war 2c., als es Zinzendorf bis zur einseitigen Uebertreibung that; dennoch besteht der Unterschied zwischen ihm und Anderen, die ähnliche Ausdrücke brauchen, darin, daß bei ihm der Mensch nicht im Sünder unterging, sondern auch als dieser große Sünder Mensch blieb und war. Bezeichnend und charakteristisch ist in dieser Hinsicht, daß Zinzendorf auf der andern Seite auch wieder einseitig nichts von Furcht wissen wollte. Dieses ist es, was seinem Gebete einen so natürlich menschlichen Ton und Ausdruck gibt. Wahrscheinlich ist aber diese Einordnung des Sünders in den Menschen auch der innere Grund gewesen, daß ihn viele Fromme seiner Zeit, namentlich aus der schon alternden pietistischen Schule, nicht für einen wahren, wiedergebornen Christen — in ihrem Sinne — anerkennen wollten. Veranlassung zu Anfeindungen von dieser Seite gab

namentlich sein offenes Geständniß, daß er den sogenannten „Bußkampf“ nicht erfahren habe.

Ist es der ganze Mensch, der in Zinzendorf seinem Gotte gegenüber steht, und nicht bloß der Sünder, so ist es natürlich, daß dieser ganze Mensch nicht bloß seine übernatürlichen, sondern überhaupt alle seine Angelegenheiten, auch die kleinsten und natürlichsten, zu Gegenständen seines Gebets und der göttlichen Fürsorge macht. Man fand dieß verkehrt, als ob dadurch das Heilige profanirt werde, wenn Zinzendorf in seinem Reitunterricht Christum um Rath und Hülfe anfleht, und allerdings entsprach es nicht der abstracten Richtung des protestantischen Bewußtseyns, als welches die Erde von dem Himmel trennt, und nur das auf die Religion bezieht, was sich in den abgeschlossenen Kreis religiöser Vorstellungen bringen läßt, die in Gott vorzugsweise nur die Person (im juristischen Sinne) zu ihrem Substrate haben. Eben deßwegen, weil das protestantische Bewußtseyn nicht von dem concreten lebendigen Gott der Offenbarung ausgeht, der überall und in Allem, auch dem Natürlichen und Einzelnen, ist und wirkt, kann es auch nicht fassen, wie derselbe auch in den kleinsten Angelegenheiten angerufen werden kann und soll, weil vor Ihm nichts klein ist, was sich auf das Wohl Seiner Geschöpfe bezieht, und weil der Gemeinschaft des Menschen mit Gott, dem Grund und Ziel aller Religion, kein Gebiet des Lebens fremd seyn kann.

Wie aber Zinzendorf alle seine persönlichen Angelegenheiten im Gebete als die Sache Christi faßte, so faßte er auch von Jugend auf die Sache Gottes als die seinige; er betet nicht etwa nur für sich, sondern für die allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit, für den Fortgang des Reiches Gottes oder dessen, was er dafür ansah, und setzte schon früh seinen eigentlichen und wahren Lebensberuf in die Aufgabe, nach Kräften zur Erfüllung des Testamentes Jesu, Joh. 17, beizutragen.

Nach all diesen Beziehungen erblicken wir in Zinzendorf's innerstem Gebets-Leben klare Aeußerungen seines katholischen Standpunkts. Es ist katholisch, bei aller Tiefe des Sünden-Bewußtseyns als ganzer wirklicher Mensch zu beten zu dem wirklichen Gott der Offenbarung, der zuerst Vater, Sohn, dann erst Gesetzgeber und Versöhner und Richter ist. Es ist katholisch, kein Gebiet des Lebens, des persönlichen wie des Gemeinschafts-Lebens, vom Gebete, von der Religion auszuschließen; in den katholischen Zeiten der Vergangenheit wurde auch das ganze natürliche, bürgerliche Gemeinleben auf die Religion bezogen. Es ist wesentlich katholisch, d. h. allgemein, Gott gegenüber nichts Privates zu kennen, und umgekehrt die allgemeine Gottes-Sache zur Sache des Menschen zu machen, das heißt für Alle und für Alles zu beten und mit Hingebung zu wirken, nicht weil und wie es Sache des Menschen, sondern weil und wie es Sache Gottes ist. Wer da läugnen will, daß dieß „specifisch" katholisch sei, den fragen wir, warum denn nicht auch der Protestantismus im Ganzen das religiöse Leben als solches faßt, welches wesentlich, nicht zufälliger und secundärer Weise, sondern von Hause aus, seiner ganzen Natur und Bestimmung nach, durch und durch Gemeinschafts-Leben ist, wie es die katholische Kirche in thatsächlicher Praxis verwirklicht, und wie es Zinzendorf mit großem Nachdrucke erstrebte, und von dem innersten Mittelpunkte des geistlichen Lebens im Gebet aus nach allen Seiten und Richtungen bis zur äußersten Peripherie menschlich irdischer Verhältnisse durchzuführen suchte?

[redacted]

XLVIII.

Das Fadinger-Lied.

Aus dem Aufruhr der Bauern in Oberösterreich von 1626.

Wir glauben in dem Folgenden ein historisches Denkmal von eigenthümlichem Interesse einer langen und unverdienten Vergessenheit entziehen zu sollen. Es ist ein Lied, in dem der ungenannte Verfasser in volksthümlicher Sprache eine lebhafte, für Zeit- und Stammesgenossen charakteristische Schilderung des größten und blutigsten der nicht gerade seltenen Bauernkriege in österreichischen Landen niedergelegt hat. Dasselbe erschien zwar als gedrucktes Flugblatt, aber das in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindliche Exemplar ist vielleicht ein Unicum, jedenfalls eine besondere Seltenheit. Weder irgend eine der verschiedenen Liedersammlungen, mit welchen die jüngsten Decennien uns so reichlich beschenkten, noch etwa ein Special-Geschichtswerk gibt einen Abdruck oder auch nur Kunde von dem Vorhandenseyn unseres Geschichts-Liedes. Bloß Hormayr hat denselben Originaldruck gekannt, und, als poetische Beigabe zu der 1805 erschienenen Schrift des St. Florianer-Chorherrn Kurz über den ober-

ennsischen Bauernkrieg, zur Probe vierzehn Strophen (nämlich 28, 29, 30, 32 — 40, 44, 45) im „Archiv für Geschichte rc." Wien. Mai 1827 publicirt, indem er das Lied selbst als eine höchst lebendige Darstellung des ganzen Verlaufs dieses Aufruhrs rühmte, und bedauerte, daß es so unbekannt sei, „wie das alte lustige Volkslied, nach dessen freilich nicht sehr einfachem, aber überaus effektvollem Versmaße es verfertigt worden." Weiterm stand vielleicht die Censur entgegen. Das uns vorliegende Exemplar, ohne Angabe des Orts und Jahres des Drucks, enthält das Lied auf acht Blättern kleinsten Octavformats, und mag in München, Passau oder Augsburg, jedenfalls aber unmittelbar nach jener unheilvollen Zeit erschienen seyn, die Oesterreich ob der Enns fast ein ganzes Jahr lang mit allen Gräueln des Bürgerkrieges heimsuchte.

Eine ausführlichere Besprechung der besungenen Begebenheiten liegt um so weniger in unserer Absicht, als zum Theil das Lied selbst sie erzählt, andererseits die Umstände des großen Aufruhrs als bekannt vorausgesetzt werden dürfen *). Ferdinand II. hatte unter den schwierigsten Umständen, wie kaum je ein Fürst, die Regierung seines Landes angetreten, das wie ein großes Feuermeer des Religions- und Bürgerkrieges rings um die Thore der Kaiserburg sich ausdehnte.

---

*) Monographische Beschreibungen lieferten: Fr. Kurz: Versuch einer Geschichte des Bauernkrieges in Oberösterreich unter Anführung des Stephan Fadinger und Achatz Wiellinger. Leipzig 1805; — und, in mehr novellistischer Bearbeitung, Fr. Isidor Proschko: Der erste Bauernkrieg im Lande Oesterreich ob der Enns. Linz 1849. — Werthvolle archivalischen Beiträge bietet der gelehrte St. Florianer Chorherr J. Stülz: Geschichte des Cistercienser-Klosters Wilhering (Linz 1840), womit im Allgemeinen zu vergleichen: Khevenhiller's Annales, Raupach's „evangelisches Oesterreich", und Hurter's Geschichte Kaiser Ferdinand's II.

Als die siegreiche Hülfe des Bayernherzogs am weißen Berge vor Prag ihn aus der ärgsten Bedrängniß gerettet hatte, blieb nur die Wahl, das Uebel mit der Wurzel auszureißen, oder im nächsten Sturme sicher unterzugehen. Es war nicht etwa katholischerseits eine faktische Anerkennung der protestantischen Doktrin: cujus regio illius religio, sondern ein Act der Nothwehr gegen den Landesverrath, als Ferdinand mit dem bayerischen Allirten die Maßregeln beschloß, welche unter dem Namen der „Gegenreformation" bekannt sind, und die freilich besonders streng auf die Ober- und Niederösterreicher herabfielen, weil gerade sie überall im Aufruhr voran gestanden waren, als dessen Hauptursächer nun (30. Aug. 1624) die „Pastoren und lutherischen Schulmeister" binnen acht Tagen aus dem Lande gewiesen wurden. Katholischwerden oder auswandern! — man weiß, wie weit die Stände des Landes in ihrem Kampfe „allein für die lautere Wahrheit und nur zum Untergange des Antichrists" gegangen waren. Dieses Beispiel hatte auch das Bauernblut aufrührerisch vergiftet; noch mehr reizte der Haß gegen die bayerische Herrschaft, welcher Oberösterreich für die aufgewendeten Kriegskosten verpfändet war, und die hartherzige Strenge, mit der der bayerische Statthalter Graf Herberstorf überhaupt das durch den Krieg verwüstete Land regierte, und insbesondere die religiöse Reaction über die Meinung des kaiserlichen Reformationsbefehles hinaus betrieb. Gerade hundert Jahre nach der großen Revolution „evangelischer Freiheit" von 1525 brach jetzt der Aufruhr der oberennsischen Bauern aus, die bald 70, bis 80,000 Mann in ihre „Gmain des christlichen evangelischen Veldlegers" versammelten, und more solito, zu ihrem Schutze wider den Antichrist, katholische Mönche und Pfaffen todtschlugen, oder sie wenigstens an Ohren und Nase auf gut türkisch operirten, von andern Gräueln zu schweigen. In sofern, und die offen socialistisch-radikalen Tendenzen der 26 abgerechnet, hält

auch die von 1626 mit dieser den Vergleich aus. Dort wie hier hatten die Bauern von den obern Ständen, namentlich dem Adel selbst, gelernt, unter selbstsüchtiger, heuchlerischer Berufung auf die evangelische Freiheit die kaiserliche und landesherrliche Autorität auf's verächtlichste zu behandeln, und kehrten nun die neue Waffe gegen ihre eigenen Erfinder; nur daß hier der größtentheils noch protestantische Adel Oberösterreichs der Consequenzen sich zu erwehren vermochte, und, obwohl mit Mord und Brand bedroht, den Bauern nicht zuzog. Weniger bedenklich waren die auswärtigen Fürsten und Herren der „evangelischen Union" und deren Bundesgenossen. Man wußte in München und Wien recht wohl: daß „die Rebellion nicht gemeines Bauernwerk, sondern von Andern mit Rath und That angesponnen, Viele dabei interessirt seien." Es war notorisch, daß nicht nur der König von Dänemark und Bethlen Gabor schriftlich und mündlich mit den Bauern verkehrten, sondern auch der Großtürke mit im Spiele war. Kurz, die Bauern hatten sich vollkommen in das Gebahren ihrer evangelischen Stände eingelernt, namentlich auch in ihre Allianzen; „sie wüßten sich", sagten sie, „bereits einen evangelischen Herrn."

Unser Lied nun, dessen Verfasser im Bauernheere überall dabei gewesen zu seyn simulirt, und das Erfahrene gleichsam im Monolog beschreibt, bewegt sich in der jedesmaligen Meinungs- und Gemüthsstimmung der Rebellen, betrachtet daher schließlich den Aufruhr vom strengconservativen Standpunkt, und unterlegt denselben den geschlagenen und reumüthigen Bauern selbst. Herberstorf und General Graf Pappenheim (hier in „Haimpappen" versetzt), ihre Besieger, erhalten in wehmüthig klingenden Worten den Ruhm unsterblichen Namens, während die Bauern jammernd über ihre Verführung und Verblendung Abschied nehmen. Zerknirscht beichten sie ihre endlich gewonnene Einsicht, daß sie

Strafe sie billig treffe, weil sie hätten Herrn seyn, und mit Waffengewalt werden wollen, was den Bauern noch immer übel gelungen, sowie den religiösen Grund ihrer Verirrung: „wir wollt'n mehr wissen, als alle Papisten, und auch als alle Pfaffen; wollten uns selbst die Schrift auslegen, können doch nichts, als ackern und eggen.“ Ihren obersten Anführer Stephan Fätinger (Fadinger, Feidinger) selbst klagen die Bauern jetzt als Verführer an, und das Lied benennt von ihm den ganzen Krieg. Fadinger*), der Hutmacher, später Bauernhofsbesitzer, ein im Kriegshandwerke nicht unerfahrener muthvoller Mann, starb aber schon am 5. Juli 1626 an seiner den 29. Juni vor Linz erhaltenen Wunde, und ward zu Efferding begraben, während der Kampf mit wechselndem Glücke, aber jederzeit auf beiden Seiten tapfer und hartnäckig noch bis in den November fortgeführt wurde. Die kaiserlichen Commissäre waren einer friedlichen Beilegung schon nahe gestanden, als plötzlich die Bauern mitten im Waffenstillstand über die Gränze brachen, und die Sache abermals so verböserten, daß bald darauf ihrer 3000 unter Lindlo in einem Hinterhalte aufgerieben wurden; erst General Graf Pappenheim, der nun mit 8000 Bayern den Kaiserlichen zu Hülfe eilte, brachte den Aufruhr in den blutigen Schlachten zu Efferding, Gmunden, Böcklabruck und Wolfseck, in denen allein über 10,000 Bauern fielen, zu Ende.

Wir geben das Lied selbst buchstäblich treu; es beginnt mit der Bildung des „christlichen evangelischen Veldlegers“ und dessen ersten Frevelthaten.

---

*) Der fruchtbare Theaterdichter Paul Weidmann zu Wien hat seine Person auch auf die Bühne gebracht, in einem moral-politischen Tendenz-Zopfstück, das um 1781 im Drucke erschien.

Ein schön lustig vnnd kurtz-
weiliges
Bawren Lied,
Von dem gantzen Verlauff,
deß Bawrn Kriegs Steffel Fätinger
damalen Vhrhebers.
Hascha jhr Nachbawrn vnnd
Bawren, seydt lustig etc.*)

1. Hascha**) jhr Nachbawrn vnd Bawren,
seyt lustig vnd last euch nichts tawren,
ich will euch etwas newes sagn,
was sich hat newlich zugetragn,
wol zwischen der Kirchen vnd Mawren,
ich sambt mit mein Knechten,
habn ersten vor nächten,
die gantze Nacht gesoffen,
bey vnsern Nachbawren,
da kommen vil Lawren***),
die Landtsknecht hergeloffen,
die haben wir so klein zerschlagen,
daß mans todter hat von vns tragen,
waißt was ich jetzt thue hoffen.

2. Hascha was wirdt darauß werden,
hoff wol wir wöllen vns wehren,
wann jhrs nur alle frisch wöllt wagen,
wölln wirs leichtlich all erschlagen,
weil wir sein lautere Kern,
wir müssen zsambhalten,
die Jungen vnnd Alten,

---

*) Folgt ein Holzschnitt, welcher drei Bauern, gleich jenen Schweizern auf dem Rütli, zeigt, die mit Dreschflegel, Hake und Stock versehen sind; über ihnen der Halbmond, das Wappen des Doppeladlers und die Sonne, dazwischen Sterne. Unter dem Holzschnitte steht: „Im Thon: Hascha mein Grädl wilst laufen, etc."
) Heisa, Hurrah! *) Lauerer, Spion.

[redacted]

was nur ein Prügl mag tragen,
mit Taschen vnd Gürtln,
in vnsern Mühlviertl,
wöllen wirs leicht all verjagen,
alsdann wölln wir weiter ziehen,
sie müssen von vns alle fliehen,
oder es gilt jhrn Kragen.

3. Hascha man muß ein erwöhlen,
der die Bueben in hauffen kan stellen,
vnd lernt sie alle recht Brügel tragen,
wann wir mit den Dieben schlagen,
die man nit kan erzehlen,
ich Steffl Fätinger,
weil ich noch war jünger,
hab ich mich offt lassen nützen,
für einen Soldaten,
hört was ich ihne rathen,
gib auch ein hurtigen Schützen,
ich lern euch all ein Kunst fürs schiessen,
daß man kein Loch macht mit den Spiessen,
vil weniger hawt ein Schmützen *).

4. Hascha drauff wöllen wirs wagen,
wie Steffl Fätinger thut sagen,
weil er mehr kan als Biern bratten,
der Bäpstlich GOtt helff den Soldaten:
sie werden doch alle erschlagen,
von vnsern Händen,
sie könnens nit wenden,
weil vns auch schadt kein schiessen:
mit jhren Mußquetten,
sie können sich nit retten,
vil weniger mit den Spiessen,
ey wie wirdts jhnen thun so zorn,
weil wir sein Stainhart gefrorn **),
ich main sie werden einbiessen.

*) d. i. durch „Wundsegen“ hieb- und schußfest machen. **) wie oben: gefestet, gefeit.

Nach all diesen Beziehungen erblicken wir in Zinzendorf's innerstem Gebets-Leben klare Aeußerungen seines katholischen Standpunkts. Es ist katholisch, bei aller Tiefe des Sünden-Bewußtseyns als ganzer wirklicher Mensch zu beten zu dem wirklichen Gott der Offenbarung, der zuerst Vater, Sohn, dann erst Gesetzgeber und Versöhner und Richter ist. Es ist katholisch, kein Gebiet des Lebens, des persönlichen wie des Gemeinschafts-Lebens, vom Gebete, von der Religion auszuschließen; in den katholischen Zeiten der Vergangenheit wurde auch das ganze natürliche, bürgerliche Gemeinleben auf die Religion bezogen. Es ist wesentlich katholisch, d. h. allgemein, Gott gegenüber nichts Privates zu kennen, und umgekehrt die allgemeine Gottes-Sache zur Sache des Menschen zu machen, das heißt für Alle und für Alles zu beten und mit Hingebung zu wirken, nicht weil und wie es Sache des Menschen, sondern weil und wie es Sache Gottes ist. Wer da läugnen will, daß dieß „specifisch" katholisch sei, den fragen wir, warum denn nicht auch der Protestantismus im Ganzen das religiöse Leben als solches faßt, welches wesentlich, nicht zufälliger und secundärer Weise, sondern von Hause aus, seiner ganzen Natur und Bestimmung nach, durch und durch Gemeinschafts-Leben ist, wie es die katholische Kirche in thatsächlicher Praxis verwirklicht, und wie es Zinzendorf mit großem Nachdrucke erstrebte, und von dem innersten Mittelpunkte des geistlichen Lebens im Gebet aus nach allen Seiten und Richtungen bis zur äußersten Peripherie menschlich irdischer Verhältnisse durchzuführen suchte?

XLVIII.

Das Fadinger-Lied.

Aus dem Aufruhr der Bauern in Oberösterreich von 1626.

Wir glauben in dem Folgenden ein historisches Denkmal von eigenthümlichem Interesse einer langen und unverdienten Vergessenheit entziehen zu sollen. Es ist ein Lied, in dem der ungenannte Verfasser in volksthümlicher Sprache eine lebhafte, für Zeit- und Stammesgenossen charakteristische Schilderung des größten und blutigsten der nicht gerade seltenen Bauernkriege in österreichischen Landen niedergelegt hat. Dasselbe erschien zwar als gedrucktes Flugblatt, aber das in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindliche Exemplar ist vielleicht ein Unicum, jedenfalls eine besondere Seltenheit. Weder irgend eine der verschiedenen Liedersammlungen, mit welchen die jüngsten Decennien uns so reichlich beschenkten, noch etwa ein Special-Geschichtswerk gibt einen Abdruck oder auch nur Kunde von dem Vorhandenseyn unseres Geschichts-Liedes. Bloß Hormayr hat denselben Originaldruck gekannt, und, als poetische Beigabe zu der 1805 erschienenen Schrift des St. Florianer-Chorherrn Kurz über den ober-

ennsischen Bauernkrieg, zur Probe vierzehn Strophen (nämlich 28, 29, 30, 32 — 40, 44, 45) im „Archiv für Geschichte 2c." Wien. Mai 1827 publicirt, indem er das Lied selbst als eine höchst lebendige Darstellung des ganzen Verlaufs dieses Aufruhrs rühmte, und bedauerte, daß es so unbekannt sei, „wie das alte lustige Volkslied, nach dessen freilich nicht sehr einfachem, aber überaus effektvollem Versmaße es verfertigt worden." Weiterm stand vielleicht die Censur entgegen. Das uns vorliegende Exemplar, ohne Angabe des Orts und Jahres des Drucks, enthält das Lied auf acht Blättern kleinsten Octavformats, und mag in München, Passau oder Augsburg, jedenfalls aber unmittelbar nach jener unheilvollen Zeit erschienen seyn, die Oesterreich ob der Enns fast ein ganzes Jahr lang mit allen Gräueln des Bürgerkrieges heimsuchte.

Eine ausführlichere Besprechung der besungenen Begebenheiten liegt um so weniger in unserer Absicht, als zum Theil das Lied selbst sie erzählt, andererseits die Umstände des großen Aufruhrs als bekannt vorausgesetzt werden dürfen*). Ferdinand II. hatte unter den schwierigsten Umständen, wie kaum je ein Fürst, die Regierung seines Landes angetreten, das wie ein großes Feuermeer des Religions- und Bürgerkrieges rings um die Thore der Kaiserburg sich ausdehnte.

---

*) Monographische Beschreibungen lieferten: Fr. Kurz: Versuch einer Geschichte des Bauernkrieges in Oberösterreich unter Anführung des Stephan Fabinger und Achatz Wiellinger. Leipzig 1805; — und, in mehr novellistischer Bearbeitung, Fr. Isidor Proschko: Der erste Bauernkrieg im Lande Oesterreich ob der Enns. Linz 1849. — Werthvolle archivalischen Beiträge bietet der gelehrte St. Florianer Chorherr J. Stülz: Geschichte des Cistercienser-Klosters Wilhering (Linz 1840), womit im Allgemeinen zu vergleichen: Khevenhiller's Annales, Raupach's „evangelisches Oesterreich", und Hurter's Geschichte Kaiser Ferdinand's II.

Als die siegreiche Hülfe des Bayernherzogs am weißen Berge vor Prag ihn aus der ärgsten Bedrängniß gerettet hatte, blieb nur die Wahl, das Uebel mit der Wurzel auszureißen, oder im nächsten Sturme sicher unterzugehen. Es war nicht etwa katholischerseits eine faktische Anerkennung der protestantischen Doktrin: cujus regio illius religio, sondern ein Act der Nothwehr gegen den Landesverrath, als Ferdinand mit dem bayerischen Alliirten die Maßregeln beschloß, welche unter dem Namen der „Gegenreformation" bekannt sind, und die freilich besonders streng auf die Ober- und Niederösterreicher herabfielen, weil gerade sie überall im Aufruhr voran gestanden waren, als dessen Haupturſächer nun (30. Aug. 1624) die „Pastoren und lutherischen Schulmeister" binnen acht Tagen aus dem Lande gewiesen wurden. Katholischwerden oder auswandern! — man weiß, wie weit die Stände des Landes in ihrem Kampfe „allein für die lautere Wahrheit und nur zum Untergange des Antichrists" gegangen waren. Dieses Beispiel hatte auch das Bauernblut aufrührerisch vergiftet; noch mehr reizte der Haß gegen die bayerische Herrschaft, welcher Oberösterreich für die aufgewendeten Kriegskosten verpfändet war, und die hartherzige Strenge, mit der der bayerische Statthalter Graf Herberstorf überhaupt das durch den Krieg verwüstete Land regierte, und insbesondere die religiöse Reaction über die Meinung des kaiserlichen Reformationsbefehles hinaus betrieb. Gerade hundert Jahre nach der großen Revolution „evangelischer Freiheit" von 1525 brach jetzt der Aufruhr der oberennsischen Bauern aus, die bald 70, bis 80,000 Mann in ihre „Gmain des christlichen evangelischen Veldlegers" versammelten, und more solito, zu ihrem Schutze wider den Antichrist, katholische Mönche und Pfaffen todtschlugen, oder sie wenigstens an Ohren und Nase auf gut türkisch operirten, von andern Gräueln zu schweigen. In sofern, und die offen socialistisch-radikalen Tendenzen der Erhebung von 1525 bis 26 abgerechnet, hält

auch die von 1626 mit dieser den Vergleich aus. Dort wie hier hatten die Bauern von den obern Ständen, namentlich dem Adel selbst, gelernt, unter selbstsüchtiger, heuchlerischer Berufung auf die evangelische Freiheit die kaiserliche und landesherrliche Autorität auf's verächtlichste zu behandeln, und kehrten nun die neue Waffe gegen ihre eigenen Erfinder; nur daß hier der größtentheils noch protestantische Adel Oberösterreichs der Consequenzen sich zu erwehren vermochte, und, obwohl mit Mord und Brand bedroht, den Bauern nicht zuzog. Weniger bedenklich waren die auswärtigen Fürsten und Herren der „evangelischen Union" und deren Bundesgenossen. Man wußte in München und Wien recht wohl: daß „die Rebellion nicht gemeines Bauernwerk, sondern von Andern mit Rath und That angesponnen, Viele dabei interessirt seien." Es war notorisch, daß nicht nur der König von Dänemark und Bethlen Gabor schriftlich und mündlich mit den Bauern verkehrten, sondern auch der Großtürke mit im Spiele war. Kurz, die Bauern hatten sich vollkommen in das Gebahren ihrer evangelischen Stände eingelernt, namentlich auch in ihre Allianzen; „sie wüßten sich", sagten sie, „bereits einen evangelischen Herrn."

Unser Lied nun, dessen Verfasser im Bauernheere überall dabei gewesen zu seyn simulirt, und das Erfahrene gleichsam im Monolog beschreibt, bewegt sich in der jedesmaligen Meinungs- und Gemüthsstimmung der Rebellen, betrachtet daher schließlich den Aufruhr vom strengconservativen Standpunkt, und unterlegt denselben den geschlagenen und reumüthigen Bauern selbst. Herberstorf und General Graf Pappenheim (hier in „Haimpappen" versetzt), ihre Besieger, erhalten in wehmüthig klingenden Worten den Ruhm unsterblichen Namens, während die Bauern jammernd über ihre Verführung und Verblendung Abschied nehmen. Zerknirscht beichten sie ihre endlich gewonnene Einsicht, daß Gottes

Strafe sie billig treffe, weil sie hätten Herrn seyn, und mit Waffengewalt werden wollen, was den Bauern noch immer übel gelungen, sowie den religiösen Grund ihrer Verirrung: „wir wollt'n mehr wissen, als alle Papisten, und auch als alle Pfaffen; wollten uns selbst die Schrift auslegen, könren doch nichts, als ackern und eggen." Ihren obersten Anführer Stephan Fätinger (Fadinger, Feidinger) selbst klagen die Bauern jetzt als Verführer an, und das Lied benennt von ihm den ganzen Krieg. Fadinger *), der Hutmacher, später Bauernhofsbesitzer, ein im Kriegshandwerke nicht unerfahrener muthvoller Mann, starb aber schon am 5. Juli 1626 an seiner den 29. Juni vor Linz erhaltenen Wunde, und ward zu Efferding begraben, während der Kampf mit wechselndem Glücke, aber jederzeit auf beiden Seiten tapfer und hartnäckig noch bis in den November fortgeführt wurde. Die kaiserlichen Commissäre waren einer friedlichen Beilegung schon nahe gestanden, als plötzlich die Bauern mitten im Waffenstillstand über die Gränze brachen, und die Sache abermals so verböserten, daß bald darauf ihrer 3000 unter Lindlo in einem Hinterhalte aufgerieben wurden; erst General Graf Pappenheim, der nun mit 8000 Bayern den Kaiserlichen zu Hülfe eilte, brachte den Aufruhr in den blutigen Schlachten zu Efferding, Gmunden, Böcklabruck und Wolfseck, in denen allein über 10,000 Bauern fielen, zu Ende.

Wir geben das Lied selbst buchstäblich treu; es beginnt mit der Bildung des „christlichen evangelischen Veldlegers" und dessen ersten Frevelthaten.

---

*) Der fruchtbare Theaterdichter Paul Weidmann zu Wien hat seine Person auch auf die Bühne gebracht, in einem moral-politischen Tendenz-Zopfstück, das um 1781 im Drucke erschien.

Ein schön lustig vnnd kurtz-
weiliges
Bawren Lied,
Von dem gantzen Verlauff,
deß Bawrn Kriegs Steffel Fätinger
damalen Vhrhebers.
Hascha jhr Nachbawrn vnnd
Bawren, seydt lustig etc.*)

1. Hascha**) jhr Nachbawrn vnd Bawren,
seyt lustig vnd last euch nichts tawren,
ich will euch etwas newes sagn,
was sich hat newlich zugetragn,
wol zwischen der Kirchen vnd Mawren,
ich sambt mit mein Knechten,
habn ersten vor nächten,
die gantze Nacht gesoffen,
bey vnsern Nachbawren,
da kommen vil Lawren***),
die Landtsknecht hergeloffen,
die haben wir so klein zerschlagen,
daß mans todter hat von vns tragen,
waist was ich jetzt thue hoffen.

2. Hascha was wirdt darauß werden,
hoff wol wir wöllen vns wehren,
wann jhrs nur alle frisch wöllt wagen,
wölln wirs leichtlich all erschlagen,
weil wir sein lautere Kern,
wir müssen zsambhalten,
die Jungen vnnd Alten,

---

*) Folgt ein Holzschnitt, welcher drei Bauern, gleich jenen Schweizern auf dem Rütli, zeigt, die mit Dreschflegel, Hake und Stock versehen sind; über ihnen der Halbmond, das Wappen des Doppeladlers und die Sonne, dazwischen Sterne. Unter dem Holzschnitte steht: „Im Thon: Hascha mein Grädl wilst laufen, etc.“
) Heisa, Hurrah! *) Lauerer, Spion.



was nur ein Prügl mag tragen,
mit Taschen vnd Gürtln,
in vnsern Mühlvierfl,
wöllen wirs leicht all verjagen,
alsdann wölln wir weiter ziehen,
sie müssen von vns alle fliehen,
oder es gilt jhrn Kragen.

3. Hascha man muß ein erwöhlen,
der die Bueben in hauffen kan stellen,
vnd lernt sie alle recht Brügel tragen,
wann wir mit den Dieben schlagen,
die man nit kan erzehlen,
ich Steffl Fätinger,
weil ich noch war jünger,
hab ich mich offt lassen nützen,
für einen Soldaten,
hört was ich jhne rathen,
gib auch ein hurtigen Schützen,
ich lern euch all ein Kunst fürs schiessen,
daß man kein Loch macht mit den Spiessen,
vil weniger hawt ein Schmützen *).

4. Hascha drauff wöllen wirs wagen,
wie Steffl Fätinger thut sagen,
weil er mehr kan als Biern bratten,
der Bäpstlich GOtt helff den Soldaten:
sie werden doch alle erschlagen,
von vnsern Händen,
sie können's nit wenden,
weil vns auch schadt kein schiessen:
mit jhren Mußquetten,
sie können sich nit retten,
vil weniger mit den Spiessen,
ey wie wirdts jhnen thun so zorn,
weil wir sein Stainhart gefrorn **),
ich main sie werden einbiessen.

---

*) d. i. durch „Wundsegen“ hieb- und schußfest machen. **) wie oben: gefestet, gefeit.

5. Hascha eh wir fort marschiren,
muß ich euch eh visitiren,
ob auch ein jeder hab sein Brügel,
vnd stehe fleissig in den Flügel,
daß keiner den andern thut irren,
geht nur fein hernacher,
daß die Boyerbacher,
zum ersten werden geplindert:
kombt aber der Tätenbeck,
lauff nur keiner wegk,
damit wir vnverhindert,
das Schloß Boyerbach thun anzünden,
drinn wir viel der Landtsknecht finden,
losit *) wie die Trummel schindert **).

6. Hascha laufft fur zu den Thürn,
wann sich die Soldaten drinn wehrn,
last vns die mit Gewalt angreiffen,
wir wöllen den gantzen Marck zerschleipffen,
vnd alls in grund verhörren,
die Landtsknecht allsambt,
auch den Leuthenand,
wie auch selbst den Verwalter,
wir wöllen sie vmbringen,
die maisten vmbbringen,
wie die Fisch in dem Kalter,
die Burger sein auch all Hollwanger ***),
die wölln wir stelln an den Branger,
eh selbst kombt der Statthalter.

7. Hascha secht wie sie schon rauffen,
die Landtsknecht fangen an zu lauffen,
fliehen all hinauß in Garten,
liebe meine Bueben thue keiner warten,
schlagt nur all todt zuhauffen,
verschont nit deß Pfaffen,
er ist in den Garten,
dort hin ist er geloffen:

*) horcht. **) schindern, klingen wie gebrochenes Geschirr. ***) Unverläßige. Steht für „Holländer"; z. B. im Volksmund: „geht durch wie ein Hollander."

dort ligt er schon gestreckter,
bald balder verreckter,
jhr keiner hats besser zuhoffen,
wann sich einer möchte bucken,
schmeist jhn mitten auff den Rucken,
biß jhm das Maul steht offen.

8. Hascha wo ist die Rüstkammer,
bringt ein Hacken oder ein Hammer,
damit wir die Thür auffstossen,
drinn seyndt genueg Sädtl vnnd Zähm zum Rossen,
mehr dann bey einem Krammer,
kombt herein mit hauffen,
hie darff mans nit kauffen,
der Windische Fürst mueß zahlen:
von Spiessen von Stangen,
von kurtzen vnnd langen,
schöner kundt mans nit mahlen,
Rüstung Bantzer vnd Sturmhauben,
daß man drinn hat gnug auffzklauben,
folgt mir nur jetzt in allen.

9. Hascha fort in die Dafern,
laß vns ein wenig einkehrn,
der Wirth der mueß vns vmb sonst einschencken,
sonsten wöllen wir jhn in Keller auffhencken,
trinckt all in gsundt seins Herrn,
affts*) lasts vns fortlauffen,
gegen Aschaw mit Hauffen,
entgegen den Statthalter:
er soll schon herreitten,
mit seinen Edelluthen,
daß wir fort kommen balder,
drauff an reinn an dicken Buschen,
wöllen wir vns zugleich verduschn,
zwischen der beeden Wälder.

10. Hascha dort kombt er schon gritten,
die Landsknecht auch mit den Musquetn,
selbst gleich alldort zwischen der Brucken,
bubn thut euch ins Korn buckn,

*) nachher.

biß sie kommen in die mitten,
jetzt thut bald zulauffen,
sovil jhr köndt schnauffen,
vnnd schlagt all drein mit Kräfften,
thut nur redlich fechten,
zum lincken zum rechten,
dann an vns kan nichts hefften:
hietet euch vor den Diebs Crabaten,
so mueß vns dise Schantz gerathen,
wir kriegn vil silbrer Stöfftn.

11. Hascha den Graffn nembts gfangen,
gar schön wölln wir mit jhm brangen,
zu lauter Riem wölln wir jhn schneidn,
damit er nur Peyn gnueg mueß leyden,
wir seyn jhm lang nachgangen,
merckt all auff jhn eben,
so er bleibt im Leben,
er thets vns wol nicht schencken,
solt er oberhandt nemmen,
vnnd vns bekömmen,
er ließ vns alle hencken,
drumb seyd köck thuet nit verzagen,
die maisten seyn schon alle erschlagen,
die andern werden an vns dencken.

12. Hascha seht wie all entlauffen,
was nit ist erschlagen ist ersoffen,
jetzt wöllen wirs gantz Landt außziehen,
vnsere aigne Herrn müssen fliehen,
lassen vns Thür vnnd Thor offen,
gar bald wirdt man sagen,
die Bawrn habn geschlagen,
auß dem Landt die Soldaten,
thun alles bekriegen,
sie lassen von Pfliegen,
fragen nichts nach den Crabaten:
das gantz Landt muß sich bekehren,
weil wir Bawrn jetzt werdn Herrn,
können wol sitzen im Schatten.

13. Hascha flur durch die Gebürchen,
was machen wir zu Waitzenkirchen,

lasset vns Efferting auch einnemmen,
die Welser werden an vns erkömmen,
die Steyrer sich schröcklich förchten,
Lambach, Steyrgärsten,
müssen drüber zum ersten,
das seyn Geistliche Güetl:
drinn wöllen wir sauffen,
wann Pfaffen entlauffen,
vnnd haben ein guetes Miedl*),
wöllen wol selbst abgeben Praelaten,
lassen vns schern Bärt vnnd Blatten,
vor vns ruckt man das Hüedel.

14. Hascha man bstöll nur gnug Wachten,
nach Willering wollen wir trachten,
nach Sanct Florian auch deßgleichen,
die Pfaffen müssen doch alle weichen,
das kan man leicht erachten,
eh es heüt wird finster,
schicken wir auff Crembsmünster,
ein außgeklaubten Kern,
die müssen verkündten,
daß vnser vil hinden,
vnd haben ein starckes begern:
nach Oeberspverg in gleicher massen,
die Pfaffen sollen jhre Clöster lassen,
die Bawrn seyndt jetzundt Herrn.

15. Hascha jetzt waiß ich nichts besser,
als das wir einnemmen die Schlösser,
deren im Landt ein gantzer Hauffen,
last die Pfaffen vnnd Edlleuth lauffen,
ich waiß ein Staal voll Rösser,
stehn nit weit von Gmundten,
groß Biren vnnd Lunden,
auch vil schönes Frawenzimmer,
wöllen wir alles wegk führen,
niemandt soll vns drann jrren,
wir lassens von vns nimmer:
wöllen auch fangen alle Pfleger,

*) S. Schmeller's Wörterbuch sub voce Maria.

führen ins Geistlich Feld Hauptleger,
sie müssen werden frummer.

16. Hascha man mueß auch von weiten,
auff alle Convoien vnnd Seithen,
fein fleissig die Wachten auffführen,
bey der Ennß vnnd auff dem Bühren,
daß man nit kan gehen noch reutten,
wir müssen vnder dessen,
bey Leib nit vergessen,
auß allen Schlösser vnnd Stätten,
auch allen Ristkammern,
fein fleissig zusammen,
das Gschütz vnnd auch die Muschqueten:
daß wir Ennß vnnd Linz zu Hauffen,
damit können schiessen vnnd lauffen,
hinein was lebt drinn tödten.

17. Hascha nemb jeder gnug Waffen,
wir haben noch gnedig zuschaffen,
man schaw fleissig zum grossen Stucken,
wir müssen jetzt für die Linz Statt rucken,
da finden wir Soldaten vnd Pfaffen,
wir wöllen sie butzen,
mit Zihlröhr vnd Stucken,
mit kleinen vnnd groben Gschützen,
wir wöllen starck schiessen,
daß wirdt sie verdriessen,
den Graffen machen schwitzendt,
so wir jhn darvon abtreiben:
gar lang kan er darinn nit bleiben,
er last die Holwanger sitzen.

18. Hascha rueff meinen Lageyen,
es seyn zween oder dreyen,
daß sie flur mein Biren richten,
ich will die Statt recht thun besichten,
daß wirdt den Graffen drinn keyen *),
wann er wirdt selbst sehen,
daß es vmb jhn gschehen,
auch vmb sein Handvoll Soldaten,

*) [illegible]

gegen meiner groß Menig,
sein jhrer vil zu wenig,
müssen drinn all sengen vnnd bratten:
auch die Kinder in der Mutter Leiber,
ausser der aller schönsten Weiber,
der wir nit können gerathen.

19. Hascha man thut die Statt spören,
der Statthalter will sich drinn wehren,
folgt mir nach mit hellem Hauffen,
wir müssen alle Sturm lauffen,
doch ehe zusammen recht schwören,
ich schwör bey mein Christum,
sag ab den Pabistum,
auch allen jhren Götzen,
kein Bischoff noch Pfaffen,
lassen wir vns nicht schaffen,
fragn nichts nach jhren Gesätzen,
sonder glauben fest einhellig,
daß es allein GOtt sey gefällig,
daß wir vns darwider setzen.

20. Hascha was ghört zu den Dingen,
last vns ein Psalm singen,
wöllt mir all zugleich nachsprechen,
O HErr wollst dich an vns nicht rechen,
was wir jetzundt verbringen,
die Stäb vnnd die Stecken,
die wir hie auffrecken,
die trösten vns vber die massen,
in vnseren Händen,
zween wögen ein Zendten,
machen bald weiter Gassen,
haben Stächel wie ein Yggel,
brauchen weder Zaum noch Zigl,
drauff thun wir vns verlassen.

21. Hascha wo seyndt die Schalmeye,
blast Lärmen zusammen all dreye,
gebt darmit alsbald ein Zaichen,
daß man sich richtet zu den straichen,
laufft sturm an vnnd thut schreyen,

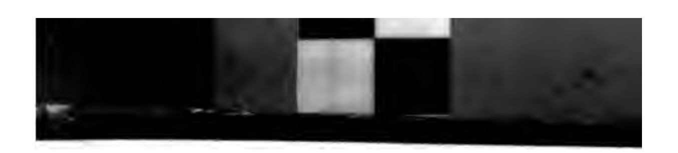
drauff Jobl, mein Jobl,
lauff Jobl, mein Jobl,
sechstausendt seyndt schon drinnen,
springt eilendts fein munder,
in Graben hinunder,
thut euch nit lang bestinnen,
steigt hinein bald vber die Mawren:
hobl drauff Jobl, lauff wie der Schawer,
vnd bleib nur keiner hinden.

22. Hascha wie ists heut so dunckel,
hetten wir von Spähn gnueg Funckel,
oder wann sich es möcht aushaittern,
wolten wir hollen mehr Sturmlaittern,
sein wir nit Fiselgunges *),
gar dieff ist der Graben,
kein Laitter wir haben,
die nur hinauff thet raichen,
ich hab von mein Wagen,
zwo Laittern hertragen,
kombt dannoch nit zum streitten,
vnter vns hundert Tausent Bawrn:
kombt nit einer vber die Mawren,
daß ist ein Wunderzaichen.

23. Hascha wohin soll man steigen,
der Graff zaigt vns die Feigen,
sih wie vil schon ligen im Graben,
die müssen all fressen die Rabben,
wolt vil lieber weinen als schweigen,
keiner kan sich hietten,
vil sich zu todt bläten,
die all seyn schon getroffen,
keiner kan nichts sehen,
ach wie muß vns geschehen,
hat sich wol sturm geloffen:
wöllen zum Teuffel nur haimb vns wenden,
Morgen fragen vnsre Studenten,
was wir noch solten machen.

---

*) Zusammengesetzt aus Fisel oder Fidel, und Gunges, Gunkes gehen: in Trümmer, zu Grunde gehen.



24. Hascha was thüt jhr lang fragen,
bräff*) Jobl thue noch ains wagen,
wann jhr seht ein Häfferl zudecken**),
thut euch unter die Mawrn verstecken,
müst drumb nit gar verzagen,
wann sie herauß fallen,
wölln wirs wider zahlen,
weil vnsere Jäger vnnd Schützen,
auf allen Gassen,
scharpff schiessen dermassen,
wirdt mancher bleiben sitzen,
die Vorstatt wöllen wir auch anzünden,
alles verbrennen was wir nur finden,
seht nur wie die Häfferlein spritzen.

25. Hascha der Graff macht grob bossen,
vmbsonst werden vil erschossen,
Lintz müssen wir heut gantz quitirn,
vnnd das Volck alls wider abführen,
vil Bluet wirdt hie vergossen,
wir habens lassen gschehen,
er hat sich versehen,
mit Pulver vnd Bley mit hauffen,
vnnd hat vnterdessen,
gnug Roßfleisch zufressen,
vnd guten Wein zusauffen:
der Dieb Laintz Hauptmann Fleischhacker,
schreyt noch bräff bräff mein Jobl sein wacker,
vnnd will selbst nit vorlauffen.

26. Hascha macht Platz in den Gassen,
ein jeder sein Prigl thue fassen,
vnnd nemb sein Rantzen auff den Rucken,
sagts auch vnsern vnter der Bruggen,
daß wir Lintz gantz verlassen,
man sag jhnen weiter,
frembds Volck vnnd vil Reitter,
sey schon auff den Confinen,

---

*) wie oben „brauff". **) aus Mörsern schießen.

den wir zuziechen,
so sie nicht entfliehen,
kain Bain kombt von jhnen:
wöllen vns fein in hauffen außthailen,
die Verwunden widerumb hailen,
daß Prigl tragen können.

27. Hascha man schick den Aschawren,
wie auch den Grießkirchern mehr Bawren,
dann es kombt der Fürst Wallnstainer,
ich Hauptman Bernl vnd nicht ein gemainer,
will selbst steiff auff jhnen lauren,
keiner darff nichts sagen,
nur alls nidergschlagen,
vnd gute Beith machen,
afft wöllen wirs thailen,
es kan vns nicht fählen,
dann er hat schöne Sachen,
kombt der Haidlperger auß Bayrn:
der ist lang gsessen, auff den Ayrn,
den wölln wirs auch also machen.

28. Hascha wir haben vernommen,
das Bayrisch Volck sey ankommen,
Kayserisch auch ein grosse Mennig,
vnser seyn doch auch nit wenig,
vnnd wöllen noch mehr bekommen,
wir wöllen außsenden,
gar scharpffe Potenten *),
an vnsere gwesten Herrn,
die jetzt Unterthanen,
gar keines verschonen,
sie thuns nit, oder gern:
daß sie lassen die Gäldpferdt hollen,
mit Corbiner vnd vil Pistollen,
dann wir seyn jhre Herrn.

29. Hascha last nur flur vmbschlagen,
bstellt nur gnueg Rösser vnnd Waggen,
schafft den Burgern vnnd Edelleuthen,
daß sie drumb schawen auff allen Seithen,

*) d. i. Gewaltsbriefe.

vnnd gar nit weiter fragen,
sondern alsbalden,
vns Ghorsamb halten,
gehorchen vnsern Mandaten,
wir seyn beysammen gewesen,
ein Außschuß erlesen,
vnnd haben also gerathen,
daß man unsere Stuck soll führen,
vnd sich jetzt nit weiter wehren,
biß auf die Welserische Hayden.

30. Hascha zum Prigl thut greiffen,
last herfür tretten die steiffen *),
bestehet nur wacker neben meiner,
dort kombt gwiß der Obrist Preiner,
wo die Trompeter pfeiffen,
ich sihe im Nebel,
den Oberist Lebel,
kombt auch mit seinen Reittern,
die Welserische Haiden,
wirdt von vns allbayden,
gewindscht seyn zu erweittern,
heint wöllen wir Ehr einlegen,
soll auch mancher kleiner Degen,
darüber gehen zu scheidern.

31. Hascha bleib nur keiner hinden,
wann wir die Vorstatt anzinden,
wöllen wir all zugleich dran lauffen,
vnnd drein schlagen mit hellen hauffen,
hineingehen wie die Blinden,
vnser seyndt vil Tausendt,
drumb wir gar nicht grausen,
denckt nur jhr spilt mit Karten,
es muß jhnen geschehen,
daß wirdt man bald sehen,
wie zu Boyerbach im Garten,
auch den Haidlperger vnnd Lindl,
den Obristen Schifer vnnd all sein Gsindl,
jhrer wöllen wir stäts warten.

*) Die Gefeiten.

damit wir vnverhindert,
das Schloß Beyerbach thun anzünden,
drinn wir viel der Landtsknecht finden,
lest *) wie die Trummel schindert **).

6. Hascha lauft fur zu den Thürn,
wann sich die Soldaten drinn wehrn,
last vns die mit Gewalt angreiffen,
wir wöllen den gantzen Marck zerschleiffen,
vnd alls in grund verhörren,
die Landtsknecht allsambt,
auch den Leuthenamb,
wie auch selbst den Verwalter,
wir wöllen sie vmbringen,
die maisten vmbbringen,
wie die Fisch in dem Kalter,
die Burger sein auch all Hollwanger ***),
die wölln wir stelln an den Branger,
eh selbst kombt der Statthalter.

7. Hascha seht wie sie schon rauffen,
die Landtsknecht fangen an zu lauffen,
fliehen all hinauß in Garten,
liebe meine Bueben thue keiner warten,
schlagt nur all todt zuhauffen,
verschont nit deß Pfaffen.

dort ligt er schon gestreckter,
bald halber verreckter,
jhr keiner hats besser zuhoffen,
wann sich einer möchte bucken,
schmeist jhn mitten auff den Rucken,
biß jhm das Maul steht offen.

8. Hascha wo ist die Rüstkammer,
bringt ein Hacken oder ein Hammer,
damit wir die Thür auffstossen,
drinn seyndt genueg Sädtl vnnd Zähm zum Rossen,
mehr dann bey einem Krammer,
kombt herein mit hauffen,
hie darff mans nit kauffen,
der Windische Fürst mueß zahlen:
von Spiessen von Stangen,
von kurtzen vnnd langen,
schöner kundt mans nit mahlen,
Rüstung Pantzer vnd Sturmhauben,
daß man drinn hat gnug auffzklauben,
folgt mir nur jetzt in allen.

9. Hascha fort in die Dafern,
laß vns ein wenig einkehrn,
der Wirth der mueß vns vmb sonst einschencken,
sonsten wöllen wir jhn in Keller auffhencken,
trinckt all in gsundt seins Herrn,
affts*) lasts vns fortlauffen,
gegen Aschaw mit Hauffen,
entgegen den Statthalter:
er soll schon herreitten,
mit seinen Edelluthen,
daß wir fort kommen balder,
drauff an reinn an dicken Buschen,
wöllen wir vns zugleich verduschn,
zwischen der beeden Wälder.

10. Hascha dort kombt er schon gritten,
die Landsknecht auch mit den Musquetn,
selbst gleich alldort zwischen der Brucken,
bubn thut euch ins Korn buckn,

---

*) nachher.

biß sie kommen in die mitten,
jetzt thut bald zulauffen,
sovil jhr köndt schnauffen,
vnnd schlagt all drein mit Kräfften,
thut nur redtlich fechten,
zum lincken zum rechten,
dann an vns kan nichts hefften:
hietet euch vor den Diebs Crabaten,
so mueß vns dise Schantz gerathen,
wir kriegn vil silbrer Stöfftn.

11. Hascha den Graffn nembts gfangen,
gar schön wölln wir mit jhm brangen,
zu lauter Riem wölln wir jhn schneidn,
damit er nur Peyn gnueg mueß leyden,
wir seyn jhm lang nachgangen,
merckt all auff jhn eben,
so er bleibt im Leben,
er theis vns wol nicht schencken,
solt er oberhandt nemmen,
vnnd vns bekömmen,
er ließ vns alle hencken,
drumb seyd köck thuet nit verzagen,
die maisten seyn schon alle erschlagen,
die andern werden an vns dencken.

12. Hascha seht wie all entlauffen,
was nit ist erschlagen ist ersoffen,
jetzt wöllen wirs gantz Landt außziehen,
vnsere aigne Herrn müssen fliehen,
lassen vns Thür vnnd Thor offen,
gar bald wirdt man sagen,
die Bawrn habn geschlagen,
auß dem Landt die Soldaten,
thun alles bekriegen,
sie lassen von Pfliegen,
fragen nichts nach den Crabaten:
das gantz Landt muß sich bekehren,
weil wir Bawrn jetzt werdn Herrn,
können wol sitzen im Schatten.

13. Hascha fiur durch die Gebürchen,
was machen wir zu Waitzenkirchen,

[redacted]

lasset vns Efferting auch einnemmen,
die Welser werden an vns erkömmen,
die Steyrer sich schröcklich förchten,
Lambach, Steyrgärsten,
müssen drüber zum ersten,
das seyn Geistliche Güetl:
drinn wöllen wir sauffen,
wann Pfaffen entlauffen,
vnnd haben ein guetes Miedl*),
wöllen wol selbst abgeben Praelaten,
lassen vns schern Bärt vnnd Blatten,
vor vns ruckt man das Hüebel.

14. Hascha man bstöll nur gnug Wachten,
nach Willering wollen wir trachten,
nach Sanct Florian auch deßgleichen,
die Pfaffen müssen doch alle weichen,
das kan man leicht erachten,
eh es heüt wird finster,
schicken wir auff Crembsmünster,
ein außgeklaubten Kern,
die müssen verkündten,
daß vnser vil hinden,
vnd haben ein starckes begern:
nach Oeberſperg in gleicher massen,
die Pfaffen sollen jhre Clöster lassen,
die Bawrn seyndt jetzundt Herrn.

15. Hascha jetzt waiß ich nichts besser,
als das wir einnemmen die Schlösser,
deren im Landt ein gantzer Hauffen,
last die Pfaffen vnnd Edlleuth lauffen,
ich waiß ein Staal voll Rösser,
stehn nit weit von Gmundten,
groß Bixen vnnd Lunden,
auch vil schönes Frawenzimmer,
wöllen wir alles wegk führen,
niemandt soll vns drann jrren,
wir lassens von vns nimmer:
wöllen auch fangen alle Pfleger,

*) S. Schmeller's Wörterbuch sub voce Maria.

führen ins Geistlich Feld Hauptleger,
sie müssen werden frommer.

16. Hascha man mueß auch von weiten,
auff alle Convoien vnnd Seithen,
fein fleissig die Wachten aufführen,
bey der Enuß vnnd auff dem Bähren,
daß man nit kan gehen noch reutten,
wir müssen vnder dessen,
bey Leib nit vergessen,
auß allen Schlösser vnnd Stätten,
auch allen Rüstkammern,
fein fleissig zusammen,
das Gschütz vnnd auch die Muschqueten:
daß wir Enuß vnnd Lintz zu Hauffen,
damit können schiessen vnnd lauffen,
hinein was lebt drinn tödten.

17. Hascha nemb jeder gnug Waffen,
wir haben noch gnedig zuschaffen,
man schaw fleissig zum grossen Stucken,
wir müssen jetzt für die Lintz Statt rucken,
da finden wir Soldaten vnd Pfaffen,
wir wöllen sie butzen,
mit Zihlröhr vnd Stucken,
mit kleinen vnnd groben Gschützen,
wir wöllen starck schiessen,
daß wirdt sie verdriessen,
den Graffen machen schwitzendt,
so wir jhn darvon abtreiben:
gar lang kan er darinn nit bleiben,
er last die Holwanger sitzen.

18. Hascha rueff meinen Lageyen,
es seyn zween oder dreyen,
daß sie flux mein Bixen richten,
ich will die Statt recht ihnn besichten,
daß wirdt den Graffen drinn keyen *),
wann er wirdt selbst sehen,
daß es vmb jhn gschehen,
auch vmb sein Handvoll Soldaten,

*) d. i. grämen.



gegen meiner groß Menig,
sein jhrer vil zu wenig,
müssen drinn all sengen vnnd bratten:
auch die Kinder in der Mutter Leiber,
ausser der aller schönsten Weiber,
der wir nit können gerathen.

19. Hascha man thut die Statt spören,
der Statthalter will sich drinn wehren,
folgt mir nach mit hellem Hauffen,
wir müssen alle Sturm lauffen,
doch ehe zusammen recht schwören,
ich schwör bey mein Christum,
sag ab den Pabistum,
auch allen jhren Götzen,
kein Bischoff noch Pfaffen,
lassen wir vns nicht schaffen,
fragn nichts nach jhren Gesätzen,
sonder glauben fest einhellig,
daß es allein GOtt sey gefällig,
daß wir vns darwider setzen.

20. Hascha was ghört zu den Dingen,
last vns ein Psalm singen,
wöllt mir all zugleich nachsprechen,
O HErr wollst dich an vns nicht rechen,
was wir jetzunder verbringen,
die Stäb vnnd die Stecken,
die wir hie auffstecken,
die trösten vns vber die massen,
in vnseren Händen,
zween wögen ein Zendten,
machen bald weiter Gassen,
haben Stächel wie ein Yggel,
brauchen weder Zaum noch Zigl,
drauff thun wir vns verlassen.

21. Hascha wo seynd die Schalmeye,
blast Lärmen zusammen all dreye,
gebt darmit alsbald ein Zaichen,
daß man sich richtet zu den straichen,
lauffi sturm an vnnd thut schreyen,

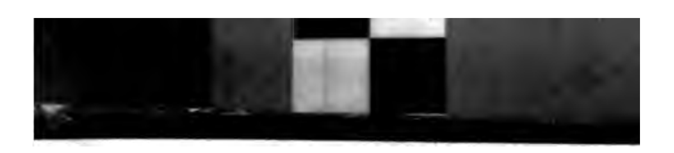
drauff Jobl, mein Jobl,
lauff Jobl, mein Jobl,
sechstausendt seyndt schon drinnen,
springt eilendts fein munder,
in Graben hinunder,
thut euch nit lang besinnen,
steigt hinein bald vber die Mawren:
hobl drauff Jobl, lauff wie der Schawer,
vnd bleib nur keiner hinden.

22. Hascha wie ists heut so dunckel,
hetten wir von Spähn gnueg Funckel,
oder wann sich es möcht aushaittern,
wolten wir hollen mehr Sturmlaittern,
sein wir nit Fiselgunges *),
gar dieff ist der Graben,
kein Laitter wir haben,
die nur hinauff thet raichen,
ich hab von mein Wagen,
zwo Laittern hertragen,
kombt dannoch nit zum streitten,
vnter vns hundert Tausent Bawrn:
kombt nit einer vber die Mawren,
daß ist ein Wunderzaichen.

23. Hascha wohin soll man steigen,
der Graff zaigt vns die Feigen,
sih wie vil schon ligen im Graben,
die müssen all fressen die Rabben,
wolt vil lieber weinen als schweigen,
keiner kan sich hietten,
vil sich zu todt blüten,
die all seyn schon getroffen,
keiner kan nichts sehen,
ach wie muß vns geschehen,
hat sich wol sturm geloffen:
wöllen zum Teuffel nur haimb vns wenden,
Morgen fragen vnsre Studenten,
was wir noch solten machen.

---

*) Zusammengesetzt aus Fisel oder Fidel, und Gunges, Gunkes gehen: in Trümmer, zu Grunde gehen.



24. Hascha was thüt jhr lang fragen,
brăff*) Jobl thue noch ains wagen,
wann jhr seht ein Häfferl zudecken**),
thut euch unter die Mawrn verstecken,
müst drumb nit gar verzagen,
wann sie herauß fallen,
wölln wirs wider zahlen,
weil vnsere Jäger vnnd Schützen,
auf allen Gassen,
scharpff schiessen dermassen,
wirdt mancher bleiben sitzen,
die Vorstatt wöllen wir auch anzünden,
alles verbrennen was wir nur finden,
seht nur wie die Häfferlein spritzen.

25. Hascha der Graff macht grob bossen,
vmbsonst werden vil erschossen,
Lintz müssen wir heut gantz quitirn,
vnnd das Volck alls wider abführen,
vil Bluet wirdt hie vergossen,
wir habens lassen gschehen,
er hat sich versehen,
mit Pulver vnd Bley mit hauffen,
vnnd hat vnterdessen,
gnug Roßfleisch zufressen,
vnd guten Wein zusauffen:
der Dieb Naintz Hauptmann Fleischhacker,
schreyt noch bräff bräff mein Jobl sein wacker,
vnnd will selbst nit vorlauffen.

26. Hascha macht Platz in den Gassen,
ein jeder sein Prigl thue fassen,
vnnd nemb sein Rantzen auff den Rucken,
sagts auch vnsern vnter der Bruggen,
daß wir Lintz gantz verlassen,
man sag jhnen weiter,
frembds Volck vnnd vil Reitter,
sey schon auff den Confinen,

*) wie oben „brauff". **) aus Mörsern schießen.

den wir zuziechen,
so sie nicht entfliehen,
kain Bain kombt von jhnen:
wöllen vns fein in hauffen außthailen,
die Verwunden widerumb hallen,
daß Prigl tragen können.

27. Hascha man schick den Aschawren,
wie auch den Grießkirchern mehr Bawren,
dann es kombt der Fürst Wallnstainer,
ich Hauptman Bernl vnd nicht ein gemainer,
will selbst steiff auff jhnen lauren,
keiner darff nichts sagen,
nur alls nidergschlagen,
vnd gute Beith machen,
afft wöllen wirs thailen,
es kan vns nicht fählen,
dann er hat schöne Sachen,
kombt der Haidlperger auß Bayrn:
der ist lang gsessen, auff den Ayrn,
den wölln wirs auch also machen.

28. Hascha wir haben vernommen,
das Bayrisch Volck sey ankommen,
Kayserisch auch ein grosse Mennig,
vnser seyn doch auch nit wenig,
vnnd wöllen noch mehr bekommen,
wir wöllen außsenden,
gar scharpffe Potenten *),
an vnsere gwesten Herrn,
die jetzt Unterthanen,
gar keines verschonen,
sie thuns nit oder gern:
daß sie lassen die Gäldpferdt hollen,
mit Corbiner vnd vil Pistollen,
dann wir seyn jhre Herrn.

29. Hascha last nur flur vmbschlagen,
bstellt nur gnueg Rösser vnnd Waggen,
schafft den Burgern vnnd Edelleuthen,
daß sie drumb schawen auff allen Seithen,

*) d. i. Gewaltsbriefe.

vnnd gar nit weiter fragen,
sondern alsbalden,
vns Ghorsamb halten,
gehorchen vnsern Mandaten,
wir seyn beysammen gewesen,
ein Außschuß erlesen,
vnnd haben also gerathen,
daß man unsere Stuck soll führen,
vnd sich jetzt nit weiter wehren,
biß auf die Welserische Hayden.

30. Hascha zum Prigl thut greiffen,
last herfür tretten die steiffen*),
bestehet nur wacker neben meiner,
dort kombt gwiß der Obrist Preiner,
wo die Trompeter pfeiffen,
ich sihe im Nebel,
den Oberist Lebel,
kombt auch mit seinen Reittern,
die Welserische Haiden,
wirdt von vns allbayden,
gewindscht seyn zu erweittern,
heint wöllen wir Ehr einlegen,
soll auch mancher kleiner Degen,
darüber gehen zu scheidern.

31. Hascha bleib nur keiner hinden,
wann wir die Vorstatt anzinden,
wöllen wir all zugleich dran lauffen,
vnnd drein schlagen mit hellen hauffen,
hineingehen wie die Blinden,
vnser seyndt vil Tausendt,
drumb wir gar nicht grausen,
denckt nur jhr spilt mit Karten,
es muß jhnen geschehen,
daß wirdt man bald sehen,
wie zu Boyerbach im Garten,
auch den Haidlperger vnnd Lindl,
den Obristen Schifer vnnd all sein Gsindl,
jhrer wöllen wir stäts warten.

*) Die Gefeiten.

32. Hascha die Welserische Heiden,
wirdt heut vil müssen leyden,
sehet wie voll ligen alle Strassen,
daß sie haben dahinden lassen,
vil Köpff, lähr Sädl, vnnd Schaiden,
so wir sie verjagen,
oder alle erschlagen,
so reutten wir jhre Rösser,
vnnd seynt mit schön Ehrn,
allsambt Freyherrn,
im Landt vber Städl vnd Schlösser:
wöllns also machen nach vnseren Hirn,
man muß vns gnädige Herrn tractiern,
gelt Jobl das ist ja besser.

33. Hascha wen siht man dort reutten,
was mueß doch dises bedeuten,
haben alle lange Stangen,
was werden sie nur damit anfangen,
krumpe Degen an der Seithen,
wölt auff mein Ayd rathen,
das seyndt die Crabaten,
auch der General Haimbpappen,
ich thue jhn wol kennen,
seht wie er thut rennen,
auff seinen schönen Rappen,
mit jhm reutt der Scharnbacher:
seine Reitter hinder jhm nacher,
es wirdt setzen grobe Kappen.

34. Hascha wir müssens nur wagen,
er fangt schon an zuschlagen,
es geht schon alles vnter vnnd über,
seht wie vil schon stecken seyndt bliben,
die man darvon muß tragen,
die Vnsern all lauffen,
fallen all vber ein Hauffen,
der Teuffel holl jhre Stangen,
darzu die Crabaten,
vnnd alle Soldaten,
was müssen wir jetzt anfangen,
vnsere Prigel können nit raichen,

sie rennen vns alle auß den Straichen,
also ists noch nie ergangen.

35. Hascha es seyndt jhr vil hundert,
mit Copien durchrennet, das mich wundert,
wo thut bleiben heut vnser Wundseegen,
drumb seyn sie also gantz verwegen,
sie schiessen all zu daß donnert,
den Jodel den Böcken
in hindern thut stecken,
ein Spieß ist abgebrochen,
der Hauptman der Jäger,
auch seine zween Schwäger,
seyndt neben vil andern erstochen,
daß thut der Pappenhaimb außrichten,
wir müssen all trachten vnnd dichten,
daß wirs an jhm thun rechen.

36. Hascha hie müssen wir weichen,
wir wöllens drumb nit verzeyhen,
den Pappenhaimb vnnd den Crabaten,
das seyndt die rechten Teuffelsbraaten,
die wir noch wöllen erreichen,
ja alles vergeben,
die wütigen Löwen,
die seyndt schon vnter jhnen,
die vnsern verzagen,
die jhren nachjagen,
kein Teuffel kan jhnen entrinnen,
reicher Christ dich vnser erbarm,
zu helffen vns streck auß dein Armb,
weil wir jetzt nit mehr können.

37. Hascha man hört gar laut trummlen,
ich sih noch jhrer vil wumblen,
dort im Feld im dicken Buschen,
werden sich noch vil verduschen,
biß wir vns widerumb samblen,
afft wöllen wir nach Gmundten
fürwarten, den Hunden,
mit Hülff der Biberawer,
die können dermassen,
die Prigel steifft fassen,

wird mannicher stolzer Bawer:
den Pappenhaimber noch geben zuschaffen,
sie haben erschlagen vil Knecht der Pfaffen,
sie halten wie ein Mawer.

38\. Hascha dort kompt der vnsinnig,
von Pappenhaimb gritten gantz grimmig,
rennt über all Zäun vnnd Gräben,
daß jhm gleich die Haar auffstäben,
stellt sich als wer er winnig *)
kein Prigl kein Stecken,
will gegen jhn klecken,
noch vnsere Kölben spitzig,
kein Bixen kein Degen,
auch gar der Wundseegen,
er ist vns vil zu witzig,
ich glaub fast ohn alln Zweiffel,
er sey selbst gantz der laidige Teuffel,
seht wie er drein geht hitzig.

39\. Hascha wie gehts an ein wapeln
seht wie sie jm Bluet herumb kraplen,
etliche ligen halb gestreckter,
etliche ligen ganz verreckter,
etliche ligen vnnd zaplen,
etliche weit von fern,
sich dort herumb kehren,
nach Wolffegg sich alle wenden,
lassen alles dahinden,
daß sie lauffen leicht köndten,
wann sie nichts tragen in Händen,
mit dem Leben darvon lauffen,
ligen bleibt der maiste Hauffen,
die all jhr Leben enden.

40\. Hascha ich sag noch vnd zweiffel,
ob das nicht seyn lautere Teuffel,
die her kommen auß der Höllen,
zu denen sich Pappenheimb thut gsellen,
weil jhr ein so kleines Häuffel,
sich gegen vns wagen,

*) wüthig.

die maisten erschlagen
vns auff den Fuß nachziechen,
so schröcklich sich wehren,
daß ich doch thet schweren,
sie müsten sich alle verkriechen,
die wir hielten schlecht vnnd wenig,
machen vns jhnen vnterthönig,
müssen sie förchten vnnd fliehen.

41. Hascha ach wie viel heut müssen,
mit aigner Haut zahlen vnnd büssen,
was der Fätinger thet sündigen,
weil wir einfältig vnd vnmündig
vns vberreden liessen,
daß wir möchten weren,
allsambt Freyherren,
das Landt auch selbst regiern,
gleich wie auch die Schweitzer,
es kost sie kein Kreutzer,
sondern das March im Hirn,
Händ, Füeß vnnd auch Armb,
daß doch GOtt einmal erbarm,
müssen wir darüber lassen.

42. Hascha die Büchßen hört krachen,
man thut wider Lärmen machen,
jetzt kombt einer thut vns sagen,
daß die maisten fast alle erschlagen,
dort bey den Schaaren sterben,
dort stehen auch vil Felber *),
der Pappenhaimb selber,
hat mit seinen aignen Händen,
gar vil nidergstochen,
die noch im Blut rochen,
gleich gramlen mit den Zähnen:
seht wie sie im Blut vmbwaden,
vnnd verschwinden wie der Schatten,
wo man sich thut hinwenden.

43. Hascha laßt vns all entlauffen,
welcher am maisten mag schnauffen,

*) Weidenbäume.

dann die besten schwartzen Bawren,
die stets ghalten wie die Mawren,
die ligen schier alle zu hauffen,
wievil weren Christen
von losen Papisten,
erbärmlich heut erschlagen,
erstochen, erschossen,
zertretten mit Rossen,
jetzt gilts auch gwiß mein Kragen:
ach was wirdt endtlich drauß weren,
heut wirdt erschlagen der beste Kern,
weitter darff man nit fragen.

44. Hascha jhr lieben Spießgsellen,
so wir nit all heut sterben wöllen,
last vns lauffen zum Pappenhaimb,
wann sein Hertz wer Eysen vnnd Stain,
so wirs jhm recht erzehlen,
vnnd jhm fallen zu Füessen,
schön bitten wir müssen,
daß er vns wöll vergeben,
was wir hie verbrachten,
vnnd theten stets trachten,
nach seines Vatters *) Leben,
was wir thun das waiß wol er,
vnd gült auch vil bey dem Kayser,
wir wöllen jhm vns ergeben.

45. Hascha der Pappenhaimb hitzig,
wirdt seinen Herr Vatter demütig,
bitten er wol sich erbarmen,
vnserer Weiber vnnd Kinder armen,
die zaghaft vnnd kleinmütig,
die Straff nit mehr dencken,
das Leben vns schencken,
beym Kayser vns versöhnen,
wöllen jhn gar gern,
für vnseren Herrn,
so lang wir leben erkennen,
wann er widerumb woll einstellen,

*) d. i. seines Schwiegervaters Graf Herberstorf.

denen die vns tödten wöllen,
das Mördern, Rauben vnd Brennen.

46. Hascha jetzt wöllen wir hoffen,
wann die Lintz-Statt ist wider offen,
daß wir hinein sicher dörffen,
man thut nit mehr Häfferle werffen,
alsdann wir Sturm geloffen,
was wir newlich haben,
versteckt vnd vergraben,
das müssen wir widerumb hollen:
kan mans nit verkauffen,
so wöllen wirs versauffen,
daß es vns heut nit oder morgen,
von den Teufflischen Soldaten,
oder Diebischen Crabaten,
möchte werden gestollen.

47. Hascha wie lang thet es wehren,
daß wir Bawrn gwesn sein Herren,
hetten wir vns doch recht auffgesegnet *),
so were vns dises nit begegnet,
auch nit gewiß von den Bawren,
wir habens mit schaden,
biß auff vns geladen,
mit Frid kundten wir nit schlaffen,
wir woltn mehr wissen,
als alle Bapisten,
vnd auch als alle Pfaffen,
wolten vns selbst die Schrifft außlegen,
können doch nichts als ackern vnnd öggen,
GOtt thut vns billig straffen.

48. Hascha wir solten spendiren,
wann einer zu vns thut führen,
vil Soldaten vnterhalten,
die wir im Winter müssen bhalten,
bey vns in Quartirn,
zu contribuiren,
ehe man thut abführen,
auß dem Landt die Soldaten,

*) den Wundsegen besser gesprochen.

sie wern mit hauffen,
nur Wein wöllen sauffen,
zu forderist die Crabaten,
seyndt auch darzu also vermessen,
sie wöllen kein Stertz noch Nudl fressen,
sondern Copauner vnd Braaten.

49. Hascha das Viech in den Ställen,
thut ainer den andern anfallen,
lassen vns fein stehn darneben,
thuns nur vmb halb gelt weck geben,
wollen gleichwol nit mit vns thailen,
kehr vmb in Landt weiter,
schreyen sie Bernheiter,
trag her zu fressen vnd sauffen,
wir wöllen außreutten,
richt dich nur bei Zeiten,
du must zu fuß lauffen:
so müssen wir in schnaps nachbaschen,
tragen Muschqueten vnd Pulverflaschen,
wöllen vns sonst Bärt außrauffen.

50. Hascha was hat man vns zigen,
jetzt müssen wir mehr als wir mögen,
dulten vnd dörffen vns nit wehrn,
zu dem daß wir sie thun ernöhren,
müssen wir sie lassen ligen,
in vnseren Betten,
thun vns darzu netten,
die jungen Weiber vnd Töchter,
all schwanger sie weren,
klagt mans jhren Herrn,
halten sies für ein Glächter,
ach wer wirdt heut oder morgen,
so vil Banckarten oder Hurnkinder besorgen,
so vnterschidliche Gschlechter.

51. Hascha die Roß sambt den Rindern,
Kälber, Schaaf, Lämber, vnd Hünner,
Wider, Capauner, Genß, vnd Endten,
thun sie alles vns verschwenden,
lassen vns nichts dann vil Kinder,
darzu vnsere Kämmer,

nit Vatter ist ainer,
doch wöllen wir selbst wetzen
das Messer zu scheren,
Vntrew trifft sein Herrn,
gar witzig vns selbst schetzen,
ey das ist ja witzig gewesen?
wir habens in der Bibel gelesen,
es haist Matthei am Letzten.

52. Hascha jhr Lender werdt witzig,
ein andermal seyt so hitzig,
dann wir taugen nit zum kriegen,
last vns bleiben bey den Pfliegen,
das kriegen ist vns kitzlig,
dann es ist nie gwesen,
man hats auch nie glesen,
daß man vor alten Zeiten,
in den Bawren Kriegen,
lang thete obsiegen,
sondern nach langen streitten,
sich jhr Macht gar bald thet lindern,
also wir auch mit den Kindern,
alt Narrn auff Stecken reutten.

53. Hascha jetzt last vns sein gaffn,
bekennen was wir theten hoffen,
vnser Macht werdt sich erstrecken,
die gantze Welt solt drob erschrecken.
vil Land vnd Leith hat es troffen,
vns thet nach deß Keysers,
dann wainen macht heiser,
wie auch nach viler Fürsten,
beyd junger vnd alter
nach deß Herrn Statthalter,
vnschuldig Blut sehr dürsten,
darumb seyn wir zusammen glauffen,
als winnige Hund ein gantzer hauffen,
vil dicker als ein Bürsten.

54. Hascha der darzu thet rathen,
wirdt darumb müssen brinnen vnd braaten,
in der Höllischen Fewersflammen,
da nichts dann Swebel vnnd Bech beysammen,

auch gehitzte Teuffels Klufften,
davor vns gnedig,
behüt vnd erledig,
last vns sein wider vmbkehren,
in vnsere Häuser,
hinfüro vil weiser,
den Grafen förchten vnnd ehren,
wollns, auch nit mehr dencken noch sagen,
daß man sol mit Prigl drein schlagen,
noch daß die Bawren seyn Herrn.

55. Hascha den Höchsten wir preysen,
der vns in Gnaden ließ weisen,
wo wir hingiengen vnd hinstellten,
durch den kühnen streitbahren Helden,
jhr Hertz muß seyn wie Eysen,
in fechten in streitten,
hat man zu kein Zeiten,
das darf sich keiner schamen:
jhrs gleichen nie gesehen,
wirdt auch nicht geschehen,
O edles Blut und Stammen,
Hörberstorff vnnd Pappenhaimber,
die zween sonst auff Erden keiner,
vnsterblich bleibt jhr Namen.

XLIX.

Divina Comoedia in Freiburg.

Akt vom Freitag nach Sonntag Cantate.

24. Mai 1854.

Das große Werk katholischer Wiedergeburt wird in unserm zerrissenen Baden auf eine so wunderbare Weise der Vollendung entgegengeführt, daß man die Wege Gottes nicht verkennen kann und zu anbetender Bewunderung hingerissen wird. Seit dem bedeutungsvollen 7. November sträubte und wand sich die Regierung unabläßig, unmittelbar gegen die Person des Erzbischofs einzuschreiten, den der doppelte Strahlenglanz heilig durchlebter langen Jahre und der erhabenen Kirchenwürde umgibt. Sie zog es vor, Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit gegen ferner stehende Betheiligte zu häufen. Ein verhängnißvolles Geschick, wir nennen es ein Gottesgericht, wirft die badischen Gewalthaber aber nunmehr gewaltsam in die gefürchtete Bahn und bereitet ihnen sicheres Verderben. Sie haben es gewagt, ohne Rücksicht auf die mächtige Stimme, welche, wie aus einem Munde, den katholischen Erdkreis durchdrang und zum Bewußtseyn seiner eigenen Würde ihn gleichsam weckte, Hand anzulegen an einen

Mann Gottes, den der Chrisam der Kirche zu einem Kampfe stählte, wie seit Jahrhunderten es keinen wichtigern gegeben hat! Ein Bundesgenosse in diesem entscheidenden Kampfe um Wiederherstellung der Ordnung Gottes auf Erden ist, wider ihren Willen, die badische Regierung selbst geworden; es war der von ihr eingeschlagene Weg, nach 50jähriger Erschlaffung und Verfälschung der ächten Lehre und aller Anstalten der Kirche, augenscheinlich der einzig mögliche, um in verhältnißmäßig kurzer Zeit das gewünschte Ziel zu erreichen. Der Klerus steht mit geringen Ausnahmen muthig und opferwillig dem Bischofe zur Seite; noch schwankte beinahe überall das Volk, bald eingeschüchtert, bald verlockt durch Vorspiegelungen aller Art. Nun sucht man mit Drohung von Gewaltmaßregeln das Volk von den Dienern der Kirche loszureißen, gleichzeitig vergreift man sich an dem Vermögen der Kirche und der Armen; dadurch wird nicht minder wunderbar auch das Volk unwiderstehlich zu katholischer Einigung geleitet werden.

Während ich gestern diese Zeilen niederschrieb, liefen mündliche Gerüchte und briefliche Mittheilungen aus Freiburg mit Blitzesschnelligkeit in allen Gemeinden bis an die Schweizergränze und landabwärts um, und riefen Scenen der Erbitterung, des Schmerzes und einer Aufregung hervor, wie ich sie in unserm dem Glauben nahezu abgestorbenen Volke kaum für möglich erachtete. Es hieß: der Erzbischof sei nicht nur verhaftet, sondern nach einem unbekannten Orte, man vermuthete nach Rastatt, abgeführt worden, es hätten Bewegungen in Freiburg selbst stattgefunden, auswärtige Truppen seien zur Verstärkung der Garnison eingerückt, eine aus lauter Protestanten gebildete mobile Colonne werde die Katholiken zu Paaren treiben u. s. w. Fama crescit eundo. Ich theile Ihnen mit, was mir soeben von sicherer Quelle als zuverlässig berichtet wird. Der erzbischöfliche Erlaß vom 5. Mai bezüglich der Stiftungen, dessen nahes Erscheinen ich in meinem letzten Briefe angedeutet habe und der als eine Nothwehr

gegen die gänzliche Ausstoßung der Ortsgeistlichen aus den Stiftungsräthen betrachtet werden muß, veranlaßte am Freitag den 19. dß. das bekannte Verfahren gegen den Erzbischof, der über dieses Aktenstück gerichtlich vernommen wurde. Man vermuthete, dasselbe sei in der Herder'schen Officin gedruckt worden, indem kein Druckort darauf bezeichnet war, weßhalb wohl dieses geachtete Haus von ächt katholischer Gesinnung, und stets zu katholischer That bereit, plötzlich am 20. Morgens von einer ganzen Schaar Polizeisoldaten umringt und durchsucht wurde. Wie es scheint, suchte man das Manuscript des verpönten erzbischöflichen Erlasses, fand es aber natürlich nicht, obgleich auf das bestimmte Verlangen des Eigenthümers das ganze Haus bis unter die Dachziegel durchsucht werden mußte. Es fielen dabei mitunter ganz lächerliche Scenen vor; so wurde z. B., wie Jedermann, auch der Fleischer mit seiner Waare zurückgewiesen: „es brauche," hieß es, „dort heute kein Fleisch gegessen zu werden." Nachdem andere ähnlichen Versuche gescheitert seyn mögen, entschloß man sich endlich Montag den 22. Abends in der Wohnung des Erzbischofs selbst nach dem Aktenstück zu fahnden, der Münster-Platz wurde abgesperrt, großer Aufwand von Gensdarmen und Polizei! — es fand sich nichts und auch ein Geständniß war nicht zu erlangen. Da sollte der 82jährige ehrwürdige Greis abgeführt werden; die zarte Rücksicht der Behörde berieth erst dessen Hausarzt, der einen solchen Akt nicht für ausführbar erklärte; man traute solcher einseitigen Ansicht nicht und berief den Stadtphysikus, der die Meinung des Hausarztes theilte. Da entschloß man sich zur Milde, ein Wagen, welcher vor dem Hause — zu welchem Zwecke läßt sich denken — bereit stand, verschwand wieder, man gab dem Erzbischof einen Gensdarmen in das Zimmer zur Bewachung, gestattet ihm sogar, in Begleitung dieser Wache Messe zu lesen und in deren Gegenwart Besuche zu empfangen. Mehr noch als die Sorgfalt für die Gesundheit des erhabenen Martyrers soll

inzwischen die drohende Haltung der Bevölkerung dazu beigetragen haben, die Behörde zu größerer Mäßigung zu bestimmen. Auf die erste Kunde von der Hausdurchsuchung sammelten sich Studenten, Bürger, Gesellen, Weiber, Kinder schaarenweise in den Straßen, ihre Zahl wuchs bis gegen Mitternacht, die Menge wurde in die den Münsterplatz umgebenden Straßen zurückgedrängt, um diesen rein zu halten. Gensdarmen, Polizeisoldaten, ja sogar Offiziere drangen mit blanken Waffen auf die wehrlose Menge ein, schlugen muthig auf Weiber und Kinder — aber auch auf Studenten, welche die Streiche erwiderten. Mehrere derselben wurden verhaftet, aber sogleich wieder bis auf Einen frei gegeben, der an dem folgenden Tage auch entlassen wurde. Ein Hauptmann des Jägerbataillons bot militärische Unterstützung an, welche angenommen wurde, bei deren Heranrücken sich sodann das Volk verlief. Die gereizte Stimmung ist indessen so groß, daß ungeachtet des herrschenden Terrorismus Herausforderungen von Studierenden an Offiziere ergangen seyn sollen, welche letzteren ihre Betheiligung an den Straßenscenen in Abrede stellten. Einstweilen ist alles Geläute, aller feierliche Gottesdienst, Gesang u. s. w. eingestellt — es ist eine neue Charwoche der Kirche, welcher baldige Ostern folgen werden.

Mit welchen Mitteln die Regierung nunmehr vorangehen wird, weiß sie selbst sicher nicht. An alle Pfarrer und Gemeinden wurde eine „Beleuchtung“ übersendet, welche auch als Beilage der Karlsruher Ztg. erschien, und deren zahme Haltung auf Alle, die sie lesen, gegenüber den Ereignissen des Tages einen eigenthümlichen Eindruck machen muß. Der Erlaß ist offenbar darauf berechnet, dem Curatklerus und den Gemeinden zu schmeicheln, sie von dem Bischofe abzulösen und Sympathien wieder zu gewinnen, die unwiederbringlich auf eine ebenso leichtfertige als unverständige Weise verspielt worden sind. Welchen Nonsens eine in einer Sackgasse verrannte Staatsverwaltung dem Publikum bieten darf, mögen Sie

aus Folgendem beispielsweise entnehmen. Die „Beleuchtung" stellt den Gemeinden vor, der Erzbischof nehme das Ortskirchenvermögen als allgemeines Kirchenvermögen in Anspruch und könnte es „ausländischen Gemeinden" zuwenden. Die Regierung, so besorgt dafür, daß die Stiftungen ihrem Zwecke nicht entzogen würden — sie hat ihre Liebe zu dem Mammon der Kirche vor den Augen des katholischen Volks thatsächlich vielfach bewiesen — dürfe in eine solche „Entfremdung" nicht grundsätzlich einwilligen. Sodann beschwert sich die Regierung, daß, während eine außerordentliche Gesandtschaft (ohne Vollmacht und ohne irgend eine Aussicht auf auch nur den kleinsten Erfolg*) nach Rom gesendet werde, der Erzbischof voranschreite. Die Regierung selbst aber soll in dem Unterdrückungskriege nicht gehemmt seyn; nur der Widerstand, welchen der Erzbischof nach Pflicht und Gewissen leistet, ist sein einseitiges Unrecht. Endlich wundert sich die Beleuchtung, wie der am 5. Mai veröffentlichte erzbischöfliche Erlaß einem großherzoglichen Erlasse an alle Aemter, „nach welchem der katholische Ortsgeistliche nach wie vor als Mitglied der Stiftungscommission zu belassen sei," gar keine Rechnung trage, obgleich dieser großherzogliche Erlaß gleich an dem folgenden Tage, am 6. Mai, erschienen ist — worauf sich der Erzbischof erkühne, am 5. Mai „eine provisorische Regierung" einzusetzen!!! —

Zum Schlusse dieses Briefes, den ich unter steter Gefahr gewaltsamer Unterbrechung schreibe, einige kurzen Scenen aus dem Volksleben. In Dittwar bei Tauber-Bischofsheim kam es wegen angedrohter Wegführung des ganz tüchtigen Pfarrer's Scherer zu ernsten Demonstrationen, wobei die armen Gensdarmen eine schlimme Aufgabe hatten. Die Abführung

---

*) Das muß die Regierung seitdem selber eingesehen haben, denn noch am 25. Mai sendete sie in überstürzender Eile einen „weitern außerordentlichen Gesandten" nach Rom.

wurde durch die Haltung der Bürger gehindert; der Pfarrer selbst, von dem anwesenden Amtmann, dem seiner Feigheit gegen die Freischaaren wegen berüchtigten Rudt, freigesprochen, nachdem eine Frau in aller Eile ihn zu ihrem sterbenden Vater verlangte und als Gefangener er sich einer priesterlichen Handlung nicht unterziehen konnte. Eine andere Frau erhielt von einem Gensdarmen eine Reihe von Ohrfeigen, die sie jedesmal mit einem „Vergelt's Gott" erwiderte. Etwa 20 Personen von Dittwar mußten ihren Glaubensmuth im Gefängnisse büßen, wo sie sangen und jubelten. Das Volk nennt seitdem das Locale: „das neue Kloster." Mein Papier geht aus; der Stoff bei weitem nicht, ein anderesmal die Fortsetzung der Thaten einer hinsinkenden Kleinmacht. Wie groß steht dagegen die katholische Kirche da!

Nachschrift.

Den 25. Mai.

Da mein Schreiben erst heute abgeht, übersende ich Ihnen einen Erlaß des Landamts Freiburg, der wahrscheinlich an alle katholischen Gemeinden des Landes auf Befehl des Ministers durch die Aemter gerichtet wird *). Die Land-

*) Die Verwaltung des katholischen Kirchen- und Stiftungsvermögens betr. An die Bürgermeister der katholischen Gemeinden. Nr. 16,885. Das erzbischöfliche Ordinariat hat die Ortsgeistlichen mit Erlaß vom 5. d. M. Nr. 3530 angewiesen, die Mitglieder des Stiftungs-Vorstands und die Rechner einzeln protokollarisch zu befragen, ob sie die kirchlichen Anordnungen in obigem Betreff vollziehen wollen. Der Bürgermeister hat denselben sofort zu eröffnen, daß man eine bejahende Erklärung als Austritt des betreffenden Mitgliedes ansehen und den Stiftungsvorstand alsbald provisorisch durch an-

Gemeinden folgen indessen dem Beispiel der Metropole — kein Glockengeläute, kein feierlicher Gesang noch Gottesdienst, überall Stille und innere Entrüstung. In Freiburg hat der Freimaurer Bürgermeister Wagner befohlen, daß zweimal des Tags geläutet werde, indem die Glocken nicht ausschließendes Eigenthum der Kirche seien. Nach einem umlaufenden Gerüchte wäre der Erzbischof bedroht, nach Mannheim gebracht, oder verbannt zu werden. Excesse sind zu befürchten, wenn schon der passive Widerstand ohne Unordnungen uns hinreichend und viel wirksamer schiene. Wird sich wohl Oesterreich erinnern, daß uralte habsburgischen Länder nur unter gewissen Bedingungen an Baden fielen? Will man abwarten, bis man sich zu Paris besinne, Kaiser Napoleon I. habe nicht in der Eigenschaft „von Heloten" katholische Unterthanen des Kaiserhauses einer protestantischen Bureaukratie zu überantworten vermeint?

---

dere Bürger ersetzen werde. Die Beurkundung über die Eröffnung dieses ist unfehlbar mit dem nächsten Boten anher einzusenden, und dabei anzuzeigen, ob bereits von einzelnen Mitgliedern Erklärungen an das großherzogliche Pfarramt und in welchem Sinne abgegeben wurden.

L.

Bedauerlichkeiten, aber nicht für uns!

In der östlichen Türkei

dirigirt Prinz Jerome Napoleon, sonst auch der „rothe Prinz" genannt, präsumtiver Thronerbe aller „glorreichen Errungenschaften von 1789", die neuen gesta dei per Francos. Etliche demokratischen Polen und andere Revolutions-Notabilitäten hat er mitgebracht in die Sultansstadt, andere am Stelldichein dortselbst vorgefunden. Ueberall dringt er sie den Würdeträgern und Gesandten auf, Allen zwingt er Complimente für seine Busenfreunde Klapka und Wysozky ab; sogar den Sultan hat er damit nicht verschont. Abdul-Medschid mußte ihn mit den Revolutionsheroen von Ungarn und Polen empfangen, und „der Sultan mußte dem Beispiel des Prinzen nachgeben, und richtete an die beiden Generale einige schmeichelhaften und ermunternden Worte", wie ein Pariser Bericht der Allg. Ztg. vom 23. Mai sich ausdrückt. Welche Fluth von Licht in das politische Halbdunkel dieser Tage für alle, die da nicht gänzlich erblindet sind! Der prinzliche Fürst des „katholischen" Kreuzzugs zwingt den Großtürken, der demokratischen Revolution in ihren Repräsentan-

ten zu huldigen!! So viel thut Deutschlands Schutzgeist, um die politische Unschuld von Köln bis in gewisse Bureaus an der Donau zu lehren, daß wir uns selber helfen müssen, wenn uns geholfen werden soll; daß das Heil so wenig über dem Rhein, als über der Weichsel zu suchen ist.

In der westlichen Türkei,

ungefähr in der Gegend, wo man das Bild des Gekreuzigten verpönt, den Kleinen das Kreuzzeichen und das Avemaria verbietet, wie der Potentat von Nassau gethan und thut, sind die Sonntage Jubilate et Cantate endlich angebrochen, und es geht eilig durch Rogate und Exaudi dem oberrheinischen Pfingstfest zu. Mit dem „russischen Kirchenfrieden", der endlich definitiv fixirt werden sollte, ist's für immer vorbei. Wenn Preußen, als dereinst in Karlsruhe der Muth zu sinken begann, wirklich seinen Bundestags-Gesandten hin gesendet hat, mit der Mahnung, doch ja den Katholiken (d. h. dem Recht) nichts nachzugeben, denn man bereue in Preußen selbst bitter genug, nachgegeben zu haben — so war denn doch ohne Zweifel die Warnung vor dem Jahre 1837 mit der Ermunterung verbunden. Von der besonnenen und wohlmeinenden Klugheit des „Horts des Protestantismus auf dem Continente" war dieß wohl zu erwarten? Früher stand ja die herrschende Partei der „Kreuzzeitung", wenigstens diese selbst, bekanntlich sogar für die badischen Katholiken; aber im Jänner des Jahres konnte das andere „Innere-Missions-Organ für die höheren Stände" bereits schreiben: „schon ist die alte Schlange zu Berlin in badischen Dingen einigermaßen gewitziget worden" *). Und seitdem hat die „alte Schlange" Recht und Stellung zur Warnung des präsumtiv schwiegersöhnlichen Landes so gänzlich verloren, daß sie jetzt vielmehr von badischer „Selbsterhaltungs-Pflicht"

*) Herrn Gelzer's „Protestantische Monatsblätter" 1854. S. 41.

sprechen muß. Allerdings! aber damals wäre Zeit gewesen, an diese „Pflicht" zu erinnern, als die mysteriöse Erscheinung im Karlsruher-Schlosse „zu den düstersten Vermuthungen Anlaß gab" *). Jetzt ist zum allermindesten der beklommene Stoßseufzer der preußischen Rationalisten vereitelt, die da unumwunden ausgesprochen: „wir wünschen den badischen Kirchenstreit sobald als möglich beigelegt, damit nicht wir wieder den Rückschlag erleben müssen, wie nach den Kölner Wirren" **). Nicht garçon wollte hören, nicht maçon! ohne Zweifel zum nicht geringen Theil aus Schuld der endlich gewitzigten „alten Schlange zu Berlin", mit der Herr Gelzer selbst am Kirchentag und im Central-Ausschuß für innere Mission so traulich beisammengesessen, noch vor ihrer „Witzigung". Sie werden bald Alle „gewitziget" seyn; das ist ja eben die große Signatur unserer Tage, daß in ihnen aller und jeder „russische Kirchenfriede" absolut unmöglich ist. Bedauerlich, aber nicht für uns! am bedauerlichsten, wenn in der badischen Frage der Standpunkt der preußischen Regierung selbst nicht ein dem Standpunkt der „alten Schlange zu Berlin" diametral entgegengesetzter gewesen wäre!

Und in der Mitte

war zu dieser Zeit auch großpolitisch die „negative" Bundes-Politik thätig, nachdem sie gerade wieder am 18. März in der Berliner-Kammer ihre erste lectio in orientalibus gegeben. Ihre Anrede an das kleinere Deutschland hieß wie immer: Hammer oder Amboß? Oesterreich antwortete, wie immer: Hammer und Amboß, Ein Werkzeug in der einigen deutschen Hand! die nicht erst zu wachsen hat, sondern dem Namen nach als „Bundestag" sich ausstreckt, freilich bislang

*) Darmst. K.-Z. vom 24. Dez. 1853.

**) Berliner „Protest. K.-Z." vom 4. März 1854.

leer und vergebens, wie immer. Der Streit scheint auch im „Schutz- und Trutzbündniß" fortdauern zu sollen, und, wenn nicht Alles trügt, die Freiheit der kleineren Souverainetäten deßgleichen, eine Stellung zwischen Hammer und Amboß einzunehmen. Denn ziemlich offen liegt jetzt vor, daß Oesterreich nach bundesgesetzlichen Normen verfahren, Preußen nur mit den „einzelnen Staaten" verhandeln wollte, und daß man endlich die Auskunft traf, beide Wege zumal einzuschlagen, wie bereits geschehen und in dem zweideutigen Ausdruck des Vertrags: „alle Staaten des deutschen Bundes zum Beitritt einzuladen", vorgesehen ist. Der Eine Weg, Beitritt des Bundes als solchen, sichert diesen und die Kleineren bei ihrer berechtigten Stellung; der andere Weg emancipirt die Souverainetäten vom Bunde, macht sie zu völlig frei verfügenden Mächten, schmeichelt ihnen also, aber nur, um ihrem Recht des Mitrathens eine Falle zu stellen, zum Mitthaten dagegen sie in eine gänzlich abhängige und zwingende Stellung unter der Uebermacht zu bringen.

Der Köder hat offenbar seinen Reiz geübt; es erübrigte nur noch ein Schritt. Die „deutsche Trias" wäre dann geboren, und noch dazu Rußlands enormster Beifall für das dritte Glied gewonnen. Sie klingt schon aus dem Berliner-Bericht der Allg. Ztg. d. d. 26. Mai von „vollkommener Verständigung zwischen Preußen und Bayern (resp. dem Special-Gesandten Dönniges) über die Vertretung der freien Schifffahrt auf der Donau, sowie über die Richtung, welche von Preußen und den deutschen Staaten im Orient (inclusive Griechenland) einzuhalten wäre." Leuchtet hier die dritte oder hegemonische Macht in der Trias schon deutlich hervor, so hätte man den Bundestag dann bloß noch als gemeinschaftliche Kanzlei collegialischer Natur zu betrachten, die etwa über die Mittel disponirte, z. B. über die zur Befreiung Griechenlands von den 60 Millionen nebst Zinsen, die es an Rußland, England und Frankreich schuldet. Geld ist rar, man würde Pfand

geben müssen; wie wenn man die Triumphe der Triarier am Oberrhein für Griechenland einsetzte? Es sind ja auch Stiftungskassen darunter, und die Triumphe selbst unbestrittenes Eigenthum der „negativen" Bundespolitik Preußens und des entsprechenden Gliedes der Trias.

Man mag ad hoc sich trösten, daß wenigstens das Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April nun jedenfalls ein allgemein deutsches werde. Wohl! Und in diesem Augenblicke hat die königlich preußische „Kreuzzeitung" erwiesen, daß auch dann noch die wichtigste andere Frage unentschieden bleibe: ob nämlich zugleich auch Treue und Glaube ein allgemein Deutsches werde? Am 27. Mai publicirte sie, noch Angesichts des bayerischen Special-Gesandten, auf der dritten Seite ihres Blattes den Vertrag vom 20. April, welcher im Additional-Artikel ein russisches Vorrücken an den Balkan oder Einverleibung der Donaufürstenthümer als casus belli bezeichnet. Im Leitartikel an der Spitze dagegen macht sie es der „preußischen Diplomatie" zur Pflicht — „sich nicht verleiten zu lassen, dem russischen Heere seinen Operationsplan vorschreiben, und Abweichungen davon als *casus belli* bezeichnen zu wollen." „Was", fügt sie bei, „was geht uns der Balkan an, und welches Interesse haben wir, uns irgend Jemand zu Gefallen in einen Krieg mit Rußland verwickeln zu lassen?"

Bedauerlich, sehr bedauerlich, aber nicht für uns! Für uns war dieser Monat Mai vielmehr ein rechter Marien-Monat. Er hat die „alten Schlangen" aus ihren Löchern gezogen, und der Fuß, sie zu zertreten, ist auch schon aufgehoben: deutsche Treu und Redlichkeit!

LI.

Aus einem Briefe des heiligen Franz von Sales.

Die alte Neigung der weiland französischen Parlamente, in ihren Gerichtssälen Kirche zu machen, und die wirkliche und einzige Kirche zu beengen, zu hofmeistern und zu bureaukratisiren ist bekannt genug; auch daß sie auf diesem Wege so siegreich fortgeschritten, um endlich bei 1789 und 1793 anzulangen. — Wir erinnern hier an ein Faktum aus 1612. Der Inhalt desselben wird aus dem Briefe selbst deutlich genug hervorgehen; zum näheren Verständnisse sei hier nur vorausbemerkt, daß die Diöcese des heil. Franz, obschon zum größten Theil in Savoyen gelegen, sich auch über französische Gebietstheile erstreckte*). Der Heilige schreibt

*) Der Fürstbischof von Genf, ehedem zugleich Landesherr dieser Stadt, war eigentlich Reichsfürst. Als solcher wurde er auch noch, obwohl vorlängst durch die „Reformation" aus Genf vertrieben, regelmäßig zu den deutschen Reichstagen eingeladen. Unter den Briefen des heil. Franz v. Sales befindet sich ein Schreiben an den Kaiser Mathias, worin er sich einer solchen Einladung gegenüber entschuldigt. Es dürfte nicht uninteressant seyn, der Form

an einen Rath des Parlaments von Bourgogne (M. Milletet, Seigneur de Villy):

„Ce porteur est Chanoine de mon eglise Cathedrale, sujet du Roi, et regnicole. Il est appelé devant la Cour pour un abus que sa partie prétend avoir été commis par moi en l'endroit d'une provision de la Chapelle. Je crois que l'on considérera *qu'il n'y a pas de loi au monde qui m'ait privé de l'usage de mon autorité Ecclesiastique, en la provision des benefices de mon diocése;* et que comme M l'Archèveque de Lyon pourvoit en Bourgogne Comté, M. l'Evêque de Grenoble en Savoye et à Chambery même, nonobstant leur résidence au Royaume; de même dois-je jouir de l'autorité de pourvoir dans le Royaume, quoique je sois habitant en Savoye.“

---

zu gedenken, welche das deutsche Reich einhalten zu müssen glaubte, um der usurpirenden calvinischen Republik zu Genf keinerlei Schein auch nur stillschweigender Anerkennung angedeihen zu lassen. Der Reichskourier ritt nämlich jedesmal bei dem bischöflichen Pallaste zu Genf vor, und verlangte daselbst in des Kaisers Namen den Bischof zu sprechen. Auf die erhaltene Antwort, daß der Bischof nicht hier sei, sondern sich zu Annecy befinde, nahm er zuerst Akt von dem Bescheid, stieg dann wieder zu Pferde, und begab sich nun nach Annecy.

LII.

Quasi-katholische Glaubens- und Lebens-Ansichten protestantischer Persönlichkeiten.

III.

Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf.

2.

Sein religiöses Leben ist wesentlich Gemeinschafts-Leben.

„O Herr, gib Regen und Sonnenschein,
In Greiz und Schleiz und Lobenstein,
Und woll'n die Andern auch was ha'n,
So mögen sie's dir selber sa'n."
(Aus einem ehemaligen Gesangbuch jener Lande.)

In seinem eilften Jahre kam Zinzendorf in das schon damals berühmt gewordene Pädagogium nach Halle, wo er ziemlich hart behandelt wurde, weil der Gründer und Leiter dieser Anstalt, der treffliche Prof. Franke, es darauf anlegte, den keimenden Standes- und Gaben-Stolz des Knaben mit aller Kraft zu unterdrücken, und zu dem Ende ihn allerhand Zurücksetzungen erfahren ließ. Uebrigens erkannte Franke schon früh die bedeutenden Anlagen Zinzendorf's, und soll sich einst geäußert haben, er werde noch ein großes Licht der Kirche werden.

Unter mancherlei äußerm Drucke von den Lehrern und mancherlei Anfeindungen von seinen Mitschülern entwickelte sich in dem liebebedürftigen Herzen des Knaben um so entschiedener die Liebe zum Heilande, als er sein Herz nicht an Menschen hängen konnte. Seine Studien machte er mit gutem Erfolg, doch blieb ihm das Gebet, der Umgang mit dem Herrn die liebste Beschäftigung, und alle seine Gedanken waren dahin gerichtet, wie er dem Herrn zu Freude werden, und an Andern etwas Gutes schaffen möchte.

Dazu fand er denn auch bald Gelegenheit. Seine Mitschüler suchten ihn zu ihren bösen Streichen und täglich mehr überhand nehmenden Schulsünden zu verführen, er aber widerstand der Versuchung, und es gelang ihm mehr als einmal, „diejenigen, die mich verführen wollten, statt dessen in's Gebet mit mir zu bringen und vor meinen Heiland zu gewinnen."

Spangenberg *) erzählt von dieser Zeit: „Bei diesen Umständen ging er Tag und Nacht damit um, wie er Leute zu Jesu bringen möchte, damit sie der Gnade, die ihm selbst widerfahren, theilhaftig würden. In einem Briefe, der etliche Jahre nachher geschrieben worden, drückt er sich davon so aus: „„weil ich im Pädagogio zu Halle viele junge Leute fand, suchte ich meinem lieben Heiland ihrer etliche zu gewinnen: fing derohalben kleine Versammlungen an, die wir hier und da an abgelegenen Orten und auf Böden hielten,

---

*) Spangenberg war langjähriger Mitarbeiter des Grafen und Bischof der Brüdergemeinde, schrieb unter Anderm die Idea fidei fratrum und ein Leben Zinzendorf's, welches sich nicht allein durch seine Ausführlichkeit vor andern Werken zur näheren Kenntnißnahme des Sinnes des Grafen eignet, sondern auch durch eine gewisse, dem Gegenstande entsprechende Weihe der Auffassung empfiehlt, die man z. B. bei Varnhagen von Ense hin und wieder unangenehm vermißt.

um recht in unserer Freiheit zu seyn. Mit diesen Gebet-Zusammenkünften wurde auch in die sechs Jahre nicht ohne Segen continuirt: theils (ein Theil) hielten nicht aus, es kamen aber Andere dazu. Man veranlaßte deßwegen vor uns alle Sonntage ein besonderes Collegium pietatis, unter der Direction eines Präceptors: es wollte aber die Wirkung nicht haben, weil wir uns scheuten und dergleichen."" Er hatte schon damals aus den Worten Jesu im Ev. Joh. Cap. 17 den Begriff gefaßt, daß dem lieben Heiland mit der herzlichen Liebe und Zärtlichkeit seiner Leute untereinander unglaublich viel gedient sei. Daher hatte er beinahe Alles übermäßig lieb, was nur einigermaßen Miene machte, als wollte es dem lieben Heiland sein Herz geben."

„Es waren ihm auch die groben Sünder, wenn sie nur nicht frech thaten, dabei so erträglich, daß er auf Hoffnung, sie würden dereinst noch dem Heiland zur Freude werden, mit ihnen herzlich umging. Nachdem es ihm aber gelang, immer von Zeit zu Zeit einige unter den Scholaren zu finden, mit denen er in dem Sinn für Jesum Christum näher zusammentreten konnte, so kam er mit denselben in einen freundschaftlichen und herzverbindlichen Gang."

„Der Umgang dieser jungen Herren, unter denen der Graf der activeste war, war überhaupt ziemlich frei. Was er einmal in folgender Zeit gesagt hat: „„das Nöthigste ist, den Glauben in's Herz zu bringen, der mag hernach, wie es Dr. Luther ausdruckt, den Menschen wandeln und neugebären und ändern nach Herz, Sinn, Muth und allen Kräften"", das war schon damals seine Grundidee. Uebrigens waren diese mit einander verbundene junge Herren weder an ihrer Religion, noch an den Ceremonien derselben irre; sie wußten auch nichts von einigem Separatismo. Sie erfuhren gerade das, was der Heiland sagt: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. In einer am 16. Aug. 1748 gehaltenen Rede erin-

nerte der Herr Graf, daß damals bei dieser kleinen Gesellschaft so viel Mühe, Treue und Arbeit nöthig gewesen, als nachher in einer großen Gemeine. Sie wären auch ebenso beneidet und verfolgt worden, wie es nachher geschehen. An einem andern Orte redet er auch von derselben und sagt unter Anderm: „„Wir wußten von keinem andern Wege, als den uns die Schrift wiese: wir untersuchten alle unsere kleinen Thaten darnach. Und wenn wir eine gute Gelegenheit bekamen, so warfen wir uns vor Gott nieder, und baten um Alles, was wir brauchten, insonderheit, daß er uns so machen sollte, wie er uns gerne haben wollte.““

„Sie traten hernach in eine noch genauere Verbindung mit einander, welche keine andere Absicht hatte, als die Erkenntniß Gottes unseres Heilands, und das Heil der armen Menschen zu befördern. Sie legten gewisse Maximen, welche der Lehre Jesu gemäß, dabei zu Grunde, und setzten gewisse Ordensregeln auf, wozu sie sich, mit gutem Bedacht und nach genugsamer Ueberlegung, mit Hand und Mund vor dem Herrn verbanden. Nach dem guten Rath der Groß-Frau-Mutter unsers Herrn Grafen, welche einen besondern Antheil daran nahm, hielten sie diese Verbindung lange in der Stille, ohne sie zu solennisiren. Und als die Glieder derselben nach der Schweiz, nach Frankreich, nach Ungarn, nach Holland u. s. w. zerstreut wurden, so unterhielten sie ihre zärtliche Connexion durch fleißige Correspondenz.“

Spangenberg erzählt dann weiter, welchen Namen diese Vereinigung geführt, und wie sie sich endlich „Orden vom Senfkorn“ genannt, wie sie viele Jahre nachher bekannt geworden, wie ihr erstes Augenmerk gewesen sei, daß die Glieder bei der Lehre Jesu bleiben, und in derselben würdiglich wandeln möchten, daß man hiernächst gesucht habe, Gutes bei Andern zu stiften, und insonderheit der Juden und Heiden Bekehrung zu befördern. „Die rechte Grundidee davon siehet man aus dem Emblemate, welches sie schon 1715 hat-

ten. Das war ein Ecce homo mit der Umschrift: nostra medela. Seine Wunden unsere Arznei. Außerdem erwählten sie, einige Jahre nachher, zum Zeichen ihrer Verbindung, einen goldenen Ring, den die Mitglieder des Ordens trugen, und in welchem die Worte: Unser Keiner lebt ihm selber, in griechischer Sprache standen."

„Zwischen unserm Grafen und dem Baron Friedrich von Wattewille kam es außerdem noch zu einem speciellen Bunde in Absicht auf die Heiden. Es heißt davon in einem Aufsatz: Ihrer zwei machten im Jahre 1715 einen Bund zur Bekehrung der Heiden, und zwar nur solcher, an die sich sonst niemand machen würde, und ihre Idee war eigentlich nicht, dieses und dergleichen selbst zu bewerkstelligen (denn sie waren beide von den Ihrigen in die große Welt destinirt, und wußten von nichts, als gehorsam seyn): sie hofften aber, der Gott, der dem gottseligen Baron von Canstein, der einem unter ihnen nahe verwandt und beiden zu großer Erbauung war, einen Professor Franke zugewiesen, werde ihnen auch Leute zuweisen, die zu so wichtigen Diensten genugsam wären. Und darum war die Speculation unserer jungen Herren beständig darauf gerichtet, andern ihres gleichen gelegentlich einen Eindruck von ihrer Tendresse für den Gott, der sein Leben für uns gelassen, beizubringen."

Letztere Verbindung blieb lebenslang, und erfüllte in etwas anderer Weise vollständig ihre Bestimmung. Der Orden vom Senfkorn dauerte aber auch weit über die Schuljahre hinaus, nicht ohne manche Folgen. Für unsere Betrachtung ist er aber darum besonders wichtig, weil er die ganze Richtung in Zinzendorf in höchst charakteristischer Weise bezeichnet, und weil er gleichsam die Vorahnung seines ganzen künftigen Lebens und Wirkens ist.

Im Anfang des April 1716 verließ Zinzendorf Halle, und bezog im Sommer dieses Jahres die Universität Wittenberg; er selbst wäre lieber zur Universität nach Halle gegangen,

aber sein Vormund wollte dieß zum Theil deßwegen nicht, weil er den jungen Zinzendorf durch den Aufenthalt an dem Sitz der lutherischen Orthodoxie von dem halle'schen Pietismus abzubringen hoffte. Den Tag seiner Ankunft in Wittenberg beschließt Zinzendorf in seinem Tagebuche, welches er series peregrinationis nannte, weil er den Lauf seiner Tage als eine Reise durch die Welt ansah, mit den Worten: „Gott, der uns hierher geführet, wolle seine Gnade und reichen Segen geben, daß unser ganzer hiesiger Aufenthalt zum Lobe und Preis Seinem heiligen Namen gereichen, unser ganzer Wandel aber also geführet werden möge, daß nicht nur Er dadurch verherrlicht, sondern auch uns selbst in Zeit und Ewigkeit genutzet, und Andere zu gleicher Führung des Lebens, durch aufrichtigen Vorgang, ermuntert werden mögen."

Diesem Vorsatze entsprach auch sein Leben auf der Universität. Spangenberg berichtet u. A.: „Von seiner Denk- und Handelsweise in den allhier zugebrachten Jahren ist überhaupt zu sagen, daß sie redlich, aber mehr gesetzlich als evangelisch war. Er sahe sich in großer Gefahr, weil er sich selber und das Verderben seiner Natur immer mehr kennen lernte, und dabei wußte, daß man die Absicht habe, ihn von seinem eifrigen Bestreben nach der Gottseligkeit, welches man für übertrieben hielt und Pietisterei zu nennen pflegte, wo möglich, abzubringen. Das machte ihn besorgt, er möchte den Schatz verlieren, den er in einem irdenen Gefäße trug: und er war deßwegen Tag und Nacht auf seiner Hut. Daher nahm er allerhand strenge Uebungen der Gottseligkeit vor. Es war ihm nicht zu viel, nach Gelegenheit eine ganze Nacht im Gebete und Betrachtung des Wortes Gottes zuzubringen. Er setzte sich vor, alle Freitage, seiner Schwächlichkeit ohngeachtet, einen Fasttag zu halten, und den beobachtete er eine Zeit lang sehr genau. Als er aber sahe, daß er durch Besuch und andere Geschäfte oft daran gehindert würde, so nahm er den Sonntag zu seinem Fasttage, und schlug an demselben,

so viel sichs thun ließ, allen Besuch ab, um ihn im Gebete und mit Betrachtung der Schrift nützlich für seine Seele anzuwenden. Seine Collegia und alle ihm vorgeschriebenen Leibes-Uebungen wartete er ordentlich ab. In seinem Umgang war er munter, im Studiren fleißig, in öffentlichen Reden geschickt, im Disputiren scharfsinnig, in der Conduit nicht unmanierlich. Seine Handelsweise hatte etwas vorzügliches, seine Person etwas ansehnliches, und das Alles machte, daß Jedermann auf ihn attendirte."

Zinzendorf hätte sich von Herzen gern ganz der Theologie gewidmet, was aber von seinen Verwandten nicht zugegeben wurde, weil man es in jener Zeit in protestantischen Kreisen für einen Mann seines Standes gewissermaßen für unanständig hielt, ein geistliches Amt zu bekleiden. Zinzendorf mußte also wider seine Neigung die Rechtswissenschaft studiren, gab sich aber in seiner freien Zeit unter stetem Gebet theologischen Studien hin, wobei ihm der Umgang mit einem der geachtetsten Professoren, dem Dr. Wernsdorf, sehr förderlich seyn mochte. Dabei hoffte er immer, daß es ihm einst noch möglich seyn werde, die Theologie zu seinem Hauptsache zu machen, dachte dabei nicht höher hinaus, als ein simpler Katechet, und im günstigen Falle ein glücklicher Dorfpfarrer zu werden, oder auch nur mit der Zeit einen patrem familias clericum abzugeben. Ein eigenthümliches Zeichen seines Lebens im Kirchenjahre ist der Umstand, daß er an den einzelnen Festzeiten die einschlagenden theologischen Materien zu besonderer Betrachtung vornahm. „So nahm er z. B. die Materie von der heiligen Dreieinigkeit vor, wenn das Trinitatis-Fest einfiel: wenn er zum heiligen Abendmahl gehen wollte, so sah er die Abhandlung davon in der Theologie nach; am Michaelistage dachte er insonderheit an die Engel, und was wir zuerst in der Bibel und dann auch in den theologischen Schriften von ihnen finden" u. s. w.

Die Urtheile über den Grafen waren schon damals sehr verschieden, und vielen Leuten war er gar nicht recht wegen der Strenge in seinem Leben. Auch manchen Professoren war seine singuläre Religiosität eben nicht wohlgefällig. Indessen war er Graf, Sohn eines Ministers und Stiefsohn eines Feldmarschalls, und dieser Umstand, verbunden mit seiner auch durch reiche Gaben ausgezeichneten Persönlichkeit, und seinem angenehmen geselligen Wesen im Umgang, half ihm wohl einstweilen über mancherlei Anfechtungen gegen seine Singularität hinweg, und war ohne Zweifel Mit-Ursache, daß er im besten Vernehmen mit seinen Commilitonen blieb, bis er im Frühjahre 1719 von Wittenberg schied, um aus Gehorsam gegen seine Verwandten, wider eigene Neigung, auf Reisen zu gehen.

„Seine Reisen in fremde Länder trat unser Graf nicht ohne Furcht an. In Wittenberg hatte er die Welt ein wenig kennen lernen; sie dünkte ihm arg genug zu seyn, und er erwartete von ihr in andern Ländern nichts Besseres. Manche Exempel waren ihm bekannt geworden von Personen, die eher schlechter als besser von ihren Reisen zurückgekommen. Dabei war ihm nicht unbewußt, daß ein Zunder in ihm liege, der das Böse leicht fangen könnte, und er wollte nicht gern an seiner Seele Schaden leiden. Wenn es also auf ihn ankommen wäre, so hätte er diese Reisen, die er als gefährlich für seine Jugend ansahe, lieber nicht gethan. „„Ich will ja der Welt und ihrem Wesen absterben: was soll ich mir erst so viel mit ihr zu thun machen?““ Das war sein Sinn. Indeß ließ er sich auch dieses, aus Gehorsam gegen seine Anverwandten, gefallen, faßte aber den festen Entschluß, von der Gottseligkeit durch Gottes Gnade nicht zu weichen. In einem Briefe sagt er frei heraus: wenn er etwa zum Versuch, ob ihn nicht der Welt-Geist ankommen wollte, nach Frankreich gehen müßte, so würden die Kosten übel angewendet; denn Gott werde ihn bei dem Sinne, Jesu

Christo zu leben, gewiß nach seiner Güte erhalten." (Spangenberg.)

„In der vortrefflichen Bildergallerie in Düsseldorf zog, unter der Menge der auserlesensten Gemälde, ein Ecce homo das Auge und Gemüth unseres Grafen an sich. Es war in demselben der Affect unvergleichlich ausgedrückt, mit einer lateinischen Unterschrift dieses Inhalts: das alles habe ich für dich gethan: was thust du für mich? Er gedachte dabei, daß er auf diese Frage auch nicht viel würde antworten können, und bat seinen Heiland, ihn in die Gemeinschaft seiner Leiden mit Gewalt zu reißen, wenn sein Sinn nicht hineinwolle. In Utrecht traf er an seinem Geburtstage, dem 26. Mai, ein. Er dankte seinem Schöpfer für die gnädige Erhaltung, wünschte, nicht zu leben, wenn er nicht Ihm leben sollte, und hoffte, diesen Vorsatz werde der treue Schöpfer sein ganzes Leben hindurch gnädiglich unterstützen. In der von ihm selbst aufgesetzten Geschichte der verbundenen vier Brüder finde ich von seiner Reise nach Holland folgende Erklärung: „„In meinem neunzehnten Jahre ging's nach Holland, unter die mancherlei und fremden Lehren, die den Verstand rüttelten, aber das Herz nicht anrührten. Die ganze Reise hindurch wurde das Gemüth auf eine empfindliche Weise von allem Irdischen abgezogen. Das beständige Sehnen meines Gemüthes war allenthalben zu Jesu, und um Seinen Segen auch an andern.""

Nach einem längern Aufenthalte in Holland langte Zinzendorf im September in Paris an, wo er aus seinem Drang nach religiöser Gemeinschaft alsbald mit frommen Katholiken und hohen Geistlichen, insbesondere auch mit dem Cardinal-Erzbischof von Noailles in Verbindung kam. Er selbst sagt darüber unter Anderm in seinen naturellen Reflexionen: „Ich kam darüber nach Frankreich, und fand es daselbst unter der katholischen Religion, wie ich's in Holland mit einigen Protestantischen angetroffen. Sie sagten mir die Argumente ge-

rade nicht, die in den Büchern für die ihrigen angegeben waren; sie sagten mir aber andere, die ich noch nie gehört hatte, worunter einige waren, die ich gegen gewisse adversarios boni ordinis et concordiae christianae in unserer Kirche für invincibel gehalten, und sie mit einem hoc non obstante abgefertigt hatte, wenn ich ihnen auf ihre desideria die Antwort schuldig bleiben müssen. Ich fing mich an zu fürchten; gleichwohl mußte ich mit den Leuten leben: und weil ich mit meinen Glaubensgenossen, die eben nicht wegen ihrer Herzenserbauung nach Paris reisen, wenig anfangen konnte, so mußte ich mich unter denen Landeseinwohnern nach Leuten umsehen, wo ich mein Gemüth erbaulich occupiren, und, nach meiner damaligen Idee, etwas Bleibendes auf die Ewigkeit mitnehmen konnte. Das brachte mich mitten unter die Patres und Bischöfe hinein, ja zu einem Cardinal, denen allen ich zu ihrem Ruhm nachsagen muß, daß sie, da sie sahen, sie hätten mit einem Menschen zu thun, dem ihre Religions-Disputen à charge wären, weil er zwar ihre Erfahrung und Gelehrsamkeit genugsam respectirte, um sie mit seinen argumentis classicis zu verschonen, gleichwohl aber seiner Religion von Herzen treu und über dem geringsten Gedanken eines Syncretismi mit der gegenseitigen Theoria verlegen wäre, sogleich von dergleichen Materiis abstrahirten, und sich mit mir in das unergründlich tiefe Meer des Leidens und Verdienstes Jesu, und der dadurch erworbenen Gnade selig und heilig zu werden, hineinbegaben; da wir denn ein halb Jahr mit himmlisch vergnügten Herzen beisammen waren, und uns nicht mehr besannen, was für einer Religion einer oder der andere wäre, so daß der Cardinal, da ich endlich doch über seinem Accommodement *) mit ihm zerfiel, und

*) d. i. Annahme der Bulle Vnigenitus in Sachen der Jansenisten. Zinzendorf hatte die Gewohnheit, auch sogar mit seinen liebsten Freunden, wenn er Grund zu haben vermeinte, zu glauben, daß sie von dem Sinne Christi abwichen, gleich zu brechen. Doch

ihm mit vieler Jugendhitze begegnete, mich bis an's Ende seines Lebens auf's Gefühl unserer Herzen zurückführete, und mir unter Anderm die Worte schrieb: que la difference des sentiments n'aille point jusque aux coeurs!"

Zinzendorf war in diesen seinen Berührungen mit katholischen Christen in großer Furcht, er möchte von ihnen zur Kirche hinübergezogen werden. Die Katholiken konnten ihn natürlich für keinen eigentlichen Protestanten halten, und daß sie wirklich geglaubt haben, er stehe ihnen nach seinem ganzen Standpunkt innerlich sehr nahe, und es handle sich nur um die Wegräumung einzelner Irrthümer und Vorurtheile, beweist sowohl ihr ganzes Verhalten gegen Zinzendorf, als insbesondere auch die Versuche, welche einige (besonders auch der Cardinal von Noailles) machten, ihm diese Irrthümer zu benehmen. Doch Zinzendorf wollte von einem Zurücktritt zur Kirche nichts wissen, und obgleich er ihren Gründen nichts entgegenzusetzen vermochte, so widerstand er doch durchaus dem Schritte, der die nothwendige und einfachste Consequenz seines ganzen innern Lebens und Wesens gewesen wäre.

---

brach er mit dem Cardinal nicht bitter, sondern so, daß er im Abschiedsschreiben bat, der Cardinal möge ihn auch ferner in sein Gebet einschließen. Später widmete er dem Cardinal eine französische Uebersetzung von Joh. Arndt's „wahrem Christenthum", welche derselbe annahm. Noch später äußert er: „Seitdem ich mit den Catholicis wenig Umgang und Correspondenz mehr habe, fange ich an, über ihre Geduld, Raisonnabilität und Toleranz hintennach mich zu verwundern, daß sie so viele zum Theil ungegründete, heftige Disputationen und Krikeleien, deren ich mich in meinen jungen Jahren schuldig gemacht, von mir haben vertragen u. s. w." .... „Sie führen das Anathema gegen die Gegner im Munde und Panier, und haben oft viel Billigkeit gegen sie in Praxi. Wir Protestanten führen libertatem im Munde und auf dem Schilde, und es gibt unter uns in Praxi (das sage ich mit Weinen) wahre Gewissenshenker."

So müssen wir wenigstens, dem menschlichen Anscheine nach, von unserm Standpunkt Zinzendorf's innere Lage beurtheilen.

Abgesehen von all den einzelnen Merkmalen und Aeußerungen eines specifisch katholischen Geistes in solch einzelnen Zügen seines Jugendlebens, muß uns Zinzendorf vor allen Dingen deßwegen als beinahe katholisch erscheinen, weil er in einem hohen Grade sich frei zeigt von jenem protestantischen Privatgeist, der die Religion als eine Privatsache betrachtet und behandelt, sie in erster Instanz auf den Einzelnen bezieht, während Zinzendorf die Erlösung von vornherein in ganz katholischer Weise als Sache Gottes und allgemeine Angelegenheit aller Menschen auffaßt.

In der Reformation war factisch das Princip zur Herrschaft gekommen, welches das Princip aller Revolution ist, daß der Geist des Einzelnen an und für sich höher stehe, mehr Berechtigung habe, als der Geist der Gemeinschaft; negativ ausgedrückt, daß die Einzelnen sich nicht der gegebenen Gemeinschaft ein- und unterzuordnen, sondern nur nach Gutdünken anzuschließen, oder auch eine Gemeinschaft von ihrem individuellen Standpunkte aus zu machen haben, als eine Association, ein bloßes Aggregat von Individuen.

Der Grundsatz der freien Schriftforschung war und ist nur eine besondere Anwendung dieses Princips nach dem Glaubens- und Erkenntniß-Gebiete. In diesem Grundsatz ist, principiell gefaßt, eigentlich nichts Anderes ausgedrückt, als daß der Mensch sich nicht auch im Gebiete der Erkenntniß ein- und unterzuordnen habe der Gemeinschaft. Wer auf seine eigene Hand in der Bibel forscht und die Wahrheit sucht, und mit seiner einzelnen Vernunft und seinem eigenen Geist die Wahrheit zu finden meint, der läugnet eben factisch, daß er ein Glied der höhern Gemeinschaft der Kirche sei, denn als solches Glied müßte er nur in und mit derselben nach Wahrheit suchen, und seine erste Frage nach der Wahrheit könnte nicht die seyn, was steht in der Bibel, sondern

müßte so lauten: was lehrt die Gemeinschaft, der ich angehöre, was lehrt sie insbesondere über die Bibel im Ganzen, über diesen und jenen Inhalt der Bibel im Besondern? u. s. w. Wenn sich der Protestant nach dem Grundsatz seiner Confession in seiner Bibelforschung so außerhalb der Gemeinschaft hinstellt, und sich dabei auf die innere individuelle Erleuchtung des heiligen Geistes beruft, so sagt er damit eigentlich zugleich auch, daß die Erleuchtung und Wirksamkeit des heiligen Geistes eine individuelle sei, das heißt, daß der heilige Geist nicht zuerst in der Gemeinschaft wirke, und in derselben auf den Einzelnen, sondern daß umgekehrt der heilige Geist die Individuen als solche erleuchte, und erst in denselben und durch sie die Gemeinschaft. Bei solcher Individualisirung des Christenthums ist dann natürlich keine Lehr-Autorität mehr möglich, sondern nur, wie in anarchischen Staaten, auch in der Lehre nur Anarchie oder Dictatur, wie auch auf diesem Gebiete die Geschichte hinlänglich zeigt — exempla sunt odiosa.

Es war keineswegs allein das Gebiet der Lehre, in welchem sich jenes Princip des Protestantismus als Grundsatz ausspricht, sondern es ist dieß geschehen in allen Gebieten des kirchlichen, politischen, socialen Lebens *). Im kirch-

---

*) Wir müssen bei dieser Gelegenheit ausdrücklich erinnern, daß wir hier unter Protestantismus keineswegs allein den confessionellen und religiösen verstehen, sondern die ganze, lange vor der Reformation sich erhebende, Geistesrichtung, von der der eigentlich religiöse Protestantismus nur ein Zweig und Ausdruck ist. Der Protestantismus als diese allgemeine Geistesrichtung hat sich viel weiter, auch über katholische Länder, verbreitet, als die protestantische Confession, und ist nicht in der Sphäre der Religion geblieben, sondern hat fast alle Gebiete des Lebens durchdrungen — Politik, Philosophie u. s. w. Die Verwüstungen, welche das protestantische „Princip" angerichtet, sind daher nicht alle der protestantischen Confession zuzurechnen; diese ist nur in sofern Mit-Ur-

lichen Leben äußert sich das protestantische Princip, außer in der Lehre, auch im ethischen Gebiete, z. B. in der Kirchen-Zucht. Auch die Kirchenzucht beruht ja auf dem Grundgedanken, daß der Einzelne wesentlich in der Gemeinschaft, daß seine Sache, sein Thun und Lassen auch Sache der kirchlichen Gemeinschaft sei, die an ihm als ihrem Gliede Recht und Theil hat. Ferner in der kirchlichen Verfassungsfrage; das Abhängigmachen der kirchlichen Regierung von der Gemeinde, d. h. von den Einzelnen und ihrem Sinne, das Wahlwesen der deutschen Protestanten, ist eben nichts mehr und nichts weniger, als die Durchführung des demokratischen Princips auf religiösem Gebiet, und beruht mit der politischen Urwählerschaft auf demselben Grundgedanken: daß die Einzelnen und deren Aggregat souverain seien, daß es gar keine solche Gemeinschaft gebe, die die Einzelnen von vorn herein umschließt und sie in sich enthält, die also als von vorn herein wesentlich gegebene Gemeinschaft höher steht, als jene, sondern daß es nur eine solche Gemeinschaft gebe, die erst von den Einzelnen ausgeht und gemacht wird.

Die Gegenwart erlebt die Consequenzen dieses Princips auf politischem Gebiet, die Zukunft wird voraussichtlich die Folgen seiner Ausgestaltung in den socialen Verhältnissen erfahren; die Vergangenheit hat gesehen, wie es sich, von seiner besondern Anwendung im Grundsatze der „freien“ Schrift-Forschung aus, in allmähliger Entwicklung über alle Zweige und Gebiete des kirchlichen und religiösen Lebens ausdehnte, und unter Anderm auch jenen Particularismus erzeugte, der sich im Staatsleben in der Kleinstädterei verkörperte, im Privat-Leben alle die Tugenden hervorbrachte, deren Inbegriff das Wesen des Philisters oder Spießbürgers ausmacht. Das

---

sache an denselben, als sie dem Princip im Gebiete der Religion den ersten und eclatantesten officiellen Ausdruck gab, und dadurch seine Weiterwirkung beförderte.

Wesen der Philiströsität besteht in nichts Anderem, als in dem Mangel an wahrem Gemeinsinn, d. h. in dem Gegentheil wirklichen Gemeinschaftslebens, welches eben unmöglich ist, wo der reine Privatgeist zur Herrschaft gekommen. Alle jene Eigenschaften des deutschen Spießbürgerthums, die in reicherem Maße, als je zu einer andern Zeit, in den letzten Jahrhunderten das deutsche Leben als ein philiströses kennzeichnen, jenes Hängen an sich selbst und der nächsten Umgebung, jenes Verkommen hinter den eigenen vier Wänden, jene Theilnahmslosigkeit des deutschen Bürgers für Alles, was außer den Feldmarken des eigenen Krähwinkels und den engen Kreisen der allerwerthesten Gevatterschaft liegt, worauf beruht dieses Alles anders, als auf Versunkenheit der Menschen in sich selbst, die das directe Gegentheil ist eines wirklichen Gemeinschaftslebens?

Dieser böse Geist der Deutschen hat zum Theil die Reformation hervorgebracht, in deren Anfang schon die Herrschaft des Privatinteresses sich auf religiösem Gebiete unter Anderm darin zeigte, daß die subjective Gewißheit des Gnadenstandes zu einem der wesentlichsten Hauptinteressen gemacht wurde. Wenn es den Protestanten vor Allem um den Special-Glauben an ihre eigene Begnadigung ging, was war das anders, als die Herrschaft des Privatinteresses in der Religion? Von diesem Standpunkt aus erklären sich denn auch gar leicht die zahllosen Verunstaltungen der Lehre von der Gnadenwahl, welche, im egoistischen Interesse auf die einzelnen Individuen als solche bezogen, bei den Reformirten jene corrupte Gestalt erhielt, deren entschiedener Gegner Zinzendorf eben darum seyn mußte, weil er die Gemeinschaft des Heils betonte. Dieser böse Geist ist es auch, der der protestantischen Frömmigkeit in verschiedenen Abarten des Pietismus einen Geruch und Beigeschmack gab und gibt, der auf jeden gesunden Menschen schlimmer wirkt, als assa foetida: es ist dieser Privatgeist in der Religion, der auf sei-

nem höchsten Culminationspunkte sich seinen adäquaten, so zu sagen classischen Ausdruck in jenem Greiz-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorfer Liedervers gab, der in der That von der Geschichte aufbewahrt zu werden verdient, um mit Göthe's Wahlverwandtschaften einer mitleidigen Nachwelt zu bezeugen, wohin Deutschland auch in der Religion gekommen war.

Von diesem Privatgeist war Zinzendorf frei. Er betrachtete von vornherein das Christenthum als Gemeinschafts-Sache der Menschheit, faßte die Beziehung Gottes zu den Menschen, das Verhältniß der Menschen zu Gott, als durchaus allgemein auf. Sein Standpunkt ist der, daß Gott sich nicht den Einzelnen, als solchen, sondern der Menschheit in ihrer gegebenen Gemeinschaft geoffenbart, sie gerechtfertigt und erlöst habe, sie heiligen und wieder mit sich in Christo vereinigen wolle, und dann die Einzelnen in und mit der Gemeinschaft, als ihr eingeordnet. Dieser Standpunkt ist das gerade Gegentheil des Protestantismus, und führte Zinzendorf auch in seinen Lehrmeinungen zu mancherlei Consequenzen, die nichts weniger als protestantisch waren, und in der That auch im Einzelnen als höchst verdächtige Zeichen von den Gegnern zwar nicht in ihrem Princip erkannt, aber doch als bedenklich und gefährlich gefühlt wurden. So findet sich in Bengel's Leben von Burk (S. 292), wie der Abgeordnete des Grafen, Professor Timäus, in Unterredung mit Bengel, einem der ehrwürdigsten Gegner des Grafen, in Betreff der norma veritatis den Grundsatz ausgesprochen, „daß (zwar) nichts wider die heilige Schrift streiten dürfe, meinte aber, die Gläubigen, und vornehmlich die Gemeinschaft der Heiligen in Verbindung mit einander, könnten aus dem geistlichen Vorrath des Lichts und der Kraft, aus welchem auch die Propheten ihre Zeugnisse hergeleitet hatten, eine Wahrheit erkennen, die eben nicht in der heiligen Schrift enthalten sei" u. s. w. Bengel bezeugt weiter: „Ueberhaupt haften auf diesem Grunde alle ihre eigenen Lehrsätze, und

kann man ihnen denselben nicht ausreden, so ist alle Arbeit vergeblich." Was ist dieser Grund? Es besteht derselbe nicht etwa nur in Zinzendorf's abweichenden Ansichten über die heilige Schrift selbst. Allerdings divergirte er auch in diesem Punkte bedeutend von den Ansichten der Frömmsten seiner protestantischen Zeitgenossen: „So hatte er sehr gesunde, einfache und gemäßigte Ansichten über die Eingebung der heiligen Schrift; ja, er war hierin vielleicht freier und unbefangener, als Bengel. „„Er behauptete nicht"", sagt Schrautenbach, „„daß historische und chronologische Fehler nicht in der Schrift seyn könnten. Er lehrte nicht eine wörtliche Theopneustie."" (Hagenbach's Kirchengeschichte, I. S. 426.) Aber nicht in dieser Abweichung der Ansicht über die Schrift selbst sehen wir jenen Grund der Differenz mit Bengel u. s. w., sondern in seiner Ansicht über das Verhältniß des Christen zur Schrift, mit einem Worte darin, daß Zinzendorf nach seinem ganzen Standpunkt kein Privatverhältniß des einzelnen Geistes zur Schrift annehmen konnte, sondern wie überall, so auch hier, sich den Christen in der Gemeinschaft dachte, also im Verhältniß zur Schrift die Persönlichkeit ein- und unterordnete, und auf die Gemeinschaft den Ton legte. Abgesehen von den instinctiven Andeutungen über das Verhältniß der Schrift zur Tradition, welche auch in anderer Beziehung in jenen Worten seines Abgeordneten liegen, erhellt das Gesagte wenigstens in soweit aus dessen Aeußerung, als dieselbe ausdrücklich die Ueberordnung der Gemeinschaft über den Einzelnen in den Worten ausspricht: daß vornehmlich die Gemeinschaft der Heiligen in Verbindung mit einander aus dem geistlichen Vorrath des Lichts und der Kraft eine Wahrheit erkennen könne, die eben nicht in der heiligen Schrift enthalten sei, was der abstracte Ausdruck für eine wesentlich katholische Lehre ist, und eine totale Verläugnung des ganzen formalen Princips des Protestantismus enthält. Zinzendorf ist nicht eigentlich Theologe,

noch Philosoph, sondern praktischer Christ und „religiöser Staatsmann", wie ihn Varnhagen nennt; nicht in der Wissenschaft besteht seine Stärke, sondern in seiner erweckenden und Gemeinde bildenden, überhaupt organisatorischen Wirksamkeit: wir stellen darum weniger seine Lehre dar, als sein praktisches Seyn und Wirken.

Gerade in seinem praktischen Seyn und Wirken und in seinen Werken aber tritt das Katholisirende bei ihm am stärksten hervor, besonders darin, daß er frei vom protestantischen Privat-Geist das Heil nicht auf subjectivem Boden nur für sich, sondern in der Gemeinschaft als ein allgemeines Heil für Alle sieht, und so durch die Thatsache seines ganzen Verhaltens die große katholische Wahrheit bezeugt, daß die Erlösung für Alle bestimmt, aber von Jedem nur in und mit und durch die Gemeinschaft erreicht werden könne.

Dieses Bekenntniß spricht sich bei Zinzendorf schon aus in der Stiftung jenes Ordens vom Senfkorn, es spricht sich aus in der spätern Gründung der Brüder-Gemeinden, es spricht sich auch aus in dem Suchen nach christlicher Gemeinschaft mit den französischen Katholiken und seinem vertrauten Herzens-Umgang mit ihnen. Um dieses letztere Verhältniß gebührend zu würdigen, ist es nöthig, sich in jene Zeit hineinzuversetzen, wo die Vorurtheile der Protestanten im Allgemeinen noch weit stärker waren, als sie jetzt sind, worüber Zinzendorf selbst später manche schmerzlichen Erfahrungen machen mußte. Namentlich ist in dieser Beziehung die Geschichte eines Briefes interessant, welchen Zinzendorf an den Papst geschrieben, aber nicht abgeschickt hatte. Ein Fremder fand das Concept als Lesezeichen in einem Buche, es wurde später veröffentlicht und gab Anlaß zu Anfeindungen, die hinlänglich beweisen, daß zu jener Zeit für einen Protestanten sehr viel zu einem solchen Umgang mit katholischen Geistlichen gehörte, wie ihn Zinzendorf in Paris führte: innerlich eine ungewöhnliche Freiheit von den Ansichten seiner Con-

fessions-Genossen auf der einen Seite, und auf der andern ein sehr starker Drang nach christlicher Gemeinschaft. Solcher Drang und Zug nach innerlicher Gemeinschaft ist aber ja schon an sich ein wesentlich katholisches Lebenszeichen, während die Hervorhebung des individuellen und subjectiven Moments Grundcharakter aller Häresien ist, in denen irgendwelche Verbindung nicht die Gemeinschaft selbst zum Zweck hat, sondern nur zum Mittel der Trennung von der allgemeinen Gemeinschaft und zur Durchführung des Gegensatzes gegen dieselbe dient, und daher nur so lange dauert, als die Opposition anhält. Durch seinen nicht conventionellen, sondern innerlichen Herzensumgang mit Katholiken bezeugte also Zinzendorf nicht etwa nur eine ganz andere Ansicht über die katholische Kirche, als die seiner meisten protestantischen Zeitgenossen war, sondern bekundete auch damit einen Standpunkt seines religiösen Lebens und Denkens, der an sich kein protestantischer mehr ist, und eben darum jenen Katholiken, welche Zinzendorf näher kannten, in demselben Maße Hoffnung auf seine völlige Rückkehr zur Kirche geben mußte, als er vielen Protestanten Anlaß zu Befürchtungen bot, welche sich später in dem Sprüchwort ausdrückten: „der Weg nach Rom geht über Herrnhut.“ Warum sich jene Hoffnungen nicht verwirklicht haben? Wir wagen die ganze Frage nicht vollständig zu beantworten. Als auf äußere Anstößigkeiten für Zinzendorf während seines Aufenthalts in Frankreich dürfen wir auf die Zustände am französischen Hofe während der Regentschaft, und insbesondere auf die jansenistischen Streitigkeiten hinweisen. Weit wichtiger, als solche äußeren Momente, kommt zur Erklärung der Thatsache, daß selbst ein solcher Jüngling in solcher Umgebung nicht zur vollen Erkenntniß der wirklichen ganzen Wahrheit kam, ein inneres Verhältniß in Betracht, welches bis zur Stunde noch einer völligen Anerkennung der Wahrheit auch bei solchen Protestanten entgegen wirkt, die dem Grundprincip des religiösen

Individualismus in der Theorie längst entsagt haben, und auch in ihrem Gefühl und ihrer praktischen Richtung vom Hause aus durchaus abgeneigt sind. Solcher Protestanten, die, im Gegensatz gegen die factische Trennung des Protestantismus in atome Individuen, die Gemeinschaft des Heils betonen, gibt es heut zu Tage viele, und auch berühmte Lehrer unter ihnen heben die Gemeinsamkeit und Gemeinschaft des Heils theoretisch in abstracto so stark als möglich hervor. So sagt z. B. Nitzsch (System der christlichen Lehre, 5. Aufl., S. 345): „Ebenso wie die menschliche Bestimmung schon ursprünglich eine Bestimmung zur Gemeinschaft ist, kann auch die Erlösung jedem nur als eine gemeinsame zu Theil werden, und obgleich der Christ in einem eigenthümlichen und unmittelbaren Verhältniß zum Vater im Himmel steht, in welches er durch den Sohn im heiligen Geiste versetzt ist, so ist der Geist doch ein Gemein-Geist, durch den er zugleich mit dem ganzen Leib des Herrn eigenthümlich verbunden wird." Und dann weiter: „diese Zusammengehörigkeit oder Verbindung beruht aber nicht in der bloßen Identität des Zustandes oder der innern Bestimmtheit, noch in der bloßen Identität der Sitte oder des Bekenntnisses, sondern sie besteht zugleich in einer wirksamen Gegenseitigkeit" u. s. w.

Wenn man Solches liest, und diese „Gemeinschaft" der in Christo berufenen und geheiligten Menschen Kirche genannt findet, ohne deren Lebensthätigkeit Niemand in Christo seyn kann, dann könnte man sich fast zu der Meinung versucht finden, die Betonung der „Gemeinschaft" des Heils sei eben so gut den Protestanten eigen, als den Katholiken. In der That sind in der Lehre auch in diesem Stücke von den Protestanten große Fortschritte gemacht worden, seit jener Zeit, wo man die äußere Kirche als eine bloße „Versammlung" von Gläubigen definirte *), die innere Kirche zwar

*) Es kann gewiß auch in ganz wahrer und richtiger Weise die Kir-

als eine Gemeinschaft bestimmte, aber als eine solche, die zwar auch äußere „Zeichen", aber kein äußeres Wesen habe. So lange die äußere Kirche eine „Versammlung", d. h. ein bloßes Aggregat von Gläubigen, die innere Kirche dagegen allein eine „Gemeinschaft" war, waren sie zwei vollständig incongruente Größen, die sich niemals decken konnten. Indem man aber jetzt in der Versammlung nicht mehr das Aeußere, die Versammlung als solche, die versammelten Individuen, sondern in diesem Aeußern auch ein Inneres, d. h. das Zusammengehören der Individuen, ihre wirkliche Gemeinschaft als das wirkliche Wesen der Kirche erkennt, seitdem ist eigentlich der Mittelbegriff gefunden, in dem sich die innere und äußere Kirche als ein Ganzes erkennen läßt. Bestehen beide, unsichtbare und sichtbare Kirche, in der Gemeinschaft, näher in der Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo, so läßt sich aus dem Wesen der Gemeinschaft gar leicht ihre innere Einheit und reale Identität begreifen. Ist aber die Gemeinschaft aller Christen mit Christo eine wirkliche, eine Thatsache, so fragt es sich nicht mehr bloß, ob und wodurch diese thatsächlich wirkliche Kirche sich zeigt und sich äußert in Folgen und Wirkungen, sondern es fragt sich auch, ob und wodurch sie sich selbst darstellt und verwirklicht. Zwischen bloßen Folgen und Aeußerungen und Wirkungen, und zwischen Selbstdarstellungen und Verwirklichungen ist ein großer Unterschied, der Unterschied, welcher zwischen den einzelnen Werken der Liebe ist, in denen sich die Liebe zeigt, und der Liebe selbst in ihrer Selbstdarstellung und Verwirklichung im Leben und Weben und Wesen

---

che als Versammlung der Gläubigen gefaßt werden, wenn mit diesem Ausdrucke nur die Thatsache bezeichnet, nicht aber das Wesen dieser Thatsache ausgedrückt und definirt werden soll. Nur gegen die „Definition" der Kirche als einer Versammlung der Gläubigen findet das oben Gesagte Anwendung.

der ganzen Persönlichkeit, an der wir nach den Worten des Heilands seine Jünger erkennen sollen. Ist das Allergeistigste, die Liebe selbst, darstellbar nicht bloß in äußern Zeichen, sondern in dem äußern Wesen und dem ganzen Total-Ausdruck des Menschen, auf welchen sich eben alle einzelnen Werke und Zeichen zurückführen, so fragt es sich, ob es nicht außer den einzelnen Zeichen und Werken und Aeußerungen der innern Kirche auch noch eine andere Offenbarung ihres innern Wesens gibt, die nicht bloß Zeichen und Werk, sondern ihre äußere Selbstdarstellung, ihr Wesen selbst in seiner äußeren Wirklichkeit ist. Ist die Kirche selbst wirkliche Gemeinschaft, besteht sie selbst in wirklichen Menschen, zum Theil auch aus solchen Gliedern, die noch auf Erden in menschlich sichtbarer Weise wirklich sind, besteht sie aber auch in diesen wirklich, so ergibt sich von selbst der Gedanke, daß sich die Eine ganze Kirche als die wirkliche Gemeinschaft aller Glieder Christi in der sichtbaren Sphäre ihrer Wirklichkeit gerade so gut einen adäquaten Ausdruck schaffen könne und werde, als sich das innere Wesen des Menschen in seiner leiblichen Erscheinung nicht bloß äußert, sondern selbst darstellt, als sich das innere Wesen eines Volks in seinem politischen Organismus nicht bloß zeigt, sondern selbst verkörpert, als sich jede Verbindung von Menschen nicht bloß in einzelnen Acten bethätigt, sondern in ihrer Verfassung auch im Aeußern selbst verwirklicht. Und wie es ein Unding ist, zu denken, daß es einen Staat sollte geben können, bloß als Staats-Geist, als innere Verbindung der Geister, die sich etwa nur durch einzelne Thaten und Werke nach Außen bethätige und sichtbar mache: so ist es ein eben so großes Unding, daß eine Kirche, die einerseits eine wirkliche Gemeinschaft der Geister ist, und andererseits zum Theil in noch menschlich sichtbaren Gliedern als wirkliche Gemeinschaft existirt, bloß durch Sakramente, Predigt und andere äußeren einzelnen Zeichen ihre unsichtbare Wirklichkeit in sichtbarer

Weise bekunde, ohne sich auch selbst in ihren sichtbaren Gliedern auf sichtbare Weise, doch als die ganze Kirche, in der Art darzustellen, wie in der sichtbaren katholischen Kirche nicht bloß diese selbst in ihrer sichtbaren Seite, sondern in und an derselben zugleich die ganze Kirche, deren Seite diese sichtbare ist, ausgedrückt, verwirklicht, dargestellt wird.

Wahrhaftig nicht ohne Grund steht der Artikel von der Kirche im apostolischen Symbolum, d. h. er ist in demselben als ein Gegenstand des Glaubens, und nicht des bloßen Wissens und menschlichen Erkennens hingestellt. Alle Ideen von Gemeinschaft führen an sich zu gar nichts, wenn sie sich nicht auf den Glauben an die Thatsache nicht einer — beliebigen — Gemeinschaft, sondern der Gemeinschaft gründen, die da erbaut ist auf den Grund der Propheten und Apostel. Die Protestanten mögen noch so viel von Gemeinschaft sprechen, und noch so schön die Idee der Gemeinschaft entwickeln, sie kommen dadurch doch zu keiner wirklichen Gemeinschaft, nicht einmal in der Theorie, geschweige in der Praxis. Nicht einmal in der Theorie: die Idee der Gemeinschaft bleibt in der Ausführung immer stecken, und die Ordnung des Heils wird erbaut auf den Grund der Individuen; die Gemeinschaft bleibt immer eine solche, die erst aus den Individuen resultirt, d. h. die eine Gemeinsamkeit, aber keine wahre wirkliche Gemeinschaft ist. Noch viel mehr ist das in der Praxis der Fall. Es ist und bleibt die individuelle Vernunft und die individuelle Erleuchtung, welche den Sinn der Schrift erforscht; von einer Gemeinschaft in der Schrift-Erforschung ist gar keine Rede, die gestaltet sich erst später, nachdem die Schrift erforscht ist, auf Grund des durch die individuelle Schrift-Erforschung hergestellten übereinstimmenden oder auch nicht übereinstimmenden Glaubens. So überall; nirgends erblicken wir eine wirkliche Gemeinschaft des Lebens und der Verfassung, nirgends eine solche, die etwas mehr wäre, als eine bloße Association, oder äußere Versammlung. So sehen

wir denn alle, noch so schönen, Ideen der Protestanten über die Gemeinschaft in der äußern sichtbaren Kirche als eine bloße Theorie an, die niemals Wahrheit und Wirklichkeit wird, so lange sie im Element des Gedankens bleibt, und nicht von dem Glauben an Eine heilige apostolische Kirche, d. h. von der Thatsache der einen wahren wirklichen Gemeinschaft der Christen in Christo, ausgeht.

Mit dem Glauben ist es ein sonderbar Ding! Bekanntlich gibt es in Rücksicht der Kraft und Stärke sehr viele Grade des Glaubens, aber auch sehr viele Grade und Maaße hinsichtlich seines Umfangs. Was uns bei Zinzendorf und Allen, die bei dem besten Willen auch in Ansehung der äußeren Kirche so stark die Gemeinschaft betonen und doch nicht zur wirklichen Gemeinschaft kommen, vor Allem zu fehlen scheint, das ist besonders der Glaube.

Der Glaube besteht nicht im Erkennen und Meinen, oder bloßen Fürwahrhalten, sondern im praktischen Fassen und Ergreifen von Thatsachen und Wirklichkeiten. Und Glaubens-Artikel sind nicht etwa dazu da, um uns eine Meinung über irgend welchen Gegenstand zu geben, sondern vor Allem dazu, um in uns das reale Verhalten zu den Wirklichkeiten zu vermitteln. Wenn wir an Gott glauben, dann ist das Erste nicht etwa, eine metaphysische Untersuchung über das Wesen Gottes anzustellen, sondern das Erste ist, uns mit Gott in nähere praktische Verbindung zu setzen, ihn zu suchen, d. h. nicht zu fragen, wie Er ist, sondern wo Er ist, und dann erst: was und wie Er ist, d. h. uns zuerst wirklich auf den wirklichen Gott zu beziehen, und dann erst intellectuell. Wie in Bezug auf das Verhältniß zu Gott das Vordringen der intellectuellen Seite unseres Verhaltens zur Gottlosigkeit oder mindestens zum Deismus führt, so ist es nicht anders auch bei der Kirche. Wir sollen glauben, daß sie ist, wir sollen uns praktisch auf sie beziehen, als auf die wirkliche Thatsache

der Gemeinschaft der Heiligen und Gläubigen, diese Gemeinschaft in all ihrer Wirklichkeit als Wirklichkeit fassen und ergreifen, und dann erst fragen, was und wie sie ihrem Wesen nach ist.

Wer auf diese Weise den Artikel des Symbolums von der Kirche gläubig faßt, dem wird er Vermittlungspunkt einer wirklichen Beziehung zur wirklichen Gemeinschaft der Gläubigen, die aller unserer Erkenntniß Grundlage und Bedingung seyn muß. Auch hier heißt es, der Glaube überwindet die Welt! Wer durch den Glauben in wirklicher Beziehung zur Kirche steht, der überwindet die Welt auch in der Erkenntniß insofern, als ihm dieses wirkliche Verhältniß zur wirklichen Kirche einen thatsächlichen Standpunkt zur Betrachtung ihres Wesens gibt, auf dem sich alle die Fragen und Zweifel lösen, die dem noch in sich selbst und die Welt versunkenen menschlichen Denken zu tausend Scrupeln und Bedenklichkeiten Anlaß geben. Alle jene Fragen über das Verhältniß von äußerer und innerer Kirche, von der menschlichen und göttlichen Seite in ihr, von ihrer Heiligkeit und Allgemeinheit, alle jene Scrupel über die Mängel und Fehler der menschlichen Seite an der Kirche u. s. w., sind dann nur zu lösen, wenn der Geist die ganze Thatsache vor sich hat, wie sie uns der Glaube vorführt. Nur im gläubigen Erfassen der *ganzen* Thatsache der Kirche läßt sich die reale Identität der äußern und innern Gemeinschaft der Gläubigen erkennen, der realen Identität, die keine Congruenz und Wesens-Einerleiheit, sondern nur die Einheit ihrer Wirklichkeit ist.

Hätte Zinzendorf dieses *Eine* im Glauben wirklich erkannt, daß äußere und innere Kirche wirklich Eines sind, dann würde er auch anerkannt haben, daß es durch alle Zeiten nur Eine sichtbare Kirche gibt. Ist die sichtbare Kirche Darstellung und Ausdruck der ganzen wirklichen Kirche, ist aber die ganze wirkliche Kirche immer nur *eine*, so kann sie

sich auch nur als diese eine in ihren sichtbaren Gliedern darstellen, und es fragt sich nicht, ob, sondern es fragt sich nur, wo sie sich in ihrer auch sichtbaren Einheit sichtbar dargestellt hat.

Vergebens suchen wir aber eine sichtbare Darstellung der ganzen wirklichen Kirche in ihrer auch sichtbaren Einheit anders als da, wo die gegenwärtige Kirche in realer Continuität durch die ganze Folge der Zeiten bis auf Christus und die Apostel hinaufreicht. Es kann in den verschiedenen Zeiten keine verschiedenen Kirchen geben; was die unsichtbare Kirche betrifft, gibt man das von selbst zu. Ist aber die sichtbare Kirche in realer Einheit mit der unsichtbaren, als deren Selbstdarstellung, als die Seite an der ganzen Kirche, in der sich diese ganz, wie sie ist in ihren sichtbaren Gliedern, auch sichtbar darstellt: so folgt natürlich, daß die sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen auch den sichtbaren Ausdruck der Einheit enthalten muß, die zum Wesen der ganzen Gemeinschaft gehört. Und eben daß die katholische Kirche dieses Verhältniß zur ganzen Kirche einnimmt und an sich ausdrückt, daß sie ihre Gegenwart einordnet der Einheit der Kirche in der Zeit, wie sie sich als sichtbare Kirche einordnet der einen ganzen wirklichen Kirche — diese Selbstdarstellung der sichtbaren Kirche, in der sie bekennt, daß sie nur die sichtbare Seite der einen wirklichen Kirche, daß ihre zeitliche Gegenwart nur ein Ring ist in der Kette der die ganze Folge der Zeiten durchgehenden einen Kirche, eben dieß entspricht so sehr der Idee der Kirche als der Gemeinschaft aller Gläubigen und Heiligen, daß allein durch dieses Merkmal schon der den Gedanken der Kirche ausdenkende Mensch zu der Erkenntniß gelangen muß, wie nur diese Kirche allein die wahre sichtbare Erscheinung der ganzen wirklichen Kirche seyn kann. Keine andere Kirche macht Anspruch darauf, das zu seyn, was die katholische von sich behauptet; alle stecken ihrem Daseyn und Wesen ungleich engere Grenzen, keine wagt für sich als einer

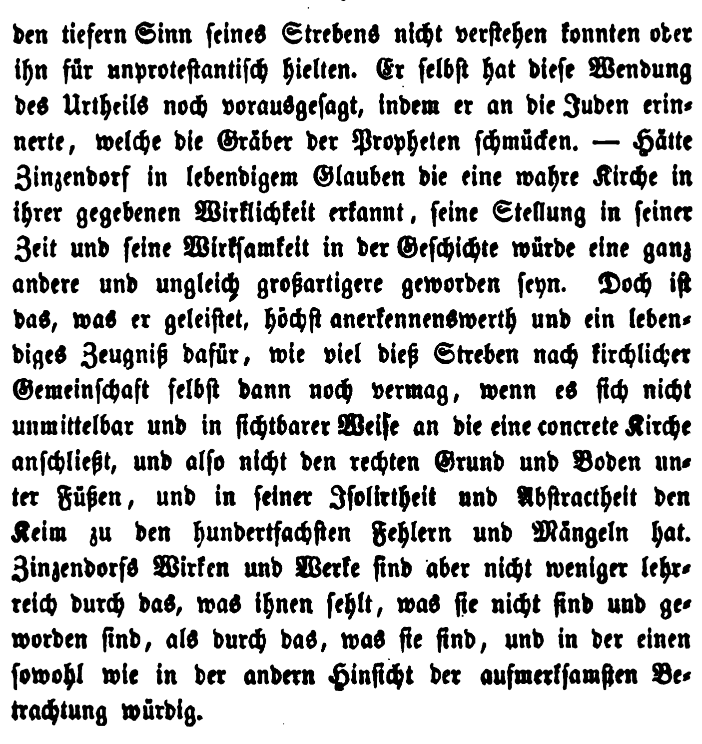
sichtbaren Gemeinschaft der Gläubigen das Verhältniß zur unsichtbaren und ganzen Gemeinschaft anzusprechen, welches die katholische Kirche als das ihrige behauptet. Das heißt aber nichts weniger, als daß alle Kirchen von vornherein darauf verzichtet haben, das zu seyn, was allein eine sichtbare Kirche seyn kann und seyn muß, sichtbare Sphäre und Ausdruck der wirklichen Gemeinschaft im Kreise ihrer sichtbaren Glieder.

Gehört zum Begriff der wahren sichtbaren Gemeinschaft der Gläubigen ihre reale Identität durch alle Zeiten hindurch, so kann eine Kirche weder neu entstehen, noch in einer besondern Zeit für sich als die Kirche dieser bestimmten Zeit bestehen. So wenig wie man von einer französischen Kirche, sondern nur von der Kirche in Frankreich sprechen kann, so wenig kann man von der Kirche der Gegenwart oder der Zukunft, sondern nur von der Kirche *in der* Gegenwart, *in der* Zukunft reden. Jene Bezeichnung enthält nach dem wahren Begriff der Kirche eine contradictio in adjecto. Wie in der Ewigkeit, so gibt es auch in der Kirche keine absolute Trennung der Zeiten: die Zeit-Dimensionen sind nur relative Beziehungen und Erscheinungsweisen am Wirklichen. Der Apostel Petrus ist nicht etwa nur der Fels der Kirche *gewesen*, sondern er *ist* es noch, nicht aber nur unsichtbarer Weise, sondern insofern auch in sichtbarer, als sein sichtbares Leben und Wirken auf Erden, obgleich vergangen, doch als vergangen auch noch gegenwärtig ist. Die Kirche ist ein Bau, die Apostel waren die sichtbaren Säulen, in denen er auf sichtbare Weise gegründet wurde. Wie nun Christus nicht aufhörte, das Haupt der Kirche zu seyn, als Er in den Himmel auffuhr, wo Er in Ewigkeit das Haupt der ganzen Kirche ist, so hörten auch die Apostel nicht auf, Säulen der Kirche zu seyn, als sie in den Himmel erhoben wurden; der Zusammenhang der gegenwärtigen Kirche mit ihnen ist also kein bloß historischer und vergangener, sondern ein wirklicher, der

zwar in die Zeit hineingetreten und sich in ihr auseinandergelegt hat, aber an sich ein bleibender und ewiger ist.

Es kommt nur darauf an, diese positiven Verhältnisse in rationeller Mystik zu erfassen, um zur Einsicht zu gelangen, daß es niemals eine Kirche geben kann ohne wirklichen und auch sichtbaren Zusammenhang mit den Aposteln und ihrem Fürsten, und daß es daher, weil die Herstellung eines solchen sichtbaren Zusammenhangs nicht mehr möglich ist, ebenso unmöglich ist, daß jemals eine Kirche entstehen kann außer der, die da ist, und daß also dieselbe Kirche in realer Identität immer die eine Kirche Christi seyn und bleiben muß vom Anfang bis zum Ende der Zeiten. Darum sind alle Versuche und Erwartungen der Bildung einer neuen Kirche der innern Natur der Sache nach ebenso eitel, als eine geschichtliche Wiederholung des historischen Bildungs-Verlaufs der Kirche unmöglich ist; darum kann aller Drang, alle Sehnsucht, alles Streben nach kirchlicher Gemeinschaft außer der einen wirklichen Kirche niemals seine wahre und volle Erfüllung und Befriedigung finden.

Darin besteht eben das tragische Geschick Zinzendorfs, des größten „religiösen Staatsmannes," des größten kirchlich-politischen, Gemeinde bildenden Talents der Protestanten, daß er, von Natur mit ausgezeichneten Gaben und dem entschiedensten Beruf zu einem kirchlichen Gemeinschafts-Leben ausgerüstet, die wirkliche Kirche doch nicht im Glauben erkannte, und daher im gewaltigen Drang nach kirchlicher Gemeinschaft außer ihr erstrebte, was nur in ihr zu finden war. In dieser Beziehung war er ein ächtes Vorbild der Protestanten unserer Zeit. Es ist in der That für die Erkenntniß der protestantischen Geistesströmung unserer Tage kaum etwas so charakteristisch, als die Verehrung, in der jetzt Zinzendorf steht, der in seinen Lebenstagen vielleicht der vielgeschmähteste Mann in Europa war, weil auch die Frömmsten seiner Zeit



den tiefern Sinn seines Strebens nicht verstehen konnten oder ihn für unprotestantisch hielten. Er selbst hat diese Wendung des Urtheils noch vorausgesagt, indem er an die Juden erinnerte, welche die Gräber der Propheten schmücken. — Hätte Zinzendorf in lebendigem Glauben die eine wahre Kirche in ihrer gegebenen Wirklichkeit erkannt, seine Stellung in seiner Zeit und seine Wirksamkeit in der Geschichte würde eine ganz andere und ungleich großartigere geworden seyn. Doch ist das, was er geleistet, höchst anerkennenswerth und ein lebendiges Zeugniß dafür, wie viel dieß Streben nach kirchlicher Gemeinschaft selbst dann noch vermag, wenn es sich nicht unmittelbar und in sichtbarer Weise an die eine concrete Kirche anschließt, und also nicht den rechten Grund und Boden unter Füßen, und in seiner Isolirtheit und Abstractheit den Keim zu den hundertfachsten Fehlern und Mängeln hat. Zinzendorfs Wirken und Werke sind aber nicht weniger lehrreich durch das, was ihnen fehlt, was sie nicht sind und geworden sind, als durch das, was sie sind, und in der einen sowohl wie in der andern Hinsicht der aufmerksamsten Betrachtung würdig.

LIII.

Literatur.

Erste Gesammt-Ausgabe der Werke des Skoten Johannes (genannt Erigena), durch Dr. Henr. Jos. Floß, Repetent am katholischen Convikt zu Bonn *).

Der Zeitraum, welcher von 840 bis zu Ende des neunten Jahrhunderts verfloß, war ein trauriger. Die Einheit des fränkischen Weltreichs hatte aufgehört, und ruchlosen Kämpfen Platz gemacht, welche die Söhne und Enkel Ludwigs des Frommen, also Bruder gegen Bruder, Neffen gegen Oheime führten, die vom großen Carl begründeten Einrichtungen stürzten eine um die andere zusammen, die Bande staatlicher Zucht und Ordnung lösten sich, vornehme Laien erhoben ihre Faust wider die Kirche, und suchten das Grund-

*) Joannis Scoti Opera quae supersunt omnia ad fidem Italicorum, Germanicorum, Belgicorum, Franco-Gallicorum, Britannicorum codicum partim primus edidit, partim recognovit Henricus Josephus Floss SS. Theol. et Philos. Dr., in convictorio theologorum catholicorum repetens, SS. Theol. in universitate Fridericia Guilelmia Rhenana privatim docens. Parisiis 1853. 1323 Seiten Folio.

vermögen derselben an sich zu reißen, die Grenzen, öfter selbst das Binnenland der neu entstandenen Theilreiche, Neustrien, Lotharingien, Deutschland wurden durch normanische Seeräuber grausam verwüstet.

Etwas bestand noch ungeschwächt aus der Zeit des großen Kaisers Carl: die Früchte der Bildung, welche er mit so viel Eifer und Erfolg gepflanzt hatte. Jedes der Theilreiche zählte mehrere ausgezeichnete Gelehrte: in Deutschland wirkten und schrieben der berühmte Erzbischof Rabanus Maurus von Mainz, Haymo Bischof von Halberstadt, Walafried Strabo, Abt von Reichenau; im Reiche Lotharingien die Erzbischöfe von Lyon Amolo und dessen Nachfolger Remigius, Abt Paschasius Radbertus zu Altcorbie, Mönch Ratramnus aus demselben Kloster, Diakon Florus von Lyon; im Reiche Neuster Erzbischof Hinkmar von Rheims, Bischof Prudentius von Troyes, Bischof Aeneas von Paris, Abt Lupus von Ferrieres, der beste Lateiner des neunten Jahrhunderts, und mehrere Andere. Unter den Gelehrten des neustrischen Reichs nimmt weiter eine ausgezeichnete Stelle der Schriftsteller ein, dessen Namen oben erwähnt ist.

König Carl der Kahle, Ludwigs des Frommen Sohn, der den Namen seines Großvaters führte, ahmte diesen, obgleich er ihm sonst in nichts glich, darin nach, daß er die Gelehrsamkeit begünstigte. Die neustrische Hofschule dauerte fort, und an die Spitze derselben stellte Carl der Kahle den Irländer Johannes, der bald nach 840 in das fränkische Reich eingewandert zu seyn scheint und am neustrischen Hofe Glück suchte und fand. Johannes hat dort nicht bloß als Lehrer gewirkt, er selbst gibt zu verstehen, daß ihn der König zu wichtigen Staatsgeschäften verwendete. Johann muß einer der bevorzugten Lieblinge, zuweilen auch Spaßmacher des Königs gewesen seyn, wenn man anders den Anekdoten Glauben schenken darf, die von Chronisten der späteren Zeiten des Mittelalters über ihn erzählt werden.

Johann der Skote hat sich als Schriftsteller in zwei der wichtigsten kirchlichen Händel des Zeitalters gemischt, in den Streit über Prädestination und Gnade, der zwischen Hinkmar von Rheims und dem sächsischen Mönche Gotschalk, und zweitens in den Streit über die Lehre vom heil. Sakrament des Altars, der zwischen dem Abt Paschasius Radbertus von Corbie und dem Mönche Ratramnus geführt worden ist. An beiden Streitigkeiten nahm er auf eine Weise Theil, welche die, denen er seinen gelehrten Beistand leihen wollte, in keine geringe Verlegenheit setzte, und ihm selbst den Ruf der Irrgläubigkeit zuzog. Noch seltsamere Ansichten trug er in einer großen selbstständigen Schrift vor, welche den Titel „von Eintheilung der Natur", de divisione naturae trägt. Johannes hat sich durch seine von katholischer Wahrheit abweichenden Sätze das Verdammungsurtheil zweier Päpste, Nikolaus I., während dessen Pontificat Johann am neustrischen Hofe lebte, und 400 Jahre später des Papsts Honorius III. (1225) zugezogen. Als christlicher Theolog oder gar als Kirchenlehrer darf daher Johannes Skotus nicht betrachtet werden, aber wenn auch von Seite vieler theologischen Ansichten verdammlich, ist der Skote doch in literarischer Hinsicht ohne Frage einer der merkwürdigsten Schriftsteller des früheren Mittelalters.

Bekanntlich gibt der französische Abbé Migne eine patrologische Sammlung heraus, welche gegenwärtig bereits anderthalbhundert Bände umfaßt und planmäßig die Arbeiten aller kirchlichen Autoren des lateinischen Abendlandes vom zweiten Jahrhundert bis zum Ende des zwölften umfassen soll. In einer solchen Sammlung durften die Schriften des Skoten Johann nicht fehlen. Allein die Herausgabe der Werke desselben hatte ihre Schwierigkeiten, theils weil mehrere Schriften Johanns noch gar nicht gedruckt waren, theils weil die gedruckten Texte an erheblichen Mängeln litten. Es bedurfte hiezu eines Mannes, der die Kosten für Reisen nach den ersten Bibliotheken europäischer Hauptstädte nicht scheute, der

den nöthigen Fleiß und die Kenntnisse besaß, die erfordert werden, um schwer lesbare Handschriften zu entziffern und den richtigen Text herzustellen. Dieser Mann fand sich: Herr Floß hat meines Erachtens sich ein bleibendes Verdienst durch Bearbeitung der oben erwähnten Gesammtausgabe der Werke des Skoten erworben.

Von den in derselben zusammengedruckten Schriften waren bisher veröffentlicht: 1) das Buch de praedestinatione, welches Mauguin 1650 mit andern den nämlichen Gegenstand betreffenden Streitschriften des neunten Jahrhunderts zu Paris herausgab; 2) das Werk de divisione naturae, 1681 zu Oxford durch Thomas Gale edirt; 3) die von Johannes im Auftrage Carls des Kahlen verfaßte lateinische Uebersetzung der Schriften des Areopagiten Dionysius, welche 1556 zu Cöln und wiederholt anderwärts im Drucke erschien; 4) ebenso eine lateinische Uebersetzung der vom Abt Maximus erklärten schwierigen Stellen aus den Schriften des heil. Gregors von Nazianz, welche Thomas Gale seiner Ausgabe des Buchs de divisione naturae beifügte; 5) eine Predigt über den Prolog des Evang. Johannis, welche zuerst 1841 Felix Ravaisson zu Paris und abermals ebendaselbst 1843 René Taillandier herausgaben; 6) drei Bruchstücke eines Commentars über das Evangelium Johannis, von dem ebengenannten Ravaisson 1849 zum Druck befördert; 7) das kleine Bruchstück einer Schrift de egressu ac regressu animae ad Deum, das 1838 Herr Dr. Greith aus St. Gallen in seinem spicilegium vaticanum herausgab; endlich 8) mehrere griechische und lateinische Gedichte des Skoten, welche der berühmte Cardinal Angelo Mai in Handschriften des Vatican entdeckte und in seinen Sammelwerken veröffentlichte. Herr Floß hat diese von seinen Vorgängern edirten Arbeiten mit Handschriften verglichen und namentlich die sub 1—3 und 8 erwähnten wesentlich verbessert, zum Theil erst lesbar gemacht.

Eben derselbe hat zweitens der neuen Ausgabe folgende

bisher noch nicht bekannten Schriften des Skoten einverleibt: expositiones super ierarchiam (der Skote läßt stets die Aspiration weg und schreibt ierarchia statt hierarchia) coelestem S. Dionysii Areopagitae; expositiones super ierarchiam ecclesiasticam S. Dionysii; expositiones in mysticam theologiam S. Dionysii; endlich ein viertes Bruchstück des Commentars zum Johannes-Evangelium. Die bisher noch nicht bekannten, von Herrn Floß zum erstenmale veröffentlichten Texte des Skoten füllen etwa über 150 enggedruckte Seiten aus.

Um Nichts bei Seite zu lassen, was sich in der neuesten und der ältern Literatur an brauchbaren Vorarbeiten zur Geschichte des Skoten findet, nahm Herr Floß die Vorreden auf, mit welchen Thomas Gale und der zweite Herausgeber der Schrift de divisione naturae, C. B. Schlüter, ihre Ausgaben eingeleitet haben, sowie eine 1835 zu Bonn ohne Angabe des Verfassers erschienene brauchbare Dissertation de vita et praeceptis Johannis Scoti Erigenae.

Er selbst eröffnet die neue Gesammtausgabe mit einer Abhandlung, in welcher er erstlich über die von ihm benützten Handschriften des Skoten Rechenschaft gibt, und zweitens dasjenige zusammenstellt, was sich mit Sicherheit über die Lebensumstände desselben ermitteln läßt. Alle neuern Schriftsteller, die von dem Skoten handeln, geben ihm den Beinamen Erigena. Derselbe ist jedoch unberechtigt, keine Handschrift kennt ihn, gewöhnlich heißt er Johann der Schotte; nur in den Handschriften der lateinischen Uebersetzung des Areopagiten empfängt er einen Beinamen, der aber nicht Erigena, sondern Jerugena lautet; auch ist zu bemerken, daß überall, wo er diesen Namen erhält, der sonst gewöhnliche Beisatz Scotus weggelassen wird. Hieraus ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß ierugena dasselbe besagen will, was Scotus, d. h. Irländer. Was soll aber die sprachliche Ableitung des Worts Jerugena seyn? Herr Floß sagt: Irland

wurde im früheren Mittelalter die Insel der Heiligen, insula sanctorum genannt. In's Griechische übersetzt lautet diese Umschreibung ἱερὸς νῆσος; denn die spätere Gräcität brauchte das Beiwort ἱερὸς als ὁ καὶ ἡ. Mit Weglassung des Hauptworts νῆσος bildete Johann hiernach die Heimathsbezeichnung ierugena, d. h. der aus der heiligen (Insel) Abstammende, denn die mit gena oder γενὴς zusammengesetzten Worte wurden, wie der von Johann selbst gebrauchte Ausdruck grajugena beweist, mit dem Genitiv des Beiworts geformt. Ich sehe nicht, was sich gegen diese Erklärung irgend Gegründetes einwenden ließe, sie ist meines Erachtens richtig und nicht zu widerlegen. Herr Floß hat noch zwei andere Fragen bezüglich der Geschichte des Skoten Johann zur endlichen Entscheidung gebracht, über die bisher Streit herrschte. Aus dem Buche Berengars von Tours de sacra coena adversus Lanfrancum erhellt, daß Papst Leo IX. 1049 auf der Synode von Vercelli eine dem Skoten Johann zugeschriebene ketzerische Schrift, die gleichfalls vom heil. Sakramente des Altars handelte, verbrennen ließ. Berengar führt mehrere Stellen aus dieser zum Feuer verurtheilten Schrift an, welche sich wörtlich in einem noch vorhandenen Buche finden, das aber nicht dem Skoten Johann, sondern seinem Zeit- und Meinungs-Genossen, dem Mönche Ratramnus angehört. Unmöglich kann man zweifeln, daß die zu Vercelli verbrannte Schrift irrthümlich dem ersteren beigelegt worden ist. Nun melden aber Schriftsteller des neunten Jahrhunderts, die den Hoftheologen Carls des Kahlen genau kannten, namentlich Hinkmar von Rheims, daß er verdammliche Lehren über das heil. Abendmahl vorgetragen habe. Demnach schrieb Johann ohne Frage über diese Materie, aber wo und in welcher Form? Herr Floß thut auf überzeugende Weise dar, daß dieß in dem Commentar über das Evangelium Johannes geschehen seyn müsse, von dem bloß einige Bruchstücke auf uns gekommen sind.

Ueber die späteren Schicksale Johanns herrscht Ungewißheit. Mehrere neuere Schriftsteller stellten, der Aussage eines englischen Chronisten des späteren Mittelalters folgend, die Behauptung auf, Johann sei, nach dem Tode Carls des Kahlen von König Alfred berufen, nach England gegangen und dort als Abt eines Klosters durch unzufriedene Schüler ermordet worden. Mit Recht verwirft Herr Floß diese Annahme, welche das Zeugniß des Zeitgenossen Asser von Schireborn gegen sich hat, der ausdrücklich meldet, derjenige Johannes, der dieses Schicksal erfuhr, sei ein Angelsachse gewesen. Der Skote Johann scheint in Gallien gestorben zu seyn.

Johann der Skote unterscheidet sich von allen abendländischen Gelehrten des neunten Jahrhunderts dadurch, daß seine Bildung nicht aus lateinischen, sondern aus byzantinischen Quellen stammt. Ein großer Theil seiner Thätigkeit war darauf gerichtet, die Werke griechischer Schriftsteller durch lateinische Uebersetzungen auf fränkischen Boden zu verpflanzen, deßgleichen sind die ketzerischen Lehren, zu denen er sich bekannte, byzantinischem Neuplatonismus entflossen. Ueberall prangt der Skote, der über das gewöhnliche Maaß von Gelehrten eitel war, mit seiner Kenntniß des Griechischen, obgleich er, die Wahrheit zu sagen, diese Sprache nicht gründlich verstand. Sollte nun die Verbindung des Skoten mit den Byzantinern seiner Zeit nicht etwas mehr als eine bloß literarische gewesen seyn? Herr Floß bringt aus Münchener Handschriften eine Urkunde (8 lat. Disticha) bei, welche überraschendes Licht über diesen bisher ganz unbekannten Theil der Wirksamkeit des Skoten verbreiten. Ich will kurz meine Ansicht sagen. Während des Bilderstreits, der bis in das neunte Jahrhundert fortdauerte, erhob sich im byzantinischen Reiche eine Parthei, welche, geleitet von dem trefflichen Abte des Studion, Theodor, nichts Geringeres bezweckte, als die griechische Kirche mit der römischen zu einigen und die Cäsaropapie der Kaiser des Orients zu brechen. Hätte Abt Theo-

vor gesiegt, so würde das griechische Schisma unterblieben, eine geistige Erneuerung des byzantinischen Reichs ermöglicht, und vielleicht die Vernichtung desselben durch die Türken abgewendet worden seyn. Aber Abt Theodor und seine Freunde, offenbar das Salz des griechischen Klerus, erlagen. Um sich für den Schutz zu rächen, welchen mehrere Päpste der Parthei Theodors gewährt hatten, intrikirten seitdem die Kaiser des Ostens gegen Petri Stuhl, und unterließen nichts, was dazu dienen mochte, fränkische Fürsten in ihr Interesse zu ziehen. Unter Kaiser Ludwig dem Frommen und seinem Sohne Carl dem Kahlen kamen wiederholt byzantinische Gesandtschaften nach Paris und Aachen, auch geheime Verbindungen knüpften die Imperatoren des Ostens dort an. Als alles gehörig vorbereitet schien, ließ Michael der Trunkenbold den Patriarchen Photius gegen Rom los. Nach seiner Absicht sollten die Fürsten des Abendlands das griechische Vorbild nachahmen, die Freiheit der Kirche erniedrigen. Der große Papst, der damals auf Petri Stuhl saß, Nikolaus I. machte jedoch den zugedachten Streich glücklich abgleiten. Bekannt ist, daß damals zwei fränkische Kleriker, Aeneas Bischof von Paris, und Mönch Ratramnus von Corbie, auf ausdrückliches Verlangen des Papstes Nikolaus I. gegen das griechische von katholischer Wahrheit abweichende Dogma schrieben. Warum hat der Papst so großes Gewicht darauf gelegt, daß gerade zwei Neustrier sich diesem Geschäfte unterzogen? offenbar deßhalb, weil er fürchtete, daß Carl der Kahle, verführt durch byzantinische Intriken, gegen Petri Stuhl für Photius Parthei nehmen könnte. Durch die offene unumwundene Weise, in welcher sich die beiden Kleriker gegen die griechische Fassung des Dogma aussprachen, ward letztere Gefahr glücklich abgewendet. Derselbe Papst kannte die geheimen Verbindungen, in welchen Johann der Skote stand, recht wohl: Beweis dafür das von Floß mitgetheilte Schreiben, in welchem Nikolaus I. von Carl dem Kahlen sehr energisch die Auslieferung oder wenigstens die

Entfernung des Skoten forderte. Ueber die Schuld Johanns lassen die oben erwähnten acht lateinischen Disticha keinen Zweifel zu. Dieser Irländer untersteht sich darin, Rom und Petri Stuhl hämisch herabzusetzen und dagegen Griechenland oder vielmehr Constantinopel als Sitz der Herrschaft und Haupt der Kirche hinzustellen!

Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich die Arbeit des Herrn Floß als eine der tüchtigsten betrachte, die in neuerer Zeit auf deutschem Boden im Fache der Patrologie geliefert worden sind.

Freiburg, Anfangs Mai 1854.

Prof. A. Fr. Gfrörer.

LIV.

Russische Pfingstrosen-Knospen.

I.

Specifische Signatur der Revolutions-Propaganda in Rußland; k. R. Hofrath Alexander Herzen ihr nationalrussischer Historiograph.

„Jungrußland“ — ist das Wort, mit dem diese Blätter jüngst die Gutmüthigkeit derjenigen beunruhigt haben, welche sich da blindlings von der Zauberformel der auswärtigen Politik Rußlands dupiren ließen, der Zauber-Formel: „Rußland oder Revolution!“ entweder von jenem protegirt, oder von dieser aufgefressen, ohne alle weitere Wahl! Ist gegen diese Alternative bisher behauptet worden, daß sie gar nicht existire, weil in der That zwischen Ost und

West noch ein wahrhaft conservatives Drittes bestehe, das in sich stark genug sei, und nur in dem Falle die Bedingungen seines Bestehens verliere, wenn es um seiner schönen Augen willen von Ost oder West sich stützen lassen zu müssen glaube — so ist dawider nun noch um einen Schritt weiter zu gehen. Wie denn, wenn Rußland nichts weniger als der Gegensatz der Revolution, vielmehr selbst bloß die östliche Seite der westlichen Revolution wäre? Man wird Zeter schreien: solches statuiren, heiße noch mehr, als in der eigentlichen orientalischen Frage schon geschehen, die Leute durch und durch liberalisiren und demokratisiren; aber dennoch steht gerade denjenigen, die so schreien, am wenigsten an, zu übersehen, daß Rußland an und für sich seit Peter I. nichts anderes ist, als Revolution von Oben. Damals verschwand, wie der Hofhistoriker Ustrialow selber sagt, die alte russische Welt; selbst Rußlands wesentliche Kraft, die Nationalität des Volkes, ward zur einen Hälfte zerbrochen, „nur zwei Hauptelemente blieben noch übrig: die Religion und die unumschränkte Monarchie." Aber jene hatte schon lange nicht mehr die Kraft, dieser die Basis des Rechts zu unterlegen oder zu conserviren, sie von dem fiebervollen Siechthum der absoluten Willkür zu befreien; der russische Czar war und blieb daher der Inbegriff aller absoluten Willkür, die Negation alles Rechts, also das Czarthum die — Revolution von Oben. Anstatt aber das dankbarere Feld dieser Sätze grau in grau auszuarbeiten, sollen diese Zeilen den schwierigern Zweck haben, aus der neuesten russischen Geschichte auf die Frage Antwort zu geben: ob denn in Rußland alle Dinge so ganz unnatürlich verkehrt seien, daß nicht jener Revolution von Oben auch hier, wie überall, die — Revolution von Unten entsprechend gegenüber stehe?

Die Antwort der Geschichte seit 1812 lautet: Nein! so weit ist es mit der unnatürlichen Verkehrung in Rußland nicht gekommen. Es wird sich später zeigen, warum gerade das

Datum 1812 hier steht, und warum ein bekanntes Organ sich sehr einfältig gerirt, wenn es einem selbstständigen und der russischen Protektion entwachsenen Deutschland mit der „Aufstachelung des russischen Nationalgeistes" droht, „der das Spiel von 1812 von Neuem in Scene setzen werde." Allerdings eine „drohende" Eventualität; aber drohend nur für das Czarthum selbst: und es ist mehr als zu fürchten, daß die Aufregung der obersten Schichten, wie der tiefsten Volks-Tiefen zum Behufe des gegenwärtigen Trutzkrieges ohnehin schon dieselben Dienste thun werde! Einstweilen sind bloß einfach die beiden contradiktorischen Ansichten zu bezeichnen, welche aus der Betrachtung oder Nichtbetrachtung der russischen Lage, faktisch erwiesener Maßen, resultiren können. Jenes Organ nämlich sieht, die Eine Seite vertretend, in Rußland den „bis jetzt einzigen noch nicht untergrabenen moralisch-politischen Felsen der Gegenwart", und ruft seinen „geistigen Einfluß" an, vor den allerfrömmsten Proklamationen des heiligen Czaren adorirend, weil „eine solche Sprache nur der zu führen vermöge, der selbst im Glauben lebend wisse, daß auch die solches thun, zu denen er redet." So jenes Organ der Innern Mission. Schreiber dieser Zeilen dagegen zählt drei große Parteien in der europäischen Welt: die voll entfaltete westliche Revolution, die halb entknospte östliche Revolution, den wahren Conservatismus der Mitte im Ringen um Seyn oder Nichtseyn; es ist für ihn keine Frage, mit welcher Partei Gott ist, wenn anders die Menschen wollen. Er steht zu dem bekannten Organ aber auch noch in einem andern Gegensatz; dieses glaubt überhaupt gern, was es eben wünscht, er aber meint, beweisen zu müssen, was er behauptet.

Der Beweisführung zu folgen, ist vor Allem nöthig, daß man die Stände-Gliederung der faktischen Situation Rußlands fest und unverrückt im Auge behalte, wie die „osteuropäischen Thesen" sie des Nähern hervorgehoben haben.

Man kann allerdings auch an der russischen Welt drei Stände aufweisen; dann bildet aber den ersten Stand der „Vater Czar" natürlich ganz allein. Außer ihm gibt es 70 Millionen Sclaven, die aber wieder in zwei Stände zerfallen: Adel und Bauern, oder Gebildete und Ungebildete, oder von der westlichen Cultur Angefressene und von ihr nicht Angefressene, oder endlich Sclaven-Aufseher, die, so lange der Czar es will, auch selbst Sclaven halten und Herren heißen können, und einfache Knechte, die noch nicht solche „Herren" geworden sind. In diesem Dualismus verläuft sich das ganze obere und untere russische Volksleben, zusammengehalten durch nichts, als durch den Einen Czar, in dessen Hand die Religion bloß Hauptmittel zum Zwecke ist. Wie man, um eine solche Stellung der Staats-Elemente bei den guten Deutschen zu discreditiren, noch lange ganze Zeitungsbogen mit Aufzählung der Thatsachen z. B. des Völkerrechts-Bruchs gegen die Lateiner, Unirten und Lutheraner in Polen, in den polnischen und baltischen Provinzen verderben muß, ist unbegreiflich genug. Es gibt eben, und damit ist Alles gesagt, in Rußland kein Recht, als das Eine, aber stets nur zeitweilig verliehene, und zwar an jenen zweiten, adelichen, gebildeten, westlich entnationalisirten Stand zeitweilig verliehene „Recht": nicht nur nach Oben Sclave, sondern auch nach Unten „Herr" zu seyn. Ob man dieses „Recht" als Gutsherrschaft über die Leibeigenen bezeichne, oder als czarische Bureaukratie, ist gleichgültig. Dagegen ist hier die große Frage die: ob in dem einen oder in dem andern der beiden Stände die Idee oder das Streben nach einer Aenderung solcher Situation existire, sich schon indicirt habe, oder noch indicire? und, wenn ja, in welcher Weise, mit welchem Charakter, nach welchem Ziel? kurz — die Frage über die russische Revolutions-Propaganda.

Ihre wirkliche Existenz allseitig nachzuweisen, genügte allein schon der 14. Dec. a. St. (26. n. St.) 1825; aber

man scheint ihn völlig vergessen zu haben. Im Uebrigen existirte sie als solche stets bloß unter der Klasse der Gebildeten, und auch was ihre specifische Signatur anlangt, so ist sie nach ihren Mitteln, wie nach Charakter und Ziel eben ein getreuer Abdruck des russischen Staats- oder Volkswesens selber. In ihrer ersten Periode gedachte sie, als den Kern der Gebildeten umfassende Macht, einfach mit Hülfe einer Revolutionirung der Armee durchzudringen, welche Armee ja gleichfalls nicht weniger durchschneidend vom eigentlichen Volksleben losgerissen ist, wie die Klasse der Civilisirten oder Herren selber; höchstens reflectirte sie, weil ihr Ziel ja nicht gegen den Czar gehen konnte, ohne zugleich den orthodoxen Pseudopapst mit zu treffen, auch noch auf die Beihülfe der schismatisch-schismatischen und der freien russischen Sekten. Das eigentliche Volk blieb damals ganz außer Anschlag. Jetzt, in ihrer zweiten Periode dagegen, rühmt sie sich zwar noch immer in keiner Weise irgend eines Einflusses ihrer Idee auf die große Masse des Bauernvolks, wohl aber behauptet sie, daß diesem die anderthalbhundertjährige Vergewaltigung durch die Leibherren und Bureaus unerträglich geworden, und eine ungeheure Bauern-Revolution mit ihrer eigenen Revolution zusammentreffen werde. Es gibt in Rußland kein Proletariat und keinen Bürgerstand, also keine vorzubereitenden Elemente weder für den wilden, noch für den zahmen Liberalismus; die Revolutionäre können daher immer nur speculiren auf Verbreitung ihrer Ideen unter der Beamten- oder Adels-Klasse selbst, auf einen Theil der Armee kraft persönlichen Attachements, und weil diese Armee noch immer die Stütze jeder neu auftauchenden Gewalt war, und endlich auf eine momentane Solidarität ihrer allgemein revolutionären Interessen mit den specifisch revolutionären Interessen der Sekten und der leibeigenen Bauern. Aus demselben Grunde weist die Revolutions-Propaganda in Rußland nicht etwa, wie im Westen, einen langen Stufengang vom faden Libe-

ralismus bis zum ausgeprägten Socialismus auf; und viel mehr die russischen Zustände selbst, als der Umstand, daß die Revolutions-Theorie immer schon fertig vom Westen in Rußland einging, sind Ursache, daß Zweck und Ziel der russischen Revolution jedesmal und mit Einem Schlage, ohne Mittelstufe und ohne Umschweif, ein- für allemal in voller Kraft und Blüthe stand. Das Ziel der ersten Periode war also geradezu und ohne alle constitutionellen Umwege die aristokratische Republik; das Ziel der zweiten Periode ist die sociale Republik. Sobald nämlich die russische Revolution ihr Auge auf die Bauerschaft warf, blieb ihr nur noch Eine Form übrig, die sociale; sie allein ist der Bauern-Gemeinde, dem einzigen Schatz des russischen Volkes, conform, und was dessen tiefe Verehrung vor dem Czaren betrifft, so ist dieselbe der socialen Republik gleichfalls mehr förderlich, als hinderlich; ob der Herr des unbedingten Gehorsams ein Fürst deutsch-russischen Blutes, oder ein national-russischer gewählter Präsident ist, kann dem russischen Volke möglicherweise absolut gleichgültig seyn.

Nimmt man dazu noch die Geschichte von der ursprünglichen Verbreitung der revolutionären Ideen unter der gebildeten, oder Beamten-, oder Adels-Klasse selbst, so verläuft sich die Biographie der russischen Propaganda nach drei Lebensaltern. Erstens das Knabenalter in der vorbereitenden Periode der banalen Freimaurer-Propaganda; zweitens das Jünglingsalter in der aristokratisch-republikanischen Periode von 1812 bis 1825; drittens das Mannesalter in der socialistischen Periode der Gegenwart, die man nach Belieben reactionär oder revolutionär nennen mag. In ihr ist nämlich zugleich das eigenthümlich nationale Element zum entschiedenen Durchbruch gekommen. Das religiös-sektische Element, das sich gleichfalls wie ein rother Faden durch die verschiedenen Perioden hindurchzieht, fordert seine besondere Behandlung. Die Biographie des russischen Revo-

lutionslebens selbst aber ist im Grunde für Nichtrussen erst jetzt eine Möglichkeit geworden, nachdem über dasselbe eine Autobiographie vorliegt, welche, cum grano salis benützt, höchst schätzbare Daten und Gesichtspunkte liefert. Nur wer in den russischen Dingen völlig Fremdling ist, kann die weitreichende Wichtigkeit dieser nationalrussischen Revolutions-Autobiographie für eine gründliche Aufklärung über die wahre Lage des „bis jetzt einzigen noch nicht untergrabenen moralisch-politischen Felsens der Gegenwart" übersehen, und sie etwa mit ein paar nackten Phrasen abfertigen, wie in der Allg. Ztg. geschehen. Wer dagegen die Mühe geopfert, in die wirklichen Zustände Rußlands sich hineinzudenken, wird an ihr auch leicht das Wahre vom Falschen, die Thatsachen von den rothen Phantasmagorien zu sondern, und den reellen Gewinn daraus zu würdigen wissen. Der genannte Autobiograph ist nämlich Niemand anders, als der kaiserlich russische Hofrath Alexander Herzen*), der seit 1849 bei der „Centralgewalt" Kossuth's, Mazzini's, Ruge's ꝛc. in London

*) S. die Schrift: „Rußlands sociale Zustände von Alexander Herzen. Aus dem Russischen. „Hamburg 1854.— Alexander Herzen, 1812 zu Moskau geboren, während des Brandes, der Napoleon vernichtete, Nationalrusse vom Vater her (seine Mutter war eine Würtembergerin) und durch Erziehung, als Literator auf naturwissenschaftlichem Gebiete rühmlich bekannt, später als Novellist in Rußland sehr beliebt, als Moskauer Studiosus, und unmittelbar nachher, zweimal als politisch verdächtig in Untersuchung, einmal verbannt, stand zu St. Petersburg in kaiserlichen Kanzlei-Diensten, bis er mit dem Range eines Hofraths den Abschied erhielt, und darauf zu seinen literarischen Arbeiten nach Moskau zurückkehrte. Eine im Febr. 1847 unternommene Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich führte ihn mitten in die Bewegung von 1848 hinein, an der er sich zu Paris sehr lebhaft betheiligte; im J. 1849 hier zweimal (Mai und November) ausgewiesen, zog er sich das erstemal nach Genf, das zweitemal nach London zurück, wo er seitdem lebt. So berichtet über ihn sein persönlicher Freund Wolfsohn in Leipzig, s. Vorr. zum III. Bande von „Rußlands Novellendichtern."

die russische Nationalität vertritt, übrigens ein wissenschaftlich ziemlich gebildeter Mann, der von seinen Collegen sich auch dadurch sehr vortheilhaft unterscheidet, daß sein Buch frei von den üblichen himmelstürmenden, pausbackig hohlen Phrasen dieser Hirnverbrannten ist, und er großentheils eben so ruhig und vernünftig über den Umsturz in Rußland und dessen Socialisirung spricht, als wenn er in einer seiner Novellen eine Berliner-Theeparthie beschriebe. Herzen ist in seiner Art nicht weniger lehrreich als Harthausen; er ist im Uebrigen allerdings Socialist, aber russischer Socialist, und diese nationale Eigenschaft begründet hier einen sehr bedeutenden Unterschied. Jeder andere politische Standpunkt hätte ihm zudem das Verständniß des eigenen Volksthums eher verschlossen, als aufgeschlossen.

Bevor wir Herzen und Anderen an gewisse Schauplätze hinter den Coulissen der neuesten russischen Geschichte folgen, die bis jetzt wenig oder gar nicht beachtet zu werden pflegten, nur noch Eine Erinnerung an ein paar weitere Singularitäten des dort vorgehenden Schauspiels! Ueberall sonst bekämpft die Revolution ihre zwei Hauptfeinde in der Kirche und in der Geschichte, nur in Rußland nicht. Ueberall sonst glaubte man, zum Sturm auf die bestehende Staatsordnung erst Bresche schießen zu müssen, indem man die Kirche verläumdete und unterdrückte, ihre Geschichte, die immer zugleich allgemeine Geschichte ist, verfälschte und unter die Füße trat; nur in Rußland ist das gerade Gegentheil der Fall. In Rußland ist, wie sich zeigen wird, den Revolutionären ihre Kirche praktisch ein gleichgültiges Ding, weil sie von ihr keine Hinderung zu besorgen haben; ja noch mehr, Russen, welchen die Kirche als solche nicht gleichgültig ist, sind Revolutionäre gegen den Czar-Papst. Ueberall sonst ist das rechte Studium der Geschichte der Weg zur wahren Kirche und also zu ächt conservativen Grundsätzen; in Rußland dagegen ist das aufrichtige Studium der Geschichte die reichste Quelle re-

volutionärer Ideen, und deren Träger liegen demselben sämmtlich mit förmlichem Heißhunger ob. Jenes Studium ist daher in Rußland beliebt, wie nirgends sonst, es ist das beliebteste, aber auch das gefährlichste. Karamsin war es erst, der Ordnung in das Chaos der russischen Geschichte brachte, er hat Altrußland eigentlich erst neu entdeckt, wie Columbus Nordamerika; Karamsin war ein tadellos ergebener Hofmann, aber er hat durch sein Werk Ungeheures für die russische Revolution geleistet, er hat für sie Epoche gemacht; Karamsin war ein Pflegekind der Freimaurer-Propaganda unter Katharina II., von jener als Knabe aus der Niedrigkeit herausgehoben, mit ihrem Gelde studirend, ward er gebildet; er hat an die Revolution den Dank gezollt, wider Willen, aber den glänzendsten Dank, indem er der Historiograph Altrußlands geworden ist. Kurz, das Czarthum von heute hat keinen furchtbarern und unversöhnlichern Feind als die russische Geschichte und keinen nichtsnützern und lästigern Freund als die russische Kirche.

Diese Kirche ist ohne Einfluß auf die Moral überhaupt. Die „osteuropäischen Thesen" haben den Tugenden des russischen Volkscharakters, namentlich auch seiner unvergleichen Reverenz vor dem Religiösen, alle Anerkennung gezollt; aber dieselben sind nur unverdorbene Natur-Anlagen; sobald die moderne Cultur sie berührt und die Natur abstreift, fallen auch jene Tugenden und zeigen die nackte Bestie. Wo aber diese nicht sofort eintritt, da ist es doch nicht die Kirche, welche es hindert; sie vermag weder die Natur zu behüten noch sie zu veredeln. Die russische Kirche ist nichts Anderes mehr, als die religiöse Seite des absoluten Czarenthums, und von diesem sagt Herzen mit allem Rechte: „Noch ein Jahrhundert des gegenwärtigen Despotismus und die guten Eigenschaften des russischen Volkes werden vernichtet seyn; man gehorcht, weil man Furcht hat, aber — man hat keinen Glauben." Jene Kirche hat nicht Kraft, die zehn Gebote weiter geltend

zu machen, als so weit diese „guten Eigenschaften" reichen, und dazu noch das czarische Strafgesetz, die beide ohne sie sind; welche Macht sie insbesondere über dieses Gesetz selber hat, beweisen z. B. die herrschenden Zustände in puncto sexti. Wie in dem Punkte die Natur ohne jede Schranke waltet, hat auch Harthausen leise angedeutet, im Einklang mit ausführlicheren Zeugnissen erschrecklichster Art aus älterer und neuerer Zeit*). Eine solche unfruchtbare Kirche aber ist der

---

*) Ein livländischer Ritter z. B., aus den deutschen Cavalieren Peter's III., schrieb schon im J. 1762 über diese bis heute stereotyp gebliebenen Erscheinungen: „Das Gebot unseres heiligen Gesetzes: du sollst nicht ehebrechen, scheint in diesem Lande sehr überflüssig zu seyn. Die Anklagen wegen der Unzucht und des Ehebruchs rühren die Aufmerksamkeit der Richter nicht. Der gemeine Hause folget schlechterdings den Reizungen der Natur. Ob man sich hieselbst gleich mit mehrern Ceremonien, als es bei uns geschieht, trauen lässet, so macht man sich doch selten etwas aus der Ehe-Treue. Man liebt hierin von beiden Seiten die Veränderung ganz willkürlich, und man ist in diesem Artikel weit stiller, als die Deutschen, die ohne Unterlaß die Gerichte mit solchen Anklagen behelligen. Jagt der Mann seine Frau von sich hinaus, so begiebt sie sich in eine andere Gegend der Stadt, und nimmt einen andern Mann, der sie gleicher Weise fortjagt: und darauf nimmt sie einen dritten. Dieser treibt sie auch noch weg. Sie gehet also durch viele Hände, und findet nach diesen vielen Zwischenehen das Mittel, sich mit ihrem ersten Manne wieder zu versöhnen, und mit ihm glücklich zu leben." „Ich finde zwo Hauptursachen, die alle Jahr in diesem Lande mehr Einwohner wegraffen, als die Seuche und die blutigsten Kriege immer tödten könnten. Die Bäder sind die erste Ursach ... Als ich diese öffentlichen Oerter zum erstenmal sahe, glaubte ich, ich wäre in Amerika und sähe wilde Menschen. Sie schienen insgesammt gar keinen Begriff von Scham zu haben, indem sie sich mit einer unerträglichen Unverschämtheit sehen ließen. Die Männer und Weiber zerstreuten sich, ohne das geringste Zeichen sich zu schämen, unter die jungen Leute, die Mutter stellte sich den dreistesten Blicken ihres Sohnes dar, und der Vater entzog sich dem neugierigen Auge seiner Tochter nicht. Ich glaubte

Revolution nicht furchtbar; die russische namentlich darf von der ihrigen eher Förderung als Widerstand erwarten, und zwar nicht nur indirekte, wie sich später zeigen wird, sondern auch direkte, weil sie den Unfug mit der subjektiven Bibel-Interpretation fast nicht viel weniger begünstigt, als der Protestantismus, dort wie hier die Bibel höchste kirchliche Autorität ist.

Die russische Geschichte aber gilt als der andere Bibeltext der Revolutionäre; sie ist ihnen nichts als ein einziges langes Verdammungs-Urtheil über das System von St. Petersburg. Und nicht etwa darin liegt dasselbe, daß sie ein sonst in der ganzen Welt, so voll allerhöchster Gräuel immer auch diese zu Zeiten war, unerhörtes Register gekrönter Tigerkatzen oder Schweine enthält; ihre Argumentationen sind vielmehr ungleich bündigerer Natur. Sie zeigt thatsächlich, daß das russische Volk einst auf dem Wege zu ganz anderer menschenwürdiger Entwicklung, daß es zum Theil bereits wirklich im Besitze einer edeln und wahrhaft freien Gestaltung des Gemeinwesens war; streut ja selbst Karamsin thränenden Auges Immortellen-Kränze auf das Grab der Republiken von Nowgorod und Pskow. Aber da kam der

---

unsern Vater Adam mit seiner ganzen Familie zu sehen, es fehlten nur die Feigenblätter. Ich habe bemerkt, daß diese Gewohnheit, sich nackt zu zeigen, die Ursache sei, daß diese Leute von Jugend auf sich dazu gewöhnen, daß sie sich allen Arten der thierischen Leidenschaften überlassen, und diese Unordnung verhindert die gewöhnliche Zeugung der Kinder nicht wenig. Die andere Ursache ist eine Krankheit, die einen Namen hat, der schon selbst ein Grausen macht und voll von Ekel ist. Diese räuberische Krankheit ist hieselbst so gewöhnlich, daß selbst in vornehmen Häusern viele Vorsichtigkeit nöthig ist, um nicht durch die Dienstboten, oder durch die Ammen von derselben vergiftet zu werden." — S. die „Merkwürdigkeiten der russischen Geschichte unter Peter III. 2c. Narva 1790". S. 94. 101.

„Byzantinismus," und zähneknirschend verfolgt der Geschichte lesende Russe seine Thaten mit wuthfunkelnden Blicken; er sieht mit warmer Theilnahme Peter I., den „gekrönten Revolutionär," dem Ungeheuer des Byzantinismus zu Leibe gehen. Aber ach! die officielle Revolution modernisirt ihn nur und verböſert noch seine Natur, indem sie den Adel vollständig vom Volke trennte, ihn mit fürchterlicher Gewalt den Bauern gegenüber bekleidete, und so den unheilvollen Dualismus der zwei Klassen schuf. Peter hat aber auch das gebildete Rußland geschaffen, er hat es unter dem alten byzantinischen Despotismus gelassen, und so hat er den ewigen Widerspruch Aller gegen Alle geschaffen, d. i. die russische Revolution. Diese allein ist legitim in Rußland, denn sie hat die Geschichte für sich; folgerichtig ist ihr Feldgeschrei: nieder mit St. Petersburg, seinem Vice-Gott und seinem Conservatismus, nieder mit Moskau und seinem Byzantinismus, es lebe Kiew, Kiew! Ja, in der That, ein so absonderliches Ding ist die russische Revolution, daß sie will, was keine andere Revolution will; sie will das russische — Mittelalter wieder haben!

Vor eilf Jahren schon hat Dr. Guido Görres vorausschauenden Blickes erkannt, welche Lehren die Russen einst aus ihrer Geschichte ziehen dürften *). Nowgorod, Kiew, Wladimir, Pskow, Twer, die berühmten Städte des alten germanisch-slavischen Rußlands, jener freiern Zeit, die noch am längsten in den aufbrausenden, aber hochherzigen Bürgern der zwei Freistaaten fortlebte; überhaupt Kleinrußland mit seinen edleren, geistigeren, ritterlicheren Slavenstämmen, die über ein Jahrhundert früher als Moskowien das Mongolen-Joch abwarfen und auch heute noch unter dem Eishauche von St.

*) Hist.-pol. Blätter Bd. XI: „Das Verhältniß der russischen Kirche zu Konstantinopel und ihre Unterjochung durch die Autokratie der Czare", besonders S. 328. 382 ff.

Petersburg bei weitem nicht so geistig eingefroren sind, wie die anderen Russen; dieses Altrußland, die Polen- und Kosaken-Heimath, das eben so sehr nach Europa und Rom hinneigte, wie Moskowien nach Asien und Byzanz — nicht sie waren es, die das heutige System gebaren! Es war Moskau, das seine junge und schwächliche Existenz durch feige Kriecherei und reiche Geschenke in den Händen seiner zitternden Großfürsten von den gebietenden Mongolen-Chanen erbettelt hatte, es war die Sklaven-Tochter mongolischer Dienstbarkeit, die jenes System geboren, St. Petersburg hat es geerbt, und alle Cultur vermochte keinen Zug des Charakters zu verwischen, der seinen Ursprung anzeigt: mongolischer Despotismus und asiatische Sklavennatur. Der Byzantinismus versteht heute noch so gut wie vor vierhundert Jahren, diesen Charakter zu conserviren; mit Rom dagegen wäre er absolut unvereinbar gewesen.

Man könnte meinen, Herzen habe damals zu den Lesern dieser Blätter gezählt. Geradeso wehmüthig schildert er, wie es mit Rußland gekommen, seitdem die Großfürsten nicht mehr zu Kiew residirten. Es war kein jäher Fall, durch den es aus dieser Periode wahrer Gemeinde-Freiheit in die Autokratie überging, sondern ein zäher Kampf, so daß noch bis gegen das 16. Jahrhundert hin keineswegs entschieden war, welches Princip die Oberhand behalten würde: Nowgorod, das handelsreiche, stark bei den verbrieften Rechten, in Colonien weit über das Land verzweigt, nicht bemakelt vom mongolischen Joche, Repräsentant der politischen Freiheit; oder Moskau, das aus der Gnade der Mongolen in die Autokratie hinein wachsende. Erst Iwan der Schreckliche, fünfzig Jahre lang sein grauenhaftes Scepter führend, vollendete in einem Meer von Blut und Wütherei den Sieg Moskau's, das schon seit 1431 Krönungsstadt der Großfürsten war, die sich nun „Czare aller Reussen" benannten. Der Fall Constantinopels um dieselbe Zeit hatte auch hier unberechenbare

Folgen, und Herzen hebt mit Recht hervor, wie eigentlich erst jetzt der Byzantinismus auf den Trümmern der politischen Freiheiten sich erbaute, indem die Klerisei den russischen Rächer und Erben ganz nach dem Muster der Komnenen und der Paläologen umzumodeln trachtete, in einen gottgesandten allmächtigen Czar an der Spitze eines stumm duldenden und blind gehorchenden Volkes. Nur mit der thörichten Hoffnung gelang es ihr nicht, dieses Czarthum durch ihre geistliche Macht zu zügeln, Niemand hat es seitdem mehr gewagt, selbst gegen die unerhörtesten Laster-Gräuel dem Czarthum die Gebote Gottes vorzuhalten. So erhob es sich, während das Joch der Mongolen abfiel, allmählig über die vereinigten Fürsten und die Städte, und tiefe Stille legte sich über das ganze Land, als endlich die Kathedral-Glocke von Twer in der neuen Czarenstadt aufgehängt ward, und auch die große Glocke von Nowgorod, Glocke der Vetchi's genannt, weil sie das Volk zu den Versammlungen auf offenem Markt gerufen, im Triumphe nach Moskau gebracht ward. Sie läuteten jetzt Altrußland zu Grabe. Doch gedachte sogar noch der schreckliche Iwan an Restitution der alten Gemeindefreiheiten, indem sein Gesetzbuch die Competenz der Geschworenen erweiterte, die Steuer-Eintreibung wählbaren Beamten überließ, sogar die Provinzial-Verwaltung einem völligen Selbstgouvernement anheimstellen wollte. So fremd war der neue Byzantinismus selbst der Autokratie, geschweige denn dem nationalen Wesen; aber auch seine Consequenzen waren unerbittlich. Dennoch konnte er die alten Gemeinde-Freiheiten nicht ganz unterdrücken, sie zogen sich vielmehr aus den besiegten Städten in den Schooß der Landgemeinden zurück. Es erübrigte daher noch die neue Periode russischer Entwicklung, welche auch die Landgemeinden mit Fesseln belegte und sie mit ihrem unverwüstlichen innern Heiligthume, als Sklaven nach Außen, von dem andern Volke durch eine unübersteigliche Kluft definitiv trennte. Peter I. that dieß, indem er die Mo-

dernisirung und Bureaukratisirung des czarischen Byzantinismus vollzog. Und wie die erste oder aristokratisch-republikanische Periode der russischen Revolutions-Propaganda an die vorpetrinischen Perioden der russischen Geschichte anknüpfte, so, in ganz natürlichem Fortschritt, die zweite oder socialistische Periode der Gegenwart an Peter I. selbst.

Peter's sociale Ordnung zu zerstören, ist der nächste Zweck der russischen Social-Demokratie; aber sie gesteht, dieser Mißordnung selbst ihr Daseyn zu verdanken, und das Princip, aus dem Peter that, was er that, Gutes und Böses, hat sie als ihr eignes Princip richtig wiedererkannt. Als „letzter der moskowitischen Czaren und erster wahrer Repräsentant des in dem russischen Volke schlummernden revolutionären Princips" ist er ihr eigener Urahn. „Peter," sagt Herzen, „war weder ein orientalischer Czar noch ein Dynast, er war ein Despot nach Art des Wohlfahrts Ausschusses, ein Despot auf eigene Faust und im Namen einer großen Idee, welche ihm eine unbestreitbare Ueberlegenheit über Alles zusicherte, was ihn umgab. Er zerriß das mysteriöse Dunkel, worin die Person des Czaren gehüllt war*), und warf die byzantinische Mönchskutte, womit sich seine Vorgänger schmückten, mit Widerwillen von sich. Er konnte sich nicht mit der kläglichen Rolle eines christlichen Dalai-Lama begnügen, der mit vergoldeten Gewändern und Edelsteinen geputzt dem Volk von ferne gezeigt wurde, wenn er

*) Davon profitirte auch das czarische Frauenzimmer, dem der Arzt sonst nur durch Vorhänge und Schleier den Puls fühlen durfte, in seiner haremsartigen Verborgenheit. Jetzt war der Hofton schwelgerische Schamlosigkeit und viehische Ausschweifung; als Peter's Tochter Elisabeth noch Großfürstin war, verbrachte sie, mit den Grenadieren der Garde im Sommergarten lustwandelnd, ganze Nächte in Orgien, und gewöhnte sich dabei so sehr an die Spirituosa, daß sie nachher als Kaiserin täglich berauscht war, und Wochen lang gar nicht nüchtern wurde. Und sie war bekanntlich solcher oder ähnlicher Kaiserinen nicht die einzige.

sich gravitätisch von seinem Palast zu der Kathedrale Mariä Himmelfahrt und wieder zurück bewegte. Er war die erste emancipirte Persönlichkeit in Rußland und eben deßhalb ein gekrönter Revolutionär. Was die Legitimität betrifft, so fragte er eines Abends beim Souper ganz naiv den Grafen Jaguginski: ob nicht er sein Vater sei? Ich weiß es nicht, antwortete der von ihm gedrängte Graf, die selige Czarin hatte so viele Liebhaber! Was die dynastischen Interessen angeht, so weiß man, daß Peter, als er sich am Pruth in verzweifelter Lage befand, an den Senat schrieb, den Würdigsten zum Nachfolger zu erwählen, da er seinen Sohn für unfähig hielt, ihm zu folgen ꝛc." Nur daß Peter die Kirche völlig und förmlich in das neue bureaukratische Czarthum aufgehen lassen, rühmen sie ihm nicht eigens nach; sie halten es nicht für der Mühe werth, denn an der russischen Kirche konnte sich, ganz anders als an der abendländischen, nie mehr ein Despot den Dank der Revolution verdienen. Anders war es mit seinem Hauptwerk: daß er die zu civilisirende Klasse heraushob, und sie als modernisirte Sklaven zu Wächtern der uncivilisirbaren Klasse von Sklaven bestellte; er legte damit, sagt Herzen, in die Tiefen des Volkslebens einen Antagonismus nieder, der vorher wenig oder gar nicht vorhanden war; dieser Antagonismus wird in eine sociale Revolution auslaufen, und kein Gott ist im Winterpalast, der diesen Schicksalsstreich von Rußland abwenden könnte.

Das byzantinisirte Czarthum hatte sich einst eine neue Residenzstadt erbaut, denn es konnte mit keinerlei Traditionen sich vertragen; auch der modernisirte Byzantinismus konnte nicht länger in Moskau residiren, er baute für sein neues System eine neue Centralstadt; beide tragen passend Peter's Namen. Die „Felsenburg des Conservatismus" ist in der That nichts anderes, als Peters ureigenstes System selber in getreuer Fortsetzung. Man sucht in der „Kreuzzeitung" vergebens nach faktisch richtigen und vernünftigen Worten über

Rußlands Zustände, wie man sie bei Herzen findet, wo er erklärt, warum er jene Zustände nicht anders denn als „provisorische“ bezeichnen könne. Man wird bei Harthausen kaum ein Wort finden, das seine Aussprüche widerlegte, eher das Gegentheil; und diese Blätter haben wiederholt ganz dasselbe kurz also ausgesprochen: es existirt in Rußland kein Recht, und kann dort nichts existiren, was irgend wie Recht aussieht. Dennoch soll Rußland der „bis jetzt einzige noch nicht untergrabene moralisch-politische Felsen der Gegenwart“ seyn! Um wie viel besser vertheidigt Herr Herzen sein „provisorisch,“ indem er dem nebulosen Westen zugesteht, „es könnte dieß seltsam erscheinen!“ „Und doch,“ fährt er fort, „bezeichnet es den Charakterzug, der am meisten frappirt, wenn man die Handlungen der russischen Regierung in der Nähe betrachtet. Ihre Einrichtungen, ihre Gesetze, ihre Entwürfe, Alles an ihr ist sichtlich nur von kurzer Dauer, vorübergehend, ohne Abschluß und ohne bestimmte Form. Es ist keine conservative Regierung, im Sinne der österreichischen etwa, weil sie mit Ausnahme der materiellen Macht und der Landesgränzen nichts zu conserviren hat. Sie begann mit der tyrannischen Zerstörung von Institutionen, Traditionen, Sitten, Gesetzen und Landesgebräuchen, und fährt mit einer Reihe von Umwälzungen fort, ohne zur Stabilität und Regelmäßigkeit zu gelangen. Jede Regierung stellt den größten Theil der bestehenden Rechte und Institutionen in Frage; heute verbietet man, was man gestern befahl, man beschränkt, man ändert die Gesetze, man hebt sie auf; das von Nikolaus veröffentlichte Gesetzbuch ist der beste Beweis des Mangels an Einheit und Grundsätzen in der kaiserlichen Gesetzgebung. In diesem Code sind alle existirenden Gesetze vorhanden, ein buntes Durcheinander von Ordonanzen, Verfügungen, Ukasen, die sich alle mehr oder weniger widersprechen, und vielmehr den Charakter der Fürsten oder das Interesse des Augenblicks, als den Geist einer Gesetzgebung ausdrücken.

Der Code des Czaren Alexis dient als Grundlage; die in einem ganz andern Sinne verfaßten Ordonanzen Peter's I. bilden die Fortsetzung; ein Gesetz Katharina's, im Geist Beccaria's und Montesquieu's, findet sich neben den Tagesbefehlen Pauls I., die das Abgeschmackteste und Willkürlichste übertreffen, was man in den Erlassen der römischen Kaiser nur finden kann. Die russische Regierung ist nicht nur, wie Alles, was keine historische Basis hat, nicht conservativ, sondern sie liebt die Neuerungen bis zur Thorheit. Sie läßt nichts ruhig bestehen, und wenn sie auch selten verbessert, so verändert sie doch immer. Es ist die Geschichte der Uniformen, welche unaufhörlich und ohne Grund für Civil und Militär abgeändert werden, ein Zeitvertreib, der natürlich ungeheure Summen kostet. Zuweilen macht man vollständige Revolutionen in Rußland, ohne daß bei dem Mangel an Oeffentlichkeit und bei dem allgemeinen Stummseyn das Ausland etwas davon erfährt. So wurde 1838 die Verwaltung der Landgemeinden gänzlich geändert. Die Regierung mischte sich in die Gemeinde-Angelegenheiten, sie stellte jedes Dorf unter verdoppelte Polizei-Aufsicht, sie begann den Ackerbau gewaltsam zu organisiren, sie plünderte die einen Gemeinden und bereicherte damit andere, kurz, sie schuf für 17 Millionen Menschen eine neue Verwaltung, ohne daß ein solches Ereigniß, welches die ganze Bedeutung einer Revolution hat, auch nur in Europa ruchbar geworden wäre. Die Bauern, welche die Steuerrollen und die Einmischung der öffentlichen Agenten, die ihnen als privilegirte und uniformirte Plünderer bekannt sind, fürchteten, erhoben sich an vielen Orten. In einigen Distrikten der Gouvernements Kasan, Wiatka und Tambow kam es zu Kartätschen-Schüssen, und die neue Ordnung ward aufrecht erhalten."

Kurz, der ewige Jude der absoluten Willkür ist russisches Staatsprincip, ist die Seele des czarischen „Conservatismus." Im Grunde will die entsprechende Revolutions-Idee nichts

Anderes, als Achasver zum Stehen bringen, mit andern Worten, einen so oder so gearteten Rechtszustand, endlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, für Rußland fundiren. Ohne festen Halt im Leben, d. i. ohne Alles, was eben „Rechtszustand" heißt, glaubt die Klasse der Civilisirten in Ziel- und Zwecklosigkeit des Daseyns vergehen zu müssen; von diesen Civilisirten allein geht daher auch die principielle Revolution gegen das Petersburger-System aus. Ist sie nicht „conservativ," so ist dieses System es jedenfalls noch weniger. Man thäte gut, an Rußland zu studiren, was es heiße und wirke: ein Volk ohne Rechtszustand! Diesem russischen Slaven-Volke mangelten die Anlagen nicht, zu werden, was einst in seinen glänzendsten Zeiten das deutsche war. Und was ist es wirklich geworden? in seinen Civilisirten, die hier allein in Betracht kommen? Ritterlichkeit, Begriff von Ehre? — sie sind nur liebliche Blumen im Garten des positiven Rechts, in Rußland haben sie keine Spanne Bodens*)! Selbst der tapfere Muth im leiblichen Kampfe trägt

*) Dieselben Beobachtungen hat schon im J. 1762 der oben citirte livländische Ritter gemacht; klar und einfach gibt er die Eindrücke wieder, die er mit gesundem Blicke aufgefaßt. „In diesem Lande hierselbst werden die Ehre, die Achtung und die Tugend als Hirngespinste angesehen, weil sie nicht mit der Gunst des Fürsten begleitet werden, mit welcher sie schier zugleich leben und sterben. Alle Bedienungen und Würden sind nichts als Eigenschaften des Eigensinns des Landesherrn. Jemand, welcher die öffentliche Hochachtung für sich hat, ist niemals sicher, daß er nicht heute oder morgen verunehret werde. Daher ist einer heute ein General von einer Armee, welchen morgen sein Fürst vielleicht zum Koch machet, und er wird kein ander Lob zu erwarten haben, als dieses, daß er ein gutes Ragu zubereiten kann. Daher geschieht es, daß viele Russen, die zu den höchsten Würden erhoben sind, oft die größesten Niederträchtigkeiten begehen. Die Ehrsucht ist nicht das Ruder ihrer Handlungen; sie wissen, daß der größeste Herr des Reichs nicht weniger ein Sclave ist, als sein Stallknecht, und daß es nur auf den Einfall seines Fürsten ankomme, den Herrn mit dem Knecht zu verwechseln." A. a. O. S. 50.

hier seinen entsprechenden Charakter*). Der tapfere Muth im geistigen Kampfe aber, das Genie — ihm fehlt die Lebensluft zur Entwicklung. Der Russe vermag Großes zu leisten in der Wissenschaft, er ist ein geborner Künstler; aber er ahmt bloß nach, er nimmt nur das von Außen Empfangene in sich auf; er ist nicht selbstständig, er erfindet nicht **). Die Freiheit ist eben nur die andere Seite des Rechts. Unter dem Mangel beider ist in der That alles und jedes Daseyn in Rußland nur „provisorisch," und daraus eine Stimmung über die dessen bewußt gewordene Klasse der Civilisirten ausgegossen, deren Schilderung bei Herzen wahrhaft haarsträubend ist. Sie ist um so verzweifelter, als es in Rußland keinen Geist der Kirche gibt, welcher in Demuth und stiller Ergebung, aber dennoch nicht die Hände im Schooß, auf Besserung hoffen und harren lehrte; wer eben an jenem System verzweifelt, muß auch an dieser Kirche verzweifeln,

---

*) „Man muß nicht glauben, daß die Herzhaftigkeit den Russen angeboren sei. Der Zwang und die Sclaverei ist es, die sie zwingen, tapfer zu seyn. Sie sind von Natur sehr furchtsam. Wir loben sie wegen dieses Fehlers, der zur Tugend wird, im Verhältniß gegen die Ausländer. Wenn die Russen mit ihrer angebornen Eigenschaft noch die Verwegenheit und Kühnheit der Engelländer oder der Teutschen vereinigten, wären wir keinen Augenblick des Besitzes unserer Güter, und selbst unseres Lebens sicher." A. a. O.

**) „Es ist gewiß, daß in fünfzig Jahren die Unwissenheit dieser Nation nicht minder eben so groß seyn wird, als sie vor der Zeit des großen Peters war, wenn man ihnen ihre Lehrer, das ist die Fremden nehmen würde. Wenn es auf das Nachahmen ankommt, haben die Russen viel Vortreffliches, und thun es beinahe allen Europäern zuvor. Sie werden unter den Russen Künstler von allerlei Art antreffen; aber ihre Wissenschaft stirbt mit ihnen, sie können keine Person abrichten. Nimmt man ihnen die Muster, so nimmt man ihnen Alles. Der Witz oder der Erfindungsgeist fehlt ihnen schlechterdings. Deßwegen werden Sie in den gesammelten Schriften der Academie der Wissenschaften nichts von neuen Entdeckungen antreffen, die von Russen abgefasset sind." A. a. O. S. 81.

die es selber ist. So charakterisirt denn den civilisirten Russen entweder völlige Vergessenheit durch möglichste Verthierung in der Materie, oder aber eine unstäte Blasirtheit voll unüberwindlicher Ziel- und Haltlosigkeit des Lebens, voll kalter Langeweile und feiger Herzlosigkeit, ohne ihres Gleichen in der ganzen übrigen Welt.

Herzen pflegt sehr zweckmäßig seine Illustrationen russischen Wesens an die schöngeistige Literatur Rußlands anzuknüpfen, in der jenes sich am deutlichsten abspiegele. Und in der That schaut aus jedem russischen Roman die civilisirte russische Welt abwechselnd als eine Hölle voll Teufel, oder als ein Wald voll geiler Affen und herzloser Papageien hervor, in Dimensionen, hinter denen alle Mysterien von Paris ꝛc. um so weiter zurückbleiben müssen, als jener Roman stets ausschließlich in den höhern Ständen sich bewegt. Ist das edle Herz irgend eines Naturkindes, etwa aus den heidnischen Völkern Rußlands, warm fühlend in Liebe, in Treu und Glauben, je einmal dahinein gekommen, und zahlt es seine Edelherzigkeit mit leidensvollem Sterben, so ist immer zehn gegen Eins zu wetten, daß der geliebte russische Gegenstand ruhig über die Leiche des geliebten Opfers hinwegschreitet, und gelassen einer andern Dame den Arm bietet, oder sogar umgekehrt einem — andern Herrn. Im Allgemeinen aber, behauptet Herzen, charakterisire Nichts das gebildete Rußland schlagender, als Puschkin's Gedicht „Onegin." „Die Sache", sagt er, „ist die, daß wir alle mehr oder weniger Onegin's sind, wenigstens sofern wir nicht vorziehen, Tschinownik oder Pomeſtschik (Beamte oder Gutsbesitzer) zu seyn. Die Civilisation verdirbt uns, sie bringt uns aus dem Geleise; sie bewirkt es, daß wir Andern und uns selbst zur Last, daß wir Müßiggänger und unnütze, launenhafte Menschen sind; daß wir die Ausschweifung bis auf die Spitze treiben; daß wir unbekümmert unser Vermögen, unser Herz, unsere Jugend vergeuden; daß wir nach Beschäftigung,

nach Aufregung, nach Zerstreuung haschen, etwa wie jene Hunde zu Achen, von denen Heine erzählt, daß sie die Vorübergehenden, wie um eine Gnade, um einen Fußtritt bitten, der ihnen die Langeweile vertreibe. Wir treiben Alles: Musik, Philosophie, Liebe, Kriegskunst, Mysticismus, um uns zu zerstreuen, um die unendliche Leere zu vergessen, die uns niederdrückt. Civilisation und Sclaverei, von diesen zwei gewaltsam aneinander gerückten Extremen werden wir innerlich oder äußerlich zerrieben. Man gibt uns eine umfassende Erziehung, man impft uns die Wünsche, die Tendenzen, die Leiden der Mitwelt ein, und ruft uns zu: Bleibt Sclaven, bleibt stumm, bleibt passiv, oder ihr seid verloren! Zum Ersatz dafür läßt man uns das Recht, den Bauer zu schinden, und am grünen Tisch oder im Weinhause die von uns erhobene Steuer zu vergeuden, woran Blut und Thränen des Bauern kleben. Der junge Mann findet kein einziges wirkliches Interesse in dieser Welt des Servilismus und armseligen Ehrgeizes. Und doch ist er verdammt, in dieser Gesellschaft zu leben, denn das Volk steht ihm noch ferner. Diese „Welt" besteht wenigstens aus gefallenen Wesen gleicher Art, während zwischen ihr und dem Volke keine Gemeinschaft existirt. Vereinzelung oder Kampf bleibt nur übrig, und wir haben weder zum ersten, noch zum zweiten moralische Kraft. So wird man ein Onegin, wenn man nicht in den öffentlichen Häusern, oder in den Casematten einer Festung zu Grunde geht. Wir haben die Civilisation gestohlen, und Jupiter will uns ebenso erbittert strafen, wie er den Prometheus martern ließ." Puschkin hatte diesem Typus russischer Blasirtheit das Bild einer jungfräulich reinen, für das Edle begeisterten Jünglings-Natur zur Seite gestellt, aber kaum aufgeblüht, wird sie unter der plumpen Faust des russischen Lebens zerschmettert. „Zwischen diesen beiden Typen, dem hingebenden Enthusiasten, dem Dichter einerseits, und andererseits dem lebensmüden, zu Nichts nützen,

verbitterten Manne, zwischen dem Grabe Lenski's und der Langeweile Onegins, schleicht der tiefe und schlammige Strom des civilisirten Rußlands, eine chaotische, in Gemeinheit, Knechtssinn, Rohheit und Neid versumpfende Masse, welche Alles in ihren Abgrund reißt und verschlingt."

Ueber die Wirkung des Systems auf das niedere, oder eigentlich russische Volk an einem andern Orte! Hier galt es nur, das System selbst zu kennzeichnen, und die entsprechende Klasse, unter welcher die gegen dasselbe rüstende Revolutions-Propaganda geboren ward, wuchs und um sich greift, unter dem mächtigen Schutz der russischen Geschichte und, gleichfalls im frappirendsten Gegensatz zu den abendländischen Verhältnissen, fast auch unter dem Beistand der russischen Kirche. Die geschilderten Charaktere des Systems und der Civilisations-Russen werden natürlich noch öfter begegnen, und endlich die Gestalten des Natur-Russen in das welthistorische Trio eintreten, indem das Folgende die drei Lebensalter der russischen Revolution beschreibt.

II.

Die vorbereitende Periode der protestantisch-voltairianischen Freimaurer-Propaganda.

Gewiß wäre es nur zu verwundern, wenn die geistigen Potenzen der französischen Revolution nicht auch Rußland glücklich zu machen getrachtet hätten, zu einer so günstigen Zeit, wie die, wo in Katharina II. die personificirte Frivolität und Libertinage an Leib und Seele, vom goldenen Kaisermantel der Byzantiner verhüllt, das Czaren-Scepter führte. Der Voltairianismus fand noch einen andern Bundesgenossen an der schon seit Peter I. fortschleichenden, und mehr oder weniger

begünstigten protestantischen Richtung, zumal unter dem russischen Klerus; und die unter Katharina bereits sehr weit in Rußland verbreiteten Freimaurer-Logen machten sich, wie überall, zu bereitwilligen Trägern beider. Die letztere Richtung war unter Peter III., dem Holsteiner, so stark aufgetreten, daß seine zärtliche Gemahlin, jene Anbeterin Voltaire's, öffentlich proclamiren konnte, er habe die orthodoxe Kirche zu protestantisiren getrachtet, und darum ist er an bösen Hämorrhoiden gestorben, denen die ärztliche Obduktion gerichtlich nachsagte, „daß der Kaiser nicht länger als noch sechs Monate würde gelebt haben." Peter III. hatte mit dem ganzen Hof der überaus feierlichen Einweihung einer lutherischen Garnisonskirche angewohnt, und als gleich darauf eine orthodoxe dasselbe Fest feierte, „spazierte er mit einer Flinte aus und schoß Schwalben." Diese und ähnliche Erweise seines orthodoxen Eifers rechtfertigte sein deutscher Anhang freilich ganz consequent: „man finde ja in Rußland gar keine anderen Gesetze, als solche, die ihre Quelle in dem Willkür des Landesherrn haben" *); allein Katharina wußte das besser. Peter lag jetzt in schlechter holsteinischer Kriegsmontur auf der Bahre, statt der Ordenszeichen und andern Czarenpracht vier armselige Wachskerzen um die Leiche, während die deutsche Gemahlin anfing, dreißig Jahre lang höchst orthodox zu regieren, ohne daß dennoch Voltaire oder der Protestantismus den geringsten Abbruch erlitten hätten. Nie war Rußland ungenirter als damals empfänglich für Eindrücke von Außen, und aus innerster Seele seufzten dort die recipirten Jesuiten: ach! wäre jetzt die Zeit Bossuets und Fenelons! Aber es war die Zeit Voltaire's und Rousseau's, und ihre Einflüsse unter den gebildeten Klassen hat weder Czar Paul's gewaltthätige Reaction, noch Nikolaus' orthodoxer Zelotismus abzuschwächen vermocht. Hand in Hand damit hat die prote-

*) S. die Briefe des oben citirten Livländers. S. 206. 219. 225.

stantische Richtung bis auf diese Stunde um sich gegriffen; Alexander selbst, der bis an seinen Tod hin und her nach religiöser Wahrheit haschte und tappte, gehörte ihr an, und was er an Härte gegen die Katholiken zuließ, kam von ihr, ganz vorzüglich die Vertreibung der Jesuiten an ihren Lehr-Anstalten in Petersburg (1815), und ihre endliche Verbannung aus Rußland (1820). Selbst Nikolaus I. war noch als Czar in derselben Richtung befangen, und sein Verhalten gegen die Katholiken regelte sich bis zum J. 1830 meist nach protestantischen Sympathien, wie er denn auch bis zur polnischen Revolution das begeisterte Lob der akatholischen Publicistik für sich hatte. Erst in Folge des neuen Aufschwungs, den die Revolution damals im Bunde mit allen negativ religiösen Richtungen durch ganz Europa nahm, wurde ihm allmählig die Ueberzeugung Regierungs-Princip, daß die drei Pfeiler des Reiches: Orthodoxie, Autokratie und Nationalität, wieder zu reactiviren seien, wie sie unter Czar Alexis, Peter's Vater, gewesen, oder Rußland in Revolution und Unglauben, schließlich im Communismus untergehen müsse *).

Die ausgesuchte Form, unter welcher der Protestantismus in den russischen Freimaurer-Logen dem Voltairianismus die Hand zum Bunde reichte, war der aftermystische Illuminatismus des französischen Ritters Saint-Martin. Vergeistigung der im Katholicismus versteinerten Wahrheit war das Ziel seiner Theosophie; wie weit aber diese Klärung aus der Dunkelheit seiner Sätze heraus fortschreiten könne, hat schließlich das platte Aufkläricht, zum Beispiel des bekannten Staatsraths Stourdza, erwiesen **). In der

*) Ueber die frühere religiöse Richtung Nikolaus' I. vgl. die Aufsätze P. M. Etienne's über die „Aussichten auf eine Rückkehr Rußlands zur Einheit der Kirche“ im Ami de la religion. 3. März und 7. Juli 1853.

**) Der Raum verbietet hier, der Notizen, welche über den Martinismus in Rußland in Graf Maistre's „Lettres“ etc. (herausg.

eigenen Heimath weit übertroffen und überwunden, war sie doch für Rußland unter Katharina II. gut gewählt; das Czarthum durfte man nicht so schnell in den Abgrund der Revolution zu reißen hoffen, wie eben mit Frankreich geschah. Graf Krasinsky, ein polnischer Emigrant, zur Zeit in Schottland, hat vor Kurzem ein eigenes Werk erscheinen lassen*), das der protestantischen Propaganda des Westens Anleitung geben soll, wie die Slaven mit dem „Evangelium" versehen, d. i. revolutionirt werden könnten, und das als ein leuchtendes Beispiel, wie man von religiösem Boden aus für die slavische „Freiheit" so unberechenbar zu wirken vermöge**), eben jene russische Freimaurer-Propaganda anführt. Sie ist dem calvinischen Grafen ein vorzüglicher Glanzpunkt seiner slavischen Kirchengeschichte, und das will bei ihm viel sagen. Kaum, behauptet er, habe die Maurerei je ein solches Feld der Thätigkeit gehabt, wie das ihr damals in Rußland geöffnete, als der leider nicht nach Verdienst berühmte Ritter St. Martin der Logen sich bediente, um die von ihm vorgetragene Lehre zu verbreiten. In Frankreich

---

durch seinen Sohn zu Paris 1851) geboten sind, mehr als bloß zu erwähnen.

*) Histoire religieuse des peuples Slaves par le comte Valérien Krasinsky. Paris 1853.

**) Krasinsky's Buch soll darthun, daß nichts die Slaven frei zu machen vermöge, als das reine Evangelium, und daß Niemand besser geeignet sei, das lautere Christenthum unter den Slaven zu verbreiten, als die Engländer und Amerikaner. Namentlich seien die Engländer derselben Erfolge sicher, welche einst ihr Ahn Wikliff unter den Slaven gewonnen, wenn sie nur wollten, und auch jetzt wieder sei es Böhmen, das die Aufmerksamkeit der Protestanten aller Länder zunächst auf sich ziehen müsse. Man solle nur die Eroberungen betrachten, welche der Prager Prediger Fr. Wilh. Kossuth, ein naher Verwandter des berühmten Magyaren, seit 1846 gemacht, durch seine lautere evangelische Predigt und sein Einwirken auf das Nationalitäts-Gefühl der Böhmen, als der Abkömm-

hatte er keinen großen Erfolg *), obgleich er die Logen von Lyon und Montpellier beeinflußte; aber der polnische Graf Grabianka und der russische Admiral Plestchejeff verbreiteten seine Lehren in Rußland, und nahmen insbesondere die dortigen Freimaurerlogen dafür ein. „Neben den Werken Jakob Böhme's waren protestantische Schriftsteller, wie Arndt, Spener und ihre Schule, das Symbol Sekte", welche in den höchsten Klassen der Gesellschaft um sich griff. Ihr Zweck war aber nicht nur Spekulation, sondern hauptsächlich „christliche" Praxis, Moskau das Centrum ihres Wirkens. Hier residirte ihr typographischer Verein zur Beförderung der Literatur, der alle ihm angebotenen Manuscripte, Verse und Prosa, Originale und Uebersetzungen, ankaufte, ob sie nun den Druck verdienen mochten oder nicht. Werke von „sittlich-religiöser Tendenz" zu veröffentlichen, war ihr Hauptaugenmerk, aber sie verbreitete sich auch über alle Theile der Lite-

---

linge der glorreichen Husiten. Der deutsche Protestantismus habe zu oft als Werkzeug der Politik gedient, als daß die slavischen Katholiken sich von ihm angezogen fühlen könnten; ganz anders aber werde es mit einer slavisch-protestantischen Kirche sich verhalten. Sie solle darum das Ziel und Streben England's und Amerika's seyn. Zu dem Ende müsse man die Bibel in slavischen Sprachen verbreiten, und zwar, damit der Klerus ihre Lesung nicht verbiete, vorzüglich in katholisch autorisirten Uebersetzungen; ebenso in's Slavische übersetzte protestantischen Andachtsbücher, mit sorgfältiger Ausschließung aller Controversschriften. Zuvörderst nämlich müsse man durch die ganze Haltung des Evangelisirungs-Werkes den Slaven zu beweisen trachten, „daß der Protestantismus nicht, wie sie zum größten Theil steif und fest glaubten, der Unglaube sei, sondern eben nur eine reinere Form des Christenthums." (S. 288 ff.)

*) Er war geb. 1743, gest. 1803. — In Deutschland fanden seine Schriften ihr Publikum unter den bedeutendsten Denkern von Claudius und Sailer bis auf Schelling und Günther, auch zahlreiche Uebersetzungen. S. die Vorr. zu St. Martin's: „Dienst des Geist-Menschen" (Münster 1845).

ratur und Wissenschaft, namentlich in Uebersetzungen aus fremden Sprachen (zuvörderst der französischen, wie sich von selbst versteht). Mehr als eine Million Franken verwendete sie auf eine große Bibliothek zur allgemeinen Benützung, die „hauptsächlich aus religiösen Büchern bestand"; sie stiftete eine eigene Schule, und ließ die überall zusammengesuchten talentvollen Jünglinge in Schulen des In- und Auslandes vollständig sich ausbilden; unter ihnen war der später so gefeierte Historiograph Karamsin. Nowikoff war die Seele der Societät. Durch periodisch-literarische Schriften suchte er zuerst „nützliche Kenntnisse zu verbreiten und allen Vorurtheilen entgegenzuarbeiten"; eine wissenschaftliche Revue und eine populäre Zeitschrift folgten nach; der Ertrag sollte auf Volks-Freischulen verwendet werden. Nach Moskau übergesiedelt, gründete er dann den genannten „typographischen Verein." „Jedes Mitglied der Freimaurerei betheiligte sich an diesen edeln Arbeiten nicht bloß mit seinen Gaben, sondern auch durch eigene Anstrengung, durch Einfluß auf Verwandte und Freunde, durch eigenes Beispiel. Entdeckte man in irgend einer entlegenen Provinz einen talentvollen Menschen, so bemühte man sich, ihm eine seinen Talenten entsprechende Verwendung zu geben. Wer von den Martinisten kein Geld beisteuern konnte, gab seine Zeit und Thatkraft. Einige von ihnen opferten ihr ganzes Vermögen auf, um nützliche Institute zu erhalten, und die Leiden ihrer Nebenmenschen zu lindern", z. B. der Senator und Criminalgerichts-Judiciar Lapuchin. Krasinsky zweifelt nicht, daß die Martinisten die russische Civilisation alsbald in Sturmschritt versetzt hätten. Denn „nicht nur verbreiteten sie literarische und wissenschaftliche Kenntnisse in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, sondern sie bemühten sich auch, in der Nationalkirche einen religiösen Geist zu wecken; die Freimaurerlogen verbreiteten sich allmählig im ganzen Reiche, ihr heilsamer Einfluß trat jeden Tag deutlicher hervor; sie rekrutirten sich

aus den hervorragendsten Männern Rußlands, aus den höchsten Staatsbeamten, Gelehrten, Kaufleuten und Buchhändlern, sie zählten auch einige hohen Würdenträger der Kirche und einfache Priester unter sich." Aber ach! — die Herrlichkeit nahm plötzlich ein Ende. Graf Krasinsky geht sehr kurz über die Katastrophe hinweg; er sagt bloß: „Katharina sank mit zunehmendem Alter in die Irrthümer des Despotismus zurück; die französische Revolution, deren Urheber sonst ihre geliebten Schmeichler gewesen, schreckte sie von den Reform-Ideen ab, und mit der Aufklärung ihrer Unterthanen befaßte sie sich nur mehr, um sie zu hindern; sie setzte Mißtrauen in das Wirken der Freimaurer, und insbesondere des typographischen Vereins; Nowikoff wurde auf die Festung Schlüsselburg geschickt, Lapuchin, Fürst Niklas Trubetzkoi und Turgeneff auf ihre Güter; die Werke von Arndt, Spener, Böhme und Andern wurden als sicherheitsgefährlich verbrannt."

Graf Krasinsky hat zunächst gerade für solche kirchlichen Kreise Englands, als die geld- und einflußreichsten, geschrieben, die ihr Vorurtheil gegen die französischen Encyclopädisten noch immer nicht verwinden können; zudem sollen ja die Slaven nicht merken, daß das ihnen zugedachte Evangelium identisch mit dem Unglauben sei; natürlich mußte er daher sein Buch entsprechend einrichten, für dessen französische Ausgabe er denn auch das warm empfehlende Vorwort von dem bekannten calvinischen Fanatiker Merle d'Aubigne in Genf erlangt hat. Aus denselben Gründen ward ihm die Vorsicht dringendst geboten, an der großen russischen Freimaurer-Propaganda bloß die protestantische Seite hervorzuheben, die specifisch voltairianische aber mit tiefstem Stillschweigen zu übergehen. Herzen dagegen, für den solche Rücksichten nicht existiren, übersieht seinerseits Arndt, Spener &c. ganz, und erwähnt nur der letztern Seite als der einzig wesentlichen. „Die erste ernsthafte Einwirkung", sagt

er (S. 100), „welche dem literarischen Dilettantismus sofort ein anderes Gepräge aufdrückte, kam von der Freimaurerei. Gegen das Ende der Herrschaft Katharina's II. war sie in Rußland sehr verbreitet. Ihr Haupt Nowikoff war eine von den hervorragenden Persönlichkeiten in der Geschichte, die Wunder thun auf einer Bühne, die nothwendiger Weise in Dunkel gehüllt bleiben muß; er war einer von den Trägern unterirdischer Ideen, deren Werk erst im Moment des Ausbruchs offenbar wird. Nowikoff war seines Standes ein Buchdrucker; er gründete Buchhandlungen und Schulen in mehreren Städten, er gab die erste russische Revue heraus. Er ließ Uebersetzungen machen, und veröffentlichte sie auf seine Kosten. So erschien zu seiner Zeit die Uebersetzung des Esprit des lois, des Emil, verschiedener Artikel aus der Encyclopädie, Alles Werke, deren Druck die Censur unseres Zeitalters keinenfalls gestatten würde. Bei allen diesen Unternehmungen wurde Nowikoff kräftig durch den Freimaurer-Orden unterstützt, in dem er Meister vom Stuhl war. Welch eine ungeheure That war der kühne Gedanke, in Ein moralisches Interesse, in Eine brüderliche Gemeinschaft Alles hineinzuziehen, was geistig Reifes da war, von dem großen Edelmanne des Reiches, wie dem Fürsten Lapukhin, an bis zu dem armen Schulmeister und zum Distrikts-Chirurgen hinab."

Auch Katharina erachtete, daß bei ihren Freimaurern Arndt, Spener rc. jedenfalls nur der Deckmantel für Voltaire und Rousseau seien, gegen die sie jetzt sehr mißtrauisch geworden war; und zudem existirte vom J. 1743 her ein gerade aus Anlaß von Beschwerden der Synode über auswärts gefertigte Uebersetzungen Arndt's rc. ergangenes Verbot solcher ausländischen Translationen theologischer Bücher überhaupt, und aller inländischen ohne Approbation der Synode. Als sie vollends vernahm, daß der Großfürst Thronfolger selbst von Nowikoff in den Freimaurer-

Orden aufgenommen sei, glaubte sie, dem unberufenen Aufklärungswerk ein schnelles Ende machen zu müssen. Paul setzte auch wirklich, gleich bei seinem Regierungsantritt, den Nowikoff in Freiheit; aber die Freisinnigkeit mußte bei ihm gleichfalls sehr bald dem finstersten Mißtrauen Platz machen, das in demselben Maße bis zu leidenschaftlichem Hasse und bitterer Misanthropie sich steigerte, als er die in Rußland umherschleichenden „unterirdischen Ideen“ außerhalb Fleisch und Blut annehmen und Alles überwältigen sah. Die Furcht trieb ihn zu den schärfsten und widersinnigsten Maßregeln gegen allen Einfluß vom Ausland und die Ausländer, selbst gegen ihre Trachten und Kleider-Moden. Insbesondere verpönte er unbedingt alle französischen Schriften, ja endlich überhaupt alle Literatur von jenseits der russischen Gränzen; die Träger der „unterirdischen Ideen“ aber lachten höhnisch: die Freiheits-Literatur sei schon massenhaft genug in Rußland, und mit nichts sei der Revolution besser gedient, als wenn man nun den Widerlegungen den Eingang versperre, die doch immer in besserer Qualität auswärts erzeugt würden, als im Inland selbst unter czarischer Approbation *). Das Gift wirkte also weiter, trotz aller Reactionswuth Pauls; wenn die Martinisten auch, bemerkt Graf Krasinsky, ihre früheren Arbeiten nicht wieder aufnehmen konnten, so verfolgten sie doch im Stillen „ihre philanthropischen Zwecke.“ Paul starb aber bekanntlich schon 1801, nach bloß fünfjähriger Regierung, an derselben Krankheit, wie Peter III., und für die „unterirdischen Ideen“ der Propaganda brach eine neue Zeit der Publicität an, ja, ihre „philanthropischen Zwecke“ wurden sogar officiell, nachdem es ihnen gelungen war, für jetzt wieder ihre protestantische Seite fast ausschließlich hervorzukehren.

---

*) (Massow) mémoires secrets sur la Russie. Londres 1802. III, 8.

Die Union der russischen Maulwürfe trat demnach in die Epoche der „Bibelgesellschaften“ und des „Zionsboten“ ein. Czar Alexander hatte nach den französischen Kriegen, unter dem Einfluß der berüchtigten Schwärmerin Madame Krüdener, selbst eine aftermystisch-protestantische Richtung eingeschlagen, und „wie er denn“, erzählt Graf Krasinsky, „das Beßte seiner Unterthanen aufrichtig wollte, berief er die Martinisten zu seinen Rathgebern, machte einen derselben, den Fürsten Galitzin, zum Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts, worauf Galitzin und die Brüder sich wieder in Bewegung setzten, von der Regierung protegirte Bibelgesellschaften gründeten, Uebersetzungen mehrerer religiösen Werke nach Art der Stilling'schen verbreiteten, durch Labzin ein russisches Journal herausgaben, das ganz in mystischem Geiste gehalten, und „„Der Zionsbote““ betitelt war. Der Zionsbote gewann eine große Zahl gesinnungsverwandter Abonnenten“ — allein abermals nahm die Herrlichkeit ein plötzliches Ende, und wieder schlüpft Krasinsky leicht über die Katastrophe hinweg. „Die liberale und religiöse Richtung Alexander's“, sagt er, „machte einer Politik Platz, deren Streben ist, alle die verschiedenen nationalen und religiösen Elemente des ungeheuren Reiches unter ein uniformes System zu zwingen. Daher die Verfolgung der griechisch-unirten Kirche, daher die Attentate auf Vernichtung des Protestantismus in den baltischen Provinzen, daher auch die Unterdrückung der Bibelgesellschaften, und der Befehl an die protestantischen Missionen in den asiatischen Provinzen Rußlands, ihre Arbeiten einzustellen.“

Ganz gut! Nur hat der edle Eiferer für's lautere Evangelium der Slaven vergessen, die gewaltigen Ereignisse zu beschreiben, welche zwischen die letzten Tage Alexander's und den Regierungsantritt Nikolaus' fielen, oder zwischen die officielle Blüthe der „Bibelgesellschaften“ und „Zionsboten“, und das strenge Verbot der Bibelgesellschaften und Zionsbo-

ten. Im Folgenden soll dieß Versehen des Grafen gut gemacht werden; vorerst nur soviel, daß jenes Verbot im J. 1826 erfolgte, und zwar als unmittelbare Folge der Entdeckungen, welche die Criminal-Commission zur Untersuchung der furchtbaren Verschwörung vom 14. Dec. 1825 dem neuen Czar zur Vorlage brachte. War ja der Dolch schon geschliffen gewesen, der dem guten Alexander seine evangelischen Sympathien lohnen sollte, und herzen mit dem socialistischen Jungrußland von heute rühmen den „Zionsboten" und die „Bibelgesellschaften" von damals nicht umsonst als ihre unschätzbaren Vorläufer. Der Graf dagegen konnte und durfte ihre Hauptverdienste aus zarter Rücksicht nicht einmal berühren; und doch sind diese äußerst namhaft. Nicht nur empfing das December-Complott die geheimen Mittel, die esoterische Organisation und die verborgenen Schleichwege von der protestantischen Freimaurer-Propaganda; nicht nur war seine exoterische Thätigkeit eigentlich diese selbst, nur aus dem engen Kreis der Literatur herausgetreten, und jetzt namentlich auch unter dem Vorwande von Wohlthätigkeitszwecken wirksam; jenes Complott hatte dieser Propaganda sogar auch mehrere seiner Hauptpersonen zu verdanken, wie denn die gepriesenen Namen der letzteren im ersteren sich fast durchaus wieder finden. Freilich waren die jüngern Complottirer meistens schon die Söhne jener älteren Freimaurer, z. B. der zum „Dictator" erwählte Fürst Trubetzkoy, ein Fürst Galitzin rc. Aber ein paar Meister vom Stuhl aus der Glanz-Periode der Martinisten waren doch noch vorhanden, um jetzt den höchsten Rang auch unter den Verschworenen vom 14. December zu bekleiden. So der obengenannte wirkliche Staats-Rath Turgeneff, und vor Allem der alte Evangelist Herr Nowikoff selber. Vor seiner „typographischen" Wirksamkeit Kanzlei-Director des General-Gouverneurs von Kleinrußland, und unter Paul abermals mit dem Exil bestraft, starb er zwar schon im J. 1818, aber nach Aussage der amtlichen

[redacted]

Berichte über das Complott vom 14. Dec., war er doch noch als leitendes und anweisendes Hauptmitglied bei dem ganz freimaurerisch geordneten und gegliederten „Bund des Heils" thätig, welcher das erste Stadium der Verschwörung bildete. Kurz, die protestantisch-voltairianische Freimaurer-Propaganda und die nächste russische Revolutions-Periode gehören zusammen, wie Mutter und Tochter.

LV.

Von Mohr's Rückkehr zur katholischen Kirche.

Kaum hat die Schweiz in den letzten Tagen eine ihrer geachtetsten Celebritäten, K. L. v. Haller, zu Grabe geleitet, so begegnet uns von einer andern Seite her wieder eine ähnliche Erscheinung, nicht minder, auch im Tode noch, wohlthuend und erquickend auf dem kirchlichen Boden der Schweiz, den die radikale Gluth-Sonne so recht austrocknen und versengen möchte, durch das Mittel eidgenössischer Pflanzschulen des Radikalismus und ihre Tollhäuslerarbeit um die Bischofswahl in Solothurn im Geiste und Sinne der jungen Helvetia. Am 4. d. Mts. wurde zu Chur, im Kanton Graubünden, der Bundesstatthalter Theodor v. Mohr beerdiget, nachdem er kurz zuvor, wie er selbst auf dem Todbette sagte, aus voller Ueberzeugung zur katholischen Kirche übergetreten. Der Uebertritt geschah auf seiner Reise nach Zürich, wo er bei den dortigen Aerzten Hülfe für seinen bedenklichen Gesundheitszustand gesucht. Nach Chur zurückgekehrt, empfing er auf seinem Krankenlager, auf rührende Weise, aus den Händen des Hochw. Bischofes v. Carl die heiligen Sakramente, und harrte dann getrost seiner Auflösung entgegen. Die neue Acquisition auf dem Gebiete des

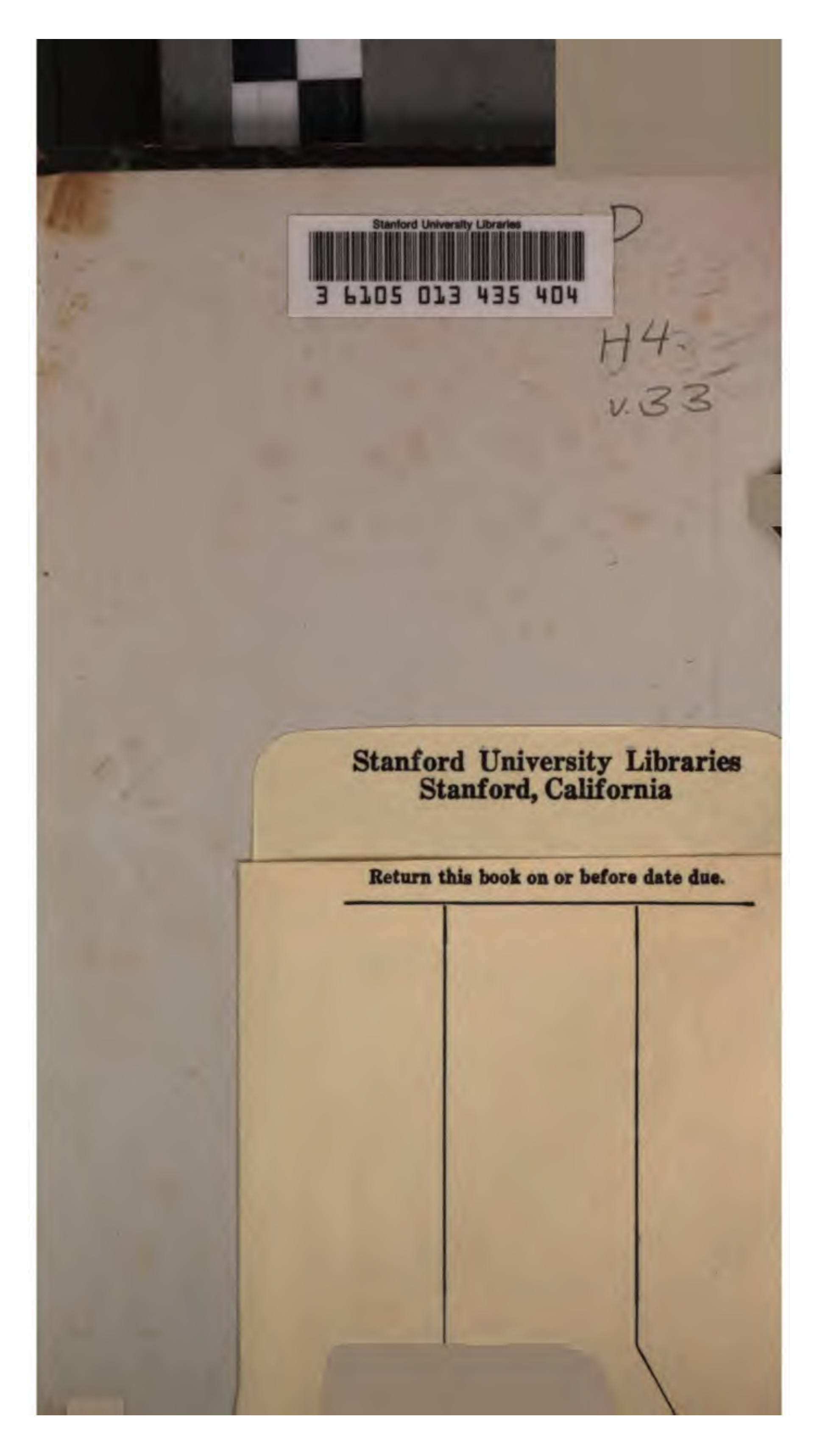
Geistes und dem Wege der wissenschaftlichen Forschung hat um so mehr Aufsehen gemacht, als Herr v. Mohr eine hervorstechende Persönlichkeit dieses Landes war. Bekannt als rechtlicher Mann bei seinen Mitbürgern, in freier unabhängiger Stellung, war er seiner Zeit als Regierungsmitglied sogar Präsident der reformirten Landessynode. Als Geschichtsforscher hat er verdienten Ruf in weiteren Kreisen, und es ist sehr zu bedauern, daß die historischen Studien, die sich zum Theil in seinem „Archiv für bündnerische Geschichte" niedergelegt finden, so bald abgebrochen werden mußten. Diese Studien waren es wohl auch, die ihm so manchen Blick in die Geschichte des Abfalls und die Art, wie er vorzüglich in den bünden'schen Thälern*) vor sich gegangen, geöffnet, ihm das Kalte, Herz- und Bodenlose des eidgenössischen Protestantismus und seiner politischen Tochter, des jungen Radikalismus in der Schweiz, gezeigt, und so allmählig seine Ueberzeugung bis zu dem entscheidenden Schritte gefördert. Wohl zeigt die Winkelpresse Lust, und macht der genferische Toleranzeifer Miene, auch hier wieder die Auftritte neu aufzulegen, die seiner Zeit bei Haller's und Hurter's Conversion vorfielen; denn das Wort: de mortuis nil nisi bene! ist jenen weniger bekannt, als den Heiden, und tolerant sind sie gegen Alles, nur nicht gegen die bessere Ueberzeugung. Aber es mag schwer halten, hier der Wahrheit das Licht aus der Hand zu schlagen. Auf dem Todbette — wie sein Sohn erwiderte, als er im Auftrage des Vaters dem reformirten Pfarrer und Antistes von Chur die Anzeige machte — wird man wohl nicht einem andern Zuge, als dem der Ueberzeugung von der Wahrheit folgen!

*) Der Mönch von St. Blasien, Eichhorn, sagt über die Einführung der Reformation in Graubünden, sie wäre nie eingedrungen, nisi *mali sacerdotes* portam aperuissent, et boni eam claudere neglexissent.

Druckfehler.

S. 101, Z. 16 v. u. lies: Cor, statt Coe.

S. 815, Z. 9 v. o. lies: Neupreußen, statt: Altpreußen.


Stanford University Libraries
3 6105 013 435 404
D
H4
v.33
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.